A. E. Brehm's

Illustrirtes Thierleben.

Erster Band.


Thierleben
von A. E. Brehm
Robert Kretschmer
Rich. ILLNER sc

Illustrirtes

Thierleben.

Eine allgemeine

Kunde des Thierreichs

von **A. E. Brehm.**

Mit Abbildungen, ausgeführt unter Leitung von **R. Kretschmer.**

Erster Band.

Hildburghausen,
Verlag des Bibliographischen Instituts.
1864.

Der

Zoologischen Gesellschaft zu Hamburg

gewidmet vom

Verfasser.

Erste Abtheilung.

Die Säugethiere.

Erste Hälfte.

Affen und Halbaffen, Flatterthiere und Raubthiere.

Ein Blick auf das Leben der Gesammtheit.

Selbst wissenschaftlich gebildeten Männern kommt es schwer an, die Lehrbücher der Naturbeschreibung des Thierreichs aus der Hand zu legen, ohne eine Regung ihrer verletzten Eitelkeit zu verspüren. Der „nach dem Bilde Gottes" geschaffene Mensch, der „Herr alles Dessen, was da fleucht und kreucht", der „Gebieter der Erde," wird in diesen Lehrbüchern in seiner ganzen Blöße dargestellt: er eröffnet oder schließt die Reihe der belebten Wesen, welche wir „Thiere" nennen. Er, für den schon die uralte Sage einen besonderen Schöpfungstag ansetzt; er, welcher von den Wortgläubigen mit Dem begabt wird, was allen übrigen Geschöpfen mangeln soll; er, welcher allein einen aufrechten Gang erhielt, „damit seine ausschließliche Befähigung zur Erkenntniß Gottes, sein Aufblick zum Himmel, deutsam werde": erscheint hier nur als — ein Säugethier! „Erste Ordnung, einzige Familie, einzige Sippe: **Mensch**!" — so heißt es im Lehrbuche; und unmittelbar hinter dem Homo sapiens folgt — der Gorilla oder der Orang-Utang.

Die Naturwissenschaft kennt keine Rücksichten, wenn es gilt, die Wahrheit, die thatsächliche Wirklichkeit zu verkünden: und sollte sie auch noch so theuren, weil Jahrtausende lang gehegten Wahn, noch so beglückende Gefühle der Eitelkeit zerstören müssen. Der Mensch ist, leiblich betrachtet und von dem Naturforscher angesehen, wirklich Nichts mehr und Nichts minder, als ein Säugethier, oder ein lebendes, fühlendes Wesen mit rothem, warmen Blute, welches lebendige Junge gebiert und sie mit seinem, nur verwandelten Blute großsäugt: und jede Mutter, welche sich ohne zu grübeln und mit namenloser Wonne ihrem Kinde hingibt, welche das schönste Bild des Menschen darstellt, beweist, — daß sie der ersten Klasse des Thierreichs angehört; und jeder, auch der unwissenschaftlichste und oberflächlichste Beobachter muß zugestehen, daß zwischen dem Menschen und dem Orang-Utang die Aehnlichkeit größer ist, als zwischen dem Affen und dem Pferd oder Rind. Wir Naturforscher können darin, daß wir den Menschen zu den Säugethieren zählen, nichts Verletzendes für ihn finden.

Die große Menge stößt sich gewiß auch nicht an das Wort „säugen": es verletzt sie wohl blos der Begriff „Thier". Und sie hat Recht. Jeder wahre Mensch beweist auch, daß zwischen seinem Geschlechte und den höchststehenden Thieren in der gewöhnlichen Bedeutung eine weite Kluft besteht. Mag auch der Mensch in noch so traurigem, beklagenswerthen Zustande sich zeigen: er bleibt immer Mensch, er ist immer noch erhaben über dem höchsten Affen, leiblich, wie geistig. Selbst wenn wir vergleichend unseren Maßstab an den durchaus verthierten Menschen legen, finden wir noch immer genug Berechtigung für uns, auch ihm die unbestreitbar höchste Stellung unter allen Geschöpfen anzuweisen.

Gleichwohl darf man nicht glauben, daß man eine solche Berechtigung ganz ohne Weiteres voraussetzen könne. Der Kaukasier, der bildungsfähigste und gebildetste Mensch allein, reicht zur Vergleichung nicht aus. Es gibt Menschen auf unserem Erdball, welche scheinbar tief unter dem Thiere stehen. Baron von Hügel hat eine Menschenart gezeichnet, gegen welche uns der Pavian als ein glückseliges, beneidenswerthes Wesen erscheinen muß. Ich will seine Worte hier wiedergeben; sie werden wesentlich dazu dienen, uns Menschen den Menschen kennen zu lehren:

„Von den unglücklichen Bewohnern Neuhollands ein Bild zu entwerfen", sagt er, „ist für den Menschenfreund eine traurige Aufgabe. Von der Natur ist wohl kein Thier grausamer, als diese Menschen behandelt worden. Ihr Körper ist häßlich und unförmlich, ihre Züge sind Abscheu erregend. Der

Ausdruck ihres Gesichts ist gräßlich: es ist ein Mittelding zwischen jenem eines Cretins und eines Betrunkenen. Wenn man in ihr Auge sieht, so findet man den eigenen Blick bald wie an einer Mauer abprallen; es ist Nichts, was sich dem Innern des Auges zeigt, keine Frage, keine Neugierde, kein Erstaunen, kein Gedanke; kein Geist bewegt sich darin, — mit einem Worte: es ist seelenlos. Ihr Auge trügt nicht: — es ist leider der treue Spiegel ihres Innern. Wie bei einem Thiere hat die Seele des Neuholländers keinen Aufschwung; nur mit dem leiblichen Leben ist er beschäftigt, nur mit Dem, was sein Körper bedarf. Hat nun die Natur diese ihre Stiefkinder einerseits blos auf die seelenlosen Freuden des Körpers angewiesen, so hat sie ihnen anderseits nicht die Möglichkeit gegeben, ihre Wünsche zu befriedigen, kaum ihren Unterhalt zu finden, ja, nicht einmal den Instinkt der Vorsicht, wie es bei manchen Thieren der Fall ist, welche sich Vorräthe anlegen. Und wie nöthig wäre Dies gerade hier; denn Neuholland erzeugt keine eßbare Frucht, keine Pflanze, welche zum Genusse, keinen genießbaren Samen, keine Körnerfrucht, kein eßbares Knollengewächs, welche zum Anbau tauglich wären, kein vierfüßiges Thier, welches als Hausthier gebraucht werden könnte, keines, welches Milch gibt, kein sich schnell vermehrendes, kein Huhn. Schöne und wunderbare Pflanzen, außerordentliche Thierformen, — allein Nichts, was für die Bedürfnisse des Menschen dienen kann. Geschmückt, wie der herrlichste Garten, in welchem der Gärtner jede Pflanze zum Liebling erkoren hat, breitet sich das Land unabsehbar vor dem staunenden Fremdlinge aus: kräftig und unberührt von Menschen und Thieren ist Wald und Flur; kein Fußpfad schlängelt sich durch den bunten Teppich der Wiesen, keine Spur des Wildes erspäht der Blick. Es ist, als sei Neuholland nur für die Pflanzenwelt erschaffen. Ihre Formen sind edel und schön, — von Menschen und Thieren hat die Natur nur Zerrbilder geliefert."

Die Familienbande unter dem Urvolk Neuhollands sind lose: es gibt unter ihm keine engeren Verbindungen, als die einer Horde. Wie ein Rudel wilder Thiere durchziehen die Neuholländer in der jeder Horde gehörigen Gegend das Land, ohne ein Dorf, ohne ein Haus, ohne eine Hütte, ohne ein Zelt zu besitzen. Keine Höhle, keine Grube schützt sie gegen das Wetter, nicht einmal Kleidung; von keinem Anbau, von keinem Herde ist die Rede: — auf solch einer niederen Stufe der Menschheit steht der Neuholländer. Und dennoch! sollte man es glauben, ist es noch ein Schritt weiter, bis der Uebergang des Menschen zum Thiere fast unmerklich ist. Diese niedrigste Menschengattung bewohnt manche Gebirgsgegenden Indiens; es ist ein Stamm, welcher unstreitig zu derselben Rasse, wie der Neuholländer gehört; allein jener Indianer hat es nicht bis zur Bildung einer Horde gebracht, kaum eine Familie findet man vereinigt; — Mann und Frau leben einzeln und flüchten affenähnlich auf die Bäume, wenn man ihnen zufällig begegnet."

Auch diese hier geschilderten Geschöpfe heißen und sind Menschen; auch sie muß man in den Kreis der Betrachtung ziehen, wenn man den Menschen mit dem Thiere vergleichen oder ihn von demselben trennen will. Bei ihnen gilt die so beliebte Auffassung des Menschen vom Standpunkte der Gottesgelehrten nicht mehr; auf ihren Leib sind die Worte der Bibel kaum mehr anwendbar, und ihr Verstand erreicht die Ausbildung nicht, daß wir von ihm und der Vernunft als Gegensätzen reden könnten. Und dennoch stehen sie noch immer hoch über den Thieren: die ebenmäßige, einhellige Ausbildung des Leibes allein schon ist es, welche ihnen ihre Stellung sichert. Durch sie, durch die ihm gewordene Vollendung der thierischen Gestalt, unterscheidet sich auch der thierähnlichste Mensch noch immer unendlich weit von dem menschenähnlichsten Thiere. Und so mag es erlaubt sein, von dem Menschen im Gegensatze zum Thiere zu reden; so mag es gerechtfertigt erscheinen, wenn ich hier die erste Ordnung der Klasse, welche wir im Nachstehenden betrachten wollen, ganz überspringe oder höchstens hier und da berücksichtige, wo wir vergleichen müssen. Unser Buch überläßt den Menschen Denen, welche berufen sind, ihn so ausführlich zu behandeln, als er behandelt sein muß, und beschäftigt sich dafür ausschließlich mit den Säugethieren von der zweiten Ordnung an.

Der Altvater der Thierkunde, Linné, einer der größten Naturforscher aller Zeiten und „das Haupt aller früheren, gegenwärtigen und zukünftigen Jünger der Wissenschaft," theilte in seinem unsterblichen Werke „Systema naturae" die Thiere in sechs Klassen ein: in Säugethiere, Vögel, Lurche, Fische, Kerbthiere und Würmer. Er vereinigte somit in den beiden letzten Klassen so viele verschieden gebaute und gebildete Geschöpfe, daß seine ausgezeichnete Arbeit doch nur für die Zeiten der Kindheit unserer Wissenschaft giltig sein konnte. Viele Forscher versuchten es nach ihm, diese Eintheilung zu berichtigen, bis endlich Cuvier im Jahre 1829 die beiden durchgreifenden Gegen-

säße der Ausbildung des thierischen Leibes zur Geltung brachte und die wirbellosen den Wirbelthieren gegenüber stellte. Er vereinigte die ersten vier Klassen Linné's zu der einen, die beiden letzten zu einer andern Halbscheid, trennte dagegen die bunt zusammengeworfenen „Kerbthiere" und „Würmer", ihrer natürlichen Beschaffenheit Rücksicht tragend, in drei größere Kreise (Weich-, Glieder- und Pflanzenthiere) und bildete aus ihnen funfzehn Klassen. Hiermit legte er den Grund der heutigen Thierkunde: und alle Naturforscher nach ihm haben nur auf dieser Grundlage fortgebaut.

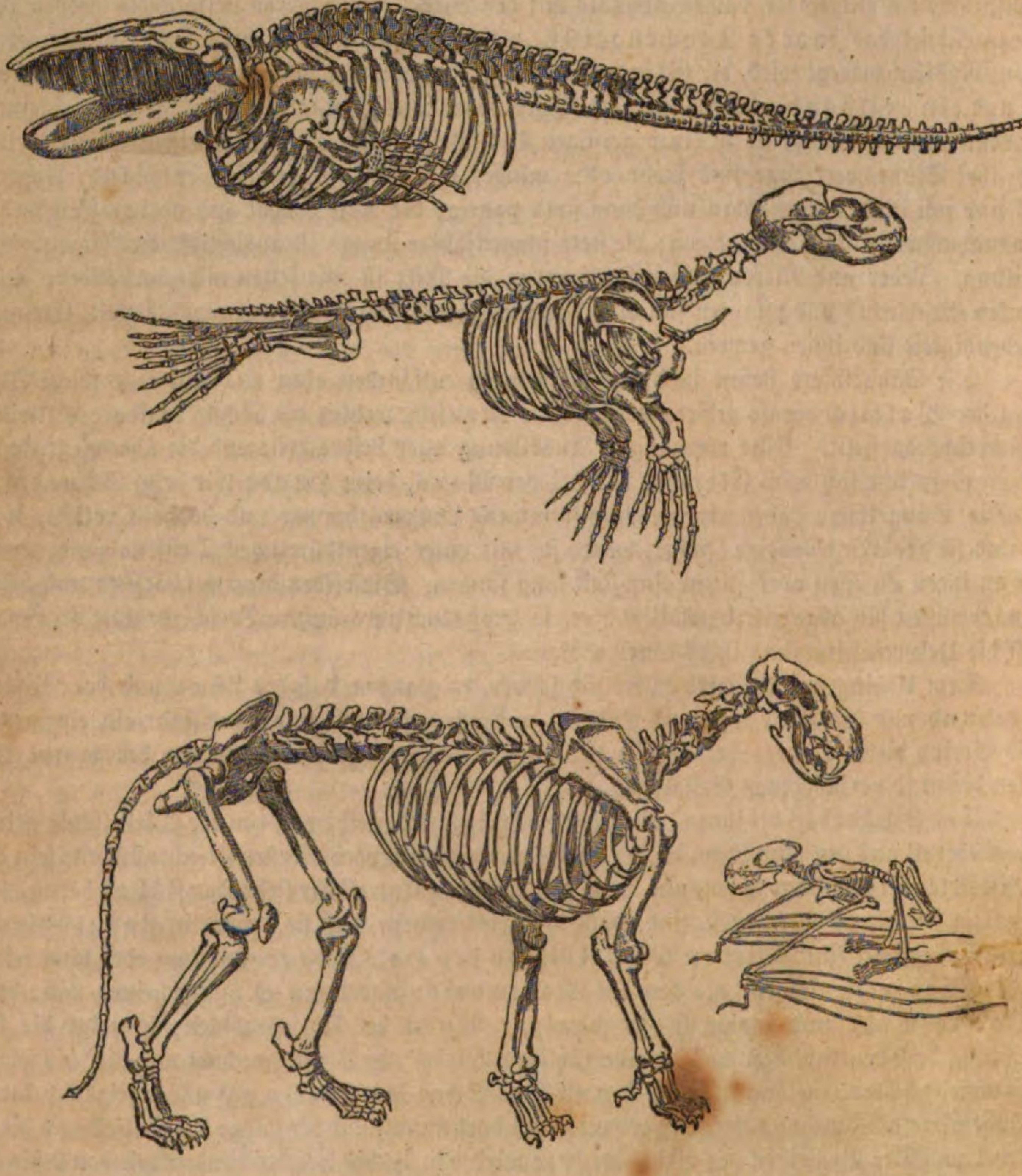
Es ist unerläßlich, daß wir zunächst, wenn auch nur flüchtig, einen Blick auf die Gesammtheit der Klassen werfen, deren erste uns zunächst beschäftigen soll. Alle Wirbelthiere haben so entschieden übereinstimmende Merkmale, daß sie niemals mit den wirbellosen Thieren verwechselt werden können. Sie kennzeichnet das innere Knochengerüst, welches Höhlen für Gehirn und Rückenmark bildet und von Muskeln bewegt wird, die Gliedmaßen, deren Zahl niemals vier überschreitet, das rothe Blut und ein vollständiges Gefäßnetz. Ihre hohe Entwickelung ist deutlich genug ausgesprochen. Das große Gehirn befähigt sie zu einer geistigen Thätigkeit, welche die aller übrigen Thiere weit überwiegt; ihre Sinneswerkzeuge sind mehr oder minder einhellig, gleichmäßig entwickelt: Augen und Ohren sind fast immer vorhanden und dann stets paarig; die Nase besteht aus zwei Höhlen und dient nur ausnahmsweise als Tastwerkzeug; die stets schmeckfähige Zunge ist ausschließliches Eigenthum der Abtheilung. Leber und Nieren finden sich immer; die Milz ist nur selten nicht vorhanden. Alle sind getrennten Geschlechts und pflanzen sich blos durch Begattung fort. Bewegungsfähigkeit, Empfindung und Lebendigkeit sind ihnen gemein.

Die Säugethiere stehen in dieser Abtheilung entschieden oben an: und eine solche Stellung verlangt der Walfisch ebenso gebieterisch, wie der Mensch, welcher die höchste denkbare Entwickelung im Thierreiche darstellt. Eine ebenmäßige Ausbildung aller Leibestheile und die überwiegende Masse des Gehirns spricht sich beim Elefant wie bei der Maus, beim Hunde wie beim Schnabelthier aus. Die Säugethiere haben eine sehr vollkommene Lungenathmung und deshalb rothes, warmes Blut, und sie gebären lebendige Junge, welche sie mit einer eigenthümlichen Drüsenabsonderung, der Milch an ihren Brüsten oder Zitzen eine Zeit lang säugen. Sie bilden die am schärfsten und bestimmtesten nach außen hin abgegrenzte Klasse; denn so groß auch ihre äußere Verschiedenheit sein mag, so groß ist die Uebereinstimmung ihres inneren Baues.

Dem Uneingeweihten wird es freilich schwer, zu glauben, daß der Löwe und der Walfisch, der Seehund und die Fledermaus nach ein und demselben Plane gebaut sind: ein einziger Blick auf das Geripp dieser Thiere aber überzeugt auch ihn von der Uebereinstimmung der ganzen Anlage bei allen diesen so verschiedenen Gestalten.

Der Schädel ist bei ihnen, wie bei allen übrigen Säugethieren, von der Wirbelsäule getrennt; er besteht überall aus den nämlichen, im Wesentlichen gleichartig verbundenen Knochenstücken; sein Oberkiefer ist stets mit ihm verwachsen, und die in ihm und dem Unterkiefer stehenden Zähne haben, so verschiedenartig sie gebaut oder gestellt sind, doch das Eine gemein, daß sie immer in Zahnhöhlen oder Alveolen eingekeilt sind. Sieben Wirbel bilden den Hals, mag er nun kurz oder lang sein, den Hals der Girafe ebensowohl als den des Maulwurfs; und wenn es auch scheinen will, daß die Faulthiere mehr und einige Wale weniger Wirbel des Halses zählen, so zeigt die scharfe Beobachtung doch deutlich, daß dort die überzähligen Wirbel zur Brust gerechnet und hier die fehlenden als zusammengeschmolzene angesehen werden müssen. Schon den Vögeln gegenüber zeigt sich der Hals der Säugethiere als durchaus einhellig gebaut: denn dort nimmt mit der Länge des Halses auch die Zahl der Wirbel zu. Der Brusttheil der Wirbelsäule wird von 10 bis 23, der Lendentheil von 2 bis 9, die Kreuzbeingegend von ebensovielen und der Schwanz von 4 bis 46 Wirbeln gebildet. Rippen oder Rippenstummel kommen zwar an allen Wirbeln vor; doch versteht man gewöhnlich unter den Rippen blos die an den Brustwirbeln sitzenden, platten und gebogenen Knochen, welche sich mit dem Brustbeine entweder fest oder durch Knorpelmasse verbinden und die Brusthöhle einschließen. Ihre Zahl stimmt regelmäßig mit jener der Brustwirbel überein; die Zahl der wahren oder fest mit dem Brustbein verwachsenen im Verhältniß zu den falschen oder durch Knorpelmasse an das Brustbein gehefteten ist aber großen Schwankungen unterworfen. Die Gliedmaßen sind diejenigen Theile des Säugethierleibes, welche schon im Geripp die größten Verschiedenheiten bemerklich werden lassen: — fehlt doch das hintere Paar manchen Walthieren gänzlich oder verkümmert wenigstens bis auf ganz unbedeutende Stummel!

Auch am vorderen Gliederpaar weichen namentlich der Schultergürtel und die Hand wesentlich ab; das Schlüsselbein ist sehr stark oder fehlt gänzlich, je nachdem die betreffenden Thiere Gräber oder blos Läufer sind; die Finger sind vorhanden oder verstümmelt, je nachdem die Hand zur Pfote oder Tatze, zum Huf oder zur Flosse geworden ist: es kann die gewöhnliche Fingerzahl Fünf bis auf Eins herabsinken. Die Ausbildung der Knochen des Beines ist nicht minder verschiedenartig. Doch können alle diese Schwankungen und scheinbaren Widersprüche niemals die klare Einhelligkeit des Knochenbaues aller Säugethiere verwischen oder auch nur unklar erscheinen lassen. Sie ist vielmehr



Gerippe von Wal, Seehund, Löwe und Fledermaus.

so groß, daß sich der Kundige aus wenigen Knochen das ganze Gerippe eines ihm noch gänzlich unbekannten Thieres wenigstens in Gedanken zusammenzusetzen vermag.

Dieses Knochengerüst, der Stamm des Säugethierkörpers, wird durch die Muskeln bewegt, durch dieselben Gebilde, welche bei vielen Thieren für uns weitaus das Wichtigste des ganzen Leibes sind, weil sie uns zur Nahrung dienen. Sie, welche wir im gewöhnlichen Leben einfach „Fleisch" zu nennen pflegen, sitzen überall an den Knochen fest und bewegen diese in der allergünstigsten Weise für die Bewegung — nicht immer hinsichtlich der aufzuwendenden Kraft — nach den verschiedensten Richtungen

hin. Ich würde eine genaue Kenntniß des menschlichen Leibes voraussetzen müssen, wollte ich sie beschreiben, und ich will meinen Lesern nicht gern durch allzugelehrte Auseinandersetzungen lästig werden. So mag es genügen, wenn ich bemerke, daß alle Muskeln im genauesten Einklange mit den Eigenthümlichkeiten des Gerippes und mit der Lebensweise des Thieres stehen, welche ja von der Gestalt desselben bedingt und bestimmt wird. Manchfache Veränderungen der ganzen Anlage erschweren zudem eine übersichtliche Beschreibung. Dem einen Thiere fehlt dieser Muskel ganz, bei dem andern ist er besonders entwickelt: der Wal besitzt gar keine eigentlichen Halsmuskeln, bei dem Affen sind sie fast ebenso ausgebildet, wie bei dem Menschen; die Säugethiere, welche klettern, graben, flattern oder greifen, haben starke Brustmuskeln zur Beugung des Armes; diejenigen, welche laufen, starke Hüft- und Schenkelmuskeln; die, welche den Schwanz als fünftes Bein benutzen, besitzen an ihm kräftige Schwanzmuskeln; die Gesichtsmuskeln mangeln dem Schnabelthier, sind aber bei allen Raubthieren auffallend verstärkt u. s. w. Kurz, jedes Thier ist eben für seine Lebensweise besonders ausgerüstet worden, oder aber, die Ausrüstung hat seine Lebensweise bestimmt.

Nicht minder verschiedenartig gebaut sind die weichen Theile des Säugethierleibes. Die Verdauungswerkzeuge lassen, so ähnlich sie auch im Ganzen sind, viele Abweichungen in ihrem Baue erkennen. Der Mund ist bezeichnend für die ganze Klasse: er hat Lippen, welche fleischig und feinfühlend sind, und eine Zunge, welche im Vergleich zu der bei andern Klassen eigentlich erst Zunge genannt werden kann, weil sie wirklich den Geschmack vermittelt. Die in beide Kiefern eingekeilten und sie bewaffnenden Zähne kommen in solcher Ausbildung nur den Säugethieren zu und sind für ihre Lebensweise und Fähigkeiten, sowie für ihre wissenschaftliche Einordnung und Bestimmung entscheidend. Ihre Eintheilung in Schneide-, Eck- und Backenzähne ist bekannt, und ebenso weiß man wohl auch, daß wiederum der Mensch in seinem Gebiß die schönste Einhelligkeit der verschiedenen Zahnarten zeigt; denn jeder meiner Leser hat gesehen, wie sehr die Eckzähne im Maule des Hundes die Schneidezähne, oder wie sehr diese im Maule des Eichhorns die Backzähne durch ihre Ausbildung überbieten. Die Zähne stehen immer im vollsten Einklange mit der Ernährungsweise des Thieres:

„Jeglicher Mund ist geschickt, die Speise zu fassen,
Welche dem Körper gebührt, es sei nun schwächlich und zahnlos
Oder mächtig der Kiefer gezahnt; in jeglichem Falle
Fördert ein schicklich Organ den Gliedern die Nahrung."

So mag nun also der Mund gar keine Zähne mehr haben, wie bei dem Ameisenfresser, oder über 200 Zähne zählen, wie bei einem Delfin: immer wird er aufs Genaueste der Ernährungsweise des Thieres entsprechen.

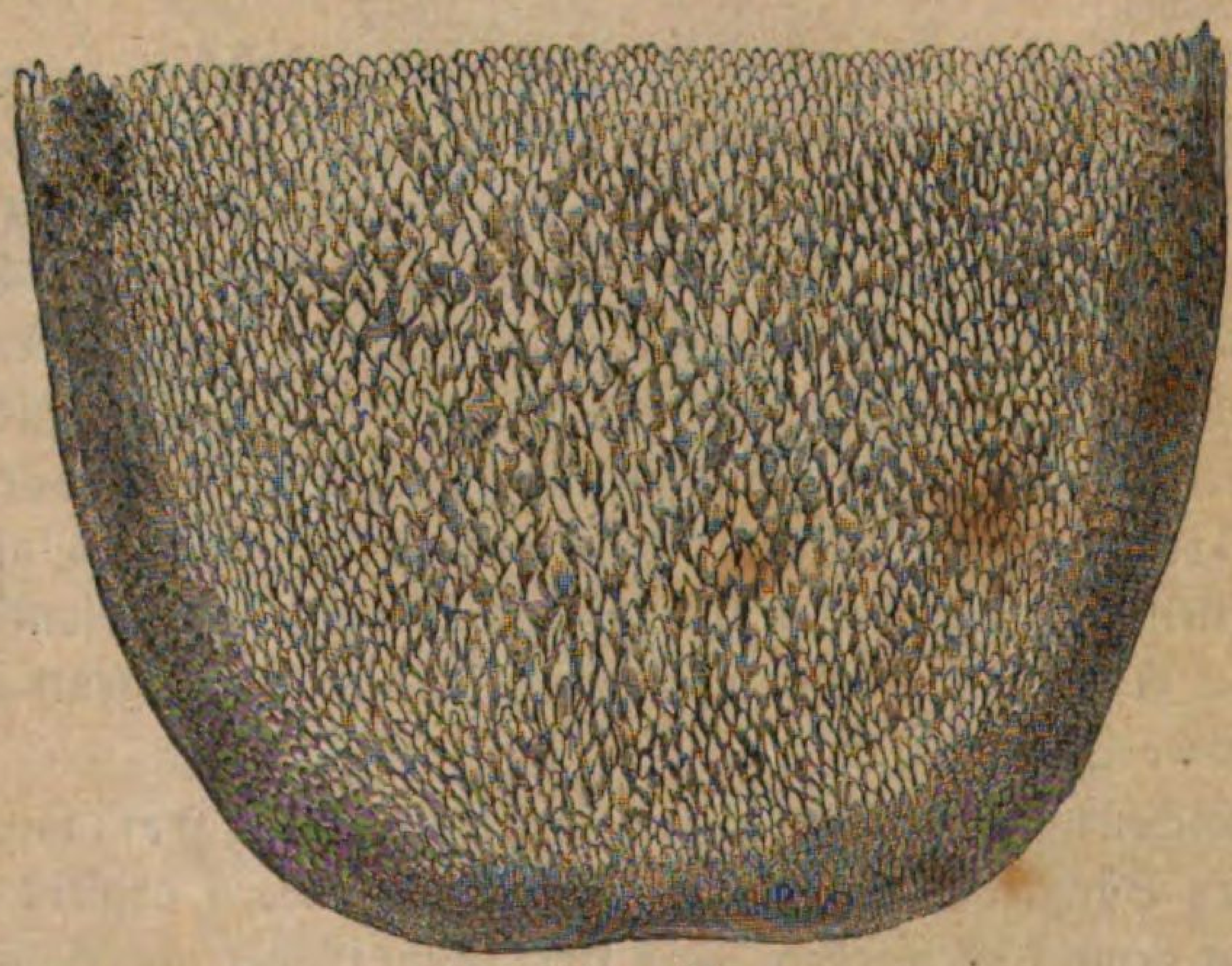
An den Mund reiht sich die Speiseröhre an, welche dadurch ausgezeichnet ist, daß sie sich niemals kropfartig erweitert, wie bei den Vögeln. Der Magen, in welchen der Schlund übergeht, ist eben so wenig jemals ein Vogelmagen, wie ihn selbst die naturunkundigsten Hausfrauen vom Huhn kennen, sondern immer nur ein mehr oder weniger dünnhäutiger, einfacher oder bis dreifach eingeschnürter Sack. Ganz eigenthümlich gebildet ist er bei denjenigen Thieren, welche ihre Speise nach dem Hinabschlingen noch einmal behaglich durchkauen und dann erst in die Abtheilung für Verdauung senden, an den ersten Speichern vorüber. Ueber die ausscheidenden Drüsen, wie Leber, Mund- und Bauchspeicheldrüsen und Nieren ist im Allgemeinen eben so wenig zu sagen, als über den Darm: es genügt, wenn wir festhalten, daß der Harn nur bei den Säugethieren besonders entleert wird, und daß in der Umgebung des Afters oft Drüsen vorkommen, welche ganz eigenthümliche, gewöhnlich sehr stark riechende oder stinkende Stoffe absondern.

Die Gefäße weichen wenig von dem allgemeinen Gepräge ab; Herz und Adern und Aufsauggefäße sind bei dem einen Säugethiere so ziemlich wie bei dem andern, obgleich auch hier Schwankungen in der Gestalt und Anlage bemerklich werden. Das Herz besitzt immer zwei Kammern und zwei Vorkammern, die Schlagadern sind ausdehnbar, die Blutadern innen mit Klappen versehen, die Saugadern haben viele Vereinigungspunkte und münden durch einen Hauptgang in die große Hohlader.

Die Brusthöhle ist durch das Zwerchfell vollständig geschlossen, die Lunge hängt frei in ihr und steht nicht mit besonderen Luftsäcken in Verbindung, die Luftröhre theilt sich in zwei und zuweilen (bei den Walen und mehreren Hufthieren) in drei Zweige und besitzt immer blos einen einzigen

Kehlkopf, welcher im Anfange der Röhre liegt und aus sieben Knorpeln besteht. Mit ihm stehen bei einigen Säugethieren eigenthümliche Stimmsäcke in Verbindung.

Gehirn und Nerven sind sehr verschieden ausgebildet. Ersteres füllt zwar regelmäßig die Schädelhöhle aus: allein die Schädelhöhle ist auch oft verhältnißmäßig sehr klein und die Masse des Gehirns dann äußerst gering. Bei keinem einzigen andern Säugethiere überwiegt das Gehirn das Rückenmark in demselben Grade, wie bei dem Menschen, und bei keinem ist das große Gehirn so entwickelt, wie bei ihm. Hierin gibt sich schon leiblich die geistige Ueberlegenheit des Menschen über alle übrigen Thiere kund. Bei den geistesarmen Säugethieren ähnelt das Gehirn noch ganz dem der Vögel; doch erhebt es sich von den am wenigsten Begünstigten zu den vollkommeneren rasch und zu außerordentlicher Entwickelung und zeigt bald die eigenthümlichen Windungen, deren Anzahl und Ausdehnung im Verhältniß zu der geistigen Befähigung stehen. Die Sinneswerkzeuge zeigen eine große Uebereinstimmung in ihrer Anordnung; nur bei den Walen finden sich Abweichungen von der allgemeinen Regel. Diese besitzen wohl noch eine Nase, aber in ihr keinen Geruchssinn: denn ihr Riechnerv fehlt gänzlich, und die Nase ist einzig und allein zu einer Athmungshöhle bestimmt. Uebrigens sind die Nasenlöcher bei allen Säugethieren paarig und von Knochen und Knorpeln umgeben, welche ihre Gestalt bedingen. Auffallend verlängerte Nasen oder Rüssel, welche zuweilen sehr umfassend bewegt werden können, sind regelmäßig Tastwerkzeuge geworden. Die Riechmuscheln, auf denen der Riechnerv sich ausbreitet, stehen hinsichtlich ihrer Größe und Ausdehnung mit der Ausbildung des Sinnes in geradem Einklange. Die Werkzeuge des Gehörs sind weit vollkommener, als die aller anderen Klassen; das Ohr besitzt stets die drei Ohrknöchelchen, Hammer, Ambos und Steigbügel, und bei allen höheren Ordnungen und namentlich bei den Landbewohnern eine oft sehr große Muschel. Das Gesicht überwiegt die übrigen Sinne nicht in dem Grade, wie bei den Vögeln; die stets paarigen Augen sind immer verhältnißmäßig klein und niemals im Innern willkürlich beweglich, wie die der zweiten Thierklasse; die Nickhaut ist bereits verkümmert, die Lider aber sind vollkommen und auch die Wimpern schon hier und da vorhanden; der Stern ist rund oder senkrecht und seitlich verlängert. Bei einigen Säugethieren, wie bei dem Blindmoll, verkümmern die Augen. Die Muskeln, welche den Augapfel bewegen, sind oft zusammengesetzter und zahlreicher, als bei dem Menschen; denn zu den vier geraden und zwei schiefen, welche hier wirken, treten noch andere hinzu. Der Geschmack ist weit vollkommener, als der der Vögel, wie schon die fleischige, nervenreiche Zunge schließen läßt. Diese zeigt sich übrigens höchst verschieden hinsichtlich ihrer Gestalt, Beschaffenheit und Bewegungsfähigkeit: sie kann breit, platt, flach und unbeweglich, oder schmal, lang, ja wurmförmig und vorstreckbar sein; sie ist zuweilen an den Seiten gefranst, zuweilen mit Hautstacheln besetzt, wie z. B. die Zunge des Löwen oder



Zunge eines Löwen.

aller Katzen überhaupt. Sie kann unter der eigentlichen Zunge noch Anhängsel, die Unterzunge, haben rc. Das Gefühl endlich zeigt sich als Tastsinn in ziemlich hohem Grade und kann durch die Nase oder durch die Hand oder auch durch Schnurrhaare vermittelt werden. Das Vermögen der Empfindung macht sich stets und fast an allen Leibestheilen bemerklich.

Man hat die Säugethiere oft „Haarthiere" genannt, damit aber niemals die ganze Klasse scharf bezeichnet. Die Haare, welche wir als Grannen- und Wollhaare, Wolle und Borsten unterscheiden, sind allerdings vorherrschend, doch kommen auch Schuppen und Stacheln, hornige Schilder und hornartige Hautschwielen oder die bloße Haut als äußere Leibesbedeckungen vor, wie ja überhaupt die Gebilde der Oberhaut höchst verschieden sein können, obgleich sie allesammt nur als manchfaltige Ausprägungen ein und desselben Stoffes betrachtet werden müssen. Eine solche Verschiedenheit zeigt sich auch in den Nägeln, welche bald glatt und dünn, bald rund und dick, gerade und gebogen, stumpf und scharf, oder Nägel und Krallen, Klauen und Hufe sind.

Weit bezeichnender, als alle diese bisher betrachteten Eigenthümlichkeiten des Säugethierleibes sind die Geschlechtstheile für unsere Klasse. Die äußere Gestalt derselben darf als bekannt vorausgesetzt werden, den inneren Bau derselben müssen wir jedoch etwas ausführlicher betrachten. Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß die Geschlechtswerkzeuge die allervollkommensten in der ganzen Thierreihe sind. Was in den unteren Klassen nur angedeutet oder wenigstens nicht ausgeführt ist, erscheint hier vollendet. Schon die äußeren Reiz- und Begattungswerkzeuge sind weit vollkommener, als bei den Vögeln; die inneren erzeugenden und ernährenden Drüsen sind bei diesen ebensowenig vorhanden, als die Milchdrüsen, welche dem neugeborenen Jungen seine Nahrung liefern. Alle weiblichen Säugethiere besitzen einen paarigen, nur bei dem Schnabelthier und Ameisenigel verkümmerten Eierstock und Eileiter, sowie einen Fruchthälter, in welchem das befruchtete Ei zur Reife gelangt. Der Eierstock ist rundlich, eiförmig oder traubig und enthält viele, aber sehr kleine Eierchen, so daß erst die Neuzeit Näheres über sie berichten konnte. Von hier aus führen die Eileiter zum Fruchthälter hinab, welcher bei den obengenannten Thieren blos eine Erweiterung des hier sehr einfachen Organs ist, bei den Beutelthieren und vielen Nagern als eine doppelte Ausweitung beider Eileiter angesehen werden kann, bei den höher stehenden Ordnungen aber zu einem einzigen Sacke zusammenschmilzt. Er mündet bei den Schnabelthieren in den unteren Mastdarm, bei allen übrigen mit dem Harnleiter in die Scheide. — Die äußeren Ernährungsdrüsen für das neugeborene Junge, die Brüste oder Zitzen, fehlen bei keinem Säugethiere, sind aber bald an die Brust allein, bald zwischen die Leisten, bald endlich auf Brust, Bauch und Leistengegend zugleich gestellt und schwanken auch in ihrer Zahl zwischen Zwei und Zwölf. Sie bestehen aus zelligen, blinden und offenen Röhren und sondern aus dem Blute die Milch ab, welche durch eine mehrfach durchbohrte Warze ausfließen kann. Kurz vor und nach der Zeugung treten sie in Wirksamkeit; in der Kindheit sind sie nur angedeutet.

Diese allgemeinen Bemerkungen mögen für unsere oberflächliche Betrachtung des Säugethierleibes genügen. Wer sich darüber ausführlich belehren will, findet Hand- und Lehrbücher genug, welche ihn in verständlicher oder dunkler Weise mehr berichten können, als er vielleicht selbst wünscht. Unser Zweck ist, das Leben des Leibes und der Seele, das Leben des ganzen Thieres kennen zu lernen, und diesen Zweck fassen wir daher vor Allem ins Auge.

Das Leben aller Angehörigen der ersten Klasse bietet uns reichen Stoff zur Belehrung und Unterhaltung. Die Säugethiere leben nicht so viel, wie die Vögel; denn ihr Leben ist bedächtiger und schwerfälliger, als das jenes leichtsinnigen Volkes der Höhe. Ihnen mangelt die heitere Lebendigkeit und unerschöpfliche Lebensfröhlichkeit der Lieblinge des Lichtes: sie zeigen dafür eine gewisse Behäbigkeit und Lebensgenußsucht, welche vielen sehr gut und vielen sehr schlecht ansteht. Hinsichtlich ihrer Beweglichkeit und Bewegungsfähigkeit stehen sie weit hinter den Vögeln zurück. Nur wenige kennen die unbeschreibliche Lust einer ungebundenen Bewegung, nur wenige jagen jauchzend zwecklos umher, wie die mit ihren herrlichen Gaben scherzenden und spielenden Kinder der Luft. Die Säugethiere haben ein ernsthafteres Wesen, als diese; sie verschmähen ein unnützes Anstrengen ihrer leiblichen Kräfte. Blos in der Kindheit, und wenn sie die allmächtige Liebe kindisch oder kindlich macht, sind sie zu lustigem Spiel geneigt und geben sich ganz der Lust der Bewegung hin. Bei den Vögeln ist es anders. Hier heißt sich bewegen, leben, und leben, sich bewegen. Der ganze Vogel ist in steter Unruhe und möchte am liebsten die ganze Nacht zum Tage machen, um seiner ewigen Regsamkeit volles Genüge zu leisten. Sein kleines Herz

schlägt schneller, sein Blut jagt stürmischer durch seine Adern, seine Glieder scheinen gelenker, gestählter zu sein, als es bei den Säugethieren der Fall ist. Dem Vogel ist die Bewegung Bedürfniß, unbedingte Nothwendigkeit; dem Säugethiere ist sie meist nur ein Mittel zum Zweck. Es scheint die wahre Lebensbehaglichkeit erst zu empfinden, wenn es sich möglichst bequem hingelagert hat und sich, wenn nicht dem Schlafe, so doch wenigstens einem Halbschlummer hingeben kann. Ein in solchem Zustande verharrender, fauler Mensch, ein auf dem Rücken liegender Hund, eine auf weichem Polster ruhende Katze und vor allem der wiederkäuende Ochse mögen meine Behauptung bildlich erörtern: ersterer hat mit letzterem auch noch Das gemein, daß er sich nach Kräften bemüht, während der Ruhe des Leibes auch dem Geiste die nöthige Erholung zu gönnen. Ein solches „süßes Nichtsthun" mit offenen Augen kommt unter den Vögeln höchstens bei einem toll= und vollgefressenen Geier vor. Sie sind eben Bewegungs=, jene Empfindungsthiere.

Man kann allerdings nicht sagen, daß die Bewegungsfähigkeit der ersten Klasse gering sei. Die Säugethiere gehen, laufen, springen, klettern, „fliegen", schwimmen und tauchen, wie die Vögel. Aber die Masse beherrscht, die Scholle fesselt sie: und so wird ihre größte Schnelligkeit von den Seglern der Lüfte, von den erdfrei gewordenen, luftigen Vögeln durchschnittlich überboten. Ja, selbst die Erdvögel, wie der Strauß oder der Kasuar, wetteifern im Laufen mit dem schnellfüßigen Roß oder der behenden Antilope. Und wenn die armen Säugethiere nun gar versuchen wollen, den gefiederten Scharen es gleichzuthun, zeigen sie erst recht, wie weit sie hinter den Begabten zurückstehen: — die Fledermaus ist nur ein Zerrbild des Vogels!

Die Säugethiere gehen auf zwei oder auf vier Beinen. Einen aufrechten Gang hat blos der Mensch, kein zweites Thier außer ihm. Kein Affe geht aufrecht; die Kängurus oder Springbeutelthiere, welche sich ausschließlich auf den Hinterbeinen fortbewegen, gehen nicht, sondern springen, d. h. fördern sich durch Aufschnellen ihrer Beine satzweise, und die Springmäuse, welche eins ihrer Hinterbeine um das andere bewegen, gehen nicht aufrecht. Alle übrigen Landthiere laufen auf ihren vier Füßen, und zwar indem sie ein Vorderbein und das gegenseitliche Hinterbein zugleich oder fast zugleich aufheben, vorstrecken und wieder niedersetzen. Eine Ausnahme hiervon machen Elefant, Nilpferd, Kamel, Girafe und mehrere Antilopen: sie bewegen beide Beine einer Seite fast genau zu gleicher Zeit. Diese Gangart, der Paß, kann unsern gezähmten Einhufern ebensogut anerzogen werden, wie der natürliche Trab. Jede Beschleunigung des Gehens hebt beide Gangarten, den Paß oder den Wechselschritt, wenigstens scheinbar auf. Man glaubt nämlich, daß ein im schnellsten Laufe dahinjagendes Thier zuerst beide Vorderfüße und dann beide Hinterfüße auf den Boden setze und wieder erhöhe: in Wirklichkeit aber behält es seinen ursprünglichen Gang. Die Schnelligkeit dieser Bewegung ist so verschieden, daß eine allgemeine Schätzung derselben hier unthunlich ist; zudem hat man sie auch nur beim Pferde genau gemessen. Das Ergebniß dieser Messungen ist übrigens in hohem Grade überraschend. Einige englische Reitpferde haben sich durch ihre Leistungen einen geschichtlichen Namen erworben und mögen deshalb auch hier als Belege aufgeführt werden. Flying Childers durchlief die 20,884 Fuß lange Bahn von Neumarket in sechs Minuten und vierzig Sekunden; Eclipse legte in jeder Sekunde achtundfunfzig Fuß zurück; Firetail durchmaß eine englische Meile in vierundsechzig Sekunden. Derartige Anstrengungen dieser herrlichen Thiere können natürlich nur kurze Zeit währen; gleichwohl ist auch die Ausdauer der englischen Vollblutpferde bewunderungswürdig. So machte sich ein Herr Wilde verbindlich, eine Strecke von 127 englischen Meilen mit untergelegten Pferden in neun Stunden zu durchreiten, und löste sein Wort durch einen Ritt von nur 6 Stunden und 21 Minuten. Er hatte dabei zehn Pferde benutzt, von denen einige in einer Stunde Zeit zwanzig englische Meilen oder 102,580 rheinländische Fuß durchliefen. Eine ähnliche Schnelligkeit dürfte im Freileben der Säugethiere übrigens selten vorkommen. Und was ist sie gegen die Schnelligkeit des Vogelflugs?! Schon die langsame Krähe würde mit dem Rennpferd wetteifern können; die Brieftaube überholt es bald: denn sie durchfliegt mehr als den doppelten Raum, nämlich 280,000 Fuß in derselben Zeit. Und wenn nun erst ein Edelfalk zu ernster Jagd oder ein Segler zum Liebesreigen seine kraftgestählten, unermüdlichen Schwingen in Bewegung setzt und, wie die geringste Schätzung ergibt, gegen 800,000 Fuß in einer Stunde durchmißt: wo bleibt da die Schnelle des edlen Rosses?! Auch dieses klebt an der Scholle: — drum gewährt die himmelanstrebende, Zeit und Raum überfliegende Dichtung ihrem Rosse die göttliche, den irdischen Leib vergeistigende Schwinge!

Das Springen geschieht sehr verschiedenartig. Alle Säugethiere, welche springend laufen, wie die vorhin Genannten, schnellen sich durch plötzliches Ausstrecken ihrer zusammengebogenen Hinterbeine vorwärts und machen Sätze anstatt der Schritte. Diejenigen, welche nur dann springen, wenn sie angreifen oder ein Hinderniß übersetzen wollen, schnellen sich immer durch die Kraftanstrengung aller vier Beine empor, wenn auch die Hinterbeine das Hauptsächlichste dabei leisten müssen. Der Schwanz bestimmt oder regelt die Richtung des Sprunges: und deshalb ist auch bei fast allen Springern dieses nothwendige Steuer besonders entwickelt, beim Affen ebensowohl, wie bei der Springmaus, bei der Katze, wie bei dem Känguru. Nur sehr selten, bei den Langarmaffen z. B., verrichten die Hinterbeine anstatt des Schwanzes den Dienst des Steuerns, — wie ja auch alle sehr kurzschwänzigen Vögel (die Alken, Steißfüße, Seetaucher und andere) blos mit den Füßen steuern. Die Kraft des Sprunges ist sehr bedeutend. Ein Affe kann einen in wagrechter Richtung zwanzig bis dreißig Fuß von ihm entfernten Zweig springend erreichen; ein Eichhorn springt ungefährdet aus einer Höhe von sechszig und mehr Fuß zur Tiefe nieder; ein Hirsch setzt über eine Wand von acht, ein Löwe über eine solche von zehn Fuß Höhe, eine Gemse über eine Kluft von gleicher Weite; ein Steinbock schnellt sich bis zehn Fuß senkrecht empor rc. Der hüpfende Gang der Springbeutelthiere fördert fast ebenso schnell, wie der Lauf des Hundes; eine Springmaus wird niemals von einem laufenden Menschen eingeholt. Im Springen sind die Säugethiere Meister; selbst der behende, starke Lachs, welcher doch oft unter den scheinbar ungünstigsten Umständen bedeutende hohe Sprünge macht, kann mit ihnen nicht wetteifern.

Sehr merkwürdig und verschieden ist die Kletterbewegung der Säugethiere. Wir finden unter denjenigen, deren ganzes Leben auf dem Baume verfließt, ausgezeichnete Kletterer, Seil- oder Zweigkünstler und Gaukler. Nicht nur alle vier Beine, Hände und Pfoten, sondern auch der Schwanz werden in Thätigkeit gesetzt; der letztere übernimmt sogar eine ganz eigenthümliche Rolle, deren Wiederholung wir nur bei einigen Lurchen bemerken: er dient als Werkzeug zum Anheften, zum Festbinden des Leibes. Alle altweltlichen Affen klettern, indem sie das Gestein oder die Äste und Zweige mit ihren vier Händen packen und sich durch Anziehen der Vorderarme und Strecken der hinteren Glieder fortschieben. Daß bei solchen Künstlern auch das Umgekehrte stattfinden kann, versteht sich von selbst: denn der Gegensatz zwischen Händen und Füßen ist ja bei ihnen gleichsam aufgehoben. Ganz anders klettern viele Affen Amerikas. Sie sind geistig wie leiblich träger, also vorsichtiger und langsamer, als ihre übermüthigen Verwandten in der alten Welt: auch ihre Bewegungen müssen daher andere sein. Allerdings werden die Hände noch benutzt: der Schwanz aber ist es, welcher zum Festhalten dient. Seine starken Muskeln rollen dessen Ende so fest um einen Ast oder Zweig, daß der ganze Leib hierdurch allein schon eine Stütze oder einen Henkel erhält, mit welchem er sich so sicher befestigen kann, daß die Benutzung aller vier Beine möglich wird. Dieser Schwanz nun ist es, welcher vorausgeschickt wird, um Anhalt zu suchen, an ihm klettert unter Umständen der Affe wie an einem festgebundenen Seile empor. — Von beiden Familien unterscheiden sich die Krallenkletterer, zu welchen schon eine Familie der wirklichen Affen gehört. Sie häkeln sich mit ihren gebogenen, scharfen Krallen in die Baumrinde ein und gebrauchen den Schwanz höchstens noch zum Anstemmen gegen die Fläche, an welcher sie hinaufklettern, oder gar nicht mehr. Unser Eichhorn und die Katze, der Marder und der Bär, der Beutelbilch und das Löwenäffchen sind solche Krallenkletterer. Sie sind im Stande, mit großer Klettergeschwindigkeit auf wagrechten, schiefen und senkrechten Flächen sich zu bewegen, ja, förmlich herumzulaufen, und einzelne von ihnen, wie die Kusus und Beutelratten, besitzen dazu auch noch einen Wickelschwanz und geben dann kaum den Affen im Klettern Etwas nach. Weit schwerfälliger ist das Klettern der Faulthiere. Ihre Füße sind zwar mit starken Krallen versehen: sie benutzen diese aber weniger zum Einhäkeln in die Rinde, als vielmehr zum Umklammern der Äste und Zweige der Bäume. An den Stämmen sollen sie wie ein Mensch emporklimmen. Noch einfacher, keineswegs aber ungefährlicher, ist das Ersteigen von Felswänden oder starken Steilungen der Gebirge. Die Paviane, welche auf den Bäumen tölpisch sind, müssen als die Meister in dieser Fertigkeit angesehen werden: gleich hinter ihnen aber kommen — die Wiederkäuer, welche auf Gebirgen leben. Sie steigen zwar blos; allein dieses Steigen ist ein Klettern in halsbrechender Weise und erfordert entschieden eine weit größere Sicherheit und eine kaum minder große Gewandtheit, als das Klettern aller vorher genannten Thiere.

Übrigens habe ich in den Urwäldern Afrikas die Ziegen mit großer Geschicklichkeit auch an schiefen Stämmen hinan und auf dem Gezweig der Bäume herumklettern sehen.

Man sollte nicht meinen, daß die Vögel auch in dieser Bewegung die Säugethiere wenigstens in einer Hinsicht überträfen. Ein Eichhörnchen „reitet" allerdings schneller an einem Stamme hinan, als ein Specht, keineswegs aber auch so behend und zierlich kopfunterst an dem Stamme hinab, wie die Spechtmeise (Sitta), mit welcher hierin nur die Eidechsen, namentlich die Geckos, wetteifern können. Die Affen, Katzen und Eichhörnchen und einige marderartige Thiere gehen zwar auch in der genannten Richtung nach unten: sie klettern aber nicht, sondern rutschen und können sich, wenn sie einmal in Bewegung gekommen sind, keineswegs so ohne alle Umstände auf derselben Stelle erhalten, wie der erwähnte Vogel. Dagegen steht die Wiedergabe derselben Grundform in einer andern Klasse, ich meine den Vogelaffen Papagei, weit hinter seinem Vorbilde zurück. Er stümpert nur, wo jener vollkommen Künstler ist.

Das Flattern der Säugethiere, welches oft schon mit Unrecht „Fliegen" genannt ward, lehrt uns eine andere Bewegungsart unserer Klasse kennen. Es läßt sich in ihr allerdings eine Steigerung wahrnehmen, doch bleibt diese Bewegung immer nur bei dem Anfang, bei dem Versuch stehen und gelangt nie zur Vollendung. An den Flugeichhörnchen und Flugbeutlern sehen wir die Anfänger in dieser Fertigkeit. Sie benutzen die zwischen ihren Beinen ausgespannte Haut eben nur als Fallschirm, wenn sie aus der Höhe in die Tiefe hinabspringen wollen, und sind nicht im Stande, sich durch Bewegen dieser Haut in freier Luft zu erheben. Auch die Flattermakis, welche Uebergangsglieder von den Äffern zu den Fledermäusen sind, vermögen nicht, etwas Anderes zu leisten. Einzig und allein die wahren Fledermäuse sind befähigt, mit Hilfe der Flughaut, welche zwischen ihren Gliedmaßen und zumal zwischen ihren unmäßig verlängerten Fingern sich ausspannt, in der Luft sich zu bewegen. Das geschieht, indem sie mit der ausgespannten Flughaut schief auf die Luft schlagen und sich dadurch heben und zugleich fördern. Es scheint, als ob ihr sogenanntes Fliegen sehr leicht von Statten ginge. Sie machen so schnelle und jähe Wendungen, daß sie blos von einem recht tüchtigen Schützen im Fluge erlegt werden können; sie streichen flatternd rasch eine Strecke weit fort und heben und senken sich gewandt und schnell. Und dennoch ist diese Bewegung kein Flug, sondern nur ein schwerfälliges Sich=Dahinwälzen, ein Kriechen durch die Luft. Jeder Windhauch stört das Flattern der Fledermaus, ein Sturm macht es unmöglich! Der Grund hiervon ist leicht zu erkennen. Die Flughaut ist eine Fläche, welche nicht wie der Vogelflügel bald den Durchzug der Luft verwehrt, bald aber erlaubt, sondern bei jeder Bewegung Widerstand verursacht. Wenn nun auch das Flugwerkzeug des Säugethieres beim Heben etwas verkleinert wird, bleibt der größere Widerstand doch fühlbar und drückt das Thier wieder etwas nach unten; der Niederschlag hebt es, der Aufzug senkt es: es muß flattern! Wie ganz anders ist der Flug des Vogels! „Er ist die köstlichste, erhabenste aller Bewegungen. Bald ist er ein geruhiges Schweben, bald ein pfeilschnelles Stürmen, bald ein Wiegen, Schaukeln, Spielen, bald ein Gleiten, Dahinschießen, ernstes Eilen, bald ein Reisen mit Gedankenschnelle, bald ein Luftwandeln, langsam, gemächlich; bald rauschen die Wellen des Aethermeeres unter ihm, bald hört man keinen Laut, auch nicht den geringsten, leisesten; bald erfordert er schwere Flügelschläge, bald keine einzige Flügelbewegung; bald erhebt er den Vogel zu Höhen, von denen uns Menschen nur träumt, bald nähert er ihn der Tiefe, dem Meere, daß dessen Wogen die Fittige netzen mit ihrem Schaume." Er kann so mannichfaltig, so verschieden sein, als er nur will: immer bleibt und immer heißt er Flug. Blos das Flugwerkzeug des Vogels nennen wir Flügel; nur mit ihm begabt der Künstlergedanke die entfesselte Seele — mit der Flughaut der Fledermaus verhäßlicht er den Teufel, die tollste Mißgeburt des krankhaften Wahns. Mag auch die nächtliche Lebensweise der Fledermäuse den ersten Gedanken zu solchen Einbildungen gegeben haben: die Form, die Gestalt der Flughaut ist maßgebend gewesen. Und weil solche Flatterhaut nun gerade dem aus der Höhe zur Tiefe gestürzten Engel verliehen wurde, während der nach oben schwebende Bote des Himmels die Schwinge erhielt: deutet Dies sinnbildlich darauf hin, daß die unbewußte Dichterseele des Künstlers wenigstens die eine Wahrheit ahnte: Nur der Vogel ist erdfrei geworden, — das Säugethier hängt auch mit Flügelgedanken noch an der Scholle!

Hierbei ist aber noch Eins zu bedenken. Der allervollendetste Flieger, der Segler allein, nur er, welcher so recht eigentlich der Höhe angehört, ist mit der erlangten Erdfreiheit auch fremd auf der Erde geworden: der Flatterer ist es stets. Jedes Flattersäugethier ist ein trauriges Mittelding

zwischen den Geschöpfen der Tiefe und denen der Höhe. Auf der Erde läuft selbst das Flattereichhorn schwerfällig dahin: die Fledermaus aber humpelt eben blos noch. An den Hinterbeinen hängt sie sich auf zum Schlafen, das Haupt immer erdwärts gekehrt; auf ihren Flugwerkzeugen kriecht sie dahin! Nur halb vertraut mit dem Aether, fremd auf der Erde: — welch trauriges Loos ist ihr geworden mit ihrem „Flügel!" —

Freundlicher, beglückender für das Thier ist die vielen Säugern verliehene Gabe, das Wasser bewohnen, in ihm schwimmen, in seine Tiefen hinabtauchen zu können. Nur sehr wenige Säugethiere sind gänzlich unfähig, sich schwimmend auf der Oberfläche des Wassers zu erhalten: ich glaube blos der ungelernte oder ungeübte Mensch und einige Affen, z. B. die Orang= und Langarmaffen und die Paviane; — daß letztere ertrinken, wenn sie in das Wasser fallen, weiß ich aus Erfahrung. Alle übrigen schwimmen, oder sie versinken wenigstens nicht alsbald in die Tiefe. Die Meerkatzen schwimmen und tauchen vortrefflich; die Fledermäuse erhalten sich lange Zeit auf den Wellen; die Raubthiere, Nager, Ein= und Vielhufer schwimmen wohl fast sämmtlich; unter den Beutelthieren und Zahnlosen gibt es wenigstens einige, welche nur im Wasser leben, und die übrigen kommen wahrscheinlich auch nicht in ihm um. Eigentliche Wassersäugethiere aber sind, mit Ausnahme der den höheren Ordnungen angehörigen Wasserbewohner, doch blos die wahren Meeressäuger: die Robben und Fischsäugethiere. Sie sind eben zu säugenden oder kiemenlosen Fischen geworden und brauchen ihr Wohngebiet allein der Athmung wegen noch auf wenige Augenblicke (wenigstens mit einem Theile ihres Leibes) zu verlassen; sie werden im Wasser geboren, sie leben, lieben und sterben in ihm. Kein Schwimm= oder Tauchvogel dürfte sie in der Schnelligkeit, kaum einer in der Gewandtheit ihrer Bewegungen übertreffen: die Wassersäugethiere und die Wasservögel stehen sich durchschnittlich gleich.

Es ist sehr anziehend und belehrend zugleich, die Steigerung der Schwimmthätigkeit zu verfolgen und die den Schwimmern gegebenen Bewegungswerkzeuge vergleichend zu betrachten. Wir können dabei zuerst auch auf die unfreiwilligen Schwimmer blicken. Hier ist das behufte Bein als das unvollkommenste Werkzeug anzusehen; allein dieses vervollkommnet sich rasch in demselben Grade, in dem der Huf sich theilt: und so treffen wir unter den Vielhufern bereits ausgezeichnete Schwimmer, ja, im Nilpferd schon ein echtes Wasserthier. Die Hand steht höher, als der Huf, aber sie erfordert, wie immer, so auch zum Schwimmen größere Geschicklichkeit. Viel leichter wird Dies den Pfotenthieren. Die weit vorreichende Fingerverbindung durch die Spannhaut läßt aus der Pfote ein breiteres Ruder bilden, und dieses muß um so vollkommener sein, je mehr die Spannhaut sich ausdehnt und zur Schwimmhaut wird. Uebrigens ist letztere keineswegs unbedingtes Erforderniß zu geschicktem Schwimmen: denn die Wasserspitzmaus schwimmt unzweifelhaft eben so gut, wie das Schnabelthier, obgleich bei ihr nur straffe Haare zwischen den Zehen den breiten Entenfuß des letzteren ersetzen. Die Robben sind Uebergangsglieder von den Pfotenthieren zu den eigentlichen Fischsäugern. Ihre Füße sind nur noch dem Namen nach Füße, in Wahrheit aber bereits Flossen; denn die Zehen sind schon gänzlich in die Bindehaut eingewickelt, und nur die Nägel lassen sie äußerlich noch sichtbar erscheinen. Bei den Walen fehlt auch dieses Merkmal, die Zehen sind durch Knorpelgewebe dicht und unbeweglich mit einander verbunden, und blos die gesammte Flosse ist noch beweglich; die hintern Gliedmaßen verschwinden, aber der Schwanz breitet sich wagrecht zur echten Flosse aus: das Mittelding zwischen Säuger und Fisch ist fertig geworden. Eine solche Verschiedenheit der Werkzeuge bedingt auch die Verschiedenheit der Bewegung. Die Huf= und Pfotenthiere gehen oder strampeln im Wasser und stoßen sich dadurch weiter; die Flossen= und Fischsäuger fördern sich, indem sie ihre Ruder auch rudermäßig benutzen, d. h. mit der schmalen Kante durch die Wellen vorschieben und dann mit der Breitseite gegen sie drücken, oder aber den Flossenschwanz kräftig seitlich oder auf und nieder bewegen, wie der Bootsmann sein Fahrzeug mit einem Ruder durch die Fluten treibt, wenn er dieses im Stern einlegt und bald nach rechts und bald nach links hin drückt, aber immer mit der Breitseite wirken läßt. Die Pfotenthiere mit Schwimmhäuten legen ihre Ruder zusammen, wenn sie die Beine vorwärts bewegen, und breiten sie aus, wenn sie gegen das Wasser arbeiten: sie rudern wie die Vögel.

Wenn die Beobachtungen des berühmtesten aller Walfischjäger, Scoresby, wirklich richtig sind, kann die Schnelligkeit der Schwimmbewegung beinahe mit der des Laufes wetteifern; denn ein angeworfener Walfisch versinkt so pfeilgeschwind, daß er, wenn er so forttauchen könnte, in einer Stunde

Zeit eine Strecke von 12 englischen Meilen oder beinahe 80,000 Fuß zurücklegen würde. Die Hälfte dieser Strecke durcheilt er in derselben Zeit ohne Anstrengung.

Die unwillkürlichen Bewegungen des inneren Leibes sind bei den Säugethieren durchschnittlich langsamer, als bei den Vögeln. Das Herz schlägt seltener und der Luftwechsel ist weniger häufig in der Brust des Säugethieres, als in der eines gleichgroßen Vogels. Hiermit steht die etwa um 2 Grad geringere Blutwärme der ersteren im Einklange. Den Wassersäugethieren gewährt diese verhältnißmäßige Trägheit der Athmungs- und Blutumlaufswerkzeuge große Vortheile; sie erlaubt ihnen, länger unter dem Wasser auszuharren, als es die Vögel vermögen. Ein Wal kommt nach meinen eigenen, mit der Uhr in der Hand angestellten Beobachtungen durchschnittlich alle Minuten an die Oberfläche, um Luft zu schöpfen, soll aber, nach Scoresby, wenn er angeworfen wurde, auch bis vierzig Minuten unter Wasser verweilen können, ehe ihn das Bedürfniß des Athemschöpfens empor treibt: so lange vermag es kein Vogel unter den Wellen auszuhalten! Wenigstens habe ich immer bemerkt, daß die Alken, selbst wenn ich sie angeschossen hatte und heftig verfolgte, bereits drei Minuten nach ihrem Untertauchen wieder an der Oberfläche erschienen und nach Luft schnappten. Die Eidergans soll zwar bis sieben Minuten unter Wasser bleiben können: ich habe Dies aber nie beobachtet. So viel dürfte feststehen, daß alle Vögel, welche länger als vier Minuten unter Wasser waren, beim Aufsteigen sehr erschöpft sind und fast augenblicklich ersticken, wenn man sie unter Wasser faßt und noch einige Zeit dort festhält. — Zur Vergleichung und vielleicht auch zur Berichtigung möge die Bemerkung dienen, daß der Mensch höchstens siebzig Sekunden lang unter Wasser verweilen kann. Diese Angabe gründet sich auf die Beobachtungen, welche von wissenschaftlichen Männern auf besondere Anfragen englischer Gelehrten bei Gelegenheit der Perlenfischerei auf Ceylon angestellt wurden und stehen nur mit den Aussagen gewisser Schwimmkünstler im Widerspruch, welche behaupten, fünf und mehr Minuten lang unter Wasser lustwandeln zu können.

Am Eigenthümlichsten und zugleich Auffallendsten zeigt sich die Trägheit der Athmung bei denjenigen Säugethieren, welche Winterschlaf halten, so lange dieser Todtenschlummer anhält. Ein Murmelthier z. B., welches nach Mangili's Beobachtungen im wachen Zustande während eines Zeitraums von zwei Tagen 72,000 Mal athmet, thut Dies während des Winterschlafs in Zeit von sechs Monaten nur 71,000 Mal, verbraucht also während dieser Zeit höchstens den neunzigsten Theil der Luft, bezüglich Sauerstoffmenge, welche während des Wachseins zu seinem Leben erforderlich ist.

Mit den Athmungswerkzeugen steht die Stimme in so enger Beziehung, daß wir sie schon jetzt berücksichtigen können. Wenn wir die Säugethiere auch hierin wieder mit den Vögeln vergleichen, muß uns sogleich die geringe Biegsamkeit der Stimme fast aller Säuger auffallen. Der Mensch ist das einzige Säugethier, welches eine vollkommenere Stimme besitzt, als die Vögel sie haben; ja, seine Stimme steht so hoch über der aller Vögel und anderen Thiere, daß man sie mit als einen Hauptgrund der Erhebung des Menschengeschlechts zu einer eigenen Klasse angesehen hat. Die Sprache im menschlichen Sinne ist allerdings ein so außerordentlich großer Vorzug des Menschen, daß solche einseitige Gedanken wohl kommen können. Er allein ist es, welcher die stimmbegabten, sangfertigen Vögel übertrifft, welcher im Allgemeinen durch seine Stimme dem Ohre nicht läſtig wird, wie die übrigen Säugethiere. Schwatzhafte oder zornig kreischende Menschen, zumal Menschenweiber, müssen wir freilich ausnehmen, weil sie sich eben ihrer hohen Stellung entheben und uns das Säugethier im Allgemeinen vor die Seele führen. Dieses ist ein klang- und sangloses Geschöpf, ein Wesen, welches im Reich der Töne fremd ist und jedes Ohr durch die Verunstaltung des Tones beleidigt. Schleiden behauptet zwar irgendwo, daß der Esel ein tonverständiges Säugethier sei, weil sein bekanntes J—A sich in einer Oktave bewege: ich möchte diesen Ausspruch aber doch nur als einen Scherz betrachten und den Esel vielmehr für meine Behauptung beanspruchen, d. h. ihn zu den verabscheuungswürdigsten Tonverderbern zählen. Kaum ein einziges Säugethier besitzt eine Stimme, welche unser Ohr befriedigen oder gar entzücken könnte. Die Stimme der meisten ist in hohem Grade widerwärtig und wird es um so mehr, je größer die Aufregung und Begeisterung des Thieres ist. Ich will nur einen einzigen Vergleich zwischen Vögeln und Säugethieren anstellen. Die allmächtige Liebe begabt den Mund des Vogels mit Klängen und Tönen, welche unser Herz gewaltsam an sich reißen: aus dem Maule des Säugethieres aber spricht dieselbe allgewaltige Macht in ohrenzerreißender Weise. Welch ein Unterschied ist zwischen dem Liebesgesange einer Nachtigall und dem

einer Katze! Hier wird jeder Ton zerquetscht, verunstaltet und gemißhandelt, jeder Naturlaut zum quälenden, ohrenzerreißenden Mißklange umgewandelt: dort wird der Hauch zur Musik, die Musik zu dem herrlichsten und reichsten Liebesgedichte in Klängen und Tönen. Das Liebesflehen der Katze ist ein Lied,

„Das Stein erweichen,
Menschen rasend machen kann!"

das Lied der Nachtigall ist

„Nichts als ein Ach,
Das Ach ist Nichts als Liebe!"

Nicht einmal den Menschen begabt die Liebe immer mit Dem, was sie dem Vogel stets gewährt; nicht einmal er läßt sich in allen Fällen mit der Nachtigall vergleichen, wie ja auch unser Rückert behauptet:

„Wenn Jemand liebt, und im Vertraun
Davon zu Andern spricht er,
Wird er die Hörer schlecht erbaun,
Oder er ist ein Dichter!"

Der Vogel, welcher von seiner Liebe redet, erbaut den Hörer immer; selbst die rauhesten Töne seiner Brust werden dann klangreich und wohllautend.

Aber nicht blos zur Zeit der Liebe ist die Stimme des Säugethieres unserem Ohre unwillkommen: sie ist es stets, sobald sie irgend welche Aufregung bekundet, ja sie ist's auch, wenn dies nicht der Fall, fast immer. Wir Alle freuen uns der Worte unseres Lieblingsdichters,

„Blökend ziehen heim die Schafe"

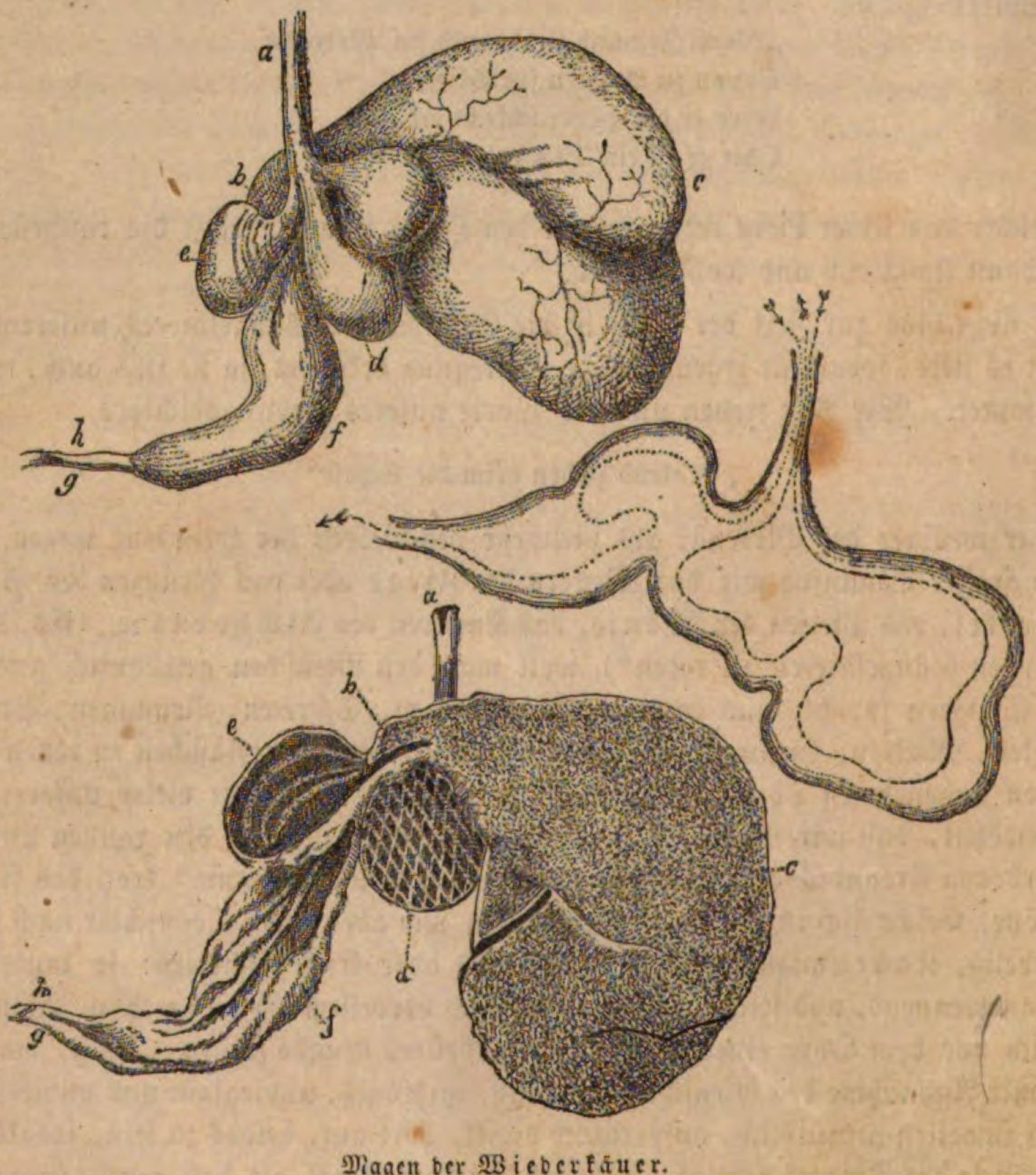
— sicherlich aber weniger des Blökens, als vielmehr des Bildes der Heimkehr wegen. Das Blöken selbst ist ebenso großer Tonunfug wie das Meckern der Ziege oder das Grunzen des Schweins, das Quieken der Ferkel, das Pfeifen der Mäuse, das Knurren des Eichhorns 2c. Es fällt Niemanden ein, von singenden Säugethieren zu reden*), weil man den Menschen gewöhnlich ausnimmt, wenn man von den Säugern spricht, und dann nur von Bellen, Schreien, Brummen, Brüllen, Heulen, Wiehern, Blöken, Meckern, Grunzen, Knurren, Quieken, Pfeifen, Fauchen 2c. reden kann — wahrhaftig nicht von angenehmen Tönen. Wir sind zwar an die Stimmen vieler unserer treuen Hausgefährten so gewöhnt, daß wir sie zuletzt ebenso gern vernehmen, wie den rauhen Brummbaß eines uns lieb gewordenen Freundes oder mancher Hausfrau „theure Stimme" trotz des frevelhaften Gebrauchs der Töne, welche sich in ihr kund gibt: fragen wir aber einen Tondichter nach dem Tonwerth des Hundegebells, Katzenmiauens, Rossewieherns oder Eselgeschreies: so lautet die Antwort sicherlich nicht anerkennend, und selbst das tonkünstlerisch verbesserte Hunde-Wau-Wau in Preciosa dürfte schwerlich vor dem Ohre eines strengen Beurtheilers Gnade finden. Kurz, die Stimme aller Säugethiere, mit Ausnahme des Menschen, ist rauh, mißtönig, unbiegsam und unbildsam, und sogar die, welche uns zuweilen gemüthlich, ansprechend dünkt, hört auf, beides zu sein, sobald irgend welche Erregung die Seele des Thieres bewegt, während bei dem Vogel oft das gerade Gegentheil von all Dem stattfindet. Auch hinsichtlich der Stimme ist der Vogel Bewegungsthier. —

Ueber die Verdauung, die Bewegung des Ernährungsschlauches, wollen wir wenig Worte verlieren. Sie ist eine ganz vortreffliche, wenn sie auch nicht so rasch vor sich geht, als die des Vogels und zuweilen, wie bei den Winterschläfern, monatelang unterbrochen sein kann. Wer sich hierüber gründlicher belehren will, mag irgend ein Lehrbuch über die Lebensthätigkeit oder, falls dieses Wort unverständlich sein sollte, über die „Physiologie" des Menschen zur Hand nehmen: dort findet er diesen Abschnitt ausführlicher behandelt, als ich ihn behandeln kann. Eine Art der Verdauung darf ich hier aber doch nicht übergehen, weil sie blos bei wenigen Säugern vorkommt: ich meine das Wiederkäuen. Die nutzanwendenden Weisheitsbewunderer der Schöpfung belehren uns, daß viele pflanzen-

*) In der Neuzeit hat man allerdings mehrfach von „singenden" Mäusen gesprochen; es bedarf aber unzweifelhaft noch anderweitiger Beobachtung, um jenen Ausdruck zu rechtfertigen. Das „Singen" der Mäuse ist wahrscheinlich eben auch nur ein zwitscherndes Pfeifen.

fressenden Säugethiere nothwendigerweise Wiederkäuer sein müssen, „weil sie sich zum Fressen nicht so viel Zeit nehmen könnten," als die gelehrten Herren selber zu ihren Gastereien und deshalb die ihnen nöthige Nahrungsmenge auf einmal einzunehmen gezwungen wären: ich, der ich die hohe Zweckmäßigkeit der Schöpfung mit vollster Bewunderung anerkenne, muß gestehen, daß ich den Grund, warum es Wiederkäuer gibt, nicht kenne; ich darf dafür aber glauben, daß sie dazu da sind, um vielen Menschen durch ihre, gerade beim Wiederkäuen ersichtlich werdende Faulheit zum abschreckenden Beispiele zu dienen. Doch betrachten wir lieber das Wiederkäuen selbst ohne Nutzanwendungen.

Der Magen der Wiederkäuer zerfällt, wie ich schon oben andeutete, in vier Abtheilungen, von denen man die erste Wanst oder Pansen (c), die zweite Netzmagen, Haube oder Mütze (d), die dritte Falten- oder Blättermagen, Buch, Kalender, Psalter und Löser (e) und die vierte Fett-, Lab- oder Käsemagen (f) nennt. Die erste Abtheilung steht mit der Speiseröhre



Magen der Wiederkäuer.

(a), die letztere mit dem Darmschlauch (g, h) in Verbindung. Der Pansen, welcher durch ein Muskelband in zwei Abtheilungen getrennt ist, nimmt das nur sehr grob zerkauete Futter zuerst auf und stößt es dann in kleinen Mengen in den Netzmagen hinüber, dessen gitterartige Falten es durch theilweises Zerreiben oder mehr durch Einspeicheln, d. h. Tränken, mit dem abgesonderten Magensaft vorverdauen und in Kügelchen formen. Diese werden nun durch Aufstoßen, Aufrülpsen oder Erbrechen wieder in den Mund hinauf gebracht, dort mit den Mahlzähnen sehr gründlich verarbeitet, noch mehr eingespeichelt und so dann zwischen zwei, eine Rinne bildenden Falten der Speiseröhre in den dritten, blätterig gefalteten Psalter oder Löser hinabgesandt, von welchem sie endlich dem letzten und eigentlichen Magen übergeben werden. Auf unserer Abbildung ist der Weg der Speise durch die punktirten Linien bezeichnet.

Uebrigens ändert der Bau des Magens bei den verschiedenen Wiederkäuern nicht unbeträchtlich ab; hier haben wir den Magen des Schafes zu Grunde gelegt.

Es scheint, als ob das Geschäft des Wiederkäuens zu jeder Zeit stattfinden könne, sobald nur das Thier nicht mit Abbeißen und Verschlingen der ersten Nahrung thätig ist. Eine behagliche Lage und eine gewisse Ruhe ist unbedingtes Erforderniß zum Wiederkäuen; ich wenigstens habe bisher blos Kamele während des Laufens wiederkäuen sehen. Sowie aber die gewünschte Ruhe des Leibes eingetreten ist, beginnt der Magen augenblicklich sein Geschäft, und das Thier betreibt die wichtige Sache mit solcher Hingebung, daß es aussieht, als sei es in die tiefsinnigsten Gedanken versunken. In Wahrheit aber denkt es an gar Nichts, oder höchstens daran, daß die faule Ruhe des Leibes in keiner Weise unterbrochen werde. Deshalb käut das Leitthier eines Wildrudels nur dann wieder, wenn es nicht mehr für das Wohl der Gesammtheit zu sorgen hat, sondern durch einen anderen Wächter abgelöst worden ist. Das alte, noch immer beliebte Sprichwort:

„Nach dem Essen sollst Du stehen
Oder tausend Schritte gehen"

wird von den sehr eß- und verdauungsverständigen Wiederkäuern am schlagendsten widerlegt.

So lange wir uns mit der rein leiblichen Thätigkeit der Säugethiere beschäftigten, mußten wir die großen Vorzüge anerkennen, welche die Bewegungsthiere oder Vögel, wenigstens in vielen Stücken, unserer Klasse, den Empfindungsthieren, gegenüber besitzen. Anders ist es aber, wenn wir die geistigen Fähigkeiten der Säuger betrachten. Die Sinnesthätigkeit, welche bei den unteren Klassen als die einzige geistige Regung angesehen werden muß, ist auch noch bei den Fischen und Lurchen noch eine verhältnißmäßig sehr geringe und bei den Vögeln eine vielfach beschränkte; bei unserer Klasse aber treten alle Sinne gleichsam erst in volle Wirksamkeit. Ihre einhellige und gleichmäßige Entwickelung erhebt die Säugethiere hoch über die Vögel. Sie, die letzteren, sind vorzugsweise Augen-, jene „Allsinnsthiere". Die Vögel sehen besser, als die Säuger, weil ihr großes Auge vermöge seiner inneren Beweglichkeit für verschiedene Entfernungen eingestellt und sehfähig gemacht werden kann: sie stehen dagegen in allen übrigen Sinnesthätigkeiten weit hinter den letzteren zurück. Bei den Säugethieren zeigt sich schon überall mehr oder weniger jene Allseitigkeit, welche im Menschen zur vollen Geltung gelangt: und deshalb eben stehen sie an der Spitze des Thierreichs.

Das Gefühl dürfte unter allen Sinnen derjenige sein, welcher am wenigsten hervortritt: und wie ausgebildet ist gerade dieser Sinn bei den Säugethieren! Der gewaltige Walfisch soll durch die geringste Berührung seiner Haut zum sofortigen Tieftauchen bewogen werden; der Elefant spürt augenblicklich die Fliege, welche sich auf seinem dicken Felle festsetzt; dem Ochsen verursacht leises Krabbeln zwischen seinen Hörnern angenehmen Kitzel; den schlafenden Hund erweckt das sanfteste Streicheln. Und alle diese Thiere sind gefühllos zu nennen, im Vergleich zum Menschen. Bei ihm ist die äußere Haut ja so zartfühlend, daß auch der leiseste Lufthauch, welcher sie trifft, empfunden wird. Der Tastsinn zeigt sich zwar schwächer, als die Empfindung, aber doch auch überall mindestens in demselben Grade, wie bei den Vögeln. Selbst die Einhufer besitzen ein gewisses Tastgefühl in ihren Füßen, trotz des Hornschuhes, welcher vom Hufbeschläger wie ein dürres Stück Holz behandelt werden kann; man muß nur ein Pferd beobachten, wenn es nachts das Gebirge hinauf- oder hinabsteigt: mit seinem Hufe prüft es den Weg, mit ihm betastet es den Boden. Die Tastfähigkeit der Schnurrhaare ist schon viel größer; die mit ihnen versehenen Thiere tasten wohl fast ebenso gut, wie viele Kerbthiere, welche ihren ersten Sinn in den Fühlhörnern tragen. Unsere Hauskatze, die Ratte oder die Maus zeigen in sehr ersichtlicher Weise, wie nützlich ihnen die Schnurrhaare sind: sie beschnuppern oft nur scheinbar einen Gegenstand oder wenigstens erst, nachdem sie ihn betastet haben. Allen Nachtsäugethieren sind die Schnurrhaare ganz unentbehrliche Wegweiser bei ihren nächtlichen Wanderungen: sie schützen vielfach die edleren Sinneswerkzeuge des Gesichts und Geruchs. Zu welcher bewunderungswürdigen Vollkommenheit aber der Tastsinn in unserer Klasse gelangen kann, hat jeder meiner Leser an seiner eigenen Hand erfahren, wenn diese auch noch weit hinter der eines Künstlers oder eines Blinden zurückstehen dürfte. Die Hand ist das vollkommenste aller Tastwerkzeuge: sie kann das Gesicht, wenn auch nicht ersetzen, so doch oft und wirksam vertreten.

Der Geschmackssinn oder das Gefühl der Zunge kommt, streng genommen, erst in unserer Klasse zu allgemeiner Geltung. Ein gewisser Grad von Geschmack ist bei den Vögeln und auch bei den Lurchen und Fischen nicht zu leugnen; denn man kann beobachten, daß sie manche Speisen lieber fressen, als andere: allein der Sinn erhält doch nur bei wenigen Vögeln, z. B. bei den Papageien und Zahnschnäblern, ein Werkzeug, welches vermöge seiner Weichheit und der hierdurch wirksam werdenden Nerventhätigkeit das Schmecken möglich macht, während dieses Werkzeug, die Zunge, bei der großen Mehrzahl so verhärtet und verkümmert ist, daß es den chemischen Hergang des Schmeckens, die Auflösung der Speisetheile und die dann zur Sinneswahrnehmung gelangende Verschiedenheit derselben, unmöglich einleiten und befördern kann. Anders ist es bei den Säugern. Hier ist die Zunge regelmäßig schmeckfähig, mag sie auch noch so hart und rauh erscheinen. Salz und Zucker äußern, wie Jedermann weiß, fast immer ihre Wirkung auf die Geschmackswerkzeuge der Säugethiere; sogar die Katzen verschmähen diese beiden Stoffe nicht, sobald sie gelöst ihnen geboten werden. Die harte Zunge des stumpfsinnigen Kamels, welche durch nadelscharfe Mimosendornen nicht verletzt werden kann, widersteht dem chemischen Einflusse des Salzes nicht, sondern fühlt sich höchst angenehm geschmeichelt, wenn dieser Zauberstoff durch sie gelöst und seine Annehmlichkeit fühlbar gemacht wird; der Elefant, dessen Zunge als ein ungefüges Stück Fleisch erscheint, beweist durch große Zufriedenheit, daß dieses klotzige Fleischstück mit Süßigkeiten oder geistigen Getränken äußerst angenehm gekitzelt wird; und alle, selbst die wildesten Katzen, finden in der Milch eine Leckerei. Aber auch hinsichtlich des Geschmackes ist es wieder der Mensch, welcher die hohe Ausbildung dieses Sinnes am deutlichsten kund gibt: lernen wir doch in ihm oft genug ein Wesen kennen, welches in dem Reiz dieser Empfindung einen Genuß findet, der es nicht nur die Wonnen der übrigen Sinnesthätigkeiten, sondern auch alle geistigen Freuden überhaupt vergessen läßt; — bei einem echten Fresser heißt schmecken leben, und leben schmecken! Hierin stehen die Vögel wieder unendlich weit zurück hinter den Säugern!

Der Geruchssinn erreicht bei den Letzteren ebenfalls die höchstdenkbare Entwickelung. Ein vergleichender Ueberblick der verschiedenen Thierklassen belehrt uns, daß gerade der Geruch schon bei niederen Thieren einer der ausgeprägtesten Sinne ist: ich will blos an die Kerbthiere erinnern, welche dem Blumenduft nachschwärmen oder zu Aas und Kothhaufen von fern herangezogen, ja schon durch den eigenthümlichen Geruch ihrer Weibchen herbeigelockt werden. Die Fische erscheinen in der Nähe eines Aases, welches ihnen vorgeworfen wird, in Flüssen sogar von oben her, aus derjenigen Richtung, nach welcher hin das Wasser doch unmöglich Vermittler des Riechstoffes sein kann; bei den Lurchen aber ist der Geruch so schlecht, daß sie wenigstens Nichts mit ihm aufspüren können (gleichwohl behauptet man, daß einige Schlangen ihre Weibchen mit Hilfe dieses Sinnes aufsuchen und finden). Unter den Vögeln haben wir bereits viele, welche tüchtige Spürnasen besitzen, wenn auch die Erzählungen, welche Geier und Raben Aas und andere stinkende Stoffe auf Meilen hin wahrnehmen lassen, auf irrigen und mangelhaften Beobachtungen beruhen. Anders ist es bei den Säugern. Hier finden wir viele Thiere, deren Geruchssinn in wahrhaft überraschender Weise ausgebildet ist. Der Geruch ist selbstverständlich nur befähigt, gasförmige Stoffe zur Sinneswahrnehmung zu bringen; wie es aber möglich ist, blos noch Andeutungen solcher Gase aufzuspüren und zum Bewußtsein gelangen zu lassen: das wird ein ewiges Räthsel bleiben. Ein Hund spürt die bereits vor Stunden getretene Fährte seines Herrn unter tausend anderen Menschenfährten unfehlbar aus oder folgt dem Wilde, welches gestern einen gewissen Weg ging, auf diesem Wege durch das zu vollem Bewußtsein kommende Riechen, d. h. Ausscheiden des einen eigenthümlichen Geruchs aus hundert anderen Gerüchen, und hat dazu nicht mehr Anhalt, als die Gase, welche von einer augenblicklichen Berührung des Stiefels oder Hufes und des Bodens herstammen. Dies uns zu denken oder klar vorzustellen, ist geradezu unmöglich. Ebenso undenkbar für uns Stumpfsinnige ist diejenige Ausbildung des Geruchs, welche wir „Wittern" nennen. Daß ein Hase den verborgenen Jäger, welcher im Winde steht, auf dreißig, vierzig Ellen Entfernung hin riechen kann, erscheint uns nicht gar so merkwürdig, weil selbst unsere Nasen, welche doch durch Stubenluft und alle möglichen anderen edeln oder unedlen, unserem geselligen Leben nothwendig anhängenden Düfte hinlänglich entnervt sind, die eigenthümlichen Gerüche unserer Hausthiere auf fünf oder zehn, ja zwanzig Ellen Entfernung noch wahrzunehmen vermag: daß aber ein Renthier den Menschen noch auf fünf- bis sechshundert Ellen hin wittert, ist unbegreiflich, und ich würde es, offen

gestanden, auch gewiß nicht geglaubt haben, hätte ich es nicht durch eigene Beobachtung erfahren müssen. Spüren und Wittern sind gleich wunderbar für uns, weil wir weder die eine noch die andere Höhe des Geruchs auch nur annähernd erreichen können.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß alle Thiere, welche gute Spürer oder Witterer sind, feuchte Nasen besitzen. Man kann also, so sonderbar dies auch klingen mag, von der mehr oder weniger feuchten Nase aus, regelmäßig auf die Höhe des Geruchs schließen. Die Nase der Katze ist schon viel trockener als die des Hundes, die des Affen noch trockener als die der Katze, die des Menschen wieder trockener als die des Affen und die gradweise abnehmende Fähigkeit des Geruchssinns der betreffenden Säuger steht hiermit im vollen Einklange. Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir alle Abstufungen der Ausbildung des Geruchssinnes von den riechunfähigen Walen an bis zu den spürenden und witternden Säugethieren verfolgen, und es mag deshalb genügen, wenn ich noch angebe, daß unter den Feuchtnasen wiederum diejenigen am ausgezeichnetsten riechen, deren Geruchswerkzeuge noch besonders beweglich oder zu echten Schnüffelnasen umgewandelt sind. In den Nasenbären oder Koatis und in den Schweinen lernen wir solche Schnüffler kennen, dürfen dabei aber nicht vergessen, daß auch die Nasen der Hunde, Schleich- und Ginsterkatzen, Marder und Anderer höchst beweglich sind. Daß die Fledermäuse, welche noch besondere Nasenanhänge besitzen, den Feuchtnasen nicht nachstehen, ist leicht erklärlich; eine derartige Ausbildung des Sinneswerkzeuges, wie sie sich bei ihnen kund gibt, kann nur zur Schärfung des Sinnes dienen. Endlich glaube ich noch anführen zu müssen, daß diejenigen Wohlgerüche, welche stumpfsinnige Nasen angenehm kitzeln, für alle feinriechenden Thiere abscheuliche Dinge sind: jeder Hund wendet sich mit demselben Ekel von dem kölnischen Wasser ab, wie vom Schwefelwasserstoffgas. Nur stumpfsinnige Thiere berauschen sich in Düften, wie die Katze in denen des Baldrian; die wahren Geruchsthiere meiden alle hirnerregenden Gase mit Sorgfalt, ja mit Angst, weil starke Gerüche für sie wahrscheinlich geradezu schmerzlich sind.

Es ist fraglich, ob bei den Säugern der Sinn des Geruchs von dem des Gehörs überboten wird oder nicht. So viel steht fest, daß der letztere in unserer Klasse eine Entwickelung erreicht, wie in keiner andern. Der Gehörssinn ist zwar schon bei den tiefer stehenden Klassen des Thierreichs ziemlich ausgebildet, jedoch nirgends in dem Grade, daß er zum Leben, beispielsweise zum Aufsuchen der Beute oder Nahrung unumgänglich nöthig wäre. Dies ist erst bei den zwei oberen Klassen der Fall; allein das vollkommenste Ohr der Vögel ist immer nur eine Nachbildung des Säugethierohres. Daß die Vögel ganz vortrefflich hören, geht schon aus ihren tonkünstlerischen Begabungen hervor: sie erfreuen und beleben sich gegenseitig durch ihren liederreichen Mund und durch ihr Gehör, welches ihnen eben das Reich der Töne erschließt. Es ist aber bemerkenswerth, daß auch unter ihnen nur diejenigen liederbegabt sind oder nur diejenigen sich in Klängen und Tönen berauschen, welche das am wenigsten entwickelte Gehör besitzen, während den Feinhörigen, allen Eulen z. B., dieselben Töne, welche andere Vögel entzücken, ein Greuel sind. Geradeso ist es bei den Säugern. Hier zeigt schon der äußere und noch mehr der innere Bau des Ohres die höhere Begabung des entsprechenden Sinnes an; diese Begabung aber kann sich so steigern oder der Sinn kann sich so verfeinern, daß ihm Klänge, welche stumpferen Ohren wohllautend erscheinen, gellend oder unangenehm werden. Ein musikalisches Gehör ist deshalb keineswegs ein gutes oder feines zu nennen; es steht vielmehr auf einer tieferen Stufe der Entwickelung, als das eines wirklich feinhörenden Thieres, und wenn man von feiner Ausbildung spricht, kann man immer nur eine bezügliche meinen. Hieraus geht hervor, daß beim Menschen der Sinn des Gehörs, wie der des Geruchs, auf einer tieferen Stufe steht, als bei anderen Säugern; dies thut aber seiner Stellung unter den Thieren durchaus keinen Abbruch: denn eben die gleichmäßige Ausbildung aller Sinne ist es, welche ihn über alle Thiere erhebt.

Die Hörfähigkeit der Säuger ist sehr verschieden. Taub ist kein Einziger von ihnen: aber wirklich feinhörig sind nur Wenige. Das äußere Ohr gibt einen so ziemlich richtigen Maßstab zur Beurtheilung der geringeren oder größeren Entwickelung des Sinnes; d. h. alle Thiere, welche große, stehende und bewegliche Ohrmuscheln besitzen, hören besser, als diejenigen, deren Ohrmuschel hängend, klein oder gar verkümmert ist. Mit dem äußerlich verbesserten Sinneswerkzeug vermehrt sich die Empfänglichkeit für die Töne; um es mit wenig Worten zu sagen: großöhrige Säuger hassen, kleinöhrige lieben Töne und Klänge. Der Delfin folgt entzückt dem Schiffe, von dessen Bord Musik zu

ihm herabklingt; der Seehund erscheint an der Oberfläche des Wassers, wenn der Fischer leise und klangvoll pfeift; das Roß wiehert vor Lust beim Schmettern der Trompeten; das Kamel stelzt frischer dahin, wenn die Zugglocke läutet; der Bär erhebt sich beim Ton der Flöte; der Elefant, welcher wohl einen großen Ohrlappen, aber keine große Ohrmuschel besitzt, bewegt seine Beine tanzartig bei der Musik, ja, er unterscheidet schmelzende Arien von kräftigen Märschen oder Kriegsgesängen. Aber keines dieser Thiere gibt einen für uns angenehmen, wohltönenden Laut von sich, wie die tonbegabten Vögel, welche die Musik lieben und durch sie zum Singen und Jubeln aufgemuntert werden. Sie ähneln vielmehr noch den Lurchen, der Schlange z. B., welche von der Pfeife ihres Beschwörers herbeigelockt, ja gebändigt wird. Anders benehmen sich die feinhörigen Säuger beim Empfinden der Töne und Klänge, die ihren Ohren zu stark sind. Der Hund erträgt den Baß des Mannes, nicht aber den Sopran der Frau; er heult beim Gesange des Weibes wie bei Tönen aus Blaswerkzeugen, während er die milderen Saitentöne schon viel besser leiden mag. Noch auffallender gebehrdet sich eine großöhrige Fledermaus, wenn sie Musik hört: sie geräth in peinliche Unruhe, zuckt mit den Vordergliedern und begleitet die äußeren Bewegungen mit zitternden Lauten ihrer Stimme; ihr sind die starken Töne geradezu entsetzlich. Wie sich das Wild beim Hören geller Töne benimmt, weiß ich nicht: ich glaube aber, daß es ebenso empfindlich gegen sie ist, wie die anderen großöhrigen Thiere.

Uebrigens läßt sich über die wirkliche Schärfe des Gehörsinns nichts Bestimmtes sagen. Wir sind nur im Stande, bei den einzelnen Thieren von bezüglicher Schärfe zu reden: die Höhe der Entwickelung des Sinnes läßt sich nicht messen. Daß sehr viele Säuger noch Geräusche hören, welche wir durchaus nicht mehr wahrnehmen können, ist sicher: wie weit dies aber geht, wissen wir gar nicht. Es steht wohl fest, daß eine Katze wie die Eule das Geräusch, welches eine Maus beim Laufen verursacht, vernimmt: allein es ist unmöglich zu bestimmen, auf welche Entfernung hin sie die leisen Fußtritte noch vom Rascheln des Windes unterscheiden können. Die großöhrige Fledermaus hört wahrscheinlich das Fluggeräusch kleiner Schmetterlinge, von deren Bewegung wir entschieden Nichts mehr durch den Gehörsinn wahrnehmen können; der Wüstenfuchs hört vielleicht das Krabbeln eines Käfers im Sande noch auf ein gutes Stück; das Wild vernimmt den Schall der Fußtritte des Jägers auf hundert, vielleicht zweihundert Schritte: alle diese Angaben beweisen aber gar Nichts und gewähren uns keinen Anhalt zu genauer Bestimmung.

Der Gesichtsinn der Säugethiere erreicht wahrscheinlich nie dieselbe Schärfe, wie der Geruch und das Gehör. Daß alle Säuger hinsichtlich des Sehens von den Vögeln übertroffen werden, habe ich bereits erwähnt, bis zu welchem Grade aber, ist schwer zu sagen, da wir auch hierin wirkliche Beobachtungen nur an uns selbst machen können. Es ist wohl anzunehmen, daß von den Tagsäugern kaum einer den Menschen in der Entwickelung seines Auges und der damit verbundenen Sehschärfe überbietet; wenigstens sind keine Beobachtungen bekannt, welche Dem widersprächen. Anders verhält es sich mit den Nachtthieren, also mit fast allen Räubern, einigen Affen, allen Äffern, den Flatterthieren, mehreren Nagern und anderen. Sie besitzen entweder ein sehr entwickeltes Gesicht oder aber auch sehr verkümmerte Augen. Die wahren Raubthiere haben unstreitig das schärfste Gesicht unter allen Säugern; ihre Augen sind aber auch so empfänglich für die Einwirkung des Lichtes, daß schon gewöhnliches Tageslicht wenigstens vielen äußerst unangenehm ist. Das Raubthierauge besitzt daher auch viel innere Beweglichkeit; diese ist aber keine willkürliche, wie bei den Vögeln, sondern eine unwillkürliche, welche mit der größeren oder geringeren Helle im genauen Einklange steht. Unsere Hauskatze zeigt uns deutlich, wie das Licht auf ihr Auge wirkt: dieses schließt sich bei Tage dergestalt, daß der Stern nur wie ein schmaler Strich erscheint, während es sich mit der Dunkelheit verhältnißmäßig ausdehnt. Sie bestätigt also auch hinsichtlich des Gesichts die Wahrheit, daß nur ein mittelmäßig entwickelter Sinn stärkere Reize vertragen kann. Als Regel darf gelten, daß alle Säuger, welche runde Augensterne besitzen, Tagthiere sind oder bei Tage und bei Nacht verhältnißmäßig gleich scharf sehen, während diejenigen, deren Stern spaltartig erscheint, erst mit der Dämmerung die volle Schärfe ihres Sinnes benutzen können.

Merkwürdig ist die in der höchsten Klasse einige Male vorkommende Verkümmerung der Augen, welche vollkommene Blindheit bedingen kann, wie beim Blindmoll. Das Auge fehlt, so viel bis jetzt bekannt, keinem Säugethiere: unser Maulwurf, welcher oft genug mit seinem „blinden“ Bruder

verwechselt worden ist, besitzt schon ein ziemlich sehfähiges: und deshalb enthalten auch die schönen Worte unseres Rückert die volle Wahrheit:

„Der Maulwurf ist nicht blind, gegeben hat ihm nur
Ein kleines Auge, wie ers brauchet, die Natur;

Mit welchem er wird sehn, so weit er es bedarf
Im unterirdischen Palast, den er entwarf;

Und Staub ins Auge wird ihm desto minder fallen,
Wenn wühlend er emporwirft die gewölbten Hallen.

Den Regenwurm, den er mit andern Sinnen sucht,
Braucht er nicht zu erspähn, nicht schnell ist dessen Flucht.

Und wird in warmer Nacht er aus dem Boden steigen,
Auch seinem Augenstern wird sich der Himmel zeigen,

Und ohne daß ers weiß, nimmt er mit sich hernieder
Auch einen Strahl und wühlt im Dunkeln wieder."

Das Auge der Säugethiere müssen wir übrigens auch noch von einem anderen Standpunkte betrachten: als äußeres, sichtliches Bild des Geistes. Bei den unteren Klassen hat das Auge noch nicht die Beredtsamkeit erlangt, daß es als Spiegel der Seele erscheinen könnte. Wir finden es zwar bei der Schlange tückisch, beim Krokodil hämisch und bei einigen Vögeln mild, bei anderen aber streng oder ernst, muthig ꝛc.: allein mit wenigen Ausnahmen legen wir selbst Das hinein, was wir zu sehen glauben. Erst aus dem lebendigen Falken- oder Adlerauge spricht uns das Innere an: bei dem Auge der Säugethiere ist Dies aber fast immer der Fall. Hier können wir wirklich von einem Gesichtsausdruck reden: und an einem solchen nimmt ja eben das Auge den größten Antheil. Deshalb hat sich das Volk mit richtiger Erkenntniß längst seine Bilder gewählt und spricht mit Recht von dem blöden Auge des Rindes, dem schönen Auge der Girafe, dem milden der Gazelle, dem treuherzigen des Hundes, dem frommen oder dummen des Schafes, dem falschen des Wolfes, dem glühenden des Luchses, dem tückischen des Affen, dem stolzen des Löwen ꝛc.: denn bei allen diesen Thieren ist das Auge wirklich der truglose Spiegel des Geistes. Die Bewegung der Thierseele spricht aus dem Auge; dieses ersetzt die fehlende Sprache. Schmerz und Freude, Betrübniß und Heiterkeit, Angst und Leichtsinn, Kummer und Fröhlichkeit, Haß und Liebe, Abscheu und Wohlwollen finden in dem Auge ihren stummberedten Verkündiger: der Geist offenbart sich hier äußerlich. Und so mag uns das Auge als Bild und Dolmetsch zur allgemeinen Betrachtung des Thiergeistes führen.

Es zeugt von ebensoviel Hochmuth als Unverstand, wenn der Mensch mit hohlem Stolze alle höheren Geistesfähigkeiten für sich beansprucht und dem Thiere vornehm nur unbewußten Trieb, gleichsam nur Ahnung anstatt der Erkenntniß läßt. Noch heutzutag leugnen viele Leute nicht nur den Verstand, sondern alle edleren Geistesgaben der Thiere überhaupt, aus demselben Grunde, mit welchem sie behaupten, daß alle Thiere blos des Menschen wegen erschaffen worden seien. Diese Leute thun Dies freilich nicht aus vernünftiger, d. h. auf der Beobachtung und Erkenntniß fußender Ueberzeugung, sondern aus Furcht, daß ihr schwankendes Wahngebäude zusammenstürze, wenn sie dem Menschen einen Theil seiner Halbgöttlichkeit nehmen, indem sie dem Thiere etwas Menschliches zugestehen. Der Naturforscher urtheilt anders, weil er nicht in seiner Meinung, sondern in seinem Wissen die Grundbedingung eines gerechten Urtheils findet. Ihm wird es niemals einfallen wollen, die weite Kluft wegzuleugnen, welche zwischen dem Geiste des Menschen und dem des Thieres besteht: ebensowenig aber kann er hohe Entwickelung der Geisteskräfte, welche sich im Thiere bemerklich macht, in Abrede stellen.

Das Säugethier besitzt Gedächtniß, Verstand und Gemüth und hat daher oft einen sehr entschiedenen, bestimmten Charakter. Es zeigt Unterscheidungsvermögen, Zeit-, Ort-, Farben- und Tonsinn, Erkenntniß, Wahrnehmungsgabe, Urtheil, Schlußfähigkeit; es bewahrt sich gemachte Er-

fahrungen auf und benutzt sie; es erkennt Gefahren und denkt über die Mittel nach, um sie zu vermeiden; es beweist Neigung und Abneigung, Liebe gegen Gatten und Kind, Freunde und Wohlthäter, Haß gegen Feinde und Widersacher, Dankbarkeit, Treue, Achtung und Mißachtung, Freude und Schmerz, Zorn und Sanftmuth, List und Klugheit, Ehrlichkeit und Verschlagenheit. Das kluge Thier rechnet, bedenkt, erwägt, ehe es handelt, das gefühlvolle setzt mit Bewußtsein Freiheit und Leben ein, um seinem inneren Drange zu genügen. Das Thier hat von Geselligkeit sehr hohe Begriffe und opfert sich zum Wohle der Gesammtheit; es pflegt Kranke, unterstützt Schwächere und theilt mit Hungrigen seine Nahrung. Es überwindet Begierden und Leidenschaften und lernt sich beherrschen: es zeigt also auch selbständigen Willen und Willenskraft. Es erinnert sich der Vergangenheit jahrelang und gedenkt sogar der Zukunft: es sammelt und spart für sie.

Diese verschiedenen Geistesgaben bestimmen den Charakter.

Das Thier ist muthig oder furchtsam, tapfer oder feig, kühn oder ängstlich, ehrlich oder diebisch, offen oder verschmitzt, gerade oder hämisch, stolz oder bescheiden, zutraulich oder mißtrauisch, folgsam oder störrisch, dienstsam oder herrschsüchtig, friedfertig oder streitlustig, heiter oder traurig, lustig oder grämlich, gesellig oder ungesellig, freundschaftlich gegen Andere oder feindselig gegen die ganze Welt — und wer könnte sagen, was sonst noch Alles!

Ich müßte ein besonderes Buch schreiben, wie Scheitlin, wollte ich mich jetzt über den Thiergeist noch weiter auslassen. Vorstehendes genügt jedem Unbefangenen, — und selbst der hochmüthige Vergötterer des Menschen kann die Wahrheit des Gesagten nicht leugnen. Bei der Einzelbeschreibung der Säugethiere werde ich nicht verfehlen, zu meinen Behauptungen auch Beweise zu liefern.

Dem Menschen geschieht kein Unrecht, ihm wird nicht Abbruch gethan, wenn wir die Thiere auch hochstellen. Herder nennt diese „die erstgeborenen Brüder des Menschen" und Scheitlin sagt sehr wahr und treffend: „Alles Thier ist im Menschen, aber im Thier ist nicht aller Mensch." Dieser bleibt auch neben dem höchsten Thiere, was er ist.

Eins dürfen wir hier nicht vergessen: ich meine die Steigerung, welcher alle Geisteskräfte des Thieres fähig sind, wenn ihm Erziehung zu Theil wird. Es gibt ebensowohl gesittete, wohlerzogene, oder ungesittete, flegelhafte, ungezogene Thiere als Menschen. Der Erzieher übt einen unendlichen Einfluß auf das Thier aus. Schon eine wohlerzogene Thiermutter vererbt einen guten Theil ihrer Tugenden auf ihre Kinder: der hauptsächlichste und vorzüglichste Erzieher aber ist der Mensch. Ein einziges Beispiel mag genügen: unser am besten erzogenes Thier, der Hund, soll es sein. Dieser wird mit der Zeit ein wahres Spiegelbild seines Herrn; er eignet sich, so zu sagen, dessen Charakter an: der Jagdhund den des Jägers, der Fleischerhund den des Fleischers, der Schifferhund den des Schiffers, der Lappen-, Eskimo-, Indianerhund den seiner bezüglichen Gebieter. Nur Männer können Thiere erziehen: Dies beweisen oder bewiesen alle Mopse, dies zeigen die Hunde und Katzen einsamstehender Frauen oder Jungfrauen: sie sind regelmäßig verzogen, nicht erzogen. Das Thier verlangt Ernst und Festigkeit von Dem, welcher es lehrt, nicht aber zu große Milde und Wankelmuth.

Der Heimatkreis des Säugethieres ist beschränkter, als der eines Vogels oder Fisches, ja selbst eines Lurches. Nur das Meer gestattet den Bewohnern aus unserer Klasse große Willkürlichkeit der Bewegung und Ortsveränderung, allein immer nicht in demselben Grade, wie dem Vogel; in den zusammenhängenden Meeren aller Erdtheile finden sich blos folgende Säugethiere: der Seehund, die Ohrenrobbe, mehrere Delfine und zwei Wale. Auch die Meersäuger beweisen, daß ihre Klasse dem Lande und nicht dem Wasser angehört; denn auch sie ziehen die Küste dem offenen Meere vor.

Auf dem Festlande nimmt der Verbreitungskreis der Säugethiere viel engere Grenzen an, als in dem Meere. Viele Arten haben ein sehr kleines Vaterland. Man hat die Erde mit Rücksicht auf ihre Bewohner in gewisse Reiche getheilt, welche man thierkundliche (zoologische) genannt hat. Ein solches Reich hat immer seine ihm eigenthümlichen, thierischen Einwohner; zwei sich entsprechende Reiche weisen auch ähnliche Thiere auf, selbst wenn das eine Reich von der Tiefe zur Höhe, und das andere von niederer Breite zur höheren aufsteigt. Um Dies deutlicher zu machen, will ich hier die besonders abgeschlossenen Reiche angeben und ihre Bewohner dazu nennen:

Das erste Reich faßt in sich den ganzen Norden, welcher innerhalb des Polarkreises liegt. Die Trennung zwischen beiden Erdhälften ist noch nicht ausgesprochen, aber doch schon angedeutet. Der Eisbär, zwei Vielfraße, der Eisfuchs, mehrere Lemminge, zwei Schneehasen, die Pfeifhasen, das Renthier, mehrere Seehunde, das Walroß, der Pottfisch, Narwal, die Finnfische und der gemeine Wal kennzeichnen diesen ärmsten Kreis der Erde. Ihm entspricht einigermaßen der Höhenkreis unseres gewaltigen Alpengebirges, von etwa 6000 Fuß über Meer an aufwärts: er enthält die Gemse, den Steinbock, eine Schneewühlmaus, das Murmelthier und den Alpenhasen.

Ungleich reicher an Formen und Arten zeigt sich der gemäßigte Gürtel unserer Nordhälfte. Seine Pflanzen- und Thierwelt scheidet ihn in zwei Hälften: in die des Ostens und Westens. Wagner trennt den ersteren in fünf Gebiete: nämlich in Mittel- und Südeuropa, in Nordafrika, Südsibirien und die Steppe von Turan. Diesen Gebieten sind gemeinsam: vier Fledermäuse, zwei Spitzmäuse, der Fischotter, der Fuchs, die weltverbreitete Wanderratte und die Wasserratte. Nächst diesen Thieren verbreiten sich über die meisten Gebiete: die Fledermäuse und Spitzmäuse, der Maulwurf, Bär und Dachs, fast sämmtliche Marder, der Wolf und Luchs, das Eichhorn und die Mäuse. Mitteleuropa für sich allein besitzt nur wenige Fledermäuse und Spitzmäuse, eine Schlafmaus, einen Blindmoll, vier Wühlmäuse und den Auerochsen; Südeuropa einige Fledermäuse, eine Rüsselspitzmaus, den Blindmaulwurf, die Boccamele (ein Wiesel), eine Manguste, einen Luchs, eine Wühlmaus, einen Hasen und den Mufflon; Nordafrika den türkischen Affen, einen Igel, eine Rohrrüsselmaus, den Ichneumon, den Fenek, den Wüstenluchs, ein Eichhorn, eine Springmaus und Andere; Sibirien und Turan zeigen: den Ohrenigel, den Korsak, den Manul, den Zobel, die Steppenantilope. — Dachs, Luchs, Wildkatze, Igel, Maulwurf, Blindmoll, die Wühlmäuse, Edelhirsch, Reh, Mufflon und Auerochs dürfen als Charakterthiere der ganzen Osthälfte des Reiches betrachtet werden.

Die zweite Hälfte des nördlichen gemäßigten Gürtels kennzeichnet sich durch sehr viele eigenthümliche Fledermäuse und Spitzmäuse, die amerikanischen Bären und Waschbären, einen Dachs, die Stinkthiere, mehrere Marder, einen Vielfraß, einen Fisch- und einen Seeotter, mehrere Hunde, die einfarbige Katze, einige Beutelratten, sehr viele Baum-, Flug- und Erdeichhörnchen, Ziesel, Murmelthiere, kleinere Nager, viele Hasen, mehrere Hirsche, zwei Antilopen, das Bergschaf und den Bison. Die Aehnlichkeit der Thierformen der West- und Osthälfte des gemäßigten Gürtels ist unverkennbar.

Anders finden wir es, wenn wir die verschiedenen Gebiete der Wendekreisländer mit einander vergleichen. Hier spricht sich jedes scharf und bestimmt für sich selbst aus, und nur wenige Formen sind allen Reichen gemeinsam. Der Reichthum der Tropenwelt ist zu groß, und die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Gebiete sind zu bedeutend, als daß nicht auch die Thierwelt in demselben Verhältnisse Reichthum und Eigenthümlichkeit der Gestalten zeigen sollte. Hochasien bildet gleichsam ein Bindeglied zwischen dem Nord- und Gleichergürtel der Erde; es hat Vieles mit beiden gemein: und deshalb müssen wir es wenigstens flüchtig betrachten. Wir verstehen darunter Vorder- und Hinterasien, Japan, Nepal und die Eufratländer. Diese Länder zeichnen aus: der japanesische Hundsaffe, zwei fruchtfressende und einige echte Fledermäuse, Spitzmäuse, ein Maulwurf, der Kragenbär, der japanesische Dachs, der Bandiltis, einige Mangusten und Ginsterkatzen, Baum- und Flughörnchen, kleine Nager, eigenthümliche Hasen und Murmelthiere, der Dschiggetai oder Halbesel, das japanesische Schwein, das Trampelthier, ein Moschusthier, einige Hirsche und Antilopen, der kaukasische Steinbock, die Bezoarziege und die Ziege des Himalaya, der Argali, der Burrhal, Nahur und andere Schafe und der Yak oder das Gebirgsrind. Viele andere Thiere gehören Hochasien und dem Nordgürtel oder Hochasien und den Wendekreisländern Asiens zugleich an.

Südasien ist reicher, als alle bisher genannten Gebiete, zeigt uns aber zugleich auch große Beschränkung in der Verbreitung mancher Thiere. Wir verstehen unter diesem neuen Gebiete Vorder- und Hinterindien, Java, Sumatra und Borneo, sowie die übrigen Molucken. Hier leben der Orang-Utang, die Langarm- und Schlankaffen, die meisten Makaken oder Hundsaffen, die Loris oder Faulaffen und das Koboldäffchen, die Flughunde, große Fledermäuse, der Halsband-

und Lippenbär, der Ratel, viele Zibet- und Schleichkatzen oder Mangusten, viele Hunde, der asiatische Löwe, der Tiger, Panther, Gepard und noch viele andere Katzen, die meisten und größten Flughörnchen, mehrere Schuppenthiere, der wilde Esel, der asiatische Elefant, das indische Nashorn und der indische Tapir, mehrere Schweine, darunter der Hirscheber, die echten Moschusthiere, der Nylgau, die vierhörnige und die Hirschantilope und mehrere Ochsen.

Afrika zeigt ein nicht minder selbständiges Gepräge und eine große Verbreitung der ihm eigenthümlichen Thiere. Ihm gehören zu: der Gorila und Schimpanse, sämmtliche Meerkatzen, die Stummelaffen, Paviane und viele Äffer, welche namentlich auf Madagaskar zu Hause sind, eigenthümliche Fledermäuse, Igel, Spitzmäuse, das Scharrthier, viele Ginster-, Zibet- und Schleichkatzen, der großöhrige Hund und der Fenek nebst vielen anderen Hunden, die Hiänen und der Hiänenhund, der Löwe, Leopard, Jagdparder, Serwal und Karakal, sowie die Nilkatze, die meisten Erdeichhörnchen, eigenthümliche Siebenschläfer, die Spring-, Steppen- und Wüstenmäuse, das Erdferkel und zwei Schuppenthiere, das Zebra, Quagga und Tigerpferd, der afrikanische Elefant, drei Nashörner, das Flußpferd, die Larvenschweine, die Klippschliefer, die Girafe, fünf Sechstheile aller Antilopen, einige Steinböcke, das Mähnenschaf, zwei Büffel und eine Ohrenrobbe.

Bei aller Eigenthümlichkeit dieser Thierwelt zeigt sich gleichwohl noch immer große Uebereinstimmung mit jener Asiens und selbst der Europas. Namentlich die Wüsten- und Steppenthiere erinnern auffallend an die, welche in der Tiefebene Turans leben. Die Waldarmuth Afrikas ist sehr deutlich ausgesprochen: die Hirsche z. B. fehlen im Süden und in der Mitte ganz, und die Eichhörnchen sind auf den Boden herabgekommen. In seinen Dickhäutern und der Girafe zeigt sich Afrika gleichsam noch als Urland, als von gewissen neueren Schöpfungsabschnitten unberührt.

Ganz das Gegentheil von Afrika macht sich in Amerika bemerklich. Das ungeheuere Gebirg und die unermessenen Wälder sprechen sich deutlich in seiner Thierwelt aus. Alles in diesem Erdtheile ist neu, Alles eigenthümlich; an die alte Welt erinnern manche Thierformen blos noch entfernt. Ich will kurz sein und nur die bemerkenswerthesten Thiere Mittel- und Südamerikas hier nennen. Amerika beherbergt ausschließlich: die Brüll-, Klammer-, Rollschwanz-, Woll-, Schweif-, Nacht- und Krallenaffen, — zwei Familien! — die blutsaugenden Fledermäuse oder Vampire, einige ihm eigene Bärthiere, Stänker und Fischottern, einige Hunde, den Puma, Kuguar und Jaguar, die Pardel-Tigerkatzen, viele Beutler in zwei Amerika eigenthümlichen Sippen, sehr viele Nager, darunter die Hasenmäuse und Hufpfötler, welche ebenfalls nur hier vertreten sind, die Faulthiere und Gürtelthiere nebst den Ameisenbären, zwei Tapire, die Bisamschweine, einige Hirsche, drei, oder richtiger vier Lamas 2c. Im Vergleich zu der Zahl der Ordnungen, Familien und Arten aus der Klasse der Vögel scheint es freilich, als ob Südamerika arm an Säugethieren wäre: wenn man aber die Eigenthümlichkeit der Sippen und die Menge der Arten bedenkt, wird man bald eines Besseren belehrt.

Einige Forscher, unter ihnen Wagner, trennen den höheren Süden Amerikas oder Chile, die Pampas des Rio de la Plata, Patagonien und das Feuerland von dem übrigen Südamerika und bilden aus diesen Ländern einen eigenen thierkundlichen Kreis, obgleich er nur sehr wenige ihm ganz eigenthümliche Thiere besitzt. Es sind Dies etwa folgende: eine Fledermaus, ein Stinkthier, der magellanische und der südamerikanische Hund, die Pampaskatze, mehrere Nager, darunter die Chinchillen und ein Biber, sowie einige Meersäuger.

Australien zeigt uns ein sehr selbständiges Gepräge, bei all seiner Armuth an Säugern. Es ist das eigentliche Vaterland der Beutelthiere. Man kennt im Ganzen etwa 140 Arten von Säugern, welche in Australien leben: davon gehören 110 Arten den Beutelthieren zu. Das allbekannte Känguru, die Raubbeutler und Beutelbilche mögen sie kennzeichnen. Außerdem wohnen in Australien noch der Dingo, das Schnabelthier und der Ameisenigel, sämmtlich echte Charakterthiere des merkwürdigen Erdtheils.

Fassen wir das nunmehr Gewonnene hinsichtlich der Ordnungen und Familien zusammen, so ergibt sich Folgendes: Die Affen sind auf den warmen Gürtel der Erde beschränkt: der Osten und Westen unterscheiden sich aber scharf durch eigene Familien, Sippen und Arten; die Halbaffen oder Äffer bewohnen blos die heißen Länder der alten Welt; die Beutelthiere finden sich ausschließlich

in Neuholland, Amerika und Asien, die Wenigzähnigen fehlen in Europa, die Wiederkäuer und Vielhufer in Australien; die Einhufer sind ursprünglich nur in Asien und Afrika heimisch gewesen; die Fledermäuse, Raubthiere, Nager, Flossenfüßer und Wale sind Weltbürger.

Bezüglich der engeren Verbreitung kann man sagen, daß sich der Verbreitungskreis einer Art in östlich-westlicher Richtung regelmäßig weiter erstreckt, als vom Norden nach Süden hin. Der Osten und Westen weisen auch viel häufiger ähnliche, sich gleichsam entsprechende Gestalten auf, als der Norden und Süden; jedoch spricht sich zwischen dem nördlichen und südlichen kalten Gürtel, ja selbst zwischen dem Norden und Süden eines Erdtheils, zumal Afrikas, immerhin eine große Uebereinstimmung aus. Man darf deshalb sagen, daß ähnliche Länder auch stets ähnliche Thiere beherbergen, so große Strecken auch trennend zwischen sie treten mögen.

Die Anzahl aller jetzt lebenden und bekannten Säugethierarten beträgt etwas über zweitausend. Hiervon gehören etwa 150 Arten Europa (gegen 60 ausschließlich) an, ungefähr 240 Arten wohnen in Afrika, 350 Arten in Asien, 400 Arten in Amerika und gegen 140 in Australien. Auf die Ordnungen vertheilt sich diese Anzahl in folgender Weise: Die Affen und Äffer zählen 220, die Fledermäuse 320, die Raubthiere 410, die Beutelthiere 130, die Nager 620, die Wenigzähnigen 35, die Vielhufer 33, die Einhufer 7, die Wiederkäuer 180, die Flossenfüßer 33 und die Wale 65 unbestrittene Arten.

Hierzu würden noch die vorweltlichen Säugethiere zu zählen sein. Von diesen kennt man nach H. von Mayer etwa 780 Arten. Die Verbreitung der vorweltlichen Säuger war eine ganz andere, als die der jetzigen es ist; doch besaßen auch schon in der Urzeit gewisse Gegenden der Erde ihre eigenthümlichen Säugethiere. Die meisten versteinerten Knochen finden sich im Schuttlande oder „Diluvium“; jedoch hat uns auch das Eis Sibiriens vorweltliche Thiere aufbewahrt, und zwar in einer staunenswerthen Frische, so daß sich nicht nur Haut und Haar erhalten hatte, sondern auch das Fleisch sich noch in einem Zustande befand, daß Eisbären und Eisfüchse, sowie die Hunde der Jakuten davon wacker schmausten. Nur wenige Vorweltssäuger (etwa der siebente Theil), von allen, welche man kennt, haben die Zeit der Schuttlandsbildung überlebt und finden sich jetzt noch: die übrigen sind ausgestorben und gestrichen aus dem Buche der Lebendigen. Von den bis jetzt bekannten Vorweltssäugern gehörten an: den Affen etwa 20, den Fledermäusen ebensoviele, den Raubthieren fast 200, den Beutelthieren gegen 30, den Nagern beinahe 100, den Wenigzähnigen 40, den Vielhufern 150, den Einhufern 9, den Wiederkäuern 120, den Schwimmfüßern 9 und den Walen endlich 55 Arten. Alle Vorweltsthiere und somit auch die vorweltlichen Säuger bestätigen die mosaische Schöpfungssage hinsichtlich der Zeitfolge, in welcher die verschiedenen Klassen der Thiere entstanden, soweit eine Sage eben bestätigt werden kann: die Säugethiere gehören wirklich nur den neueren Schöpfungsabschnitten an.

Die leiblichen und geistigen Begabungen eines Säugethieres bestimmen seine Lebensweise in der ihm gegebenen Heimat, deren Erzeugniß, deren Geschöpf es ist. Jedes richtet sich eben nach seinen Gaben ein: es benutzt die ihm gewordene Ausrüstung in der ergiebigsten Weise. Eine gewisse, verständige Willkür in der Lebensart kann keinem Thiere abgesprochen werden. Die Säugethiere sind natürlich mehr an eine gewisse Oertlichkeit gebunden, als das leichte, bewegungslustige Volk der Vögel: allein sie wissen dafür eine solche Oertlichkeit vielleicht besser oder vielseitiger zu benutzen, als diese.

Die Säugethiere sind wesentlich Landbewohner, und je vollendeter eine Art unserer Klasse ist, um so mehr wird sie Landthier sein. Im Wasser finden wir daher blos die plumpsten oder massigsten, auf dem Lande dagegen die entwickeltsten, edelsten Gestalten. Die größten Landsäuger sind im Vergleich zu dem Walfisch nur Zwerge. Das Wasser erleichtert aber auch jede Bewegung einer großen, ungeschlachten Masse ungemein: und je leichter ein Thier sich zu bewegen vermag, um so größer kann es sein. Daß auch das Umgekehrte stattfindet, beweisen alle Thiere, welche zu ihrer Fortbewegung große Kraftanstrengung nöthig haben, wie z. B. die Gräber und Flatterer, die Maulwürfe oder Fledermäuse. Bei ihnen ist die Körpermasse in demselben Verhältniß verkümmert, in welchem sie bei den Wassersäugern sich vergrößert hat.

So zeigt sich also schon in der Leibesgröße eine Bestimmung für die Lebensweise des Thieres. Noch mehr aber wird diese Bestimmung durch die Ausrüstung ausgesprochen. Daß ein Fisch- oder Flossensäuger schwimmt oder ein Flatterthier fliegt, versteht sich eigentlich von selbst: ebenso gut aber auch, daß der Affe oder das Eichhorn oder die Katze klettern, der Maulwurf gräbt und die Viel- und Einhufer oder Wiederkäuer auf dem Boden laufen: ihre Gliederung weist sie dazu an. Hierzu kommt nun noch die Willkürlichkeit in der Wahl des Ortes, um den Aufenthalt eines Thieres zu bestimmen.

Hinsichtlich der Ordnungen läßt sich Folgendes sagen: Die altweltlichen Affen sind Baum- oder Felsen-, die neuweltlichen Affen und die Äffer aber ausschließlich Baumthiere; die Fledermäuse leben in der Luft, schlafen aber auf oder in Bäumen und in Felsen. Die Kerbthierräuber leben größtentheils auf dem Boden, einige aber auch unter der Erde und andere sogar auf Bäumen. Die fleischfressenden Raubthiere bewohnen Bäume und Felsen, den Boden und das Wasser; doch gehört die größere Anzahl den Erdthieren an, und nur sehr wenige führen ein theilweise unterirdisches Leben. Die Beutelthiere leben auf der Erde, in Höhlen, im Wasser und auf Bäumen, die Nagethiere überall, nur nicht im Meere, größtentheils aber in Höhlen. Die Zahnlosen sind Erd-, Höhlen- und Baumthiere, die Dickhäuter leben wieder größtentheils auf dem Boden, einige aber auch im Sumpfe oder im Wasser selbst; die Einhufer und Wiederkäuer sind ausschließlich Erd- oder Felsenthiere; die Flossenfüßler und Wale endlich Meerbewohner.

Es muß Jedem, welcher beobachtet, auffallen, daß sich nicht allein die Heimat im weiteren Sinne, sondern auch der Wohnkreis, ja, der eng begrenzte Aufenthaltsort des Thieres in dem Geschöpfe selbst kund gibt. Die Zusammengehörigkeit von Land und Thier offenbart sich nämlich nicht allein in der jedem Thiere eigenthümlichen Gliederung, sondern auch, und zwar sehr scharf und bezeichnend, in der Färbung. Als allgemeine Regel kann gelten, daß das Thier eine Färbung besitzt, welche der vorherrschenden Färbung seines Wohnortes genau entspricht. Der außerordentliche Vortheil, welchen das Thier von einer solchen Gleichfärbigkeit mit seiner Heimat ziehen kann, wird klar, wenn wir bedenken, daß sich das Raubthier an seine Beute möglichst unmerkbar anschleichen, das schwache Thier aber sich vor dem Räuber möglichst gut verstecken muß. Es liegt mir fern, in der Gleichfärbigkeit des Thieres und seiner Heimat ein Schöpfungswunder zu erblicken, weil ich das Thier einfach als Erzeugniß seiner Heimat betrachte und über das Wie dieser Zusammengehörigkeit nicht früher grübeln mag, als mir die Wissenschaft haltbare, auf natürlichem Grunde fußende Vorlagen zur Erklärung gewähren kann. Ich will hier auch keine Erklärungen, sondern einfache Thatsachen geben.

Schon die Affen sind durchgehends ihren Wohnorten gleich gefärbt: Braun, Grasgrün und Grau sind die hauptsächlichsten Färbungen ihres Haarkleides, und sie entsprechen eben der Baumrinde oder dem Gelaube und Grase, sowie den Felsen, auf denen sie wohnen. Alle Flatterthiere, welche auf Bäumen leben, zeigen ebenfalls eine braune oder grünliche Färbung, diejenigen, welche in Felsenritzen schlafen, das ungewisse Grau der Felsen — oder der Dämmerung. Unter den Raubthieren finden sich viele, welche als wahre Spiegelbilder ihrer Heimat zu betrachten sind. Der Wolf trägt ein echtes Erdkleid: das Fahlbraun und Grau seines Pelzes schmiegt sich allen Färbungen seines Wohnkreises an; Reinecke, der Schleicher, zeigt uns, daß er bei uns zu Lande ebenso wohl zum Nadel- wie zum Laubwalde paßt; sein Vetter im Norden, der Polarfuchs, legt im Winter ein Schneekleid, im Sommer ein Felsenkleid an; ein anderes Glied seiner Sippschaft, der Fenek, trägt das isabellfarbne Gewand der Wüste. Die Hiänen, als Nachtthiere, sind in Grau gekleidet, in diejenige Farbe, welche am ehesten dem Auge verschwindet. Löwe und Leopard, Gepard und Serwal geben sich als echte Steppenthiere zu erkennen; Braungelb ist Grundfarbe, aber allerlei anders gefärbte Flecken zeigen sich auf ihr: die Steppe ist bunter und darf daher auch das Thier schon malen. Unsere nordischen Katzen entsprechen ihrer farbloseren Heimat und unserer trüberen Nacht: Grau ist ihre Hauptfärbung; der Karakal ist wieder echtes Wüstenthier; der Tiger zeigt sogar die Rohrstängel seiner Bambuswälder in den schwarzen Streifen, der Leopard die buntlaubigen Gebüsche Mittelafrikas auf seinem Fell; die amerikanischen Katzen spiegeln ihre bunten Wälder wieder. In den Ginster- und Schleichkatzen sehen wir echte Erdthiere: Grau mit oder ohne Flecken und Streifen, und ein überall hinpassendes, sehr schwer zu beschreibendes Graugrün sind die hauptsächlichsten

Färbungen ihres Pelzes. Die Marder bekunden ihre Allseitigkeit auch im Fell. Beim Baummarder ist es braun, beim Steinmarder graulicher, beim Iltis fahler; das Wiesel endlich wechselt sein Sommerkleid mit dem Winter- oder Schneekleide. Unser Bär ist erdbraun, der Eisbär weiß, der Waschbär rindenfarbig. Die Beutelthiere zeigen ebenfalls Erd-, Gras- oder Baumfärbung. Sehr deutlich tritt die Gleichfärbigkeit bei den Nagern hervor. Ich erinnere an die Hasen. Jeder Jäger weiß, was es sagen will, einen Hasen im Lager zu sehen. Die Aehnlichkeit seines Pelzes und des Bodens ist so groß, daß man auf zehn Schritt Entfernung an ihm vorübergehen kann, ohne ihn zu bemerken. Der Wüstenhase ist natürlich isabellgelb, der nordische oder Hochgebirgshase aber wechselt ein Sommer- und ein Winterkleid. Das Kaninchen, ein Höhlenthier, hat graue Färbung. Unser Eichhörnchen ist fichtenrindenbraun, das nordische und das fliegende dagegen sind birkenrindenfarbig. Feldmäuse haben ein graubraunes, Wüstenmäuse ein fahlgelbes, Steppenmäuse ein gelblichbraunes, oft gestreiftes Haarkleid. Unter den Wiederkäuern tragen die Hirsche ein Waldkleid, die Gemsen, Renthiere und Steinböcke ein Felsenkleid, die Antilopen ein Steppen- oder Wüstenkleid. Die Einhufer geben sich wenigstens im Quagga, Zebra und wilden Esel als Steppenthiere, die Vielhufer in ihrem unbestimmbaren Grau als Sumpfbewohner zu erkennen. Kurz, die angegebene Regel ist eine allgemeine, und Ausnahmen sind nicht häufig. Man wird selten irren, wenn man in einem braun, graugrün oder silbergrau gefärbten Säuger einen Baumbewohner, in einem dunkelgrau, fahlgelb, röthlichgrau, erdbraun und schneeweiß gefärbten einen Erdbewohner vermuthet. Isabellgelb ist Wüstenfarbe, Dunkelgelb Steppenfarbe, Aschgrau Felsenfarbe; bei Nachtthieren ist Grau vorherrschend, Tagthiere zeigen es mehr mit anderen Farben gemischt. Große Unsicherheit, Unbestimmbarkeit der Färbung läßt auf Vielseitigkeit in der Lebensweise schließen; bestimmte Färbung deutet auf einen abgeschlossenen bestimmten Wohnort des Thieres: einfach gelbe Thiere sind immer Wüstenbewohner, einfach weiße stets Schneethiere.

Bei weitem die meisten Thiere sind gesellig und scharen sich deshalb mit anderen ihrer Art oder auch mit Gleichlebenden fremder Arten in kleinen oder großen Trupps zusammen. Niemals erlangen solche Verbindungen die Ausdehnung oder die Zahl der Vereine, welche die Vögel bilden; denn bei diesen thun sich, wie bekannt, oft sogar Millionen zu einem Ganzen zusammen. Unter den Säugern kommen nur unter gewissen Umständen stärkere Rudel vor. Mehr noch als die gleiche Lebensweise vereinigt die Noth: vor der Feuerlinie einer brennenden Steppe daher jagen selbst erklärte Feinde in dichtem Gedränge.

In jedem größeren Vereine erwirbt sich das befähigtste Mitglied die Oberherrschaft und erlangt schließlich unbedingten Gehorsam. Unter den Wiederkäuern kommen regelmäßig die alten Weibchen zu solcher Ehre und namentlich diejenigen, welche kinderlos sind; bei andern geselligen Thieren, z. B. bei den Affen, werden nur Männchen Zugführer und zwar erst nach sehr hartnäckigem, nebenbuhlerischen Kampfe, aus dem sie endlich als allgemein gefürchtete Sieger hervorgehen; hier ist die rohe Stärke maßgebend, bei jenen die Erfahrung oder der gute Wille. Bei allen geselligen Thieren übernimmt das erwählte oder wenigstens anerkannte Leitthier die Sorge für den Schutz und die Sicherheit der ganzen Herde und vertheidigt die schwachen Glieder derselben unter Umständen mit Aufopferung. Minder Verständige und Schwächere schließen sich Klügeren an und leisten allen ihren Anordnungen zur Sicherung Folge.

Gewisse Säugethiere leben einsiedlerisch. Alte griesgrämige und bösartige Männchen werden gewöhnlich von dem Rudel oder der Herde verbannt, und hierdurch nur noch mürrischer und wüthender gemacht. Allein es gibt auch andere Säuger, welche überhaupt ein Einsiedlerleben führen und mit jedem Eindringlinge sofort in heftigster Weise den Kampf beginnen. Dabei kommt es nicht selten vor, daß der Sieger den Besiegten geradezu auffrißt, und zwar läßt sich, wie bekannt, schon der Mensch eine solche Scheußlichkeit zu Schulden kommen.

Die Mehrzahl unserer Klasse wacht bei Tage und schläft bei Nacht; jedoch gibt es fast unter allen Ordnungen Tag- und auch Nachtthiere. Einzelne haben keine bestimmte Zeit zum Schlafen, sondern ruhen oder wachen, wie es ihnen gerade beliebt: so die Meerthiere oder in den höheren Breiten auch die Landthiere während der Sommerzeit. Es mag im Ganzen genommen wohl mehr eigentliche Tag-, als Nachtthiere geben: jedoch ist die Zahl derjenigen, welche bei Nacht lebendig und thätig sind, nicht viel geringer, als die Menge derer, welche bei Tage ihrem Erwerbe nachgehen. Unter den Affen

gibt es blos einige nächtlich lebende Arten; die Fledermäuse dagegen schlafen fast den ganzen Tag, und nur wenige kommen aus ihren Schlupfwinkeln zum Vorschein, so lange noch die Sonne am Himmel steht; unter den Kerbthier- und Fleischfressern, den Nagern, Vielhufern und Wiederkäuern gibt es wenigstens sehr viele Nachtthiere, wenn auch mehrere Arten der Wehrloseren solche erst aus Furcht vor Verfolgung geworden sein mögen. Die starken und die sehr flüchtigen oder auf Bäumen Lebenden sind Tagthiere: sie sind aber auch einer Verfolgung weniger ausgesetzt.

Es würde sehr voreilig sein, wenn man behaupten wollte, daß alle Nachtthiere feigere, schwächere, dümmere und plumpere Thiere seien, als die, welche bei Tage thätig sind: denn wir brauchen eben blos an die Katzen, Marder, Hirsche und andere, welche fast ohne Ausnahme bei Tage ruhen und bei Nacht wach sind, zu denken, um des Gegentheils uns bewußt zu werden. Als allgemeine Regel kann gelten, daß die wehrloseren Thiere, welche durch ihren Aufenthalt nicht vor Gefahren geschützt sind, die Nacht zu ihrer Thätigkeit benutzen.

Während ihres Wachens beschäftigen sich die meisten Säuger ausschließlich mit Aufsuchen ihrer Nahrung. Dieselbe kann höchst verschieden sein. Alle Mitglieder unserer Klasse sind selbstverständlich Pflanzenfresser oder aber Räuber, welche andere Thiere verzehren. Fast alle Erzeugnisse der beiden Reiche finden ihre Liebhaber. Die Pflanzenfresser verzehren ganze Pflanzen, z. B. Gräser, Disteln, Moose, Flechten, oder einzelne Theile von Pflanzen, als Blüthen, Blätter, Früchte, Körner, Sämereien, Nüsse, Zweige, Aeste, Dornen, Rinde u. s. w. Die Raubthiere nähren sich von andern Säugern oder von Vögeln, Lurchen, Fischen, Würmern und Weichthieren; einige fressen blos ihre selbst erlegte Beute, andere lieben Aas; manche verschonen sogar ihr eigenes Fleisch und Blut nicht: sie fressen ihre Jungen!

Diese Mannichfaltigkeit der Nahrung bedingt auch die Verschiedenheit des Erwerbs derselben, d. h. die Verschiedenheit in der Erbeutung und Aufnahme. Einige nehmen ihre Nahrung mit den Händen zu sich: der Elefant steckt sie mit dem Rüssel in das Maul; die größte Mehrzal aber nimmt sie unmittelbar mit dem Maule auf, oft, nachdem sie dieselbe vorher mit den Tatzen erfaßt und festgehalten hat. Die Pflanzennahrung wird mit den Händen oder dem Rüssel abgebrochen, mit den Zähnen abgebissen, mit Zunge und Lippen abgerupft, mit dem Rüssel aus der Erde gewühlt; die thierische Nahrung dagegen wird bei wenigen, z. B. bei den Fledermäusen, Hunden, Fischottern, Robben und Walen gleich mit dem Maule aufgenommen, bei andern aber mit den Händen oder Tatzen erfaßt und dem Maule zugeführt und bei einigen auch mit dem Rüssel ausgegraben, so von den Maulwürfen, Spitzmäusen, Igeln und Schweinen.

Die Säugethiere fressen viel, verhältnißmäßig aber doch weniger, als die Vögel. Dies steht auch mit der geringeren Regsamkeit vollkommen im Einklange. Nach der Mahlzeit suchen sie die Ruhe und verfallen hierbei entweder blos in einen Halbschlummer, wie die Wiederkäuer, oder in wirklichen Schlaf. Zum Spielen oder unnützen Bewegen sind, wie gesagt, nur wenige aufgelegt; es sind fast nur die Jungen, welche hierzu Lust haben und durch ihr tolles Treiben auch die gefälligen Alten aufzurütteln wissen. Bei guter und reichlicher Nahrung bekommen alle Säugethiere ein glattes, glänzendes Haarkleid und lagern im Zellgewebe und in den Leibeshöhlen viel Fett ab, welches bei einigen zur Erhaltung des Lebens während der Hungerzeit dienen muß. Einigen Pflanzen- und Kerbthierfressern nämlich geht während des Winters die Nahrung vollkommen aus, und sie sind zu klein und zu schwach, als daß sie sich dagegen lange halten könnten. Zum Wandern in wärmere oder nahrungsreichere Gegenden sind sie unfähig: und so würden sie unbedingt zu Grunde gehen, wenn die Natur nicht in sehr merkwürdiger Weise für sie gesorgt hätte. Es scheint zwar, daß sie sich selbst schützen könnten, indem sie sich tief gelegene, dick und weich ausgepolsterte und deshalb warme Wohnungen unter der Erde bauen und in ihnen Vorrathskammern anlegen, welche auch reichlich mit Nahrung versehen werden: allein die Natur übernimmt doch die Hauptsorge für ihre Erhaltung, und die eingetragene Nahrung dient blos dazu, sie während der Zeit, in welcher sie wirklich noch Nahrung bedürfen, gegen das Verhungern zu schützen. Diese Säuger, welche so recht eigentlich als Schutzkinder der Natur erscheinen, bedürfen lange Zeit gar keine Nahrung von außen her, sondern zehren, während sie in einen todesähnlichen Schlaf versinken, langsam von ihrem Fette: sie halten Winterschlaf.

Wenn der Herbst fast zu Ende geht und der Winter hereinbricht, ziehen sich die Schläfer in ihre künstlichen, sehr warmen Schlupfwinkel zurück, rollen sich zusammen und fallen nun bald in eine schlafähnliche Erstarrung. Ihr Herzschlag wird langsamer und ihre Athmungsthätigkeit Dem entsprechend in auffallender Weise gemildert oder unterbrochen; die Körperwärme nimmt ab; die Glieder werden steif und kalt; der Magen und Darmschlauch entleeren sich vollständig und schrumpfen zusammen. Der ganze Leib erhält hierdurch eine Fühllosigkeit, die ohne Gleichen ist. Um hierzu einen Beleg zu geben, will ich erwähnen, daß das Herz eines im Winterschlafe enthaupteten Murmelthiers noch drei Stunden nach seiner Tödtung fortschlug, anfangs 16 bis 17 Mal in der Minute, dann immer seltener; — der abgeschnittene Kopf zeigte nach einer halben Stunde noch Spuren von Reizbarkeit. Der Winterschlaf ist ein wirklicher Scheintod; das Leben des Schläfers gibt sich blos noch in Andeutungen kund. Allein auch nur aus diesem Grunde ist es möglich, daß ihn das Thier überdauert. Wenn Herz und Lungen wie bei dem lebenden Thiere arbeiteten, würde das im Sommer gesammelte Fett, welches für mehrere Monate ausreichen muß, bald aufgezehrt sein. Die geringe Athmungsthätigkeit aber verlangsamt den Verbrennungshergang im Innern des Körpers in günstigster Weise für die Erhaltung des Lebens. Ich habe oben mitgetheilt, daß der Winterschläfer während seines Scheintodes etwa neunzig Mal weniger athmet, als im wachen Zustande, und füge hinzu, daß im entsprechenden Verhältniß auch die Körperwärme herabgestimmt wird. Ein Wärmemesser, welchen man in den Leib eines während des Winterschlafes getödteten Murmelthiers senkte, wies blos noch 7½° R. Wärme nach, während die Blutwärme der Säugethiere sonst durchschnittlich zwischen 28 und 30° beträgt. Setzt man das schlafende Thier der Kälte aus, so erfriert es, wenn ich nicht irre, schon bei einer Wärme unter der seines Blutes während der Schlafzeit, und ebenso hat eine plötzliche Erwärmung des Scheintodten den Tod zur Folge; bringt man ihn aber allmählig in höhere und höhere Wärme, so erwacht er nach und nach, und seine Blutwärme steigt allgemach bis auf die gewöhnliche Höhe. Uebrigens erträgt kein Winterschläfer auch solches gemachsame Erwecken mehrere Male nach einander. Jeder Wechsel ist ihm während seines Halblebens schädlich. Hieraus erklärt sich wohl auch, daß er sein Winterlager immer nur in Höhlen nimmt und diese durch sorgfältiges Verstopfen noch besonders gegen die äußere Luft und deren Wärmewechsel abzuschließen sucht. Es ist höchst merkwürdig, daß Siebenschläfer aus fremden Ländern, wenn sie zu uns gebracht werden, im Winter ebenfalls ihren Todtenschlaf halten, während sie Dies in ihrer Heimat gerade in der Zeit der größten Hitze thun. Allein wir sehen auch hieraus wieder, daß die Zeit der Dürre heißer Erdstriche eben nur mit unserem Winter verglichen werden kann, niemals mit unserem Sommer, wie so oft selbst von gediegenen Leuten fälschlich geschieht.

Mit dem Herannahen des Frühlings erwacht der Winterschläfer und fristet sich nun sein Leben zuerst mit den Schätzen, welche er im vorigen Sommer sich eintrug. Anfangs schläft er auch nach dem Erwachtsein aus dem Todtenschlafe noch oft und lange, doch mehr in gewöhnlicher Weise; sobald er aber sein Schutzlager verlassen kann, überkommt ihn große Aufregung; denn nunmehr geht er seinem Geschlechtsleben nach. Nur die kleineren Säugethiere verfallen in einen wirklichen Winterschlaf, die größeren, wie z. B. der Bär, schlafen zeitweilig, obschon tage-, ja vielleicht wochenlang, nehmen aber während dieser Zeit ebenfalls fast gar keine Nahrung zu sich.

Einige Säugethiere unternehmen zuweilen Reisen, um ihre Lage zu verbessern; doch kann man bei unserer Klasse nicht von einer wirklichen Wanderung sprechen, wie bei den Vögeln. Es kommt allerdings vor, daß sie eine Gegend verlassen und in eine andere ziehen, der Weg aber, den sie zurücklegen, ist nie so lang, daß er mit dem Zuge der Vögel verglichen werden könnte. Von Nahrungsmangel gepeinigt, rotten sich die Lemminge, jene muntern und anziehenden Bewohner der nordischen Gebirge und Ebenen, in großer Masse zusammen und wandern nun gemeinschaftlich in die Tiefe hinab, setzen sogar über Meeresarme, gehen aber dabei fast regelmäßig zu Grunde; südafrikanische Antilopen, das Renthier und der nordamerikanische Büffel, die wilden Esel, die Seehunde und Wale treten aus demselben Grunde noch weitere Wanderungen an, und einige Fledermäuse haben sogar einen beschränkten Zug. Allein alle diese Reisen stehen unendlich weit hinter denen der Vögel zurück.

Das Leben der Säugethiere ist überhaupt viel einförmiger, als das der beweglichen Luftbewohner. Blos die gescheiteren Arten suchen in dieses Einerlei einige Abwechselungen zu bringen,

indem sie sich auf irgend welche Weise mit einander unterhalten. Bei dem großen Haufen theilt sich der Tag in Fressen und Schlafen, Schlafen und Fressen. Die Brunstzeit verändert dieses Betragen immer. Sie ist bei den meisten Säugethieren an einen bestimmten Jahresabschnitt gebunden und fällt entweder in das Frühjahr oder in den Herbst oder auch selbst in den Winter, je nachdem das Thier längere oder kürzere Zeit trächtig geht. Die Satz- oder Wurfzeit der Säugethiere nämlich ist regelmäßig der Frühling, welcher für das Junge oder für die säugende Alte reichlichere Nahrung bietet; und der Satzzeit entspricht nun die Brunstzeit. Während derselben zeigt sich das Säugethier oft in ganz anderer Weise, als außerdem: die männlichen Thiere, welche sich sonst nicht um die Weibchen bekümmern, finden sich bei diesen ein und zeigen nun bald eine große Erregung ihres Geistes und Leibes. Mit den zunehmenden Gefühlen der Liebe wächst die Eifersucht und der Haß gegen etwaige Nebenbuhler; heftige Kämpfe zwischen diesen werden ausgefochten, und Kampflustige zu denselben durch lautes Schreien eingeladen: selbst in der Seele des furchtsamsten Säugethieres zeigt sich der Muth und die Kampfeslust. Der als Sinnbild der Feigheit dastehende Hase kämpft mit seinem Nebenbuhler verhältnißmäßig ebenso wacker, als der Löwe, wenn er auch seinen Liebesgegner nur tüchtig mit den Vorderpfoten ohrfeigt; der furchtsame Hirsch wird kühn und selbst dem Menschen gefährlich; die Stiere zeigen eine namenlose Wuth; die Raubthiere aber scheinen gegen alle fremden Geschöpfe milder gesinnt zu werden, als sie es früher sind: die Liebe nimmt sie vorherrschend in Anspruch. In der verschiedenartigsten Weise machen die Männchen ihren Weibchen den Hof. Die Affen werden sehr zudringlich und erlauben kein Sprödethun; die Hunde dagegen bleiben liebenswürdig, selbst wenn sich die Hündin noch so ärgerlich über die Liebeserklärungen stellt; die Löwen brüllen, daß die Erde zu erzittern scheint; die Katzen rufen mit unglaublicher Sanftheit sehnsuchtsvoll nach dem Gegenstand ihrer Schwärmerei, sind aber so reizbar gegen die Nebenbuhler, daß die zarten Töne sehr bald in ein höchst wüthendes Fauchen übergehn; die männlichen Maulwürfe sperren ihr Weibchen augenblicklich in einen ihrer unterirdischen Gänge ein, so bald es sich zu spröde zeigt, und lassen ihm hier Zeit, sich zu besinnen; die Wiederkäuer führen gleichsam zur Ehre des weiblichen Theiles große Kämpfe auf, müssen aber sehen, wie ihnen der Siegespreis oft von Feiglingen, welche den Zweikampf klug benutzen, entrissen wird u. s. w. Auch die Weibchen sind sehr aufgeregt, behalten jedoch die ihnen eigene Sprödigkeit trotzdem bei und beißen, schlagen, stoßen, oder wehren sich sonstwie gegen die sich nähernden Männchen, deren Zärtlichkeit sie sich später aber doch gefallen lassen. Die Begattung erfolgt bei Vielen in der häßlichsten und für uns widerstrebendsten Weise: sobald sie vorüber ist, tritt große Gleichgültigkeit zwischen beiden Geschlechtern ein, und die meisten Männchen bekümmern sich nun gar nicht mehr um die Weibchen, denen sie kurz vorher so glühende Liebeserklärungen machten. In geschlossener, länger als ein Jahr währender Ehe leben wahrscheinlich nur einige Wiederkäuer, namentlich mehrere kleine Antilopenarten, und vielleicht auch noch einzelne Wale: alle übrigen sind der Vielweiberei zugethan.

In der Regel genügt eine einmalige Begattung der brünstigen Säugethiere zur Befruchtung aller Keimbläschen oder Eier, welche für ein und dieselbe Geburt zur Entwickelung gelangen, obgleich deren Zahl in sehr erheblichen Grenzen schwanken kann. Mehr als vierundzwanzig Junge wirft kein Säugethier auf einmal; schon ihrer vierzehn oder sechszehn werden selten zugleich geboren. Alle großen Säuger gebären weniger und seltener Junge, als kleinere, bei denen die Frucht schon innerhalb drei Wochen nach der Begattung ausgetragen und das geborene Junge in derselben Frist auch erzogen werden kann. Bei Denen, welche länger als sechs Monate trächtig gehen, kommt regelmäßig nur ein Junges zur Welt.

Die Geburt selbst geht fast immer rasch und leicht vorüber, ohne daß irgend ein mitleidiges anderes Thier dabei behilflich wäre. Ein glaubwürdiger Mann hat mir allerdings erzählt, daß er eine solche Hilfe bei den Hauskatzen beobachtet und gesehen habe, wie eine ältere Katze die Nabelschnur der Kinder einer jüngeren Mutter abbiß; doch steht dieser Fall bis jetzt noch zu vereinzelt da, als daß wir von ihm folgernd etwas allgemein Giltiges sagen könnten. Sogleich nach der Geburt leckt die Mutter ihre Kleinen sorgfältig rein und wärmt sie mit ihrem eigenen Leibe. Einige Nager bauen vorher ein Nest und füttern dieses mit ihren abgerupften Haaren aus, um eine sanfte Wiege für ihre Jungen zu haben; die große Mehrzahl aber wirft dieselben auf die bloße Erde oder doch nur in

eine nicht mit Nest versehene Höhle. Die Nachgeburt wird von vielen Thieren, welche sonst nie Fleisch anrühren, gierig aufgefressen, so z. B. von den Ziegen, Antilopen und Stachelschweinen.

Die neugeborenen Jungen zeigen einen sehr verschiedenen Grad der Entwickelung. Bei den Beutelthieren ähneln sie einem rohen Stück Fleisch; sie werden aber in die diesen Thieren eigenthümliche Hautfalte am Bauche, die sogenannte Tasche, gesteckt und in ihr gleichsam ausgetragen; die meisten Raubthiere sind blind, wenn sie zur Welt kommen und öffnen erst nach einer oder zwei Wochen ihre Augen; diejenigen Säugethiere dagegen, welche später ein sehr bewegtes und ruheloses Leben führen sollen, kommen sehr ausgebildet zur Welt und sind im Stande, ihrer Mutter schon wenige Stunden nach der Geburt zu folgen, bedürfen aber auch am längsten der Milch. Alle höheren Thiere gebären ebenfalls sehende Junge, die jedoch so hilflos sind, daß die Mutter sie wochenlang mit sich herumtragen muß; deshalb sehen wir die Kinder der Affen und Fledermäuse lange Zeit an ihrer Mutter hangen, an welcher sie sich mit allen vier Gliedern fest angeklammert haben.

Jede Säugethiermutter liebt ihre Kinder ganz ungemein und vertheidigt sie mit Aussetzung ihres eigenen Lebens gegen jeden Feind, selbst gegen den Vater. Dieser bekümmert sich, streng genommen, gar nicht um sie, ja, wird ihnen im Gegentheile oft geradezu gefährlich, indem er sie auffrißt, wenn er ihrer habhaft werden kann. Selten nimmt er mittelbar Theil an der Pflege und Erziehung seiner Sprößlinge: er vertheidigt sie nämlich zuweilen, wenn der Gesammtheit eine Gefahr droht, bei welcher er überhaupt eintritt. Um so mehr thut die Mutter. Sie allein ernährt, reinigt, leitet, straft und schützt, kurz erzieht ihre Kinder. Sie bietet ihnen ihre Brüste oder jagt später für sie, leckt und putzt sie, führt sie aus dem Schlupfwinkel oder wieder in denselben zurück, spielt mit ihnen und lehrt sie ihre Nahrung erbeuten, gibt ihnen Unterricht im Laufen, Klettern, Schwimmen 2c., hält sie wohl auch durch Strafen zum Gehorsam an und kämpft für sie mit jedem Feinde, der es wagen sollte, sie anzugreifen. Die Liebe macht sie erfinderisch, friedliebend, mild, heiter gegen ihre Nachkommenschaft, oder auch heftig und wüthend, bösartig und zornig nach Außen hin. Sie lebt und sorgt blos für ihre Kinder und scheint, so lange sie diese vollständig in Anspruch nehmen, für nichts Anderes Sinn zu haben. Selbst das ernsthafteste Thier wird als Mutter kindlich und spiellustig, wenn sein Kind Dies wünscht. Ohne Uebertreibung kann man behaupten, daß ihr die Liebe und Zärtlichkeit, der Stolz und die Freude der Mutter an den Augen abzulesen sei: man muß nur einen Hund, eine Katze, ein Pferd, eine Ziege in Gesellschaft ihrer Sprößlinge beobachten; — keine Menschenmutter kann stolzer, als sie, auf ihr Kind sein. Und sie haben auch das vollste Recht dazu; denn alle jungen Säugethiere sind, wenn sie nur erst einigermaßen Herr ihrer Kräfte geworden, allerliebste Geschöpfe, welche ja selbst uns große Freude bereiten.

Man kann bei jeder Säugethiermutter wahrnehmen, daß sie ihr Betragen gegen ihre Jungen mit der Zeit wesentlich verändert. Je mehr das junge Volk heranwächst, um so kälter wird das Verhältniß zwischen Mutter und Kind: die Alte kennt den Grad der Bedürftigkeit des letzteren genau und bestrebt sich, wie jedes Thier überhaupt, seine Nachkommenschaft so rasch als möglich selbständig zu machen. Deshalb entzieht sie derselben nach einer gewissen Säugezeit zunächst die Milch und gewöhnt sie nach und nach, sich ihre Nahrung selbst zu suchen. Sobald dieser Zweck erreicht und das junge Thier selbständig geworden ist, endigt die Zärtlichkeit zwischen ihm und der Mutter, und jeder Theil geht nunmehr seinen eigenen Weg, ohne sich um den andern zu kümmern. Die geistig begabtesten Thiere, wie die Pferde und Hunde, beweisen uns, daß sich Mutter und Kind sehr bald nach ihrer Trennung so von einander entfremden, daß sie sich, wenn sie wieder zusammen kommen, gar nicht mehr kennen, während wir dagegen Beispiele haben, daß das geschwisterliche Verhältniß zweier Jungen lange Zeit sich erhalten kann.

Die zur Erlangung der Selbständigkeit eines Säugethieres nothwendige Zeit ist fast ebenso verschieden, wie seine Größe. Im Allgemeinen ist diese maßgebend, d. h. ein Säugethier entwickelt sich um so langsamer, je größer es ist und umgekehrt: allein wir sehen an uns selbst, daß auch die Höhe der Ausbildung, welche erreicht wird, auf die Zeit der Entwickelung des Leibes von Einfluß sein kann, und ebenso trägt wohl auch die größere oder geringere Schwierigkeit des Nahrungserwerbes, die Beschaffenheit der Nahrung und der höhere oder geringere Wärmegrad eines Heimatkreises Vieles zum schnelleren oder langsameren Wachsthum bei. Unter den Landsäugethieren bedarf der Mensch entschieden die meiste Zeit zu seinem Wachsthume; denn auch der Elefant wird eher groß, als er. Es

kommt schon selten vor, daß eine Mutter ihr Kind jahrelang leitet und pflegt, und wahrscheinlich niemals, daß sie dasselbe länger als Jahresfrist säugt, wie Dies bei dem Menschen oft genug der Fall ist. Das junge Thier ist schon lange vor seinem Erwachsensein von seiner Mutter verlassen worden und hat auch vollständig die Fähigkeit erlangt, für sich zu sorgen.

Gewöhnlich kann das Säugethier als erwachsen angesehen werden, sobald es zeugungsfähig geworden ist. Es hat dann meist die Kennzeichen erhalten, welche dem alten Thiere zukommen, und auch der Unterschied zwischen männlichem und weiblichem Thier macht sich bemerklich. Ersteres zeichnet sich nämlich vor dem letzteren regelmäßig durch die Größe aus, oft auch durch Gehörne, Geweihe, Stoß- und Reißzähne, besondern Haarschmuck, welcher sich als Mähne und Schwanzquaste kundgibt, sowie durch mancherlei andere Eigenthümlichkeiten; doch kommt es nicht selten vor, daß auch das zeugungsfähige Thier mit steigendem Alter in mancher Hinsicht noch zunimmt. Hiervon mag uns der Hirsch als Beispiel gelten, weil er ja bekanntlich mit den Jahren mehr und mehr Sprossen auf sein Geweih setzt. Die Stoßzähne des Elefanten, des Walrosses, die Narwals nehmen ebenso mit dem Alter an Größe bedeutend zu.

Wahrscheinlich erreichen nur die großen Vielhufer und die größten Meersauger ein höheres Alter, als der Mensch. In demselben Grade, in welchem die Entwickelung verlangsamt ist, nimmt das Alter zu, oder umgekehrt ab. Schon mittelgroße Säugethiere können, wenn sie zehn Jahr alt geworden sind, als greise Thiere betrachtet werden, bei andern tritt das Greisenthum vielleicht erst nach zwanzig Jahren ein: allein ein Alter von dreißig Jahren, in welchem der Mensch doch bekanntlich erst zur vollen Blüthe gelangt, ist schon recht selten. Das Greisenthum zeigt sich sowohl in der Abnahme der Kräfte, als auch im Ergrauen des Haares und in der Verkleinerung gewisser Schmuckzeichen: so setzen alte Hirsche geringere Geweihe auf, als vollkräftige. Der Tod erfolgt gewöhnlich nicht durch Krankheiten, denn diese sind unter den freilebenden Säugethieren selten. Seuchen, welche in entsetzlicher Weise unter Thieren unserer Klasse wüthen, kommen zwar auch vor; die Mäuse z. B., welche sich zuweilen ins Unglaubliche vermehren, sterben in Zeit von wenig Wochen in solcher Masse dahin, daß ihre kleinen Leichname verwesend die Luft verpesten. Allein solche Fälle sind doch nicht häufig, und die größeren freilebenden Säugethiere scheinen von Krankheiten sehr wenig zu wissen. Bei ihnen erfolgt der Tod gewöhnlich aus Altersschwäche. Man kann Scheitlin wohl Recht geben, wenn er behauptet, daß die edlen Thiere würdig, die unedlen unwürdig, die „Menschenthiere“ menschlich sterben. Elefanten, Hunde, Pferde, Löwen und andere kluge Thiere, kennen den Tod und wissen, was Sterben zu bedeuten hat; sie verscheiden auch ruhig und ohne zu winseln; sie trotzen dem Schmerz, ächzen und seufzen nicht, zucken nur krampfhaft im Tode und sterben still dahin; der Hund, dieses herrliche Bild der Treue, kriecht noch sterbend zu seinem Herrn und leckt ihm liebend die Hand, ihm gleichsam den letzten Abschiedsgruß seiner Treue und seiner Liebe vererbend. Im freien Leben suchen die Thiere sich, wenn der Tod naht, gewöhnlich ein stilles Plätzchen, auf welchem sie ihr Sterbelager halten, und auch manche Hausthiere, welche der Mensch irgend einem seiner Zwecke opfert, thun Dies; so z. B. der Stier auf dem Fecht- und Kampfplatze, wenn er die tödtliche Wunde von dem Schwerte des Espada empfangen hat.

Ich will noch einmal mich auf Scheitlin stützen, indem ich mit ihm sage: „Das Thier hat auch ein Schicksal. Es hängt von seinen Verhältnissen zur Natur und den natürlichen Umgebungen zu dem Menschen, wenn es mit ihm in Verkehr kommt, zum Theil auch von sich selbst ab. Oft muß es des Menschen Schicksal und der Mensch das des Thieres theilen; es geht mit ihm zu Grunde im Feuer und Wasser, in der Schlacht und im Kampfe. Manche Pferde sind Helden, für welche keine Kugel gegossen zu sein scheint, andere wirft die erste feindliche Kugel nieder. Das junge, schöne Füllen wird fast mit Gold aufgewogen, dann frei zugeritten, zu freien, frohen Wettrennen benutzt, bald hierauf mit Stricken an eine Kutsche gespannt, doch immer noch mit Hafer gefüttert, es ist noch der Ruhm seines Kutschers, der Stolz seines Reiters. Dann geht es an einen Lohnkutscher über, rohe Menschen treiben es beinahe zu Tode. Es muß dennoch alltäglich wie ein Sklave ziehen; es hinkt, dennoch muß es laufen. Ist es ein Postpferd geworden, so geht es ihm nicht besser; es wird halb oder ganz blind, seine Weichen und sein Vorderrücken bluten vom Riemenwerk, sein Bauch von Bremsenstichen. Ein armer, roher Bauer hat es für wenige Thaler auf Leben und Tod gekauft, es wird noch einige Jahre lang mit Stroh gefüttert, angeflucht, mit den groben Schuhen in die

Rippen geschlagen und zuletzt, wenn es zehnmal auf der Straße erlegen, todtgestochen, oder es verreckt endlich. Das ist der Fluch mancher Pferde, und diesen Fluch trägt mancher edle Hund, mancher Bär, mancher Büffel, manche andere Thiere. Tagelöhner sind auch sie, und ihr Leben ist ein immerwährender Streit auf Erden. Von den höchsten Stufen der Ehre steigen sie zur tiefsten Schande herab; ihr Dasein geht vom üppigsten Ueberfluß bis zum nagendsten Hunger, von rascher Jugendfülle und Blüthe zur elendesten Krankheit und Altersschwäche herab. Glücklich, daß wenigstens das tiefstehende Thier seinen Lebensfluch nicht erkennt, traurig, daß der Mensch vergessen kann, daß die höheren Thiere sehr wohl zwischen guter und schlechter Behandlung unterscheiden lernen!"

„Andere Thiere aber leben in Glück und Freude von Anfang an bis zu Ende. Manches Hündchen wird wie ein Kind geliebt, gekost, geküßt, zu Tisch geladen, kostbar gespeist, Aerzten übergeben, beweint, begraben; mancher gelehrige und gutmüthige Hund hat ein Schicksal, dessen Glück dasjenige der meisten Menschen übertrifft, so daß er sagen müßte: Das Loos ist mir gefallen auf das Lieblichste, mir ist ein schönes Erdentheil geworden. Er darf mit tanzen, mit denken, mit reisen, mit genießen, kurz, so weit er kann, gerade wie ein Mensch thun; es wird an seinem Grabe noch geschluchzt. Mancher völlig untaugliche, bissige Hund, manches blindgewordene Pferd bekommt bis zu seinem Sterben ein schönes Gnadenbrod, wie es Tausende von Menschen, die es besser verdienten und eher bedürften, nicht bekommen. Auch das Thier hat sein Schicksal."

Schon mit diesen erborgten, schönen Worten habe ich das Verhältniß berührt, in welchem der Mensch mit dem Thiere oder das Thier mit dem Menschen lebt. Dieses Verhältniß ist aber ein viel ausgedehnteres, als hier gesagt wurde. Die Klasse der Säugethiere ist diejenige, welche sich der Mensch bei weitem am meisten zu Nutzen macht; es gibt wirklich nur wenige Säugethiere, aus deren Leib und Leben der Mensch keinen Vortheil ziehen kann. Den Nutzen der Hausthiere hat Lenz so anziehend dargestellt, daß es unrecht von mir wäre, wollte ich meine Worte an die Stelle der seinigen setzen.

„Wie elend und mühevoll wäre das menschliche Leben ohne die Hilfe der Hausthiere! Wollen wir uns eine bequeme Wohnung bauen, gleich arbeiten von allen Seiten her Pferde und Ochsen, die schweren Lasten herbeizuschaffen. Wollen wir uns mit Vorräthen der herrlichsten Früchte versorgen, gleich bearbeiten sie das Erdreich mit Pflug und Egge. Wollen wir auf schnelle und bequeme Weise weithin über Berg und Thal zu einem guten Freunde reisen, gleich stehen vor Freude und Ungeduld stampfende Wagenpferde vor der Thüre, oder ein muthiges Reitpferd ladet uns durch lautes Wiehern zum Aufsitzen ein. — Hören wir bei nächtlicher Weile ein unheimliches Poltern, Rasseln und Nagen in Speisekammer, Küche und Keller, und sehen wir dann mit tiefer Betrübniß, wie unsere Bratwürste, Speckseiten, Kohlrüben und Kartoffeln von Mäusen und Ratten zerfressen sind und wie der Deckel des Honigtopfes gelüftet ist, und müssen wir gar auch noch das Unglück im Kleiderschranke erleben, daß unser neuester Frack von dem benannten Ungeziefer in Stückchen zernagt ist und ihren Säuglingen als Neststoff dient, und bedenken wir, daß unser vom Geiste des Mittelalters besessener Schneider sich unsägliche Mühe gegeben hatte, uns durch die Länge und Breite des sinn- und wirbellosen Frackschwanzes prachtvoll aufzuputzen, und suchen wir dann endlich nach Hilfe in all der Noth: ist da ein lebend Wesen zu finden, das uns zu retten vermag? O freilich! Mit Hut und Stock und mit sechs Silbergroschen gehen wir auf Handel aus, kaufen ein schönes, zahmes, wohlgezogenes Kätzchen, schaffen es nach Haus und hegen und pflegen es mit liebevoller Sorgfalt. Am ersten Tage miauzt es jämmerlich und sucht zu entwischen; am zweiten erkennt es unsern guten Willen an und schließt mit Schmunzeln, Schnurren und Anschmiegen zärtliche Freundschaft; am dritten bringen wir's an den Ort seiner Bestimmung, lassen's los, und sieh, mit Schwung und Sprung, wup, wup, da hat's mit scharfem Zahn die Höllenbrut am Kragen und bricht ihr das Genick. — Wollen wir in's Freie gehen, um ein fettes Häschen oder ein Entchen für die Küche zu erlegen, so weiß der Hühnerhund im Augenblicke, wo wir die Flinte ergreifen, weder Maß noch Ziel seines Entzückens zu finden, macht vor Freuden entsetzliche Sprünge, hüpft hoch an uns empor, beschmiert uns mit seinen Tatzen bis an die Schultern und leckt uns, wenn wir ihm nicht Eins hinter die Ohren geben, Gesicht und Ohren so rein, als wenn sie gewaschen wären; und sind wir nun draußen, so stürzt er sich, um angeschossenes, flüchtiges Wild einzuholen, blindlings durch Dornen und Sumpf, oder springt, die Todesgefahr nicht achtend, in die schäumenden Wogen des Stromes. Wollen wir

einen Wolf, der unsere Herden, oder ein wildes Schwein, das unsere Saaten verwüstet, erlegen, so rufen wir unsere getreuen Doggen zu Hilfe. Wohl kennen sie den zur Jagd auffordernden Ruf; ihre Augen blitzen vor Freude, ihre Stimme gleicht dem Dröhnen des Donners, wüthend stürzen sie auf den gewaltigen Feind, und mag in verzweifeltem Kampfe ihr Blut in Strömen fließen, und mögen links und rechts die Leichen ihrer gefallenen Brüder im Blut und Staube liegen: sie achtens nicht und ruhen nicht, bis auch der Feind sich im Staube wälzt. Und was für einen Lohn verlangen sie für ihre ungeheuere Anstrengung? Nichts, gar nichts, als einen freundlichen Blick von ihrem Herrn. Und wenn wir uns nun, von des Tages Last und Mühe ermattet, am Abend zur Ruhe begeben haben, das müde Auge festgeschlossen, die Seele sich ihrer selbst nicht mehr bewußt ist, der Arm wehrlos uns zur Seite liegt, dann siehts wohl übel um uns aus, weil Spitzbuben Hab und Gut, so viel ihnen gelüstet, in voller Sicherheit davon tragen können? O nein, so schlimm ists nicht, denn auf unserm Hofe wacht ein treuer, starker Hund, der ohne Umstände jedes Diebsgesicht bei der Kehle packt."

Aber nicht blos die wenigen Hausthiere, welche hier aufgeführt wurden, müssen dem Menschen zollen mit Leib und Leben, mit ihren Kräften, Fleisch, Haut, Haar, Horn und Dünger: er hat noch weit mehr sich unterjocht und nutzbar gemacht, selbst solche, welche nicht mit ihm seine Wohnung theilen. Zum Lasttragen, Ziehen und Reiten müssen Esel, Pferd, Elefant, Renthier, Lama, Kamel, Hausochse, Büffel, Ziege und Hund, zum Kriegsdienst Pferd, Kamel, Elefant und Hund, zur Jagd vor allen dieser letztere treue Genosse, aber auch wieder das Pferd und der Elefant, der Jagdleopard, das Ichneumon, das Frettchen, der Fischotter, die Katze und der Igel, ja selbst ein Halbaffe ihm ihre Dienste leihen. Zum Vergnügen dienen ihm Affe und Hund, Pferd und Ziege, Katze, Kaninchen, Eichhörnchen und Meerschweinchen; zum Post- und Hirtendienst muß wieder der Hund sich hergeben. Der Wurzelmaus und dem Hamster raubt der Mensch die gesammelten Vorräthe. Nahrungsmittel und zwar Fleisch liefern ihm: sechs Rinder-, vier Schweine-, drei Schaf-, zwei Ziegen- und alle Hirscharten, der Eisbär, der amerikanische Baribal, die Waschbären, der Vielfraß, die Flußotter, die Robben, sehr viele Beutelthiere, die Agutis, alle Hasen, alle Kaninchen, die Chinchille, die Springmaus, Stachelschweine, Eichhörnchen, Siebenschläfer, Murmelthiere, Kletterratten, Biber, Bisamratte, Kamel, Pako, Vicuña, das Moschusthier, alle Arten Antilope, das Pferd und die wilden Esel, Tapir, Nashorn, Flußpferd, Elefant und endlich fast alle großen Meersäuger. Das Kamel und das Renthier, die Ziegen, Rinder, die Stuten, der Esel geben ihm auch noch Milch, der Dachs, der Vielfraß, die Hiäne, die Ochsen, das Schwein, das Schaf und alle Meersäuger Schmer und Fett, die Biber, der Klippdachs, die Hirsche, das Moschusthier, das Schaf, der Ochse, das Schwein, der Pottwal und der Walfisch Arzneimittel. Der Eisbär, Baribal, der Waschbär, der Dachs, der Vielfraß, die Zibet-Hiäne, der Wolf, die Füchse, Luchse, Katzen, Unze, Panther, Tiger, Löwen, Leopard, alle Marder, Wisel, Fisch- und Seeottern, die Katze, Eichhörnchen, Siebenschläfer, Murmelthiere, Ziselmaus, Hamster, Biber, Bisamratte, Schwimmmaus, Kaninchen, Hasen, Chinchillen und Seehunde zollen Pelz- und Rauchwerk zu seiner Kleidung; die Lamas, Moschusthiere, Hirsche, Schafe, Ziegen, Antilopen, Rinder, Pferde, mehrere Dickhäuter und einige Robben Leder; die Schafe, Ziegen, Bisamratten, Hasen, Lamas und die Kamele Wolle zu Gespinnsten und Geweben; und andere endlich liefern noch Horn, Elfenbein, Zähne, Fischbein, Düngstoffe u. dergl. mehr. Einen solchen Nutzen kann keine übrige Klasse des Thierreichs für uns haben, und deshalb eben sind die Säugethiere bei weitem die wichtigsten aller Thiere für das ganze menschliche Leben; deshalb eben kann man sagen, daß das bequeme Leben der Menschen, wie wir es gewohnt sind, ohne die Säugethiere geradezu unmöglich sein würde. Aber wir sehen auch wiederum aus dem Nutzen, welchen die Säugethiere uns gewähren, aus der treuen Hilfe, welche sie uns leisten, aus der Verbrüderung, welche sie mit uns eingehen, — wie nahe, wie innig verbunden wir, als die höchststehenden Säuger, mit den übrigen sind, denen wir unser Joch auferlegt haben.

Erste Reihe.

Handthiere (Primates).

Zweite Ordnung.

Die Affen (Simiae).

Die erste Ordnung der Säugethiere lehrt uns den Menschen, die zweite — seine Zerrbilder kennen.

Wagler nennt die Affen „verwandelte Menschen" und wiederholt mit diesen Worten die uralte und noch immer neue Ansicht aller Völker, welche mit diesen fratzenhaften Wesen verkehrt haben und noch verkehren.

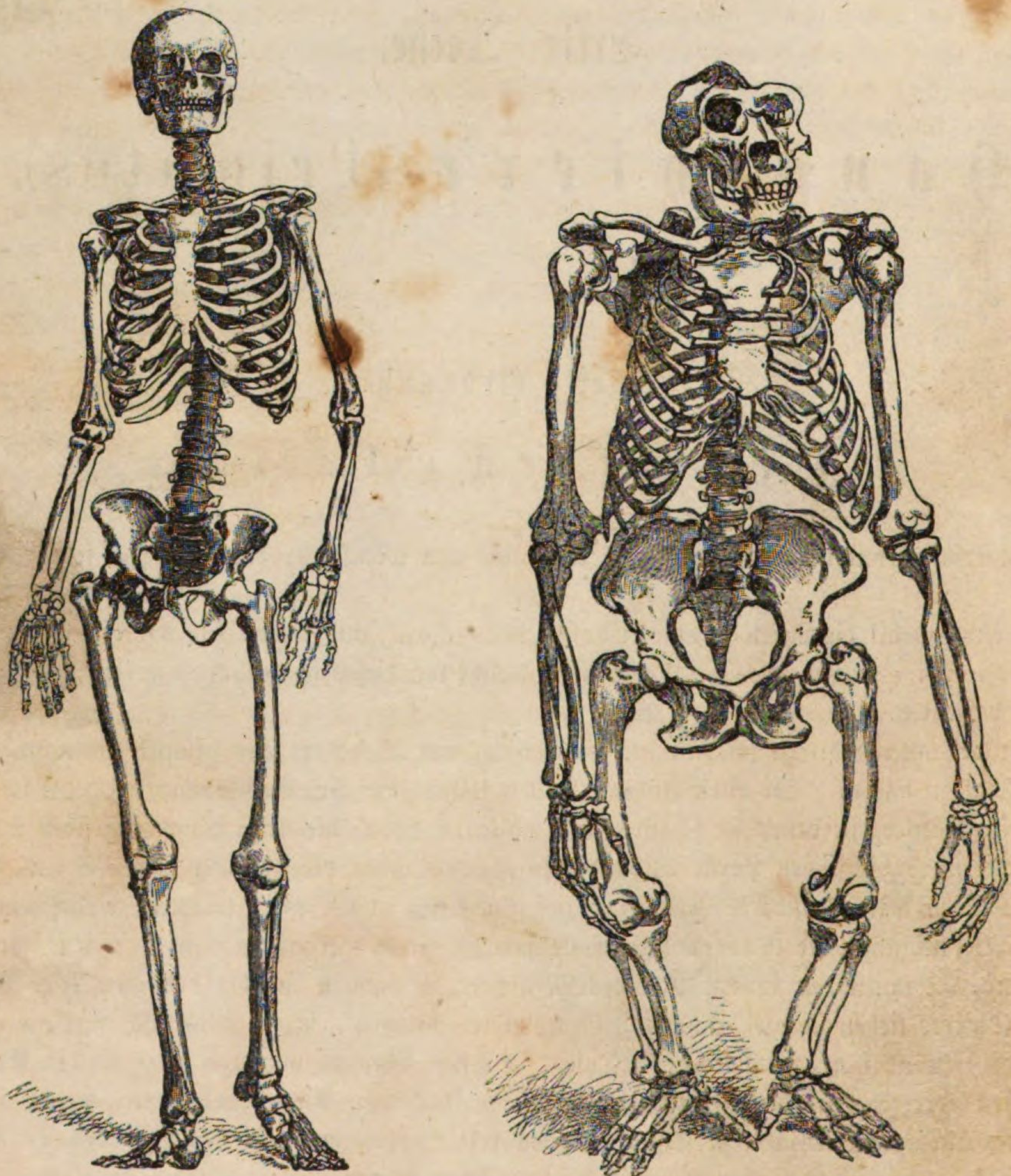
Von den alten Völkern scheinen nur die Inder und Egypter eine gewisse Zuneigung für die Affen gezeigt zu haben. Die alten Inder erbauten ihnen, wie ihre Nachkommen es heute noch thun, tempelartige Häuser, in denen sie schalten und walten durften; die alten Egypter gruben ihre Bildnisse in den unvergänglichen Porfir ein und schufen nach ihnen die Abbilder ihrer Götter. Bei den übrigen Völkern war es anders. Salomo ließ sich Affen aus Ophir kommen, wahrscheinlich nur zu seiner Belustigung; die Römer hielten sie sich zu ihrem Vergnügen und studirten, ihren Leib zergliedernd, an ihnen den innern Bau des Menschen; sie freuten sich der drolligen Nachahmungssucht der Thiere, ließen sie wohl auch mit Raubthieren kämpfen, befreundeten sich aber nie recht mit ihnen und verkannten auch niemals das „Thier" in ihnen. Anders war und ist es bei den Arabern. Diese sahen oder sehen in den Affen geradezu Verworfene, von Allah Verdammte, welche aus verabscheuungswürdigen Menschen zu Thieren verwandelt wurden und jetzt das Bild des Teufels und des Adamssohnes in wunderlicher Vereinigung zur Schau tragen.

Wir denken nicht viel anders. Die Affen sind uns nur Zerrbilder des Menschen und belustigen uns, so lange sie sich von ihrer guten Seite zeigen: so bald sie aber ihre schlechten Eigenschaften kund geben, schleudern auch wir noch das Urtheil der Verdammniß auf sie.

Es ist beachtenswerth, daß wir blos diejenigen Affen wirklich gern haben, wirklich anmuthig finden, welche die wenigste Aehnlichkeit mit den Menschen zeigen, während uns alle diejenigen Arten, bei denen diese Aehnlichkeit schärfer hervortritt, geradezu abscheulich erscheinen. Unser Widerwille gegen die Affen begründet sich ebensowohl auf deren leibliche, wie geistige Begabungen. Sie ähneln dem Menschen hinsichtlich ihres Leibes nur oberflächlich, geistig aber blos im schlechten Sinne und nicht im guten. In der Gestalt des Menschen zeigt sich das vollendete Ebenmaß und die schönste

Einhelligkeit: in der Affengestalt giebt sich meist nur widerliche Fratzenhaftigkeit kund. Ein einziger Blick auf das Knochengerüst des Menschen und das des Affen zeigt den schon in der ganzen Anlage begründeten Unterschied; noch greller aber tritt die Unähnlichkeit beider so nah verwandter Säuger hervor, wenn wir vergleichend das vollendete Bild des Menschen und das eines Orang=Utang betrachten.

Kaum eine einzige andere Säugethierordnung zeigt eine solche Mißbildung, wie die Affen; Nichts ist hier regelrecht, Nichts ebenmäßig; überall bemerkt man nur Verzerrung und Unregelmäßig=



Geripp des Menschen und des Gorilla.

keit. „Jeder Körpertheil," sagt Giebel, „kennzeichnet die Affengestalt. Sie verräth bisweilen einige Aehnlichkeit mit andern Thieren, z. B. in den Pavianen mit den Hunden: aber es verhält sich dabei nicht anders, als mit der vielbewunderten Menschenähnlichkeit des Orangaffen. Es ist eben nur eine ganz allgemeine und oberflächliche, welche bei näherer Vergleichung mehr und mehr verschwindet. Bei der Unregelmäßigkeit, welche den ganzen Körperbau beherrscht, dürfen wir selbstverständlich keine Uebereinstimmung in der äußern Erscheinung der Affengestalten erwarten. Schon die Körpergröße spielt in ziemlich weiten Grenzen: die Orangaffen erreichen Mannesgröße, die Seidenaffen und

andere nur die des Eichhörnchen. Die Paviane sind kräftig, untersetzt; ihre Körperformen sind stark und fleischig, und ihr Bauch ist stark eingezogen: bei den Orangaffen dagegen ist der Leib stark aufgetrieben und besitzt lange, dünne Gliedmaßen; bei den Klammeraffen sind Leib und Gliedmaßen gleich dünn und mager, bei einzelnen Halbaffen sogar klapperdürr. Die einen tragen ein dünnes, spärliches Haarkleid, welches die Umrisse des Körpers deutlich durchschimmern läßt; andere hüllen sich in einen kurzen, dichten, enganliegenden Pelz; noch andere bekleiden sich mit einem langen, lockern, der am Kopfe, Rumpfe oder Schwanze sogar buschige Mähnen, Quasten oder einen struppigen Bart bildet. Die Farben sind im Allgemeinen zwar düster, grau, braun, schwarz, eintönig oder gemischt, jedoch fehlt es auch nicht an bunten Zeichnungen, hervorstechenden Tönen und darunter an solchen, welche wir sonst nirgends unter den Säugethieren finden. So mischt sich meergrüne Farbe mit grauer, Weiß sticht am Kopfe scharf gegen die allgemeine schwarze Färbung ab; ja, selbst Grün, Himmelblau, Blut- und Purpurroth kommen vor, wenn auch nur an nackten, haarlosen Stellen. Die Ohren ragen frei hervor oder verstecken sich ganz im Pelze; das Gesicht ist hundsartig verlängert oder kurz und glatt; die Hände sind fünfzehig; der Schwanz fehlt oder ist mehr als körperlang."

Die Affen haben also Nichts, was ihnen einen Anspruch auf Schönheit geben könnte, und selbst ihre Vorzüge vor andern Thieren sind nur scheinbar. So könnte man vielleicht glauben, daß sie in ihren vier Händen größere Begabungen erhalten hätten, als der Mensch, welcher nur zwei Hände besitzt: allein dem ist nicht so. Die Hand ist allerdings schon von den alten Weltweisen als dasjenige Werkzeug anerkannt worden, welches den Menschen leiblich zum Menschen macht: allein die Affenhand ist eben auch nur eine ungelungene Nachbildung der vollendeten Menschenhand. Und „nicht die Zahl gleichförmiger Werkzeuge," sagt Oken, „sondern die Zahl der ungleichförmigen, nicht die Vielheit, sondern die Manchfaltigkeit ist die Vollkommenheit. Der Affe kann mit seinen vier Händen nur Einerlei thun: nämlich sich halten und klettern; er kann daher die vordern Hände nicht einmal als Hände gebrauchen, weil er sie nicht frei bekommt, weil die hintern nicht im Stande sind, allein den Leib zu tragen, wie beim Menschen." Somit hat er auch in seinen vier Händen Nichts voraus, so erscheint auch dieses edle Werkzeug bei ihm nur verbildet, nur verzerrt.

Die Uebereinstimmung des inneren Leibesbaues der Affen ist größer, als man, von ihrer äußeren Erscheinung folgernd, vermuthen möchte. Das Geripp enthält 12 bis 16 Brustwirbel, 4 bis 9 Lendenwirbel, 2 bis 5 Kreuzbein- und 3 bis 33 Schwanzwirbel; das Schlüsselbein ist stark; die Unterarmknochen sind getrennt und sehr beweglich; die Handwurzelknochen sind gestreckt, die der Finger aber theilweise verkümmert, während an den Hinterfüßen gerade der entgegensetzbare Daumen auffällt. Der Schädel ist sehr verschieden gestaltet, je nachdem der Schnauzentheil hervor- oder zurücktritt und der Hirnkasten sich erweitert; die Augen liegen immer vorn, in stark umrandeten Knochenhöhlen, und die Jochbögen stehen nicht bedeutend vom Schädel ab. Das Gebiß enthält alle Zahnarten und zwar in ununterbrochenen Reihen, d. h. ohne Lücken zwischen den verschiedenen Zähnen: — vier Schneidezähne, zwei oft außerordentlich und wie bei Raubthieren entwickelte Eckzähne, zwei oder drei Lück- und drei Mahlzähne in jedem Kiefer, pflegen es zu bilden. — Unter den Muskeln verdienen die, welche die Vorderhände bewegen, unsere Beachtung, weil sie im Vergleich zu denen der Menschenhand außerordentlich vereinfacht, ja verkümmert sind. Hierdurch eben wird der Affenhand jene tausendfältige Beweglichkeit unmöglich, welche unsere Hand auszeichnet. „Die Vergleichung beider Hände allein," sagt Giebel, „erweist die behauptete Abstammung des Menschen von den Affen als durchaus unmöglich und bekundet deren Unbildungsfähigkeit, zu so mancherlei häuslichen Handgeschäften sie sich auch abrichten lassen." Die Hinterhände der Affen sind der Menschenhand ähnlicher, als die Vorderhände, verlieren aber als Körperstützen ihre Freiheit und damit ihre Brauchbarkeit. Wie die Hand, unterscheidet sich auch der Kehlkopf vielfach von dem des Menschen; er befähigt das Thier nicht zu einer Sprache im menschlichen Sinne; die sackartigen Erweiterungen der Luftröhre begünstigen dagegen gellende, heulende Laute, welche unserem Ohre geradezu entsetzlich vorkommen.

Der Affenleib zeigt also äußerlich und innerlich so viele Eigenthümlichkeiten, daß die Unähnlichkeit zwischen Affe und Mensch größer erscheinen muß, als die Aehnlichkeit. Der hagere, behaarte Leib ohne Gesäß, die langen Arme, die dünnen Beine ohne Waden, die Gesäßschwielen bei einem großen Theile der Arten, der vielen zukommende lange Schwanz und vor allem der thierische Kopf mit dem rückliegenden und kleinen Schädel und den eingezogenen, dünnen Lippen müssen auch den oberflächlichsten Beobachter das Thier im Gegensatze zum Menschen erkennen lassen. Ein einziger Blick auf den vollendeten Menschen, auf Denjenigen, welchen der Künstler vor sich sah, als er das Götterbild seines Apollo schuf: — ein einziger Blick auf ihn genügt, um die unübersteigliche Schranke festzustellen, welche Mensch und Thier auf ewig scheidet.

In dem Affen zeigt sich das Thier aber in noch abschreckenderer Weise, wenn man seine geistigen Fähigkeiten einer Prüfung unterzieht. Man braucht nur das Affengesicht zu studiren, um zu wissen, weß Geistes Kind man vor sich hat. Niemals hat dieses Gesicht einen edlen, gutmüthigen, treuherzigen Ausdruck. Es kann wohl sanft erscheinen, dann aber fehlt auch das Kluge, Geweckte: der sanfte Affe ist ein schläfriger, trauriger Gesell und nur leiblich noch ein Affe. Bei dem wirklichen, echten Affen schaut das geistige Wesen immer grell aus dem Gesicht heraus. Dies wird am auffallendsten, wenn man vergleicht. Der bei voller Geistesruhe gemüthlich, menschenartig aussehende Orang-Utang wird ganz Thier, sobald sich eine Leidenschaft in seiner Seele regt. Auch der für den Affen Eingenommene vermißt dann augenblicklich die hohe, unbehaarte Menschenstirn und das zurücktretende Menschenkinn, vermißt selbst die Zornesgluth im Menschenauge: denn die gefaltete, haarige Stirn, die fletschende Schnauze mit den Raubthierzähnen und der flachen Nase und die funkelnden Augen des zornigen Affen lassen sofort jeden Gedanken an Menschenähnlichkeit verschwinden. Aber der Orangaffe ist noch nicht das vollendete Thier im schlechten Sinne: dieses ist der Pavian oder Hundskopf. Er ähnelt entfernt unserem edlen, treuen Hausfreunde, dem menschlichsten aller Thiere — soweit es das geistige Wesen anlangt — unserem Hunde: aber er ähnelt ihm, wie bemerkt, nicht mehr, als der Orangaffe dem Menschen ähnelt, und im Zorn ist von dieser Aehnlichkeit keine Spur mehr zu bemerken. Das gerade bei den Pavianen und noch mehr bei den Mandrilen in der auffallendsten und widerwärtigsten Weise gefärbte, dickwulstige und tiefgefurchte Gesicht mit den tückischen, falschen Augen erscheint dann so viehisch, so scheußlich abschreckend, daß uns das liebe Hundegesicht dagegen wie das eines treuen Herzensfreundes anspricht.

Die Beweglichkeit des Affengesichtes ist unglaublich groß. In einem Nu durchlaufen es alle nur denkbaren Ausdrücke; Freundlichkeit und Wuth, Ehrlichkeit und Tücke, Lüsternheit, Genußsucht, Geilheit und hundert andere Eigenschaften und Leidenschaften geben sich rasch nach und durch einander auf diesem treuen Spiegel des Innern kund. Und noch will es scheinen, als könne das Gesicht den Kreuz- und Quersprüngen des Affengeistes kaum folgen.

Unter den verschiedenen Arten der Ordnung zeigt sich hierin eine merkwürdige Steigerung. Je klüger, listiger, schlauer, tückischer, geiler, unverschämter und wilder der Affe ist, um so beweglicher, zugleich aber verzerrter, mißgebildeter und häßlicher ist sein Gesicht. Unschuldig, kindlich sehen blos die geistesärmeren, stilleren Affen aus, und doch ist der Wechsel in ihrem Gesichtsausdruck noch immer ein erstaunlich rascher und umfassender. Mit zunehmendem Verstand mehren sich nur die schlechten Eigenschaften, nicht auch die guten.

Oken beschreibt den Affen im Vergleich zu dem Menschen in seiner kurzen Weise mit folgenden Worten: „Die Affen sind dem Menschen ähnlich in allen Unsitten und Unarten. Sie sind boshaft, falsch, tückisch, diebisch und unanständig; sie lernen eine Menge Possen, sind aber ungehorsam und verderben oft den Spaß mitten im Spiel, indem sie dazwischen einen Streich machen, wie ein tölpelhafter Hanswurst. Es giebt keine einzige Tugend, welche man einem Affen zuschreiben könnte, und noch viel weniger irgend einen Nutzen, den sie für den Menschen hätten. Wachestehen, Aufwarten, verschiedene Dinge holen, thun sie blos so lange, bis sie die Narrheit anwandelt. Sie sind nur die schlechte Seite des Menschen, sowohl in leiblicher wie sittlicher Hinsicht."

Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Schilderung fast durchgängig richtig ist. Wir wollen jedoch auch gegen die Affen gerecht sein und dürfen deshalb wirklich gute Seiten derselben nicht vergessen. Ueber ihre geistigen Eigenschaften in Einem abzuurtheilen, ist nicht gerade leicht, weil die ganze Sippschaft zu viele sich widersprechende Eigenthümlichkeiten zeigt. Man muß freilich anerkennen, daß die Affen boshaft, listig, tückisch, zornig oder wüthend, rachsüchtig, sinnlich in jeder Hinsicht, zänkisch, herrsch- und raufsüchtig, reizbar und grämlich, kurz leidenschaftlich sind, darf aber auch die Klugheit und Munterkeit, die Sanftheit und Milde, die Freundlichkeit und Zutraulichkeit gegen den Menschen, ihre Unterhaltungsgaben, ihre erheiternde Ernsthaftigkeit, ihre Geselligkeit, ihren Muth und ihr Einstehen für das Wohl der Gesammtheit, ihr kräftiges Vertheidigen der Gesellschaft, welcher sie angehören, selbst gegen die ihnen überlegenen Feinde, und ihre oft sehr unschuldige Lust an Spielereien und Neckereien nicht vergessen. Und in einem Punkte sind sie alle groß: in ihrer Liebe gegen ihre Kinder, in dem Mitleiden gegen Schwache und Unmündige nicht allein ihrer Art und Familie, sondern selbst anderer Ordnungen, ja sogar anderer Klassen des Thierreichs. Der Affe ist in seiner sinnlichen Liebe ein Scheusal; er kann aber in seiner sittlichen Liebe manchem Menschen ein Vorbild sein! Eine Tugend hat der Affe also doch: — aber leider übertreibt er diese einzige gute Eigenschaft oft in solchem Grade, daß er selbst sie lächerlich erscheinen läßt.

Wie soll man nun diese in jeder Beziehung so widersprechende, so verschiedene Gesellschaft hinsichtlich ihrer geistigen Eigenthümlichkeiten beschreiben? Ich glaube am besten und kürzesten mit den Worten der Araber: als ein Mittelding zwischen Mensch und Teufel! Freilich sagen die Araber auch, daß sie Söhne, Enkel, Urenkel und Nachkommen des Ungerechten seien und wiederum nur Ungerechte zeugen würden, daß ihnen Nichts heilig, Nichts achtbar, Nichts zu gut und Nichts zu schlecht sei, daß sie keine Freundschaft hielten mit andern Geschöpfen des Herrn und verflucht wären seit dem Tage, an welchem sie durch das Strafgericht des Gerechten aus Menschen zu Affen verwandelt worden seien: — wir aber gedenken der heiteren Stunden, welche sie uns schon in der Kindheit bereiteten, und des Vergnügens, welches wir noch heute empfinden, wenn wir im Thiergarten vor dem Affenhause stehen, wir urtheilen und richten über sie mit möglichster Gerechtigkeit und Milde.

Die geistige Ausbildung, welche die Affen überhaupt erreichen können, erhebt sie keineswegs so hoch über die übrigen Säugethiere mit Ausschluß des Menschen, als man gewöhnlich angenommen hat. Namentlich ältere Schriftsteller sind der Bewunderung voll über die geistigen Leistungen der Affen. Sie haben sich bestechen lassen durch die Fertigkeiten, welche, da nur die Affen außer den Menschen sich dieselben aneignen können, geistigen Ursprungs zu sein scheinen. In Wahrheit aber leistet der Affe geistig nicht mehr, ja sogar viel weniger, als andere gescheite Säugethiere, z. B. der Elefant oder der Hund. Die Hand, welche er besitzt, gewährt ihm vor den genannten Thieren so große Vorzüge, daß seine Leistungen bei weitem größer erscheinen, als sie sind. Der Affe ist gelehrig, und der Nachahmungstrieb, welchen viele seines Geschlechts besitzen, erleichtert es ihm, irgend eine Kunst oder Fertigkeit zu erlernen. Deshalb eignet er sich nach kurzer Uebung die verschiedenartigsten Kunststücke an, welche einem Hunde z. B. nur mit großer Mühe gelingen. Allein man darf nie verkennen, daß die Affen das ihnen Gelehrte immer nur mit einem gewissen Widerstreben ausführen, niemals aber mit der Freude und dem Bewußtsein, mit welcher die früher genannten Thiere für uns arbeiten. Es hält nicht schwer, einen Affen daran zu gewöhnen, mit Messer und Gabel zu essen, aus Gläsern zu trinken, Kleider anzuziehen, ihn zum Drehen des Bratspießes oder zum Wasserholen u. s. w. abzurichten; allein er wird Solches nie mit derselben Sorgfalt, ich möchte sagen, Gewissenhaftigkeit thun, wie ein wohlerzogener Hund: er beweist dabei auch nicht halb soviel Verstand, wie dieser. Dennoch kann man die großen geistigen Gaben, welche die Affen durchschnittlich besitzen, nicht leugnen. Ein gewisser Grad von Ueberlegung ist ihnen nicht abzusprechen. Sie besitzen ein ganz vortreffliches Gedächtniß und wissen ihre Erfahrungen sehr verständig zu benutzen. Sie verstehen es, mit wirklicher Schlauheit und List ihre Vortheile immer wahrzunehmen; sie bekunden ein gewisses Geschick in der Ver-

stellung und lassen es sich oft gar nicht merken, daß sie irgend welche heillose Absicht in ihrem Gehirn ausbrüten; sie wissen sich Gefahren gewandt zu entziehen und finden trefflich die Mittel auf, sich gegen sie zu wahren oder zu vertheidigen. Doch alles Dieses bemerken wir auch beim Elefanten und Hunde, und zwar in noch größerer Ausdehnung. Auch Gemüth ist den Affen nicht abzusprechen. Sie sind der Liebe und Zuneigung fähig; sie besitzen Dankbarkeit und äußern ihr Wohlwollen gegen Diejenigen, welche ihnen Gutes thaten. Allein ihre Liebe ist ebenso leicht verscherzt, wie gewonnen. Nur bei einem einzigen Affen, welchen ich lange Zeit besaß, habe ich bemerkt, daß er unter allen Verhältnissen mir seine unverbrüchliche Zuneigung bewahrte. Sein Herz hatte blos für eine Liebe Raum, diese hatte ich gewonnen, und Niemand anders konnte sie erringen. Er biß Den, mit welchem er eben erst Freundschaft geschlossen hatte, sobald ich mich ihm und seinem neuen Freunde nahte.

Es ist beachtenswerth, daß alle Affen, trotz ihres Verstandes, oft auf die albernste Weise überlistet und getäuscht werden. Ihre Leidenschaften tragen häufig einen vollständigen Sieg über ihren Verstand davon. Sind jene rege geworden, so achten sie auch die plumpste Falle nicht mehr und vergessen ihre Sicherheit gänzlich über der Absicht, ihrer Gier zu fröhnen. Hierin unterscheidet sich z. B. der Fuchs außerordentlich weit und sehr zu seinem Vortheil von ihnen. Den Fuchs kann blos der ärgste Hunger in die Falle treiben, und auch dann muß diese noch mit größter List gelegt worden sein. Man hat oft beobachtet, daß er sich aus einer Falle selbst durch Abbeißen des gefangenen Gliedes befreit: einem Affen würde Solches nie einfallen. Die Malaien höhlen harte Kürbisse durch eine kleine Oeffnung aus und füllen sie dann mit Stücken von Nahrung, namentlich mit Zucker oder mit Früchten, welche die Affen sehr gern fressen. Diese zwängen nun, um zu ihrer Lieblingsspeise zu gelangen, ihre Hände durch die enge Oeffnung und erfassen eines der Stücke mit solcher Gier, daß sie sich lieber von dem Menschen fangen lassen, als daß sie das einmal Erfaßte wieder losließen. In solcher Weise beherrschen die Leidenschaften auch die klügsten Affen, und deshalb eben sind wir berechtigt, ihren Verstand nur einen untergeordneten zu nennen. Mit dem wahren Menschenverstande hat der des Affen gar keine Aehnlichkeit; und es macht sich bei der Vergleichung der beiden Wesen auch sofort noch ein höchst wichtiger Unterschied bemerklich. Der Mensch nimmt mit den Jahren an Verstand und Weisheit zu: der Affe ist nur in der Jugend gelehrig, und mit den zunehmenden Jahren tritt das Vieh in ihm immermehr hervor, und die Leidenschaft unterjocht dann den Verstand vollständig. Die Erziehung vermag viel beim Affen zu leisten; sie schärft seine geistigen Fähigkeiten außerordentlich: allein ein wirklich befriedigendes Ergebniß erreicht sie nie, und deshalb eben kann der Affe nimmermehr Gesellschafter des Menschen werden.

Im freien Naturleben zeigen alle Affen übrigens keineswegs mehr geistige Fähigkeiten, als andere hochstehende Thiere. Ihr Verstand scheint sich erst zu entwickeln, wenn sie in Gesellschaft des Menschen gekommen sind.

Die Affen waren in früheren Schöpfungsabschnitten über einen viel größeren Theil der Erde verbreitet, als gegenwärtig. Sie lebten im südlichen Europa, in Frankreich und England. Freilich waren es nicht dieselben Arten, welche gegenwärtig noch leben, sondern anders gestaltete, die das rauhe Klima wohl vertragen konnten. Gegenwärtig ist ihr Vaterland auf die warmen Theile der Erde beschränkt. Gleichmäßige Wärme ist für sie Lebensbedingung. Blos einige Paviane gehen ziemlich weit in die Hochgebirge hinauf und ertragen dort größere Kältegrade, als man vermuthen möchte. Fast alle übrigen Affen sind höchst empfindlich gegen die Kälte und brechen in Klagen aus, sobald sie ihnen fühlbar wird. Mangel an Wärme ist auch einer der Hauptgründe, daß sie bei uns nur kurze Zeit ausdauern. — Jeder Erdtheil hat seine eigenen Arten: Asien und Afrika besitzen einige zusammen, wie sich aus der Lage dieser beiden Erdtheile zu einander auch leicht erklärt. In Europa kommt nur eine Art vor, und zwar in einem einzigen Trupp, welcher an den Felsenwänden Gibraltars unter dem Schutze der Besatzung dieser Festung lebt. Es ist aber höchst wahrscheinlich, daß die Stammväter dieser Herde erst von dem nahen Afrika eingeführt wurden. Gibraltar ist übrigens nicht der nördlichste Ort, welcher Affen besitzt; denn der japanesische Affe geht noch weiter

nach Norden hinauf, etwa bis zum 37° nördl. Br. Nach Süden zu reichen die Affen ungefähr bis zum 35° südl. Br., doch nur in der alten Welt, während sich der Verbreitungskreis der Neuweltsaffen blos vom 28° nördl. Br. bis zum 29° südl. Br. erstreckt.

Der Verbreitungskreis einer Art ist ziemlich beschränkt, obwohl es vorkommt, daß in entfernten Ländern eines und desselben Erdtheils gewisse, sich sehr ähnliche Arten einander vertreten.

Die große Mehrzahl der Affen gehört dem Walde an, und nur ein kleiner Theil lebt in felsigen Gebirgen. Ihre Leibesausrüstung weist sie auf das Klettern an, und deshalb eben sind Bäume ihr Lieblingsaufenthalt. Alle echten Felsenaffen sind sehr ungeschickt auf Bäumen und besteigen diese daher auch blos im Nothfalle.

Die Affen gehören unstreitig zu den lebendigsten, beweglichsten Säugethieren. So lange sie auf Nahrungserwerb ausgehen, sind sie nicht einen Augenblick lang ruhig. Schon die Mannichfaltigkeit ihrer Nahrung bedingt Dies. Ihnen ist alles Genießbare recht. Früchte, Zwiebeln, Knollen, Wurzeln, Sämereien, Nüsse, Knospen, Blätter und saftige Pflanzenstengel bilden die Hauptmasse ihrer Mahlzeiten; ein Kerbthier aber wird auch nicht verschmäht, und Eier, junge Vögelchen &c. sind Leckerbissen. Da giebt es nun immer Etwas zu begucken, zu erhaschen oder abzupflücken, zu beriechen und zu kosten, um es entweder zu genießen oder auch wegzuwerfen. Solche Untersuchungen erfordern aber viel Bewegung, und deshalb ist auch die ganze Bande nie ruhig. Die Sorge um das liebe Futter ist groß: sogar der gewaltige Elefant bekommt seine Prügel, wenn er so unverschämt ist, an der Affentafel — und das ist der ganze, große Wald — schmausen zu wollen. Von Eigenthum haben die Schelme nur sehr mangelhafte Begriffe: „Wir säen, aber die Affen ernten," sagen die Araber Ost-Sudahns. Felder und Gärten werden von allen Affen als höchst erquickliche Orte angesehen und gebrandschatzt, daß es eine wahre Lust oder ein wahrer Jammer ist. Jeder einzelne Affe verwüstet, wenn er Dies thun kann, zehnmal mehr, als er frißt, und ist deshalb nur dem frommen, oder besser, abergläubischen Hindu erträglich, jedem andern Menschen aber tief verhaßt. Gegen solche Spitzbuben hilft weder Schloß noch Riegel, weder Hag noch Mauer; sie öffnen die Schlösser und steigen über Mauern hinweg, und was nicht gefressen werden kann, wird wenigstens mitgenommen, Gold und Edelsteine auch. Man muß eine Affenherde selbst gesehen haben, wenn sie auf Raub auszieht, um begreifen zu können, daß ein Landwirth sich halb todt über sie ärgern kann. Für den Unbetheiligten ist die Beobachtung der sich während des Raubzugs in ihrer ganzen Regsamkeit zeigenden Geschöpfe freilich ein höchst unterhaltendes Schauspiel. Alle Künste gelten! Es wird gelaufen, gesprungen, geklettert, gegaukelt, im Nothfall auch geschwommen. Die Künsteleien auf dem Gezweig übersteigen allen Glauben. Nur die Orangaffen und Paviane sind schwerfällig, die übrigen sind vollendete Gaukler; sie scheinen fliegen zu können. Sätze von zwanzig, ja dreißig Fuß Sprungweite sind ihnen Spaß; von dem Wipfel eines Baumes springen sie dreißig Fuß hernieder auf das Ende eines Astes, beugen denselben durch den Stoß tief herab und geben sich, während der Ast zurückschnellt, noch einen mächtigen Schwung; der Schwanz oder die Hinterbeine werden als Steuer lang ausgestreckt, und wie ein Pfeil durchfliegt das Thier die Luft. Sofort nach glücklicher Ankunft geht es weiter, durch die fürchterlichsten Dornen hindurch, als wandelte man auf getäfeltem Fußboden. Eine Schlingpflanze ist eine höchst bequeme Treppe für die Affen, ein Baumstamm ein gebahnter Weg. Sie klettern vor- und rückwärts, kopfoberst und kopfunterst, oben auf einem Aste hin oder unten an ihm weg; wenn man sie in einen Baumwipfel wirft, erfassen sie mit einer Hand ein Zweiglein und hängen an ihm geduldig, bis der Ast zur Ruhe kommt, dann steigen sie an ihm empor und so unbefangen weiter, als hätten sie sich stets auf ebenem Boden befunden. Bricht der Zweig, so fassen sie im Fallen einen zweiten, hält dieser auch nicht, so thut's doch ein dritter, und im Nothfalle macht ein Sturz eben auch Nichts aus. Was sie mit der Vorderhand nicht ergreifen können, fassen sie mit der Hinterhand, oder die neuweltlichen Arten mit dem Schwanze. Dieser muß gründlich herhalten. Er wird von allen als Steuer angewandt, wenn weite Sprünge gemacht werden sollen, dient aber auch sonst noch zu allem Möglichen, sei es auch nur als eine Leiter für den nächsten.

Bei den Neuweltsaffen wird er zur fünften — nein, zur ersten Hand. An ihm hängt sich der ganze Affe auf und wiegt und schaukelt sich nach Belieben; mit ihm holt er sich Nahrung aus Spalten und Ritzen; ihn benutzt er als Treppe für sich selbst; er dient anstatt der Hängematte, wenn sein Eigner Mittagsruhe halten will.

Alle Affen sind unglaublich starkgliederig und heben Lasten, welche verhältnißmäßig für unsere schwachen Arme zu schwer sein würden; ein Pavian, den ich besaß, hängte sich viele Minuten lang an einem Arme auf und hob seinen dicken Leib daran in die Höhe, so hoch es der Arm zuließ.

Die Leichtigkeit und Zierlichkeit ihrer Bewegungen zeigt sich übrigens nur beim Klettern. Ihr Gang ist immer mehr oder weniger plump und schwerfällig. Die leichten Meerkatzen und die behenden Krallenaffen gehen noch am besten, manche Arten sogar recht leicht; schon die Paviane aber humpeln in sehr spaßhafter Weise dahin und bewegen ihren dicken Hintern dabei so ausdrucksvoll, daß es aussieht, als wollten sie einen deutschen Bauerntanz aufführen. Der Gang der eigentlichen Baumaffen ist kaum noch Gang zu nennen. Während die vorher Erwähnten mit der ganzen Sohle auftreten, stützen diese sich auf die eingeschlagenen Knöchel der Finger ihrer Vorderhände und schlenkern den Leib schwerfällig vorwärts, so daß die hinteren Hände zwischen die vorderen zu stehen kommen. Dabei werden diese seitlich aufgesetzt und die Thiere stützen sich also auf die eingeschlagene Faust der Vorderhände und auf die Außenseite der hinteren. Unter Umständen gehen viele Affen auch wohl ein kleines Stück weit auf den Hinterbeinen allein; ein eigentlich aufrechter Gang ist das aber nicht zu nennen. Wenn sie mit den Vorderarmen das Gleichgewicht nicht mehr herstellen können, fallen sie nieder, und wirklich aufrecht, wie der Mensch, können sie überhaupt nicht gehen. Bei ernsterem Laufe, etwa wenn eine Balgerei bevorsteht, oder wenn sie verfolgt werden, gehen sie stets auf allen Vieren.

Einige Sippen der Ordnung schwimmen vortrefflich, andere gehen unter wie Blei, sobald sie ins Wasser fallen. Zu ersteren gehören die Meerkatzen, von denen ich einige mit der größten Schnelligkeit und Sicherheit über den blauen Nil schwimmen sah, zu den letzteren die Paviane und vielleicht auch die Brüllaffen; von jenen ertrank uns einer, als wir ihn baden wollten. Die Schwimmunkundigen scheuen deshalb auch das Wasser in hohem Grade: — man hat eine fast verhungerte Familie von Brüllaffen auf einem Baume gefunden, dessen Fuß durch Ueberschwemmung unter Wasser gesetzt worden war, ohne daß die Affen es gewagt hätten, nach anderen, kaum sechzig Schritt entfernten Bäumen sich zu retten. Ulloa, ein Naturforscher, welcher über brasilianische Thiere schrieb, hat daher für die armen, schwimmunkundigen Thiere eine recht hübsche Brücke erfunden, welche gewiß sehr gute Dienste leisten würde, wenn — die Affen sie benutzen wollten. Jener Gelehrte erzählt nemlich, daß je ein Brüllaffe mit seinen Händen den Schwanz eines andern packe und daß in dieser Weise die ganze Gesellschaft eine lange Kette aus lauter Affengliedern bilde, welche vermittelst des Schwanzes des Endgliedaffen am Wipfel eines Uferbaumes befestigt und dann durch vereinigte Kraft aller Glieder in Schwingungen gesetzt werde, bis das Vorderglied den Zweig eines Baumes des jenseitigen Ufers erfassen und sich dort festhalten könne. Auf der solchergestalt hergerichteten Brücke sollen nun zuerst die Jungen und Schwächeren auf das andere Ufer übersetzen, dann aber der Vorderaffe die ganze Kette, deren Endglied seine Klammer löst, zu sich hinüberziehen. Der Prinz von Wied, ein sehr gewissenhafter Beobachter, nennt diese Erzählung bei ihrem rechten Namen: „eine spaßhafte Fabel“; es ist aber um so merkwürdiger, daß noch in unserer Zeit einige Naturforscher an ihr mit voller Glaubensinnigkeit festhalten.

Das gesellige Leben unserer Thiere ist ein für den Beobachter sehr anziehendes. Wenige Arten leben einsiedlerisch; die meisten Affen schlagen sich in Banden zusammen. Von diesen erwählt sich jede einzelne ihren festen Wohnsitz, welcher größeren oder geringeren Umfang haben kann. Die Wahl fällt regelmäßig auf Gegenden, welche in jeder Hinsicht günstig scheinen. Etwas zu knacken und zu beißen muß es geben, sonst wandert die Bande aus. Waldungen in der Nähe menschlicher Ansiedelungen sind Paradiese; der verbotene Baum in ihnen kümmert die Affen nicht, wenn nur die Aepfel auf ihm

gut sind. Mais= und Zuckerrohrfelder, Obst=, Melonen=, Bananen= und Pisanganpflanzungen gehen über alles Andere; Dorfschaften, in denen Jeder, welcher die unverschämten Spitzbuben züchtigt, den Aberglauben der Bewohner zu fürchten hat, sind auch nicht übel. Wenn sich die Bande erst über den Wohnort geeinigt hat, beginnt das wahre Affenleben mit all seiner Lust und Freude, seinem Kampf und Streit, seiner Noth und Sorge. Das befähigtste männliche Mitglied einer Herde wird Zugführer oder **Leitaffe**. Diese Würde wird ihm aber nicht durch das „**allgemeine Stimmrecht**“ übertragen, sondern ihm erst nach sehr hartnäckigem Kampf und Streit mit andern Bewerbern, d. h. mit sämmtlichen übrigen alten Männchen, zuertheilt. Die längsten Zähne und die stärksten Arme entscheiden. Wer sich nicht gutwillig unterordnen will, wird durch Bisse und Püffe gemaßregelt, bis er Vernunft annimmt. Dem Starken gebührt die Krone; in seinen Zähnen liegt seine Weisheit. Es ist aber auch erklärlich, daß dem so ist: die stärksten Affen sind regelmäßig auch die ältesten, und ihnen müssen sich wohl oder übel die jüngeren, unerfahrenen unterordnen. Der Leitaffe verlangt und genießt unbedingten Gehorsam und zwar in jeder Hinsicht. Ritterliche Artigkeit gegen das schöne Geschlecht ist nicht seine Sache: im Sturm erringt er der Minne Sold. Das jus primae noctis gilt ihm heute noch. Er wird Stammvater eines Volkes, und sein Geschlecht mehrt sich, gleich dem Abrahams, Isaaks und Jakobs, „wie der Sand am Meere“. Kein weibliches Glied der Bande darf sich einer albernen Liebschaft mit irgend welchem Grünschnabel hingeben. Seine Augen sind scharf, und seine Zucht ist sehr streng; er versteht in Liebessachen keinen Spaß. Auch die Aeffinnen, welche sich, oder besser, **ihn** vergessen sollten, werden gemaulschellt und zerzaust, daß ihnen der Umgang mit andern Helden der Bande gewiß vergeht; der betreffende Affenjüngling, welcher die Haremsgesetze des auf sein Recht stolzen Sultans verletzt, kommt noch schlimmer weg. Die Eifersucht macht diesen furchtbar. Es ist auch thöricht von einer Aeffin, solche Eifersucht heraufzubeschwören; denn der Leitaffe ist Manns genug für sämmtliche Aeffinnen seiner Herde. Wird diese zu groß, dann sondert sich unter der Führung eines inzwischen stark genug gewordenen Mitbruders ein Theil vom Haupttrupp ab und beginnt nun für sich den Kampf und den Streit um die Oberherrschaft in der Leitung des Ganzen und in der Liebe. Kampf findet immer statt, wo Mehrere nach gleichem Ziele streben; bei den Affen vergeht aber sicher kein Tag ohne Streit und Zank. Man braucht eine Herde nur kurze Zeit zu beobachten, so wird man gewiß sehr bald den Streit in ihrer Mitte und seine wahre Ursache kennen lernen.

Im Uebrigen übt der Leitaffe sein Amt mit großer Würde aus. Schon die Achtung, welche er genießt, verleiht ihm eine gewisse Sicherheit und Selbständigkeit in seinem Betragen, welche den ihm Untergebenen fehlt; auch wird ihm von diesen in jeder Weise geschmeichelt. So sieht man, daß sich selbst die Aeffinnen bemühen, ihm die höchste Gunst, welche ein Affe gewähren oder nehmen kann, zu Theil werden zu lassen. Sie beeifern sich nämlich, sein Haarkleid stets von den lästigen Schmarotzern möglichst rein zu halten, und er läßt sich diese Huldigung mit dem Anstande eines Paschas gefallen, dem seine Lieblingssklavin die Füße kraut. Dafür sorgt er nun aber auch treulich für die Sicherheit seiner Untergebenen und ist deshalb in noch größerer Unruhe, als sie. Nach allen Seiten hin sendet er seine Blicke, keinem Wesen traut er, und so entdeckt er auch fast immer rechtzeitig eine etwaige Gefahr.

Die **Affensprache** kann ziemlich reichhaltig genannt werden, wenigstens hat jeder Affe sehr wechselnde Laute für verschiedenartige Erregungen. Auch der Mensch erkennt sehr bald die Bedeutung der Töne, mit welchen der Affe seine Herde führt, und der Ausruf des Entsetzens, welcher stets die Mahnung zur Flucht in sich schließt, ist nun vollends bezeichnend. Er ist allerdings sehr schwer zu beschreiben und noch weniger nachzuahmen. Man kann eben nur sagen, daß er aus einer Reihe kurzer, abgestoßener, gleichsam zitternder und mißtöniger Laute besteht, deren Bedeutung der Affe durch die Verzerrung des Gesichts noch besonders erläutert. Sobald dieser Warnungston laut wird, nimmt die Herde eiligst die Flucht. Die Mütter rufen ihre Kinder zusammen; diese hängen im Nu an ihr fest und mit der süßen Bürde eilen sie so schnell als möglich nach dem nächsten Baum

oder Felsen. Der alte Affe zieht voran und bezeichnet den Weg, welcher stets in der kühnsten Weise ausgeführt wird. Erst wenn er sich ruhig zeigt, sammelt sich die Herde und beginnt dann nach kurzer Zeit den Rückweg, um die unterbrochene Plünderung — denn nur von einer solchen flüchten sie — wieder aufzunehmen.

Jedoch nicht alle Affen flüchten vor Feinden; die Stärkeren stellen sich vielmehr selbst furchtbaren Raubthieren und dem noch gefährlicheren Menschen kühn zur Wehr und lassen sich auf Kämpfe ein, deren Ausgang für den Angreifer mindestens zweifelhaft ist. Die größeren Affen, zumal die Paviane, besitzen in ihren Zähnen auch so furchtbare Waffen, daß sie es mit einem Feinde wohl aufnehmen können, besonders wenn dieser, wie gewöhnlich, einzeln herankommt, während sie die Vertheidigung stets in Masse unternehmen und im Kampfe außerordentlich treu und fest zusammenhalten. Die Weibchen lassen sich nur, wenn sie sich ihrer Haut wehren oder ihr Junges vertheidigen müssen, in Kämpfe ein; dann aber zeigen sie verhältnißmäßig ebenso große Tapferkeit, wie die Männchen. Die meisten Affen kämpfen mit ihren Händen und Zähnen, sie kratzen und beißen; allein es wird von vielen Seiten einstimmig versichert, daß manche Arten auch mit Stöcken, zumal mit abgebrochenen Baumästen, sich vertheidigen, und es ist gewiß, daß sie Steine, Früchte, Holzstücke und dergleichen von oben herab auf ihre Gegner schleudern. Schon mit dem Pavian läßt sich kein Eingeborner in Kämpfe ein, vor Allem aber nicht, wenn er ohne das furchtbare Feuergewehr ihm entgegentreten sollte. Die Orangaffen und namentlich die Gorillas sollen so stark und gefährlich sein, daß der Mensch, welcher mit ihnen in Streit geräth, sein Feuergewehr ausschließlich zu seiner Selbstvertheidigung, niemals aber zum Angriffe benutzen kann. Jedenfalls ist die beispiellose Wuth der Affen, welche deren Stärke noch bedeutend steigert, sehr zu fürchten, und die Gewandtheit, welche sie alle besitzen, nimmt ihrem Feinde nur zu häufig die Gelegenheit, ihnen einen entscheidenden Schlag beizubringen.

In der Freiheit lebt jede Affenart für sich oder vereinigt sich höchstens mit ganz ähnlichen Arten; in der Gefangenschaft halten jedoch fast alle Arten gute Freundschaft, und es bildet sich hier ein ähnliches Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältniß, wie unter einer Bande. Der Stärkste erringt auch hier die Oberherrschaft. Größere Arten nehmen sich der kleineren, hilfloseren regelmäßig an, und zwar thun Dies die Männchen ebensowohl wie die Weibchen. Große Aeffinnen zeigen selbst Gelüste nach kleinern Menschenkindern oder allerlei jungen Thieren, welche sich tragen lassen. So abscheulich der Affe sonst gegen Thiere ist, so liebenswürdig beträgt er sich gegen Kinder oder Pfleglinge, und daher ist die Affenliebe sprichwörtlich geworden. Am meisten zeigt sie sich natürlich an den eigenen Affenkindern.

Die Affen gebären ein Junges, wenige Arten zwei. Dies ist regelmäßig ein kleines, überaus häßliches Geschöpf, scheinbar mit doppelt so langen Gliedmaßen, wie seine Eltern sie besitzen, und mit einem Gesichte, welches dem eines Greises viel ähnlicher sieht, als dem eines Kindes, so faltig und runzelig ist es. Dieser Wechselbalg ist aber der Liebling der Mutter in noch weit höherem Grade, als es bei dem Menschen unter ähnlichen Umständen der Fall zu sein pflegt: sie hätschelt und pflegt ihn in rührender oder — lächerlicher Weise, wie man will; denn die Liebe streift an das Lächerliche. Das Kind hängt sich bald nach seiner Geburt mit seinen beiden Vorderhänden an den Hals, mit seinen beiden Hinterhänden aber an die Weichen der Mutter fest, in der geeignetsten Lage, die laufende Mutter nicht zu behelligen und ungestört zu saugen. Größer gewordene Affenkinder springen bei Gefahr auch wohl auf Schulter und Rücken ihrer Eltern.

Anfangs ist das kleine Wesen natürlich sehr gefühl- und theilnahmslos, um so zärtlicher aber ist seine Mutter. Sie hat ohne Unterlaß mit ihrem Liebling zu thun; bald leckt sie ihn, bald laust sie ihn wieder, bald drückt sie ihn an sich, und bald nimmt sie ihn in beide Hände, als wollte sie sich an seinem Anblicke weiden, bald legt sie ihn sich an die Brust, bald schaukelt sie ihn hin und her, als wollte sie ihn einwiegen. Plinius versichert ganz ernsthaft, daß die Aeffinnen ihre Jungen aus lauter Liebe oft zu Tode drückten; doch ist Dies in der Neuzeit niemals beobachtet worden. Nach

einiger Zeit beginnt der junge Affe mehr oder weniger selbstständig zu werden und verlangt namentlich ab und zu ein wenig Freiheit. Diese wird ihm gewährt. Die Alte läßt ihr Schoskind aus ihren Armen, und es darf mit andern Affenkindern scherzen und spielen; sie verwendet aber keinen Blick von ihm und hat es in beständiger Aufsicht; sie geht ihm willig auf allen Schritten nach und erlaubt ihm Alles, was sie ihm gewähren kann. Bei der geringsten Gefahr stürzt sie auf ihr Kind zu, läßt einen ganz eigenen Ton hören und ladet es durch denselben ein, sich an ihre Brust zu flüchten. Etwaigen Ungehorsam bestraft sie mit Kniffen und Püffen, oft mit förmlichen Ohrfeigen. Doch kommt es selten dazu, denn das Affenkind ist so gehorsam, daß es manchem Menschenkinde zum Vorbilde dienen könnte, und gewöhnlich genügt ihm der erste Befehl der Mutter. In der Gefangenschaft theilt sie, wie ich mehrfach beobachtet habe, jeden Bissen Brod treulich mit ihrem Sprößlinge und zeigt an seinem Geschick einen solchen Antheil, daß man sich oft der Rührung nicht entwehren kann. Der Tod eines Kindes hat in der Gefangenschaft regelmäßig das Hinscheiden der Mutter zur Folge; der Gram bringt sie um. Stirbt eine Aeffin, so nimmt das erste beste Mitglied der Bande die Waise an Kindesstatt an, und Dies thut sowohl die Aeffin, wie der Affe. Die Zärtlichkeit gegen ein Pflegekind der eigenen Art ist kaum geringer, als die, welche dem eigenen Kinde zu Theil wird; bei anderen Pfleglingen aber ist Dies anders; hier zeigt sich der Affe oft als unerklärliches Räthsel. Er pflegt seinen angenommenen Liebling nach Möglichkeit, drückt ihn an sich, laust oder reinigt ihn sonstwie, behält ihn unter steter Aufsicht u. s. w., giebt ihm aber gewöhnlich Nichts zu fressen, sondern nimmt das für das Pflegekind bestimmte Futter ohne Gewissensbisse zu sich, und hält auch, während er frißt, den kleinen Hungrigen sorgsam vom Napfe weg. Ich habe das mehrfach an meinen zahmen Pavianen und Meerkatzen beobachtet, wenn sie sich junge Hunde oder Katzen zu Pfleglingen auserkoren hatten.

Es ist noch nicht ermittelt, wieviel Jahre der Affe durchschnittlich zu seinem Wachsthum braucht. Daß diese Zeit bei den Größeren eine längere, als bei den Kleineren ist, versteht sich wohl von selbst. Die Meerkatzen und die amerikanischen Affen sind wahrscheinlich in drei bis vier Jahren vollkommen erwachsen, die Orangaffen und die Paviane aber mögen acht bis zwölf Jahre zu ihrem Wachsthum bedürfen. Im Freileben scheinen alle Affen wenigen Krankheiten ausgesetzt zu sein; wenigstens weiß man Nichts von Seuchen, welche dann und wann unter den Affen wütheten. Wie hoch sie ihr Alter bringen, kann auch nicht bestimmt werden; doch darf man wohl annehmen, daß die größeren Arten einige vierzig Jahre alt werden können. Bei uns zu Lande leiden alle außerordentlich von dem rauhen Klima. Die Kälte drückt sie sehr, verstimmt sie und macht sie still und traurig. Gewöhnlich bekommen sie auch bald die Lungenschwindsucht, und diese pflegt dann ihrem Leben rasch ein Ende zu machen. Ein kranker Affe ist eine Erscheinung, welche jeden Menschen rühren muß. Der arme, sonst so lustige Bursche sitzt traurig und elend da und schaut den mitfühlenden Menschen kläglich bittend, ja wahrhaft menschlich in das Gesicht. Jemehr er seinem Ende zugeht, um so milder wird er; das Thierische verliert sich ganz und gar, und die edlere Seite seines Geistes zeigt sich immer heller. Er erkennt jede Hilfe mit größtem Danke und sieht bald in dem Arzte seinen Wohlthäter. Man hat oft beobachtet, daß Affen, denen einmal ein Aderlaß verordnet worden war, dem Arzte, wenn sie sich wieder krank fühlten, immer gleich den Arm hinhielten, als wollten sie ihn bitten, daß er sie noch einmal von ihrem Leiden befreie. Auch bei übrigens gesunden Affen kränkelt in der Regel wenigstens der Schwanz; sein Ende wird wund, eitert, bekommt den Brand, und ein Glied nach dem andern fällt ab. Gegen diese Krankheit habe ich die Abnahme einiger Glieder als gutes Mittel kennen gelernt, untrüglich ist es freilich auch nicht. Gegen die entsetzliche Lungenschwindsucht giebt es nun gar keine Hilfe, und so bekommen wir selten Affen, welche unsere Luft lange ertragen, wenn auch einzelne Arten sich eher an unser Klima gewöhnen können, als andere.

Ich weiß nicht, ob ich irgend einen Affen als Hausgenossen anrathen darf. Die Kerle machen viel Spaß, verursachen aber noch weit mehr Aerger. Auf dumme Streiche aller Art darf man ge-

faßt sein, und wenn man eben nicht die Geisteskräfte des Affen studiren will, bekommt man die Dummheiten doch bald gründlich satt. Die größeren Arten werden auch mitunter gefährlich, denn sie beißen und kratzen fürchterlich. Als frei herumgehendes Hausthier ist der Affe gar nicht zu dulden, denn sein ewig regsamer Geist verlangt beständig Beschäftigung. Wenn ihm solche sein Herr nicht gewährt, schafft er sie sich selbst und dann regelmäßig nicht eben zum Vortheil des Menschen. Einige Arten sind schon wegen ihrer Unanständigkeit nicht zu ertragen; sie beleidigen jedes sittliche Gefühl fortwährend in der abscheulichsten Weise. Gegen alle Untugenden, die der Affe zeigt, gegen die tausend Dummheiten, die er sich zu Schulden kommen läßt, verschwindet der geringe Nutzen, welchen der zahme Affe Dem gewährt, welcher nicht ein Affenführer oder Besitzer einer Affenbühne ist. Uebrigens ist es erstaunlich leicht, einen Affen zu allerlei Kunststücken abzurichten. Man zeigt ihm in handgreiflicher Weise Dasjenige, was er ausführen soll, und prügelt ihn so lange, bis er es ausführt: — hierin beruht die ganze Kunst, die man anwenden muß! In der Regel lernt der Affe nach ein bis zwei Stunden ein Kunststück vollkommen; doch muß man ihn in Uebung halten, weil er es rasch wieder vergißt. Mit der Ernährung hat man keine Noth; der Affe frißt Alles, was der Mensch genießt, und ist nicht gerade wählerisch in seiner Kost. Der Aufwand also, den er verursacht ist sehr gering. — In ihrer Heimath schaden die Affen ungleich mehr, als sie nützen. Man ißt das Fleisch einiger Arten und verwendet das Fell anderer zu Pelzwerk, Beuteln u. dgl.: allein dieser geringe Nutzen kommt gar nicht in Betracht gegen den außerordentlichen Schaden, welchen die Thiere im Walde, Felde und Garten verursachen, und es ist wirklich unbegreiflich, daß heute noch die Inder in den bei ihnen wohnenden Affen heilige Geschöpfe sehen können und sie deshalb pflegen und hegen, als wären sie wirklich Halbgötter.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen können wir die verschiedenen Familien, Sippen und die ausgezeichnetsten Arten der Affen genauer betrachten.

Die **erste Familie** unserer Ordnung umfaßt die *Affen der alten Welt* (Catarrhinae). Zu ihr gehören die meisten, die größten und menschenähnlichsten Affen, welche es giebt; zugleich finden wir in ihr aber auch die häßlichsten oder wenigstens die durch eigenthümliche Absonderlichkeiten nicht eben zu ihrem Vortheil ausgezeichneten Arten. In früheren Schöpfungsabschnitten waren diese Affen auch über Europa verbreitet; gegenwärtig finden sie sich blos noch in Afrika und in dem wärmeren Asien. *Ihre Hinterhände haben immer, ihre Vorderhände meistens einen Daumen, welcher den übrigen Fingern entgegengestellt werden kann; alle Nägel sind platt. Die Augenhöhlen öffnen sich ganz nach vorn. Die Nasenscheidewand ist schmal. Das Gebiß ist stark und kräftig. Einige besitzen keinen äußerlich sichtbaren Schwanz, andere haben ihn. Der Schwanz kann von verschiedener Länge sein, dient aber niemals als Greifwerkzeug. Einige Arten haben innere Backentaschen, d. h. Wangen, welche sich weit ausdehnen lassen, und nackte, verdickte, oft durch die sonderbarsten Farben ausgezeichnete Gesäßschwielen.* So viel zur allgemeinen Kennzeichnung. Doch ist die Verschiedenheit der Arten so groß, daß man eigentlich kaum etwas Gemeinschaftliches über die Familie sagen kann. Ihr wissenschaftlicher Familienname Catarrhinae bezeichnet sie als Thiere, deren Nasenlöcher nach *unten* sich öffnen.

Unter den Affen stehen die *Waldmenschen* (Pitheci) als die menschenähnlichsten oben an.

Gegenwärtig kennt man von ihnen drei Arten, welche in der Neuzeit zwei verschiedenen Sippen, den *Waldmenschen* (Troglodytes) und *Orangs* (Pithecus), zugezählt werden. Zu der ersten Sippe rechnet man den *Gorilla* und den *Schimpanse*, welche in Afrika wohnen, die letzte

bildet der Orang=Utang, welcher bisher blos auf Borneo und Sumatra gefunden wurde. Die große Menschenähnlichkeit, die langen Arme und der gänzliche Mangel an Gesäßschwielen zeichnen sie aus. Weil wir ihnen größere Theilnahme schuldig sind, als anderen Arten, betrachten wir sie einzeln, d. h. jeden für sich, und beginnen mit dem Gorilla (Troglodytes Gorilla).

Merkwürdig, daß eine naturwissenschaftliche Entdeckung, welche wahrscheinlich schon vor vielen Jahrhunderten gemacht wurde, erst in der Neuzeit ihre Bestätigung erhalten konnte. Vor mehr als



(Der Gorilla. (Troglodytes Gorilla.)

zweitausend Jahren rüsteten die Karthager eine Flotte aus zu dem Zwecke, Ansiedelungen an der Westküste von Afrika zu gründen. Auf sechzig großen Schiffen zogen ungefähr dreißigtausend Männer und Frauen zu diesem Behuf von Karthago aus, wohl versehen mit Nahrung und allen Gegenständen zur Ansässigmachung. Der Befehlshaber dieser Flotte war Hanno, welcher seine Reise in einem kleinen, aber wohlbekannten Werke (dem Periplus Hannonis) der damaligen Welt beschrieb. Im Verlaufe der Reise gründete die Mannschaft jener Schiffe sieben Ansiedelungen, und nur der Mangel an Nahrungsmitteln zwang sie, früher, als man wollte, zurückzukehren. Doch hatten die

kühnen Seefahrer die Sierra-Leona bereits hinter sich, als Dieses geschah. Jener Hanno nun hinterließ uns in seinem Berichte eine Mittheilung, welche auch für uns von großer Wichtigkeit ist. Die betreffende Stelle lautet: „Am dritten Tage, als wir von dort gesegelt waren und die Feuerströme durchschifft hatten, kamen wir zu einem Busen, das Südhorn genannt. Im Hintergrunde war ein Eiland mit einem See und in diesem wieder eine Insel, auf welcher sich wilde Menschen befanden. Die Mehrzahl derselben waren Weiber mit haarigem Körper, und die Dolmetscher nannten sie Gorillas. Die Männchen konnten wir nicht erreichen, als wir sie verfolgten; sie entkamen leicht, da sie Abgründe durchkletterten und sich mit Felsstücken vertheidigten. Wir erlangten drei Weibchen; jedoch konnten wir dieselben nicht fortbringen, weil sie bissen und kratzten. Deshalb mußten wir sie tödten; wir zogen sie aber ab und schickten das abgestreifte Fell nach Karthago." — Die Häute wurden dort später, wie Plinius berichtet, im Tempel der Juno aufbewahrt.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Hanno mit den wilden, behaarten Menschen nur Affen meinen kann. Zwar ist es schwer zu urtheilen, ob der Waldmensch, welchen die Karthager sahen, gerade dieser Affe, oder ob er unser Schimpanse war, aber für uns ist Dies vollkommen gleichgiltig. Der Heidenprediger Savage, welcher im Jahr 1847 den gewaltigen Affen am Gabunflusse entdeckte, ist jedenfalls in seinem unbestreitbarem Rechte, wenn er dem noch unbekannten Waldmenschen einen geschichtlichen Namen verlieh. Mit der von Savage gemachten Entdeckung bestätigen sich die Gerüchte, welche im Laufe von zweitausend Jahren wiederholt auftauchten und von Wäldern berichteten, in denen Satirn oder wilde Menschen wohnen sollten. Jedermann hielt sie für Fabeln, für Gebilde der Einbildungskraft unkundiger Eingeborener jener Gegenden, welche an den Europäern willige Gläubige gefunden hätten, bis endlich die fabelhaften Affen selbst in Fleisch und Bein, wenn auch nur todt, in Europa ankamen. Lange Zeit glaubte man, daß dieser Affe nur ein sehr alter Schimpanse sei; die genauere Untersuchung jedoch hat durchgreifende Unterschiede zwischen beiden Arten festgestellt und berechtigt die Forscher, ihn als eigene Art anzuerkennen.

Der Gorilla bewohnt diejenigen Länder an der Westküste von Afrika, welche vom Gleicher etwa bis zum 10° oder 15° südlicher Breite reichen und von den Flüssen Gabun und Danger durchschnitten sind. Savage erhielt seine ersten Nachrichten von den Mapongwe-Negern, welche beide Ufer des Gabun, von der Mündung an einige funfzig oder sechzig Meilen landeinwärts, bewohnen. Wahrscheinlich blieb anderen Europäern, welche den Fluß besucht hatten, der große Affe blos aus dem Grunde unbekannt, weil er nicht nahe an die Küste kommt, vielmehr erst im Innern des Landes angetroffen wird. Doch spricht schon Bodwich, ein wohlbekannter Afrikareisender, von einem furchtbaren Affen der Westküste Afrikas, welcher den Landesnamen „Ingina" (Ingheena) trage.

Hanno hatte so Unrecht nicht, wenn er in diesem merkwürdigen Thiere einen Menschen zu erblicken glaubte; denn wirklich steht der Gorilla dem Menschen unter allen Thieren am nächsten, trotzdem daß er, wie der Schimpanse, 13 Rippenpaare besitzt, während der Orang-Utang ebenso, wie der Mensch, nur 12 Paare hat. Auf den ersten Anblick hin will es freilich scheinen, als ob er weit mehr Vieh sei, als der mildere Schimpanse; die genauere Vergleichung jedoch läßt keinen Zweifel über seine hohe Stellung zu. Der Gorilla ist nicht nur der größte und stärkste aller Affen, sondern auch derjenige, welcher die höchste leibliche Ausbildung erreicht hat. Seine Länge vom Scheitel bis zur Sohle beträgt $5\frac{1}{2}$ Fuß, die Breite seiner Schultern 3 Fuß, die Länge seiner Vorderglieder 3 Fuß 4 Zoll, die der Hinterglieder 2 Fuß 4 Zoll, die Länge des Rumpfes und Kopfes zusammen 3 Fuß 6 Zoll, $\frac{1}{2}$ Fuß mehr als beim Menschen. Der Körper ist außerordentlich stark und kräftig, und die Vorderarme erreichen die Stärke eines Mannsschenkels. Der Schädel ist stark und umfänglich, das nackte, dunkelbraune oder schwarze Gesicht breit und groß ohne Wangenwülste, die Nase platt, die Schnauze vorstehend, die Unterlippe sehr beweglich und verlängerbar. Ein furchtbares Gebiß und gewaltige, mit riesengroßen Daumen bewehrte Hände, kennzeichnen

das Thier noch außerdem. Mit Ausnahme des Gesichts, eines Theils der Brust und der inneren Handflächen, deckt ziemlich langes, schwarzes Haar den Leib, und auf dem Scheitel erhebt sich ein hoher Haarkamm, welcher nach Belieben vor= oder rückwärts gesträubt werden kann. Der Schwanz und die Gesäßschwielen fehlen dem Gorilla wie andern Orangaffen gänzlich.

Der Gorilla lebt in Gegenden, in denen Thäler und Hügel mit einander abwechseln. Die Hügel sind bedeckt mit hohen Bäumen, die Thäler mit groben Gräsern und einzelnen Gebüschen; viele von den Bäumen tragen Früchte, welche von den Negern unbeachtet bleiben, von dem Gorilla aber sehr gesucht werden. Hauptsächlich sind es die Oelpalme, der Pfefferkuchenbaum, die Papayen, zwei Bananenarten und der Affenbrodbaum, welche ihm die meiste Nahrung liefern. Von den ersten frißt er die Nüsse und die weichen, jungen Blätter, und er soll es gewesen sein, welcher den Vorfahren der Neger durch sein Beispiel gezeigt hat, daß die Oelpalme eßbare Früchte hervorbringe; der Pfefferkuchenbaum liefert ihm pflaumenartige Früchte von ausgezeichnetem Geschmack, und die übrigen eine Kost, welche selbst dem Europäer vortrefflich mundet. Eier und junge Vögel werden auch von ihm nicht verschmäht.

Unser Affe lebt zwar in Gesellschaften, diese sind jedoch nicht so zahlreich, wie die, welche der Schimpanse bildet. Die Weibchen sind in solchen Banden immer in überwiegender Zahl vorhanden; denn unter den Männchen entstehen heftige Kämpfe um die Oberherrschaft, welche wie versichert wird, regelmäßig mit dem Tode des Schwächeren enden. Die Gesellschaften durchstreifen den Wald und sind in ihm die unbedingten Herrscher. Sie fürchten sich vor keinem Thiere, nicht einmal vor dem Menschen; sie flüchten nie, sondern greifen stets an, gewöhnlich mit ihren furchtbaren Händen und ihrem nicht minder gefährlichen Gebiß, sonst aber auch mit Aesten und Nüssen, welche sie abbrechen und auf ihren Gegner schleudern. Sie sind es, welche selbst dem Elefanten, der von ihren Bäumen Laub und Früchte pflückt, mit einem Knüppel auf seinen empfindlichen Rüssel schlagen, bis der Riese des Waldes vor dem wüthenden Gegner sich zurückzieht. Den Leopard besiegen sie leicht, und diesem fällt es daher auch gar nicht ein, sich in einem Kampf mit ihnen einzulassen; selbst mit dem Löwen werden sie fertig, wahrscheinlich, weil der König der Wildniß immer von mehreren zugleich angefallen wird. Alle Berichte der Neger über ihre Kämpfe mit dem Gorilla sind wirklich entsetzlich. Die Elfenbeinjäger fürchten unter allen Waldthieren den Gorilla am meisten und namentlich die Art seines Angriffes; sie versichern Dies jedem Europäer, welcher nach dem Affen fragt. Ein Jägertrupp zieht ruhig seine Straße durch den Wald; plötzlich wird einer der Mannschaft vom Boden erhoben: ein Gorilla, welcher an einem niedrigen Aste hing, hat ihn mit der hintern Hand am Genick gepackt und zieht ihn zu sich auf den Ast empor, schwingt sich mit seiner Beute höher und höher zum Wipfel des Baumes hinauf, würgt den ihm gegenüber vollkommen wehrlosen Menschen, daß er auch nicht einen Laut von sich geben kann, und läßt ihn dann plötzlich wieder herunterfallen, erdrosselt, eine Leiche! Die Reisenden würden die Erzählungen der Neger nicht geglaubt haben, hätten sie nicht furchtbar Verstümmelte gesehen, welche aus Kämpfen mit den gefürchteten Thieren noch mit dem Leben davon gekommen waren. Wenn der Gorilla seine Familie bei sich hat, greift er stets, ohne gereizt zu sein, den sich Nähernden an, und der Kampf zwischen ihm und dem Menschen endet regelmäßig mit dem Tode des einen Kämpfers, leider gewöhnlich mit dem des Menschen. Ein Mapongwe=Neger zeigte sein Gewehr vor, welches ein Gorilla sprenkelkrumm gebogen, und dessen Läufe er mit seinen Zähnen platt gebissen hatte. Es gilt für viel schwerer, einen jungen Gorilla zu erhalten, als zehn Schimpanses. Die Weibchen fliehen mit ihren Jungen, sobald sich die Jäger nahen, auf die Bäume, die Männchen aber bereiten sich augenblicklich zum Angriffe vor. Die großen grünen Augen funkeln, der Haarkamm sträubt sich, die Zähne werden gefletscht, ein gellender Laut ertönt, welcher wie „kahi! kahi!“ klingt, und wüthend stürmen die Thiere auf den Feind ein. Glücklich, wenn das Feuergewehr den Menschen obsiegen läßt, denn sonst ist er verloren. Wird der Gorilla gefehlt, dann ist das Gewehr nicht einmal mehr als Keule zu gebrauchen: der rasende Affe zerbeißt es in Stücke, wie ein Esel eine Mohrrübe zerbeißt, zerfleischt und zerreißt den

Jäger mit seinen Zähnen, obgleich diese nicht hierzu, sondern, wie ein amerikanisches Blatt bemerkt, vielmehr zum anständigen Gebrauch eines grasfressenden Thieres bestimmt sind. Es darf uns daher nicht wundern, wenn Der, welcher einen Gorilla erschlug, unter seinem Volk als der größte Held angesehen wird; wir dürfen es aber auch keinem Neger verargen, wenn er taub bleibt gegen die Versprechungen eines Europäers, der ihm einen lebenden Gorilla gern mit Geld aufwiegen würde.

In dieser wirklich beispiellosen Furchtbarkeit des gewaltigen Affen ist noch etwas Anderes begründet: die Unkenntniß nämlich, welche wir über seine Lebensweise und seine Sitten besitzen. Nur sehr spärliche Nachrichten hierüber sind uns zugekommen, sie genügen noch lange nicht, um uns ein vollständiges Bild des Thieres zu geben. Man sagt, daß er auf der Erde auf allen Vieren gehe, zuweilen aber zum aufrechten Gange eine Keule benutze; man erzählt, daß er, wie die Elfenbeinjäger, die Zähne aus dem Gerippe eines Elefanten bräche und sie lange Zeit mit sich herum trüge, gleichsam als Keule; man berichtet, daß er vortrefflich klettere und den größten Theil seines Lebens auf Bäumen zubringe, sich auch dort, wie die andern Orangaffen, aus zusammengebogenen Zweigen eine Hütte ohne Dach errichte; ja, man behauptet sogar, daß er seine Todten begrabe u. dergl. mehr; allein wir wissen durchaus noch nicht, wieviel Wahres daran ist. Die Reisenden sind so ziemlich einstimmig in Folgendem: Der Gorilla lebt weniger in Gesellschaften, als vielmehr in Familien, welche aus dem Männchen, dem Weibchen und einem oder zwei Jungen bestehen. Am häufigsten sieht man ihn in den Monaten September, Oktober und November, nachdem die Neger ihre Ernte eingebracht haben und in ihre Dörfer zurückgekehrt sind. Dann kommt der Affe, welcher den Menschen, den er haßt, dennoch meidet, näher an die Dörfer heran, als sonst, wo er sich in dem tieferen Walde aufhält. Gewöhnlich sieht man den Gorilla auf einem Baumaste sitzen, den Rücken an den Stamm gelehnt, und hiervon kommt es, daß ihm die Haare an der betreffenden Stelle abgerieben sind. Während seiner Ruhe kaut er langsam und gedankenlos an Früchten, wie wir Solches auch häufig bei Pavianen sehen. Wenn die Familie aufgeschreckt wird, bringt das Weibchen sein Junges in Sicherheit, der männliche Affe aber stellt sich zur Vertheidigung und bricht in in ein Siegesgeheul aus, wenn er sein Opfer mit teuflischer Lust zerfleischt hat. Das Weibchen vertheidigt ihre Nachkommenschaft mit Aufopferung ihres Lebens. Eine Familie wurde von Jägern überrascht: die Mutter rettete das eine ihrer Jungen, indem sie es nach einem entfernten Baume trug, das andere suchte zu flüchten, wurde jedoch gestellt. Wüthend stürzte jetzt die Alte herbei, nahm ihren Sprößling auf den Arm und ging auf die Jäger los. Diese rückten ihr mit den Gewehren auf den Leib und zielten auf sie; da erhob sie flehend den Arm, als wollte sie die tödliche Kugel abwehren; die Kugel drang ihr aber in das Herz, und sie verendete. Das Junge kam somit in die Gewalt seiner Feinde. Außer diesem hat man noch andere Gorilla gefangen, doch haben dieselben niemals lange in der Gefangenschaft gelebt, und kein einziger ist noch lebend nach Europa herübergekommen.

Die Eingeborenen glauben, daß diese große Affen wirkliche Menschen seien, und blos thäten, als wären sie so wüthend und dumm, weil sie fürchteten, zu Sklaven gemacht und zur Arbeit angehalten zu werden; denn das ist eine Sache, welche für einen ächten Afrikaner wohl das Schrecklichste sein dürfte. Außerdem wähnen sie, daß die Seelen ihrer abgeschiedenen Könige in dem Leibe des Gorilla Wohnung nähmen, und daß dieser daher hauptsächlich aus alter, lieber Gewohnheit seine früheren Unterthanen hasse und peinige!

In der Neuzeit hat der Amerikaner Du Chaillu sehr ausführlich über den Gorilla berichtet. Ich würde die Mittheilungen dieses Reisenden vorzugsweise meiner Beschreibung zu Grunde gelegt haben, könnte ich ihnen soviel Glauben schenken, als ich selbst wünschte. Die Darstellungsweise Du Chaillu's ist nicht geeignet, großes Vertrauen zu erwecken; und wenn auch unser Mann sich als Forscher geberdet und seine Angaben durch lateinische Namen zu bekräftigen sucht: es will immer scheinen, als sei Alles darauf berechnet, die Aufmerksamkeit in ungebührlicher Weise zu spannen. Man urtheile selbst, was wohl von einem Berichterstatter zu halten ist, der in folgender Weise sein erstes Zusammentreffen mit dem Gorilla schildert:

„Schnell vorwärts bewegte es sich im Gebüsch, und mit einem Male stand ein ungeheuerer männlicher Gorilla vor mir. Durch das Dickicht war er auf allen Vieren gekrochen; als er uns aber sah, erhob er sich und sah uns kühn und muthig in die Augen. So stand er etwa zwölf Schritte vor uns: — ein Anblick, den ich nie vergessen werde! Der König des afrikanischen Waldes kam mir wie eine gespenstische Erscheinung vor. Aufgerichtet war der ungeheuere, fast sechs Fuß hohe Körper; frei zeigten sich die mächtige Brust, die großen, muskelkräftigen Arme, das wild blitzende, tiefgraue Auge und das Gesicht mit seinem wahrhaft höllischen Ausdruck. Er fürchtete sich nicht! Da stand er und schlug seine Brust mit den gewaltigen Fäusten, daß es schallte, wie wenn man eine große metallene Trommel schlägt. Das ist die Art des Trotzbietens, das ist das Kampfeszeichen des Gorilla! Und dazwischen stieß er einmal nach dem andern sein gräßliches Gebrüll aus: — ein Gebrüll, so grauenerregend, daß man es den eigenthümlichsten und fürchterlichsten Laut der afrikanischen Wälder nennen muß. Es beginnt mit einem scharfen Bellen, wie es ein großer Hund hören läßt, dann geht es in ein tiefes Dröhnen über, welches genau dem Rollen fernen Donners am Himmel gleicht: — habe ich doch mehr als einmal dieses Gebrüll für Donner gehalten, wenn ich den Gorilla nicht sah! Wir blieben bewegungslos im Vertheidigungszustande. Die Augen des Scheusals blitzten grimmiger; der Kamm des kurzen Haares, welcher auf seiner Stirn steht, legte sich auf und nieder; er zeigte seine mächtigen Fänge und wiederholte das donnernde Brüllen. Jetzt glich er gänzlich einem höllischen Traumbilde, einem Wesen jener widerlichen Art, halb Mann, halb Thier, wie es die alten Maler erfanden, wenn sie die Hölle darstellen wollten. Wiederum kam er ein paar Schritte näher, blieb nochmals stehen und stieß von neuem sein entsetzliches Geheul aus. Und noch einmal näherte er sich, noch einmal stand er und schlug brüllend und wüthend seine Brust. So war er bis auf sechs Schritte herangekommen: — da feuerte ich und tödtete ihn. Mit einem Stöhnen, welches etwas schrecklich Menschliches an sich hatte und doch durch und durch viehisch war, fiel er vorwärts auf sein Gesicht. Der Körper zuckte krampfhaft mehrere Minuten; dann wurde Alles ruhig — der Tod hatte seine Arbeit gethan. Ich bekam nun Muße, den gewaltigen Leichnam zu untersuchen. Die Messung ergab, daß er 5 Fuß 8 Zoll lang war, und die Entwickelung der Muskeln an den Armen und an der Brust zeigten, welch ungeheuere Kraft er besessen hatte."

Es scheint wirklich, als habe sich in solcher Darstellung einer unserer schlechten Liebesgeschichten-schreiber versucht und seiner Feder freien Spielraum gelassen. Das Nachfolgende aber mag mich entschuldigen, wenn ich hier überhaupt Etwas von Du Chaillu aufnehme. Wir sind noch nicht im Stande, bei den verschiedenen Beschreibungen des Gorilla die Spreu von dem Weizen zu sondern, und müssen deshalb auf alle Berichte Rücksicht nehmen, welche uns zugehen. „Mein langer Aufenthalt in Afrika," sagt Du Chaillu auf Seite 347 seiner Explorations and adventures in Equatorial Africa, „gewährte mir die größte Leichtigkeit, mich mit den Eingebornen ins Einvernehmen zu setzen, und als meine Neugierde, jenes Ungeheuer kennen zu lernen, auf das Höchste erregt worden war, beschloß ich, selbst auf dessen Jagd auszuziehen und mit eigenen Augen zu sehen. Ich war so glücklich, der Erste zu sein, welcher nach eigener Bekanntschaft über den Gorilla sprechen darf, und während meine Erfahrung und Beobachtung zeigen, daß Vieles von dem über den Gorilla Erzählten auf falschen und leeren Einbildungen unwissender Neger und leichtgläubiger Reisenden beruht, kann ich andererseits bestätigen, daß keine Beschreibung das Entsetzliche der Erscheinung, die Wuth des Angriffs und die wüste Bosheit des Wesens eines Gorilla versinnlichen wird."

„Es thut mir leid, daß ich der Zerstörer von einer Menge anmuthiger Träumereien sein muß. Aber der Gorilla lauert nicht auf den Bäumen über dem Wege, um einen unvorsichtig Vorübergehenden mit seinen Klauen zu ergreifen und in seinen zangengleichen Händen zu erwürgen; er greift den Elefanten nicht an und schlägt ihn mit Stöcken zu Tode; er schleppt keine Weiber aus den Dörfern der Eingebornen weg; er baut sich kein Nest aus Blättern und Zweigen auf den Waldbäumen und sitzt unter dessen Dach, wie man sonst behauptet hat; er ist nicht einmal ein geselliges Thier, und die zahlreichen Erzählungen von seinen Angriffen in größerer Zahl haben nicht ein Körnchen von Wahrheit in sich."

„Der Gorilla lebt in den einsamsten und dunkelsten Stellen des dichten afrikanischen Niederwaldes, tiefe bewaldete Thäler und ebenso schroffe Höhen allen übrigen Aufenthaltsorten vorziehend. Gerade die Hochebenen, welche mit ungeheuren Halden bedeckt sind, scheinen seinen Lieblingswohnsitz zu bilden. In jenen Gegenden Afrikas findet sich überall Wasser, und ich habe beobachtet, daß der Gorilla just an solchen Stellen sich findet, wo es am feuchtesten ist. Er ist ein rastlos umherschweifendes Vieh, welches von Ort zu Ort wandert und schwerlich an einer und derselben Stelle zwei Tage lang bleibt. Dieses Umherschweifen ist zum Theil von der Schwierigkeit bedingt, sein Lieblingsfutter zu finden. Obgleich der Gorilla vermöge seiner ungeheueren Reißzähne ohne Mühe jedes andere Thier des Waldes, welches er gefangen, auch zu zerstückeln vermöchte, ist er doch ein echter Pflanzenfresser. Ich habe die Magen von allen untersucht, welche zu tödten ich so glücklich war, und niemals etwas Anderes gefunden, als Beeren, Ananasblätter und andere Pflanzenstoffe. Der Gorilla ist ein arger Fresser, und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß er an einem Ort Alles auffrißt und dann, im beständigen Streit mit dem Hunger, zum Wandern gezwungen ist. Sein großer Bauch, der sich, wenn er aufrecht dasteht, deutlich genug zeigt, beweist, daß er ein tüchtiger Esser ist; und wahrlich, sein gewaltiger Leib und die ungeheure Muskelentwickelung könnten bei weniger Nahrung nicht unterhalten werden."

„Es ist nicht wahr, daß der Gorilla viel oder immer auf den Bäumen lebt; ich habe ihn fast stets auf der Erde gefunden. Allerdings steigt er oft genug an den Bäumen in die Höhe, um dort Beeren oder Nüsse zu pflücken; wenn er aber dort gegessen hat, kehrt er wieder nach unten zurück. Nach allen meinen Erfahrungen über die Nahrung kann man behaupten, daß er es gar nicht nothwendig hat, die Bäume zu erklettern. Ganz besonders behagen ihm Zuckerrohr, die weißen Rippen der Ananasblätter, mehrere Beeren, welche nahe der Erde wachsen, das Mark einiger Bäume und eine Nuß mit sehr harter Schale. Diese letztere ist so fest, daß man sie nur mit einem starken Schlag vermittelst eines Hammers öffnen kann. Wahrscheinlich ihrethalben besitzt der Gorilla das ungeheure Gebiß, welches stark genug ist, einen Gewehrlauf zusammenzubiegen."

„Nur die jungen Gorillas schlafen auf Bäumen, um sich gegen Raubthiere zu schützen. Ich habe mehrere Mal die frische Spur eines Gorillabetts gefunden und konnte es deutlich sehen, daß das Männchen mit dem Rücken an einen Baumstamm gelehnt in ihm gesessen hatte; doch glaube ich, daß Weibchen und Junge, während die Männchen immer am Fuße der Bäume oder unter Umständen auf der Erde schlafen, zuweilen die Krone des Baumes ersteigen mögen, weil ich hiervon die Spuren gesehen habe."

„Alle Affen, welche viel auf Bäumen leben, wie der Schimpanse, haben an ihren vier Händen längere Finger, viel längere als der Gorilla, dessen Handbau sich mehr dem menschlicher Gliedmaßen nähert. In Folge dieses verschiedenen Baues ist er weniger geeignet, Bäume zu erklettern. Zugleich muß ich bemerken, daß ich niemals einen Schirm oder ein Zelt gefunden habe, und deswegen zu dem Schluß gekommen bin, daß er kein derartiges Gebäude aufführt.

„Der Gorilla ist nicht gesellig. Von den Alten fand ich gewöhnlich ein Männchen und ein Weibchen zusammen, oft genug auch ein altes Männchen allein. In solchem Falle ist es immer ein alter, mürrischer, böswilliger Gesell, mit welchem nicht zu spaßen ist. Junge Gorillas traf ich in Gesellschaft bis zu fünf Stücken an. Sie liefen immer auf allen Vieren davon, schreiend vor Furcht. Es ist nicht leicht, sich ihnen zu nähern; ihr Gehör ist außerordentlich scharf, und sie verlieren keine Zeit, um zu entkommen, während die Beschaffenheit des Bodens es dem Jäger sehr schwer macht, ihnen zu folgen. Das alte Thier ist auch scheu, und ich habe zuweilen den ganzen Tag gejagt, ohne auf mein Wild zu kommen, wobei ich bemerken mußte, daß es mir sorgfältig auswich. Wenn jedoch zuletzt das Glück den Jäger begünstigt und er zufällig oder durch ein gutes Jagdkunststück auf seine Beute kommt, geht diese ihm nicht aus dem Wege. Bei allen meinen Jagden und Zusammentreffen mit dem Gorilla habe ich nicht einen einzigen gefunden, welcher mir den Rücken gekehrt hätte. Ueberraschte ich ein Paar Gorillas, so fand ich gewöhnlich das Männchen an den Felsen oder Baum gelehnt

in dem dunkelsten Dickicht des Waldes sitzen, wo die strahlende Sonne nur ein düsteres Zwielicht hervorrufen kann; das Weibchen weidete in der Regel nebenbei, und dieses war es auch, welches zuerst unter lautem und heftigem Schreien und Kreischen davon rannte. Dann erhob sich das Männchen, welches noch einen Augenblick mit wüthendem Blick dagesessen hatte, langsam auf seine Füße, schaute mit glühenden, wüthenden Augen auf die Eindringlinge, schlug auf seine Brust, erhob sein gewaltiges Haupt und stieß das furchtbare Gebrüll aus. Ich habe Grund zu glauben, daß ich dieses Gebrüll auf die Entfernung von drei Meilen hörte (!)".

„Das Entsetzliche in der Erscheinung des Thieres läßt jede Beschreibung weit hinter sich. Bei solchem Anblick konnte ich meinen braven, eingebornen Jägern es verzeihen, daß sie zuweilen eine übernatürliche Furcht überkam, konnte ich mir die Wundergeschichten erklären, welche die Neger über den Gorilla erzählen."

„Es ist ein Grundsatz eines gutgeschulten Gorillajägers, sein Feuer bis zu dem letzten Augenblick zu bewahren. Die Erfahrung hat gelehrt, daß, wenn der Jäger feuert und fehlt, der Gorilla augenblicklich auf ihn stürzt. Und seinem Anprall kann kein Mann widerstehen! Ein einziger Schlag der gewaltigen, mit mächtigen Nägeln bewehrten Hand, und das Eingeweide des armen Jägers liegt bloß, seine Brust ist zertrümmert, sein Schädel zerschmettert; es ist zu spät, neu zu laden, und Flucht ist vergebens! Einzelne Neger, tollkühn aus Furcht, haben sich unter solchen Umständen in ein Ringen mit dem Gorilla eingelassen und mit ihrem ungeladenen Gewehre sich vertheidigen wollen; aber sie haben nur Zeit zu einem einzigen, erfolglosen Streich gehabt: — im nächsten Augenblick erschien der lange Arm mit verhängnißvoller Kraft und zerbrach Gewehr und Negerschädel mit einem Schlage. Ich kann mir kein Geschöpf denken, welches so unabwendliche Angriffe auf den Menschen zu machen versteht, und zwar aus dem Grunde, weil sich der Gorilla Gesicht gegen Gesicht dem Manne gegenüber stellt und seine Arme als Waffen zum Angriff gebraucht; gerade wie der Mann oder ein Preisfechter thun würden, nur daß jener längere Arme und weitaus größere Kraft hat, als sich der gewaltigste Faustkämpfer der Erde träumen läßt."

„Die dunkeln und undurchdringlichen Dickichte, in denen man sich der vielen Ranken und Dornen halber kaum bewegen kann, bilden den Aufenthalt des Gorilla; deshalb bleibt der Jäger kluger Weise stehen und erwartet die Ankunft des wüthenden Thieres. Der Gorilla nähert sich mit kurzen Schritten, hält häufig an und stößt sein höllisches Gebrüll aus, ab und zu mit den Armen seine Brust schlagend. Zuweilen hält er länger an und setzt sich auch wohl; dabei blickt er wüthend auf seinen Gegner. Sein Gang ist wacklig; die sehr kurzen Hinterbeine genügen entschieden nicht, um den Körper aufrecht zu tragen; daher behilft sich das Thier durch Schwingungen mit den Armen, um sich im Gleichgewicht zu halten; aber der dicke Bauch, das runde stierartige Haupt, welches rückwärts fast auf dem Nacken aufliegt, die großen muskelkräftigen Arme und die weite Brust: — alles Dies verleiht seinem Schwanken ein unsäglich Entsetzliches, welches das Furchtbare seiner Erscheinung nur noch vermehrt. Zugleich blitzen die tiefliegenden, grauen Augen in unheimlichem Glanze; die Wuth verzerrt das Gesicht auf das abscheulichste; die dünnen, scharf geschnittenen Lippen, welche zurückgezogen werden, lassen die gewaltigen Reißzähne und die furchtbaren Kinnladen erscheinen, in welchen ein Menschenglied zermalmt werden würde, wie Zwieback."

„Der Jäger steht mit ängstlicher Sorge, seinen Feind bewachend, auf einer und derselben Stelle, das Gewehr in der Hand, oft fünf lange, bange Minuten, mit aufregendem Grauen den Augenblick erwartend, in welchem er feuern muß. Die gewöhnliche Entfernung, in welcher geschossen wird, beträgt 14 bis 18 Fuß. Ich meinestheils habe nie weiter auf ein Gorillamännchen geschossen, als auf acht Ellen. Zuletzt kommt die Gelegenheit: so schnell als möglich wird das Gewehr erhoben, — ein ängstlicher Augenblick, welcher die Brust zusammenschnürt, und dann — Finger an den Drücker! Wenn der Neger einem Flußpferde während der Jagd eine Kugel zusandte, geht er im Augenblicke auf seine Beute los: — wenn er nach einem Gorilla schoß, steht er still; denn falls er gefehlt hat, muß er kämpfen für sein Leben, Gesicht gegen Gesicht, hoffend, daß irgend ein unerwartetes Glück

ihn von dem tödlichen Streiche errettet, und er davon kommt, wenn auch vielleicht gelähmt für immer. Glücklicher Weise stirbt der Gorilla ebenso leicht, als der Mensch: ein Schuß in die Brust bringt ihn sicher zu Falle. Er stürzt vorwärts auf sein Gesicht, die langen, gewaltigen Arme ausstreckend und mit dem letzten Athem ein Todesröcheln ausstoßend, halb Brüllen, halb Stöhnen, welches, obgleich es dem Jäger seine Rettung kündet, dennoch sein Ohr peinigt, wegen der Aehnlichkeit mit dem letzten Seufzer eines sterbenden Menschen."

„Der gewöhnliche Gang des Gorilla geschieht nicht auf den Hinterbeinen, sondern auf allen Vieren. Bei dieser Stellung wird das Haupt und die Brust bedeutend erhöht, weil seine Arme verhältnißmäßig sehr lang sind. Wenn er schnell läuft, setzt er die Hinterbeine fast bis über den Leib vor und immer bewegt er beide Glieder einer Seite zu gleicher Zeit, wodurch er eben einen so sonderbaren wackelnden Gang erhält. Nicht zu bezweifeln steht, daß der Gorilla auch in erhabener Stellung ziemlich schnell und viel länger als der Schimpanse oder andere Affen dahinwandeln kann. Wenn er aufrecht steht, biegt er seine Knie nach auswärts. Sonderbar ist die Fährte, welche er bildet, wenn er auf allen Vieren läuft. Die Hinterfüße hinterlassen keine Spur von ihren Zehen, nur der Fußballen und der Daumen, welcher unserer großen Zehe entspricht, scheint aufzutreten; die Finger der Hand sind undeutlich dem Boden aufgedrückt. Junge Gorillas klettern, verfolgt, nicht auf Bäume, sondern laufen auf dem Boden dahin. Niemals habe ich gefunden, daß eine Gorillamutter an Vertheidigung denkt; die Neger aber haben mir erzählt, daß Dies zuweilen wohl der Fall ist."

„Es ist ein hübscher Anblick, solch eine Mutter mit ihrem sie umspielenden Jungen! Ich habe Beide öfters in den Wäldern beobachtet, und so begierig ich auch war, Gorillas zu erhalten, konnte ich es doch nicht über das Herz bringen, ein solches Verhältniß zu stören. Meine Neger waren weniger weichherzig und tödteten ihren Erzfeind ohne Zeitverlust. Wenn die Mutter vor dem Jäger flüchtet, springt das Junge ihr sofort auf den Nacken und hängt sich dann zwischen ihren Brüsten an, mit den kleinen Gliedern ihren Leib umschlingend."

„Schon ein junger Gorilla ist außerordentlich stark. Einen, welcher nur $2^1/_2$ Jahre alt war, konnten vier starke Männer nicht fest halten; er biß einen davon nicht unbedeutend. Der Alte kann mit seinen Zähnen einen Gewehrlauf platt beißen und mit seinen Armen Bäume umbrechen von 4 bis 6 Zoll im Durchmesser (?). Die Neger greifen den Gorilla nur mit den Flinten an, niemals mit andern Waffen, und da, wo sie kein Feuergewehr besitzen, durchzieht das Unthier unbelästigt, als alleiniger Herrscher den Wald. Einen Gorilla getödtet zu haben, verschafft dem Jäger für sein Lebenlang die größte Achtung selbst der muthigsten Neger, welche, wie ich hinzufügen muß, im Allgemeinen durchaus nicht nach dieser Art des Ruhmes lüstern sind."

„Der Gorilla gebraucht keine künstlichen Waffen zur Vertheidigung: er greift mit seinen Armen und im weiteren Kampfe mit seinen Zähnen an. Ich habe oft Gorillaschädel untersucht, in welchen die gewaltigen Reißzähne ausgebrochen waren, und von den Negern erfahren, daß solcher Verlust in den Kämpfen entstand, welche zwei Gorillamännchen in Sachen der Liebe ausgefochten haben. Solch ein Streit muß ein in jeder Hinsicht gewaltiges, großartiges Schauspiel gewähren. Ein Ringen zwischen zwei tüchtigen männlichen Gorillas würde alle Kampfspiele der Welt überbieten."

„Die Eingebornen des Innern essen das Fleisch des Gorilla und anderer Affen sehr gern, obgleich es schwarz und hart ist; die Stämme nahe der See verschmähen es und fühlen sich beleidigt, wenn man es ihnen anbietet, weil sie sich einer gewissen Aehnlichkeit zwischen ihnen und den Affen bewußt sind. Auch im Innern weisen Negerfamilien eine Gorillamahlzeit zurück, weil sie den Aberglauben hegen, daß vor Zeiten einer ihrer weiblichen Ahnen einen Gorilla geboren habe. — Das Fell des Thieres ist so dick und fest, wie eine Ochsenhaut, aber verhältnißmäßig viel zarter, als das anderer Affen."

Ueber die Gefangenschaft junger Gorillas hat Du Chaillu ebenfalls Beobachtungen mitgetheilt. Er glaubt, daß erwachsene Affen dieser Art vollständig unzähmbar seien; denn auch die Jungen, welche er am Leben hatte, zeigten sich wild und ungestüm, bis zu ihrem Tode. Ich will ihn noch einmal selbst erzählen lassen.

„Am 4. Mai lieferten einige Neger, welche in meinem Auftrage jagten, einen jungen, lebenden Gorilla ein. Ich kann unmöglich die Aufregung beschreiben, welche mich erfaßte, als man das kleine Scheusal in das Dorf brachte. Alle die Beschwerden und Entbehrungen, welche ich in Afrika ausgehalten hatte, waren in einem Augenblick vergessen."

„Der Affe war ein kleiner, etwa 2 bis 3 Jahr alter Gesell, $2^1/_2$ Fuß hoch, aber so wüthend und halsstarrig, als nur einer seiner erwachsenen Genossen hätte sein können. Meine Jäger, die ich am liebsten an das Herz gedrückt hätte, fingen ihn in dem Lande zwischen dem Rembo und dem Vorgebirge St. Katharina. Nach ihrem Bericht gingen sie zu Fünft nahe einer Ortschaft an der Küste lautlos durch den Wald und hörten da ein Geknurre, welches sie sofort als den Ruf eines jungen Gorilla nach seiner Mutter erkannten. Der Wald war still; es war ungefähr Mittag. Sie beschlossen sofort, dem Schrei zu folgen. Mit den Gewehren in der Hand schlichen die Braven vorwärts nach einem düstern Dickicht des Waldes, wo sich das Thier aufhalten mußte. Sie wußten, daß die Mutter in der Nähe sein würde, und erwarteten, daß auch das gefürchtete Männchen nicht weit sein möchte; allein, wohl wissend, welche Freude sie mir bereiten würden, beschlossen sie, Alles auf das Spiel zu setzen, um wo möglich das Junge lebend zu erhalten. Beim Näherkommen hatten sie einen selbst den Negern seltenen Anblick. Das Junge saß einige Schritte entfernt von seiner Mutter auf dem Grunde und beschäftigte sich, Beeren zu pflücken. Die Alte schmauste von denselben Früchten. Meine Jäger machten sich augenblicklich zum Feuern fertig, — und nicht zu spät! — denn das alte Weibchen erblickte sie, als sie ihre Gewehre erhoben. Glücklicher Weise tödteten sie die besorgte Alte mit dem ersten Schusse. Das Junge, erschreckt durch den Knall der Gewehre, rannte zu seiner Mutter, hing sich an sie, umarmte ihren Leib und versteckte sein Gesicht. Die Jäger eilten augenblicklich zu Beiden hin; das hierdurch aufmerksam gemachte Junge verließ aber sofort seine Mutter, lief zu einem schmalen Baum und kletterte an ihm mit großer Behendigkeit empor, dann setzte es sich und brüllte wüthend auf seine Verfolger herunter. Doch die Leute ließen sich nicht verblüffen. Nicht ein Einziger fürchtete sich, von dem kleinen, wüthenden Vieh gebissen zu werden. Man wollte das seltene Wild nicht schießen und hieb deshalb den Baum um. Als es fiel, deckte man schnell ein Kleid über seinen Kopf und konnte es so geblendet leichter fesseln. Doch der kleine Kerl, seinem Alter nach nur ein unerwachsenes Kind, war bereits erstaunenswürdig kräftig und nichts weniger als gutartig, so daß die Leute nicht im Stande waren, ihn zu führen. Augenblicklich stürzte er sich auf sie, und sie waren endlich genöthigt, seinen Hals in eine Holzgabel zu stecken, welche vorn verschlossen wurde und nun ihnen als Zwangsmittel dienen mußte. So kam der Gorilla in das Dorf. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich hier der Gemüther. Als der Gefangene aus dem Boot gehoben wurde, in welchem er einen Theil seines Weges zurückgelegt hatte, brüllte und bellte er und schaute aus seinen bösen Augen wild um sich, gleichsam versichernd, daß er sich gewiß rächen werde, sobald er könne. Ich sah, daß die Gabel seinen Nacken verwundet hatte, und ließ deshalb augenblicklich einen Käfig für ihn machen. Nach zwei Stunden hatten wir ein festes Bambushaus für ihn gebaut mit sicheren Stäben, durch welche wir ihn nun beobachten konnten. Es war ein junges Männchen, jedenfalls nicht älter als drei Jahre, doch erwachsen genug, um seinen Weg allein zu gehen, und für sein Alter mit einer merkwürdigen Kraft ausgerüstet. Gesicht und Hände waren schwarz, die Augen aber noch nicht so tief eingesunken, als bei den alten. Das Haar der Brauen und des Armes, welches röthlichbraun aussah, begann sich eben zu erheben; die Oberlippe war mit kurzen Haaren bedeckt, die untere mit einem kleinen Barte, die Augenlider waren fein und dünn, die Augenbrauen etwa drei Viertel Zoll lang; ein eisgraues Haar, welches in der Nähe der Arme dunkelte und am Steiß vollständig weiß erschien, bedeckte seinen Nacken; Brust und Bauch waren dünner behaart, die Arme länger."

„Nachdem ich den kleinen Burschen glücklich in seinen Käfig gelockt hatte, nahte ich mich, um ihm einige ermunternde Worte zu sagen. Er stand in der fernsten Ecke; so wie ich mich aber näherte, bellte er auf und machte einen wüthenden Satz nach mir. Obgleich ich mich so schnell zurückzog, als ich konnte, erwischte er doch noch meine Beinkleider, zerriß sie und zog sich augenblicklich

wieder nach seinem Winkel zurück. Dies lehrte mich Vorsicht; doch gab ich die Hoffnung, ihn zu zähmen, nicht auf. Meine erste Sorge war natürlich, Futter für ihn zu schaffen. Ich ließ Waldbeeren holen und gab ihm dieselben nebst Wasser in seinen Käfig. Er war außerordentlich scheu und wollte nicht eher essen noch trinken, als bis ich mich auf ziemlich bedeutende Entfernung zurückzog."

„Am zweiten Tage war Joe, wie ich ihn genannt hatte, wilder als am ersten; er fuhr nach Jedermann hin, wenn er nur einen Augenblick bei seinem Käfig stand, und schien bereit, uns Alle in Stücke zu zerreißen. Ich brachte ihm einige Ananasblätter und bemerkte, daß er davon nur die weichen Theile fraß. Er schien eben nicht wählerisch zu sein, obschon er jetzt und während seines kurzen Lebens alles Futter verschmähte, mit Ausnahme der wilden Blätter und Früchte, welche man in seinen heimischen Wäldern für ihn gesammelt hatte. Am dritten Tage war er noch mürrischer und wüthender, bellte Jeden an und zog sich entweder nach seinem fernen Winkel zurück oder schoß angreifend vor. Am vierten Tage glückte es ihm, zwei Bambusstäbe aus einander zu schieben und zu entfliehen. Ich kam dazu, gerade als seine Flucht entdeckt worden war, und forderte augenblicklich alle Neger zur Verfolgung auf. Beim Eintreten in mein Haus wurde ich von ärgerlichem Brüllen begrüßt, welches unter meiner Bettstelle hervorkam. Es war Meister Sepperl, welcher hier lag, sorgfältig alle meine Bewegungen beobachtend. Augenblicklich schloß ich die Fenster und rief meine Leute herbei, das Thor zu beaufsichtigen. Als Freund Joe Dies sah, zeigte sich seine ganze Wuth in seinem Gesicht; seine Augen glänzten, der ganze Leib bebte vor Zorn, und rasend kam er unter dem Bette hervor. Wir schlossen das Thor und ließen ihm das Feld, indem wir vorzogen, lieber einen Plan zu seiner sichern Gefangenschaft zu entwerfen, als uns seinen Zähnen auszusetzen. Es war kein Vergnügen, ihn wieder zu fangen: er war schon so stark und wüthend, daß ich selbst einen Faustkampf mit ihm scheute, aus Furcht, von ihm gebissen zu werden. Mitten im Raum stand der biedere Bursch und schaute wüthend auf seinen Feind, dabei mit einiger Ueberraschung die Einrichtungsgegenstände prüfend. Ich hatte große Sorge, daß das Picken meiner Uhr sein Ohr erreichen würde und ihn zu einem Angriff auf diesen unschätzbaren Gegenstand begeistern oder, daß er Vieles von Dem, was ich gesammelt hatte, mir zerstören möchte. Endlich, als er sich etwas beruhigt hatte, sandte ich einige junge Leute nach einem Netz aus, und dieses warfen wir ihm auch glücklich über den Kopf. Das junge Scheusal brüllte fürchterlich und wüthete und tobte unter seinen Fesseln. Ich warf mich schließlich auf seinen Nacken, zwei Mann faßten seine Arme, zwei andere die Beine: und dennoch machte uns das kleine Geschöpf viel zu schaffen. So schnell als möglich trugen wir ihn nach seinem, inzwischen ausgebesserten Käfig zurück und bewachten ihn dort sorgfältiger."

„Niemals in meinem Leben sah ich ein so wüthendes Vieh, wie diesen Affen. Er fuhr auf Jeden los, der zu ihm hin kam, biß in die Bambusstäbe, schaute uns mit giftigen und tollen Augen an und zeigte bei jeder Gelegenheit, daß er ein durch und durch bösartiges und boshaftes Gemüth hatte." —

Im Verlauf der Erzählung theilt Du Chaillu ferner mit, daß Joe nicht einmal durch Hunger und, wie er sich ausdrückt, durch „gesittete Nahrung" zu bändigen war, daß er nach einiger Zeit, als er zum zweiten Male durchbrach, mit vieler Mühe wieder gefangen, trotz alles Widersträubens in Ketten gelegt wurde und zehn Tage darauf plötzlich starb. Er lernte seinen Herrn zuletzt wohl kennen.

Später erhielt Du Chaillu noch ein junges Gorillaweibchen, welches mit außerordentlicher Zärtlichkeit an der Leiche seiner Mutter hing und das ganze Dorf durch seine Betrübniß in Aufregung versetzte. Das Thierchen war noch so klein, daß es nur mit Milch hätte ernährt werden können und weil diese nicht zu bekommen war, starb es schon am dritten Tage nach seinem Fang.

Außerdem beschreibt der genannte Reisende noch zwei andere „neue" Affen, von denen er den einen Kulu-Kamba (Troglodytes Kulu-kamba) und den andern Nschiego-Mbuwe (Troglodytes calvus) nennt. In ihren Lebensverhältnissen scheinen diese Thiere, wenn der Entdeckung überhaupt Glauben geschenkt werden darf, sich dem Schimpanse zu nähern. Der Kulu-Kamba soll sehr

künstliche Regenschirme auf die Bäume bauen, und Du Chaillu giebt auch eine Abbildung davon, welche freilich so beschaffen ist, daß sie sehr gerechte Zweifel eines Sachverständigen erwecken muß. Die Zweige sind gleichmäßig ausgesucht, mit ihren dicken Enden rings herum um den Baumstamm gelegt, dort sehr hübsch und künstlich mit Weinreben angebunden und dann nach außen schirmartig umgebogen, gerade so, als ob sie ein recht geschickter Gartenarbeiter, welcher mit Messer und Weidenzweigen gehörig umzugehen weiß, gemacht hätte!

Eine Vergleichung der gegebenen Schädel würde allerdings für die Artverschiedenheit der genannten Thiere sprechen; doch dürften wir wohl thun, erst die Untersuchung bewährter Männer der Wissenschaft abzuwarten, bevor wir ein endgiltiges Urtheil fällen. Alle Abbildungen in Du Chaillus Werke beweisen unzweifelhaft, daß sie erst in England von Künstlern angefertigt wurden, welche durchaus nicht naturwissenschaftlich gebildet genannt werden dürfen. Wenn Du Chaillu unter Anderm dem Künstler gestattet, daß er einen der afrikanischen Affen sich am Schwanze schaukeln läßt, so kann er nicht erwarten, daß den bildlichen Erläuterungen zu seinem Werke an maßgebenden Stellen Glauben geschenkt wird.

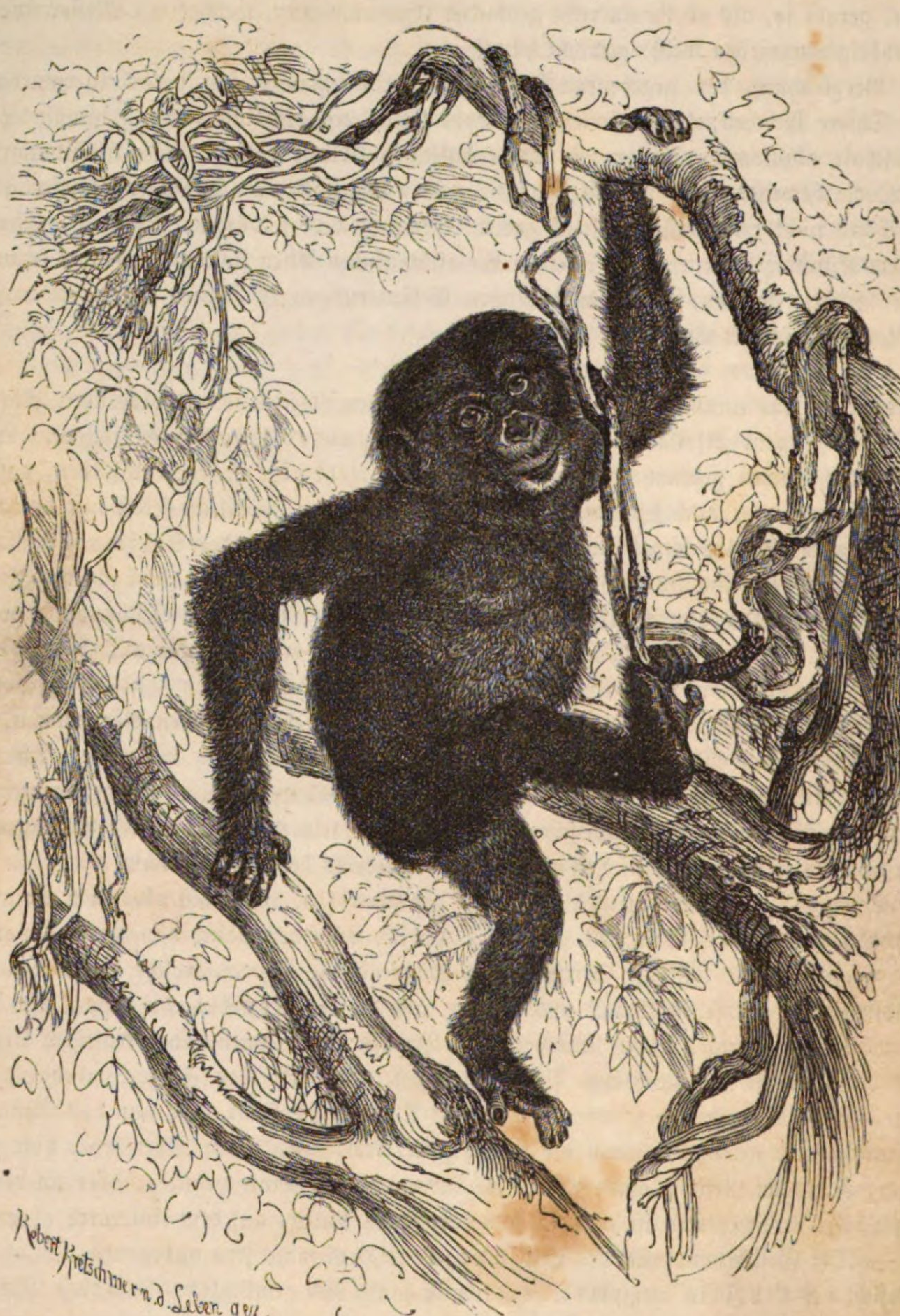
Wenden wir uns nunmehr zu einem andern, weniger Zweifel herausfordernden Waldmenschen welcher dieselbe Gegend Afrikas bewohnt, zum Schimpanse (Troglodytes niger). Wie er zu dem sonderbaren Namen gekommen ist, weiß man nicht; wohl aber ist jetzt entschieden, daß er schon sehr lange bekannt, aber auch sehr oft mit dem Vorhergehenden, vielleicht selbst mit dem Mandril verwechselt worden ist. Es liegen uns viele Berichte vor, in denen des Schimpanse Erwähnung geschieht. Pyrard hat ihn im 14. Jahrhundert in der Sierra-Leona beobachtet und giebt ihm den Landesnamen „Barris“; Battel erzählt in seiner 1717 erschienenen Beschreibung von Kongo von ihm und nennt ihn „Pongo“, wie den Orang-Utang, erwähnt aber auch bereits einer zweiten größern Art; Buffon tauft ihn „Jocko“, weil die Eingeborenen ihn „Entschocko“ oder „Intjoko“ nennen sollen; Schaw unterscheidet ihn von seinem asiatischen Verwandten, Ogilby hält ihn für den wilden Menschen des Hanno; Brosse spricht endlich von einem Affen Namens „Quimpeze“ und bietet uns somit einigen Anhalt zur Ableitung seines jetzt allgemein üblichen Namens ꝛc. Buffon giebt uns auch schon Beschreibungen seines Wesens in der Gefangenschaft, in welcher er das Thier um die Mitte des vorigen Jahrhunderts beobachten konnte.

Der Schimpanse ist bedeutend kleiner, als der Gorilla, immerhin aber noch ein großer Affe von 3 bis 4½ Fuß Höhe. Sein Leib ist kurz und dick, denn der Bauch hängt etwas vor; an dem gestreckten, großen Kopfe tritt die Stirn zurück, während die Ohren, welche denen des Menschen ähneln, abstehen; die Nase ist kleiner und platter, als die des Gorilla, die Lippen sind dünn und äußerst beweglich, die Augen haben Wimpern und Brauen: die dünnen, aber kräftigen Arme reichen bis unter die Knie herab; die Hände sind mittelgroß, und alle ihre Finger haben platte Nägel. Das lange, grobe und straffe, schwarze, im hohen Alter graue Haar läßt nur das Gesicht und die innern Handflächen, gewöhnlich auch die Handrücken, frei, bedeckt den Oberkörper dichter als den Unterkörper, bildet im Gesichte einen Bart, welcher unter dem Kinn wegzieht, aber an den Wangen die größte Länge erreicht, und ist auf dem Oberarm nach unten, auf dem Unterarm aber nach oben gerichtet. — Der Gesichtsausdruck des Schimpanse zeigt niemals jene unbegrenzte Wildheit, welche sich im Gesicht des Gorilla ausspricht, sondern ist sanft und gemüthlich. Alle diese Merkmale unterscheiden unser Thier hinlänglich von dem Gorilla.

Die Eingeborenen behaupten, daß der Schimpanse im vollkommen erwachsenen Zustande fünf Fuß hoch und daß sein Wachsthum im neunten oder zehnten Jahre beendet werde. Ein solches erwachsenes Thier soll so schwer sein, daß es eine hinreichende Last für zwei starke Männer bildet.

Die Verbreitung des Schimpanse ist beschränkt; wie es scheint, beherbergen ihn blos Ober- und Niederguinea. Hier bewohnt er die großen Wälder in den Flußthälern und an der Küste

Er lebt in größeren Gesellschaften, und man hört Nachts oft das grelle Geschrei der vereinigten Herden. Unser Affe scheint ein ziemlich tölpelhafter Bursche zu sein. Die einseitige Verwendung der Hände zum Umfassen der Aeste oder zum Greifen überhaupt krümmt und zieht sie schließlich so zusammen, daß er, wenn er sie dann zum Gehen benutzen will, auf die Knöchel, anstatt auf die



Der Schimpanse (Troglodytes niger).

Sohlen treten muß. Hierdurch erhält sein Gang natürlich etwas sehr Unsichres und Ungeschicktes; gleichwohl aber soll er sich viel auf dem Boden aufhalten und die Bäume blos dann besteigen, wenn er nach Nahrung späht oder sich sichern will. Zuweilen geht er auf den Hinterfüßen allein und legt dann die Vorderhände im Nacken zusammen, um sich im Gleichgewicht zu halten; sowie er aber gestört

wird, wirft er sich augenblicklich auf alle Viere und humpelt nun mit seltsamen Sprüngen, jedoch ziemlich rasch, davon. Beim aufrechten Gange ist er nicht im Stande, wie der Mensch die Ferse vom Boden zu erheben, sondern tritt gleichsam stampfend mit der ganzen Sohlenfläche oder vielmehr mit den Knöchelseiten der Hände und Füße auf, wodurch diese Außenseiten der Hände schwielig werden. Wenn er ruht, nimmt er eine sitzende Stellung an, die Nacht aber verbringt er, wie der Gorilla und asiatische Waldmensch, in Nestern, welche er sich aus den zusammengebogenen Zweigen der Bäume bereitet und mit abgebrochenen Aesten und blätterreichen Zweigen auspolstert. Diese Nester sah Savage gewöhnlich in einer Höhe von 20 bis 30 Fuß über dem Grunde. Er bemerkte selten zwei auf einem Baume, nur ein einziges Mal fünf, niemals aber eine solche Menge zusammen, welche berechtigen könnte, von einem Affendorfe zu sprechen, wie früher so oft geschehen ist.

Der Schimpanse nährt sich fast von denselben Pflanzen, wie der Gorilla. Früchte, Nüsse und Wurzeln sind wohl die Hauptnahrung. Zuweilen besucht er die Bananen und andere Fruchtbäume, welche die Neger zwischen ihren Maisfeldern anpflanzen. Das Aufsuchen der Nahrung bestimmt die Thiere zu häufigem Wechsel ihres Aufenthalts. Verlassene Negerdörfer, in denen die Papaya in großer Menge wächst, sind Lieblingsorte für sie, so lange es dort Nahrung giebt; wenn diese aber aufgezehrt ist, unternehmen sie Wanderungen von größerer oder geringerer Ausdehnung. Auch ihre Gesellschaften werden immer von dem stärksten Männchen geführt und geleitet; die Wachsamkeit desselben ist eben so groß, als seine Stärke. Man versichert, daß ein erwachsenes Männchen des Schimpanse im Stande sei, Aeste abzubrechen, welche zwei Männer kaum beugen können. Ja, die Neger behaupten, daß ein Schimpanse kräftig genug sei, zehn Männern Widerstand zu leisten. Doch sagen sie auch, daß der Schimpanse niemals ungereizt angreife, sondern sich stets auf seine Vertheidigung beschränke. Bei Gefahr stößt der Leitaffe einen Schrei aus, welcher dem Angstruf eines in Todesgefahr schwebenden Menschen ähnelt, die übrigen erklettern schnell die Gipfel der Bäume und lassen ihre Laute hören, welche an das Hundegebell erinnern. Erst dann, wenn der Jäger einen Affen der Herde getödtet hat, gehen die Männchen auf den Jäger los, welcher unterliegt, falls die Zahl seiner Angreifer groß ist. Man sagt, daß derselbe sich retten könne, wenn er den Angreifern Stücke seiner Kleidung oder auch seine Waffen überlasse, die dann von den erbosten Thieren mit Wuth in Stücke zerrissen und zerbrochen würden. Bei jenen Angriffen oder der Vertheidigung bedienen sich die Affen hauptsächlich ihres Gebisses und ihrer Hände, obwohl noch immer berichtet wird, daß sie Stöcke, Nüsse, Steine u. dergl. zur Vertheidigung zu benutzen wüßten. Uebrigens ist schon um deshalb schwer zu glauben, daß sie Stöcke oder Keulen in unserer Weise zum Kampfe benutzen, weil ihr schwankender Gang auf zwei Hinterbeinen eine freie Benutzung nicht gestattet; aller Wahrscheinlichkeit nach würde jeder aufrechtstehende Affe durch die Kraft der zu einem ordentlichen Schlage erforderlichen Armbewegung aus dem Gleichgewichte gebracht und zu Boden gerissen werden.

Sehr groß ist die gegenseitige Anhänglichkeit der Mitglieder einer Herde. Die Männchen lieben die Weibchen und diese ihre Kinder außerordentlich, und die Stärkeren vertheidigen stets die Schwächeren. In der geschlechtlichen Liebe sollen sich die Schimpanses weit weniger abschreckend zeigen, als andere Affen, namentlich die Paviane. Man spricht sogar von gewisser Sittsamkeit, welche sie beweisen. Es ist wiederholt erzählt worden, daß die männlichen Schimpanses an weiblichen Menschen Gefallen finden; sie sollen zuweilen junge Negerinnen gewaltsam mit sich fortführen, jahrelang in dem Walde bei sich behalten, sie sorgsam bewachen und ihnen durch ihre rohe Zärtlichkeit sehr lästig fallen; ich brauche wohl kaum zu sagen, daß solche Erzählungen noch sehr der Bestätigung bedürfen. Es wäre übrigens sehr merkwürdig, wenn die Affen ihre Verwandtschaft mit dem Menschen ebenso ahnten, als die Neger sich ihrerseits als Vettern des Orangs fühlen. Diese erblicken in dem Schimpanse die Mitglieder eines eigenen Menschenstammes, welcher aber wegen seiner schlechten Aufführung von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen wurde und durch die Beharrlichkeit in seinen schlechten Sitten nach und nach zu dem Zustande herabsank, in welchem er jetzt

lebt. Diese Anschauung hindert die guten Leute übrigens nicht, die von ihnen erlegten Affen zu essen.

Der Schimpanse ist namentlich in der Neuzeit öfters lebend nach Europa und selbst nach Deutschland gebracht worden, wenn auch gewöhnlich nur jung. Unser ihm fremdes Klima hat ihn aber immer bald umgebracht. Es ist bis jetzt kein Beispiel bekannt, daß einer dieser Affen mehrere Jahre hier am Leben geblieben wäre; dagegen erzählt man, daß Schimpanses in ihrer Heimat über 20 Jahre in der Gefangenschaft ausgehalten haben und dabei sehr groß und stark geworden sind. Bis jetzt hat man stets beobachtet, daß die Gefangenen sanft, klug und liebenswürdig waren. Der Kapitän Grandpret erzählt von einem Weibchen, welches bewunderungswürdige Beweise seiner Klugheit gab. Er sah es auf einem Schiffe, mit welchem es nach Amerika gebracht werden sollte. Man hatte es gelehrt, den Backofen zu heizen, und es erfüllte sein Amt zur allgemeinen Zufriedenheit, gab sorfältig Acht, daß keine Kohlen herausfielen, und wußte auch, wenn der Ofen den nöthigen Grad von Hitze erlangt hatte. Dann ging es hin und berichtete den Bäcker durch sehr ausdrucksvolle Geberden davon, und dieser konnte sich auf seinen Gehilfen so gut verlassen, daß er niemals selbst nachzusehen brauchte. Derselbe Affe verrichtete die Arbeit eines Matrosen mit ebenso viel Geschick als Einsicht. Er wand das Ankertau auf, zog die Segel ein, band sie fest und arbeitete vollkommen zur Zufriedenheit der Matrosen, welche ihn zuletzt als ihren Maat betrachteten. Leider verlor dieses herrliche Thier, ehe es Amerika erreichte, sein Leben in Folge viehischer Grausamkeit, welche es von dem Steuermann erleiden mußte. Dieser hatte es ungerechter Weise mißhandelt, ohne sich um die flehenden Bitten des armen Geschöpfes zu kümmern. Es hielt, wie ein Mensch, die zusammengefaltenen Hände vor, um das Herz seines Peinigers zu erweichen; allein der Unmensch achtete nicht auf die beredte Sprache des so hoch begabten Wesens. Er fuhr fort in seiner gemeinen Grausamkeit. Der Affe erlitt sie geduldig, weigerte sich aber von diesem Augenblicke standhaft, irgend welche Nahrung zu sich zu nehmen, und starb am fünften Tage darauf aus Hunger und Gemüthserregung. Die ganze Mannschaft betrauerte ihn, als ob einer ihrer Kameraden gestorben wäre.

Brosse brachte zwei Schimpanses mit sich nach Europa, ein junges Männchen und ein Weibchen. Sie setzten sich an den Tisch, wie ein Mensch, aßen von Allem und bedienten sich dabei des Messers, der Gabel und der Löffel. Auch die Getränke theilten sie redlich mit den Menschen, und namentlich Wein und Branntwein mundeten ihnen vortrefflich. Sie riefen die Schiffsjungen, wenn sie Etwas brauchten, und wurden böse, wenn diese es ihnen verweigerten, faßten dann die Knaben an dem Arme, bissen sie und warfen sie unter sich. Das Männchen wurde krank und der Schiffsarzt ließ ihm deshalb zur Ader; so oft es sich später unwohl fühlte, hielt es ihm stets den Arm hin. — Buffon's Schimpanse ging fast immer aufrecht, selbst wenn er schwere Sachen trug; er sah traurig und ernsthaft aus und bewegte sich abgemessen und verständig. Von den häßlichen Eigenschaften der Paviane zeigte er keine einzige; er war aber auch nicht muthwillig, wie die Meerkatzen. Seinem Herrn gehorchte er aufs Wort oder auf ein Zeichen. Er bot den Leuten den Arm an und ging ordentlich mit ihnen herum, setzte sich zu Tisch, benutzte ein Vorstecktuch und wischte sich damit die Lippen, wenn er getrunken hatte; er schenkte sich selbst Wein ein und stieß mit den Andern an. Er holte sich eine Tasse und Schale herbei, that Zucker hinein, goß Thee darauf und ließ ihn kalt werden, bevor er ihn trank. Niemandem fügte er ein Leid zu, sondern näherte sich Jedem bescheiden und freute sich ungemein, wenn ihm geschmeichelt wurde. Alle Leute, welche Buffon besuchten, gewannen seinen Hausgenossen außerordentlich lieb und brachten ihm Zuckerbrod oder Obst mit. Leider tödtete ihn die Lungenschwindsucht innerhalb eines Jahres. — Dr. Traill brachte einen Schimpanse mit nach England, welcher nicht gern aufrecht ging, sich vielmehr beim Gehen auf die Finger stützte. Er war furchtsam, aber mit Bekannten vertraulich. Wenn es kalt wurde, wickelte er sich in eine Decke. Eines Tages hielt man ihm einen Spiegel vor, sogleich war seine Aufmerksamkeit gefesselt; auf die größte Beweglichkeit folgte sofort die tiefste Ruhe. Er untersuchte neugierig das merkwürdige Werkzeug und schien stumm vor Erstaunen. Dann blickte er fragend seinen Freund an,

hierauf wieder den Spiegel, ging hinter diesen, kam zurück, betrachtete nochmals sein Bild und suchte sich durch Betasten desselben zu überzeugen, ob er die wirkliche Körperlichkeit oder blosen Schein vor sich habe: — ganz so, wie es wilde Völker thun, wenn ihnen zum ersten Male ein Spiegel gereicht wird.

Der Lieutenant Henry K. Sayers erzählt von einem jungen Männchen, welches er wenige Tage nach der Gefangennahme an der Westküste Afrikas erhielt, daß es sehr bald und im hohen Grade vertraut mit ihm wurde, noch innigere Freundschaft aber mit einem Negerknaben schloß und im höchsten Zorne zu kreischen anfing, wenn jener ihn nur für einen Augenblick verlassen wollte. Sehr eingenommen war er für Kleidungsstücke, und das erste Beste, das ihm in den Weg kam, eignete er sich an, trug es sogleich auf den Platz und setzte sich unabänderlich, mit selbstzufriedenem Gurgeln darauf, gab es auch gewiß nicht ohne harten Kampf und ohne die Zeichen der größten Unzufriedenheit wieder her. „Als ich diese Vorliebe bemerkte," fährt der Erzähler fort, „versah ich ihn mit einem Stück Baumwollenzeug, von dem er sich dann, zur allgemeinen Belustigung, nicht wieder trennen mochte, und welches er überallhin mitschleppte, so daß keine Verlockung stark genug war, ihn zum Aufgeben desselben auch nur für einen Augenblick zu bewegen."

„Die Lebensweise der Thiere in der Wildniß war mir völlig unbekannt; ich versuchte deshalb, ihn nach meiner Art zu ernähren und hatte den besten Erfolg. Morgens um acht Uhr bekam mein Gefangener ein Stück Brod in Wasser oder in verdünnter Milch geweicht, gegen zwei Uhr ein paar Bananen oder Pisang, und ehe er sich niederlegte, wieder eine Banane, eine Apfelsine oder ein Stück Ananas. Die Banane schien seine Lieblingsfrucht zu sein, für sie ließ er jedes andere Gericht im Stiche, und wenn er sie nicht bekam, war er höchst mürrisch. Als ich ihm einmal eine verweigerte, verfiel er in die heftigste Wuth, stieß einen schrillen Schrei aus und rannte mit dem Kopfe so heftig gegen die Wand, daß er auf den Rücken fiel; stieg dann auf eine Kiste, streckte die Arme verzweiflungsvoll aus und stürzte sich herunter. Alles Dies ließ mich so sehr für sein Leben fürchten, daß ich den Streit aufgab. Nun erfreute er sich seines Sieges auf das lebhafteste, indem er minutenlang ein höchst bedeutungsvolles Gurgeln und Murren hören ließ: kurz, jedesmal, wenn man ihm seinen Willen nicht thun wollte, zeigte er sich wie ein verzogenes Kind. Aber so bös er auch werden mochte, nie bemerkte ich, daß er geneigt gewesen wäre, seinen Wärter oder mich zu beißen, oder sich sonst wie an uns zu vergreifen." —

Das sind einige von den unzähligen Geschichten, welche man von diesen Affen berichtet; schade, daß die fast unausbleibliche Lungenschwindsucht die armen Thiere gewöhnlich so rasch tödtet. Schon kurze Zeit nach ihrer Ankunft in Europa beginnen sie zu husten und damit stiller und trauriger zu werden. Je weiter die Krankheit fortschreitet, um so ruhiger und milder werden sie; sie sehen zuletzt wahrhaft erbarmungswürdig aus. Wie lungenkranke Menschen beugen sie den Kopf nach vorn, husten von Zeit zu Zeit und legen ihre Hände dann auf die wunde Brust, dabei sehen sie so kläglich und bittend mit ihren dunkelbraunen Augen auf den Menschen, daß dieser sich der Rührung unmöglich erwehren kann. Gewöhnlich unterliegen sie der fürchterlichen Seuche schon im ersten, sicher aber im zweiten Jahre; unser kaltes Klima kann den glücklichen Kindern des Südens niemals ihre schöne Heimat ersetzen.

Von dem afrikanischen Waldmenschen unterscheidet sich der asiatische, welcher gewöhnlich Orang-Utang oder Pongo genannt wird (Pithecus Satyrus), durch die bedeutend längeren Arme, die bis zu den Knöcheln der Füße herabreichen und durch den kegel- oder pyramidenförmig zugespitzten Kopf mit seiner weit vorstehenden Schnauze, welche alten Thieren jede Menschenähnlichkeit benimmt. So lange der Pongo jung ist, gleicht sein Schädel dem eines Menschenkindes in hohem Grade; mit dem zunehmenden Alter aber tritt das Thierische auch bei ihm derartig hervor, daß der Schädel dann nur noch entfernt an den des jungen Affen erinnert.

Das alte Männchen des Orang-Utang wird 4 Fuß hoch, das alte Weibchen etwa einen halben Fuß weniger. Der Leib ist an den Hüften breit und durch den stark hervortretenden Bauch ausgezeichnet; der Hals ist kurz und vorn faltig, weil das Thier einen großen Kehlsack besitzt, welcher aufgeblasen werden kann; die langen Gliedmaßen haben auch lange Hände und Finger. Die Nägel der letzteren sind immer platt, fehlen aber sehr häufig den Daumen der Hinterhände. Das Gesicht ist bezeichnend. In dem furchtbaren Gebiß treten die Eckzähne stark hervor; der Unterkiefer ist länger als der Oberkiefer; die Lippen sind gerunzelt, stark aufgeschwollen und aufgetrieben; die Nase ist ganz flach gedrückt, und die Nasenscheidewand verlängert sich über die Nasenflügel hinaus; Augen und



Der Orang-Utang (Pithecus Satyrus).

Ohren sind klein, aber denen des Menschen ähnlich gebildet. Die Behaarung ist spärlich auf dem Rücken, sehr dünn an der Brust, um so länger und reichlicher aber an den Seiten des Leibes, wo sie lang herabfällt. Im Gesichte entwickelt sie sich bartähnlich; auf den Oberlippen und am Kinn, am Schädel und auf den Unterarmen ist sie aufwärts, sonst aber abwärts gerichtet. Das Gesicht und die Handflächen sind ganz nackt, die Brust und die Oberseiten der Finger fast ganz nackt. Gewöhnlich ist die Färbung der Haare ein dunkles Rostroth, seltener ein Braunroth, welches auf dem Rücken und auf der Brust dunkler, am Bart aber heller ist. Die nackten Theile sehen bläulich- oder schiefergrau



Orang Utang.

aus. Alte Männchen unterscheiden sich von den Weibchen durch ihre Größe, dichteres und längeres Haar, reichlichern Bart und eigenthümliche Schwielen oder Hautlappen an den Wangen, welche sich halbmondförmig von den Augen an nach den Ohren hin und zum Oberkiefer herabziehen und das Gesicht auffallend verhäßlichen. Die jüngeren Thiere sind bartlos, sonst aber reicher behaart und dunkler gefärbt.

Gegenwärtig scheint es so ziemlich festzustehen, daß der Orang-Utang ausschließlich auf Borneo gefunden wird. Früher nannte man oft auch Sumatra und die anderen Sunda-Inseln als seine Heimat; doch scheint es, daß solche Angaben auf falschen Aussagen der Eingebornen beruht haben. Lange Zeit war man nicht abgeneigt, zwei, drei, ja vier Arten des Thieres anzunehmen, von denen jede eine besondere Insel bewohnen sollte; in der Neuzeit aber scheint man ziemlich einig geworden zu sein, daß alle die verschiedenen Orangaffen Asiens, welche man als eigene Arten ansah, blose Altersverschiedenheiten einer einzigen Art darstellen, deren Heimat Borneo ist. Hier lebt unser Thier auf der Süd- und Westseite der Insel in den großen, sumpfigen Waldniederungen, am liebsten an den Ufern der Flüsse. Im Gebirge soll er niemals vorkommen. Ausgedehnte Wälder, in denen er unbehelligt von seinem Hauptfeinde, dem Menschen, hausen kann, dürften für sein Vorkommen unerläßliche Bedingung sein. Aus allen bevölkerten Gegenden, in deren Gebiet er sonst gefunden wurde, ist er jetzt verschwunden. In der eigentlichen Wildniß dagegen scheint er keineswegs selten zu sein, aber so selten besucht und belauscht zu werden, daß wir noch heute nur äußerst wenig von seinem Leben in der Freiheit wissen.

Er selbst ist schon seit alter Zeit bekannt. Bereits Plinius giebt an, daß es auf den indischen Bergen Satirn gäbe, „sehr bösartige Thiere mit einem Menschengesicht, welche bald aufrecht, bald auf allen Vieren gingen und wegen ihrer Schnelligkeit nur gefangen werden könnten, wenn sie alt oder krank seien.“ Seine Erzählung erbt sich fort von Jahrhundert zu Jahrhundert und empfängt von jedem neuen Bearbeiter Zusätze. Man vergißt fast, daß man noch von Thieren redet; aus den Affen werden beinahe wilde Menschen. Uebertreibungen jeder Art verwirren die ersten Angaben und entstellen die Wahrheit. Bontius, ein Arzt, welcher um die Mitte des 17. Jahrhunderts auf Java lebte, spricht wieder einmal aus eigener Anschauung. Er sagt, daß er den Waldmenschen einige Male gesehen habe, und zwar ebenso wohl Männer als Weiber. Sie gingen öfters aufrecht und geberdeten sich ganz wie andere Menschen. Bewunderungswürdig wäre ein Weibchen gewesen. Es habe sich geschämt, wenn es unbekannte Menschen betrachtet hätten, und nicht nur das Gesicht, sondern auch seine Blöße mit den Händen bedeckt; es habe geseufzt, Thränen vergossen und alle menschlichen Handlungen so ausgeübt, daß ihm nur die Sprache gefehlt habe, um wie ein Mensch zu sein. Die Javaner sagten, daß die Affen wohl reden könnten, wenn sie nur wollten; allein sie thäten es nicht, weil sie fürchteten, arbeiten zu müssen. Daß die Waldmenschen aus der Vermischung von Affen und indianischen Weibern entständen, sei ganz sicher. Schouten bereichert diese Erzählung durch einige Entführungsgeschichten, in denen die Waldmenschen der angreifende, indische Mädchen aber der leidende Theil sind. Brosse versichert sogar, daß eine von den Affen entführte Negerin drei Jahre im Walde festgehalten worden wäre: — ob die wilde Ehe in des Worts verwegenster Bedeutung, welche die Braut allem Anscheine nach mit ihrem Entführer einging, auch mit Kindern gesegnet wurde, steht nicht dabei. Es versteht sich fast von selbst, daß die Orang-Utangs nach allen diesen Erzählungen aufrecht auf den Hinterfüßen gehen, obwohl hinzugefügt wird, „daß sie auch auf allen vier Beinen laufen könnten.“ Eigentlich sind aber die Reisebeschreiber an den Uebertreibungen, welche sie auftischen, unschuldig; denn sie geben blos die Erzählungen der Eingebornen wieder. Diese wußten sich natürlich die Theilnahme der Europäer für unsere Affen zu Nutze zu machen, weil sie ihnen junge Pongos verkaufen wollten und deshalb ihre Waare nach Kräften priesen, — nicht mehr und nicht minder, als es Thierschausteller bei uns zu Lande heutigen Tages auch noch thun.

Versucht man nun, die Naturgeschichte des Orang-Utang von allen Ausschmückungen, Zuthaten, Lügen und Fabeln zu entkleiden, so ergiebt sich etwa Folgendes:

Der asiatische Waldmensch bewohnt die einsamen, großen Wälder Borneos und zumal die in den Niederungen der Flüsse Kahayan, Sampit, Mandawej, Kotaringin und andere. Nur die Weibchen und jüngeren Thiere leben gesellig, aber immer noch nicht in zahlreichen Banden; die alten Männchen dagegen sind Einsiedler und nähern sich den Weibchen blos zur Brunstzeit. Beide rufen sich dann laute Schreie zu, welche an das Brüllen des Rindes erinnern. Im hohen Greisenalter stehende, abgestumpfte und schwache Thiere halten sich auf dem Boden auf und schleppen sich auf ihm die letzten Jahre ihres Lebens mühselig dahin. Die jüngeren und kräftigeren leben auf den Bäumen. Dazu bestimmt sie auch ihre Ausrüstung. Ihre langen Vorderglieder gestatten ihnen nur einen höchst unbehülflichen, schwerfälligen Gang, während sie beim Klettern ihnen gerade vortreffliche Dienste leisten. Im Gehen stützen sie sich auf die Oberseite der eingeschlagenen Füße und auf den Außenrand der Hinterhände. Zum aufrechten Gange für längere Zeit sind sie außer Stande, und deshalb mögen sie wohl auch nicht öfter, als die übrigen Affen, blos auf beiden Hinterfüßen gehen. Schon in der Jugend sind sie still oder wenigstens nicht eben lebhaft, und mit zunehmendem Alter zeigen sie sich immer träger und schwerfälliger. Auch ihr Klettern ist langsam und bedächtig, bärenartig. Sie erfassen mit den Vorderhänden einen Zweig und ziehen gemächlich ihren Körper nach. Auf weite und kühne Sprünge lassen sie sich nicht ein. In den Baumkronen finden sie, was sie bedürfen: Früchte, Fruchtknospen, Blüthen, Blätter, Sämereien, Rinden, Kerbthiere und Eier. Hieraus besteht ihre Nahrung in der Freiheit. Die Nacht bringen sie am liebsten in den Niederungen des Urwaldes zu und wählen sich dann gern die dichtesten Baumwipfel, um gegen Wind und Regen geschützt zu sein. Schmarotzerpflanzen, welche auf dicken Aesten wuchern, große Farren und niedere, dichtblätterige Bäume sind für diesen Zweck ihre Lieblingsorte. Eine Art von Nest bauen sie sich ebenfalls, gewöhnlich in einer Höhe von 12 bis 20 Fuß über dem Boden. Es ähnelt dem Horste eines großen Vogels und trägt niemals ein Dach. Dicke Aeste, welche entweder abgebrochen oder blos zusammengebogen sind, werden mit losen, blätterreichen Zweigen, auch mit Laub und Gräsern bedeckt, um die Lagerstätte weich und warm zu machen. Man behauptet, daß der Pongo niemals in sitzender Stellung schlafe, sondern sich immer dazu niederlege, wie ein Mensch; ja, bei kühler Witterung soll er sich auch eine Zudecke aus Blättern bereiten. Da man Aehnliches an gefangenen Orang-Utangs beobachtet hat, darf diese Angabe glaubwürdig erscheinen.

Der Orang-Utang ist ein friedliches und ruhiges Thier. Er ist nicht furchtsam und flieht auch vor dem Menschen nicht, sondern betrachtet diesen mit aller Ruhe. Falls er Gefahr vermuthet oder wirklich verfolgt wird, sucht er in den höchsten Baumwipfeln Schutz und versteckt sich hier entweder hinter einem dicken Aste oder zwischen dem Dickicht des Laubes;. fühlt er sich auch da nicht sicher, so flüchtet er von Wipfel zu Wipfel, aber keineswegs ungestüm und eilig, wie die übrigen Affen, sondern zögernd, überlegend und umsichtig. Wird er durch einen Kugelschuß oder einen Pfeil verwundet, so schreit er laut auf, bricht alle Aeste und Zweige, welche sich in seiner Nähe befinden, ab und schleudert diese von der Höhe herab auf seinen Gegner, wahrscheinlich um ihn einzuschüchtern und von seiner Verfolgung abzuhalten. Selbst wenn er in größten Zorn und in Wuth geräth, ist er noch immer so langsam, daß man ihn bequem verfolgen kann. Daß er sich mit abgebrochenen Aesten wie mit Keulen vertheidige, ist von glaubwürdigen Berichterstattern niemals erzählt worden und jedenfalls auch nur eine müßige Erfindung der Eingebornen. So viel steht wohl fest, daß er, wenn er verwundet wurde und sein Verfolger ihm auf den Leib rückt, sich seiner Haut gut zu wehren weiß und kein zu verachtender Gegner des Menschen ist. Seine Arme sind sehr kräftig und sein Gebiß wahrhaft furchtbar. Er zerbricht mit Leichtigkeit einen Spergriff oder den Arm eines Menschen und beißt gräßlich. Ein altes Thier lebend in seine Gewalt zu bekommen, soll ganz unmöglich sein, jung dagegen läßt er sich leicht fangen. Man erzählt, daß die Jäger, um sich seiner zu bemächtigen, rings um den Baum, auf welchem er sitzt, alle übrigen Bäume niederschlagen und ihm so den Weiterweg verwehren; ich brauche wohl kaum zu sagen, daß Dies nur eine Fabel mehr ist. Höchst wahrscheinlich werden die Jungen, wie auch schon Schouten sagt, in Schlingen gefangen.

Wir haben eine Menge Erzählungen, welche uns von gefangenen Thieren berichten, und alle stimmen darin überein, daß die jungen Pongos außerordentlich gutartige, etwas langsame und schwerfällige Geschöpfe sind. Die ersten genauen Beobachtungen verdanken wir dem Holländer Vosmaern, welcher ein Weibchen längere Zeit zahm hielt. Dasselbe war sehr gutmüthig und bewies sich niemals boshaft oder falsch. Man konnte ihm ohne Bedenken die Hand in das Maul stecken. Sein äußeres Ansehen hatte etwas Trauriges, Schwermüthiges. Es liebte die menschliche Gesellschaft ohne Unterschied des Geschlechts, zog aber diejenigen Leute vor, welche sich am meisten mit ihm beschäftigten. Man hatte es an eine Kette gelegt, worüber es zuweilen in Verzweiflung gerieth; es warf sich dann auf den Boden, schrie erbärmlich und zerriß alle Decken, welche man ihm gegeben hatte. Sein gewöhnlicher Gang war auf allen Vieren, wie bei anderen Affen, doch konnte es recht gut aufrecht gehen und sich an einem Stocke lange Zeit halten. Als es einmal frei gelassen wurde, kletterte es behend in dem Sparrwerke des Daches herum und zeigte sich hier so hurtig, daß vier Personen eine Stunde lang zu thun hatten, um es wieder einzufangen. Bei diesem Ausfluge erwischte es eine Flasche mit Malagawein, entkorkte sie und brachte den Wein schleunigst in Sicherheit, stellte dann aber die Flasche wieder an ihren Ort. Es fraß Alles, was man ihm gab, zog aber Obst und gewürzhafte Pflanzen anderen Speisen vor. Gesottenes und gebratenes Fleisch oder Fische genoß es ebenfalls sehr gern. Nach Kerbthieren jagte es nicht, und ein ihm dargebotener Sperling verursachte ihm viel Furcht, doch biß es ihn endlich todt, zog ihm einige Federn aus, kostete das Fleisch und warf den Vogel wieder weg. Rohe Eier soff es mit Wohlbehagen aus. Der größte Leckerbissen schienen ihm Erdbeeren zu sein. Sein gewöhnliches Getränk bestand in Wasser; es trank aber auch sehr gern alle Arten von Wein und besonders Malaga. Nach dem Trinken wischte es, wie mancher Mensch, die Lippen mit der Hand ab, ja, es bediente sich sogar eines Zahnstochers in derselben Weise, wie ein Mensch. Den Taschendiebstahl verstand es meisterhaft; es zog den Leuten, ohne daß sie es merkten, Leckereien aus den Taschen heraus. Vor dem Schlafengehen machte es stets große Anstalten. Es legte sich das Heu zum Lager zurecht, schüttelte es gut auf, legte sich noch ein besonderes Bündel unter den Kopf und deckte sich dann zu. Allein schlief es nicht gern, weil es die Einsamkeit überhaupt nicht liebte. Bei Tage schlummerte es zuweilen, aber niemals lange. Man hatte ihm eine Kleidung gegeben, welche es sich bald um den Leib und bald um den Kopf legte, und zwar ebensowohl wenn es kühl war, als während der größten Hitze. Als man ihm einmal das Schloß seiner Kette mit dem Schlüssel öffnete, sah es mit großer Aufmerksamkeit zu und nahm sodann ein Stückchen Holz, steckte es ins Schlüsselloch und drehte es nach allen Seiten um. Einst gab man ihm eine junge Katze. Es hielt dieselbe fest und beroch sie sorgfältig. Die Katze kratzte es in den Arm, da warf es dieselbe weg, besah sich die Wunde und wollte fortan Nichts wieder mit Miez zu thun haben. Es konnte die verwickeltsten Knoten an einem Stricke sehr geschickt mit den Fingern oder, wenn sie zu fest waren, mit den Zähnen auflösen und schien daran eine solche Freude zu haben, daß es auch den Leuten, welche nahe zu ihm hintraten, regelmäßig die Schuhe aufband. In seinen Händen besaß es eine außerordentliche Stärke und konnte damit die größten Lasten aufheben. Die Hinterhände benutzte es ebenso geschickt, wie die vorderen. So legte es sich z. B., wenn es Etwas mit den Vorderhänden nicht erreichen konnte, auf den Rücken und zog den Gegenstand mit den Hinterfüßen heran. Es schrie nie, außer wenn es allein war. Anfangs glich dieses Geschrei dem Heulen eines Hundes, dann wurde es immer gröber und rauher und ähnelte zuletzt dem Geräusch einer Holzsäge. — Die Auszehrung machte seinem jungen Leben bald ein Ende.

Ein anderer zahmer Pongo, von dem uns Jeffries erzählt, hielt seinen Stall sehr reinlich, scheuerte den Boden desselben öfters mit einem Lappen und Wasser und entfernte alle Ueberreste von Speisen und dergleichen. Er wusch sich auch Gesicht und Hände wie ein Mensch. Ein dritter Orang-Utang zeichnete sich durch große Zärtlichkeit gegen Alle aus, welche freundlich mit ihm sprachen, und küßte seinen Herrn und seinen Wärter echt menschlich. Gegen Unbekannte war er sehr schüchtern, gegen Bekannte ganz zutraulich.

Von den übrigen Berichten, welche mir bekannt sind, enthalten noch zwei sehr anziehende und wichtige Thatsachen aus dem Leben unsers Thieres; derjenige nämlich, welcher die Beobachtungen des großen Cuvier uns mittheilt, und ein zweiter, welchen Kapitän Smitt in der „Gartenlaube" veröffentlichte. Ich will auch von diesen das Wichtigste im Auszuge geben.

Der Pongo, welchen Cuvier in Paris beobachtete, war etwa zehn bis elf Monate alt, als er nach Frankreich kam, und lebte dort noch fast ein halbes Jahr. Seine Bewegungen waren langsam und auf dem Boden ganz schwerfällig. Er setzte beide Hände geschlossen vor sich nieder, erhob sich auf seine langen Arme, schob den Leib vorwärts, setzte die Hinterfüße zwischen die Arme vor die Hände und schob den Hinterleib nach, stemmte sich dann wieder auf die Fäuste &c. Wenn er sich auf eine Hand stützen konnte, ging er auch auf den Hinterfüßen, trat aber immer mit dem äußern Rande des Fußes auf. Beim Sitzen ruhte er in der Stellung der Morgenländer mit eingeschlagenen Beinen. Das Klettern wurde ihm sehr leicht; er umfaßte dabei den Stamm mit den Händen, nicht mit den Armen und Schenkeln. Wenn sich die Zweige zweier Bäume berührten, kam er leicht von einem Baume zum andern. In Paris ließ man ihn an schönen Tagen oft in einem Garten frei, dann kletterte er rasch auf die Bäume und setzte sich auf die Aeste. Wenn ihm Jemand nachstieg, schüttelte er die Aeste aus allen Kräften, als wenn er seinen Verfolger abschrecken wollte; zog man sich zurück, so endeten diese Vorsichtsmaßregeln; erneuerte man den Versuch, so begannen sie sogleich wieder. Auf dem Schiffe hatte er sich oft im Takelwerke lustig gemacht; das Schwanken des Fahrzeugs hatte ihm jedoch viel Angst bereitet, und er war nie gegangen, ohne sich an Seilen und dergl. zu halten. Beim Schlafen bedeckte er sich gern mit jedem Zeug, welches er finden konnte, und die Matrosen durften sicher darauf zählen, daß sie ein ihnen fehlendes Kleidungsstück bei ihm finden würden. Mit seinem Wärter war er sehr vertraut; oft saugte er an seiner Hand, als ob er ihn küssen wollte. Die Essenszeit kannte er genau; er kam regelmäßig zur rechten Zeit zu seinem Wärter hin und nahm, was dieser ihm gab. Fremdenbesuche wurden ihm oft lästig, und nicht selten versteckte er sich so lange unter seinen Decken, bis die Leute wieder fort waren. Bei bekannten Personen that er Dies nie. Nur von seinem Wärter nahm er Futter an. Als sich einst ein Fremder an den gewöhnlichen Platz seines Wärters setzte, kam er zwar herbei, verweigerte aber, als er den Fremden bemerkte, alle Nahrung, sprang auf den Boden, schrie und schlug sich, wie in Verzweiflung, vor den Kopf. Seine Speise nahm er mit den Fingern und nur selten gleich mit den Lippen auf und beroch Alles, was er nicht kannte, vorher sorgfältig. Sein Hunger war unverwüstlich; er konnte, wie die Kinder, zu jeder Zeit essen.

Zuweilen biß und schlug er zu seiner Vertheidigung um sich, aber nur gegen Kinder und mehr aus Ungeduld, als aus Zorn. Er war überhaupt sanft und liebte die Gesellschaft, ließ sich gern schmeicheln und gab Küsse im eigentlichen Sinne. Wenn er Etwas sehnsüchtig verlangte, ließ er einen scharfen Kehllaut hören. Denselben hörte man gleichfalls, wenn er im Zorn war, doch wälzte er sich dann oft am Boden und schmollte, wenn man ihm nicht willfahrte. Zwei junge Katzen hatte er besonders lieb gewonnen und hielt die eine oft unter dem Arme oder setzte sie sich auf den Kopf, obschon sie sich mit ihren Krallen an seiner Haut festhielt. Einigemal betrachtete er ihre Pfoten und suchte die Krallen mit seinen Fingern auszureißen. Da ihm Dies nicht gelang, duldete er lieber die Schmerzen, als daß er das Spiel mit seinen Lieblingen aufgegeben hätte.

Die erwähnte Mittheilung in der Gartenlaube rührt von einem guten Beobachter her, welcher den Orang-Utang drei Monate mit sich auf dem Schiffe hatte. Das Thier lebte, so lange sich das Schiff auf den asiatischen Gewässern befand, auf dem Verdeck, seinem beständigen Aufenthalt, und suchte sich nur des Nachts eine geschützte Stelle zum Schlafen aus. Während des Tages war der Orang-Utang außerordentlich aufgeräumt, spielte mit anderen kleinen Affen, die sich an Bord befanden und lustwandelte im Takelwerk umher. Das Turnen und Klettern schien ihm ein besonderes Vergnügen zu machen, und er führte es mehrmals des Tages an verschiedenen Tauen aus. Seine Gewandtheit und die bei diesen Bewegungen sichtbar werdende Muskelkraft war erstaunenswerth. Der Erzähler hatte einige hundert Kokusnüsse mitgenommen, von welchen der Affe täglich zwei erhielt.

Die äußerst zähe, zwei Zoll dicke Hülle der Nuß, welche selbst mit einem Beil nur schwer zu durchhauen ist, wußte er mit seinem gewaltigen Gebiß sehr geschickt zu zertrümmern. Er setzte an dem spitzen Ende der Nuß, wo die Frucht kleine Erhöhungen oder Buckel hat, mit seinen furchtbaren Zähnen ein, packte die Nuß dann mit dem rechten Hinterfuß und riß so regelmäßig die zähe Schale auseinander. Dann durchbohrte er mit den Fingern einige der natürlichen Oeffnungen der Nuß, trank die Milch aus, zerschlug hierauf die Nuß an einem harten Gegenstand und fraß den Kern.

Nachdem das Schiff die Sundastraße verlassen hatte, verlor das Thier mit der abnehmenden Wärme mehr und mehr seine Heiterkeit. Es hörte auf zu turnen und zu spielen, kam nur noch selten auf das Verdeck, schleppte die wollene Decke seines Bettes hinter sich her und hüllte sich, sobald es stille saß, vollständig in dieselbe ein. In der gemäßigten südlichen Zone hielt es sich größtentheils in der Kajüte auf und saß dort oft stundenlang mit der Decke über dem Kopf regungslos auf einer Stelle. Sein Bett bereitete auch dieser Waldmensch mit der größten Umständlichkeit. Er schlief nie, ohne vorher seine Matratze zwei- bis dreimal mit dem Rücken der Hände aufgeklopft und geglättet zu haben. Dann streckte er sich auf den Rücken, zog die Decke um sich, so daß nur die Nase mit den dicken Lippen frei blieb, und lag in dieser Stellung die ganze Nacht oder zwölf Stunden, ohne sich zu rühren. In seiner Heimat geschah sein Aufstehen und Niederlegen so regelmäßig, wie der Gang einer Uhr. Punkt sechs Uhr Morgens oder mit Sonnenaufgang erhob er sich, und sowie der letzte Strahl der Sonne hinter dem Gesichtskreis entschwunden, also Punkt sechs Uhr Abends, legte er sich wieder nieder. Je weiter das Schiff nach Westen segelte und demgemäß in der Zeit abwich, um so früher ging der Orang-Utang zu Bette und um so früher stand er auf, weil er eben auch nur seine zwölf Stunden schlief. Diese Veränderung des Schlafengehens stand übrigens nicht genau mit der Zeitrechnung des Schiffes im Verhältniß, allein eine gewisse Regelmäßigkeit war nicht zu verkennen. Am Vorgebirge der guten Hoffnung ging das Thier bereits um zwei Uhr des Mittags zu Bett und stand um halb drei Uhr des Morgens auf. Diese beiden Zeiten behielt es später bei, obwohl sich das Schiff im Verlauf seiner Reise noch um zwei Stunden Zeit veränderte.

Außer den Kokusnüssen liebte der Affe Salz, Fleisch, Mehl, Sago ꝛc. und wandte alle mögliche List an, um während der Mahlzeit sich eine gewisse Fleischmenge zu sichern. Was er einmal gefaßt hatte, gab er nie wieder her, selbst wenn er geschlagen wurde. Drei bis vier Pfund Fleisch vertilgte er mit Leichtigkeit auf einmal. Das Mehl holte er sich täglich aus der Küche und wußte dabei immer eine augenblickliche Abwesenheit des Kochs zu benutzen, um die Mehltonne zu öffnen, seine Hand tüchtig voll zu nehmen und sie nachher auf dem Kopfe abzuwischen, so daß er stets gepudert zurück kam. Dienstags und Freitags, sobald acht Glas geschlagen wurde, stattete er den Matrosen unwandelbar seinen Besuch ab, weil die Leute an diesen Tagen Sago mit Zucker und Zimmt erhielten. Ebenso regelmäßig stellte er sich um zwei Uhr in der Kajüte ein, am Tisch Theil zu nehmen. Beim Essen war er sehr ruhig und, gegen die Gewohnheit der Affen, reinlich, doch konnte er nie dazu gebracht werden, einen Löffel richtig zu gebrauchen. Er setzte den Teller einfach an den Mund und trank die Suppe aus, ohne einen Tropfen zu verschütten. Geistige Getränke liebte er sehr und erhielt deshalb auch jeden Mittag sein Glas Wein. Er leerte dieses in ganz eigenthümlicher Weise. Aus seiner Unterlippe konnte er durch Vorstrecken einen drei Zoll langen und fast ebenso breiten Löffel bilden, geräumig genug, um ein ganzes Glas Wasser aufzunehmen. In diesen Löffel schüttete er das betreffende Getränk, und niemals trank er, ohne ihn zuvor herzustellen. Nachdem er das ihm gereichte Glas sorgfältig berochen hatte, bildete er seinen Löffel, goß das Getränk hinein und schlürfte es sehr bedächtig und langsam zwischen den Zähnen hinunter, als ob er sich einen recht dauernden Genuß davon verschaffen wollte. Nicht selten währte dieses Schlürfen mehrere Minuten lang, und erst dann hielt er sein Glas von neuem hin, um es sich wieder füllen zu lassen. Er zerbrach niemals ein Gefäß, sondern setzte es stets behutsam nieder und unterschied sich hierdurch sehr zu seinem Vortheil von den übrigen Affen, welche, wie bekannt, Geschirre gewöhnlich zerschlagen.

Dieser Orang-Utang ging niemals aufrecht, sondern setzte immer die beiden Hände auf den Boden und schob dann seine Beine hindurch, gerade wie ein an den Füßen gelähmter Mensch sich auf Krücken fortbewegt. Nur ein einziges Mal sah sein Besitzer, daß er sich an der Schiffwand aufrichtete und einige Schritte weit ging. Dabei hielt er sich jedoch wie ein Kind, welches gehen lernt, immer mit beiden Händen fest. Während der Reise kletterte er selten umher und dann immer langsam und bedächtig; gewöhnlich that er es nur dann, wenn ein anderer, kleiner Affe, sein Liebling, wegen einer Unart bestraft werden sollte. Dieser flüchtete sich regelmäßig an die Brust seines großen Freundes und klammerte sich dort fest, und Bobi, so hieß der Orang-Utang, spazierte mit seinem kleinen Schützlinge in das Takelwerk hinauf, bis die Gefahr verschwunden schien.

Man vernahm nur zwei Stimmlaute von ihm: einen schwachen, pfeifenden Kehllaut, welcher Gemüthsaufregung kennzeichnete, und ein schreckliches Gebrüll, welches dem einer geängsteten Kuh etwa ähnelte und Furcht ausdrückte. Diese wurde einmal durch eine Herde von Pottfischen hervorgerufen, welche nahe am Schiff vorüberschwamm, und ein zweites Mal durch den Anblick verschiedener Wasserschlangen, welche sein Gebieter mit aus Java gebracht hatte. Der Ausdruck seiner Gesichtszüge blieb sich ewig gleich.

Leider machte ein unangenehmer Zufall dem Leben des schönen Thieres ein Ende, noch ehe es Deutschland erreichte. Bobi hatte von seiner Lagerstätte aus den Kellner des Schiffes beobachtet, während dieser Rumflaschen umpackte, und hatte dabei bemerkt, daß der Mann einige Flaschen bis auf weiteres liegen ließ. Es war zu der Zeit, als sich der Affe schon um zwei Uhr Nachmittags zu Bette legte. In der Nacht vernahm sein Herr ein Geräusch in der Kajüte, als wenn Jemand mit Flaschen klappere, und sah beim Schimmer der auf dem Tische brennenden Nachtlampe wirklich eine Gestalt an dem Weinlager beschäftigt. Zu seinem Erstaunen entdeckte er in dieser seinen Orang-Utang. Bobi hatte eine bereits fast ganz geleerte Rumflasche vor dem Munde. Vor ihm lagen sämmtliche leere Flaschen behutsam in Stroh gewickelt, die endlich gefundene volle hatte er auf geschickte Weise entkorkt und seinem Verlangen nach geistigen Getränken völlig Genüge leisten können. Etwa zehn Minuten nach diesem Vorgange wurde Bobi plötzlich lebendig. Er sprang auf Stühle und Tische, machte die lächerlichsten Bewegungen und geberdete sich mit steigender Lebhaftigkeit, wie ein betrunkener und zuletzt wie ein wahnsinniger Mensch. Es war unmöglich, ihn zu bändigen. Sein Zustand hielt ungefähr eine Viertelstunde an, dann fiel er zu Boden; es trat ihm Schaum vor den Mund, und er lag steif und regungslos. Nach einigen Stunden kam er wieder zu sich, fiel aber in ein heftiges Nervenfieber, welches seinem jungen Leben ein Ziel setzen sollte. Während seiner Krankheit nahm er nur Wein mit Wasser und die ihm gereichten Arzeneien zu sich, Nichts weiter. Nachdem ihm einmal an den Puls gefühlt worden war, streckte er seinem Herrn jedesmal, wenn dieser an sein Lager trat, die Hand entgegen. Dabei hatte sein Blick etwas so Rührendes und Menschliches, daß seinem Pfleger öfters die Thränen in die Augen traten. Mehr und mehr nahmen seine Kräfte ab, und am vierzehnten Tage verschied er nach einem heftigen Fieberanfalle.

Bei keiner Sippe der Affen zeigt sich die Entwickelung der Vorderglieder in gleichem Grade, wie bei den Gibbons oder Langarmaffen (Hylobates). Sie tragen ihren Namen mit vollstem Rechte; denn die über alles gewohnte Maß verlängerten Arme erreichen, wenn sich ihr Träger aufrecht stellt, die Knöchel seiner Füße. Dieses eine Merkmal würde genügen, um die Langarme von allen übrigen Mitgliedern ihrer Ordnung zu unterscheiden.

Die Gibbons bilden eine kleine Gruppe der Affen; man kennt gegenwärtig erst sieben Arten, welche ihr zugezählt werden müssen. Sie sind sämmtlich Asiaten und gehören ausschließlich Ostindien und seinen Inseln an. Die Arten erreichen eine ziemlich bedeutende Größe, wenn auch keine einzige über drei Fuß hoch wird. Ihr Körper erscheint trotz der starken und gewölbten Brust sehr schlank, weil die Weichengegend, wie bei dem Windhunde, verschmächtigt ist; die Hinterglieder sind bedeutend

kürzer als die vorderen, und ihre langen Hände bei einigen Arten noch dadurch ausgezeichnet, daß Zeige- und Mittelfinger theilweise mit einander verwachsen sind. Der Kopf ist klein und eiförmig, das Gesicht menschenähnlich; die Gesäßschwielen sind klein, und der Schwanz ist äußerlich noch nicht sichtbar. Ein reicher und oft seidenweicher Pelz umhüllt ihren Leib; Schwarz, Braun, Braungrau und Strohgelb sind seine Hauptfarben.

Von den bis jetzt bekannten Arten der Langarmaffen sind drei Arten am häufigsten beobachtet worden: der Siamang (Hylobates syndactylus), der Ungko (H. agilis) und der Oa (H. leuciscus). Ersterer ist der größte und plumpste seiner Sippschaft und besitzt einen eigenthümlichen Kehlsack, welcher beim Schreien sich kugelig aufbläst und die Stimme sehr verstärkt. Die Färbung seines Pelzes ist tiefschwarz, die der nackten Stellen rußschwarz oder dunkelbraun. Seine Heimat ist Sumatra. Der Ungko, welcher außer auf Sumatra auch auf der malayischen Halbinsel vor-



Der Siamang (Hylobates syndactylus).

kommt, ist kleiner und schlanker und ändert in seiner Färbung so auffallend ab, daß er von Weiß und Gelb zu Braun und Schwarz alle Schattirungen auf seinem Pelze zeigt. Der Oa oder Wauwau der Javanesen endlich, ist meist grau oder bräunlichgrau, am Vorderkopfe und der Brust braunschwarz, am Kinn und Wangen aber, sowie über den Augen weißlich. Er lebt auf allen größeren indischen Inseln und auf dem Festlande. Diese wenigen Worte genügen vollkommen, um die ausgezeichnetsten Thiere unserer Gruppe äußerlich zu beschreiben.

Die Gibbons bewohnen die Wälder Indiens von der Meeresküste an bis zu 4000 Fuß über dem Meer hinauf. Jene merkwürdigen Dickichte der baumartigen Gräser, welche uns unter dem verstümmelten Namen „Dschungeln" bekannt sind, sollen von einigen Arten jedem andern Aufenthalte vorgezogen werden, während die übrigen hochstämmigere Waldungen lieben. Nur auf den Bäumen

sind sie heimisch, und hier bewegen sie sich mit wunderbarer Gewandtheit im dichtesten Dickicht, wie in der luftigsten Höhe.

Ihre ganze Ausrüstung weist sie zum Klettern an. Sie besitzen jede Begabung, welche zu einer raschen, anhaltenden und gewandten Kletter- oder Sprungbewegung erforderlich ist. Die volle Brust giebt großen Lungen Raum, welche nicht ermüden, nicht ihren Dienst versagen, wenn das Blut durch die rasche Bewegung in Wallung geräth; die starken Hinterglieder verleihen die nöthige Schnellkraft zu weiten Sprüngen, die langen Vorderglieder unerläßliche Sicherheit zum Ergreifen eines Astes, welcher zu neuem Stützpunkte werden soll, mit kürzeren Armen aber eher verfehlt werden könnte. Wie



Der Ungko (Hylobates agilis).

lang diese Arme im Verhältniß sind, wird am deutlichsten klar, wenn man vergleicht. Ein Mensch klaftert, wie bekannt, ebenso weit, als er lang ist: der Gibbon aber klaftert fast das Doppelte seiner Leibeslänge; ein aufrechtstehender Mann berührt mit seinem schlaff herabhängenden Arme kaum sein Knie, der Gibbon hingegen seinen Knöchel. Daß solche Arme als Gehwerkzeuge fast unbrauchbar sind, ist erklärlich: sie eignen sich blos zum Klettern. Deshalb ist der Gang der Langarmaffen ein trauriges Schwanken auf den Hinterfüßen, ein schwerfälliges Dahinschieben des Leibes, welcher nur durch die ausgestreckten Arme im Gleichgewichte erhalten werden kann, das Klettern und Zweigtanzen

der Thiere aber ein lustiges, köstliches Bewegen, scheinbar ohne Grenze, ohne Bewußtsein des Gesetzes der Schwere. Die Gibbons sind auf der Erde langsam, tölpisch, ungeschickt — kurz fremd, im Gezweige jedoch das gerade Gegentheil von allem Dem, ja, wahre Vögel in Affengestalt. Wenn der Gorilla der Herkules unter den Affen ist, sind sie der leichte Merkur: — trägt doch einer von ihnen, Hylobates Lar, seinen Namen zur Erinnerung an eine Geliebte des Letztern, an die schöne, aber schwatzhafte Najade Lara, welche durch ihre Zunge Jovis Zorn, durch ihre Schönheit aber zu ihrem Glück noch Merkurs Liebe erweckte und hierdurch dem Hades entrann.



Der Oa (Hylobates leuciscus).

Alle Berichterstatter sind einstimmig in ihrer Bewunderung über die Kletterkünste der Langarmaffen. Diese sind unstreitig die besten Seiltänzer unter der Sonne; ihnen gebührt unter allen Affen, hinsichtlich ihrer Gewandtheit, die Krone.

Mit unglaublicher Raschheit und Sicherheit erklettert der Gibbon einen Bambusrohrstengel, einen Baumwipfel oder einen Zweig, schwingt sich auf ihm einige Male auf und nieder oder hin und her und schnellt sich dann, durch den zurückprallenden Ast unterstützt, mit solcher Leichtigkeit über Zwischenräume von vierzig Fuß hinüber, drei=, viermal nach einander, daß es aussieht, als flöge er wie ein Pfeil oder ein schief abwärts stoßender Vogel. Man vermeint, es dem Thiere anzusehen, daß

das Bewußtsein seiner unerreichbaren Fertigkeit ihm großes Vergnügen gewährt. Der Gibbon springt ohne Noth über Zwischenräume, welche er durch kleine Umwege leicht vermeiden könnte; er ändert im Sprunge die Richtung und hängt sich an den ersten, besten Zweig, schaukelt und wiegt sich an ihm, ersteigt ihn rasch, federt ihn auf und nieder und wirft sich wieder hinaus in die Luft, mit unfehlbarer Sicherheit einem neuen Ziele zustrebend. Es scheint, als ob er Zauberkräfte besäße und ohne Flügel gleichwohl fliegen könnte: er lebt mehr in der Luft, als in dem Gezweig. Was bedarf solch begabtes Wesen noch der Erde?! Sie bleibt ihm fremd, wie er ihr; sie bietet ihm höchstens die Labung des Trunkes, sonst stößt sie ihn zurück in sein luftiges Reich. Hier findet er seine Heimat; hier genießt er Ruhe, Frieden, Sicherheit; hier wird es ihm möglich, jedem Feinde zu trotzen oder zu entrinnen; hier darf er erleben, erglühen in der Lust seiner Bewegung.

Diese Lust zeigte sich recht deutlich an einem weiblichen Ungko, den man lebend nach London brachte. Man wollte an ihm die Bewegungsfähigkeit seiner Sippschaft prüfen und richtete ihm deshalb einen großen Raum besonders her. Hier und da, in verschiedenen Entfernungen, setzte man Bäume ein für das Kind der Höhe, um seinen wundervollen Bewegungen Spielraum zu gewähren. Die größte Weite von einem Ast zum andern betrug nur achtzehn Fuß, — wenig für einen Affen, welcher in der Freiheit das Doppelte überspringen kann, viel, sehr viel für ein Thier, welches seiner Freiheit beraubt, in ein ihm fremdes und feindseliges Klima gebracht und seiner ursprünglichen Nahrung entwöhnt worden war, welches eben erst eine so lange, entkräftende Seereise überstanden hatte. Doch trotz all dieser mißlichen Umstände gab der Gibbon derartige Beweise seiner Bewegungsfähigkeit zum besten, daß, wie mein Gewährsmann sagt, „alle Zuschauer vor Erstaunen und Bewunderung gerade zu außer sich waren."

Es war ihm eine Kleinigkeit, sich von einem Aste auf den andern zu schwingen, ohne die geringste Vorbereitung dazu bemerklich werden zu lassen, und er erreichte sein erstrebtes Ziel mit unwandelbarer Sicherheit. Er konnte seine Luftsprünge lange Zeit ununterbrochen fortsetzen, ohne dazu einen neuen sichtlichen Ansatz zu nehmen; den zum Sprunge nöthigen Abstoß gab er sich während der augenblicklichen Berührung der Aeste, welche er sich zum Auffußen erwählt hatte. Ebenso sicher, wie seine Bewegungen, waren bei ihm Auge und Hand. Die Zuschauer belustigten sich, ihm während seiner Sprünge Früchte zuzuwerfen: er fing sie auf, während er die Luft durchschnitt, ohne es der Mühe werth zu achten, deshalb seinen Flug zu unterbrechen. Er hatte sich stets und vollkommen in seiner Gewalt. Mitten im schnellsten Sprunge konnte er die begonnene Richtung ändern; während des kräftigsten Dahinschießens erfaßte er einen Zweig mit einer seiner Vorderhände, zog mit einem Rucke die Hinterfüße zu gleicher Höhe empor, packte mit ihnen den Ast und saß nun einen Augenblick später so ruhig da, als wäre er nie in Bewegung gewesen.

Es läßt sich denken, daß der Gibbon in der Freiheit noch ganz andere Proben seiner Beweglichkeit bieten kann, und die Erzählungen der Beobachter dürfen deshalb wohl auch allen Glauben verdienen, obgleich sie uns übertrieben zu sein scheinen. Die Berichterstatter vergleichen die Bewegungen der freilebenden Langarmaffen mit dem Fluge der Schwalben! Damit ist wohl Alles gesagt.

Die Beobachtung der Thiere im wilden Zustande ist übrigens sehr schwierig; denn sie sollen außerordentlich furchtsam und scheu sein, bei der geringsten Störung augenblicklich die Flucht ergreifen und dann in wenig Minuten dem Auge entschwinden. Nur ein gutes Fernrohr — das unersetzliche Werkzeug zur Beobachtung des Freilebens aller scheueren Thiere — gestattet dem vorsichtigen Forscher, Einiges von ihrem gewöhnlichen Treiben zu erspähen. Durch dieses beobachtete Duvaucel auch das gesellige Leben der Gibbons, namentlich das Verhältniß zwischen Mutter und Kind. Er erzählt von der außerordentlichen Liebe der erstern zu ihrem Sprößlinge und versichert unter Anderm, daß sie diesem noch eine andere Art der Reinigung zu Theil werden lasse, als man sonst bei den Affen kennen gelernt hat. „Ein wunderliches und anziehendes Schauspiel," sagt er, „habe ich, obschon mit einiger Vorsicht, oft beobachtet. Die Mütter bringen nämlich ihre Kinder von Zeit zu Zeit an das Wasser und waschen ihnen hier, ohne sich durch ihr abwehrendes Geschrei stören zu lassen,

das Gesicht so rein, daß manche Menschenkinder die jungen Affen um diesen Genuß so großer Sorgfalt beneiden könnten." Die Mutterliebe der Langarmaffen zeigt sich übrigens unter allen Umständen. Duvaucel beobachtete, daß bei Gefahr jedes Mitglied einer Gibbonbande nur für seine eigene Sicherheit bedacht ist und sich nicht im Geringsten um das Schicksal seines Mitbruders kümmert: allein niemals verläßt eine Mutter ihr Kind. Geräth dieses in Gefahr oder wird es gar verwundet, so bleibt die Mutter, welche es bis dahin trug oder wenigstens begleitete, treu in seiner Nähe, schreit fürchterlich, breitet jammernd ihre langen Arme aus und öffnet das Maul, als wolle sie damit ihrem Gegner drohen. Zu einem wirklichen Angriffe ist sie viel zu schwach, ja, auf der Erde sogar zum Ausweichen zu ungeschickt: sie ist nicht im Stande, einen Schlag auszutheilen, und unfähig, einem auszuweichen. Man kann alle Gibbons leicht fangen, wenn man sie auf dem Boden überrascht; sie versuchen zwar, zu entfliehen, aber ihre Unbehilflichkeit wird dann erst recht sichtbar. Der für ihre Hinterglieder viel zu hohe und schwere Leib neigt sich nach vorn, sobald sie sich gehend in Bewegung setzen, und ihre Vorderglieder dienen ihnen gleichsam nur als Stelzen: sie hüpfen auf ihnen dahin, wie ein hinkender Mensch, welcher aus Angst sein Möglichstes thut. Wenn man ihnen nur nahe auf den Leib rückt, scheint sie das Gefühl ihrer Schwäche gänzlich zu entmannen; denn sie lassen sich erfassen und leisten dann keinen nennenswerthen Widerstand. Daher verdient es auch wohl Glaubwürdigkeit, wenn die Malayen erzählen, daß der herbeischleichende, furchtbare Tiger die Gibbons mit seinem glühenden Auge förmlich bezaubern und festbannen könne, ohne daß sie auch nur einen Versuch machten, ihm oder ihrem Verderben zu entrinnen. — Dies ist so ziemlich Alles, was man von diesen Affen, so lange sie ihre Freiheit besaßen, gesehen hat. Man sieht sie freilich nicht oft; denn ihr feines Gehör soll ihnen regelmäßig die Annäherung eines Menschen verrathen und sie zur schleunigen Flucht veranlassen, welche sie dann immer bald der Beobachtung entzieht.

Um so öfter hört man sie. Bei Sonnenauf- und Untergang pflegen sie ihre lautschallenden Stimmen zu einem so furchtbaren Geschrei zu vereinigen, daß man taub werden möchte, wenn man nah ist, und wahrhaft erschrickt, wenn man die sonderbare Musik nicht gewohnt ist. Sie sind die Brüllaffen der alten Welt, die Wecker der malayischen Bergbewohner und zugleich der Aerger der Städter, denen sie den Aufenthalt auf ihren Landhäusern verbittern. Man soll ihr Geschrei auf eine englische Meile weit hören können. Von gefangenen Langarmen hat man es auch oft vernommen und zwar von denen, welche Kehlsäcke besitzen, ebenso gut, wie von denen, welchen diese Stimmverstärkungstrommeln fehlen. Ein guter Beobachter, Bennett, besaß einen lebenden Siamang und bemerkte, daß dieser, wenn er irgendwie erregt war, jedesmal die Lippen trichterförmig vorstreckte, dann Luft in die Kehlsäcke blies und nun lospolterte, fast wie ein Truthahn. Er schrie ebensowohl bei freudiger als bei zorniger Aufregung. Auch das Ungkoweibchen in London schrie zuweilen laut und zwar in höchst eigenthümlicher, tonverständiger Weise. Man konnte das Geschrei sehr gut in Noten wiedergeben. Es begann mit dem Grundton E und stieg dann in halben Tönen eine volle Oktave hinauf, die chromatische Tonleiter durchlaufend. Der Grundton blieb immer hörbar und diente als Vorschlag für jede folgende Note. Im Aufsteigen der Tonleiter folgten sich die einzelnen Töne immer langsamer, im Absteigen aber schneller und zuletzt außerordentlich rasch. Den Schluß bildete jedesmal ein gellender Schrei, welcher mit aller Kraft ausgestoßen wurde. Die Regelmäßigkeit, Schnelligkeit und Sicherheit, mit welcher das Thier die Tonleiter herschrie, erregte allgemeine Bewunderung. Es schien, als ob die Aeffin selbst davon im höchsten Grade aufgeregt werde; denn jede Muskel spannte sich an und der ganze Körper gerieth in zitternde Bewegung.

Schon das Geschrei des einen Affen war für das Zimmer zu gellend; es gab aber auch einen Maßstab für die vereinigten Tonaufführungen großer Banden im freien Walde. Der gefangene Gibbon schrie übrigens nur am Morgen.

Ueber die geistigen Fähigkeiten der Langarmaffen sind die Meinungen der Beobachter getheilt. Duvaucel nennt den Siamang langsam, dumm, tölpisch, faul, ungeschickt, furchtsam und langweilig, gleichgiltig gegen seinen Pfleger und vollkommen unempfänglich für Gefühle des Wohlwollens,

wie für solche der Rache: Bennett scheint ihm, nach anderweitigen Urtheilen zu folgern, mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er brachte einen Siamang mit sich fast bis nach Europa herüber, und dieser gewann sich in sehr kurzer Zeit die Zuneigung aller seiner menschlichen Reisegefährten. Er war sehr freundlich gegen die Matrosen und wurde bald zahm, war auch keineswegs langsam, sondern zeigte große Beweglichkeit und Gewandtheit, stieg gern im Takelwerk herum und gefiel sich in allerlei harmlosen Scherzen. Mit einem kleinen Papuan-Mädchen schloß er zärtliche Freundschaft und saß oft, die Arme um ihren Nacken geschlungen, neben ihr, Schiffsbrod mit ihr kauend. Wie es schien, hätte er mit den übrigen Affen, welche sich am Bord befanden, auch gern Kameradschaft gehalten: doch diese zogen sich scheu vor ihm zurück und bewiesen sich ihm gegenüber als sehr ungesellig, — dafür rächte er sich aber. Wenn er nur immer konnte, fing er einen seiner mitgefangenen Affen und trieb mit dessen Schwanze wahren Unfug. Er zog den armen Gesellen an dem ihm selbst fehlenden Anhängsel oft auf dem ganzen Schiffe hin und her oder trug ihn nach einer Raa empor und ließ ihn von dort herunter fallen, kurz, er machte mit ihm, was er wollte, ohne daß das so gepeinigte Thier jemals im Stande gewesen wäre, sich von ihm zu befreien. Er war sehr neugierig, besah sich Alles und stieg auch oft an dem Maste in die Höhe, um sich umzusehen. Ein vorüberziehendes Schiff fesselte ihn immer solange auf seinem erhabenen Sitze, bis es aus dem Gesichtskreise entschwunden war. Seine Gefühle wechselten sehr rasch. Er konnte leicht erzürnt werden und geberdete sich dann, wie ein unartiges Kind, wälzte sich, mit Verrenkung aller Glieder und Verzerrung des Gesichts auf dem Verdeck herum, stieß Alles von sich, was ihm in den Weg kam und schrie ohne Unterlaß „Ra! Ra! Ra!“ — denn mit diesen Lauten drückte er stets seinen Aerger aus. Er war lächerlich empfindlich und fühlte sich durch die geringste Handlung gegen seinen Willen sogleich im Tiefinnersten verletzt: seine Brust hob sich, sein Gesicht nahm einen ernsten Ausdruck an, und jene Laute folgten bei großer Erregung rasch auf einander, wie es schien, um den Beleidiger einzuschüchtern. Zum lebhaften Bedauern der Mannschaft starb dieser Affe, noch ehe er England erreichte.

Auch das vorhin erwähnte Weibchen des Ungko war sehr liebenswürdig in seinem Betragen und höchst freundschaftlich gegen Alle, denen es seine Zuneigung einmal geschenkt hatte. Es unterschied mit richtigem Gefühl zwischen Frauen und Männern. Zu Ersteren kam es freiwillig herab, reichte die Hand und ließ sich streicheln; gegen Letztere bewies es sich mißtrauisch, wohl in Folge früherer Mißhandelungen, welche es von einzelnen Männern erlitten haben mochte. Vorher beobachtete es aber Jedermann prüfend, oft längere Zeit, und faßte dann auch zu Männern Vertrauen, wenn diese ihm dessen würdig zu sein schienen.

Man sieht übrigens die Gibbons selten in der Gefangenschaft, auch in ihrem Vaterlande. Sie können den Verlust ihrer Freiheit nicht ertragen; sie sehnen sich immer zurück nach ihren Wäldern, nach ihren Spielen und werden immer stiller und trauriger, bis sie endlich erliegen.

Wie genau sich das eigenthümliche Gepräge eines Erdtheils oder Landes in seiner Thierwelt wiederspiegelt, können wir, unter tausend anderen Fällen, auch bei Betrachtung dieser und der folgenden Affengruppe bemerken. Die Schlankaffen (Semnopithecus) und die Stummelaffen (Colobus) ähneln sich außerordentlich und unterscheiden sich gleichwohl wieder wesentlich, gleichsam als müßten sie beweisen, daß die Heimat der Einen Asien, die der Andern Afrika ist. Hier wie dort spricht sich der gleiche Grundgedanke der Ausbildung des Thieres aus; aber dennoch behauptet jeder Erdtheil sein eigenthümliches Gepräge. Eine nachherige Vergleichung beider Sippen mag diese Wahrheit verständlich machen; jetzt liegt es uns zunächst ob, die Einen kennen zu lernen.

Die Schlankaffen sind, wie ihr Name andeutet, schlanke und leichtgebaute Affen mit langen, feinen Gliedmaßen und sehr langem Schwanze, kleinem, hohen Kopfe, nacktem Gesicht und ganz verkürzter Schnauze ohne Backentaschen. Ihre Gefäßschwielen sind noch sehr klein. Ihr Zahnbau ähnelt dem der Makaken und Paviane (welche wir später kennen lernen werden), weil sich am hintersten

untern Backenzahne noch ein besonderer Höcker findet; ihr Knochenbau erinnert, wegen seiner schlanken Formen, an das Geripp der Gibbons. Die Hände haben lange Finger; aber der Daumen der Vorderhände ist bereits verkürzt oder verkümmert und zum Greifen unbrauchbar geworden. Die Behaarung ist wundervoll fein; ihre Färbung ist stets ansprechend, bei einer Art höchst eigenthümlich; die Haare verlängern sich am Kopfe oft bedeutend. Höchst merkwürdig ist der Bau des Magens, weil er wegen seiner mehrfachen Einschnürung und hierdurch entstandenen Abtheilung entfernt an den Magen der Wiederkäuer und näher an den der Kängurus erinnert. Ein Kehlsack von verschiedener Größe ist bei sämmtlichen Arten vorhanden.

Alle Schlankaffen sind Bewohner Südasiens und zwar ebensowohl des Festlandes, wie der



Der Hulman (Semnopithecus entellus).

Inseln. Es sind echte Baumaffen und gesellige Thiere. Sie finden sich vom Meere an bis zu zehn und elftausend Fuß über dem Meere. Ihre geistigen Eigenschaften ähneln denen der Gibbons oder Meerkatzen; bei Beschreibung der ausgezeichnetsten Arten werden wir sie kennen lernen.

Unter diesen Ausgezeichneten der Gruppe verdient zunächst berücksichtigt zu werden der Hulman oder Huneman, wie die Hindus ihn nennen, der Mandi der Malabaren oder der Mabur der Mahratten — der heilige Affe der Inder, weil er von Letzteren abgöttisch verehrt wird. Sein wissenschaftlicher Name ist Semnopithecus entellus. Dieses Thier ist der gemeinste und in den meisten Gegenden Indiens vorkommende Affe und verbreitet sich immer mehr, weil er fast überall geschützt wird. Er ist etwa zwei und einen halben Fuß lang und mit einem drei Fuß langen, gequasteten

Schwanze versehen; die Farbe seines Pelzes ist gelblichweiß, die der nackten Theile aber dunkelviolett. Das Gesicht, die vier Hände, so weit sie behaart sind, und ein steifer Haarkamm, welcher über die Augen verläuft, sind schwarz; der kurze Bart dagegen ist gelblich.

Der Hulman nimmt einen der ersten Plätze unter den dreißig Millionen Gottheiten der Hindu ein und erfreut sich dieser Ehre schon seit undenklichen Zeiten. Der Riese Ravan, so berichtet die alte indische Sage, raubte Sita, die Gemahlin des Schri-Rama, und brachte sie nach seiner Wohnung auf der Insel Ceylon. Der Affe aber befreite die Dame aus ihrer Gefangenschaft und führte sie zu ihrem Gemahle zurück. Seitdem gilt er als Held. Viel wird berichtet von der Stärke seines Geistes und von seiner Schnelligkeit. Eine der geschätztesten Früchte, die Mango, verdankt man ihm ebenfalls; er stahl sie aus dem Garten des Riesen. Zur Strafe für seinen Diebstahl wurde er zum Feuertode verurtheilt, — von wem, wird nicht gesagt —; er löschte aber das Feuer aus und verbrannte sich dabei Gesicht und Hände, welche seitdem schwarz blieben. Dies sind die Gründe, welche die Brahmanen bestimmten, ihn zu vergöttern.

Schon seit vielen, vielen Jahren kennt man diesen Affen in seinem Vaterlande: allein gerade deshalb sind wir am spätesten mit ihm bekannt geworden. Jedermann glaubte nämlich, daß ein so gemeines Thier auch oft nach Europa gebracht worden sein müsse, und verschmähte es daher, unsern Hulman auszustopfen und den Balg nach Europa zu senden. Hierzu kommt noch, daß es seine Schwierigkeiten oder vielmehr seine Gefahren hat, das heilige Thier zu tödten; denn blos die Mahratten erweisen ihm keine Achtung, während fast alle übrigen Indier ihn hegen und pflegen, schützen und vertheidigen, wo sie nur können. Ein Europäer, welcher es wagt, das unverletzliche Thier anzugreifen, setzt sein Leben aufs Spiel, wenn er der einzige Weiße unter der leichterregbaren Menge ist. Der Affe gilt eben als Gott. Eine regierende Familie behauptet, von ihm abzustammen, und ihre Mitglieder führen den Titel „geschwänzte Rana“, weil sie vorgeben, daß ihr Ahnherr mit dem uns unnöthig erscheinenden Anhängsel begabt gewesen sei. Ein portugiesischer Vicekönig von Indien, Constantino de Braganza, erbeutete einen Affenzahn aus dem Schatze eines Fürsten von Ceylon und erhielt bald darauf eine besondere Gesandtschaft des Königs von Pegu, welche ihm 300,000 Cruzaden anbieten ließ, wenn er ihr das kostbare Kleinod überlassen wolle. Solch eine hohe Summe ist wohl niemals für einen Zahn geboten worden; um so mehr aber ist es zu verwundern, daß jenes Gebot von den Europäern nicht angenommen wurde. Der Vicekönig versammelte seine Räthe, und die weltlichen suchten ihn natürlich zu überreden, diese bedeutende Summe anzunehmen; ein Geistlicher aber war dagegen und zwar aus dem Grunde, weil er behauptete, daß man durch solchen Handel dem heidnischen Zauber- und andern Aberglauben nur Vorschub leisten würde, und da nun, wie bekannt, die Pfaffen schon seit undenklichen Zeiten selbst das Verrückteste durchzusetzen wußten, gelang es dem blinden Eiferer auch diesmal, seiner albernen Einwendung Gehör zu verschaffen. Im Grunde könnte uns Dies zwar gleichgültig sein, wäre nicht dadurch ein Ueberbleibsel zerstört worden, welches für die Geschichte der indischen Götterlehre und auch für die Naturwissenschaft von Wichtigkeit gewesen sein würde. Man hätte nach diesem einzigen Zahne recht gut bestimmen können, welcher Affe der Träger des kostbaren Kleinods gewesen sei — doch für den echten Pfaffen hat es ja niemals Wissenschaft und am allerwenigsten Naturwissenschaft gegeben!

Heut zu Tage noch ist die Achtung gegen das heilige Thier dieselbe, wie früher. Die Indier lassen sich von dem unverschämten Gesellen ruhig ihre Gärten plündern und ihre Häuser ausstehlen, ohne irgend Etwas gegen ihn zu thun, und betrachten Jeden mit schelen Augen, der es wagt, den Gott zu beleidigen. Tavernier erzählt, daß ein junger Holländer, welcher erst kurz vorher aus Europa gekommen war, vom Fenster aus einen jener Affen erlegte; darüber entstand aber ein so großer Lärm unter den Eingeborenen, daß sie kaum beschwichtigt werden konnten. Sie kündigten dem Holländer sogleich ihre Dienste auf, weil sie der festen Meinung waren, daß der Fremdling und sie wohl mit ihm zu Grunde gehen müßten. Duvaucel berichtet, daß es im Anfang ihm unmöglich war, einen dieser Affen zu tödten, weil die Einwohner ihn stets daran hinderten. So oft sie den

Naturforscher mit seinem Gewehre sahen, jagten sie immer die Affen weg, und ein frommer Brahmane ließ es sich nicht verdrießen, einen ganzen Monat lang im Garten des Europäers Wacht zu halten, um die lieben Thiere augenblicklich zu verscheuchen, wenn der Fremde Miene machte, auf sie zu jagen. Forbes versichert, daß in Dhuboy ebensoviel Affen als Menschen anzutreffen sind. Die Affen bewohnen das oberste Stockwerk der Häuser und werden dem Fremden unerträglich. Wenn ein Einwohner der Stadt an seinem Nachbar sich rächen will, streut er eine Menge Reis und andere Körner auf das Dach des Feindes, und zwar kurz vor Anfang der Regenzeit, vor welcher jeder Hausbesitzer die Bedachung in Ordnung bringen lassen muß. Wenn nun die Affen das ausgestreute Futter wahrnehmen, fressen sie nicht nur das erreichbare, sondern reißen auch die Ziegel ab, um zu denjenigen Körnern zu gelangen, welche in die Spalten gefallen sind. Um diese Zeit ist aber wegen übergroßer Beschäftigung kein Dachdecker zu erhalten, und so kommt es, daß das Innere des Hauses dann den Regengüssen offen steht und dadurch verdorben wird.

Man trägt übrigens nicht nur für die gesunden, sondern auch für die kranken Affen Sorge. Tavernier fand am Amadabad ein Krankenhaus, worin Affen, Ochsen und Kühe u. s. w. verpflegt wurden. Alle Söller werden zeitweilig für die Affen mit Reis, Hirse, Datteln, Früchten und Zuckerrohr bestreut. Die Affen sind so dreist, daß sie nicht nur die Gärten plündern, sondern um die Essenszeit auch in das Innere der Häuser dringen und den Leuten die Speise aus der Hand nehmen. Der Missionär John versichert, daß er blos durch angestrengte Wachsamkeit seine Kleider und andere Sachen vor den Dieben habe schützen können. Einmal rief ein Fakir vor dem Zelte Hügels die Affen zusammen, gab ihnen aber Nichts zu fressen. Da fielen drei der ältesten ihn so boshaft an, daß er sie kaum mit dem Stocke abwehren konnte. Die Bevölkerung stand jedoch nicht auf seiner, sondern auf der Affen Seite und schimpfte ihn tüchtig aus, weil er die heiligen Thiere erst getäuscht habe und noch prügele. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Heilighaltung der Affen mit dem Glauben an die Seelenwanderung zusammenhängt. Die Indier meinen nämlich, daß ihre und ihres Königs Seelen nach dem Tode den Leib solcher Affen sich zur Wohnung wählen.

Abgesehen von ihrer Unverschämtheit sind diese Affen schöne und anziehende Geschöpfe. John sagt ausdrücklich, daß er niemals schönere Affen gesehen habe, als die Hulmans. Ihr freundschaftlicher Umgang unter einander und ihre ungeheueren Sprünge fesseln jeden Beobachter. Mit ganz unglaublicher Behendigkeit steigen sie von der Erde auf die Gipfel der Bäume, und von da stürzen sie sich wieder auf die Erde herab, brechen, wie zum Scherz, große Zweige herunter, springen auf Gipfel weit entfernter Bäume und sind in weniger als einer Minute von einem Ende des Gartens bis zum andern gekommen, ohne die Erde zu berühren. Sie sind oft in wenig Minuten in unglaublicher Menge versammelt, plötzlich verschwunden und ein paar Minuten später alle wieder da. In der Jugend haben sie einen ziemlich runden Kopf und sind sehr klug; sie wissen wohl zu unterscheiden, was ihnen schädlich oder nützlich ist, lassen sich auch sehr leicht zähmen, zeigen aber einen unwiderstehlichen Trieb zum Stehlen. Mit zunehmendem Alter verändern sich die geistigen Eigenschaften, wie sich ihr Kopf verändert. Dieser wird platter; der Affe wird also thierischer, und damit tritt Stumpfheit an die Stelle der Klugheit, der Hang zur Einsamkeit verscheucht die Zutraulichkeit, plumpe Kraft verdrängt die Geschicklichkeit, so daß die alten Affen mit den jungen kaum noch Etwas gemein haben. Es scheint, daß die Hulmans zuweilen größere Wanderungen unternehmen. In Niederbengalen z. B. erscheinen sie beim Anfang der Regenzeit und wandern um das Ende derselben wieder in höhergelegene Gegenden. Sobald sie an den heiligen Orten eingetroffen sind, beginnt für die frommen Brahmanen eine Zeit der größten Sorge und Geschäftigkeit; sie haben nun die Thiere zu pflegen und zu beschützen. Der eigenthümlichste Baum Indiens, die prachtvolle heilige Feige, soll der Lieblingsaufenthalt der Hulmans sein. Man erzählt, daß unter demselben Baume auch giftige Schlangen wohnen, mit welchen die Affen in beständiger Feindschaft leben. Hieran ist wohl nicht zu zweifeln, um so mehr aber an einem jener unschuldigen Märchen, welches von unseren Stubengelehrten frischweg für baare Münze genommen wird. Die Hulmans sollen nämlich, wenn sie eine schlafende

Schlange finden, dieselbe hinten am Kopfe greifen, dann mit ihr auf den Boden herabsteigen und den Kopf des Lurches so lange an Steine schlagen, bis sie ihn zermalmt haben, und dann, erfreut über die gelungene That, das sich windende und zuckende Thier ihren Jungen vorwerfen! Alle Affen haben gegen die Schlangen einen unüberwindlichen Abscheu und fürchten sich vor keinem Thiere in gleich hohem Grade, als eben vor ihnen: es ist deshalb gewiß nicht anzunehmen, daß nur eine Art eine derartige Ausnahme machen sollte.

Auch der Hulman zeigt große Anhänglichkeit an seine Jungen. Duvaucel erzählt, daß er ein Weibchen dieses Affen erlegt habe, aber dann Zeuge eines wirklich rührenden Zugs geworden sei. Das arme Thier, welches ein Junges mit sich trug, wurde in der Nähe des Herzens verwundet. Es raffte alle seine Kräfte zusammen, nahm sein Junges, hängte es an einen Ast und fiel dann todt herunter. „Dieser Zug,“ setzt unser Gewährsmann hinzu, „hat mehr Eindruck auf mich gemacht, als alle Reden der Brahmanen, und diesmal ist das Vergnügen, ein so schönes Thier erlegt zu haben, nicht Meister geworden über die Empfindung der Reue, ein Wesen getödtet zu haben, welches noch im Tode das achtungswürdigste Gefühl bethätigte.“



Der Budeng (Semnopithecus maurus).

Unsere Gruppe hat noch andere merkwürdige Mitglieder. Ein sehr schöner Affe ist der Budeng der Javanesen (Semnopithecus oder Presbytis maurus). Er ist im Alter glänzend schwarz, im Gesicht und an den Händen wie Sammt, auf dem Rücken wie Seide. Der Unterleib, welcher spärlicher behaart ist, als der Oberleib, zeigt einen bräunlichen Anflug. Der Kopf wird von einer eigenthümlichen Haarmütze bedeckt, welche über die Stirn hereinfällt und zu beiden Seiten der Wangen vortritt. Neugeborene Junge sehen goldgelb aus, und nur die Haarspitzen des Unterrückens, der Oberseite des Schwanzes und der Schwanzquaste sind dunkler. Bald aber verbreitet sich das Schwarz weiter, und nach wenigen Monaten sind die Hände, die Oberseite des Kopfes und die Schwanzquaste schwarz, und von nun an geht das Kleid mehr und mehr in das des alten Thieres über. Die Gesammtlänge dieses schönen Affen beträgt $4^1/_2$ Fuß, wovon mehr als die Hälfte auf den Schwanz kommen.

„Der Budeng,“ sagt Horsfield, „lebt in großer Menge in den ausgedehnten Wäldern Javas. Man findet ihn in zahlreichen Gesellschaften auf den Wipfeln der Bäume, nicht selten in Trupps von

mehr als 50 Stück zusammen. Es ist wohl gethan, solche Scharen aus einiger Ferne zu beobachten. Sie erheben bei Ankunft des Menschen ein lautes Geschrei und springen unter entsetzlichem Lärm so wüthend in den Zweigen umher, daß sie oft starke Aeste von den absterbenden Bäumen brechen und somit herab auf ihre Verfolger schleudern."

„Der Budeng ist weniger ein Liebling der Eingeborenen, als der Lutung, ein jenem nah verwandter, aber rother Affe, vielleicht blos eine Abart. Wenn die Javanesen diesen einfangen, geben sie sich die größte Mühe, ihn zu zähmen und behandeln ihn mit vieler Liebe und Aufmerksamkeit. Der Budeng dagegen wird vernachlässigt und verachtet. Er verlangt viel Geduld in jeder Hinsicht, ehe er das mürrische Wesen ablegt, welches ihm eigenthümlich ist. In der Gefangenschaft bleibt er während vieler Monate ernst und murrköpfig, und weil er nun Nichts zum Vergnügen der Eingeborenen beiträgt, findet man ihn denn auch selten in den Ortschaften. Dies geschieht nicht etwa aus Abneigung von Seiten der Javanesen gegen die Affen überhaupt; denn die gemeinste Art der Ordnung, welche auf der Insel vorkommt, wird sehr häufig gezähmt und nach der beliebten Sitte der Eingeborenen mit Pferden zusammen gehalten. In jedem Stall, vom prinzlichen an bis zu dem eines Mantry oder Schultheißen, findet man einen jener Affen: der Budeng aber gelangt niemals zu solcher Ehre."

„Gleichwohl wird unser Affe oft von den Eingeborenen gejagt, weil sie sein Fell benutzen. Bei diesen Jagden, welche gewöhnlich von den Häuptlingen angeordnet und befehligt werden, greift man die Thiere mit Schleuder und Stein an und vernichtet sie oft in großer Anzahl. Die Eingeborenen wissen die Felle auf einfache Weise, aber sehr gut zuzubereiten und verwenden sie dann, wie auch die Europäer thun, zu Satteldecken und allerlei Heerschmuck; namentlich werden jene geschätzt, welche ganz schwarz von Farbe sind und schöne, lange Seidenhaare besitzen."

„In der Jugend verzehrt der Budeng zarte Blätter von allerlei Pflanzen, im Alter wilde Früchte aller Art, welche in so großer Menge in seinen unbewohnten Wäldern sich finden."

Als ich den Budeng im Thiergarten von Amsterdam zum ersten Male lebend sah, erkannte ich ihn nicht. Horsfield hat ein trauriges Zerrbild des Thieres gegeben; Pöppig und Giebel haben es ihm nachgedruckt; die ausgestopften, welche ich in Museen fand, waren ebenfalls nur Schatten des lebenden Thieres: kurz, ich konnte, trotz aller Berichtigungen, welche ich den Mißgestalten in Büchern und Museen hatte angedeihen lassen, unmöglich ein so schönes Thier vermuthen, als ich jetzt vor mir sah. Dieser Affe erregte die allgemeine Aufmerksamkeit aller Beschauer, obwohl er nicht das Geringste that, um die Blicke der Leute auf sich zu ziehen. Ich möchte sein stilles Wesen nicht so verdammen, wie Horsfield es gethan hat; denn ich glaube nicht, daß man ihn eigentlich „mürrisch" nennen kann. Er ist still und ruhig, aber nicht übellaunisch und ungemüthlich. Das Paar, welches in Amsterdam lebte, hielt stets treu zusammen. Gewöhnlich saßen Beide dicht an einander gedrängt in sehr zusammen gekauerter Stellung, die Hände über der Brust gekreuzt, auf einer hohen Querstange ihres Käfigs und ließen die langen, schönen Schwänze schlaff herabhängen. Ihr ernsthaftes Aussehen wurde vermehrt durch die eigenthümliche Haarmütze, welche ihnen weit in das Gesicht hereinfällt. Wenn man ihnen Nahrung vorhielt, kamen sie langsam und vorsichtig herunter, um sie wegzunehmen, blieben dabei aber ruhig und bedächtig, wie immer. Der Gesichtsausdruck deutete entschieden auf große Klugheit hin; doch fehlte das Leben in den Augen.

Ganz eigenthümlich benahmen sich die Budengs zwei schwarzen Pavianen (Cynocephalus niger) gegenüber. Diese, wie alle ihre Verwandten, üppige, übermüthige Gesellen, machten sich ein wahres Vergnügen daraus, die armen Budengs zu foppen und zu quälen. Bei Tage wurden die ungezogenen Schwarzen gewöhnlich in das große Affenhaus gesteckt; dann hatten die harmlosen Javanesen Ruhe und konnten sich ihres Lebens freuen; sobald aber ihre Nachtgenossen zu ihnen kamen, ging der Lärm und die Unruhe an. Beide Budengs krochen jetzt dicht zusammen und umklammerten sich gegenseitig mit ihren Händen. Die Paviane sprangen auf sie, ritten auf ihnen, maulschellirten sie, gaben ihnen Rippenstöße, zogen sie an dem Schwanze und machten sich ein besonderes Vergnügen daraus, ihre innige Vereinigung zu stören. Zu diesem Ende kletterten sie auf den armen Thieren

herum, als wenn es Baumzweige wären, hielten sich am Haare fest und drängten sich endlich, den Hintern voran, zwischen die ruhig Sitzenden, bis diese schreckensvoll auseinander fuhren und in einer andern Ecke Schutz suchten. Geschah Dies, so eilten die Quälgeister augenblicklich hinter ihnen drein und begannen die Marter von neuem. Man sah es den Budengs an, wie außerordentlich unangenehm ihnen die zudringlichen Gesellen waren, wie sehr sie sich vor ihnen fürchteten. Sobald die schwarzen Teufel nur in den Käfig kamen, blickten Jene angstvoll nach ihnen herab, wie es die südamerikanischen Affen zu thun pflegen, wenn sie in große Furcht gerathen. Während sie unter den Fäusten ihrer Marterer litten, schrien sie oft jammervoll auf: aber das vermehrte nur die Wuth der Paviane; sie wurden um so frecher und grausamer, je leidender sich Jene verhielten.

In Antwerpen lebt ein Budeng unter kleinen Meerkatzen und Makaken. Alle Mitbewohner seines Käfigs sind kaum halb so groß wie er, und trotzdem ist auch hier wiederum er der Gequälte und Gefoppte. Eine kaum ein Jahr alte Meerkatze spielte zur Zeit, in welcher ich den Garten besuchte, hier die Rolle des schwarzen Pavians, und auch gegen diesen frechen Afrikaner verhielt sich der Javanese leidend und unterthänig. Es sah sehr komisch aus, wenn das kleine Geschöpf den großen Affen, so zu sagen, nach seiner Pfeife tanzen ließ; es meisterte ihn vollständig und maßregelte ihn durch Püffe, Ohrfeigen, durch Kneipen und Raufen in wahrhaft jämmerlicher Weise. Man konnte gar nicht in Zweifel bleiben, daß Gutmüthigkeit der Hauptzug des Budenggeistes ist; man vermißte in ihm förmlich jene Affenniederträchtigkeit, welche Andere seines Geschlechts so sehr auszeichnet. — Auch der Budeng scheint von unserm nordischen Klima viel zu leiden. Ob dieses die alleinige Ursache seiner grenzenlosen Gutmüthigkeit ist, wage ich nicht zu entscheiden. Aber man sieht es ihm an, wie wohl ihm jeder Sonnenblick thut, wie glücklich er ist, wenn er nur einen Strahl des belebenden Gestirnes auffangen kann, dessen Gluth seiner schönen Heimat alle Pracht und Herrlichkeit der Wendekreisländer verlieh.

Der Kleideraffe (Semnopithecus nemaeus) verdient wenigstens erwähnt zu werden; denn seine Pelzfärbung ist die eigenthümlichste, welche man sich denken kann. Der Kleideraffe sieht allerdings aus, als habe sich ein Mensch den Spaß gemacht, ihn in die bunte Tracht eines Hanswurstes zu stecken. Um im Bilde zu bleiben, beschreibe ich dieses Kleid mit Okens Worten: Die Jacke ist grau, die Hosen, ein Stirnband und die Handschuhe sind schwarz, die Strümpfe braunroth, Aermel, Bart, Kreuz und Schwanz weiß; das Gesicht ist gelb, eine Halsbinde braunroth, ein anderes Band schwarz. Diese Farben schneiden scharf gegen einander ab und treten daher um so greller hervor. Der Körper erreicht zwei Fuß Länge, der Schwanz ist etwas kürzer.

Der Kleideraffe ist noch niemals lebendig nach Europa gekommen und befindet sich erst in wenigen Sammlungen. Er soll in Cochinchina leben und daselbst „Duk“ genannt werden. In zahlreichen Gesellschaften kommt er in den dichten Küstenwäldern vor und besucht auch oft die Dörfer der Eingeborenen. Er ist furchtsam und scheu und entflieht, sobald er merkt, daß man auf ihn jagen will. Die Eingeborenen schätzen seinen Pelz nicht und geben sich deshalb auch keine Mühe, ihn zu erlegen. Für die Gefangenschaft eignet er sich nicht, weil er sehr bald hinstirbt.

Von den übrigen Arten der Schlankaffen will ich blos noch eine einzige nennen, den Nasenaffen oder Kahau (Semnopithecus Nasica), welcher in jeder Hinsicht ein wirklich ausgezeichnetes Thier ist. Am merkwürdigsten an ihm ist jedenfalls die vorspringende, verzerrte Menschennase, welche, wie ein Rüssel, beweglich ist und vorgeschoben oder zurückgezogen werden kann. Dieser Nase verdankt er es, daß er als Träger einer eigenen Sippe (Nasalis) betrachtet worden ist. Sein Leib ist schlank, wie bei den übrigen, die Gliedmaßen sind fast von gleicher Länge, der Schwanz ist sehr lang, die Vorder- und Hinterhände sind fünfzehig, die Backentaschen fehlen, aber die Gesäßschwielen sind vorhanden. Die Nase hängt hakenförmig über die Oberlippe herab, ist in der Mitte ziemlich breit, an ihrem äußern Ende zugespitzt und längs ihres Rückens mit einer leichten Furche versehen; die Nasen-

löcher sind sehr groß und können noch bedeutend ausgedehnt werden. Bei jungen Thieren ist das hier so merkwürdig gebildete Sinnwerkzeug noch klein und stumpf, und erst bei alten erreicht es seine bedeutende Größe. Die Behaarung ist reichlich und weich; am Scheitel sind die Haare kurz und dicht, an den Seiten des Gesichts und am Hinterhaupte länger, um den Hals bilden sie eine Art von Kragen. An dem Scheitel, dem Hinterkopfe und an der Schultergegend sind sie lebhaft braunroth, auf dem Rücken und der obern Hälfte der Seiten fahlgelb, dunkelbraun gewellt, an der Brust und dem Obertheil des Bauches lichtröthlichgelb gefärbt; in der Kreuzgegend findet sich ein scharf abgegrenzter Fleck von graulichweißer Farbe, dessen Spitze nach der Schwanzwurzel zugerichtet ist; die Gliedmaßen sind in der obern Hälfte gelblichroth, in der untern, ebenso wie der Schwanz, aschgrau. Die nackten Innenflächen der Hände und die Gesäßschwielen sind graulichschwarz. So zeigt auch



Der Nasenaffe (Semnopithecus Nasica).

dieser Affe eine sehr lebhafte Gesammtfärbung und beweist auch dadurch seine enge Verwandtschaft mit den übrigen Schlankaffen. Erwachsene Männchen des Kahau erreichen eine Höhe von fast drei Fuß; ihr Leib ist zwei Fuß und der Schwanz etwas darüber lang. Die Weibchen bleiben kleiner; sie sollen schon vor ihrem vollendeten Wachsthume fortpflanzungsfähig sein.

Der Kahau lebt gesellig auf Borneo. Morgens und Abends sammeln sich zahlreiche Scharen auf den Bäumen an den Flußufern und erheben dann oft ein Geheul, welches dem Worte Kahau sehr ähnlich klingt und ihnen den eigenthümlichen Namen verschafft hat. Sie sind schnell und gewandt und besitzen eine ungeheuere Fertigkeit im Springen und Klettern. Ihre geistigen Eigenschaften sind wenig bekannt, doch behauptet man, daß die Thiere sehr boshaft, wild und tückisch seien und sich nicht wohl zur Zähmung eigneten. Man sagt, daß sie sich, wenn sie überrascht werden, auf den Bäumen

verbergen, sich aber mit großem Muthe vertheidigen, wenn sie angegriffen werden. Wirklich spaßhaft ist die Behauptung der Eingeborenen, daß die Kahaus beim Springen immer ihre Nase mit den Händen bedeckten, um sie vor unangenehmen Zusammenstößen mit dem Gezweig zu schützen. Ihre Nahrung kennt man nicht, darf aber vermuthen, daß sie auch keine andere, als die der übrigen Schlankaffen ist. Die Dajacken, ein Stamm der Eingeborenen Borneos, sollen fleißig Jagd auf die Nasenaffen machen, um ihr Fleisch zu erhalten, welches sie als wohlschmeckend schildern. Diese Leute nennen die Thiere übrigens nicht Kahau, sondern Bantangan. Etwas Weiteres über das merkwürdige Geschöpf ist nicht bekannt.

Auch die afrikanischen Vertreter der schlanken Asiaten, die Stummelaffen (Colobus), sind sehr auffallende, durch eigenthümliche Färbung, sonderbare, aber schöne Mähnen und andere Haar-



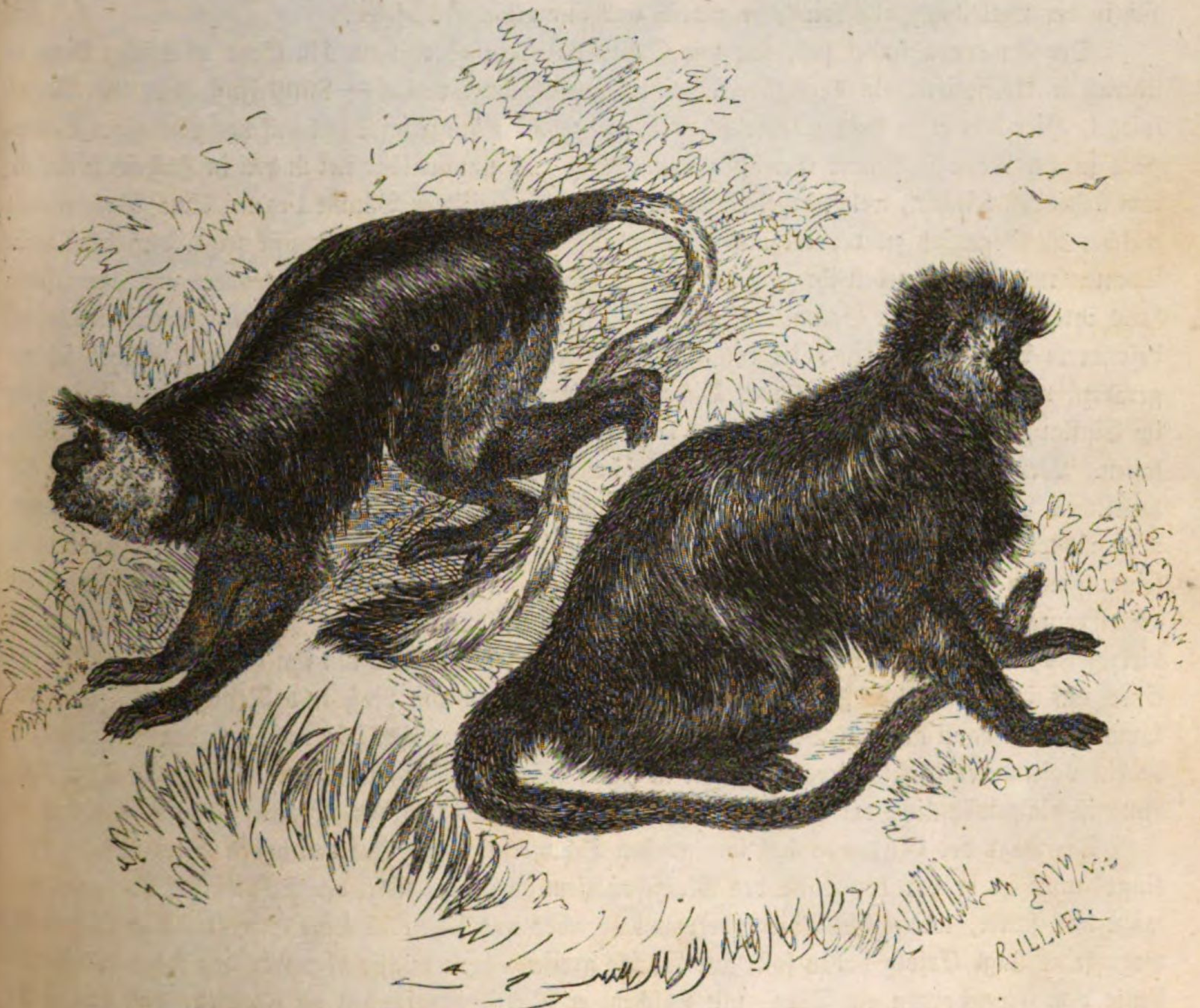
Der Guereza (Colobus Guereza).

wucherungen ausgezeichnete Thiere. Wie Indien lebendiger und reicher ist, als das trockene Afrika, so sind auch die Schlankaffen heller und lebhafter gefärbt, als die Stummelaffen, obwohl ich nicht behaupten will, daß diese weniger schön oder weniger angenehm für unser Auge wären, als jene. Im Ganzen sind die Unterscheidungsmerkmale zwischen beiden Gruppen nur sehr geringfügige. Die Stummelaffen sind hauptsächlich dadurch vor den Schlankaffen ausgezeichnet, daß sie an den Vorderhänden immer blos vier Finger und keinen Daumen besitzen, während, wie wir sahen, dieses Glied bei den Schlankaffen nur hier und da verkümmert. Der Leib der Stummelaffen ist noch immer schlank und zierlich, die unter sich fast gleichlangen Gliedmaßen sind schmächtig, die Schnauze ist kurz, und die Nasenlöcher stehen auf der Oberseite derselben, der Schwanz ist sehr lang, Gesäßschwielen sind vorhanden, Backentaschen aber fehlen; die Hinterhände haben regelmäßig fünf Finger.

Unter diesen Thieren dürfen wir ohne Zweifel den Guereza der Abissinier (Colobus Guereza) oben anstellen. Meiner Ansicht nach ist er der schönste aller Affen. Seine Färbung ist, obgleich sie keineswegs lebhaft genannt werden kann, doch eine außerordentlich angenehme und

seine Behaarung eine so eigenthümliche und zugleich so zierliche, wie kaum noch bei einem andern Thiere. Das Verdienst der Entdeckung dieses wunderschönen Geschöpfes gebührt unserm ausgezeichneten Landsmann Rüppell, welcher es, bei seiner großen Reise in Abissinien, in der Provinz Godjam auffand und den im Lande gebräuchlichen Namen zum wissenschaftlichen machte. Uebrigens war der Affe schon früher bekannt; bereits Hiob Ludolf erwähnte seiner in einem sehr schätzbaren Werke über Aethiopien, gab aber zu der sehr mangelhaften Beschreibung eine noch mangelhaftere, ja falsche Abbildung und machte es dadurch den Kundigen unmöglich, das Thier als besondere Art anzuerkennen und aufzuzeichnen. Auch ein anderer Reisender, Salt, gedenkt des Guereza, giebt aber ebenfalls eine ganz fehlerhafte Beschreibung und eine Abbildung, zu welcher er die Ludolf'sche Zeichnung und die Bruchstücke einer Haut, in deren Besitz er zufällig gekommen war, benutzte. Rüppell

Fig. 1. Fig. 2.



Der Stummelaffe (Colobus ursinus). Der Teufelsaffe (Colobus Satanas).

sah den Guereza lebend und konnte so aus eigner Anschauung über ihn berichten. Später haben auch andere Naturforscher ihn beobachtet. Ich selbst fand in den Händen eines Hassanie am untern weißen Nil ein Fell desselben, welches der Mann als Tabaksbeutel benutzte, und erfuhr von dem Eigner, daß der Affe weiter südlich keineswegs zu den Seltenheiten gehöre. Heuglin, der Erforscher Afrikas, beobachtete ihn öfters in Abissinien und auf dem weißen Flusse und erhielt sichere Nachrichten über sein Vorkommen in ganz anderen Gegenden Mittelafrikas, woraus hervorgeht, daß der Verbreitungskreis des Thieres viel größer ist, als wir gewöhnlich angenommen haben.

Der Guereza ist ein wirklich herrliches Thier. Sein ganzer Leib ist schön sammetschwarz, dagegen sind ein Stirnband, die Gegend der Schläfe, die Seiten des Halses, das Kinn und die Kehle und ein Gürtel oder eine Mähne, sowie eine Einfassung um die nackten Gesäßschwielen und die Schwanzspitze weiß gefärbt. Jedes weiße Haar ist aber vielfach braun geringelt, und hierdurch entsteht das silbergraue Aussehen der Behaarung. Die Mähne, wie ich den Seitengürtel vielleicht nennen kann, hängt wie ein reicher Beduinenmantel zu beiden Seiten des Körpers herab und ziert ihn unbeschreiblich. Ihre Haare sind von größter Weichheit und Feinheit und dabei von bedeutender Länge. Der schwarze Pelz des untern Körpers schimmert hier und da zwischen dem kostbaren Behänge hindurch; das Dunkelschwarz sticht lebendig ab von dem blendenden Weiß, und die dunkelen Hände und das dunkele Gesicht stehen hiermit so vollkommen im Einklange, daß unser Affe wohl den Preis der Schönheit verdienen dürfte. Soviel Willkür, wenn ich mich so ausdrücken dürfte, sich in der Bekleidung ausspricht, so zierlich und anmuthig ist dieselbe.

Der Guereza findet sich, wie mir Schimper mittheilte, vom 13. Grad nördlicher Breite an, überall in Abissinien, am häufigsten in einem Höhengürtel von 6—8000 Fuß über dem Meeresspiegel. Hier lebt er in kleinen Gesellschaften von zehn bis funfzehn Stück auf hochstämmigen Bäumen, gern in der Nähe fließender Gewässer und häufig auch unmittelbar neben den in Habesch immer einsam stehenden Kirchen, welche regelmäßig im Schatten geheiligter Bäume liegen. Eine Wachholderart, welche, im Gegensatz zu der bei uns wachsenden, so riesenhafte Verhältnisse zeigt, daß selbst unsere Tannen und Fichten neben ihr zu Zwergen herabsinken, scheint ihm ganz besonders zuzusagen: jedenfalls ihrer auch unseren Gaumen behagenden Beeren halber. Er ist, wie mein Berichterstatter mit besonderm Ausdruck sagte, „ein im allerhöchsten Grade behendes Thier", welches sich mit geradezu wunderbarer Kühnheit und Sicherheit bewegt. Hiermit steht im Uebrigen sein Wesen nahe im Einklange. Nur selten vernimmt man seine Stimme; blos Verwundete schreien nach Art der Meerkatzen. Wenn der Guereza Menschen sieht, schweigt er gänzlich. Auch sonst hat er mit anderen altweltlichen Baumaffen wenig gemein. Er ist durchaus harmlos, d. h. er verschont die Pflanzungen oder richtet wenigstens niemals Verwüstungen in ihnen an. Verfolgt zeigt sich der Guereza in seiner ganzen Schönheit. Mit ebenso großer Anmuth als Leichtigkeit, mit eben soviel Kühnheit als Berechnung springt der so wundersam geschmückte Gesell von Zweig zu Zweig oder aus Höhen von vierzig Fuß in die Tiefe hinab, und der weiße Mantel fliegt dabei um ihn herum, wie der Burnus eines auf seinem Araber fliehend dahinjagenden Beduinen um Roß und Reiter weht. Uebrigens kommt er nur dann auf den Boden herab, wenn die Verfolger ihm sehr nahe auf den Leib rücken; er ist ein vollendetes Baumthier und findet in seiner luftigen Höhe Alles, was er bedarf. Seine Nahrung ist die gewöhnliche der Baumaffen: Knospen, Blätter, Blüthen, Beeren, Früchte, Kerbthiere rc.

Die Jagd des Guereza hat ihre großen Schwierigkeiten. Auf den hohen Wipfeln seiner Lieblingsbäume ist er vor der Tücke des Menschen ziemlich sicher. Mit der Schrotflinte verwundet man wohl das starke, lebenszähe Thier, bekommt es aber nur selten in seine Gewalt. Der Jäger muß, wenn seine Jagd Erfolg haben soll, zur Büchse greifen: diese Waffe aber war von jeher und ist noch heute dem Eingebornen ein Ding, mit welchem er Nichts anzufangen weiß. Gut, daß dem so ist; mit der Büchse in geübter Hand hätte der Abissinier den schönen Affen vielleicht schon ausgerottet. In früheren Zeiten wurde ihm eifrig nachgestellt. Es galt als besondere Auszeichnung, ein Schild zu besitzen, welches durch ein Fell dieses Affen seinen schönsten Schmuck erhalten hatte. Die Schilde der Abissinier und anderer ostafrikanischer Völkerschaften sind länglichrund und bestehen aus Antilopen- oder wohl auch Nilpferdhaut: diese bekleidete man nun mit dem Rücken- und Seitenfelle des Guereza, so daß der ganze Mähnengürtel jetzt zum Schmuck des Schildes wurde.

Man bezahlte in Gondar, der abissinischen Hauptstadt, ein solches Fell mit einem Speciesthaler, einer Summe, für welche man vier bis sechs fette Schafe einhandeln kann. Gegenwärtig ist jener Zierrath bedeutend im Werthe gesunken: die beschriebenen Schilde sind glücklicher Weise nicht mehr gebräuchlich; — glücklicher Weise, sage ich, weil ich hoffe, daß deshalb ein so anziehendes



Meerkatzen.

Geschöpf vor der Hand noch der abscheulichen Vernichtungswuth entgeht, mit welcher der Mensch überall „seinen erstgebornen Brüdern" entgegentritt.

Bis jetzt ist der prachtvolle Affe noch nicht lebend nach Europa gekommen. Heuglin erhielt ein lebendes Junges, war aber nicht im Stande, dasselbe zu erhalten, trotzdem er ihm die beste Pflege zu Theil werden ließ. Auch in den Hütten der Landeseingebornen sieht man niemals einen zahmen Guereza: der schöne Waldbewohner erträgt keine Gefangenschaft.

Die beiden auf Seite 49 dargestellten Mitglieder der Sippe sind der bärenartigen Stummelaffe (Colobus ursinus, Fig. 1) und der Teufelsaffe (Colobus Satanas, Fig. 2).

Ersterer unterscheidet sich vom Guereza durch den Mangel des weißen Mähnengürtels, welcher durch das lange und flatternde, grobe, schmuzig fahlgelbe und schwarz gemischte Haar eben nur angedeutet ist, die längere Körperbehaarung und den fast ganz weißen Schwanz. In der Größe stimmt er so ziemlich mit dem Guereza überein und ebenso in der Lebensweise; seine Heimat aber ist der Westen Afrikas: er findet sich in den Wäldern der Sierra-Leone, Guineas und auf Fernando-Po.

Der Teufelsaffe, welcher einfärbig schwarz ist, und hauptsächlich auf Fernando-Po lebt, wird von vielen Forschern, aber wohl mit Unrecht, als bloße Spielart des Vorigen angesehen.

Afrika beherbergt nicht nur die größten, klügsten und häßlichsten Affen der alten Welt, sondern auch die schönsten, nettesten und gemüthlichsten. Zu diesen gehört unzweifelhaft die zahlreiche Gruppe, welche uns unter dem Namen „Meerkatzen" bekannt ist. Wir sehen dieses oder jenes Mitglied der betreffenden Sippe häufig genug in jedem Thiergarten oder in jeder Thierschaubude und finden es auch öfters als lustigen Gesellschafter irgend eines Thierfreundes.

Die Meerkatzen erhielten ihren Namen schon im 16. Jahrhundert, jedenfalls weil sie zuerst von dem Westen Afrikas, nemlich von Guinea zu uns kamen und entfernt an die Gestalt einer Katze erinnern. Ihre Aehnlichkeit mit unserm nützlichen Hausthiere ist übrigens nur eine sehr oberflächliche, denn alle Meerkatzen sind echte Affen in Gestalt und Wesen. Sie sind Bewohner der Wendekreisländer des genannten Erdtheils und, mit Ausnahme einer einzigen Art, welche auf Madagaskar vorkommt, auch Bewohner des afrikanischen Festlandes. Wo sich Urwälder finden, zeigen sich auch diese Affen in großer Anzahl. Manche Arten gehen fast durch ganz Mittelafrika hindurch. Wir erhalten sie ebensowohl aus dem Osten, wie auch aus dem Westen und aus der Mitte Afrikas; wohl die meisten aber kommen aus Abissinien und den oberen Nilländern.

Eine ausführliche Beschreibung der Meerkatzen erscheint mir, ihrer Allbekanntschaft wegen, kaum nöthig. Sie zeichnen sich durch leichte und zierliche Formen, schlanke Gliedmaßen, feine, kurze Hände mit langen Daumen, auch durch einen langen Schwanz ohne Endquaste aus und besitzen weite Backentaschen und große Gesäßschwielen. Ihre Farben sind meistens ziemlich lebhaft, bei einzelnen Arten oft recht angenehm bunt. Man kennt ungefähr zwanzig Arten. In den Nilländern findet man zuerst unter dem 16. Grade nördlicher Breite Meerkatzen; im Westen und Osten reichen sie bis hart an die Meeresküste. Feuchte oder wenigstens von Flüssen durchschnittene Waldungen werden von ihnen den trockenen Baumgegenden stets vorgezogen; in der Nähe von Feldern siedeln sie sich außerordentlich gern an. Recht deutlich bemerkt man bei ihnen die eigenthümliche Erscheinung, daß sich Affen und Papageien nicht blos in Gestalt, Lebensart und Wesen, sondern auch der Verbreitung entsprechen. Man darf mit Sicherheit darauf rechnen, daß man in Afrika da, wo man Papageien findet, auch unseren Meerkatzen begegnen wird, oder umgekehrt, Papageien zu vermuthen hat, wo sich Meerkatzen aufhalten.

Die Meerkatzen gehören zu den geselligsten, beweglichsten, lustigsten und, wie bemerkt, gemüthlichsten aller Affen. Man findet sie fast stets in ziemlichen Banden; Familien kommen kaum vor. Es

ist eine wahre Lust, wenn man einer Horde dieser Thiere im Walde begegnet. Da kann man ein Leben, ein Schreien und Kämpfen, ein sich Zürnen und Versöhnen, ein Klettern und Laufen, Rauben und Plündern, Gesichterschneiden und Gliederverrenken bemerken! Sie bilden einen eignen Staat und erkennen keinen Herrn über sich an, als den Stärkern Ihresgleichen; sie beachten kein Recht, als das, welches durch spitze Zähne und kräftige Hände von dem alten Affenstammvater geübt wird; sie halten keine Gefahr für möglich, aus welcher es nicht auch einen Ausweg gäbe; sie machen sich jede Lage behaglich, fürchten niemals Mangel und Noth und verbringen so ihr Leben in beständiger Regsamkeit und Fröhlichkeit. Ein grenzenloser Leichtsinn und ein höchst spaßhafter Ernst im Verein ist ihnen eigen; mit beiden beginnen und vollbringen sie alle ihre Geschäfte. Kein Ziel ist zu weit gesteckt, kein Wipfel zu hoch, kein Schatz sicher genug, kein Eigenthum achtbar. So darf es uns nicht Wunder nehmen, daß die Eingebornen Ost-Sudahns nur mit grenzenloser Verachtung und mit Zorn von ihnen sprechen; ebensowenig aber wird man es dem unbetheiligten Beobachter verdenken, wenn er sie als höchst ergötzliche Wesen betrachtet.



Der rothe Affe (Cercopithecus ruber).

Man bemerkt eine Meerkatzenbande im Urwalde sehr leicht. Wenn man auch den wechselvollen Ausruf des Leitaffens nicht vernimmt, hört man wenigstens bald das Geräusch, welches die laufende und springende Gesellschaft auf den Bäumen verursacht, und wenn man dieses nicht hört, sieht man die Thiere laufen, spielen, ruhig dasitzen, sich sonnen, sich gewisser Schmarotzer halber Liebesdienste erzeigen: — niemals fällt es ihnen ein, sich vor irgend Jemand zu verbergen. Auf dem Boden trifft man sie blos da, wo es Etwas zu fressen giebt; sonst leben sie in den Wipfeln der Bäume und nehmen ihren Weg von einem Ast zum andern. Und dabei ist es ihnen völlig gleichgiltig, ob sie durch die dicksten Dornen durchmüssen oder nicht.

Aeußerst anziehend für den Beobachter ist es, wenn er eine auf Raub ausziehende Bande belauschen kann. Mich hat die Dreistigkeit, welche sie dabei zeigen, immer ebenso ergötzt, wie sie den Eingebornen empörte. Unter Führung des alten, oft geprüften und wohlerfahrnen Stammvaters zieht die Bande der Thiere dem Getreidefelde zu; die Aeffinnen, welche Kinder haben, tragen diese

in der oben beschriebenen Weise am Bauche, die Kleinen haben aber noch zum Ueberfluß auch mit ihrem Schwänzchen ein Häkchen um den Schwanz der Frau Mamma geschlagen. Anfangs nähert sich die Rotte mit großer Vorsicht, am liebsten, indem sie ihren Weg noch von einem Baumwipfel zum andern verfolgt. Der alte Herr geht stets voran, die übrige Herde richtet sich nach ihm Schritt für Schritt und betritt nicht nur dieselben Bäume, sondern sogar dieselben Aeste, wie er. Nicht selten steigt der vorsichtige Führer auf einen Baum bis in die höchste Spitze hinauf und hält von dort aus sorgfältige Umschau; wenn das Ergebniß derselben ein günstiges ist, wird es durch beruhigende Gurgeltöne seinen Unterthanen angezeigt, wenn nicht, die übliche Warnung gegeben. Von einem dem Felde nahen Baume steigt die Bande ab, und nun geht es mit rüstigem Springen dem Paradiese zu. Hier beginnt jetzt eine wirklich beispiellose Thätigkeit. Man deckt sich zunächst für alle Fälle. Rasch werden einige Maiskolben oder Durrahähren abgerissen, die Körner enthülst und nun mit ihnen die weiten Backentaschen so voll gepfropft, als nur immer möglich; erst, wenn diese Vorrathskammern gefüllt sind, gestattet sich die Herde etwas mehr Lässigkeit, zeigt sich aber auch zugleich immer wählerischer, immer heikler in der Auswahl der Nahrung. Jetzt werden alle Aehren und Kolben, nachdem sie abgebrochen worden sind, erst sorgsam berochen, und wenn sie, was sehr häufig geschieht, diese Probe nicht aushalten, sofort ungefressen weggeworfen, und die Vergeudung, welche sich alle Affen zu schulden kommen lassen, zeigt sich im höchsten Grade. Man darf darauf rechnen, daß von zehn Kolben erst einer wirklich gefressen wird; in der Regel nehmen die Schlecker blos ein Paar Körner aus jeder Aehre und werfen das Uebrige weg. Dies ist es eben, welches ihnen den grenzenlosen Haß der Eingebornen zugezogen hat.

Wenn sich die Affenherde im Fruchtfelde völlig sicher fühlt, erlauben die Mütter ihren Kindern, sie zu verlassen und mit Ihresgleichen zu spielen. Die strenge Aufsicht, unter welcher alle Kleinen von ihren Erzieherinnen gehalten werden, endet deshalb jedoch nicht, und jede Affenmutter beobachtet mit wachsamen Blicken ihren Liebling; keine aber bekümmert sich um die Sicherheit der Gesammtheit, sondern verläßt sich, wie alle übrigen Mitglieder der Bande, ganz auf die Umsicht des Herdenführers. Dieser erhebt sich selbst während der schmackhaftesten Mahlzeit von Zeit zu Zeit auf die Hinterfüße, stellt sich aufrecht wie ein Mensch und schaut in die Runde. Nach jeder Umschau hört man beruhigende Gurgeltöne, wenn er nämlich nichts Unsicheres bemerkt hat: im entgegengesetzten Falle stößt er einen unnachahmlichen, zitternden oder meckernden Ton zur Warnung aus. Hierauf sammelt sich augenblicklich die Schar seiner Untergebenen, jede Mutter ruft ihr Kind zu sich heran, und im Nu sind Alle zur Flucht bereit; Jeder aber sucht in der Eile noch soviel Futter aufzuraffen, als er nur fortbringen zu können glaubt. Ich habe es mehrmals gesehen, daß Affen fünf große Maiskolben mit sich nahmen. Davon umklammerten sie zwei mit dem rechten Vorderarm, die übrigen nahmen sie in die drei anderen Hände und zwar so, daß sie beim Gehen mit den Kolben den Boden berührten. Bei wirklicher Gefahr wird nach und nach mit sauren Mienen alle Last abgeworfen, der letzte Kolben aber nur, wenn der Verfolger ihnen sehr nahe auf den Leib geht und die Thiere wirklich alle vier Hände zum Klettern nothwendig haben. Immer wendet sich die Flucht dem ersten besten Baume zu. Ich habe beobachtet, daß die Meerkatzen auch auf ganz einzeln stehende Bäume kletterten, von denen sie wieder absteigen und weiterfliehen mußten, wenn ich sie dort aufstörte; sowie sie aber einmal den Wald erreicht haben und wirklich flüchten wollen, sind sie geborgen; denn ihre Gewandtheit im Klettern ist fast ebenso groß, wie die der Langarmaffen. Es scheint kein Hinderniß für sie zu geben, die furchtbarsten Dornen, die dichtesten Hecken, weit von einander stehende Bäume — Nichts hält sie auf. Jeder Sprung wird mit einer Sicherheit ausgeführt, welche uns in größtes Erstaunen setzen muß, weil kein bei uns heimisches Kletterthier es dem Affen auch nur annähernd nachthun kann. Sie sind im Stande, mit Hilfe des steuernden Schwanzes noch im Sprunge die von ihnen anfangs beabsichtigte Richtung in eine andere umzuwandeln; sie fassen, wenn sie einen Ast verfehlten, einen zweiten; sie werfen sich vom Wipfel des Baumes auf die Spitze eines tiefstehenden Astes und lassen sich weiter schnellen; sie setzen mit einem Sprunge von dem Wipfel auf die Erde, fliegen gleichsam, über Gräben

hinweg, einem andern Baume zu, laufen pfeilschnell an dem Stamme empor und flüchten weiter und immer weiter. Auch hierbei geht der Leitaffe stets voran und führt die Herde durch sein sehr ausdrucksvolles Gegurgel bald rascher, bald langsamer. Man gewahrt niemals bei den flüchtenden Affen Angst oder Muthlosigkeit, muß sich vielmehr stets von ihrer unter allen Umständen sich gleichbleibenden Geistesgegenwart überzeugen. Ohne zu übertreiben, kann man sagen, daß es für sie, wenn sie wollen, eigentlich gar keine Gefahr giebt. Nur der tückische Mensch mit seinen weittragenden Waffen kann sie in seine Gewalt bringen; den Raubsäugethieren entgehen sie leicht, und die Raubvögel wissen sie schon abzuwehren, falls es sein muß.



Die Diana (Cercopithecus Diana).

Wenn es dem Leitaffen gut dünkt, hält er in seinem eiligen Laufe an, steigt rasch auf die Höhe eines Baumes hinauf, vergewissert sich der neu erlangten Sicherheit und ruft hierauf mit beruhigenden Tönen seine Schar wieder zusammen. Diese hat jetzt zunächst ein wichtiges Geschäft zu besorgen. Während der rasenden Flucht hat man nämlich nicht darauf achten können, Fell und Glieder von Kletten und Dornen freizuhalten; letztere hängen vielmehr überall am Pelz oder stecken oft tief in der Haut. Nun macht sich die Gesellschaft darüber her, sich gegenseitig von den unangenehmen Anhängseln zu befreien. Eine höchst sorgfältige Reinigung beginnt. Der eine Affe legt sich der Länge lang auf einen Ast, der andere setzt sich neben ihn und durchsucht ihm das Fell auf das gewissenhafteste

und gründlichste. Jede Klette wird ausgelöst, jeder Dorn herausgezogen, ein etwa vorkommender Schmarotzer aber auch nicht ausgelassen, sondern vielmehr mit Leidenschaft gejagt und mit Begierde gefressen. Uebrigens gelingt ihnen die Reinigung nicht immer vollständig; denn manche Dornen sind so tief eingedrungen, daß die Affen sie bei aller Anstrengung nicht aus ihren Gliedern herausziehen können. Dies kann ich ganz gewiß behaupten, weil ich selbst eine Meerkatze geschossen habe, in deren Hand noch ein Mimosendorn steckte, welcher von unten eingedrungen war und die ganze Hand durchbohrt hatte. Daß Solches möglich ist, hat mich nicht verwundert, weil ich mir selbst einmal einen Mimosendorn durch die Ledersohle, meine große Fußzehe und das Oberleder des Stiefels hindurch gestochen habe und mir sehr wohl denken kann, daß ein von oben herunter auf einen Ast springender Affe kräftig genug auffällt, um eine ähnliche Erfahrung von der Schärfe und Härte jener Dornen machen zu können.

Erst wenn die Reinigung im großen Ganzen beendet ist, tritt die Affenherde wieder den Rückzug an, d. h. sie geht ohne weiteres von neuem nach dem Felde zurück, um dort ihre Spitzbübereien fortzusetzen. So kommt es, daß sie der Einwohner des Landes eigentlich niemals aus seinen Feldern los wird, sondern stets unter einer Plage zu leiden hat, welche noch ärger, als die der Heuschrecken ist. Da die Leute keine Feuergewehre besitzen, wissen sie sich nur durch oftmaliges Verjagen der Affen zu schützen, denn alle anderen Kunstmittel zur Vertreibung fruchten bei diesen losen Geistern gar nichts — nicht einmal die sonst unfehlbaren Kraftsprüche ihrer Heiligen oder Zauberer; und eben deshalb sehen die braunen Leute Innerafrikas alle Affen als entschiedene Gottesleugner und Glaubensverächter an. Ein weiser Schëich Ost-Sudahns sagte mir: „Glaube mir, Herr, den deutlichsten Beweis von der Gottlosigkeit der Affen kannst Du darin erblicken, daß sie sich niemals vor dem Worte des Gesandten Gottes beugen. Alle Thiere des Herrn achten und ehren den Propheten — Allah's Frieden sei über ihm! — die Affen verachten ihn. Derjenige, welcher ein Amulet schreibt und in seine Felder aushängt, auf daß die Nilpferde, Elefanten und Affen seine Früchte nicht auffressen und seinen Wohlstand schädigen, muß immer erfahren, daß nur der Elefant dieses Warnungszeichen achtet. Das macht, weil er ein gerechtes Thier ist, der Affe aber ist ein durch Allah's Zorn aus dem Menschen in ein Scheusal verwandeltes Geschöpf und ein Sohn, Enkel und Urenkel des Ungerechten, und das Nilpferd die abschreckende Hülle des scheußlichen Zauberers."

In Ost-Sudahn jagt man die Meerkatzen nicht, wohl aber fängt man sie und zwar gewöhnlich in Netzen, unter denen man leckere Speisen aufstellt. Die Affen, welche den Köder wegnehmen wollen, werden von den Netzen bedeckt und verwickeln sich dergestalt in diese, daß sie nicht im Stande sind, sich frei zu machen, so wüthend sie sich auch geberden. Wir Europäer erlegten die Thiere mit dem Feuergewehr ohne alle Schwierigkeit, weil sie erst dann fliehen, wenn Einige aus ihrer Mitte ihr Leben gelassen haben. Sie fürchten sich wenig oder nicht vor dem Menschen. Oft habe ich beobachtet, daß sie Fußgänger oder Reiter, Maulthiere und Kamele unter sich wegziehen ließen, ohne zu muckſen, während sie dagegen beim Anblick eines Hundes sofort ihr Angstgeschrei ausstießen.

Bei der Affenjagd ging es mir, wie so vielen Anderen vorher: sie wurde mir einmal gründlich verleidet. Ich schoß nach einer Meerkatze, welche mir gerade das Gesicht zudrehte; sie war getroffen und stürzte von dem Baume herab, blieb ruhig sitzen und wischte sich, ohne einen Laut von sich zu geben, das aus den vielen Wunden ihres Antlitzes hervorrieselnde Blut mit der einen Hand so menschlich, so erhaben ruhig ab, daß ich aufs äußerste erregt hinzueilte und, weil beide Läufe meines Gewehres abgeschossen waren, dem armen Thiere mein Jagdmesser mehrere Male durch die Brust stieß, um es von seinen Leiden zu befreien. Aber ich habe von diesem Tage an nie wieder auf kleine Affen geschossen und rathe Jedem davon ab, welcher nicht seiner wissenschaftlichen Arbeiten wegen auf die Affenjagd gehen muß. Mir war es immer, als habe ich einen Menschen gemordet, und das Bild des sterbenden Affen hat mich förmlich verfolgt, obgleich ich doch manches Thier gejagt habe.

Nur einmal haben mir die Meerkatzen eine Jagdfreude gemacht. Ich beobachtete, daß allabendlich Schlangenhalsvögel, Ibisse und Reiher auf einer einzelnen Mimose am Stromufer des

Asrakh zum Schlafen bäumten, und beschloß, dort anzustehen. Zufällig nächtigte eine Affenherde auf demselben Baume. Bedenken ausdrückende Töne wurden laut, als ich im nahen Maisfelde mich unter einem flugs zusammengestellten Schirm verborgen hatte: die Gesellschaft oben am Wipfel ahnte offenbar nichts Gutes. Nach länger währendem Gegurgel und Gezeter schien man übereingekommen zu sein, die belagerte Stelle zu verlassen. Vorsichtig stieg der Leitaffe vom Wipfel hernieder nach den unteren Aesten. Er untersuchte und prüfte. Sein Vorsatz schien nicht verändert zu werden; denn nach einigem Besinnen stieg er langsam noch weiter am Stamme herab, unzweifelhaft in der Absicht, dem nahen Walde zuzufliehen. Andere folgten; nur die säugenden Mütter waren noch oben im Wipfel. In diesem Augenblick bäumte ein Schlangenhalsvogel auf, ein Feuerstrahl aus meinem Gewehr blitzte durch die Dämmerung. Unbeschreiblicher Wirrwarr im Wipfel war die erste Wirkung des Schusses. Der Leitaffe kehrte sofort wieder um, Alles flüchtete nach den höchsten und dichtesten Aesten. Jeder suchte ein sicheres Versteck. Welch Gezeter, Schreien, Gurgeln, Hin- und Herspringen folgte nun! Jeder neue Schuß vermehrte das Entsetzliche der Lage. Das ganze Volk fühlte sich in höchsten Aengsten. Wohl mochten hundert Pläne zur Flucht das ewig rege und erfindungstüchtige Affengehirn beschäftigen — kein einziger schien ausführbar. Das fürchterliche Feuergewehr verursachte schließlich ein geradezu unsinniges Handeln. Einzelne Affen sprangen von den Aesten auf den Boden herab und kletterten dann wieder angsterfüllt am Stamme desselben Baumes empor, welcher ihnen eine Viertelminute vorher zu unsicher erschienen war. Endlich regte sich Nichts mehr da oben. Jeder Affe saß ergebungsvoll auf dem Baume, so dicht an den Stamm gedrückt als möglich. Mein Anstand währte sehr lange, weil die wiederholt aufgeschreckten Vögel immer und immer wieder zu dem geliebten Schlafplatze zurückkehrten: — nach den letzten Schüssen vernahm ich aber nur noch ein ängstliches Stöhnen der fast dem Entsetzen erliegenden Affenbande. Erst als ich schon längst nach meinem Schiff zurückgekehrt war, hörte ich wieder Gurgeltöne, mit welchen der Stammvater zu beruhigen versuchte.

Von Raubthieren haben die freilebenden Affen nicht viel zu leiden. Den Raubsäugethieren gegenüber sind sie viel zu behend; höchstens der Leopard dürfte dann und wann auch ein unvorsichtiges Aeffchen sich erlisten. Den Raubvögeln widerstehen die Meerkatzen durch vereinigte Kraft. Einer der kühnsten Stößer ihrer Heimat ist unstreitig der gehäubte Habichtsadler (Spizaëtos occipitalis). Er nimmt die bissigen Erdeichhörnchen ohne weiteres vom Boden weg und kümmert sich nicht im geringsten um ihre scharfen Zähne und um ihr Fauchen. An die Affen aber wagt er sich nur selten und wohl niemals ein zweites Mal. Davon habe ich mich selbst überzeugen können. Als ich eines Tages in den Urwäldern jagte, hörte ich plötzlich das Rauschen eines jener Räuber über mir und einen Augenblick später ein fürchterliches Affengeschrei: der Vogel hatte sich nämlich auf einen noch sehr jungen, aber doch schon selbständigen Affen geworfen und wollte diesen aufheben und an einen gelegnern Ort tragen, um ihn dort ruhig zu verspeisen. Allein der Raub gelang ihm nicht. Der von dem Vogel erfaßte Affe klammerte sich mit seinen vier Händen so fest an den Zweig, daß ihn jener nicht wegziehen konnte, und schrie dabei Zeter. Augenblicklich entstand ein wahrer Aufruhr unter der Herde, und im Nu war der Adler von vielleicht zehn starken Affen umringt. Diese fuhren unter entsetzlichem Gesichterschneiden und gellenden Schreien auf ihn los und hatten ihn sofort auch von allen Seiten gepackt. Jetzt dachte der Gaudieb schwerlich noch daran, den Affen zu nehmen, sondern gewiß blos an sein eigenes Fortkommen. Doch dieses wurde ihm nicht so leicht. Die Affen hielten ihn fest und hätten ihn wahrscheinlich erwürgt, wenn er sich nicht mit großer Mühe frei gemacht und schleunigst die Flucht ergriffen hätte. Von seinen Schwanz- und Rückenfedern aber flogen verschiedene in der Luft herum und bewiesen, daß er seine Freiheit nicht ohne Verlust erkauft hatte. Daß dieser Adler zum zweiten Male auf keinen Affen stoßen würde, stand wohl fest.

Vor derartigen Raubthieren fürchten sich die Affen also ebensowenig, wie vor dem Menschen. Um so größeres Entsetzen aber bereiten ihnen alle Lurche und namentlich die Schlangen. Ich habe zu erwähnen vergessen, daß die Affen Vogelnester jederzeit unbarmherzig ausnehmen und nicht blos

die Eier, sondern auch die jungen Vögel leidenschaftlich gern fressen. Wenn sie aber das Nest eines Höhlenbrüters ausplündern wollen, verfahren sie stets mit der größten Sorgfalt, eben aus dieser Furcht vor den Schlangen, welche, wie bekannt, oft in solchen Nestern ihrer Ruhe pflegen. Mehr als einmal habe ich gesehen, daß, wenn sie eine Baumhöhlung entdeckt hatten, sie dann stets sorgfältig untersuchten, ob nicht etwa eine Schlange darin wäre. Zuerst wurde hineingeschaut, so weit dies möglich war, hierauf nahmen sie das Ohr zur Hülfe, und wenn auch dieses ihnen nichts Ungewöhnliches mittheilte, streckten sie zögernd den einen Arm in die Höhle. Niemals tauchte ein Affe mit einem ein-



Die Weiß-Nase (Cercopithecus petaurista).

zigen kühnen Griff in die Tiefe, sondern stets in Absätzen, immer ein Stückchen tiefer, und immer horchte und schaute er dazwischen wieder in das Loch hinein, ob sich drin der gefürchtete Lurch verrathe. In der Gefangenschaft habe ich ihre Angst vor den Schlangen noch ausführlicher beobachten können, — doch davon später.

Die Fortpflanzungszeit der freilebenden Meerkatzen scheint an keine bestimmte Jahreszeit gebunden zu sein. Man sieht bei jeder Herde Säuglinge, Kinder und Halberwachsene, der mütterlichen Zucht nicht mehr Bedürftige. — In den Gärten und Thierschaubuden Europas pflanzen sich die meisten Arten ohne Umstände fort.

Während meines langjährigen Aufenthalts in Afrika habe ich stets viele Affen und darunter auch regelmäßig Meerkatzen und zwar hauptsächlich den Abalandj der Araber (Cercopithecus griseoviridis) in der Gefangenschaft gehalten und berichte also nach eigner Erfahrung über das geistige Wesen der Thiere, welches man eben fast nur an Gefangenen beobachten kann. Ich darf versichern, daß jedes dieser merkwürdigen Thiere sein eignes Wesen hatte und mir beständig Gelegenheit zu ebenso anziehenden als unterhaltenden Beobachtungen gab. Der eine Affe war zänkisch und bissig, der andere friedfertig und zahm, der dritte mürrisch, der vierte ewig heiter, dieser ruhig und einfach, jener pfiffig, schlau und ununterbrochen auf dumme, boshafte Streiche bedacht; alle aber kamen darin überein, daß sie größeren Thieren gern einen Schabernack anthaten, kleinere dagegen beschützten, hegten und pflegten. Sich selbst wußten sie jede Lage erträglich zu machen. Dabei lieferten sie täglich Beweise eines großen Verstandes, wahrhaft berechnender Schlauheit und wirklich vernünftiger Ueberlegung, zugleich aber auch der größten Gemüthlichkeit und zärtlichsten Liebe und Aufopferung anderen Thieren gegenüber, und ich habe wegen aller dieser Eigenschaften einzelne wirklich liebgewonnen.

Als ich auf dem blauen Flusse reiste, brachten mir die Einwohner eines Uferdorfes einmal fünf frischgefangene Meerkatzen zum Verkauf. Der Preis war sehr niedrig; denn man verlangte blos zehn Groschen unsers Geldes für eine jede. Ich kaufte sie in der Hoffnung, eine lustige Reisegesellschaft an ihnen zu bekommen, und band sie der Reihe nach am Schiffbord fest. Meine Hoffnung schien jedoch nicht in Erfüllung gehen zu sollen, denn die Thiere saßen traurig und stumm neben einander, bedeckten sich das Gesicht mit beiden Händen wie tiefbetrübte Menschenkinder, fraßen nicht und ließen von Zeit zu Zeit traurige Gurgeltöne vernehmen, welche offenbar Klagen über das ihnen gewordene Geschick ausdrücken sollten. Es ist auch möglich, daß sie sich über die geeigneten Mittel beriethen, aus der Gefangenschaft wieder loszukommen; wenigstens schien mir ein Vorfall, der sich in der Nacht begab, auch mit Ergebniß ihrer Gurgelei zu sein. Am andern Morgen nämlich saß blos noch ein einziger Affe an seinem Platze, die übrigen waren entflohen. Kein einziger der Stricke, mit denen ich sie gefesselt hatte, war zerbissen oder zerrissen, die schlauen Thiere hatten vielmehr die Knoten sorgfältig aufgelöst, an ihren Gefährten aber, welcher etwas weiter von ihnen saß, nicht gedacht und so ihn in der Gefangenschaft sitzen lassen.

Dieser Uebriggebliebene war ein Männchen und erhielt den Namen Koko. Er trug sein Geschick mit Würde und Fassung. Die erste Untersuchung hatte ihn belehrt, daß seine Fesseln für ihn unlösbar seien, und ich meines Theils sah darauf, ihm diese Ueberzeugung noch mehr einzuprägen. Als echter Weltweiser schien sich Koko nun gelassen in das Unvermeidliche zu fügen und fraß schon gegen Mittag des folgenden Tages Durrahkörner und anderes Futter, welches wir ihm vorwarfen. Gegen uns war er giftig und biß Jeden, der sich ihm nahte, doch schien sich sein Herz nach einem Gefährten zu sehnen. Er sah sich unter den anderen Thieren um und wählte sich unbedingt den sonderbarsten Kauz, welchen er sich hätte wählen können, einen Nashornvogel nämlich, welchen wir aus demselben Walde, dem er entstammte, mitgebracht hatten. Wahrscheinlich hatte ihn die Gutmüthigkeit des Vogels bestochen. Die Verbindung Beider wurde bald eine sehr innige. Koko behandelte seinen Pflegling unverschämt; dieser aber ließ sich Alles gefallen. Er war frei und konnte hingehen wohin er wollte, gleichwohl näherte er sich oft aus freien Stücken dem Affen und ließ nun Alles über sich ergehen, was diesem gerade in den Sinn kam. Daß der Vogel Federn anstatt der Haare hatte, kümmerte Koko sehr wenig: sie wurden ebensogut nach Läusen durchsucht wie das Fell der Säugethiere, und der Vogel schien sich wirklich bald so daran zu gewöhnen, daß er später gleich von selbst die Federn sträubte, wenn der Affe sein Lieblingswerk begann. Daß ihn dieser während des Reinigens hin- und herzog, ihn beim Schnabel, an dem Beine, an dem Halse, an den Flügeln und an dem Schwanze herumriß, brachte das gutmüthige Geschöpf auch nicht auf. Er hielt sich zuletzt regelmäßig in der Nähe des Affen, fraß das vor diesem liegende Brod weg, putzte sich und schien seinen vierhändigen Freund fast herausfordern zu wollen, sich mit ihm zu beschäftigen. Die beiden Thiere lebten mehrere Monate in engster Gemeinschaft zusammen, auch später noch, als wir nach Charthum zurückgekehrt waren und

der Vogel im Hofe frei herumlaufen konnte. Erst der Tod des Letztern löste das schöne Verhältniß. Koko war wieder allein und langweilte sich. Nun versuchte er zwar, sich mit gelegentlich vorüberschleichenden Katzen abzugeben, bekam aber von diesen gewöhnlich Ohrfeigen anstatt Freundschaftsbezeigungen und wurde einmal auch in einen ernsthaften Kampf mit einem bissigen Kater verwickelt, welcher unter entsetzlichem Fauchen, Miauen, Gurgeln und Schreien ausgefochten wurde, aber unentschieden blieb, wenn er auch mit dem Rückzuge des jedenfalls unversehens gepackten Mäusejägers endete.

Ein junger, mutterloser Affe gewährte endlich Kokos Herzen die nöthige Beschäftigung. Gleich als er das kleine Thierchen erblickte, war er außer sich vor Freuden und streckte verlangend die Hände nach ihm aus; wir ließen den Kleinen los und sahen, daß er sofort selbst zu Koko hinlief. Dieser erstickte den angenommenen Pflegesohn fast mit Freundschaftsbezeigungen, drückte ihn an sich, gurgelte vergnügt und begann dann sogleich die allersorgfältigste Reinigung seines vernachlässigten Fells. Jedes Stäubchen, jeder Stachel, jeder Splitter, welche in jenen kletten-, distel- und dornenreichen



Der Mohrenaffe (Cercopithecus oder Cercocebus fuliginosus).

Ländern immer im Felle der Säugethiere hängen bleiben, wurden herausgelesen und weggekratzt. Dann folgte wieder neue Umarmung und andere Beweise der größten Zärtlichkeit. Wenn einer von uns Koko sein Pflegekind entreißen wollte, wurde er wüthend, und wenn wir den Kleinen ihm wirklich abgenommen hatten, traurig und unruhig. Er benahm sich ganz, als ob er ein Weibchen, ja als ob er die Mutter des kleinen Waisenkindes wäre. Dieses hing nun auch mit großer Hingabe an seinem Wohlthäter und gehorchte ihm auf das Wort.

Leider starb dieses Aeffchen trotz aller ihm erwiesenen Sorgfalt schon nach wenig Wochen. Koko war außer sich vor Schmerz. Ich habe oft tiefe Trauer bei Thieren beobachtet, niemals aber in dem Grade, wie sie unser Affe jetzt zeigte. Zuerst nahm er seinen todten Liebling in die Arme, hätschelte und liebkoste ihn, ließ die zärtlichsten Töne hören, setzte ihn dann an seinen bevorzugten Platz an dem Boden, sah ihn immer wieder zusammenbrechen, immer unbeweglich bleiben und brach nun von neuem in wahrhaft herzbrechende Klagen aus. Die Gurgeltöne gewannen einen Ausdruck, den ich

vorher nie vernommen hatte; sie wurden weich, ergreifend, ton- und klangreich, und dann wieder unendlich schmerzlich, schneidend und verzweiflungsvoll. Immer und immer wiederholte er seine Bemühungen, immer wieder sah er keinen Erfolg und begann dann wieder zu klagen und zu jammern. Sein Schmerz hatte ihn veredelt und vergeistigt; er rührte uns und bewegte uns zu dem tiefsten Mitleid. Ich ließ endlich das Aeffchen wegnehmen, weil schon wenige Stunden nach dessen Tode die Fäulniß begann, und die kleine Leiche über eine hohe Mauer werfen. Koko hatte aufmerksam zugesehen, geberdete sich wie toll, zerriß in wenig Minuten seinen Strick, sprang über die Mauer hinweg, holte sich den Leichnam und kehrte mit ihm in den Armen auf seinen alten Platz zurück. Wir banden ihn wieder fest, nahmen ihm den Todten nochmals und warfen ihn weiter weg; Koko befreite sich zum zweiten Male und that wie vorher. Endlich vergruben wir das Thier: — eine halbe Stunde später war Koko verschwunden, und am andern Tage erfuhren wir, daß in dem Walde eines nahen Dorfes, welcher sonst nie Affen beherbergte, ein sehr menschengewöhnter Affe zu sehen gewesen sei.

Ungefähr einen Monat später erhielt ich eine Meerkatzenmutter mit ihrem Kinde und konnte nun mit Muße das Verhältniß zwischen Beiden belauschen; auch dieses Kleine starb, obwohl ihm Nichts mangelte. Von diesem Augenblicke an hörte die Alte auf, zu fressen, und starb nach wenig Tagen.

Solche Thatsachen tragen gewiß nicht wenig dazu bei, diese Affen zu wahren Lieblingen des Menschen zu machen; sie sind vielleicht die einzigen, mit denen man sich wirklich befreunden kann.

Ich erfuhr aber auch genug Beweise von dem Muthwillen derselben Affenart. Sie waren zuweilen sehr ergötzlich, zuweilen aber auch recht ärgerlich. Ein Freund von mir besaß eines dieser Aeffchen, welches im höchsten Grade zärtlich an ihm hing, aber doch nicht an Reinlichkeit zu gewöhnen war. Während es mit seinem Herrn spielte, beschmuzte es diesen oft in der schändlichsten Weise, und weder Schläge noch andere Zuchtmittel, welche man in solchen Fällen bei Thieren anwendet, schienen das Geringste zu fruchten. Dieser Affe war sehr diebisch und nahm alle glänzenden Gegenstände, die er erwischen und forttragen konnte, augenblicklich an sich. Der Genannte wohnte in Kairo in dem Geschäftshause der ostindischen Compagnie. Im Untergeschoß befand sich die Schreiber- und die Kassenstube der Gesellschaft. Beide waren gegen menschliche Diebe durch starke Eisengitter vor den Fenstern wohl geschützt, nicht aber gegen solche Spitzbuben, wie jener Affe einer war. Eines Tages bemerkte mein Freund beide Backentaschen seines Lieblings vollgepfropft, lockte ihn deshalb an sich heran, untersuchte die Vorrathskammern und fand in der einen drei und in der andern zwei Guineen, welche sich der Affe aus der Kasse herauf geholt hatte. Das Geld wurde natürlich an den Eigenthümer zurückgegeben, derselbe aber zugleich ersucht, in Zukunft auch die Glasfenster verschlossen zu halten, um dem kleinen Diebe das Stehlen unmöglich zu machen.

Eine Meerkatze brachte ich mit in meine Heimat. Sie gewann sich sehr bald die Zuneigung meiner Eltern und anderer Leute, ließ sich aber doch viel lose Streiche zu Schulden kommen. Die Hühner meiner Mutter brachte sie geradezu in Verzweiflung, weil es ihr den größten Spaß zu machen schien, diese Thiere zu jagen und zu ängstigen. Im Hause selbst ging sie durch Küche und Keller, in alle Kammern und auf den Boden, und was ihr da recht schien, wurde entweder zerbissen oder gefressen oder mitgenommen. Niemand war so geschickt, ein Hühnernest aufzufinden, wie sie: die Hühner mochten machen, was sie wollten, Hassan, so hieß der Affe, kam gewiß hinter ihre Schliche, nahm die Eier weg und soff sie aus. Einige Male bewies er jedoch gerade bei dieser Räuberei wahren Menschenverstand. Meine Mutter schalt ihn aus und züchtigte ihn, als er wieder mit dottergelbem Maule erschien. — Am andern Tage brachte er ihr zierlich ein ganzes Hühnerei, legte es vor sie hin, gurgelte beifällig und ging seiner Wege. Unter allen irdischen Genüssen schien ihn Milch und noch mehr Sahne am meisten zu entzücken. Es dauerte gar nicht lange, so wußte er in der Speisekammer prächtig Bescheid und genau, wo diese leckeren Dinge aufbewahrt wurden, ermangelte auch nicht, jede Gelegenheit zu benutzen, um seine Naschhaftigkeit zu befriedigen. Auch hierbei wurde er erwischt und ausgescholten; deshalb verfuhr er in Zukunft listiger. Er nahm sich nämlich das Milchtöpfchen mit auf den Baum und fraß es dort in aller Ruhe aus. Anfangs warf er die ausgeleerten Töpfe achtlos

weg und zerbrach sie dabei natürlich fast immer; dafür wurde er bestraft und zu dem innigen Vergnügen meiner Mutter brachte er ihr nun regelmäßig die leeren, aber unzerbrochenen Töpfchen wieder!

Sehr spaßhaft war es, wenn dieser Affe auf den Ofen kletterte, oder wenn er ein ziemlich langes Ofenrohr bestieg: hier sprang er wahrhaft verzweifelt von einem Bein auf das andere, wenn ihm die Wärme des Rohres zu arg wurde, und führte dergestalt die allerdrolligsten Tänze aus; so gescheit war er aber nicht, daß er den heißen Boden verlassen hätte, bevor er wirklich gebrannt worden war. Er blieb sehr gleichgültig gegen alle unsere Hausthiere, hielt aber mit einem weiblichen Pavian, den ich ebenfalls mitgebracht hatte, innige Freundschaft und ließ sich von diesem hätscheln und pflegen, wie ein kleiner unverständiger Affe, obgleich er vollkommen erwachsen war. Des Nachts schlief er stets in des Pavians Arm, und Beide hielten sich dann so fest umschlungen, daß es aussah, als wären sie nur ein Wesen. Der Pavian und die Meerkatze unterhielten sich lange mit verschiedenen kurzen Gurgeltönen und verstanden sich ganz entschieden vortrefflich. Seiner Pflegerin bewies er trotz seines Alters kindlichen Gehorsam, wie jenes oben erwähnte junge Aeffchen seinem Wohlthäter. Er folgte ihr überall hin, wohin diese von uns geführt wurde, und kam sogleich in das Zimmer, in welches wir seine mütterliche Freundin brachten. Nur in deren Gesellschaft unternahm er weitere Ausflüge, und wenn er allein seinem Treiben nachging, entfernte er sich niemals weit und blieb mit ihr in beständiger Unterhaltung. Selbst entschiedene Gewaltthätigkeiten ließ er sich von ihr gefallen, ohne zu grollen. Er theilte jeden guten Bissen mit seiner Pflegemutter; diese aber erkannte solche Herzensgüte nur selten und niemals dankbar an. So oft Hassan auch einmal etwas für sich behalten wollte, änderte sich das Verhältniß zwischen Beiden. Denn wie ein Raubthier fiel dann der große Pavian über den armen Burschen her, brach ihm das Maul auf, holte sich mit seinen Fingern das Futter aus Hassans Backentaschen heraus, fraß es auf und kniff und puffte den armen Wehrlosen wohl auch noch tüchtig dabei.

Gegen uns war er liebenswürdig, gab aber niemals seine Selbstständigkeit auf. Er kam auf den Ruf — wenn er wollte, sonst antwortete er wohl, rührte sich aber nicht. Wenn wir ihn gefangen hatten und gewaltsam festhielten, verstellte er sich nicht selten mit größter Meisterschaft und geberdete sich zuweilen, als müsse er im nächsten Augenblicke abscheiden; sowie er aber frei wurde, rächte er sich für die erlittene Gefangenschaft durch Beißen und entfloh dann mit beifälligem Gegurgel.

Der zweite kalte Winter, den er in Deutschland verlebte, endete leider sein frisches, fröhliches Leben, und das ganze Haus trauerte um ihn, als ob ein Kind gestorben wäre. Jedermann hatte seine unzähligen Unarten vergessen und gedachte nur noch seines heitern Wesens und seiner Gemüthlichkeit.

Nicht alle Meerkatzen sind so hübsch, wie die eben beschriebene Art; einige scheinen sogar recht mürrisch und widerwärtig zu sein. Nach meinen Erfahrungen ist der rothe Affe (Cercopithecus ruber — Seite 52), welcher dieselben Gegenden bewohnt, wie die eben geschilderte Art, der langweiligste und unliebenswürdigste, und sein Geist entspricht so durchaus nicht seinem schön gezeichneten Leibe. Er ist ein sehr schmuckes Thier: der Pelz ist oben goldglänzend, unten, wie der Backenbart, weiß; das Gesicht, die Ohren und Hände sind schwarz, und um die Augen zieht sich ein fleischrother Ring. Seine Größe übertrifft die des Vorigen um etwas. Dieser Affe dürfte die Callitriche des Plinius sein. Man findet ihr Bildniß auf den egyptischen Denkmälern und sie selbst einbalsamirt in den Pyramiden von Sakhara, obwohl man nicht zu sagen weiß, warum gerade sie und nicht der vorhergehende Affe zu solcher Ehre gekommen ist. In ihrer Jugend ist die Callitriche lebhaft, anständig und liebenswürdig, je älter sie aber wird, um so ernsthafter, langweiliger und bösartiger zeigt sie sich. Sie verliert dann gewöhnlich alle Zahmheit und beißt giftig um sich. Ihre Reizbarkeit ist sehr groß und der Ausdruck derselben wirklich lächerlich: sie sperrt nämlich, wenn sie wüthend wird, das Maul weit auf, als ob sie gähne und faucht leise dabei. Wie es scheint, kommt sie niemals in so großen Herden vor, wie der vorhergehende Affe. —

Außer ihr zeichnen sich noch manche andere Meerkatzen durch ihre Schönheit aus. Eine der bekanntesten derselben ist die Diana (Cercopithecus Diana — Seite 54). Diese ist ein ziemlich kleines, schlankes Thier und an ihrem langen Backen- und Stutzbart leicht kenntlich. Ihre Hauptfarbe ist schiefergrau, der Rücken und das Kreuz sind purpurbraun, der untere Körper weiß, die Schenkel hinten gelblich, das Gesicht schwarz; dem Weibchen mangelt der Bart. Wenn wir nun noch die Weiß-Nase (Cercopithecus petaurista — Seite 57) aufführen, haben wir der merkwürdigsten und bekanntesten Arten unserer Sippe Erwähnung gethan.

An die folgende Gruppe erinnert der Mohrenaffe (Cercopithecus oder Cercocebus fuliginosus — Seite 59), welcher an der Küste von Guinea lebt, durch seine gedrungene Gestalt und die vorstehende dicke Schnauze. Seine Länge mit dem Schwanz beträgt über drei Fuß, die Leibeslänge gegen zwei Fuß; seine Färbung ist oben rußbraun, unten graulich. In Thierschaubuden ist er eine häufige Erscheinung.

Mit dem Namen Makak oder Makako bezeichnet man an der Küste von Guinea alle Affen überhaupt, im wissenschaftlichen Sinne aber eine nicht besonders zahlreiche Gruppe, deren Mitglieder theils im südöstlichen Asien, theils in Afrika leben. Neuere Forscher haben die Sippe getrennt und unterscheiden die asiatischen und geschwänzten Makaken (Macacus) von dem japanesischen und dem afrikanischen ungeschwänzten Magot (Inuus), welcher auch die Felsen Gibraltars bewohnt. In ihrer Gestalt und Lebensweise haben beide Sippen übrigens so viel Gemeinschaftliches, daß wir sie recht wohl zusammenfassen können.

Alle Affen beider Sippen haben eine untersetzte Gestalt, gleichlange und ziemlich starke Gliedmaßen, eine stark vorspringende Schnauze, fünfzehige Vorder- und Hinterhände mit langen Daumen und eine weiche lockere Behaarung. Nur der Schwanz spielt in verschiedener Länge; er ist bei den einen blos ein Stummel, bei andern mittellang und bei den dritten länger als der Leib.

In der Vorzeit waren die Makaken über einen großen Theil Europas verbreitet, und auch gegenwärtig noch gehen sie am weitesten nach Norden hinauf. Die stummelschwänzigen Arten bewohnen Nordafrika und Japan, die langschwänzigen das Festland und die Inseln Ostindiens. Sie vertreten gleichsam die Meerkatzen, ähneln aber auch wiederum den Pavianen in vieler Hinsicht und sind somit als Verbindungsglieder zwischen beiden anzusehen. Diese Mittelstellung spricht sich auch in ihrer Lebensweise aus, d. h. sie leben bald wie die Meerkatzen in Wäldern, bald wie die Paviane auf Felsen. Beider Unverschämtheit scheint in ihrem Wesen vereinigt zu sein; in der Jugend sind sie gemüthlich lustig wie die Meerkatzen, im Alter boshaft und frech wie die Paviane. Sie eignen sich vortrefflich für die Gefangenschaft, halten am längsten in ihr aus und pflanzen sich am leichtesten in ihr fort. Daher weiß man auch, daß sie sieben Monate trächtig gehen. Während der Brunstzeit schwellen die Geschlechtstheile ihrer Weibchen stark an, wie bei den weiblichen Pavianen. — Unter den acht Arten der Gruppe, welche man mit Sicherheit als von einander verschieden betrachten darf, wählen wir uns die Ausgezeichnetsten und Bekanntesten aus.

Eine Art aus Malabar kommt uns sehr häufig in Thierschaubuden zu Gesicht und heißt deshalb auch der gemeine Makako (Macacus sinicus). Bezeichnender dürfte der lateinische Name oder der Titel „Hutaffe" sein, weil beide an die „chinesische" Mütze erinnern, welche das Thier auf seinem Kopfe trägt. In seiner Heimat heißt unser Affe übrigens Munga oder Malbruk. Seine Leibeslänge beträgt nur einen Fuß, die des Schwanzes aber $1\frac{1}{2}$ Fuß; der Leib ist ziemlich schmächtig, die Schnauze zusammengedrückt und vorstehend, das Scheitelhaar strahlig. Die Färbung ist ein fahles Grünlichgrau, welches durch den Gesammtausdruck der grauen, schwarz und gelb geringelten Haare hervorgerufen wird; die Unterseite ist weißlich, Hände und Ohren sind schwärzlich gefärbt. Von den Meerkatzen unterscheidet er sich hauptsächlich durch den kräftigern Leibes- und Gliederbau.

In seinem geistigen Wesen ist der **Munga** ein ächter Affe, d. h. wetterwendisch wie kaum ein anderes Thier. Seine Launen wechseln ohne Ursache in jedem Augenblick, und daher kommt es, daß man eigentlich niemals recht weiß, wie man mit ihm daran ist. Sein Muthwillen, die Munterkeit seines Wesens, seine Nachahmungssucht und seine Gelehrigkeit machen ihn jedoch zu einem gern gesehenen Gesellschafter und lassen nicht nur seine Unarten, sondern auch sein wirklich garstiges Gesicht vergessen.

Recht gemüthlich mag sein Freileben sein. Er bewohnt die dichteren Waldungen Malabars, ohne von irgend welchem Feinde behelligt zu werden. Die Eingebornen betrachten ihn als ein heiliges Wesen und erlauben ihm nicht blos, in ihren Gärten nach Lust und Willkür zu schalten, sondern errichten ihm noch besonders Tempel und bauen Fruchtgärten für ihn an, um dem saubern Heiligen ihre Ehrfurcht zu beweisen. Ob auch ihm ähnliche Heldenthaten zugeschrieben werden, wie dem **Hulman**, ist mir unbekannt.



Der Munga (Macacus Sinicus). Der Bhunder (Macacus Rhesus).

Es ist nicht unmöglich, daß der **Munga** mit einem andern indischen Affen, dem **Bhunder** oder **Rhesus** (Macacus Rhesus) verwechselt wird. Dieses Thier scheint in den Augen der Inder ein sehr großer Gott zu sein, so eine Art Erzheiliger oder Erzengel. Seine Verehrung übersteigt das Maß von kindlicher Einfalt.

„In der Nähe von **Bindrabun**, zu Deutsch Affenwald", sagt Kapitän **Johnson**, „giebt es mehr als hundert wohlbestellte Gärten, in welchen alle Arten von Früchten gezogen werden, einzig und allein zum Besten dieser Affen, deren Unterhaltung den Reichen des Landes als großes Glaubenswerk erscheint."

„Als ich durch eine der Straßen in Bindrabun ging, folgte ein alter Affe mir von Baum zu Baum, kam plötzlich herunter, nahm mir meinen Turban weg und entfernte sich damit in kurzer Zeit, ohne wieder gesehen zu werden.

„Ich wohnte einst einen Monat in dieser Stadt, und zwar in einem großen Hause an den Ufern des Flusses, welches einem reichen Eingebornen gehörte. Das Haus hatte keine Thüren, und die Affen kamen oft in das Innere des Zimmers, in welchem ich mich aufhielt, und nahmen Brod und andere Dinge vor unseren Augen von dem Tische weg. Wenn wir in einer Ecke des Raumes schliefen,

brandschatzten sie uns auch in anderer Hinsicht. Ich habe oft mich schlafend gestellt, um sie in ihrem Treiben zu beobachten, und dabei mich weidlich gefreut ihrer Pfiffigkeit und Geschwindigkeit. Sätze von zwölf bis funfzehn Fuß von einem Haus zum andern, mit einem, ja zwei Jungen unter ihrem Bauche und noch dazu beladen mit Brod, Zucker und anderen Gegenständen, schienen für sie nur Spaß zu sein."

„Als ich einmal auf einem Ausflug in Jeckarry war, wurden unsere Zelte in einem großen Mangogarten aufgeschlagen und unsere Pferde in geringer Entfernung davon angepflöckt. Als wir bei Tische waren, kam unser Reitknecht und erzählte, daß eins von den Pferden sich losgebrochen hatte, weil es die Affen auf den Bäumen erschreckt hatten durch ihr Gezänk und das Herabwerfen von dürren Zweigen, und daß wahrscheinlich die übrigen Pferde dem Beispiel des einen folgen würden, wenn wir nicht Hilfe schafften. Sobald als das Essen vorüber war, ging ich mit meinem Gewehr, um sie wegzutreiben. Ich schoß auf einen mit einem schwachen Schuß, und er entfloh eilig zwischen die dichtesten Zweige des Baumes, blieb aber dann entkräftet sitzen und versuchte, das aus der Wunde rinnende Blut durch Auflegen seiner Hände zum Stocken zu bringen. Dies erschütterte mich so, daß ich an keine Jagd mehr dachte und zurückkehrte. Noch ehe ich den Vorfall meinen Freunden beschreiben konnte, kam ein Reitknecht zu uns und erzählte, daß der Affe zwar todt gewesen sei, aber von den anderen augenblicklich aufgenommen und fortgetragen worden wäre, Niemand wisse, wohin."

„Ein glaubwürdiger Mann erzählte mir, daß die Ehrfurcht der Eingebornen gegen diesen Affen fast ebenso groß sei, wie die gegen den Hulman. Die Eingebornen von Baka lassen den Erntezehnten auf dem Acker für diese Affen zurück, welche alsbald von ihren Bergen herabsteigen, um sich die Steuern zu holen."

Bereitwillig zahlt jeder Hindu diese Abgabe und zeigt hierin eine Mildthätigkeit und Barmherzigkeit, welche, trotzdem daß sie fast lächerlich erscheint, ihm doch so zur Ehre gereicht, daß wir sie uns in vieler Hinsicht zum Vorbild nehmen könnten. Auch in dem Schutz, welchen sie den von ihnen gepflegten Thieren Fremden gegenüber gewähren, kann ich meines Theils nichts Lächerliches oder Unpassendes finden: mir will es vielmehr höchst achtbar vorkommen, daß dort die Menschen noch die Thiere gegen jeden Frevel in Schutz nehmen. Freilich gehen die Indier etwas zu weit; denn sie rauben dem Menschen, welcher einen Affen tödtete, das Leben. Zwei junge britische Offiziere begingen auf einem Jagdzug die Unvorsichtigkeit, einen Bhunder zu schießen. Die Eingebornen erhoben sich in Masse gegen sie und versuchten, sie zu steinigen. Der Elefant, auf welchem die Offiziere ritten, suchte dem zu entgehen, indem er nach dem Fluß rannte und mit seiner Last in ihm abwärts schwamm. Er erreichte auch eine Meile unter der Stadt, welche die Briten in Aufruhr gesetzt hatten, das Land, allein seine Reiter waren beide ertrunken.

Für die Fremden ist es freilich schwer, mit diesen Affen zusammenzuleben, ohne mit ihnen in Feindschaft zu gerathen. Es ist fast unmöglich, sich einen Garten oder eine Pflanzung anzulegen: die geduldeten Halbgötter vernichten oder brandschatzen ihn wenigstens in der allernachdrücklichsten Weise. Wenn man Wachen ausstellt, um sie zu verscheuchen, kommt man nicht zum Ziele; denn wenn man die zudringlichen Gäste auf der einen Seite weggejagt hat, erscheinen sie auf der andern wieder. Brennende Feuer, Schreckensbilder und dergleichen stören sie nicht im geringsten, und die ihnen wirklich angethane Gewalt gefährdet das eigne Leben.

Ein dort wohnender Engländer wurde, wie man erzählt, durch die Thiere zwei Jahre lang in dieser Weise bestohlen und geärgert. Er wußte sich gar nicht mehr vor ihnen zu retten, bis er endlich auf ein wirklich sinnreiches Mittel verfiel. Er hatte immer gesehen, daß seine herrliche Zuckerrohrpflanzung von Elefanten, Schweinen, vor allem aber von den Affen verwüstet wurde. Erstere wußte er in kurzer Zeit durch einen tiefen Graben mit einem Spitzpfahlzaun abzuwehren. Die Affen aber fragten wenig oder gar nichts nach Wall oder Graben, sondern kletterten in aller Gemüthsruhe auch über den Zaun hinweg und raubten nach wie vor. Der Pflanzer sah seine Ernte verschwinden. Da kam er auf einen glücklichen Gedanken. Er jagte eine Bande Affen auf einen

Baum, fällte denselben mit Hilfe seiner Diener, fing eine Menge von den Jungen und nahm sie mit sich nach Haus. Hier hatte er sich bereits eine Salbe zurecht gemacht, in welcher Zucker, Honig und Brechweinstein die Hauptbestandtheile waren. Mit dieser Salbe wurden die jungen Affen eingerieben und dann wieder freigelassen. Die ängstlichen Eltern hatten sorgend nach ihrer Nachkommenschaft gespäht und waren froh, als sie die lieben Kinder erblickten. Aber o Jammer, wie kamen sie zurück! Unsauber, beschmutzt, beschmiert, kaum mehr kenntlich. Natürlich, daß sofort eine gründliche Reinigung vorgenommen wurde. Die Beschwerde der Säuberung schien sich zu lohnen, denn zuckersüß war die Schmiere, welche den Körper bedeckte. Beifälliges Grunzen wurde vernommen, doch nicht lange Zeit: der Brechweinstein zeigte seine tückische Wirkung, und ein Fratzenschneiden begann, wie niemals früher, als die Affen sich anschickten, mit heißem Flehen den heiligen Ulrich anzurufen. Nach dieser bittern Erfahrung kamen sie nie wieder in die Nähe des Verräthers und ließen sein Hab und Gut fortan unbehelligt.

Der Bhunder ist $1\frac{1}{2}$ Fuß lang, sein Schwanz $\frac{1}{2}$ Fuß. Er ist von kräftigem, untersetzten Bau, am Oberleib reichhaltig, am Unterleib spärlich behaart. Seine Haut ist schlaff und bildet an dem Halse, der Brust und dem Bauche wammenartige Falten. Die Färbung ist oben grünlich oder fahlgrau, an den Schenkeln mit hellgelblichem Anflug, an der Unterseite weiß. Der Schwanz ist oben grünlich, unten graulich. Das Gesicht, die Ohren und Hände sind licht kupferfarben, die Gesäßschwielen lebhaft roth gefärbt. Das Weibchen trägt seinen Schwanz gewöhnlich hängend, das Männchen bogig ab- und einwärts gekrümmt. Unser Affe ist weit verbreitet in ganz Indien und steigt bis zu zehntausend Fuß übers Meer empor.

In der Gefangenschaft ist der Bhunder nicht eben angenehm, sondern ärgerlich, wüthend und sehr reizbar. Er zerbricht und zerreißt Alles, was man in die Nähe seines Käfigs bringt, und scheint sich außerordentlich zu freuen, wenn ihm ein schlechter Streich gelang. Dabei ist er eifersüchtig und scheelsüchtig gegen seines Gleichen und geräth in Wuth, wenn er einen andern Affen fressen sieht. In dem Thiergarten zu Paris hatte man im November des Jahres 1824 das Vergnügen, ein trächtiges Weibchen dieser Art zu erhalten und es vor und nach der Geburt seines Jungen beobachten zu können. Der ausgezeichnete Forscher Cuvier theilt uns hierüber Folgendes mit:

„Unmittelbar nach der Geburt klammerte der junge Bhunder sich an dem Bauche seiner Mutter fest, indem er sich mit den vier Händen an ihrem Pelz festhielt und mit dem Munde die Saugwarze erfaßte. Vierzehn Tage lang ließ er die Brüste seiner Mutter nicht frei. Er blieb während der ganzen Zeit in unveränderter Stellung immer zum Saugen bereit und schlafend, wenn die Alte sich niedersetzte, aber auch im Schlafe sich festhaltend. Die eine Saugwarze verließ er nur, wenn er die andere ergreifen wollte, und so gingen ihm die ersten Tage seines Lebens vorüber, ohne daß er irgend eine andere Bewegung gemacht hatte, als die der Lippen, um zu saugen, und die der Augen, um zu sehen. Er wurde, wie alle Affen, mit offenen Augen geboren, und es schien, daß er vom ersten Augenblicke an seine Umgebung zu unterscheiden vermöge; denn er folgte allen um ihn vorgehenden Bewegungen mit seinen Augen."

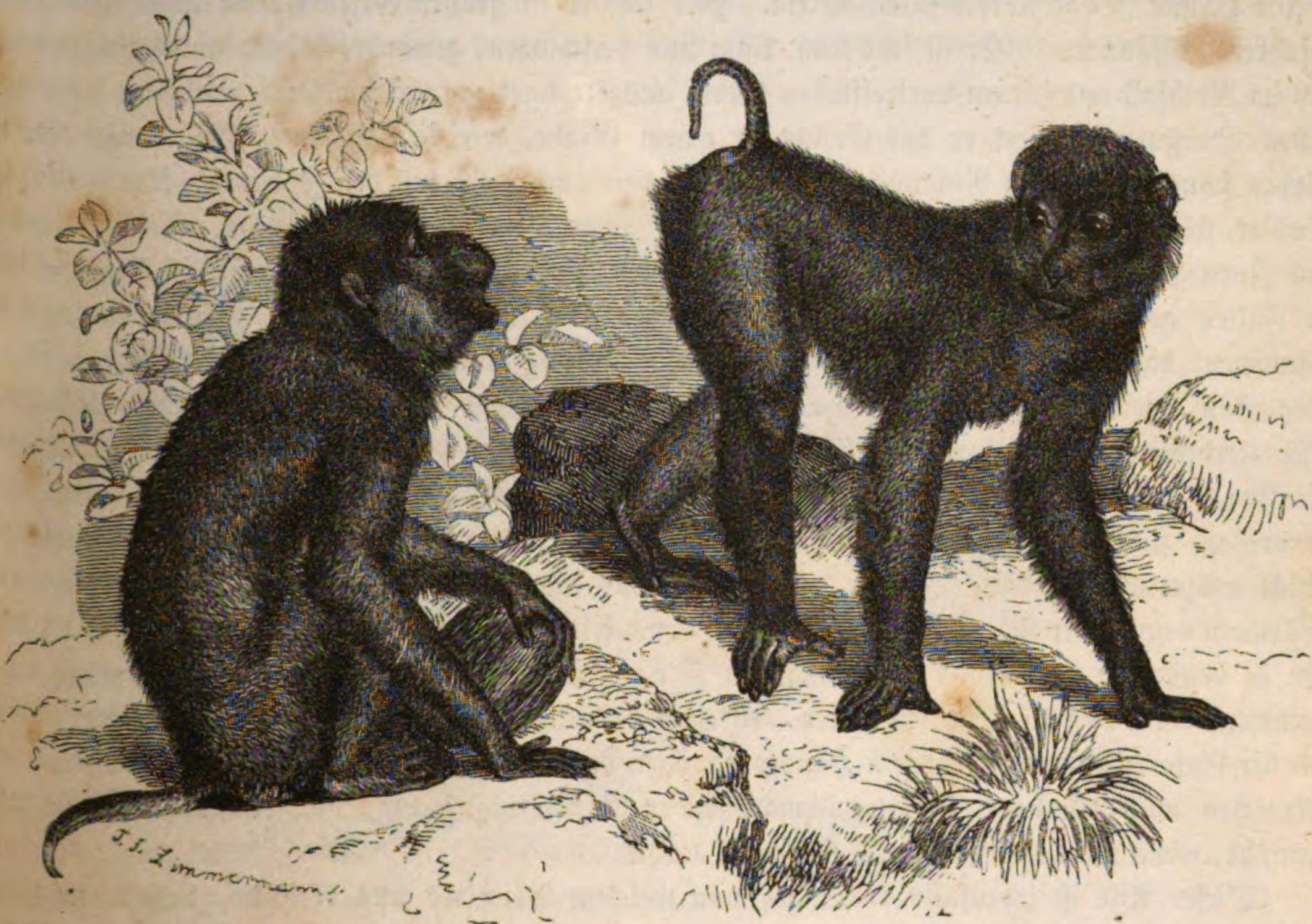
„Es läßt sich kaum beschreiben, wie groß die Sorgfalt der Mutter war für Alles, was das Saugen und die Sicherheit ihres Neugebornen betraf. Sie zeigte sich stets verständig und so umsichtig, daß man sie bewundern lernte. Das geringste Geräusch, die mindeste Bewegung erregte ihre Aufmerksamkeit und zugleich auch eine ängstliche Sorgfalt für ihr Junges, nicht für sich selbst; denn sie war an die Menschen gewöhnt und ganz zahm geworden. Alle ihre Bewegungen geschahen mit größter Gewandtheit, doch niemals so, daß der Säugling dabei hätte Schaden leiden können. Das Gewicht ihres Jungen schien keine ihrer Bewegungen zu hindern, und es war auch kein Unterschied in der Gewandtheit oder in dem Ungestüm derselben zu bemerken. Wohl aber sah man deutlich, daß die Alte sich doppelt in Acht nahm, um nicht irgendwo mit ihrem Kinde anzustoßen. Etwa nach vierzehn Tagen begann dieses sich von seiner Mutter loszumachen und zeigte gleich in seinen ersten Schritten eine Gewandtheit, eine Stärke, welche Alle in Erstaunen setzen mußte, weil beidem doch

weder Uebung noch Erfahrung zu Grunde liegen konnte. Der junge **Bhunder** klammerte sich gleich anfangs an die senkrechten Eisenstangen seines Käfigs und kletterte an ihnen nach Laune auf und nieder, machte wohl auch einige Schritte auf dem Stroh, sprang freiwillig von der Höhe seines Käfigs auf seine vier Hände herab und dann wieder gegen die Gitter, an welchen er sich mit einer Behendigkeit und Sicherheit anklammerte, die dem erfahrensten Affen Ehre gemacht hätte. Die Mutter verfolgte jede Bewegung ihres Kindes mit der größten Aufmerksamkeit und schien immer bereit, einen etwaigen Schaden ihres Lieblings zu verhindern. Später versuchte sie, sich von Zeit zu Zeit der Bürde zu entledigen, blieb aber stets gleich besorgt um ihr Kind, und wenn sie nur die mindeste Gefahr zu befürchten glaubte, nahm sie es sogleich wieder zu sich. Die leichteste Berührung desselben mit ihrer Hand war dem folgsamen Zögling ein Befehl zur Rückkehr, und er nahm dann augenblicklich die gewohnte Lage an der Brust der Mutter wieder ein. Die Sprünge und Spiele des kleinen Thieres wurden im gleichen Verhältniß ausführlicher, als die Kräfte desselben zunahmen. Ich habe seine lustigen Uebungen oft lange mit dem größten Vergnügen beobachtet und kann bezeugen, daß ich es nie eine falsche Bewegung thun, irriges Maß nehmen oder nicht vollkommen genau den Punkt, welchen es beabsichtigt hatte, erreichen sah. Der kleine Affe gab mir den unzweideutigen Beweis, daß er schon von allem Anfang an Entfernungen beurtheilen und den für jeden seiner Sprünge erforderlichen Grad von Kraft zu bestimmen vermochte. Er kannte seine natürlichen Bewegungen vom ersten Augenblick an und wußte durch sie Das zu erreichen, was ein anderes Thier, selbst wenn es den Verstand eines Menschen besessen haben würde, erst nach zahlreichen Versuchen und manchfachen Uebungen hätte erlangen können. Hier konnte man wohl sagen: Was wissen wir, wenn wir eine Erklärung der Handlungen der Thiere geben sollen?"

„Nach sechs Wochen ungefähr ward dem Affen eine kräftigere Nahrung, als die Muttermilch, und damit zeigte sich eine neue Erscheinung. Die Thiere gewährten neue Aufschlüsse über ihr geistiges Wesen. Dieselbe Mutter, welche wir früher mit der zärtlichsten Sorgfalt für ihr Junges beschäftigt sahen, welche dasselbe ohne Unterbrechung an ihrem Körper und ihren Brüsten hängend trug, und von welcher man glauben sollte, sie würde, von Mutterliebe getrieben, ihm den Bissen aus dem eignen Munde zu reichen bereit sein: dieselbe Mutter gestattete ihm, als es zu essen anfing, nicht, auch nur das Geringste von der ihm dargereichten Speise zu berühren. Sobald der Wärter Obst und Brod gereicht hatte, bemächtigte sie sich solcher, stieß das Junge, wenn es sich nähern wollte, von sich und füllte eilends Backentaschen und Hände, damit ihr Nichts entgehe. Man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, daß ein edlerer Trieb, als die Freßgier, sie zu diesem Betragen bewogen habe. Zum Saugen konnte sie das Junge nicht nöthigen wollen; denn sie hatte keine Milch mehr, und ebensowenig konnte sie Besorgniß hegen, daß die Speisen ihrem Jungen schädlich sein könnten; denn dieses fraß dieselben begierig und befand sich dabei recht wohl. Der Hunger machte es nun bald sehr kühn, unternehmend und behend. Es ließ sich nicht mehr von den Schlägen der Mutter zurückschrecken; und was sie auch thun mochte, um ihr Kind zu entfernen und Alles für sich allein zu behalten: das Junge war pfiffig und gewandt genug, doch immer sich des einen oder des andern Bissens zu bemächtigen und ihn hinter dem Rücken der Mutter, so fern als möglich von ihr, rasch zu verzehren. Diese Vorsicht war auch gar nicht unnöthig; denn die Alte lief mehrmals in die entfernteste Ecke des Raumes, um ihrem Kinde die Nahrung wieder abzunehmen. Um nun die Nachtheile zu verhüten, welche die unmütterlichen Gefühle hätten mit sich bringen können, ließen wir mehr Vorräthe reichen, als die Alte verzehren oder auch nur in ihrem Munde verbergen konnte, und damit war dem Jungen geholfen. Dieses lebte nun bei guter Gesundheit und wurde von der Mutter gepflegt, so lange es sich nicht um das Essen handelte. Es unterschied die Personen recht gut, welche ihm Nahrung reichten oder es liebkosten, war sehr gutartig und hatte von dem Affencharakter einstweilen nur die Munterkeit und Behendigkeit."

Ich habe die ausgezeichnete Beobachtung des großen französischen Forschers absichtlich hier in aller Ausführung gegeben, weil meine eigenen Wahrnehmungen an den **Meerkatzen** uns das mütterliche und kindliche Verhältniß in einem andern Licht gezeigt haben.

Von den bisher genannten Makaken unterscheidet sich der **Schweinsaffe** (Macacus nemestrinus) vornehmlich durch seinen kurzen, dünnen Schwanz und die hohen Beine. Er erinnert entfernt an die Paviane. Seinen Namen erhielt er eben wegen seines Schwanzes, welcher mit dem eines Schweines insofern Aehnlichkeit hat, als ihn der Affe in einer ganz eigenthümlichen gekrümmten Weise trägt. Die Behaarung auf der Oberseite des Körpers ist lang und reichlich, auf der Unterseite ziemlich spärlich; ihre Färbung ist oben dunkelolivenbraun, jedes einzelne Haar abwechselnd olivenfarben, grünlich, gelblich und schwarz geringelt; auf dem Oberarm ist die Färbung mehr fahlgelb und auf der Unterseite des Leibes gelblich oder bräunlichweiß. Die Unterseite des Schwanzes ist hellrostbräunlich gefärbt. Gesicht, Ohren, Hände und Gesäßschwielen sind nackt und schmuzig fleischfarben, die oberen Augenlider weißlich, die Augen braun. Auf dem Scheitel gehen die Haare strahlenförmig auseinander und erinnern nochmals an den früher genannten Makako. Die Höhe dieses Affen beträgt 2 Fuß 8 Zoll, die Länge des Körpers 1 Fuß 9 Zoll und die des Schwanzes 6 Zoll. Er lebt in den Wäldern von



Der Schweinsaffe (Macacus nemestrinus).

Sumatra, Borneo und der malaiischen Halbinsel und ist lebhaft und behend, in der Jugend gut und leicht zu zähmen, läßt sich auch am leichtesten abrichten. Dies benutzen die Malaien, welche ihn **Bruh** nennen, um ihn in ausgedehnter Weise für sich arbeiten zu lassen. Sie lassen ihn nämlich auf die Kokospalme klettern und von dort die Früchte abnehmen. Dabei benimmt er sich so verständig und geschickt, daß er die reifen stets von den unreifen unterscheidet und nur jene herabwirft. In dieser Benutzung steht unser Affe einzig unter seinem Geschlecht da. Er arbeitet hier wirklich wie ein Hausthier, als Gehilfe des Menschen. Die Gefangenschaft verträgt der Bruh gut und lange, auch bei uns zu Lande. Es sind sogar Fälle bekannt, daß er sich hier fortgepflanzt hat. Dagegen sagt man ihm auch nach, daß er die größte Fertigkeit in der Ausübung von dummen und nichtsnutzigen Streichen besäße und dadurch seinen Herrn nicht besonders vergnüge.

In die Gruppe der Makaken gehört endlich noch ein in doppelter Hinsicht merkwürdiger Affe, der **Magot** (Inuus ecaudatus); sonst auch unter dem Namen **türkischer, gemeiner** und **berbe**=

rischer Affe bekannt. Er ist der einzige Makake, welcher in Afrika lebt, und der einzige seiner Ordnung, welcher noch heutigen Tages in Europa wild gefunden wird. Wahrscheinlich ist er seit den ältesten Zeiten bekannt; denn es ist anzunehmen, daß die alten Römer hauptsächlich ihn anstatt des Menschen zur Zergliederung benutzten.

Der Magot ist von schmächtigem Körperbau und hochbeinig. Sein runzliches Gesicht ist fleischfarben; die Ohren sind rund und menschenähnlich; der Schwanz ist nur ein kurzer, kaum sichtbarer Stummel. Sein Pelz ist ziemlich reichlich, auf der Unterseite des Leibes aber spärlich. Im Gesicht zeigt sich ein dichter, gelblichweißer Bart, während die Stirnhaare und ein Haarstreifen über den Augen schwarz sind. Der Rücken und die Außenseite der vorderen Gliedmaßen sind grünlichbraun, die Außenseite der hinteren Gliedmaßen und die Hände sind röthlichgelb. Die Körperlänge beträgt etwa zwei Fuß.

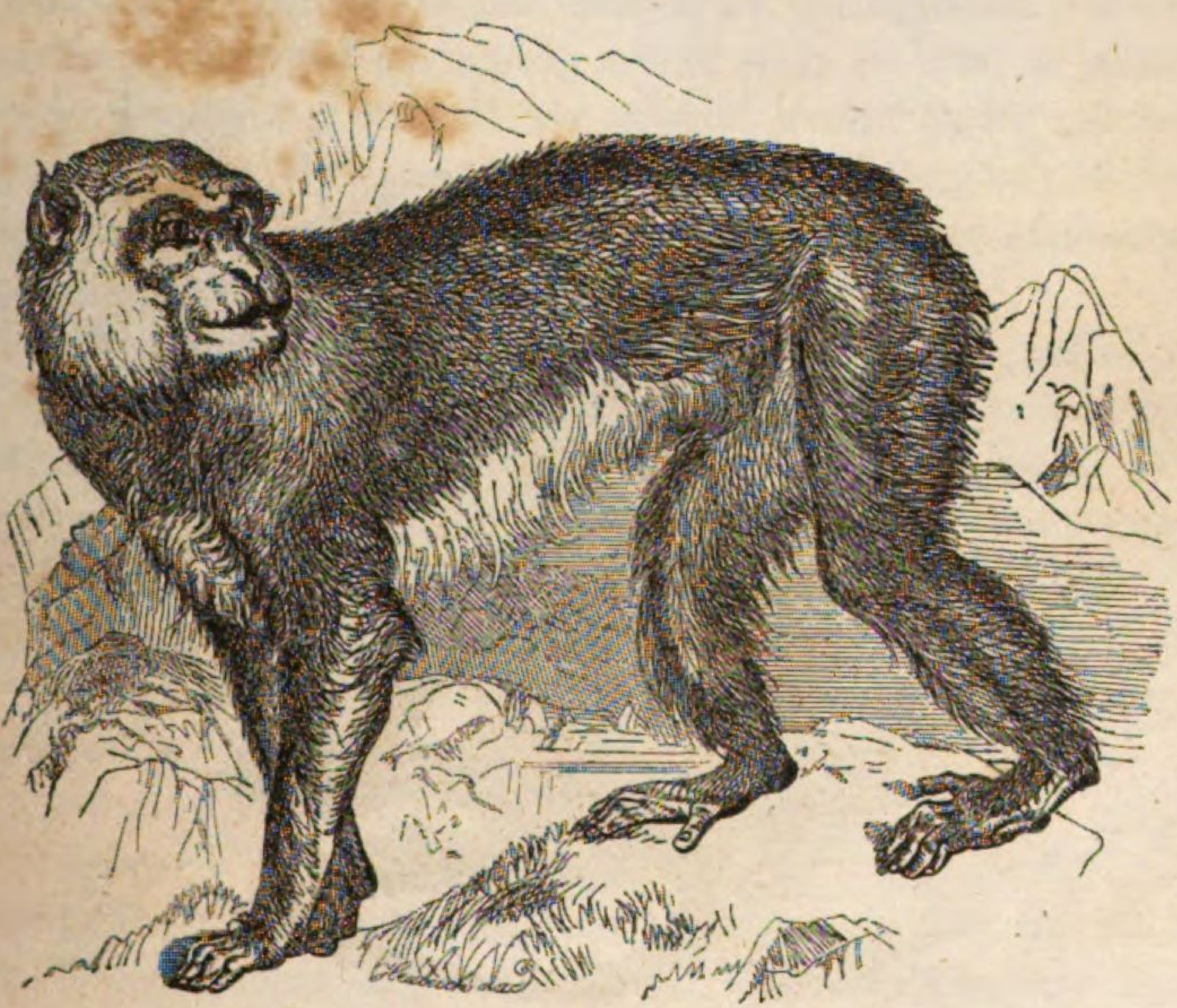
Unser Affe ist der beständige Begleiter der Bären= und Kamelführer, welche in unserm gebildeten Zeitalter leider nicht mehr die liebe Jugend in derselben Weise belustigen wie früher. Seine Heimat ist das nordwestliche Afrika. Hier lebt er in großen Gesellschaften unter Leitung alter, erfahrener Männchen. Er ist sehr klug, listig und verschlagen, gewandt, behend und kräftig und weiß sich im Nothfall mit seinem vortrefflichen Gebiß ausgezeichnet zu vertheidigen. Bei jeder leidenschaftlichen Erregung verzerrt er das Gesicht in einem Grade, wie kein anderer Affe, bewegt dabei die Lippen schnell nach allen Richtungen hin und klappert auch wohl mit den Zähnen. Nur wenn er sich fürchtet, stößt er ein heftiges, kurzes Geschrei aus. Sein Verlangen, sowie Freude, Abscheu, Unwillen und Zorn giebt er durch Fratzen und Zähneklappern zu erkennen. Wenn er zornig ist, bewegt er seine in Falten gelegte Stirn heftig auf und ab, streckt die Schnauze vor und zwängt die Lippen so zusammen, daß der Mund eine kleine zirkelrunde Oeffnung bildet. In der Freiheit lebt er in felsigen Gegenden, wie die Paviane, ist aber auch geschickt auf Bäumen. Man sagt, daß er, wie die Paviane, viel Kerbthiere und Würmer fresse, deshalb beständig die Steine umwälze und sie gelegentlich die Berge herabrolle. An steilen Gehängen soll er hierdurch nicht selten gefährlich werden. Die Scorpione sind, wie behauptet wird, seine Lieblingsnahrung; er weiß ihren giftigen Stachel geschickt auszurupfen und verspeist sie dann mit großer Gier. Aber auch mit kleinen Kerbthieren und Würmern begnügt er sich, und je kleiner seine Beute sein mag, um so eifriger zeigt er sich in der Jagd, um so begieriger verzehrt er den gemachten Fang. Das erhaschte Kerbthier wird sorgfältig aufgenommen, dann vor die Augen gehalten, mit einer beifälligen Fratze begrüßt und nun sofort gefressen. In der Gefangenschaft besteht sein Hauptvergnügen darin, Hunde, Katzen und unter Umständen auch Menschen nach allerhand kleinen, schmarotzenden Gästen abzusuchen, und er selbst zeigt sich höchst dankbar, wenn man ihm dieselbe Gefälligkeit anthut.

Dieser Affe ist jedenfalls derjenige, von welchem Plinius uns berichtet, daß er Alles nachahme, das Bretspiel lerne, ein mit Wachs gemaltes Bild zu unterscheiden verstehe, in den Häusern Junge hervorbringe, es gern habe, wenn man sich mit ihm abgäbe, und dergleichen. Auch spätere Schriftsteller erwähnen den Magot. Leo Africanus sagt, daß derselbe in den mauritanischen Wäldern häufig sei und nicht blos an Händen und Füßen, sondern auch im Gesicht wie ein Mensch aussähe, auch von der Natur mit wunderbarer Klugheit begabt sei. Von den abgerichteten sagt er, daß sie unglaubliche Dinge leisteten, zum Zorn geneigt und sehr bissig seien, sich aber leicht besänftigen ließen. In gleicher Weise sprechen sich noch andere Schriftsteller über ihn aus.

Leider konnte ich während meines Aufenthaltes in Südspanien (1856) über die Affenherde, welche die Felsen von Gibraltar bewohnt, nichts Genaues und Ausführliches erfahren. Man erzählte mir, daß jene Gesellschaft noch immer ziemlich zahlreich sei, aber nicht eben häufig gesehen werde. Von der Festung aus beobachte man die Thiere oft mit Fernröhren, wenn sie ihrer Nahrung nachgehend, die Steine umwälzen und den Berg herabrollen. In die Gärten kämen sie selten. — Auch die Spanier wissen nichts Sicheres darüber anzugeben, ob die Thiere von allem Anfang an Europäer waren, oder solches erst durch ihre Verpflanzung aus Afrika herüber wurden. Um so erfreulicher war es mir, vor kurzem eine ebenso anziehende als belehrende Abhandlung über diesen Gegenstand zu lesen.

A. G. Smith berichtet im „Zoologist“ (Mai 1862) über seine an Ort und Stelle gesammelten Erfahrungen. Er theilt zunächst mit, daß das Vorkommen der Thiere in Europa wiederholt in Zweifel gezogen, ja, als einfältiges Märchen betrachtet und selbst von einem vielfach in Gibraltar verkehrenden Schiffskapitän geläugnet worden sei, und versichert, daß er beinahe selbst allen Glauben verloren gehabt habe. Aber er wurde eines Bessern belehrt, als er den Flaggenstock auf dem Gipfel des Felsens besuchte, um sich an der herrlichen Rundschau zu laben. Der Flaggenwächter theilte ihm ganz gelegentlich mit, daß „die Affen im Umzuge begriffen seien“. Sofort zog unser Gewährsmann nunmehr die sorgsamsten Erkundigungen ein, und ihnen danken wir das Nachstehende.

„Auf diesem Felsen haben die Affen seit unvordenklichen Zeiten Fuß gefaßt; wann aber oder wie sie über die See gekommen sind, ist nicht leicht zu bestimmen, und die maurische Sage, daß sie zwischen Gibraltar und Marokko noch jetzt durch einen unterirdischen Gang unter der Meerenge ab- und zugehen, ist doch etwas gar zu märchenhaft. Gewiß ist nur, daß sie da sind, obschon bedeutend an Zahl zurückgebracht, so, daß während einiger Jahre die ganze Gesellschaft sich auf eine kleine Bande von vier belief. Man sieht sie selten; sobald aber der Wind wechselt, ändern auch sie ge-



Der Magot (Inuus ecaudatus).

wöhnlich ihren Aufenthalt. Weichlich und zärtlich, wie sie sind, scheuen sie jede plötzliche Abwechselung des Wetters, namentlich das Umsetzen des Windes von Ost nach West oder umgekehrt, und suchen sich dagegen zu schützen, indem sie sich hinter die Felsen ducken. Sie sind sehr lebendig und wählen zu ihrer Wohnung am liebsten die steileren Abgründe, wo sie im ungestörten Besitze vieler Höhlen und Löcher in dem lockern Felsen sind. Jedenfalls kann es ihnen nicht schwer werden, sich ihre Nahrung zu verschaffen; denn sie erscheinen sehr wohlgenährt. Ueppig wachsen zwischen den losen Steinen viele Pflanzen, deren Blätter und Früchte sie fressen; besonders aber lieben sie die süßen Wurzeln der Zwergpalme, welche dort sehr häufig ist; zur Abwechselung verzehren sie sonst auch Käfer und andere Kerbthiere. Manchmal sollen sie auch (ich kann es aber nicht verbürgen) die Felsen herunterkommen und die Gärten der Stadt plündern, wenn reifes Obst allzusehr lockt, als daß es nicht ihre natürliche Liebe zur Einsamkeit besiegen sollte. Man hält sie gewöhnlich für außerordentlich scheu und sagt, daß sie bei dem geringsten Geräusch flüchteten; mein Berichterstatter stellte Dies jedoch in Abrede und zeigte mir zum Beweise seiner Behauptung einige Felsen, von wo aus sie ihn an demselben Morgen angestiert hatten, ohne durch die Farbe seiner englischen Uniform oder durch seinen

Unteroffiziersblick sich irre machen zu lassen — ziemlich lange Zeit blieben sie etwa einige dreißig oder vierzig Ellen von der Brustwehr halten, an welcher er lehnte, und zogen sich schließlich in aller Muße zurück. Daß man sie so selten sieht und fast nur während ihres „Umzugs“ zur entgegengesetzten Seite des Felsens, scheint auf ein sehr scheues, ungeselliges Wesen zu deuten; denn Niemand verfolgt sie, vielmehr bewahrt man sie ängstlich vor jeder Belästigung. Seit wielange ihnen ein solcher Schutz schon gewährt wird, konnte ich nicht erfahren; gewiß aber geschieht es bereits solange, als Gibraltar im Besitze der Engländer ist. Seit 1855 hat der Quartiermeister sie nicht nur unter seine besondere Obhut genommen, sondern auch sorgfältig über ihr jedesmaliges Erscheinen und ihre Anzahl Buch geführt. Ich entnehme dieser Buchung, daß sie durchschnittlich alle zehn Tage einmal gesehen worden, manchmal etwas häufiger; daß sie im Sommer ebensowohl wie im Winter „umziehen“, stets mit der Absicht, dem Winde zu entgehen; endlich, daß sie im Jahre 1856 sich auf zehn beliefen, nach und nach aber bis auf vier heruntergekommen sind. Ihr gänzliches Aussterben steht leider zu



Der Wanderu (Macacus Silenus).

erwarten, denn diese vier sollen sämmtlich eines Geschlechtes sein. Sollte unter den vielen englischen Offizieren zu Gibraltar keiner aufopfernd genug sein, einige Affen von der entgegengesetzten Küste der Barbarei einzuführen, da dorthin mindestens wöchentliche Verbindung statthat? Wäre Keiner zu finden, der auch nur ein halbes Dutzend kaufte und sie unter ihre Vettern auf dem Felsen losließe? Dann könnten wir hoffen, daß dieser Affenstamm noch einmal aufblühte und so diese anziehende Ordnung der Säugethiere auch fernerhin in Europa vertreten bliebe.“

Ich brauche wohl kaum auszusprechen, daß ich, und wohl wir Alle, die zuletzt ausgesprochenen Wünsche des Engländers theilen. Es würde unbedingt als ein Verlust für Europa zu betrachten sein, wenn es seine Affen verlieren sollte.

Der letzte Makake, welchen ich noch mit einigen Worten erwähnen will, ist der schwarze Bartaffe, Wanderu oder Nil-Bandar (Macacus Silenus). Er ähnelt in seiner ganzen Erscheinung

einem gemähnten Pavian ebensosehr, wie einem Makaken. Der Körper ist untersetzt, der Schwanz mittellang. Eine große Mähne hüllt das Gesicht, den Kopf und die Schultern ein. Der ganze oberste Theil des Pelzes ist schwarz gefärbt, die oberen und unteren Theile der Gliedmaßen lichtbräunlichgrau, wie die Mähne, welche oben am dunkelsten, am Kinn am lichtesten ist. Gesicht und Hände sind schwarz, die Gesäßschwielen röthlich. Erwachsene Thiere sind zwei Fuß lang, wobei der Schwanz 1 Fuß Länge hat.

Der Wanderu bewohnt vorzüglich Ceylon und zwar ausschließlich die dichten Wälder. Seine Nahrung besteht aus Knospen und Baumblättern. Er besucht ebenfalls die Gärten und richtet dort unter Umständen bedeutenden Schaden an. Thierbach erzählt, daß die von diesen Affen herrührenden Verwüstungen oft wirklich jammervoll anzusehen sind. In manchen Kokosgärten sieht man nicht eine einzige Frucht auf den Bäumen, aber den Boden ganz besät mit ihnen, zumal mit halbreifen, welche diese Affen abgerissen und herabgeworfen haben.

Demungeachtet werden sie von den Malabaren geschätzt. Die Fürsten dieses Volks achten sie sehr hoch, wegen ihrer Ernsthaftigkeit und ihrer Klugheit. Sie lassen Junge aufziehen und zu allerlei Spielen abrichten, wobei dieselben sich zum Bewundern gut benehmen. Andere sagen, daß sie in der Gefangenschaft nicht eben viel werth seien. Zwar sollen sie leicht an allerlei Nahrung gewöhnt und auch ziemlich gezähmt, aber auch oft sehr grämlich werden können und dann höchst unliebenswürdig sein. Außerdem sind sie ungesellig und maßen sich die Herrschaft über alle übrigen Affen an, welche man mit ihnen zusammenhält, necken und ärgern die anderen Thiere, beißen die Wärter und betragen sich auch sonst noch unartig.

Ich sah einen Wanderu in Amsterdam lebendig, konnte aber von dem eben Mitgetheilten Nichts wahrnehmen. Freilich steckte das Thier allein in seinem Käfig und hatte deshalb keine Gelegenheit, sein eigentliches Wesen zu zeigen; — denn einen Affen muß man mit anderen seiner Art oder Familie zusammensehen, wenn man ihn kennen lernen will. Der Wanderu, welchen ich sah, war ein stiller und ziemlich langweiliger Gesell, welcher ruhig und gemessen in seinem Käfige auf- und abging und sich um die Außenwelt wenig zu kümmern schien. Nur zuweilen bewies ein Blitzen des hübschen, braunen Auges, daß er doch nicht ganz so theilnahmlos war, als er vorgab. Mit den Wärtern stand er auf bestem Fuße; gegen Fremde zeigte er sich artig und bescheiden.

Die Affengruppe, welche wir nunmehr betrachten wollen, ist zwar eine der merkwürdigsten, nicht aber auch eine der anziehendsten und angenehmsten. Wir finden in ihr vielmehr die häßlichsten, rüdesten, flegelhaftesten und deshalb widerwärtigsten Mitglieder der ganzen Ordnung; wir sehen in ihnen, den Pavianen oder Hundsköpfen (Cynocephalus), den Affen gleichsam noch einmal verzerrt oder sehen ihn wenigstens auf der tiefsten Stufe, welche er einnehmen kann. Jede edlere Form ist hier verwischt und jede edlere Geistesfähigkeit in der Unbändigkeit der scheußlichsten Leidenschaften untergegangen.

Wir nennen die Paviane mit Aristoteles „Hundsköpfe“, weil ihr Kopfbau dem eines groben, rohen Hundes etwas mehr ähnelt, als dem des Menschen, an welchen die übrigen Affen entfernt erinnern. In Wahrheit ist die Aehnlichkeit zwischen beiden Thierköpfen nur eine oberflächliche und zugleich unbefriedigende; denn der Hundekopf des Pavian ist ebensogut eine abscheuliche Verzerrung seines Vorbildes, wie der Kopf des Gorilla eine solche des Menschenhauptes ist. Allein den anderen Affen gegenüber ist eben das Schnauzenartige des Paviangesichtes ein hervorstechendes Merkmal: und deshalb können wir auch dem alten Aristoteles seine Ehre lassen.

Die Hundsköpfe sind neben den Orangs die größten aller Affen. Ihr Körperbau ist gedrungen, ihre Muskelkraft ungeheuer. Der schwere Kopf verlängert sich in eine starke und lange, vorn abgestutzte, oft wulstige oder gefurchte Schnauze mit vorstehender Nase; das Gebiß erscheint raubthierähnlich, wegen seiner fürchterlichen Reißzähne, welche auf ihrer hintern Seite scharfkantig sind; die

Lippen sind sehr beweglich, die Ohren klein, die Augen hoch überwölbt und in ihrem Ausdrucke das treueste Spiegelbild des ganzen Affen selbst — listig und tückisch ohne Gleichen. Alle Gliedmaßen sind kurz und stark, die Hände fünfzehig; der Schwanz ist bald kurz, bald lang, bald glatthaarig, bald gequastet, die Gesäßschwielen sind wahrhaft abschreckend groß und gewöhnlich äußerst lebhaft gefärbt. Die Behaarung ist lang und locker, verlängert sich bei einigen Arten am Kopf, Hals und Schultern zu einer reichen Mähne, und hat gewöhnlich unbestimmte Erd= oder Felsenfarben, wie Grau, Graugrünlichgelb, Bräunlichgrün ꝛc.

Das Vaterland der Hundsköpfe ist Afrika und die hart an diesen Erdtheil grenzenden Länder Asiens, namentlich das glückliche Arabien, Jemen und Hadramaut. Den persischen Meerbusen und den Tigris scheinen sie in Asien nicht zu überschreiten. Afrika muß unbedingt als derjenige Erdtheil angesehen werden, der ihnen die wahre Heimat bietet. Verschiedene Gegenden besitzen ihre eigenthümlichen Arten, welche übrigens weit verbreitet und deshalb mehreren Ländern gemein sind. So leben im Osten und namentlich um Abissinien herum drei, in der Kapgegend zwei und in Westafrika ebenfalls zwei Arten. Blos eine einzige Art, der Gelada (Cynocephalus Gelada), ist erst in der Neuzeit entdeckt worden, die übrigen waren schon den alten Egyptern und durch sie den Griechen und Römern wohl bekannt.

Die Paviane sind echte Felsenaffen und bewohnen die Hochgebirge oder wenigstens die höheren Gebirgsgegenden Afrikas. In Wäldern trifft man sie nicht; sie meiden die Bäume und ersteigen sie nur selten, etwa im Falle der Noth. Im Gebirg gehen sie bis zu zehn= und zwölftausend Fuß über die Meereshöhe, ja selbst bis zur Schneegrenze hinauf; doch scheinen sie niedere Gegenden zwischen vier bis sechstausend Fuß den Hochgebirgen vorzuziehen. Schon die ältesten Reisenden erwähnen, daß die Gebirge ihre wahre Heimat sind. So erzählt Barthema von Bologna, welcher im Jahre 1503 Arabien durchreiste, daß er auf dem Wege von der Stadt Zibit, eine halbe Tagereise vom rothen Meere, auf einem fürchterlichen Gebirge mehr als zehntausend Affen gesehen habe, welche dem Löwen nicht nur an Aussehen, sondern auch an Stärke gleichkämen, so daß man auf jener Straße allein nicht reisen könne, sondern eine Gesellschaft von mindestens hundert Menschen bilden müsse, um sie abzuwehren. Auch die meisten anderen Reisenden, welche uns über jene Gegenden berichteten, sind darin einstimmig, daß die Paviane Gebirgsthiere seien, und es ist deshalb um so mehr zu verwundern, daß manche neuere Forscher ihnen ohne weiteres von ihrem Zimmer aus die Urwaldungen zum Wohnorte anweisen.

Dieser Lebensweise der Paviane auf Gebirgen entspricht auch ihre Nahrung. Sie besteht hauptsächlich aus Zwiebeln, Knollengewächsen, Gräsern, Kraut, Pflanzenfrüchten, welche auf der Erde oder wenigstens nur in geringer Höhe über derselben wachsen oder von den Bäumen abgefallen sind, Kerbthieren, Spinnen, Schnecken, Vogeleiern u. s. w. Eine Pflanze Afrikas, welche diese Affen besonders lieben, hat gerade deshalb ihren Namen „Babuina“ nach einer Art unserer Sippe erhalten. In den Anpflanzungen, zumal in den Weinbergen, richten sie den allergrößten Schaden an; ja, man behauptet, daß sie ihre Raubzüge förmlich geordnet und überlegt unternähmen. Sie sollen oft noch eine gute Menge Früchte wegnehmen und auf die höchsten Gipfel der Berge schleppen, um dort für ungünstigere Zeiten Vorräthe anzusammeln. Daß sie Schildwachen ausstellen, ist sicher; als übertrieben aber müssen Erzählungen gehalten werden, wie die von Geßner herstammenden, in welchen uns gesagt wird, daß die Affen in gerader Linie hinter einander anrückten und sich so stellten, daß einer dem andern das abgerissene Obst zuwerfen könne, etwa zehn Fuß weit. Käme dann Jemand, welcher diese Gaudiebe an ihrer Arbeit verhindern wolle, so rissen sie alle Kürbisse, Gurken, Melonen, Granatäpfel und dergleichen ab und brächten sie so schleunig als möglich in Sicherheit, indem sie die Früchte eine gute Strecke vom Garten entfernt auf einen Haufen würfen und diesen dann in derselben Weise weiter und weiter beförderten, bis sie ihre Schätze endlich auf einen Berggipfel gebracht hätten. Die Schildwache (welche bei den Raubzügen wirklich ausgestellt wird), solle die plündernden Schelme jedesmal durch einen Schrei von der Ankunft des Menschen in Kenntniß setzen; und ihre Wachsamkeit

sei schon aus dem Grunde sehr groß, weil sie von den andern zu Tode geprügelt werde, wenn sie ihre Pflicht versäumt habe!

So viel ist jedenfalls richtig, daß alle Hundsköpfe als eine wahre Landplage betrachtet werden müssen und den Landleuten ihrer Heimat außerordentlichen Schaden zufügen.

Die Paviane zeigen mehr, als alle übrigen Affen, durch ihre Haltung, daß sie echte Erdthiere sind. Ihre ganze Gestaltung bindet sie an den Boden und erlaubt ihnen blos ein leichtes Ersteigen von Felswänden, nicht aber auch ein schnelles Erklettern von Bäumen. Man sieht sie stets auf allen vier Füßen gehen und blos dann sich auf zwei Beine stellen, wenn sie Umschau halten wollen. Sie ähneln in ihrem Gange mehr plumpen Hunden, als Affen, und nehmen nur selten die bezeichnende Stellung der letzteren an. Auch wenn sie sich aufrichten, stützen sie ihren Leib gern auf einen ihrer Vorderfüße. Solange sie ruhig sind und Zeit haben, sind ihre Schritte langsam und schwerfällig; sobald sie sich verfolgt sehen, fallen sie in einen merkwürdigen Galopp, welcher die allersonderbarsten Bewegungen mit sich bringt. Ihr Gang zeichnet sich durch eine gewisse leichtfertige Unverschämtheit aus; man muß ihn aber gesehen haben, wenn man ihn sich vorstellen will. Das ist ein Wackeln der ganzen Gestalt, namentlich des Hintertheils, wie man es kaum bei einem andern Thiere sieht; und dabei tragen die Paviane den Schwanz so herausfordernd gebogen und schauen so unverschämt aus ihren kleinen, glänzenden Augen heraus, daß schon ihre Erscheinung von ihrer niederträchtigen Anmaßung Kenntniß giebt.

Ihre geistigen Eigenschaften widersprechen ihrer äußern Erscheinung nicht im geringsten. Ich will, um sie zu beschreiben, mit Scheitlins Worten beginnen:

„Die Paviane sind alle mehr oder minder schlechte Kerle, immer wild, zornig, unverschämt, geil, tückisch; ihre Schnauze ist ins gröbste Hundeartige ausgearbeitet, ihr Gesicht entstellt, ihr After das Unverschämteste. Schlau ist der Blick, boshaft die Seele. Dafür sind sie gelehriger, als die schon angegebenen und zeigen noch mehr Verstand, jedoch immer mit List. Erst an diesen kommt die zweite Affeneigenschaft, d. h. die Nachahmungssucht, vor, wodurch sie ganz menschlich werden zu können scheinen, es aber nicht werden. Ihre Geilheit geht über alle Begriffe; sie geberden sich auch Männern und Jünglingen gegenüber schändlich. Kinder und Frauen darf man nicht in ihre Nähe bringen. Aber Fallstricke und Gefahren merken sie leicht, und gegen die Feinde vertheidigen sie sich mit Muth und Eigensinn. Wie schlimm jedoch ihre Natur ist, so kann man sie doch in der Jugend ändern, zähmen, gehorsam machen; nur bricht ihre schlimme Natur im Alter, wenn ihr Sinn und Gefühl stumpf werden, in den alten Adam zurück. Der Gehorsam hört wieder auf, sie grinsen, kratzen und beißen wieder. Die Erziehung griff nicht tief genug ein. Man sagt, daß sie im Freien geistreicher und geistig entwickelter seien, in der Gefangenschaft hingegen milder und gelehrter werden. Ihr Familienname ist auch Hundskopf. Hätten sie zum Hundskopf nur auch die Hundeseele! Wenn es gewiß wäre, daß sie im Freien gemeinsam Menschen und große Thiere, z. B. Elefanten, mit Prügeln angriffen, so deutete dieses allerdings auf Hundeverstand und Art, ja sogar auf etwas Menschliches; es ist jedoch nur Das gewiß, daß sie mit einander ihren Koth von den Bäumen herunter auf ihre Feinde werfen, dann aber ist noch gewiß, daß sie diesen nach Belieben von sich geben können, wie die Hunde nach Belieben pissen."

Ich kann Scheitlin nicht widersprechen. Das Bild, welches er zeichnet, ist richtig. Der Geist der Paviane ist gleichsam der Affengeist in seiner Vollendung, aber viel mehr im schlechten als im guten Sinne. Einige gute Eigenschaften können wir ihnen nicht absprechen. Sie haben eine außerordentliche Liebe zu einander und gegen ihre Kinder; sie lieben auch den Menschen, der sie pflegt und auferzogen hat, werden ihm selbst nützlich auf mancherlei Weise. Aber all diese guten Seiten sind nicht in Betracht zu ziehen ihren schlechten Eigenschaften gegenüber. List und Tücke im Vereine sind Gemeingut aller Hundsköpfe und namentlich zeichnet sie eine furchtbare Wuth aus. Ihr Zorn gleicht einem ausbrechenden Strohfeuer; so rasch lodert er auf, aber er hält aus und ist nicht so leicht wieder zu verbannen. Ein einziges Wort, spottendes Gelächter, ja ein schiefer Blick kann einen Pavian rasend

machen, und in der Wuth vergißt er Alles, selbst Den, welchen er früher liebkoste. Deshalb bleiben diese Thiere unter allen Umständen gefährlich, und ihr roher Sinn bricht durch, auch wenn sie ihn lange Zeit gar nicht zeigten. Ihren Feinden gegenüber sind sie wahrhaft furchtbar.

Die Paviane leben sehr unbehelligt in ihrer Heimat; denn die Raubthiere und der Mensch fürchten sie und gehen ihnen aus dem Wege, wo nur immer möglich. Sie fliehen zwar vor dem Menschen, lassen sich aber doch, wenn es Noth thut, mit ihm, wie mit Raubthieren, in Kampf ein, und dieser wird, weil sie regelmäßig gemeinschaftlich angreifen, oft äußerst gefährlich. Der Leopard scheint der Hauptfeind zu sein, doch stellt er mehr den Jungen nach, als den Alten, weil er alle Ursache hat, sich zu bedenken, ob seine Fangzähne und Klauen dem Gebiß und den Händen der Paviane gewachsen sind. Eine Herde greift er nie an. Dies thut selbst der Löwe nicht, wie mir und anderen Reisenden die Eingebornen einstimmig versicherten. Hunde überwältigt der Pavian ohne Mühe und gleichwohl kennen jene edlen Thiere keine größere Lust, als die Jagd solcher Affen. Man sollte meinen, daß ein Hund, welcher einmal mit den gefährlichen Thieren zu thun gehabt hat, sich in Zukunft weigere, wieder mit ihnen zusammenzukommen: allein Dem ist nicht so. Die Jagdhunde der Kapbewohner lassen vielmehr jede andere Fährte, sowie sie von der eines Affen Witterung bekommen. Der Kampf zwischen beiden Thieren soll, wie Augenzeugen versichern, ein furchtbarer sein; die Pflanzer am Kap fürchten für ihre Hunde weit mehr, wenn diese einen Pavian verfolgen, als wenn sie sich zum Kampfe mit dem Leoparden rüsten. Wenn eine Meute guter Hunde eine Pavianherde erblickt, stürzt sie sich wüthend auf dieselbe los. Die Affen ergreifen die Flucht und die Hunde jagen hinterdrein. Mehr und mehr zerstreuen sich Feinde und Verfolger. Alle schwächeren Hundsköpfe eilen so schnell als möglich den Felsen zu, um sich dort in Sicherheit zu begeben. Die stärkeren Männchen der Affen gehen langsamer und nehmen die Verfolger auf sich. Nur dann und wann werfen sie blitzschnell einmal den Kopf herum und ein tückisch-boshafter Blick aus den kleinen Augen fällt auf den Verfolger. Endlich erreicht dieser seinen Feind und versucht, ihn zu fassen. Allein plötzlich und mit wüthendem Schrei wirft sich dieser herum, hängt dem ungeübten Hunde im nächsten Augenblick mit seinen vier Händen fest an Brust und Gurgel, setzt sein furchtbares Gebiß in die Kehle des Hundes, reißt ihn mit den scharfschneidigen Eckzähnen drei, vier, sechs lange und tiefe Risse in Kehle und Brust, balgt und windet sich mit ihm, wälzt sich auf dem Boden herum, versetzt dem Feinde neue Wunden und läßt ihn dann liegen, blutbedeckt und verendend, während er selbst mit einem wahrhaft teuflischen Hohngeschrei dem Gebirge zueilt. Gute Hunde sind geschult und wissen Dem zu entgehen. Sie trennen sich nie, sondern halten in der Meute zusammen, und diese überfällt dann einen einzelnen Affen. Drei, vier Hunde stürzen sich auf einen Feind, und dann helfen diesem gewöhnlich seine furchtbaren Waffen Nichts. Er muß unterliegen, wenn ihm der Weg zur Flucht nicht offen steht. Außer dem Hunde und dem Leopard haben die Paviane keine ihnen schädlichen Feinde. Den Raubvögeln fällt es gar nicht ein, auf sie zu fahnden. Der stärkste Adler wagt sich nicht einmal an das schwächlichste Junge eines Hundskopfs. Auch die Menschen können eben nicht mehr thun, als die Thiere dann und wann aus ihren Pflanzungen zu vertreiben. Eine wirkliche Jagd würde, wenn sie nicht gefährlich sein sollte, bedeutende Mannschaften erfordern und auch dann schwerlich zu einem Ausrottungskriege der Thiere werden können. Nur die Lurche sind es, welche die Paviane in wirkliche Furcht und Schrecken versetzen. Die kleinste Schlange bringt unter einer Herde ein namenloses Entsetzen hervor. Es ist wohl sicher, daß die Affen hinsichtlich des furchtbaren Giftzahnes der Schlangen böse Erfahrungen gemacht haben. Sie leben in beständiger Angst vor den gefährlichen Würmern. Kein Pavian hebt einen Stein auf oder durchsucht einen Busch, ohne sich vorher zu vergewissern, daß unter und in ihm keine Schlange verborgen ist. Scorpione fürchten die klugen Thiere nicht. Sie wissen dieselben mit großer Gewandtheit zu fangen und sie ihrer Giftstachel zu berauben, ohne sich zu verletzen. Dann verspeisen sie den Scorpion mit demselben Vergnügen, wie andere Spinnen oder ein Kerbthier.

Nach Diesem möchte man sich wundern, daß es möglich ist, Paviane überhaupt in seine Gewalt zu bekommen. Und doch ist Dies ganz leicht: die Sinnlichkeit der Thiere ist ihr Verderben. In ganz



Mantelpaviane.

Afrika ist es eine bekannte Sache, daß die Paviane leidenschaftlich gern geistige Getränke zu sich nehmen und sich in ihnen leicht berauschen. Man setzt ihnen also einfach Töpfe mit derartigen Flüssigkeiten vor, und wenn hernach die Thiere vollkommen trunken geworden sind, bemächtigt man sich ihrer. Starke Fesseln und Prügel bändigen dann regelmäßig ihre anfänglich geradezu beispiellose Wuth, und die ihnen eigene Klugheit läßt ihnen schon nach kurzer Gefangenschaft die Oberherrschaft des Menschen erkennbar werden.

In ihrer sinnlichen Liebe sind die Paviane wahrhaft scheußlich. Die vorhin erwähnte Geilheit und Frechheit zeigt sich bei keinem andern Thiere in so abschreckender Weise als bei ihnen. Ich möchte sagen, daß die Größe ihrer Leidenschaftlichkeit erst hierbei sich offenbare. Die Männchen sind nicht blos lüstern auf die Weibchen ihrer Art, sondern auf alle größern Säugethiere weiblichen Geschlechts überhaupt. Es wird wiederholt und von allen Seiten versichert, daß sie zuweilen Negerinnen rauben oder wenigstens überfallen und mißhandeln. Daß sie Männer und Frauen sofort unterscheiden, habe ich hundertfach beobachtet, und ebenso, daß sie den Frauen durch ihre Zudringlichkeit und Unverschämtheit im höchsten Grade lästig werden können. Die Männchen sind beständig brünstig, die Weibchen nur zu gewissen Zeiten, zwei oder drei Mal im Jahre. Die Brunst zeigt sich auch äußerlich in häßlicher Weise. Die Geschlechtstheile schwellen bedeutend an und erhalten eine glühendrothe Farbe; man meint, daß das Gesäß in bedenklicher Weise erkrankt sei. Um diese Zeit sind die Weibchen ebenso erpicht auf die Männchen, als diese während der ganzen Jahreszeit auf jene. Obgleich sich die Paviane in der Gefangenschaft (wenigstens in ihrer Heimat) fortpflanzen, weiß man doch noch nicht, wie lange ihre Tragzeit dauert.

Der Nutzen der Paviane ist gering. Ihrer Gelehrsamkeit wegen werden sie zu allerlei Kunststücken abgerichtet. Am Kap sollen sie noch zum Aufsuchen des Wassers in der Wüste dienen. Alle Paviane sind, wie glaubwürdige Reisende mittheilen, nach den Erfahrungen der Kapbewohner die besten Wassersucher, welche es giebt. Man hält sie deshalb häufig gezähmt und nimmt sie mit in jene wasserarmen Striche, in denen selbst die Buschmänner das wichtige Element nur tropfenweise zu gewinnen wissen. Wenn der Wasservorrath dem Ende nahe ist, bekommt der Pavian etwas Salziges zu fressen. Nach einigen Stunden nimmt man ihn dann an eine Leine und läßt ihn laufen. Das vom Durst gequälte Thier wendet sich bald rechts, bald links, bald vor-, bald rückwärts, schnüffelt in der Luft, reißt Pflanzen aus, um sie zu prüfen und zeigt endlich durch Graben das verborgene oder durch ein entschiedenes Vorwärtseilen das zu Tage getretene Wasser an. —

Eine Art der Paviane spielt schon in der Urgeschichte der Menschheit eine große Rolle, wahrscheinlich ebensowohl seines ausgezeichneten Verstandes, als seiner unliebenswürdigen Eigenschaften halber. Dies ist der Hamadryas oder der Mantelpavian (Cynocephalus Hamadryas). Wie er zu der Ehre gekommen ist, den Namen einer altgriechischen Baumnymphe zu tragen, weiß ich nicht; in seiner Gestalt und in seinem Wesen liegt wahrhaftig nichts Weibliches. Die alten Völker waren es nicht, welche ihm jenen Namen verliehen. Bei den Egyptern, welche ihn göttlich verehrten, hieß er Thoth und Och; die Bibel führt ihn unter dem Namen Koph auf; Herodot, Plutarch und Plinius bezeichnen ihn mit Cynocephalus, Strabo nennt ihn Cebus, Juvenal Cercopithecus, Agatharchides Sphinx. Bei den heutigen Abissiniern heißt er Hebe, bei den Arabern Robah und in Egypten endlich Khird. Unter all diesen Namen ist nicht ein einziger, welcher an irgend welche Nymphe erinnert; man müßte denn „Sphinx" als solchen betrachten wollen.

Auf den egyptischen Alterthümern steht unser Pavian gleichsam als Oberster seines Geschlechts da. Die heilige Bilderschrift stellt öfters Affen dar, allein nur der Hamadryas, und zwar immer das alte Männchen, wird abgebildet als auf dem Altar sitzend, die Verehrung der Menschen empfangend. Mehrere Male sieht man ihn auch als Richter, welcher über die guten Werke und Vergehungen des Menschen urtheilt; er hat eine Wage vor sich und prüft ernsten Blickes die schwankenden Schalen. Eine hohe Achtung vor der Gottheit, deren Sinnbild er war, spricht sich in allen altegyptischen

Bildern aus. Wahrscheinlich hatte die Verehrung des Hamadryas und die des Krokodils denselben Grund: sie geschah aus Furcht; denn schon damals gab es Menschen, welche ihren Gott fürchteten, anstatt ihn zu lieben.

Merkwürdiger Weise waren es nicht die Egypter allein, welche diesen Affen Achtung bezeigten. Diese erstreckte sich weiter. Noch heutigen Tages tragen alle Bewohner der Steppenländer des innern Afrika und auch ein großer Theil der Abissinier ihre Haare genau in derselben Weise gekämmt und gescheitelt, wie der Hamadryas, und er ist somit unverkennbar zum Vorbild für jene Leute geworden, mögen diese auch mehr die Bildsäulen als das lebende Thier im Auge gehabt haben.

Heutigen Tages genießt der Hamadryas in jenen Ländern keine Verehrung mehr. Seine Schädlichkeit ist zu groß, als daß er sich die Freundschaft der Menschen erwerben sollte.

Wahrscheinlich wurden die Hamadryaden bereits zu der alten Egypter Zeiten vom Süden her eingeführt. Gegenwärtig findet sich das Thier in Egypten nirgends mehr wild. Auch Prosper Alpinus, welcher im Jahre 1580 in Egypten war, sagt ausdrücklich, daß es dort keine Affen gäbe, sondern daß sie aus Arabien eingeführt würden. „Sie sind so talentvoll, fährt er fort, daß man ihnen nicht den Verstand absprechen kann. Die Thierführer lehren ihnen sehr leicht, was sie wollen, zuweilen höchst sinnreiche Spiele, mit denen sie die Zuschauer ergötzen. Solche abgerichtete Affen sieht man oft in Kairo, Alexandrien und anderswo."

„Besonders die Männchen sind den Bewohnern auffässig; allein man kann es nicht wohl erzählen, wie unanständig sie sind. Jene, welchen großen Hunden gleichen, verfolgen die arabischen Weiber auf den Feldern und deshalb beschmieren sich diese ihr Gesicht und selbst den Leib mit Safran. Hierdurch bleiben sie von den Anfällen der Affen frei; denn letztere glauben dann, den mit Safran eingeriebenen Frauen wäre nicht wohl und sie könnten selbe nicht gebrauchen."

Hinsichtlich der letzten Angabe läßt sich unser Forscher zu falschen Folgerungen verleiten. Ich selbst habe beobachtet, daß sich die Frauen der Nomaden in jenen Gegenden wirklich ihr Gesicht mit Safran beschmieren: allein Dies geschieht keineswegs der Affen halber, sondern aus denselben Rücksichten, welche unsere Frauen bewegen, zartes Roth auf ihre zarten Wangen zu legen.

Alvarez, welcher etwa um dieselbe Zeit als Alpinus in Afrika und zwar in Abissinien war, berichtet, daß er die Mantelpaviane in ungeheuren Herden gesehen habe, und giebt eine sehr richtige Beschreibung von ihrem Wesen und Treiben. „Sie lassen, sagte er, „keinen Stein liegen; wenn ihrer zwei oder drei einen nicht umwenden können, so stellen sich so viele daran, als Platz haben, drehen ihn dennoch um und suchen ihre Lieblingsnahrung hervor. Auch Ameisen fressen sie gern und legen, um diese zu fangen, ihre Hände umgekehrt auf die Haufen, bis die Hand bedeckt ist; dann bringen sie dieselbe rasch zu Munde und lecken die Ameisen ab. Wenn man sie nicht hütet, verheeren sie gleich die Felder und Gärten. Ohne Kundschafter gehen sie zwar nicht in die Pflanzungen; aber wenn diese ihnen das Zeichen zur Sicherheit gegeben, bringt die ganze Bande in den Garten oder das umhegte Feld und läßt Nichts übrig. Anfangs sind sie ganz still und ruhig, und wenn ein unkluges Junges einen Laut hören läßt, bekommt es eine Ohrfeige; sobald sie jedoch die Furcht verlieren, zeigen sie durch gellendes Geschrei ihre Freude über ihre glücklichen Ueberfälle. Sie würden sich in entsetzlicher Weise vermehren, wenn nicht der Leopard so viele ihrer Jungen zerrisse und fräße, obgleich die Alten diese muthig zu vertheidigen suchen."

Unter den neueren Forschern giebt Ehrenberg zuerst eine ziemlich ausführliche Beschreibung unserer Paviane, welchen er in Arabien und an der Küste von Abissinien einzeln und in großen Scharen begegnete. Später erzählen Rodatz und Bayssière von ihnen. Ich meines Theils traf das Thier auf meiner ersten Reise nach Afrika im Freileben nirgends an, um so häufiger aber auf meinem leider nur zu kurzen Ausfluge nach Abissinien im Frühjahre 1862, und kann also nunmehr aus eigner Erfahrung über ihn reden.

Der Hamadryas bewohnt das ganze Küstengebirge Abissiniens und Süd-Nubiens, nach Norden hin soweit die Regen herabreichen, in ziemlicher Anzahl. Je pflanzenreicher die Gebirge, um so

angenehmer scheinen sie ihnen zu sein. Wasser in der Nähe ist unerläßliche Bedingung für das Wohlbefinden einer Herde. Von den höheren Bergen herab wandern die Gesellschaften zuweilen auf die niederen Hügelreihen der Samchara oder des Wüstenstreifens an der Meeresküste herab; die Hauptmasse bleibt aber immer im Hochgebirge. Hier bewohnt jede Herde ein Gebiet von vielleicht $1^1/_2$ oder 2 Meilen im Durchmesser. Man begegnet kleineren Gesellschaften viel seltener, als größeren. Ich sah ein einziges Mal eine Schar von funfzehn bis zwanzig Stück, sonst aber immer Herden, welche der geringsten Schätzung nach ihrer hundert und funfzig zählen mochten. Darunter befinden sich dann etwa zehn bis funfzehn vollkommen erwachsene Männchen — wahrhafte Ungeheuer von bedeutender Größe und einem Gebiß, welches das des Leoparden an Stärke und Länge der Zähne bei weitem übertrifft, — und etwa doppelt so viel erwachsene Weibchen. Der Rest besteht aus Jungen und Halberwachsenen. Die alten Männchen zeichnen sich durch ihre gewaltige Größe und den langen Mantel aus — bei einem von mir erlegten mittelalten Männchen messen die Mantelhaare zehn pariser oder fast zwölf leipziger Zoll; — die Weibchen sind kürzer behaart und dunkler, d. h. olivenbraun von Farbe: die Jungen ähneln der Mutter. Unser Bild überhebt mich einer Beschreibung der sonderbaren Haarlage auf dem Kopfe des Hamadryas, welche bei den Afrikanern so großen Beifall fand; hinsichtlich der Färbung aber muß ich bemerken, daß jedes einzelne Haar wechselnd grünlich braun und gelblich geringelt ist, wodurch eine sehr schwer zu beschreibende, dürr gewordenem Grase am meisten ähnelnde Gesammtfärbung des Pelzes entsteht. Die Kopfseiten und Hinterbeine sind immer lichter, meist aschgrau. Das Gesäß ist brennend roth, das nackte Gesicht schmuzig fleischfarben. Je älter die Männchen werden, um so mehr lichtet sich die Farbe ihres Mantels. Jedoch ist es mir wahrscheinlich, daß es wenigstens zwei verschiedene Arten dieser Paviane giebt: eine kleinere mit aschgrauem Mantel, welche Asien bewohnt, und die bedeutend größere, afrikanische Art, bei welcher der Mantel auch im höchsten Alter immer grünlich braungrau gefärbt ist: — unsere Abbildung stellt die erstere dar.

In den Frühstunden oder bei Regen findet man die ganze Bande an ihren Schlafplätzen, größeren und kleineren Höhlungen an unersteiglichen Felswänden und auf überdachten Felsgesimsen, möglichst nahe zusammengedrückt, die Jüngeren und Schwächeren dicht an den Leib ihrer Mütter und bezüglich auch ihrer Väter geschmiegt. Bei gutem Wetter verläßt die Herde jene Wände in den Vormittagsstunden und wandert nun langsam und gemächlich längs der Felswände dahin, hier und da eine Pflanze ausziehend, deren Wurzel hauptsächlich als Nahrungsmittel zu dienen scheint, und jeden nicht allzugroßen Stein umwendend, um zu besonderen Leckerbissen, den unter den Steinen verborgenen Kerbthieren, Schnecken und Würmern zu gelangen. Sobald das Frühmal eingenommen, steigt Alles nach der Höhe des Bergkammes empor. Die Männchen setzen sich ernst und würdig auf große Steine, an deren einer Seite die körperlangen gequasteten Schwänze herabhängen, den Rücken immer nach dem Winde zugekehrt. Die Weibchen beaufsichtigen ihre ohne Unterlaß spielenden und sich balgenden Jungen und treiben sich unter diesen umher. In den späten Nachmittagsstunden zieht die Gesellschaft zum nächsten Wasser, um dort zu trinken; dann geht sie nochmals auf Nahrung aus und wendet sich schließlich nach irgend einem geeigneten Schlafplatze. Ist ein solcher besonders günstig, so darf man mit Sicherheit darauf rechnen, die Paviane gegen Abend da einziehen zu sehen, selbstverständlich, so lange man sie nicht durch wiederholte Verfolgungen gestört hat. Durrahfelder in der Nähe des Wohnplatzes gehören zu den ganz besonderen Annehmlichkeiten desselben und müssen sorgfältig gehütet werden, wenn man auf eine Ernte rechnen will; sonst erscheinen die frechen Räuber tagtäglich, verwüsten weit mehr, als sie verzehren, und richten schließlich das ganze Feld vollständig zu Grunde.

Wenn die Paviane still sitzen, schweigt die ganze Gesellschaft, so lange sich nichts Auffälliges zeigt. Ein etwa herankommender Menschenzug oder eine Viehherde entlockt einem oder dem andern ganz sonderbare Laute, welche am besten mit dem Gebell mancher Hunde verglichen werden können und wahrscheinlich nichts Anderes bezwecken, als die Aufmerksamkeit der Gesammtheit zu erregen. Bei

gefahrdrohender Annäherung eines Menschen oder eines Raubthieres aber werden die allerverschiedensten Töne laut. Am treffendsten kann man das Stimmengewirr einer erregten Pavianherde mit dem Grunzen und Quieken eines zahlreichen Rudels von Schweinen vergleichen. Dazwischen aber vernimmt man Laute, welche bald an das Brüllen des Leoparden, bald an das dumpfe Brummen eines Herdenstiers erinnern. Die ganze Gesellschaft brüllt, brummt, bellt, schreit, grunzt und quiekt durch einander. Alle kampffähigen Männchen rücken auf der Felskante vor und schauen aufmerksam in das Thal hinab, um die Gefahr abzuschätzen; die Jungen suchen Schutz bei den älteren; die Kleinen hängen sich an die Brust der Mütter oder klettern auch wohl auf deren Rücken, und nunmehr setzt sich der ganze Zug in Bewegung und eilt auf allen Vieren laufend und hüpfend dahin.

Vor den Eingebornen fürchtet sich der Hamadryas so gut als gar nicht. Er zieht unbekümmert um die braunen Leute dicht vor ihnen hin und trinkt aus demselben Bache mit ihnen. Ein Weißer erregt jedoch schon mancherlei Bedenken, obwohl man nicht gerade behaupten kann, daß die Affen vor ihm scheu entflöhen. Mehr noch, als andere Familienverwandte, zeigen unsere Paviane jene bedächtige Ruhe, welche niemals um einen Ausweg verlegen ist, die Gefahr mag noch so nah sein. Anders verhält sich die Sache, wenn die Herde Hunde oder gar Leoparden gewahrt. Dann erheben die alten Männchen ein furchtbares Gebrüll und Gebrumm, schlagen erzürnt mit der einen Hand auf den Felsen, fletschen die Zähne und schauen funkelnden Auges auf jene Störenfriede hinab, augenblicklich bereit, gemeinsam über sie herzufallen.

Die erste Gesellschaft, welche ich sah, ruhte eben von ihrer Frühwanderung aus. Sie saß auf der Kante eines nach beiden Seiten hin ziemlich steil abfallenden Grates. Ich hatte schon von weitem die hohen Gestalten der Männchen gesehen, dieselben aber für Felsblöcke gehalten, die auf dem Kamme lägen; denn mit solchen haben die Affen, so lange sie ruhig sind, die größte Aehnlichkeit. Erst ein wiederholtes einlautiges Bellen, ungefähr dem hoch ausgestoßenen Laute: „Kuck“ vergleichbar, belehrte mich. Aller Köpfe richteten sich nach uns hernieder; nur die Jungen spielten noch unbesorgt weiter, und einige Weibchen gaben ihr Lieblingsgeschäft nicht auf, sondern suchten noch eifrig den Pelz eines alten Herrn nach Ungeziefer durch. Wahrscheinlich würde die ganze Gesellschaft in beobachtender Haltung geblieben sein, hätten wir nicht zwei muntere und üppige Hunde mit uns geführt, schöne, schlanke Windspiele, gewohnt, die Hiäne von den Wohnungen abzutreiben, erprobt selbst im Kampf gegen den Wolf jener Länder. Sie antworteten mit Gebell auf jene Laute, und nun bemerkten wir einen allgemeinen Aufstand unter der Herde. Es mochte den Affen daran zu liegen scheinen, einen noch sicherern Aufenthaltsort zu suchen. Sie zogen deshalb bis auf die letzten Posten längs des Kammes dahin und verschwanden unseren Blicken. Doch sahen wir zu unserer Ueberraschung bei der nächsten Biegung des Thales die ganze Herde, diesmal an einer senkrecht erscheinenden, sehr hohen Felsenwand, wo sie in einer langen Reihe, in einer mir heut noch unbegreiflichen Weise, wie an den Felsen klebten. Diese Reihe erschien uns zu lockend, als daß wir sie hätten ungestört in ihrer Ruhe lassen können. Die Jagdlust wurde allzumächtig. Von dem Bedauern, welches jeder Jäger verspürt, wenn er kleine Affen jagt oder jagen will, fühlten wir jetzt keine Regung in uns aufsteigen; denn die Paviane erschienen uns durchaus nicht als Zerrbilder des Menschen, sondern als wüthende, grimmige Raubthiere, keiner Schonung werth und zur Jagd ganz geeignet. Leider war die Wand so hoch, daß an ein sicheres Schießen nicht zu denken war. Wir gedachten also die Gesellschaft wenigstens aufzustören. Der Knall des ersten Schusses brachte eine unbeschreibliche Wirkung hervor. Ein rasendes Brüllen, Heulen, Brummen, Bellen und Kreischen antwortete; dann setzte sich die ganze Kette in Bewegung und wogte an der Felswand dahin mit einer Sicherheit, als ob die Gesellschaft auf ebenem Boden sich fortbewege, obgleich wir nicht absehen konnten, wie es nur möglich war, festen Fuß zu fassen. Ein schmales Gesims schien von den Affen als höchst bequemer Weg betrachtet zu werden. Nur an zwei Stellen, wo sie einmal gegen zehn Fuß in die Tiefe und beinahe eben so wieder aufsteigen mußten, bewegte sich der Zug langsamer und vorsichtiger. Wir feuerten etwa sechs Schüsse ab; aber es war uns unmöglich, sicher zu zielen, auch schon weil der Anblick so viel

Ueberraschendes hatte, daß uns alle Ruhe verloren ging. Immerhin aber waren unsere Kugeln noch gut genug gerichtet, um die Aufregung der Affen bis zum Entsetzen zu steigern. Ueberaus komisch sah es aus, wie die ganze Herde nach einem Schuß urplötzlich sich an einem Felsen anklammerte, als fürchte sie, durch die blose Erschütterung zur Tiefe herabgestürzt zu werden. Wie es schien, entkamen Alle unversehrt unseren Geschossen. Allein der Schreck mochte ihnen doch wohl einen Streich gespielt haben; denn es wollte uns dünken, als hätten sie die ihnen sonst eigne Berechnung diesmal ganz außer Acht gelassen. Beim Umbiegen um die nächste Wendung des Thales trafen wir die ganze Gesellschaft nicht mehr in der Höhe, sondern in der Tiefe an, eben im Begriff, das Thal zu überschreiten, um auf den gegenüberliegenden Höhen Schutz zu suchen. Ein guter Theil der Herde war schon am jenseitigen Ufer angekommen, die Hauptmasse aber noch zurück. Unsre Hunde stutzten einen Augenblick, als sie das wogende Gewimmel erblickten; dann stürzten sie sich mit jauchzendem Bellen unter die Bande. Jetzt zeigte sich uns ein Schauspiel, wie man es nur selten zu schauen bekommt. Sobald die Hunde herbeieilten, stürzten sich von allen Felsen die alten Männchen herab in das Thal, jenen entgegen, bildeten sofort einen Kreis um die Rüden, brüllten furchtbar, rissen die zähnestarrenden Mäuler weit auf, schlugen mit den Händen grimmig auf den Boden und sahen ihre Gegner mit so boshaften, wüthend funkelnden Blicken an, daß diese sonst so muthigen, kampflustigen Thiere entsetzt zurückprallten und ängstlich bei uns Schutz suchen wollten. Selbstverständlich hetzten wir sie von neuem zum Kampfe, und es gelang uns auch glücklich, ihren Eifer wieder anzufachen. Das Schauspiel hatte sich jedoch inzwischen verändert: die sich siegreich wähnenden Affen waren unterdeß auf die verlorene Seite gezogen. Als die Hunde von frischem anstürmten, befanden sich nur wenige in der Tiefe des Thales, unter ihnen ein etwa halbjähriges Junges. Es kreischte laut auf, als es die Hunde erblickte, flüchtete eilends auf einen Felsblock und wurde hier kunstgerecht von unseren vortrefflichen Thieren gestellt. Wir schmeichelten uns schon, diesen Affen erwischen zu können: allein es kam anders. Stolz und würdevoll, ohne sich im geringsten zu beeilen und ohne auf uns zu achten, erschien vom andern Ufer herüber eins der stärksten Männchen, ging furchtlos den Hunden entgegen, blitzte ihnen giftige Blicke zu, welche sie vollkommen in Achtung hielten, stieg langsam auf den Felsblock zu dem Jungen, schmeichelte diesem und trat mit ihm den Rückweg an, dicht an den Hunden vorüber, welche so verblüfft waren, daß sie ihn mit seinem Schützling ruhig ziehen ließen. Diese muthige That des Stammvaters der Herde erfüllte uns ebenfalls mit Ehrfurcht, und keiner von uns dachte daran, ihn in seinem Wege zu stören, obgleich er sich uns nah genug zur Zielscheibe bot. In dem Gebüsch, welches die bereits übergesetzte Herde noch zu durchschreiten hatte, wurden während dem alle nur denkbaren Töne laut, und einige Mal vermeinten wir so deutlich das Gebrumm des Leoparden zu vernehmen, daß ich mich schließlich verleiten ließ, diesem Raubthiere nachzuspüren, glaubend, es möchte durch die Affen aufgestört worden und vielleicht mit ihnen im Kampfe begriffen sein; jedoch waren es nur die Paviane gewesen, welche die merkwürdigen Töne ausgestoßen hatten.

Am folgenden Tage sollte ich übrigens Gelegenheit erhalten, Affen und Leoparden zusammen zu sehen; ich verspare mir aber die Erzählung dieses Auftritts bis zur Beschreibung des Leoparden selbst, weil dieser es war, welcher dabei die hervorragendste Rolle spielte.

Auf späteren Jagden lernte ich die Affen noch besser kennen und dabei die unglaubliche Lebenszähigkeit dieser Thiere bewundern. Wenn sie die Kugel nicht unmittelbar aufs Blatt oder in den Kopf erhielten, gingen sie uns regelmäßig verloren. Sie eilten, auch wenn sie stark verwundet waren, noch so rüstig davon, daß sie immer entkamen. Schrotschüsse fruchteten gar Nichts. Sie griffen dann nur nach der verwundeten Stelle, rieben sie mit der Hand und setzten ihren Weg weiter fort, als ob Nichts geschehen wäre. Schließlich waren wir so kühn geworden, daß wir gar nicht daran glaubten, bei solchen Jagden irgendwie gefährdet zu sein. Allein auch hierüber sollten wir bald eines Bessern belehrt werden.

Als ich mit dem Herzog von Koburg-Gotha, seinen fürstlichen Begleitern und der übrigen Reisegesellschaft das zweite Mal durch das Thal von Mensa zog, machte uns einer der Abissinier auf

einige Paviane aufmerksam, welche auf ziemlich hohen Bäumen saßen. Ich erwähne Dies ausdrücklich, weil die Paviane, wie ich oben sagte, gewöhnlich nur im Nothfalle Bäume ersteigen. Selbstverständlich wurde sofort auf die entdeckten Schelme Jagd gemacht, obgleich ich davon abrieth, weil ich richtig vermuthete, daß die Hauptmenge auf der andern Seite des Berges sitzen würde. Beim Umgehen einer Thalbiegung sahen wir denn auch eine der größten Herden, welche uns überhaupt vorgekommen, langsam an den Bergwänden dahinschreiten. Ihnen wurde jetzt eine wahre Schlacht geliefert. Mehr als zwanzig Schüsse fielen von uns, mehrere der Paviane wurden getödtet, viele verwundet und die ganze Herde nach und nach auf den Kamm des Berges getrieben. Anfänglich schossen wir vom Thalgrunde aus: bald aber suchten wir an der gegenüberliegenden Wand geschütztere Standorte; denn die von uns durch unsere Schüsse ebenso erschreckten wie erzürnten Thiere griffen jeden Stein auf, welchen sie auf ihrem Wege liegen sahen, und rollten ihn in die Tiefe hinab. Der Büchsenspanner des Herzogs versicherte, ein großes Männchen gesehen zu haben, welches mit einem gewaltigen Stein unter dem Arme einen Baum erstiegen und von dort aus seine Bürde nach uns zu in die Tiefe hinabgeschleudert habe. Mehrere der Rollsteine flogen uns im Anfang so nahe an den Köpfen vorbei, daß wir das Lebensgefährliche unserer Stellung augenblicklich einsahen und förmlich flüchteten, um bessere Plätze zu gewinnen. Während des ganzen Gefechts blieb die Thalsohle für unsere nachkommende Karawane vollständig gesperrt; denn die Paviane rollten Steine von mehr als Kopfgröße zur Tiefe hernieder. Daß die gesunden, den Indianern gleich, ihre Leichen vom Schlachtfelde weggetragen hätten, wie Bayssière beobachtet haben will, ist von uns nicht gesehen auch etwas darauf Bezügliches anderweitig vernommen worden. Dagegen unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die fernere Erzählung jenes Reisenden ihre Richtigkeit hat. Bayssièrre erlegte nämlich ein Weibchen, welches ein Junges trug, und beobachtete, daß letzteres seine Mutter auch im Tode nicht verließ, sondern sich willig von den Todfeinden fangen ließ und ungeachtet seiner anfänglichen Störrigkeit bald zahm und sanft wurde. Auch dieser Reisende wurde durch das Herabrollen von Steinen durch Paviane arg belästigt.

Mir ist es, seitdem ich die Thiere selbst in ihrer Freiheit sah, durchaus nicht mehr unwahrscheinlich, daß sie auf einen nicht mit dem Feuergewehr bewaffneten Menschen im Augenblick der höchsten Gefahr muthig losgehen und ihn gemeinsam angreifen, wie die Araber und Abissinier, sowie übereinstimmend auch gute Beobachter, namentlich Rüppell und Schimper, erzählen. Wir selbst haben zwar keine Erfahrungen gesammelt, welche jene Beobachtungen bestätigen könnten, wohl aber gesehen, daß die Hamadryaden selbst vor dem Bewaffneten sich nur höchst langsam und mit sehr vielsagendem Zähnefletschen und Brüllen zurückziehen. Schimper versicherte mich, daß der Hamadryas ohne Umstände Menschen nicht nur angriffe, sondern auch bewältige und tödte; alte Männchen sollen sich sogar ungereizt und zwar wiederholt über holzsammelnde Mädchen hergemacht und sie umgebracht haben, wenn sie sich widersetzten. Auch Rüppell giebt an, daß der scheußliche Affe unter die gefährlichsten Gegner des Menschen gerechnet werden muß.

In Egypten und namentlich in Kairo sieht man den Mantelpavian häufig genug im Besitz von Gauklern und Volksbelustigern. Wahrscheinlich werden noch heute genau dieselben Spiele dem Volke zur Schau gegeben, welche schon Alpinus sah, wie ja auch heutigen Tages noch mit der Brillenschlange in derselben Weise gegaukelt wird, in welcher Moses vor Pharao gaukelte. Zumal an Festtagen findet man auf jedem größern Platze der Hauptstadt einen Affenführer und Schlangenbeschwörer. Die bezüglichen Vorstellungen stehen unter der Mittelmäßigkeit oder vielmehr, sie sind pöbelhaft gemein. Der Schausteller hat die Gelehrigkeit des Pavians benutzt, um seine eigne Unsauberkeit im scheußlichsten Zerrbilde wiederzugeben, und die Naturanlage des Affen kommt dem Herrn nur zu gut zu Statten. Wie gescheit ein solcher Affe werden kann, sehen wir ja übrigens häufig genug in Affenschaubuden, welche uns gezähmte und abgerichtete Thiere derselben Sippe vorführen. Uebrigens benutzen die egyptischen Gaukler gewöhnlich Weibchen; denn die Männchen werden mit der Zeit zu bösartig und gefährlich. Sogar in Egypten dürfen sie nicht ohne Beißkorb

ausgeführt werden. Dieser hindert sie jedoch immer noch nicht, Unfug zu stiften. Ich ritt einst durch die Straßen Kairo's und stieß dabei mit dem Fuße an einen auf der Straße sitzenden Hamadryas; mein Reitesel lief im schnellsten Galopp: gleichwohl hatte der Pavian im nächsten Augenblick mich am Beine erwischt und riß mir mit wenigen Griffen die Kamasche, den Strumpf und Schuh vom Fuße, mir zugleich als Zeichen seiner Gewandtheit und Freundlichkeit noch ein Paar ziemlich tiefe Wunden hinterlassend. Die Frechheit und Geilheit dieser Thiere, ihre Unverschämtheit und Flegelhaftigkeit verbannen sie ganz entschieden aus der Gesellschaft des Menschen.



Der Gelada (Cynocephalus Gelada).

In unmittelbarer Nähe des Hamadryas wohnt ein zweiter Mantelpavian, der Gelada (Cynocephalus Gelada). Er ist der Riese seiner Familie und noch bedeutend größer, als der Hamadryas, wenn auch sein Entdecker, unser Rüppell, dieses verneint. Ich stütze mich bei meinen Angaben auf die mündlichen Mittheilungen Schimpers, welcher seit 28 Jahren in Habesch lebt und oft genug Gelegenheit fand, den Gelada zu beobachten. Mein Gewährsmann versichert, daß recht alte Männchen des Gelada Mannsgröße erreichen. Unser Affe unterscheidet sich vom Hamadryas auf den ersten Blick. Seine Hautfarbe ist dunkelbraun, der Kopf, der Oberhals, die Mähnenhaare und der Schwanz sind lichtbraun, die Kehle und Unterseite, die untere Hälfte der Vorderglieder und die Rückenseite der vier Hände schwarzbraun. Auf dem Vorderhals und über der Brust finden sich zwei große, dreieckige, nackte, fleischfarbige Hautstellen. Die Gesäßschwielen sind dunkelgrauschwarz gefärbt.

Der Gelada bewohnt nach Rüppell die höheren Berggipfel in Simeen, dem eigentlichen Hochlande von Abissinien. Schimper sagte mir, daß man ihn gewöhnlich in einem Höhengürtel findet, welcher zwischen 9—14,000 Fuß über dem Meere liegt. Hier lebt er in ungeheuren Scharen; an der unteren Gränze seines Hochgebirges dagegen erscheinen nur kleine Trupps von 100 bis 200 Stück. Auch er verläßt die felsigen, mit Gestrüpp bedeckten Wände blos, um in der Tiefe zu rauben. Seine gewöhnliche Nahrung besteht aus verschiedenen Zwiebeln, welche er ausgräbt, Orchideen, Liliaceen, aus Gräsern, Kräutern, Früchten aller Art, und selbstverständlich auch Kerbthieren, Würmern, Schnecken und dergleichen. Die Felder besucht er ebenfalls und zwar, wie die Abissinier behaupten, immer genau zu der Zeit, in welcher der Wächter nicht vorhanden ist. Obgleich weit weniger unverschämt und zudringlich, als der Hamadryas, richtet doch auch er großen Schaden an, hauptsächlich deshalb, weil er immer in Menge einfällt. Vor dem Menschen flüchtet stets die ganze Herde, ohne sich jemals zu vertheidigen; doch ist es immerhin nicht rathsam, einem aufs äußerste getriebenen Gelada zu nahe zu kommen: denn sein Gebiß ist mindestens ebenso furchtbar, wie das seines Verwandten.

Mit diesem lebt der Gelada durchaus nicht in freundschaftlichen Verhältnissen. Die Berge von Simeen gleichen großen Häusern: sie fallen von oben her nur sanft, ungefähr dachartig, dann aber plötzlich Tausende von Fußen mehr oder weniger steil, bis senkrecht ab. In diesen Wänden nun giebt es Felsenhöhlen genug, in denen unsere Affen schlafen. Bei Tage sieht man sie oft in langen Reihen, zu Tausenden vereinigt, auf den Gesimsen und Vorsprüngen sitzen. Sie haben dann ihren Futtergang beendet und sind gesättigt von oben herabgekommen. Selten steigen sie bis zu dem Fuße der steilen Wandungen hernieder, eben, um einmal ein Feld da unten zu besuchen. Bei solchen Ausflügen treffen sie dann zuweilen mit den Hamadryaden zusammen, und nunmehr beginnt eine förmliche Schlacht zwischen beiden Heeren. Die Feindschaft der Gegner muß sehr groß sein. Man bemerkt Dies an dem unglaublichen Zorne, mit welchem sie auf einander losstürmen. Zwar kommt es nicht zu ernsthaften Angriffen, aber doch zur Fehde. Geladas und Hamadryaden erheben ein furchtbares Geschrei; dann rollen erstere große Steine auf letztere herab, denen diese mit funkelnden Blicken unter Brüllen, Brummen und Bellen auszuweichen suchen. Einzelne alte Recken stürmen auch wohl auf einander los und suchen sich gegenseitig zu packen. Sie zausen sich dann tüchtig an dem ihre Männnlichkeit bekundenden Mantel und beißen sich sogar mitunter; allein in der Hauptsache bleibt es beim Geschrei und bei den wuthfunkelnden Blicken. Für den Zuschauer haben diese Kämpfe etwas überaus Ergötzendes.

Schimper glaubt übrigens, daß aller Feindschaft zum Trotz zuweilen Vermischungen zwischen Gelada und Hamadryas vorkommen.

Nach der festen Ueberzeugung genannten Forschers giebt es in Habesch einen andern Affen, kleiner und grauer, als der Gelada, sonst ihm aber ähnlich, welcher sich nicht nur durch anderes Geschrei auszeichnet, sondern auch mehr in der Tiefe, sowie in Herden von geringerer Zahl vorkommt und sich durch verschiedene Lebensweise unterscheidet. Er soll den Hamadryas auf seinen Raubzügen begleiten oder ihm vielmehr in die Getreidefelder folgen und dort sich friedlich zu ihm stellen. Nach der Beschreibung, welche Schimper nach Paris sandte, wurde das betreffende Thier für eine neue Art erklärt.

Endlich findet sich in dem Wunderlande Abissinien noch ein gewaltiger, unseren Museen gänzlich unbekannter Affe, größer als ein Mensch, ganz schwarz, sehr roth auf den nackten Stellen der Brust, welcher in Gestalt und Lebensweise dem Gelada am meisten ähnelt, jedoch in Herden von nur 30 oder 40 Stück lebt und sich nur in Höhen findet, welche selten bestiegen werden. Schimper sah eine einzige Herde dieser fraglichen Thiere und konnte trotz aller Mühe von seinen Jägern blos ein Stück, aber leider ein Junges, erhalten. Dieses hatte mit gleich alten Geladas kaum Aehnlichkeit; es unterschied sich in jeder Hinsicht.

Unter den mantellosen Pavianen ist mir der **Babuin** oder **Khird** der Araber (Cynocephalus Babuin) am besten bekannt geworden, wenn auch nur in seinem Gefangenleben. Mit den eben beschriebenen Sippschaftsverwandten kann der **Babuin** allerdings nicht verwechselt werden, wohl aber mit anderen Hundsköpfen und zumal mit dem am Kap lebenden **Tschakma** (Cynocephalus porcarius), von welchem ihn hauptsächlich sein grünlich braungelber — anstatt bräunlicher — Pelz unterscheidet. Auch ist er etwas kleiner, als jener. Die Haare zeigen abwechselnd gelbe und schwärzliche Ringe von dunkler Farbe. Im Gesicht ist er grünlichbraun, und die Augenlider sind weißlich, blaßfleischroth.

Hinsichtlich der Lebensweise und des Betragens ist zwischen beiden Pavianen kein Unterschied zu bemerken; ich werde deshalb vorzugsweise von der mir bekannteren Art reden.



Der Tschakma (Cynocephalus porcarius).

Der **Babuin** lebt so ziemlich in der Heimat des **Hamadryas**, dringt aber weiter in das Innere Afrikas vor, als dieser. Abissinien, Kordofahn und andere mittelafrikanische Länder beherbergen ihn, und wo er vorkommt, ist er häufig. Er wird sehr oft gefangen und auf dem Nil herunter nach Egypten und von dort aus nach Europa gebracht. In Egypten dient er den Gauklern so ziemlich zu denselben Zwecken, wie sein gemähnter Bruder. Er ist weniger bösartig, als dieser, und jung sogar recht freundlich und liebenswürdig.

In seinen Bewegungen und seiner Stellung gleicht der **Babuin** ganz den anderen Pavianen, sein geistiges Wesen zeichnet ihn jedoch zu seinem Vortheil aus. Er ist ein sehr kluges Thier und gewöhnt sich jung außerordentlich leicht an den Menschen, läßt sich zu allen möglichen Kunststücken ohne Mühe abrichten und hängt seinem Herrn, trotz schlechter Behandlung, mit großer Treue an. Das Weibchen ist sanfter und liebenswürdiger, als das Männchen, welches oft seine Tücken und

Unarten auch seinem Herrn gegenüber zeigt, während das Weibchen mit diesem auf dem traulichsten Fuße lebt. Ich habe deshalb mir auch regelmäßig weibliche Paviane ausgesucht.

Der erste Babuin, welchen ich besaß, erhielt den Namen Perro. Er war ein hübscher munterer Affe und hatte sich schon in drei Tagen vollkommen an mich gewöhnt. Ich wies ihm das Amt eines Thürhüters an, indem ich ihn über unserer Hofthüre befestigte. Hier hatte er sich bald einen Lieblingssitz ausgesucht und bewachte von dort aus die Thüre auf das allersorgfältigste. Nur uns und ihm Bekannte durften eintreten, Unbekannten verwehrte er hartnäckig den Eingang und geberdete sich dabei so toll, daß er stets gehalten werden mußte, bis der Betreffende eingetreten war, weil er sonst wie ein wüthender Hund auf denselben losgefahren sein würde. Bei jeder Erregung erhob er den Schwanz und stellte sich auf drei von seinen Händen, die vierte benutzte er, um damit heftig auf den Boden zu schlagen, ganz wie ein wüthender Mensch auf den Tisch schlägt, nur daß er nicht die Faust ballte, wie dieser. Seine Augen glänzten und blitzten im Zorne, er ließ ein bellendes Geschrei hören und rannte dann wüthend auf seinen Gegner los. Nicht selten verstellte er sich mit ausgesuchter Niederträchtigkeit, nahm eine sehr freundliche Miene an, schmatzte mehrmals rasch hinter einander, was immer als Freundschaftsbetheuerung anzunehmen war, und langte sehnend mit den Händen nach Dem, welchem er Etwas auswischen wollte. Gewährte ihm dieser seine Bitte, so fuhr er wie ein Teufel nach der Hand, riß seinen Feind an sich heran und kratzte und biß ihn. Er lebte mit allen Thieren in Freundschaft, mit Ausnahme der Strauße, welche wir besaßen. Diese trugen jedoch die Schuld des feindlichen Verhältnisses, welches zwischen beiden bestand. Perro saß, wenn seine Wächterdienste unnöthig waren, gewöhnlich ganz ruhig auf seiner Mauer und hielt sich gegen die sengenden Sonnenstrahlen ein Stückchen Strohmatte als Schirm über den Kopf. Dabei vernachlässigte er es, auf seinen langen Schwanz besondere Rücksicht zu nehmen und ließ diesen an der Mauer herabhängen. Die Straußen haben nun die Unart, nach allem Möglichen, was nicht niet- und nagelfest ist, zu beißen. Und so geschah es denn sehr oft, daß einer oder der andere dieser Vögel schaukelnd heran kam, mit seinem dummen Kamelkopfe sich dem Schwanze näherte und, ohne daß Perro es ahnte, plötzlich demselben einen tüchtigen Biß versetzte. Die Strohmatte wegwerfen, laut schreien, den Strauß mit beiden Vorderhänden am Kopfe fassen und tüchtig abschütteln, war dann gewöhnlich Eins. Es kam oft vor, daß der Affe nachher eine ganze Viertelstunde lang nicht aus seiner Wuth herauskam. Nun war es freilich kein Wunder, daß er dem Strauße, wo er ihn nur immer erwischen konnte, einen Hieb oder Kniff versetzte.

Während unserer Rückreise nach Egypten wurde Perro, welcher mit allem Schiffsvolke gute Freundschaft hielt, am Bord der Barke angebunden. Er fürchtete das Wasser in hohem Grade, war aber doch gescheit genug, sich, wenn er durstete, demselben so zu nähern, daß er keine Gefahr zu besorgen brauchte. Er probirte nämlich regelmäßig seinen festen Strick und ließ sich dann an diesem bis nah über den Wasserspiegel hinab, streckte seine Hinterhände in den Strom, näßte sie an und leckte sie ab, auf diese Weise seinen Durst stillend.

Gegen junge Thiere zeigte er große Zuneigung. Als wir in Alexandrien einzogen, war er auf den Wagen gebunden, welcher unsere Kisten trug, sein Strick war aber so lang, daß er ihm die nöthige Freiheit gewährte. Beim Eintreten in die Stadt erblickte Perro neben der Straße das Lager einer Hündin, welche vor kurzer Zeit geworfen hatte und vier allerliebste Junge ruhig säugte. Vom Wagen abspringen und der Alten ein säugendes Junges wegreißen, war die That weniger Augenblicke; nicht so schnell gelang es ihm aber, seinen Sitz wieder zu erreichen. Die Hundemutter, aufs äußerste aufgebracht über die Frechheit des Affen, fuhr wüthend auf diesen los, und Perro mußte nun seine ganze Kraft zusammennehmen, um dem andringenden Hunde zu widerstehen. Sein Kampf war nicht leicht; denn der Wagen bewegte sich stetig weiter und ihm blieb keine Zeit übrig, auf ihn hinaufzuklettern, weil ihn sonst die Hündin gefaßt haben würde. So klammerte er nun den jungen Hund zwischen den obern Arm und die Brust, zog mit demselben Arme den Strick an sich, weil dieser ihn würgte, lief auf den Hinterbeinen und vertheidigte sich mit der größten Tapferkeit gegen seine

Angreiferin. Sein muthiger Kampf gewann ihm die Bewunderung der Araber in so hohem Grade, daß keiner derselben ihm sein geraubtes Pflegekind abnahm; sie jagten schließlich lieber die Hündin weg. Unbehelligt brachte er den jungen Hund mit sich in unsere Behausung, hätschelte, pflegte und wartete ihn sorgfältig, sprang mit dem armen Thiere, welches gar keinen Gefallen an solchen Tänzerkünsten zu haben schien, auf Mauern und Balken, ließ es dort in der gefährlichsten Lage los und erlaubte sich andere Uebergriffe, die wohl an einem Affen, nicht aber an einem Hunde gerechtfertigt sein mochten. Seine Freundschaft zu dem Kleinen war groß, Dies hinderte ihn jedoch nicht, alles Futter, welches wir dem jungen Hunde brachten, selbst an dessen Stelle zu fressen und das arme hungrige Thier auch noch sorgfältig mit dem Arme wegzuhalten, während er, der räuberische Vormund, das unschuldige Mündel beeinträchtigte. Ich ließ ihm noch an demselben Abend das Junge abnehmen und es zu seiner rechtmäßigen Mutter zurückbringen. Der Verlust ärgerte ihn dergestalt, daß er mehrere Tage sehr mürrisch war und verschiedene dumme Streiche verübte.



Der Babuin (Cynocephalus Babuin).

Während meines zweiten Aufenthaltes in Ost-Sudahn hatte ich oft viele Paviane derselben Art zu gleicher Zeit in meinem Gehöft. Sie gehörten theils mir, theils einem meiner Freunde an. Jeder Pavian kannte seinen Herrn genau und ebensogut den ihm verliehenen Namen. Es war eine Kleinigkeit, einen frischgekauften Affen beides kennen zu lehren. Wir brachten das Thier in das Innere unserer Wohnung und sorgten durch aufgestellte Wachen dafür, daß er den Raum nicht verlassen konnte. Dann nahm Einer von uns die Peitsche und bedrohte den betreffenden Affen, der Andere geberdete sich in ausdrucksvollster Weise als Schutzherr des Verfolgten. Nur selten wurde es wirklich nöthig, einen Pavian zu schlagen; er begriff schon die Drohung und dem ihn in Aussicht gestellten Schutz vollkommen und erwies sich stets sehr dankbar für die ihm in so schwerer Bedrängniß gewordene Hilfe. Ebenso leicht wurde es, einem Paviane begreiflich zu machen, daß er mit dem oder jenem Namen getauft worden sei. Wir riefen den Namen und prügelten alle diejenigen, welche falsch antworteten. Hierin bestand das ganze Kunststück. Es war keineswegs nöthig, harte Züchtigungen zu verhängen. Die Drohung, zu schlagen, bewirkte oft mehr, als die Schläge selbst, und versetzte jeden Pavian stets in die größte Aufregung.

Während der Regenzeit waren wir oft an unsere Behausung gebannt. Das Fieber schüttelte wohl auch den Einen oder den Andern von uns; ich war damals arm, hatte schwere Verluste erlitten und befand mich in einer sehr traurigen Lage. Da waren es die Affen vor Allem, welche mich erheiterten, und ich kann wohl sagen, daß sie uns geradezu unumgänglich nothwendig wurden. Wir trieben tolle

Streiche mit ihnen, lehrten ihnen allerhand Unsinn, machten die allersonderbarsten Versuche. Allein gerade hierdurch lernten wir die merkwürdigen Burschen sehr genau kennen. Und jetzt, wo mich das Leben der Thiere mehr und mehr anzieht und zu immer umfassendern Beobachtungen in dieser Richtung antreibt, sind mir jene tollen Streiche sehr wichtig geworden.

Unsere Affen erhielten Reitstunden. Ein dicker Esel, das unentbehrliche Reitthier eines noch dickern und jedenfalls unausstehlichern Griechen, wurde dazu benutzt. Die Affen schauderten, als sie das erste Mal sich auf den Rücken des Esels setzen sollten; doch genügte eine einzige Lehrstunde, um ihnen den Werth der höhern Reitkunst vollkommen klarzumachen, und schon nach wenig Abenden hatten wir das Vergnügen, alle Affen sattelfest, wenn auch verzweiflungsvoll, auf dem Esel sitzen zu sehen, welcher seinerseits über die ihm gemachten Zumuthungen in nicht geringe Aufregung versetzt wurde. Wie vortrefflich unseren Pavianen ihre Hände zustatten kamen, wurde bei diesen Versuchen recht augenscheinlich. Wir hatten ihnen gelehrt, sich wie ein Mensch auf den Rücken des geduldigen Langohrs zu setzen, und zwar ihrer drei, vier, ja fünf zu gleicher Zeit. Der Erste umhalste den Esel in der zärtlichsten Weise mit seinen Vorderarmen; mit den hinteren Händen aber krampfte er sich in dem Felle des Thieres so fest, daß er mit demselben zusammengewachsen zu sein schien. Sein hinter ihm sitzender Mitreiter klammerte sich mit seinen Vorderhänden an ihn an, mit den Hinterhänden aber genau in derselben Weise, wie jener, an den Esel, und so alle übrigen Reiter! Ich brauche wohl nicht zu versichern, daß man sich unmöglich einen tollern Anblick denken kann, als vier oder fünf Affen auf dem Rücken des oft genug und mit vollem Rechte störrisch werdenden Grauthiers.

Alle unsere Paviane theilten mit den Eingebornen die Leidenschaft für die Merisa, eine Art Bier, welche die Sudahnesen aus den Körnern der Durrah oder des Dohhen zu bereiten wissen. Sie berauschten sich oft in diesem Getränke und bewiesen mir dadurch, daß die Sudahnesen mich der Wahrheit gemäß über den Fang der Paviane unterrichtet hatten. Rothwein — andern hatten wir nicht — tranken die Affen auch, Branntwein verschmähten sie aber immer. Einmal gossen wir ihnen ein Gläschen davon mit Gewalt in das Maul. Die Folge zeigte sich bald, zumal unsere Thiere vorher schon hinreichend oft die Merisa gekostet hatten. Sie wurden vollständig betrunken und schnitten die allerfürchterlichsten Gesichter, wurden übermüthig, leidenschaftlich, thierisch, kurz gaben mir ein abschreckendes Zerrbild eines rohen, betrunkenen Menschen. Am andern Morgen stellte sich der Katzenjammer mit all seinen Schrecken ein. Die von dieser unheimlichen Plage befallenen Paviane machten jetzt Gesichter, welche wahrhaft erbarmungswürdig aussahen. Man merkte es ihnen an, daß ein heftiger Kopfschmerz sie peinige; sie hielten sich wohl auch wie Menschen unter solchen Umständen mit beiden Händen das beschwerte Haupt und ließen von Zeit zu Zeit die verständlichsten Klagen hören. Wie der Katzenjammer ihnen mitspielte, zeigten sie dadurch, daß sie nicht nur das ihnen gebrachte Futter, sondern auch die ihnen dargereichte Merisa verschmähten und sich von Wein, den sie sonst sehr liebten, mit Abscheu wegwandten. Dagegen erquickten sie kleine saftige Citronen außerordentlich: kurz, sie geberdeten sich auch hierin wieder vollkommen menschlich.

Mit den anderen Thieren, welche ich lebendig hielt, vertrugen sie sich sehr gut. Eine zahme Löwin, von der ich weiter unten berichten werde, ängstigte zwar die Meerkatzen auf das höchste, nicht aber die muthigen Hundsköpfe. Sie flohen auch, wenn sich das gefürchtete Thier nahte, hielten ihm aber tapfer Stand, sowie die Löwin einen Versuch machte, einen Pavian wirklich anzugreifen. Dasselbe habe ich später stets beobachtet. Meine zahmen Paviane flohen z. B. vor Jagdhunden, welche ich auf sie hetzte, trieben dieselben jedoch augenblicklich in die Flucht, wenn einer der Hunde es wirklich gewagt hatte, sie am Fell zu packen. Der flüchtende Affe sprang dann unter furchtbarem Gebrüll blitzschnell herum, hing sich mit unglaublicher Gewandtheit an den Hund an und maulschellirte, biß und kratzte ihn derartig, daß dieser in höchster Verblüffung und gewöhnlich heulend das Weite suchen mußte. Um so lächerlicher war ihre jedes Maß übersteigende Furcht vor Lurchen aller Art. Eine unschuldige Eidechse, ein harmloser Frosch brachten sie förmlich in Verzweiflung! Sie rasten dann, suchten die Höhe zu gewinnen und klammerten sich krampfhaft an Balken und Mauern fest, soweit es

ihr Strick zuließ. Gleichwohl war ihre Neugierde so groß, daß sie nie umhin konnten, sich die ihnen entsetzlichen Thiere in der Nähe zu betrachten. Ich brachte ihnen unter anderen mehrmals giftige Schlangen in Blechschachteln mit. Sie wußten aus Erfahrung, was für gefährliche Wesen diese Schachteln beherbergten, konnten aber doch nicht widerstehen, die geschlossenen Gefängnisse der Schlangen aufzumachen und weideten sich dann gleichsam an ihrem eignen Entsetzen. In dieser Furcht vor Lurchen sind meiner Erfahrung nach alle Affen gleich.

Einer dieser Paviane verendete auf sehr traurige Weise. Mein Diener wollte ihn im Nil baden und warf ihn vom Bord unsers Schiffes aus in den Strom. Der Affe war an einem langen Stricke befestigt, dessen Ende mein Diener in der Hand behielt. Unglücklicherweise aber entfiel ihm dieser, der Affe versank, ohne auch nur einen Versuch im Schwimmen zu machen, und ertrank.

Ein anderes Mitglied der Gesellschaft brachte ich mit mir nach Deutschland und in meine Heimat. Es zeichnete sich durch auffallenden Verstand aus, verübte aber auch sehr viel lose und tolle Streiche. Unser Haushund hatte sich jahrelang als Tyrann gefallen und war in seinem Alter so mürrisch geworden, daß er eigentlich mit keinem Geschöpf im Frieden lebte und, wenn er erzürnt war oder gestraft werden sollte, sogar nach seinem eignen Herrn biß. An Atile, so hieß mein Pavian, fand er aber einen ihm nicht nur ebenbürtigen, sondern sogar überlegenen Gegner. Atile machte sich ein Vergnügen daraus, den Hund auf jede Weise zu ärgern. Wenn er draußen im Hofe seinen Mittagsschlummer hielt und sich in der bequemsten Weise auf den grünen Rasen hingestreckt hatte, erschien die neckische Aeffin leise neben ihm, sah mit Befriedigung, daß er fest schlafe, ergriff ihn sacht am Schwanze und erweckte ihn durch einen plötzlichen Riß an diesem geachteten Anhängsel aus seinen Träumen. Wüthend fuhr der Hund auf und stürzte sich bellend und knurrend auf die Aeffin. Diese nahm die herausfordernde Stellung an, schlug mit der einen Hand wiederholt auf den Boden und erwartete getrost ihren erbitterten Feind. Der erreichte sie zu seinem grenzenlosen Aerger niemals. Sowie er nämlich nach ihr biß, sprang sie mit einem Satze über den Hund hinweg und hatte ihn im nächsten Augenblick wieder beim Schwanze. Daß der Hund durch solche Beleidigung zuletzt geradezu rasend wurde und wirklich vor Wuth schäumte, konnte ich ihm nicht verdenken. Es half ihm aber Alles nichts, und schließlich räumte er stets mit eingezogenem Schwanze das Feld.

Atile liebte Pflegekinder aller Art. Hassan, die bereits erwähnte Meerkatze, war ihr Liebling und genoß ihre Zuneigung in sehr hohem Grade — so lange es sich nicht um das Fressen handelte. Daß der gutmüthige Hassan so zu sagen jeden Bissen mit ihr theilte, schien sie ganz selbstverständlich und keines Dankes würdig zu finden. Sie verlangte von ihm sklavische Unterwürfigkeit; sie brach ihm — wie schon bemerkt — augenblicklich das Maul auf und leerte die gefüllten Vorrathskammern Hassans ohne Umstände aus, wenn dieser den kühnen Gedanken gehabt hatte, auch für sich Etwas in Sicherheit zu bringen. Uebrigens genügte ihrem großen Herzen ein Pflegekind noch nicht; ihre Liebe verlangte mehr Beschäftigung. Sie stahl junge Hunde und Katzen, wo sie nur immer konnte, und trug sie oft lange mit sich herum. Eine junge Katze, welche sie gekratzt hatte, wußte sie unschädlich zu machen, indem sie mit großer Verwunderung die Klauen des Thieres untersuchte und die ihr bedenklich erscheinenden Nägel dann ohne weiteres abbiß. Die menschliche Gesellschaft liebte sie sehr, zog aber Männer ganz entschieden Frauen vor und neckte und ärgerte Letztere in jeder Weise. Auf Männer wurde sie blos dann böse, wenn diese ihr Etwas zu Leide gethan hatten, oder wenn sie glaubte, daß ich sie auf die Leute hetzen wolle. In diesem Punkte war sie nämlich ganz wie ein abgerichteter Hund. Man durfte ihr blos ein Wort sagen oder Jemand zeigen: sie fuhr dann sicher wüthend auf den Betreffenden los und biß ihn oft empfindlich. Empfangene Beleidigungen vergaß sie wochenlang nicht und rächte sich, sobald sich ihr Gelegenheit bot.

Ihr Scharfsinn war außerordentlich groß. Sie stahl meisterhaft, machte Thüren auf und zu und besaß eine bedeutende Fertigkeit, Knoten zu lösen, wenn sie glaubte, dadurch irgend Etwas zu erreichen. Schachteln und Kisten öffnete sie ebenfalls und plünderte sie dann immer rein aus. Wir pflegten sie oft zu erschrecken, indem wir ein Häufchen Pulver vor sie auf den Boden schütteten und

dieses dann mit Feuerschwamm anzündeten. Sie schrie gewöhnlich laut auf, wenn das Pulver aufblitzte, und machte einen Satz, soweit ihr Strick es zuließ. Doch ließ sie sich derartige Schrecken nur einigemal gutwillig gefallen. Später war sie pfiffig genug, den brennenden Schwamm mit ihren Händen zu ersticken und so die Entzündung des Pulvers zu verhüten! Dann fraß sie dasselbe regelmäßig auf, wahrscheinlich des salpeterigen Geschmackes wegen.

Während des Winters bewohnte sie gewöhnlich den warmen Ziegenstall, trieb aber hier häufig Unfug, indem sie Thüren aushob und so die Ziegen und Schweine befreite, Breter abdeckte und andere derartige unerlaubte Dinge ausführte. Das eingemeischte Kleienfutter, welches die Ziegen erhielten, fraß sie leidenschaftlich gern und fing deshalb oft Streit mit den rechtmäßigen Eigen-



Der Schopfpavian (Cynocephalus niger).

thümern an. Hierbei benahm sie sich äußerst geschickt: sie faßte nämlich mit der einen Hand den Eimer oder Kübel, mit der andern packte sie die Ziege an den Hörnern oder an dem um dieselbe gewundenen Stricke und hielt sie, während sie selber trank, soweit als möglich von sich ab. Wenn die Ziegen sie stießen, schrie sie laut auf und hing dann gewöhnlich im nächsten Augenblicke an dem Halse ihrer Gegnerin, um sie zu bestrafen. Sie verzehrte alles Genießbare, namentlich gern Kartoffeln, welche auch ihre Hauptspeise bildeten. Gewürzhafte Sämereien, zumal Kümmel, waren eine Leckerei für sie. Ganz abweichend von anderen Thieren, liebte sie auch den Tabak und noch mehr den Tabaksrauch und sperrte, wenn ich ihr denselben in das Gesicht blies, immer das Maul weit auf, um davon soviel als möglich einzuschlürfen. Dieselbe Beobachtung habe ich auch bei andern

Affen gemacht; sie sind meines Wissens aber auch die einzigen Thiere, welche an dem Tabaksrauche Gefallen finden.

Ihre Zuneigung zu mir überstieg alle Grenzen. Ich konnte thun, was ich immer wollte: ihre Liebe gegen mich blieb sich gleich. Wie es schien, betrachtete sie mich in allen Fällen als vollkommen unschuldig an allen Uebeln, welche ihr widerfuhren. Wenn ich sie züchtigen mußte, wurde sie niemals auf mich wüthend, sondern immer nur auf Diejenigen, welche zufällig anwesend waren, wahrscheinlich weil sie glaubte, daß diese die Schuld an ihrer Bestrafung trügen. Mich zog sie unter allen Umständen ihren sämmtlichen Bekannten vor; sie wurde, wenn ich mich nahte, augenblicklich eine Gegnerin von Denen, welche sie eben noch geliebkost hatte.

Freundliche Worte schmeichelten ihr sehr; Gelächter empörte sie, zumal wenn sie merkte, daß es ihr galt. Sie antwortete jedesmal, wenn wir sie riefen, und kam auch zu mir heran, wenn ich es wünschte. Ich konnte weite Spaziergänge mit ihr machen, ohne sie an die Leine zu nehmen. Sie folgte mir wie ein Hund, wenn auch nur in weiten Bogen, die sie nach eignen Ermessen ausführte, und Hassan lief wiederum ihr treulich nach.

Als Hassan starb, war sie sehr unglücklich und stieß von Zeit zu Zeit ein bellendes Geschrei aus, auch des Nachts, welche sie sonst regelmäßig verschlafen hatte. Wir mußten fürchten, daß sie den Verlust ihrer Gefährtin nicht überleben würde und verkauften sie deshalb an den Besitzer einer Thierschaubude, bei welchem sie andere Gesellschaft fand. —

In der neuern Zeit hat man den Khird als eigne Art angesehen und ihm den Namen Cynocephalus Anubis gegeben. Der Unterschied zwischen ihm und dem Babuin ist übrigens so gering, daß jene Trennung nicht genug gerechtfertigt erscheint.

Schließlich müssen wir noch eines Affen gedenken, welcher von vielen Naturforschern unter die Paviane, von andern aber unter die Makaken gezählt wird. Ich meine den übermüthigen Schwarzen, dessen ich, als Peinigers des Budeng, bereits auf Seite 45 gedacht habe. Wie wir dort sahen, ähnelt er in seinem Wesen den eigentlichen Pavianen vollständig; hinsichtlich seiner Gestalt aber unterscheidet er sich nicht unbeträchtlich von den wahren Hundsköpfen, und eben daher rührt die verschiedene Meinung der Forscher. Ich vertrete, seitdem ich den Schopfpavian, wie wir unser Thier nennen können, lebend gesehen habe, unbedingt die Ansicht Cuviers, welcher den Schwarzen zuerst unter die Hundsköpfe aufnahm.

Der Schopfpavian (Cynocephalus niger) unterscheidet sich von den bis jetzt beschriebenen Hundsköpfen durch seinen Stummelschwanz und die Bildung der Schnauze, welche breit, flach, kurz und besonders dadurch ausgezeichnet ist, daß die Nase nicht wie bei den Pavianen die Oberlippe überragt, sondern ziemlich weit hinten auf der Oberschnauze endigt. Gesicht und Gesäß sind nackt, alle übrigen Theile von einem langen und wolligen Pelze bedeckt, welcher sich auf den Gliedmaßen verkürzt, auf dem Kopfe aber zu einem ziemlich langen Schopfe verlängert. Die Färbung des Pelzes ist ein gleichmäßiges Dunkelschwarz, welches auch auf die sammetartig nackte Gesichtsfarbe übergeht. Das Gesäß ist roth. In der Größe steht der Schopfpavian hinter allen Verwandten zurück. Seine Leibeslänge beträgt nur zwei Fuß, die Länge des Schwanzstummels kaum einen Zoll.

Verschiedene Eilande des indischen Meeres, zumal Celebes, die Philippinen und Molukken beherbergen den schwarzen Hundskopf in ziemlicher Menge; jedoch ist über sein Freileben bis heutigen Tages — mir wenigstens — noch Nichts bekannt geworden. Schon mehrmals ist er lebend nach Europa gebracht worden, und hier hat er sich auch stets längere Zeit in der Gefangenschaft erhalten. Der Schopfpavian, welchen ich im Amsterdamer Thiergarten sah, schien sich sehr wohl zu befinden. Er wurde bei Tage regelmäßig zu den Meerkatzen gebracht, welche in dem großen Affenhaus die Zuschauer belustigten. Ich habe der Beschreibung seines Wesens und Treibens nach Dem, was ich oben bemerkte, kaum noch Etwas hinzuzufügen. Der üppige und herrschsüchtige Schwarze würde alle schüchternen Affen ebenso gepeinigt haben, wie er die armen Budengs quälte, wenn

ihm das leichte Volk der Meerkatzen im Gegensatz zu jenen nicht immer rechtzeitig entronnen wäre. Mit den Makaken schien er auf ziemlich gutem und mit einem weiblichen Babuin auf sehr innigem Fuße zu stehen; wenigstens erwies er dieser zarten Schönen alle Aufmerksamkeit und ließ sich zum Gegendank gern von ihr sein Haarkleid durchsuchen. Unsere Abbildung giebt ihn vortrefflich wieder. In der angegebenen Stellung sitzt er manchmal mehrere Minuten lang äußerst nachdenklich da; wahrscheinlich spinnt sich dann eben in seinem Gehirn der Plan zu neuen übermüthigen oder leichtsinnigen Streichen aus.



Der Mandril (Papio Mormon).

Gegenwärtig vereinigt man unter dem Namen Papio zwei Paviane, welche namentlich die Westküste Afrikas bewohnen, wegen ihrer ziemlich großen Eigenthümlichkeiten zu einer besondern Sippe und trennt sie von den übrigen: der Mandril (Papio Mormon) und den Dril (Papio leucophæus). Beide zeichnen sich namentlich dadurch aus, daß ihr Schwanz nur ein Stummel ist, besitzen aber außerdem noch Eigenthümlichkeiten genug.

Mit demselben Rechte, mit welchem wir den Guereza als den schönsten aller Affen betrachten können, dürfen wir den Mandril den häßlichsten nennen. Er ist ein wahrhaft scheußliches Vieh

in jeder Beziehung, und sein Geist gleicht leider dem Leibe. Dieser ist überaus kräftig und plump, der Kopf ist abscheulich und das Gebiß wahrhaft furchtbar. Die Behaarung ist sehr eigenthümlich rauh und struppig, und die Färbung der nackten Theile im höchsten Grade grell und abstoßend. Der Pelz ist dunkelbraun mit schwach olivenfarbigem Anfluge; jedes einzelne Haar ist schwarz und olivengrün geringelt; am Bauche sind die Haare weißlich, an den Seiten hellbräunlich gefärbt, der Kinnbart ist citronengelb, und hinter den Ohren findet sich ein graulichweißer Flecken. Gesicht und After sind gleich widrig. Die Nase ist blutroth und die seitlich angeschwollene von zwei Längswülsten durchzogene nackte Schnauze hellbraun. Der After und der Hodensack sind roth und die außerordentlich großen wulstigen Gesäßschwielen lebhaft blau und roth gefärbt und glänzend; die Ohren und Hände sind schwarz. In der Jugend ist das Gesicht ungefurcht und schwärzlich, später zeigen sich die zwei braunen Längsfurchen, und erst mit reiferem Alter treten die grellen Färbungen hervor. Die Weibchen sind niemals so lebhaft gefärbt, wie sie auch nicht die Größe des Männchens erreichen. Die Höhe der Letzteren beträgt in aufrechter Stellung $4^1/_2$ Fuß, in gehender 3 Fuß. Der Leib mißt von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel ebenfalls 3 Fuß, der Schwanz hingegen nur 3 Zoll. Man kann sich kein Thier denken, welches mit lebhafteren Farben begabt und doch so häßlich ist, als der Mandril.

Das garstige Thier findet sich häufig in Guinea, namentlich an der Goldküste. Es lebt in Truppen in gebirgigen Wäldern, theils auf Felsen, theils auf Bäumen, verläßt aber diesen waldigen Aufenthalt oft genug, um die naheliegenden Ansiedlungen der Menschen zu besuchen und dort nach Herzenslust zu plündern. Man sagt auch, daß Rotten dieser Thiere oft in die Dörfer einfallen, während die Neger das Vieh hüten oder mit der Ernte beschäftigt sind, und dann Frauen und Kinder auf das scheußlichste mißhandeln. Die unglaubliche Kraft und beispiellose Wildheit des Mandril macht es den Eingebornen seines Landes und auch den meisten Thieren überaus furchtbar.

Unter allen Pavianen erscheint uns der Mandril als der hoffnungsloseste Wilde, und diejenigen, welche man jung gefangen nahm und so weit zähmte, als ein Hundskopf überhaupt gezähmt werden kann, sind fast als Ausnahmen zu betrachten. Aber auch bei ihnen bricht, wenn sie älter werden, die Wildheit regelmäßig durch, und dann zeigt sich das Thier in seiner ganzen Furchtbarkeit und Scheußlichkeit. Seine Kraft, seine Gewandtheit und sein gefährliches Gebiß machen es zum Herrn der Wildniß. Es fürchtet sich vor keinem Feinde und läßt sich nicht einmal durch den Knall des Schießgewehrs erschrecken. Seine Leidenschaften sind so furchtbar, daß es scheint, als ob es während derselben in eine förmliche Raserei verfiele und den Verstand vollkommen verlöre. Der Zorn der anderen Affen ist, wie ein englischer Schriftsteller sich ausdrückt, der Wuth dieser Thiere gegenüber, ein leises Fächeln des Windes, während die Raserei des Mandril einem jener entsetzlichen Stürme der Wendekreisländer gleicht, welche Alles vor sich niederwerfen. Wenn das abscheuliche Vieh erzürnt wird (und hierzu genügt ein einziger Blick, ein lautes Wort, eine Drohung), kommt es in so entsetzliche Aufregung, daß es Alles vergißt und förmlich kopflos wie rasend auf seine Feinde losstürzt. Ein wahrhaft dämonischer Glanz strahlt aus den Augen des Scheusals, welches in Wahrheit auch mit dämonischer Kraft und Böswilligkeit begabt zu sein scheint. Es wird versichert, daß seine stürmischen Leidenschaften es selbst so fürchterlich erschüttern, daß es wohl vor Zorn unter wildem Schreien und Röcheln leblos zur Erde stürze. Und dabei sagt man, daß es weit länger, als andere Paviane, eine Beleidigung nachtrüge, ja, daß es eigentlich niemals einem Feinde verzeihen und vergeben könne. So ist es kein Wunder, daß die Eingebornen seiner Heimatländer sich niemals in einen Kampf mit ihm einlassen, ja nicht einmal diejenigen Wälder betreten, in welchen sich gerade Mandrils aufhalten, außer wenn die Männer in bedeutender Zahl und gut bewaffnet sind. Wie die Wuth des Thieres, kennt auch seine Sinnlichkeit keine Grenzen. Seine Frechheit und Unverschämtheit übertrifft die aller übrigen bekannten Affen weit. Die Männchen fallen nicht blos weibliche Affen, sondern auch weibliche Menschen mit ihren frechen Gelüsten an und werden hierdurch überaus gefährlich.

In der Freiheit halten sich die Mandrils in großen Banden zusammen. Sie klettern bei all ihrer Plumpheit doch mit viel Geschick und Gewandtheit auf Felsen und Bäumen herum. Ihr Gang

ist ziemlich leicht und sicher; sie gehen aber niemals aufrecht, sondern immer auf allen Vieren. Ihre Stimme klingt tief und hohl, nicht aber laut, weil sie durch einen häutigen Kehlsack gedämpft wird. Am besten vergleicht man sie mit dem Grunzen des Schweines.

Alte Mandrils können niemals gezähmt werden. Sie sind überhaupt nicht lebendig zu erlangen, weil sie auch berauscht noch allzu gefährliche Gegner des Menschen sind. Gewöhnlich kommen nur Junge nach Europa und unter diesen vorzugsweise Weibchen, weil die Männchen gar zu abscheulich sind und, wenn sie älter werden, ihre Wärter oft in bedenklicher Weise mishandeln. Kein Thier haben die Wärter mehr zu fürchten, als den alten Mandril. Er verträgt übrigens die Gefangenschaft sehr gut und hält auch in unserm Klima viele Jahre aus. Seine Leidenschaften zeigen sich selbst bei der besten Behandlung und wachsen mit zunehmendem Alter unverhältnißmäßig. „Sein Blick, sein Geschrei und seine Stimme," sagt Cuvier, „kündigen eine vollkommen viehische Unverschämtheit an. Die schmuzigsten Gelüste befriedigt es auf die schamloseste Weise. Es scheint, als ob die Natur in ihm ein Bild des Lasters mit all seiner Häßlichkeit habe aufstellen wollen."



Der Dril (Papio leucophæus).

An den gefangenen Mandrils beobachtete man mehr, als an anderen Hundsköpfen, eine große Eifersucht gegen ihren Wärter und, wenn die Gefangenen Männchen sind, noch mehr gegen weibliche Personen, welche ihnen bekannt wurden. Sie werden rasend, wenn ein Mann solche Freundinnen von ihnen liebkost oder zu liebkosen vorgiebt, und tragen ihm ein so großes Verbrechen sicherlich lange Zeit nach. Im Pflanzengarten zu Paris wurde diese Eifersucht einmal sehr gut benutzt, um einen Mandril (oder, wie Andere sagen, einen Tschakma), welcher aus seinem Käfig ausgebrochen war und viel Unheil anrichtete, wieder in das Gefängniß zu bringen. Er hatte alle gütlichen Versuche scheitern gemacht und bereits einige von seinen Wärtern verwundet, als der schlaueste derselben auf den Gedanken kam den Affen durch seine eigene Leidenschaft in den Kerker zurückzulocken. An der Rückseite des Käfigs nämlich befand sich eine kleine Thüre: hinter diese mußte sich die Tochter eines der Wärter stellen, und zwar so, daß sie der Affe sehen konnte. Nun trat einer der Wärter zu dem Mädchen, umarmte es und stellte sich dann an, als ob er es küssen wollte. Dies war zu viel für den liebenden Mandril. Er stürzte wie rasend auf den Mann los, gewiß in der besten Absicht, ihn zu zerreißen, mußte aber, um zu seinem Zwecke zu gelangen, nothwendig in den Käfig hineingehen. Alle Klugheit war ver-

gessen; der eifersüchtige Affe ging ohne Besinnen durch die offene Thür und sah sich eine Minute später hinter den eisernen Gittern.

Von anderen gezähmten Mandrils berichtet man, daß ihre Leidenschaftlichkeit sich auch auf den Genuß geistiger Getränke erstreckte und sie sich, so oft sie nur konnten, in Bier oder Wein berauschten. Die Beobachter, welche die betrunkenen Mandrile sahen, versichern, daß sie dann womöglich noch einmal so scheußlich seien, als vorher.

Einer der berühmtesten Mandrils lebte in England unter sehr glücklichen Verhältnissen. Er war wohlbekannt unter dem Namen: „Hans im Glück“ und ziert noch heute nach seinem Tode das britische Museum. Das Thier hatte mehrmals die Ehre, in Folge besonderer Einladungen, ein Gast der königlichen Familie zu sein: kurz, es genoß, wie mein englischer Gewährsmann sagt, ein so glückliches Leben, als es nur immer ein Pavian leben kann.

Es ist kein Wunder, wenn über diese wüthenden Thiere früher die allermerkwürdigsten Geschichten erzählt wurden. Topsel glaubt, daß es der „Arktokyon“ oder Bärenhund der Alten sei, ein Vieh, welches als Bastard von einem Bären und Hunde angesehen wurde. Andere nennen es auch die zweite Art der scheußlichen Hiäne. Bei den Eingebornen heißt es Barris, und wahrscheinlich ist es der Urheber der Missethaten, welche man dem Schimpanse zuschreibt.

Die zweite Art dieser Sippe, der Dril, hat so ziemlich dieselbe Gestalt, wie der Mandril, aber in jedem Alter ein schwarzes Gesicht. Sein Pelz ist mehr grünlich gefärbt, als der des Mandril. Die längs der Nase verlaufenden runzeligen Wülste sind nicht gefaltet. Der Schwanz ist ein gepinselter Stummel. In der Größe steht er weit hinter dem Mandril zurück. Seine Heimat ist dieselbe, wie die seines greulichen Verwandten. Von seinen Sitten in der Freiheit weiß man nur sehr wenig, doch scheint es, daß dieselben denen des Mandrils ähneln. Auch der Dril kommt öfters nach Europa, namentlich nach England, und erfreut sich dort einer ziemlich guten Gesundheit. Das geistige Wesen der Gefangenen hat gezeigt, daß sie eben auch echte Paviane sind: gelehrig in der Jugend, wild und tückisch im Alter.

* *
*

Der Unterschied zwischen allen Erzeugnissen des heißen Erdgürtels der alten Welt und denen Südamerikas, ist regelmäßig ein durchgreifender und augenscheinlicher. Die Westhälfte der Erde zeigt der Osthälfte gegenüber fast immer ein durchaus selbständiges Gepräge: Alles in ihm ist anders, als in der alten Welt, und nur hier und da erinnert Etwas noch an diese; aber dann haben wir es auch nicht mit dem eigentlichen Amerika zu thun: denn dieses sind die Landstriche zwischen den Wendekreisen. Sie bilden eine eigene Welt für sich. Erde und Klima, Licht und Luft, Pflanze und Thier — Alles ist anders, als drüben im Osten. Deshalb tritt uns, wenn das Glück es uns gestattet, der Wandersehnsucht des Herzens zu folgen, in den Wendekreisen des Westens Alles und Jedes so märchenhaft oder zauberartig entgegen: der Reiz der Neuheit besiegt, der Reichthum der Natur bewältigt und läßt die vielen Vorzüge unserer Erdhälfte vergessen.

Bei Betrachtung derjenigen Thiere, welche wir zunächst zu berücksichtigen haben, ist Dies wohl weniger oder nicht der Fall. Die neuweltlichen Affen oder Schmalnasen sind zwar merkwürdige Geschöpfe: schön aber sind sie nicht oder wenigstens nur einzelne. Und Eines muß augenblicklich auffallen: nur der Leibes- und Gliederbau stempelt sie zu Affen, nicht aber auch das geistige Wesen. Alle neuweltlichen Affen sind viel unbeholfenere, trägere, traurigere, geistlosere Geschöpfe, als ihre Familienverwandten der alten Welt. Sie sind harmloser, gutmüthiger, unschädlicher, als diese: aber ebendeshalb keine echten Affen mehr. Denn diese wollen wir gar nicht ohne die nur ihnen gehörenden Eigenschaften, ohne ihre Lustigkeit, Munterkeit, Keckheit, Unverschämtheit, ja, ich möchte sagen, ohne ihre Niederträchtigkeit. Wir sind nun einmal gewohnt, unser Zerrbild in den merkwürdigen Gesellen

zu erblicken, und fühlen uns unbefriedigt, wenn dieses Zerrbild nicht auch ein geistiges ist. Und nicht blos wir Männer hegen eine solche Ansicht, sondern auch die Frauen, welche doch regelmäßig abgesagte Feinde jeder Verspottung des eigenen Ichs, ja alles Menschlichen sind: ich habe stets erfahren, daß von Frauenmund die amerikanischen Affen als widerliche Geschöpfe bezeichnet worden sind.

So streng wollen wir nun zwar nicht urtheilen; doch können auch wir die in jener Bemerkung wirklich vorhandene Wahrheit nicht ganz wegleugnen. Wir müssen jedoch ein vollgültiges Urtheil noch aufsparen, bis wir unsere Thiere vollständiger kennen gelernt haben.

Die neuweltlichen Affen unterscheiden sich regelmäßig durch ihren Körper- und Gliederbau, so wie durch ihre Zahnbildung von ihren Vettern im Osten. Ihr Leib ist gewöhnlich schmächtig, die Glieder sind lang, der Schwanz fehlt nie und verkümmert auch nie, wird vielmehr häufig zur fünften Hand, indem er sich an seiner Spitze durch kräftige Muskeln zusammenrollen und deshalb als Greifwerkzeug gebrauchen läßt. Der Daumen der Vorderhände kann den übrigen Fingern nicht in demselben Grade gegenüber gestellt werden, wie dies an den Hinterhänden der Fall ist. Die Nägel sind platt. Anstatt zweiunddreißig Zähnen bilden sechsunddreißig das Gebiß; es finden sich auf jeder Seite sechs Backenzähne. Backentaschen und Gesäßschwielen sind nie vorhanden. Die Nasenscheidewand ist breit. Kein einziges Mitglied der ganzen Familie erreicht eine bedeutende Affengröße, und keines hat eine vorspringende Schnauze. Ihre Färbung ist zwar manchfaltig, aber niemals so bunt, wie die vieler Affen Asiens und Afrikas.

Der Heimatskreis der neuweltlichen Affen beschränkt sich auf Südamerika. Die Nordgrenze desselben bildet das Antillenmeer, auf dessen schönen Inseln schon keine Affen mehr vorkommen, wie sie auch nicht über die Landenge von Panama nordwärts gehen. Nach Westen hin begrenzt die Andeskette, nach Osten hin das atlantische Meer, nach Süden hin der 25. Breitengrad ihr Gebiet.

Alle Neuweltsaffen sind ausschließlich Baumthiere und deshalb vorzugsweise in den Urwäldern zu Hause. Wasserreiche oder sumpfige Gegenden lieben sie mehr, als trockene. Auf die Erde kommen sie blos im äußersten Nothfalle herab; denn auch zur Tränke gehen sie nicht so wie andere Thiere, sondern klettern an Schlingpflanzen, überhängenden Aesten und dergleichen bis auf das Wasser herab und trinken, ohne die Zweige zu verlassen. Es ist wohl möglich, daß einzelne dieser Affen hunderte von Meilen zurücklegen, ohne auf ihrem Wege jemals die Erde zu berühren. Die Bäume bieten ihnen Alles, was sie bedürfen; denn ihre Nahrung besteht nur aus Pflanzentheilen aller Art, sowie aus Kerbthieren, Spinnen, Vogeleiern oder jungen Nestvögeln und Honig, und nur wenige plündern zuweilen in einer Pflanzung.

Die meisten Arten sind am Tage rege, einige wenige aber Dämmerungs- und wirkliche Nachtthiere. Die einen, wie die anderen, sind zu ihrer Zeit lebhaft und gewandt; jedoch giebt es unter den größeren Affen mehrere Arten, welche äußerst träge und gewissermaßen die Orang-Utangs der neuen Welt sind. Das Klettern verstehen alle vortrefflich und wissen dabei, wie ich schon oben andeutete, ihren ausgezeichneten Schwanz auch ausgezeichnet zu gebrauchen. Dieser Schwanz ist geradezu Alles in Allem für die sonst sehr tölpischen Thiere; sie könnten ohne ihn gar nicht leben. Ihre Ungeschicklichkeit macht eine beständige Versicherung des Leibes nöthig, und eine solche gewährt der Wickelschwanz unter allen Umständen. Fast bei jeder Stellung, auch während der tiefsten Ruhe schlingt der Affe seinen Schwanz um irgend Etwas und sei es selbst um eines seiner eigenen Glieder. Die Muskelstärke des Schwanzes, welche die der übrigen Gliedmaßen weit übertrifft, und das feine Gefühl in dem Schwanzende ermöglicht ihnen den umfassendsten Gebrauch des merkwürdigen Geschenkes der Natur für ihr stilles Leben, und ersetzt ihnen vielfach die ihnen fehlende geistige wie leibliche Behendigkeit ihrer überseeischen Vettern. Trotz alledem sind ihnen die echten Baumaffen der alten Welt in Springen und Klettern entschieden überlegen. Der Gang der Neuweltsaffen geschieht immer auf alle vier Beinen und ist stets mehr oder weniger unbeholfen, unsicher und schwankend, kurz schlecht.

In ihrer geistigen Begabung stehen sie weit hinter ihren östlichen Verwandten zurück. Sie sind im Ganzen zwar sanft, gutmüthig und zutraulich, aber auch dumm, ungeschickt, ungelehrig und schwerfällig. Einzelne sind neugierig, muthwillig und neckisch, andere dagegen grämlich, eigensinnig, boshaft, tückisch und bissig. Lüstern, genäschig, diebisch und habsüchtig sind sie auch, besitzen also ebenfalls schlechte Eigenschaften genug — und die guten Seiten der altweltlichen Affen gehen ihnen dafür ab. Wenn man zwischen alt- und neuweltlichen Affen zu wählen hat, wird man wohl niemals lange in Zweifel bleiben, welche uns besser gefallen. In der Freiheit sind diese immer scheu und furchtsam und nicht im Stande, wirkliche Gefahr von eingebildeter zu unterscheiden. Deshalb fliehen sie bei jeder ungewöhnlichen Erscheinung und suchen sich so rasch als möglich in dichtem Gezweig zu verbergen. Angeschossene beißen tüchtig nach Dem, welcher sie fassen will; Gesunde vertheidigen sich wohl blos gegen schwache Raubthiere. Es sind kraftlose, feige Thiere.

In der Gefangenschaft benehmen sie sich bald artig und zutraulich, werden im Alter aber doch auch böse und bissig, wenngleich nicht immer. Ihre geistige und leibliche Trägheit, ihr schwermüthiges Aussehen, die kläglichen Töne, welche sie und oft mit merkwürdiger Ausdauer ausstoßen, ihre Unreinlichkeit, ihre Weichlichkeit und Hinfälligkeit: — alle diese Eigenschaften und Sitten sind eben auch nicht geeignet, sie als Hausgenossen und Zeitvertreib des Menschen zu empfehlen. Einige wenige Arten machen freilich eine rühmliche Ausnahme und werden deshalb auch häufig zahm gehalten und mit großer Liebe gepflegt. Manche besitzen einen hohen Grad von Empfänglichkeit für äußere Eindrücke; sie drücken ihre Gefühlsbewegungen durch Lachen oder Weinen aus und werden aus diesem Grunde namentlich weichherzigen Frauen besonders theuer.

Ihre Mutterliebe ist eben so erhaben, wie die der altweltlichen Affen. Sie gebären ein oder zwei Junge auf einmal und lieben, hätscheln, pflegen und beschützen dieselben mit einer Sorgfalt und Herzlichkeit, welche ihnen immer Bewunderung und Liebe erwerben muß.

Dem Menschen werden die neuweltlichen Affen nicht oder kaum schädlich. Der weite, große, reiche Wald ist ihre Heimat, ihr Ernährer und Versorger; sie bedürfen des Herrn der Erde und seiner Anstalten nicht. Nur wenige Arten fallen zuweilen in waldnahe Felder ein und erheben sich dort einen geringen Zoll, welcher gar keine Aehnlichkeit hat mit den Erpressungen, die sich die Altweltsaffen erlauben. Der Mensch dagegen zieht mancherlei Nutzen aus den harmlosen Waldbewohnern Amerikas. Er jagt sie ihres Fleisches und ihres Pelzes wegen. Mancher Reisende hat längere Zeit die Affen als schätzbares Wildpret betrachten und sich aus ihrem Fleische Suppen und Braten bereiten müssen, und manche feine europäische Frau birgt und wärmt ihre zarten Hände in einer Hülle, welche früher den Leib eines Affen bekleidete.

Für die Eingebornen Amerikas ist der Affe ein außerordentlich wichtiges Thier; denn sein Fleisch bildet einen guten Theil ihrer Nahrung. Sie jagen ihm eifrig nach und erlegen deren auf großen Jagden zu Hunderten. Gewöhnlich bedienen sie sich zu ihrer Jagd des Bogens, nicht selten wenden sie aber auch das Blasrohr und kleine, jedoch mit dem fürchterlichsten Gifte getränkte Pfeile an, welche über hundert Fuß hoch empor geschleudert werden und unrettbar tödten, auch wenn sie blos die Haut durchbohrt haben. Zwar versuchen es alle Affen, den kleinen Pfeil so schnell als möglich aus der Wunde zu ziehen: allein der schlaue Mensch hat das Geschoß halb durchschnitten, und deshalb bricht fast regelmäßig die Giftspitze ab und bleibt in der Wunde stecken — furchtbar genug, um auch einem ganz andern Thiere die Lebenskraft zu rauben. Das Blasrohr, aus dem solche tückisch wirkende Bolzen abgeschossen werden, bleibt unter allen Umständen das gefährlichste Menschengewehr für die leichten Kinder der Höhe.

Mit derselben Waffe erbeuten die Indianer auch die Affen, welche sie für die Gefangenschaft wünschen. „Wollen die Arekunas,“ sagt Schomburgk, „einen alten, störrischen Affen zähmen, so bestreichen sie das Pfeilchen mit geschwächtem Urarigift. Stürzt er betäubt herab, so wird die Wunde gleich ausgesogen; alsdann begraben sie ihn bis an den Hals in die Erde und flößen ihm eine starke Auflösung salpeterhaltiger Erde oder Zuckerrohrsaft ein. Ist der Patient etwas zu sich gekommen, so

wird er herausgenommen und wie ein Wickelkind umschlungen. In dieser Zwangsjacke bekommt er einige Tage lang nur Zuckersaft zum Getränk und in Salpeterwasser gekochte, stark mit spanischem Pfeffer gewürzte Speisen zur Nahrung. Schlägt diese Gewaltkur nicht an, so wird der Unbändige eine Zeit lang im Rauche aufgehangen. Bald legt sich nun die Wuth; das heimtückische Auge wird mild und fleht um Verzeihung. Dann werden die Banden gelöst, und auch der bissigste Affe scheint nun vollkommen vergessen zu haben, daß er jemals frei im Walde gelebt.“ So fesselt der Mensch das freie Kind der Wildniß an sich und zwingt es, auch lebend, ihm zu dienen.

Okens Ausspruch, daß die größten Thiere innerhalb einer Familie oder Sippe auch immer die vollkommensten seien, findet wie bei den altweltlichen Affen, so auch bei den neuweltlichen seine Bestätigung. Den Brüllaffen (Mycetes) wird in der zweiten Familie unserer Ordnung der erste Rang eingeräumt. Ihr Körper ist schlank, aber doch gedrungener als bei den übrigen Sippen der neuweltlichen Affen. Die Gliedmaßen sind gleichmäßig entwickelt, die Hände fünffingerig; der Kopf ist groß und die Schnauze vorstehend; die Behaarung ist dicht und am Kinn bartartig verlängert. Als eigenthümliches Merkmal der Brüllaffen muß vor Allem der kropfartig verdickte Kehlkopf angesehen werden. Alexander von Humboldt war der erste Naturforscher, welcher dieses Werkzeug zergliederte. „Während die kleinen amerikanischen Affen,“ sagt er, „die wie Sperlinge pfeifen, ein einfaches dünnes Zungenbein haben, liegt die Zunge bei den großen Affen auf einer ausgedehnten Knochentrommel. Ihr oberer Kehlkopf hat sechs Taschen, in denen sich die Stimme fängt, und wovon zwei taubennestförmige große Aehnlichkeit mit dem untern Kehlkopf der Vögel haben. Der dem Brüllaffen eigene klägliche Ton entsteht, wenn die Luft gewaltsam in die Knochentrommel einströmt. Wenn man bedenkt, wie groß die Knochenschachtel ist, wundert man sich nicht mehr über die Stärke und den Umfang der Stimme dieser Thiere, welche ihren Namen mit vollem Rechte tragen.“ Der Schwanz der Brüllaffen ist sehr lang, am hintern Ende kahl, dort nerven- und gefäßreich, auch sehr muskelkräftig und daher zu einem vollkommenen Greifwerkzeuge gestaltet.

Weit verbreitet, bewohnen die Brüllaffen fast alle tropischen Länder und Gegenden Südamerikas. Dichte, hochstämmige und feuchte Wälder sind ihr Aufenthalt; in den Steppen finden sie sich nur da, wo die einzelnen Baumgruppen sich zu kleinen Wäldern vergrößert haben und Wasser in der Nähe ist. Trockene Gegenden meiden sie gänzlich. Ihre Lebensweise ist so gleichförmig, daß man allen Arten gerecht wird, wenn man das Treiben und Schaffen einer einzigen beschreibt.

In unseren Lehrbüchern finden sich mehr als ein Dutzend Namen für die Brüllaffen, welche nach der Meinung der betreffenden Forscher besondere Arten bezeichnen; doch ist es jetzt ausgemacht, daß jede Art unserer Thiere vielfach abändert, und es ist daher so gut als entschieden, daß alle Brüllaffen auf sehr wenige, vielleicht nur auf drei oder vier Arten zurückzuführen sind.

Unserer Lebensschilderung liegen die Beobachtungen zu Grunde, welche von Alexander von Humboldt, Prinz Max von Neuwied, Rengger und von Schomburgk über zwei Arten, den rothen Brüllaffen oder Alauten (Mycetes seniculus) und den schwarzen Brüllaffen oder Caraya (Mycetes niger) gesammelt wurden. Das Männchen des erstern hat einen lebhaft glänzenden, rothen Pelz, welcher auf dem Rücken in das Goldgelbe spielt. Das Weibchen ist dunkler und oft rein schwarzbraun; die Jungen ähneln der Mutter. Beim Carayamännchen ist der Pelz kohlschwarz gefärbt; die nackten Theile aber sind rothbraun. Weibchen und Junge sind lichter, gewöhnlich graulichgelb gefärbt. Immer haben die Männchen einen längeren und dichteren Pelz und namentlich einen längern Bart, als die Weibchen. Vielfache Spielarten kommen von beiden vor. In der Größe gleichen sich der Alaute und der Caraya so ziemlich. Neuwied giebt die Länge des erstern zu $20^1/_4$, die Schwanzlänge dagegen zu $21^2/_3$ Zoll an, Rengger die des letztern zu 20 Zoll. Dieser ist hinsichtlich seines Vorkommens der südliche Vertreter von jenem. Er bewohnt Paraguay und Südbrasilien, während jener mehr in der Nähe von Guiana zu finden ist. Beide Arten sind an manchen Orten unglaublich



Brüllaffen.

häufig: Humboldt schätzt, daß auf einer mit geeignetem Wald bestandenen Quadratmeile wohl zweitausend Stück **Brüllaffen** vorkommen mögen, und sah Banden von ihrer vierzig. Rengger begegnete nur kleinern Gesellschaften, meist Familien von drei bis zehn Mitgliedern.

Der **Brüllaffe** ist eines derjenigen amerikanischen Thiere, welches schon seit der ältesten geschichtlichen Zeit den Reisenden, immer aber nur **unvollständig**, bekannt wurde und deshalb zu vielen Fabeln Veranlassung gab. Solche haben heutigen Tages noch unter den nicht selbst beobachtenden Weißen und Indianern Geltung. Wir lassen sie gänzlich bei Seite und halten uns dafür an unsere Gewährsmänner. **Schomburgk** mag uns die Thiere zuerst vorstellen; dann wollen wir den Mittheilungen der Uebrigen folgen.

„Nach meiner Ankunft," sagt jener ausgezeichnete Beobachter, „hatte ich bei Auf- und Untergang der Sonne aus dem Urwalde das schauerliche Geheul zahlreicher Brüllaffen herübertönen hören, ohne daß es mir bei meinen Streifereien gelungen wäre, die Thiere selbst aufzufinden. Als ich eines Morgens nach dem Frühstück, mit meinem Jagdzeug versehen, dem Urwalde zuschritt, schallte mir aus der Tiefe desselben abermals jenes wüste Geheul entgegen und setzte meinen Jagdeifer in volle Flammen. Ich eilte also durch Dick und Dünn dem Gebrüll entgegen und erreichte auch nach vieler Anstrengung und langem Suchen, ohne bemerkt zu werden, die Gesellschaft. Vor mir auf einem hohen Baume saßen sie und führten ein so schauerliches Concert auf, daß man wähnen konnte, alle wilden Thiere des Waldes seien in tödlichem Kampfe gegen einander entbrannt, obschon sich nicht leugnen ließ, daß doch eine Art von Uebereinstimmung in ihm herrschte. Denn bald schwieg nach einem Taktzeichen die über den ganzen Baum vertheilte Gesellschaft, bald ließ ebenso unerwartet einer der Sänger seine unharmonische Stimme wieder erschallen, und das Geheul begann von neuem. Die Knochentrommel am Zungenbeine, welche durch ihre Resonanz der Stimme eben jene mächtige Stärke verleiht, konnte man während des Geschreies auf und nieder sich bewegen sehen. Augenblicke lang glichen die Töne dem Grunzen des **Schweines**, im nächsten Augenblicke aber dem Brüllen des Jaguars, wenn er sich auf seine Beute stürzt, um bald wieder in das tiefe und schreckliche Knurren desselben Raubthiers überzugehen, wenn es, von allen Seiten umzingelt, die ihm drohende Gefahr erkennt. Diese schauerliche Gesellschaft hatte jedoch auch ihre lächerlichen Seiten, und selbst auf dem Gesichte des düstersten Menschenfeindes würden für Augenblicke sich Spuren eines Lächelns gezeigt haben, wenn er gesehen, wie diese Concertgeber sich mit langen Bärten starr und ernst einander anblickten. Man hatte mir gesagt, daß jede Herde ihren eignen Vorsänger besäße, der sich nicht allein durch seine feine schrillende Stimme von allen tiefen Bassisten unterscheide, sondern auch durch eine viel schmächtigere und feinere Gestalt auszeichne. Ich fand die erstere Angabe bei dieser Herde vollkommen bestätigt; nach der feineren und schmächtigen Gestalt sah ich mich freilich vergeblich um, bemerkte dafür aber auf dem nächsten Baume zwei schweigsame Affen, welche ich für ausgestellte Wachen hielt; — waren sie es, so hatten sie ihre Dienste schlecht genug versehen; denn unbemerkt stand ich in ihrer Nähe."

Diese anmuthige Schilderung beweist uns schon hinlänglich, daß wir es bei den Brüllaffen mit höchst eigenthümlichen Geschöpfen zu thun haben. Man kann, ohne sich einer Uebertreibung schuldig zu machen, behaupten, daß ihr ganzes Leben und Treiben eine Vereinigung von allerhand Absonderlichkeiten ist und deshalb der Beobachtung ein ergiebiges Feld bietet, während man andererseits anerkennen muß, daß die Indianer zu entschuldigen sind, wenn sie die Brüllaffen ihres trübseligen Aeußern und ihres langweiligen Betragens halber mißachten und hassen. Selbst die Verläumdungen, welche man sich zu Schulden kommen ließ, sind erklärlich, wenn man bedenkt, daß unsere Thiere weder im Freileben noch in der Gefangenschaft irgend welche Anmuth, ja selbst irgend welche Abwechslung in ihrer Lebensweise zeigen.

Grämlich und mürrisch sondern sich die Brüllaffen von allen übrigen Familienverwandten ab. Niemals sieht man sie untereinander spielen. Wenn sie nicht fressen oder brüllen, sehen sie bewegungslos vor sich hin oder schlafen. Ihr ganzes Leben ist außerordentlich einförmig.

Während des Tages sind die höchsten Bäume des Waldes der Lieblingsaufenthalt des Brüllaffen; bei anbrechender Dämmerung zieht er sich in das dichte, von Schlingpflanzen durchflochtene Laub der niedrigen Bäume zurück und überläßt sich da dem Schlafe. Langsam, fast kriechend klettert er von einem Ast zu dem andern, Blätter und Knospen auswählend, langsam mit der Hand sie abpflückend und langsam sie zum Munde bringend. Ist er gesättigt, so setzt er sich in zusammengekauerter Stellung auf einem Aste nieder und verharrt hier regungslos, wie ein uraltes, schlafendes Männchen erscheinend, welches den Kopf auf die Brust stützt; oder er legt sich der Länge lang über den Ast hin, läßt die vier Glieder zu beiden Seiten steif herabhängen und hält sich eben nur mit dem Wickelschwanze fest. Was der Eine thut, wird von dem Andern langsam und gedankenlos nachgemacht. Verläßt eins der erwachsenen Männchen den Baum, auf welchem die Familie sich gerade aufhält, so folgen ihm alle übrigen Glieder der Gesellschaft rücksichtslos nach. „Wahrhaft erstaunlich,“ sagt Humboldt, „ist die Einförmigkeit in den Bewegungen dieses Affen. So oft die Zweige benachbarter Bäume nicht zusammenreichen, hängt sich das Männchen an der Spitze des Trupps mit dem zum Fassen bestimmten schwieligen Theile des Schwanzes auf, läßt den Körper frei schweben und schwingt ihn hin und her, bis es den nächsten Ast packen kann. Der ganze Zug macht an derselben Stelle genau dieselbe Bewegung.“

Für die Brüllaffen ist der Schwanz unzweifelhaft das wichtigste aller Bewegungswerkzeuge; sie brauchen ihn, um sich zu versichern — und das thun sie in jeder Stellung; — sie benutzen ihn selbst, um Etwas mit ihm zu erfassen und an sich zu ziehen. Immer und immer dient er hauptsächlich dazu, jeder ihrer langsamen Bewegungen die ihnen unerläßlich dünkende Sicherheit zu verleihen. Man kann nicht behaupten, daß sie schlecht kletterten: sie sind im Gegentheil sehr geschickt; aber niemals machen sie, wie andere Affen, weite, niemals gewagte Sprünge. Beim Dahinschreiten halten sie sich fest auf dem Aste an, bis der hin- und hertastende Schwanz einen sichern Halt gefunden und denselben in einer oder zwei Windungen umschlungen hat; beim Herabklettern halten sie sich so lange an dem Aste, welchen sie verlassen wollen, bis sie mit den Händen einen neuen sichern Halt gefunden haben, beim Aufwärtssteigen an dem untern Aste, bis sie mit allen vier Füßen den obern sicher gepackt haben. Die Kraft des Schwanzes ist größer, als die der Hände. Die Beugemuskeln an seiner Spitze sind so stark, daß sie, einer Uhrfeder vergleichbar, das Schwanzende immer zusammenrollen. Der Brüllaffe kann sich mit der Spitze seines Schwanzes, auch wenn er dieselbe nur mit einer halben Windung um den Ast schlingt, wie an einem Haken aufhängen, er kann alles einem solchen Werkzeuge nur Mögliche ausführen und ist verloren, dem Verderben Preis gegeben, wenn er seines Schwanzes beraubt wurde. Noch im Tode trägt der Schwanz längere Zeit die Last des Körpers, und nicht immer strecken sich unter dieser Last die eingerollten Muskeln: Azara erzählt, daß man zuweilen schon halb verfaulte Carayas noch fest an ihrem Aste hängen sieht.

Wenig andere Thiere sind so ausschließlich an die Bäume gebunden, als die Brüllaffen. Sie kommen nur höchst selten auf die Erde hernieder, wahrscheinlich blos dann, wenn es ihnen unmöglich ist, von den niederen Aesten und Schlingpflanzen herab zu trinken. Humboldt sagt, daß sie nicht im Stande wären, Wanderungen oder auch nur Wandelungen auf ebenem Boden zu unternehmen, und Rengger erklärt die Behauptung der Indianer, nach welcher die Brüllaffen manchmal über breite Ströme setzen sollen, für ein Märchen, welches den Fremden aufgebürdet wird. „Sie fürchten sich,“ sagt er, „so sehr vor dem Wasser, daß, wenn sie durch das schnelle Anschwellen des Stromes auf einem Baume isolirt werden, sie eher verhungern, als daß sie durch Schwimmen einen andern Baum zu gewinnen suchen. So traf ich einst eine solche Affenherde auf einem von Wasser rings umgebenen Baum an, welche, ganz abgemagert, sich vor Schwäche kaum mehr bewegen konnte. Sie hatte nicht nur alle Blätter und zarten Zweige, sondern sogar einen Theil der Rinde des Baumes verzehrt. Um den nahen Wald zu erreichen, hätte sie nur eine Strecke von sechzig Fuß zu durchschwimmen gehabt.“ Derselbe Naturforscher versichert, daß er niemals einen Brüllaffen auf einem freien Felde gesehen oder seine Fährte irgendwo auf dem Boden angetroffen habe.

Wenn der Brüllaffe keine Nachstellung erfährt, hält er sich in einem bestimmten Gebiete auf, welches höchstens eine Meile Umfang haben mag. Oft verweilt eine Familie während des ganzen Tages auf ein und demselben Baume. Höchst selten sieht man ihn einzeln. Die Familie hält sich sehr treu zusammen. Sie zu beobachten, hält nicht schwer, weil sie sich durch ihr Gebrüll verräth, zumal Morgens und Abends und am öftersten in der warmen Jahreszeit. Bei kalter oder regnerischer Witterung und zur Nachtzeit hört man sie nicht oft. Rengger behauptet sogar, daß sie Nachts niemals einen Laut von sich geben. Gewöhnlich machen die Männchen den Anfang bei diesem Geheul und führen es auch am eifrigsten durch; die Weibchen und Jungen stimmen blos zuweilen mit ein. Beim Brüllen sitzt die ganze Gesellschaft regungslos in der einmal eingenommenen Stellung, die Männchen gewöhnlich weithin sichtbar auf den höchsten Aesten und Bäumen, die Weibchen etwas tiefer unten in der Krone. Manchmal brüllen die Thiere stundenlang mit kurzen Unterbrechungen fort. Humboldt erprobte, daß man das Heulen noch auf 800 Klaftern Entfernung höre; der Prinz von Wied glaubt, daß es noch weiter vernehmbar sei; doch stützt sich Humboldts Angabe auf genaue Beobachtung und nicht auf Schätzung. „Mitten auf den weiten mit Gras bewachsenen Ebenen, sagt er, unterscheidet man leicht eine vereinzelte Baumgruppe, welche von Brüllaffen bewohnt ist und von welcher der Schall herkommt. Wenn man nun auf diese Baumgruppe zugeht oder sich davon entfernt, kann man den Abstand, in dem das Geheul noch vernehmbar ist, ziemlich genau ermessen.“ Warum die Thiere eigentlich ihre sonderbaren Gesänge aufführen, ist ein Räthsel, wenn man eben nicht annehmen will, daß sie sich durch die ihnen eigene Tonkunst gegenseitig ergötzen wollen. Beim Erscheinen eines Hundes endigt das Gebrüll der Affen augenblicklich; die Gesellschaft sucht sich so schnell als möglich hinter dichte Aeste oder zwischen dem Laube zu verstecken; sie flieht auch wohl durch die höchsten Gipfel der Bäume, immer aber so langsam, daß der Jäger, wenn der Wald von Unterholz ziemlich rein ist, sie leicht verfolgen kann. Man hat beobachtet, daß die fliehenden Affen, wohl aus Angst, beständig ihren breiigen Koth fallen lassen: die Sage, welche erzählt, daß die verfolgten Affen ihre Feinde mit Koth bewerfen, ist somit erklärt.

Alles, was der Brüllaffe bedarf, bietet ihm sein luftiger Aufenthalt in Fülle. Die Manchfaltigkeit und der Reichthum der verschiedenen Früchte lassen ihn niemals Mangel leiden. Neben den Früchten frißt er noch alles Mögliche: Körner, Blätter, Knospen und Blumen der verschiedensten Art, wahrscheinlich auch Kerbthiere, Eier und junge, unbehilfliche Vögel, wie seine übrigen Stammgenossen. Den Pflanzungen wird er niemals schädlich, wenn er sich auch Tage lang am Saume derselben aufhält: er zieht Baumblätter dem Mais und den Melonen vor.

Die Familien der Brüllaffen bestehen immer aus einer größern Zahl von Weibchen als Männchen. Im Allgemeinen darf man drei Aeffinnen auf einen Affen rechnen. Ob diese Männchen in Sachen der Liebe unter einander kämpfen, weiß man nicht; bei der Trägheit und Langweiligkeit der Thiere ist es nicht eben wahrscheinlich. Gewöhnlich trifft man die ganze Familie, sie mag so groß oder klein sein, wie sie will, auf demselben Baume an, und immer hält sie sich eng zusammen.

In Südamerika wirft das Weibchen im Juni oder Juli, manchmal auch schon zu Ende Mai oder erst Anfangs August ein einziges Junges. Während der ersten Woche nach der Geburt hängt sich der Säugling wie bei den altweltlichen Affen mit allen vier Armen an den Unterleib der Mutter an; später trägt diese ihn auf dem Rücken. Sie legt ihre Gefühle nicht durch Liebkosungen an den Tag, wie andere Affen es thun, verläßt aber doch das Pfand ihrer Liebe wenigstens in der ersten Zeit niemals, während sie später das schon bewegungsfähiger gewordene Kind bei ängstlicher Flucht manchmal von sich abschüttelt oder gewaltsam auf einen Ast setzt, um sich ihren eignen Weg zu erleichtern. Indianer, welche Letzteres sahen, haben behauptet, daß die Brüllaffenmutter überhaupt lieblos und gleichgiltig gegen ihre Jungen wäre; Prinz von Wied sagt aber ausdrücklich: „Gefahr erhöht die Sorge der Mutter, und selbst tödlich angeschossen, verläßt sie ihr Junges nicht.“ Dieses Letztere ist ebenso langweilig als die Alte und, zumal wegen des großen Kehlkopfs, wo möglich noch häßlicher.

Man giebt sich nur selten mit der Zähmung der Brüllaffen ab; auch hat deren Erziehung ihre großen Schwierigkeiten. Rengger sah nur zwei, welche beide über ein Jahr alt waren. Sie wurden mit verschiedenen Baumblättern gefüttert und zogen diese jeder andern Nahrung vor. Nach Aussage der Wärter erkrankten sie, wenn man ihnen Mais, Manioc oder Fleisch gab. Sie tranken weder viel noch oft und nur Wasser oder Milch. Ihr Benehmen hatte etwas Trauriges und Langweiliges. Sie waren sehr sanft und zutraulich; aber niemals sah man eine Spur von Fröhlichkeit an ihnen. Gewöhnlich kauerten sie mit stark nach vorn gebogenem und auf die Brust gesenktem Kopfe in einem Winkel, legten die Vorderhände auf den Schos oder stützten sie neben die Hinterhände auf den Boden und schlangen den Schwanz um die Beine, so daß er auf die Hände zu liegen kam. In dieser Stellung konnten sie stundenlang verweilen, bis sie der Hunger vermochte, Nahrung zu suchen. Alsdann gingen sie auf den vier Händen schrittweise vorwärts; nur selten sah man sie traben oder Sprünge machen. In aufrechter Stellung konnten sie sich kaum einen Augenblick erhalten. Ihre Sinne schienen scharf zu sein; sie wählten ihre Nahrung mit Sorgfalt aus, hörten und sahen gut und bewiesen, daß ihr Tastsinn sehr entwickelt war. Ihr Verstand schien sehr gering zu sein; sie bewiesen ihrem Wärter kaum mehr Aufmerksamkeit, als fremden Leuten, und ließen sich zu Nichts abrichten. — Von anderen gezähmten Brüllaffen erzählt Wied, daß sie ihren Herrn außerordentlich zugethan waren und kläglich zu schreien begannen, wenn sich derselbe auch nur einen Augenblick von ihnen entfernte. Die Trägheit, Traurigkeit und Grämlichkeit, sowie die knarrende, röchelnde Stimme, welche die Jungen manchmal hören ließen, machte sie aber Allen, selbst ihrem Herrn, unangenehm und widerlich.

In einem großen Theile von Paraguay bilden die Brüllaffen einen Gegenstand eifriger Jagd. Ihr Fell ist gesucht und das Fleisch bei den Indianern beliebt. Aus dem Pelze des schwarzen Brüllaffen ließ Dr. Francia einmal über hundert Grenadiermützen verfertigen. Außerdem verwendet man es zu Beuteln, Satteldecken &c. Von dem Fleische lebten Reisende, so z. B. der Prinz von Wied, oft lange Zeit fast ausschließlich. Sie versichern, daß es wohlschmeckend sei und sehr kräftige Brühe gebe. Die Nahrung hat aber unter allen Umständen ihr Abschreckendes, zumal wenn die Indianer dem Affen das Haar abgesengt oder ihn abgebrüht in den Topf gesteckt oder ihn zum Braten an einen spitzen Stab befestigt haben. „Aller Widerwille," sagt Schomburgk, „wird in Dem rege, welcher solchen Braten zum ersten Male sieht, denn er kann nicht anders glauben, als daß er an einem Mahle von Kannibalen theilnehmen solle, bei welchem ein kleines Kind vorgesetzt wird, und es gehört wahrlich bei einem nur irgend reizbaren Magen eine starke Willenskraft dazu, um Gabel und Messer nach solchem Braten auszustrecken."

Humboldt bestätigt diese Worte vollkommen. „Die Art, wie diese menschlichen Thiere gebraten werden, trägt viel dazu bei, daß ihr Anblick dem gesitteten Menschen so widerwärtig ist. Ein kleiner Rost oder ein Gitter aus sehr hartem Holze wird einen Fuß hoch über dem Boden befestigt. Der abgezogene Affe wird zusammengebogen, als säße er; meist legt man ihn so, daß er sich auf seine mageren langen Arme stützt; zuweilen kreuzt man ihm die Hände auf dem Rücken. Wenn er auf dem Gitter befestigt ist, zündet man ein helles Feuer darunter an; Flamme und Rauch umspielen den Affen, und deshalb wird er zugleich gebraten und berust. Sieht man nun die Einwohner Arm oder Bein eines gebratenen Affens verzehren, so kann man sich kaum des Gedankens erwehren, die Gewohnheit, Thiere zu essen, welche im Körperbau dem Menschen so nahe stehen, möge in gewissem Grade dazu beitragen, daß die Wilden so wenig Abscheu vor dem Genuß des Menschenfleisches haben. Die gebratenen Affen, besonders solche mit sehr rundem Kopfe, gleichen auf schauerliche Weise Kindern; daher auch Europäer, wenn sie sich von Vierhändern nähren müssen, lieber Kopf und Hände abschneiden und nur den Rumpf auftragen lassen. Das Affenfleisch ist so trocken und mager, daß Bonpland in seinen Sammlungen zu Paris einen Arm und eine Hand aufbewahrt hat, die in Esmeralda am Feuer geröstet worden; nach mehreren Jahren rochen diese Theile nicht im geringsten." In vielen Gegenden Südamerikas wird das Affenfleisch von den Europäern nicht berührt und gilt als die verächtlichste Speise;

die Indianer dagegen sind eifrige Liebhaber solcher Kost, und Affenfleisch bildet einen der gewöhnlichsten Nahrungsstoffe bei ihnen allen.

Es ist nicht so leicht, die Brüllaffen zu erlegen. Das Auffinden der Thiere hat allerdings keine Schwierigkeit, da sie sich selbst verrathen, allein bei der Höhe der Bäume, bis zu deren Wipfeln nur wenig Feuergewehre tragen, muß ein sehr starker Schuß aus langen Röhren abgefeuert werden, um den Affen zu tödten. Oft kommt es vor, daß dieser noch im Fallen den Schwanz fest um einen Zweig schlingt und stundenlang hängen bleibt, und noch öfter geschieht es, daß er, obwohl verwundet, noch weithin flieht und dem Auge des Jägers bald entschwindet. Mit unseren Gewehren können wir es überhaupt der furchtbaren Waffe der Indianer, dem Blasrohre, nicht gleichthun, und die Rothhäute besteigen trotz der unübertrefflichen Geschicklichkeit, mit welcher sie ihr Gewehr zu führen wissen, noch gern einen der benachbarten Bäume und senden von dessen Gipfel aus ihre tödlichen Geschosse nach der harmlosen Herde. „Das geräuschlose, vergiftete Pfeilchen," sagt Schomburgk, „trifft dann sicher sein Ziel. Schon nach wenigen Minuten beginnt der verwundete Affe in Folge der Wirkung des Giftes zu wanken und stürzt hernieder. Mit langen Hälsen und unter Ausstoßen kurzer, eigenthümlicher Töne, sehen die Gefährten ihrem herabstürzenden Freunde nach, den der Indianer wohlweislich am Boden liegen läßt. Aus dem sichern Versteck folgt nun der zweite und dritte Pfeil geräuschlos, und die Verwundeten fallen immer einer nach dem andern nieder, bis der Jäger ihrer so viel erlegt hat, als er braucht."

Ein äußerst schmächtiger Leib mit langen klapperdürren Gliedern kennzeichnet die Klammer- oder Spinnenaffen, Ateles. Sie sind die Langarme der alten Welt, nur daß sie nicht deren Vogelschnelle und Lebendigkeit besitzen. Der Naturforscher, welcher sie zuerst Spinnenaffen nannte, hat sie am besten bezeichnet: — selbst der Laie kommt unwillkürlich zu solchem Vergleiche.

Um die Thiere schärfer zu bestimmen, will ich noch erwähnen, daß ihr Kopf sehr klein, ihr Gesicht bartlos, der Daumen ihrer Vorderhand stummelhaft und der Greifschwanz an unterm Ende kahl ist.

Südamerika bis zum 25. Grade der südlichen Breite ist die Heimat des Klammeraffen, die Krone der höchsten Bäume ihr Aufenthalt; nur selten kommen sie auf den Boden herab. Wo sie sich finden, sind sie häufig. Ihr Leben ähnelt jenem der so nahe verwandten Brüllaffen. Sie sind, wo möglich, noch weniger schön, als die eben Genannten, dafür aber gemüthlicher. Wahrhaft komisch sind ihre Bewegungen. Sie verrenken ihre Glieder in einer Weise, daß es erscheinen will, als hätten sie gar keine Gelenke; sie verzerren selbst das höchst gutmüthig aussehende Gesicht zu den widerlichsten Fratzen.

Die Arten unterscheiden sich wenig von einander; gleichwohl ist es fast nothwendig, dem Laien mehrere von ihnen bildlich vorzuführen, wenn die manchfachen Stellungen anschaulich gemacht werden sollen.

Von den in Guiana lebenden Klammeraffen sind zwei besonders häufig: der Koaita (Ateles paniscus) und der Marimonda oder Aru (Ateles Beelzebuth). Ersterer ist einer der größern seiner Sippschaft. Sein Leib wird gegen zwei Fuß lang, der Schwanz ist noch länger. Der Pelz ist grob, an den Schultern verlängert, auf dem Rücken überhaupt dichter, als unten, auf der Stirn kammartig erhöht, tief schwarz von Farbe, nur im Gesicht röthlich. Die Haut ist dunkel, auf den Handsohlen ganz schwarz. Dem gutmüthigen Gesicht verleihen ein paar lebhafte braune Augen einen einnehmenden Ausdruck.

Der Marimonda ist kleiner als der Koaita, im Ganzen nur $3\frac{1}{2}$ Fuß lang; sein glatter und glänzender Pelz ist schwarzbraun, an den Händen dunkler, an den Seiten, Lenden und Hüften graubraun, am Unterhals und auf der Unterseite weißlich. Den Vorderhänden fehlt der Daumen gänzlich.

In Quito, auf der Landenge von Panama und in Peru vertritt der Tschamek (Ateles Chamek) die Genannten. Er wird etwas über vier Fuß lang, wovon der Schwanz freilich mehr als die Hälfte wegnimmt, trägt einen langen, tiefschwarzen Pelz und besitzt einen Daumenstummel.

Der Miriki oder eigentliche Spinnenaffe endlich (Ateles oder Brachyteles hypoxanthus), den uns namentlich Prinz Max von Wied kennen lehrte, bewohnt das Innere Brasiliens. Er ist der größte aller brasilianischen Affen, über vier Fuß lang, starkleibig, kleinköpfig, kurzhälsig, langgliederig und dicht, fast wollig behaart. Gewöhnlich ist der Pelz fahlgelb, zuweilen aber auch weißlich graugelb gefärbt; die Innenseite der Glieder pflegt lichter zu sein. Das nackte Gesicht ist in der



Der Koaita (Ateles paniscus).

Jugend schwarzbraun, im Alter seitlich dunkelgrau, in der Mitte aber fleischroth. Der Daumen der Vorderhand ist ein kurzer Stummel ohne Nagel. —

Ueber das Freileben der Klammeraffen haben uns Humboldt, Max von Wied und Schomburgk belehrt. In Banden von sechs bis zwölf Stücken durchstreifen unsere Thiere die großen Hochwälder der Niederungen Südamerikas. Der Nahrung nachgehend zieht jede Familie still ihres Weges, ohne sich um andere ungefährliche Geschöpfe zu kümmern. Nur in den Niederungen sind die Affen häufig; den kahlen Wald der Höhe meiden sie. Ihre Bewegungen sind im Vergleich zu dem traurigen Gehumpel der Brüllaffen schnell zu nennen. Die bedeutende Länge der Glieder fördert das Laufen und Klettern. Mit den langen Armen greifen die Spinnenaffen weit aus und

eilen deshalb, auch wenn sie nur wenig sich anstrengen, immerhin so schnell vorwärts, daß der Jäger durchaus keine Zeit zu verlieren hat, wenn er ihnen folgen will. In ihren Baumwipfeln benehmen sie sich geschickt genug. Sie klettern sicher und führen zuweilen kleine Sprünge aus. Doch werfen oder schleudern sie ihre Glieder bei allen Bewegungen sonderbar hin und her. Der Schwanz wird gewöhnlich vorausgeschickt, einen Anhalt zu suchen, ehe der Affe sich entschließt, den Ast, auf welchem er sitzt, zu verlassen. Zuweilen findet man ganze Gesellschaften, welche sich an den Schwänzen aufgehängt haben und die auffallendsten Gruppen bilden. Nicht selten sitzt oder liegt auch die Familie in träger Ruhe auf Aesten und Zweigen, behaglich sich sonnend, den Kopf oft nach hinten gebogen, die Arme auf dem Rücken verschränkt, die Augen gen Himmel gehoben. Auf ebenem Boden arbeiten sie sich mühselig fort. Man möchte selbst ängstlich werden, wenn man sie gehen sieht. Der Gang ist schwankend und unsicher im allerhöchsten Grade, und der lange Schwanz, welcher in der Absicht, das Gleichgewicht herzustellen, aus Verzweiflung hin und her bewegt wird, erhöht nur noch das Ungelenke der Bewegung. Uebrigens haben europäische Beobachter die Klammeraffen niemals auf



Der Marimonda (Ateles Beelzebuth).

dem Boden gesehen, und Prinz Max von Wied behauptet, daß sie, so lange sie gesund sind, nur dann auf die Erde herabkommen, wenn es ihnen unmöglich wird, von tiefen Zweigen aus zu trinken, wie sie sonst thun.

Die Fortpflanzung der Klammeraffen fällt in die Monate August und September; wenigstens gewahrt man um diese Zeit Mütter mit hängenden Jungen. Letztere werden entweder unter dem Arme oder auf dem Rücken getragen.

In den reichen Urwäldern können die wenig begehrenden Klammeraffen, welche sich mit Blättern und Früchten begnügen, Niemandem Schaden thun. Gleichwohl werden sie eifrig verfolgt. Die Portugiesen benutzen ihr Fell, die Wilden essen ihr Fleisch; manche Indianerstämme ziehen es allem übrigen Wildpret vor. Sie unternehmen in starken Gesellschaften Jagdzüge, auf denen Hunderte erlegt werden. Das heimgebrachte Wild wird enthäutet und in sitzender Stellung geräuchert. Mit solchem Rauchfleisch treibt man denselben Handel, wie mit dem Fleisch der Brüllaffen; denn auch andere Stämme suchen sich den Genuß, welchen ihre Heimat ihnen nicht bietet, durch Tausch zu verschaffen.

Bei der Jagd werden die Baumwipfel sorgsam durchspäht und etwaige Zeichen beachtet. Die im Vergleich mit dem Gebrüll der Heulaffen unbedeutende, aber doch immer noch laute Stimme verräth unsere Thiere schon aus ziemlicher Ferne. Sobald die harmlosen Waldkinder ihren furchtbarsten Feind gewahren, flüchten sie schnell dahin, die langen Glieder, zumal den Schwanz, in ängstlicher Hast vorwärts schleudernd, befestigen sich mit letzterm und ziehen rasch den unbeholfenen Leib nach sich. Zuweilen versuchen die Vertrauensseligen wohl auch, die Menschen durch Fratzenschneiden und lautes Geschrei abzuschrecken, und dann sollen sie, selbst wenn schon mehrere von ihnen dem Geschoß erlagen, wie besinnungslos das Walten des Schicksals über sich ergehen lassen, ohne zu flüchten. Die Angeschossenen harnen und lassen ihren breiigen Koth fallen. Schwerverwundete bleiben oft noch lange an Aesten hängen, bis endlich der Tod die Muskeln löst und der Leib sausend zur Erde herabfällt. Außer dem Fleisch verwenden manche Indianerstämme auch das Fell, so z. B. die Botokuden die Schwänze der Klammeraffen als Diademe.

In der Gefangenschaft werden unsere Thiere nicht eben oft gesehen. Bei uns zu Lande gehören sie noch immer zu den Seltenheiten. Man muß sie liebgewinnen. Sie zeigen weder Muthwillen noch Bosheit, und ihr Zorn, den sie durch Grimassen und Geschrei bekunden, verfliegt ebenso schnell, als er gekommen. Durch ihre sonderbaren Stellungen und Gliederverrenkungen wissen sie zu unterhalten. Guter Behandlung sind sie in hohem Grade zugänglich und suchen sie durch Zärtlichkeiten zu vergelten. Im Hamburger Garten lebt gegenwärtig ein Koaita, welcher ein sehr liebebedürftiges Herz besitzt. Er umhalst seine Bekannten mit den langen Armen auf das Zärtlichste, schmiegt sich Dem, welcher ihn hätschelt, traulich an und schreit vor Kummer, wenn sein Freund ihn verläßt.

Ein englischer Schiffskapitän, welcher einen Klammeraffen besaß, schildert ihn und sein Betragen in anmuthiger Weise. Das Thier, ein Weibchen, war in Britisch-Guiana gefangen und dann zu dem Statthalter von Demerara gebracht worden; von diesem erhielt es unser Gewährsmann. Er gewann seinen Pflegling so lieb, wie man einem gutartigen Kinde geneigt wird.

„Sallys lieblicher Erscheinung", so sagt er, „ist durch die Kunst der Photographie mehrfach die Unsterblichkeit gesichert worden. Drei solcher Bilder habe ich zu Gesicht bekommen. Das eine zeigt Sally, wie sie still und vergnügt in ihres Herrn Schoße ruht; ihr kleines, runzliges Gesicht guckt über seinen Arm hinweg und ihr Schwanz ringelt sich um sein Knie, während ihn der eine Hinterfuß festhält. Auf einem andern steht sie auf einem Fußgestell neben meinem Bootsführer, dessen Fürsorge sie vor Allen anvertraut war; den linken Arm schlingt sie kosend um seinen Hals, ihr Schwanz windet sich in mehrfachen Ringen um seine Rechte, auf welcher sie lehnt. Ebenso sehen wir sie auf einem dritten Bilde neben dem Bootsführer stehen; einen Fuß auf seiner Hand, schlingt sie, und diesmal zur Abwechselung, die Schwanzspitze um seinen Hals."

„Auf jeder dieser Abbildungen bemerkt man aber einen Fehler, weil das bewegliche Thier sich nur schwer zureden ließ, ganze zwei Secunden hinter einander ruhig zu sein. Die Glieder sind jedoch verhältnißmäßig genau wiedergegeben, und seine eigenthümliche Stellung tritt deutlich vors Auge."

„Sally ist ein sehr sanftes Thier. Nur zweimal hat sie gebissen, und zwar das eine Mal, um sich gegen einen Feind zu wehren. Auf der Werfte zu Antiqua hatte sie sich losgerissen und war von den Leuten arg verfolgt worden; endlich ward sie in eine Ecke getrieben, und würde dort leicht gefangen worden sein, hätten nicht die Arbeiter ihren Zorn gefürchtet. Ihr Herr aber fing sie, um zu zeigen, daß sie nicht zu fürchten sei, und wurde durch einen ziemlich starken Biß in den Daumen belohnt. Wäre sie aber nicht vor Schreck außer sich gewesen, so hätte sie sich das jedenfalls nicht zu Schulden kommen lassen."

„Im Allgemeinen ist sie so sanft, daß sie eine Strafe stets ruhig hinnimmt und sich bei Seite macht. Bosheit scheint durchaus nicht in ihrer Natur zu liegen, denn Beleidigungen vergißt sie bald und trägt sie dem strafenden Herrn nicht nach. Ihr Herr erzählt, daß, wenn Jemand gebissen werde, er sicher selbst daran Schuld sei. Am Borde des Schiffes wird sie nicht durch Ketten oder Stricke gefesselt, sondern läuft frei nach ihrem Behagen herum; sie tummelt sich im Tauwerk umher, und

wenn es ihr gerade Spaß macht, tanzt sie so lustig und ausgelassen sonderbar auf dem Seile, daß die Zuschauer kaum noch Arme und Beine vom Schwanze unterscheiden können. In solchen Augenblicken ist der Name „Spinnenaffe“ vollständig angemessen; denn sie sieht dann einer riesigen Tarantel in ihren Zuckungen äußerst ähnlich. So lange dieses launige Spiel dauert, hält sie von Zeit zu Zeit inne und blickt mit freundlichem Hauptschütteln auf ihre Freunde, zieht rümpfend die Nase und stößt sanfte kurze Töne aus. Gewöhnlich wird sie gegen Sonnenuntergang am lebendigsten.“

„Eine besondere Liebhaberei von ihr besteht darin, daß sie im Tauwerk hinaufklettert, bis sie ein wagerechtes Seil oder eine dünne Stange erreicht; hier hängt sie sich mit dem Schwanzende ganz knapp aber fest an und, schwingt sich langsam hin und wieder und reibt einen Arm mit dem andern von dem Handgelenke bis zum Ellbogen, als wollte sie das Haar gegen den Strich streichen. Sie muß



Der Miriki (Ateles oder Brachyteles hypoxanthus).

schlechterdings ihren Schwanz um irgend etwas winden, und wo möglich möchte sie keinen Schritt gehen, ohne sich mittelst dieses langen und geschmeidigen Gliedes zu versichern.“

„Gegen viele ihrer Verwandten, die unverbesserliche Diebe sind und mit den Schwanzenden ganz ruhig Dinge stehlen, auf welche ihre Aufmerksamkeit gar nicht gewendet zu sein scheint, ist Sally sehr ehrenhaft und hat niemals Etwas entwendet, als höchstens gelegentlich eine Frucht oder ein Stückchen Kuchen. Ihre Mahlzeit hält sie an ihres Herrn Tische und beträgt sich dabei höchst anständig, ja, sie ißt nicht einmal, bevor sie die Erlaubniß dazu erhalten, und hält sich dann an ihren eignen Teller, gleich einem wohl erzogenem Geschöpfe. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Pflanzenstoffen, Früchten und Weißbrod, obschon sie hin und wieder mit einem Hühnerbein bewirthet wird. Rücksichtlich ihrer Speise ist sie ziemlich wählerisch, und wenn man ihr ein Stück gar zu trockenen Brodes giebt, so beschnuppert sie es argwöhnisch, wirft es auf den Boden und thut mit verächtlicher Miene, als ob es

für sie gar nicht vorhanden wäre. Mit echtem Affeninstinkt kann sie Gesundes von Schädlichem unterscheiden, und nachdem sie schon lange keine tropische Frucht mehr gesehen hatte, ergriff sie ohne weiteres einen ihr dargebotenen Apfel und verzehrte ihn ohne Zögern."

„In Belize wurde es ihr gestattet, die Stadt nach Belieben einige Tage lang zu durchstreifen. Eines Morgens, als ihr Herr die Straße entlang ging, hörte er über sich einen dumpfen Laut, der ihm, wegen der Aehnlichkeit mit der Stimme seines Affen, auffiel. Er blickte auf und sah Sally auf einem Erker sitzend, wie sie erfreut über das Wiedersehen ihres Herrn knurrte."

„Einmal, aber nur einmal, gerieth Sally in eine traurige Lage. Ihr Herr ging in seine Kajüte und fand sie dort ganz zusammengerollt auf einer Fußdecke sitzen. Er sprach ihr zu, das Thier erhob das Köpfchen, sah ihm ins Gesicht und sank wieder in ihre frühere, trübselige Stellung zurück. Komm Sally, sagte der Kapitän; aber Sally rührte sich nicht. Der Befehl wurde noch ein- oder zweimal wiederholt, aber ohne den gewöhnlichen Gehorsam zu finden. Ueberrascht durch diesen auffallenden Umstand ergriff der Herr sie am Arme und machte nun die befremdende Entdeckung, daß Sally ganz



Der Tschakmek (Ateles Chacmek).

berauscht und weit über eine „Anheiterung" hinaus war. Sie hatte gerade noch Bewußtsein genug, um ihren Herrn zu erkennen. Sehr krank war Sally diese Nacht und sehr moralisch-katzenjämmerlich am nächsten Tage."

„Der Grund dieses traurigen Ereignisses war folgender. Die Offiziere des Schiffes hatten ein kleines Mittagsessen veranstaltet, und da sie den Affen sehr gern sahen, hatten sie ihn so reichlich mit Mandeln, Rosinen und Früchten der verschiedensten Art, mit Zwieback und eingemachten Oliven gefüttert, wie es ihm lange nicht vorgekommen war. Nun liebte er aber die Oliven ganz besonders, und da er sich reichlich an ihnen eine Güte gethan, so quälte ihn natürlicher Weise bald ein ungeheurer Durst. Als nun Branntwein und Wasser herumgereicht ward, steckte Sally ihren Mund in einen der Humpen und leerte fast den ganzen Inhalt zum großen Vergnügen der Offiziere".

„Ihr Herr setzte die Offiziere deshalb zur Rede, aber es war durchaus nicht nöthig, auch das arme Opfer zur Verantwortung zu ziehen. So gänzlich war dem guten Thiere der Branntwein zum Ekel geworden, daß es später nie wieder den Geschmack oder auch nur den Geruch desselben vertragen

konnte. Selbst eingemachte Kirschen, die sonst sein Leckerbissen gewesen waren, mochte es jetzt nicht mehr aus der Flüssigkeit nehmen."

„Kälte schien Sally ziemlich wohl zu ertragen; sie war übrigens auch hinreichend mit warmer Kleidung versehen, die ihr an der eisigen Küste Neufundlands sehr zustattenkam. Gleichwohl drückte sie ihr Mißbehagen an solchem Wetter durch beständiges Schauern aus. Um sich gegen die kalte Witterung zu schützen, verfiel sie selbst auf einen glücklichen Gedanken. Zwei junge Neufundländer, die sich an Bord befanden, hatten eine mit Stroh wohl versehene Hütte inne: in diese Wohnung hinein kroch sie und legte gemüthlich ihre Arme den beiden Hündchen um den Hals; und hatte sie nun noch ihren Schweif um sich geschlagen, so befand sie sich glücklich und wohl. Sie war allen möglichen Thieren zugethan, besonders wenn sie klein waren, aber ihre vorzüglichsten Lieblinge waren diese beiden Hunde. Ihre Zuneigung zu ihnen war so groß, daß sie ganz eifersüchtig auf sie war, und wenn irgend Jemand näher an ihnen vorüberging, als sie für passend erachtete, so sprang sie aus der Hütte heraus und streckte die Arme nach dem Eindringling mit einer Miene, als ob sie ihn zurechtweisen wollte. Für sie selbst war ebenfalls ein Häuschen gebaut worden, aber sie ging nie hinein."

„Sie ist ein sehr empfindliches Thier und kann kein Dach über sich ausstehen; deshalb verschmähte sie ihr Häuschen und rollte sich lieber in einer Hängematte zum Schlafen zusammen. Sie ist etwas schläfrigen Wesens, geht gern zeitig zu Bett und schläft früh lange".

„Seit etwa drei Jahren ist sie im Besitze ihres Herrn; ihren Zähnen nach ist sie vier Jahre alt, obschon man sie nach ihrem altrunzeligen Gesichte für einen hundertjährigen Greis halten möchte."

Während die beiden ersten Gruppen der neuweltlichen Affen bis heutigen Tages noch zu den Seltenheiten in Thiergärten gehören, sieht man diesen oder jenen Vertreter einer andern Sippe, einen Rollaffen (Cebus), fast in jeder Thierschaubude. Eine der gemeinsten Arten dieser Gruppe, der Kapuziner- oder Winselaffe, dürfte wohl Jedermann bekannt geworden sein.

Die Rollaffen unterscheiden sich von den bisher genannten zunächst durch ihren einhelligern Leibesbau und dann sicher durch den allenthalben behaarten, sehr langen Rollschwanz, welcher zwar noch um Aeste gewickelt werden kann, aber als Greifwerkzeug nichts mehr taugt. Der Scheitel ist rundlich; die Arme sind nur mittellang, die Hände überall fünffingerig. Ein mehr oder minder entwickelter Bart ziert das Gesicht; im Uebrigen ist der Pelz dicht und kurz.

Man kann die Rollaffen die Meerkatzen Amerikas nennen. Mit jener lustigen Gesellschaft haben sie große Aehnlichkeit, wenn auch mehr in ihrem Betragen, als in ihrer Gestalt. Sie sind echte Affen, d. h. lebhafte, gelehrige, muthwillige, neugierige und launenhafte Thiere. Gerade deshalb werden sie von den Menschen viel häufiger gezähmt, als alle übrigen, und kommen demnach auch viel häufiger zu uns herüber. Ihrer weinerlichen, sanften Stimme verdanken sie den Namen „Winselaffe". Diese Stimme hört man aber nur, so lange sie bei guter Laune sind. Bei der geringsten Erregung schreien und kreischen sie abscheulich. Sie leben ausschließlich auf Bäumen und sind hier ebenso daheim, wie ihre überseeischen Vettern auf den Mimosen und Tamarinden. Schon in der Vorwelt in Brasilien heimisch, bewohnen sie noch gegenwärtig und zwar in bedeutender Anzahl alle größeren Waldungen des eigentlichen Südens. Man findet sie in ziemlich zahlreichen Gesellschaften und häufig untermischt mit anderen ihnen verwandten Arten. Ihre Geselligkeit ist so groß, daß sie sich gern mit allen ihnen nahestehenden Affen, denen sie zufällig begegnen, verbinden, um dann gemeinschaftlich umherzuschweifen. Manche Naturforscher glauben deshalb die verschiedenen Abänderungen mehr oder weniger als Blendlinge ansehen zu dürfen. „Keine Affensippe," sagt Schomburgk, „zeigt in Bezug auf Größe, Farbe und Haarwuchs mehr Abänderung, als die Rollaffen, und eben deshalb sind eine Menge von Arten aufgestellt worden, welche weiter Nichts als Abänderungen sind, die aus einer Vermischung des Kapuziners und des Apella entstanden. Ich bin fast nie einer Herde der ersteren begegnet, unter

welcher sich nicht einige Apellas befunden hätten. Aus diesem fortwährenden Zusammenleben beider Arten scheint auch die Vermischung derselben herzurühren, und aus dieser Vermischung entstand eine solche Menge von Verschiedenheiten in Bezug auf Behaarung und Färbung, daß die Thierkundigen in Verlegenheit gesetzt wurden."

In der Gefangenschaft zeigen die Rollaffen fast alle Eigenschaften der Meerkatzen und manche andere noch dazu. Sie sind Lieblinge der Indianer, und deshalb findet man sie auch am häufigsten bei ihnen gezähmt. Aber sie sind im höchsten Grade unreinlich und lassen sich Dinge zu Schulden kommen, welche selbst unter den Affen beispiellos dastehen. So lassen sie sich z. B. den Harn in die Hände laufen und waschen sich dann damit den ganzen Körper. Wie die Paviane lieben auch sie betäubende oder berauschende Genüsse. „Wurde ein gezähmter Rollaffe," sagt Schomburgk, „mit Tabaksrauch angeblasen oder ihm etwas Schnupftabak vorgehalten, so rieb er sich den ganzen Körper unter wahrhaft wollüstigen Verzuckungen und schloß dabei die Augen. Der Speichel lief ihm dabei aus dem Munde; er fing ihn aber mit den Händen auf und rieb ihn dann über den ganzen Leib. Manchmal war der Speichelfluß so stark, daß der Affe zuletzt wie gebadet aussah; dann war er ziemlich erschöpft. Dieselben Entzückungen rief auch eine angerauchte Cigarre hervor, die man ihm gab, und es scheint mir also, daß der Tabaksrauch in ihm ein ziemlich wollüstiges Gefühl errege." Thee, Kaffee, Branntwein und andere erregende Getränke bringen bei unseren Affen fast dieselbe Erscheinung hervor.

Unter allen Rollaffen dürfte für uns der Cay oder Sai (Cebus capucinus) eben der Kapuziner der wichtigste sein, und zwar aus dem einfachen, sicherlich aber schlagenden Grunde, weil er an Rengger einen Beobachter gefunden hat und uns hierdurch am genauesten bekannt geworden ist.

Cay bedeutet in der Sprache der Guaraner „Bewohner des Waldes"; das Wort ist aber von den Europäern vielfach verstümmelt worden und uns gegenwärtig weniger geläufig, als der erwähnte deutsche Name.

Der Cay gehört zu den größten seiner Familie. Sein Leib wird bis 16 Zoll, der Schwanz etwas über einen Fuß lang. Der Pelz ist dicht, die Färbung wechselt, wie bemerkt, außerordentlich. Junge Thiere sind hell, etwa bräunlichgelb; auf dem Scheitel, den Armen, Beinen und am Schwanze braun; an den nackten Theilen, wie das Gesicht, bräunlich fleischroth; an den Händen und Füßen mehr veilchenfarben. Wenn das Thier erwachsen ist, verändert sich die Farbe: der Kopf wird gelb, Arme, Scheitel, Backen, Schwanz und Hände werden schwarzbraun oder schwarz, und im Gesicht zeigen sich kurze, anliegende, glänzend weiße, blauspitzige Haare, welche an der Stirn einen großen lichten Fleck bilden. Ganz alte Kapuziner tragen einen Pelz von schwarzer, nur an Brust und Bauch brauner Färbung und einen sehr langen Bart. Die Weibchen sind schmächtiger und immer mehr bräunlich gefärbt.

Der Verbreitungskreis des Kapuziner reicht über den südlichen Wendekreis und über die Andes hinüber. Von Bahia bis Columbien ist der Affe überall gemein. Er zieht Waldungen vor, deren Boden nicht mit Gestrüpp bewachsen ist. Den größten Theil seines Lebens verbringt er auf den Bäumen; denn diese verläßt er überhaupt nur dann, wenn er trinken oder ein Maisfeld besuchen will. Sein Aufenthalt ist nicht bestimmt. Bei Tage streift er von Baum zu Baum, um sich Nahrung zu suchen, bei Nacht ruht er zwischen den verschlungenen Aesten eines Baumes. Gewöhnlich trifft man ihn in kleinen Familien von fünf bis zehn Stück, von denen die größere Anzahl Weibchen sind. Selten findet man wohl auch einzelne alte Männchen. Das Thier läßt sich schwer beobachten, weil es sehr furchtsam und scheu ist. Rengger versichert, daß er nur zufällig zu Beobachtungen habe gelangen können. Einmal machten ihn angenehm flötende Töne aufmerksam, und er sah ein altes Männchen, furchtsam herumblickend auf die höchsten Baumgipfel, näher kommen; ihm folgten zwölf oder dreizehn andere Affen beiderlei Geschlechts, von denen drei Weibchen theils auf dem Rücken, theils unter einem Arme Junge trugen. Plötzlich erblickte eines dieser Thiere einen nahestehenden

Pomeranzenbaum mit reifen Früchten, gab einige Laute von sich und sprang auf den Baum zu. Nach wenigen Augenblicken war die ganze Gesellschaft dort versammelt und beschäftigte sich mit Abreißen und Fressen der süßen Früchte. Einige fraßen gleich auf dem Baume; die anderen sprangen, mit je zwei Früchten beladen, auf einen der nächsten Bäume, dessen starke Aeste ihnen eine bequeme Tafel abgaben. Sie setzten sich auf einen Ast, umschlangen diesen mit ihrem Schwanze, nahmen dann eine der Pomeranzen zwischen die Hinterbeine und versuchten nun bei dieser die Schale in der Vertiefung des Stielansatzes mit den Fingern zu lösen. Gelang es ihnen nicht sogleich, so schlugen sie unwillig und knurrend die Früchte zu wiederholten Malen gegen den Ast, wodurch die Schale dann einen Riß erhielt. Kein einziger versuchte, die Schale mit den Zähnen zu lösen, wahrscheinlich weil ihnen der bittere Geschmack derselben bekannt war: sobald aber eine kleine Oeffnung in derselben



Der Cay oder Sai (Cebus capucinus).

gemacht worden war, zogen sie mit der Hand rasch einen Theil davon ab, leckten gierig an dem herabträufelnden Saft, nicht nur an der Frucht, sondern auch den, der an ihrem Arm oder der Hand war, und verzehrten dann das Fleisch. Der Baum war bald geleert, und jetzt suchten die stärkeren Affen die schwächeren um das Ihrige zu berauben, und dabei schnitten beide die seltsamsten Gesichter, fletschten mit den Zähnen, fuhren einander in die Haare und zausten sich tüchtig herum. Andere durchsuchten die abgestorbene Seite des Baumes, hoben die trockene Rinde vorsichtig auf und fraßen die darunter hausenden Kerbthierlarven. Als sie sich gesättigt hatten, legten sie sich in der bei den Brüllaffen beschriebenen Stellung der Länge nach über einen wagerechten Ast weg, um zu ruhen. Die Jüngeren aber begannen mit einander zu spielen und zeigten sich dabei sehr behend. An ihrem Schwanze schaukelten sie sich oder stiegen an ihm, wie an einem Stricke in die Höhe.

Die Mütter hatten ihre Noth mit den Kindern, welchen nach den süßen Früchten gelüstete. Anfangs schoben sie ihre Sprößlinge noch langsam mit der Hand weg, später zeigten sie ihre Ungeduld durch Grunzen, dann faßten sie das ungehorsame Kind bei dem Kopfe und stießen es mit Gewalt auf den Rücken zurück. Sobald sie sich aber gesättigt hatten, zogen sie das Junge wieder sachte hervor und legten es an die Brust. Die Mutterliebe zeigte sich durch die große Sorgfalt, mit welcher jede Alte ihr Junges behandelte, durch das Anlegen desselben an die Brust, durch beständiges Beobachten, durch das Absuchen seiner Haut und durch die Drohungen gegen die übrigen Affen, welche sich ihm nahten. Als die Jungen der drei Mütter gesogen hatten, kehrten zwei der größeren auf den Rücken ihrer Pflegerinnen zurück, das kleinste und schwächste aber blieb seiner Mutter an der Brust hängen. Die Bewegungen der Jungen waren weder leicht noch gefällig, sondern plump und unbeholfen, und die Thierchen waren sehr schläfrig.

Ein anderes Mal stieß Rengger auf eine Affenfamilie, welche sich eben anschickte, ein dicht am Walde gelegenes Maisfeld zu plündern. Sie stiegen sachte, sorgfältig sich umsehend, von einem Baume herab, brachen sich zwei oder drei Fruchtkolben ab und kehrten, dieselben mit der Hand an die Brust drückend, so schnell als möglich in den Wald zurück, um daselbst ihre Beute zu verzehren. Als Rengger sich zeigte, floh der ganze Trupp mit krächzendem Geschrei durch die Gipfel der Bäume; jeder aber nahm wenigstens einen Kolben mit sich weg. Rengger schoß nun auf die Fliehenden und sah ein Weibchen mit einem Säugling auf dem Rücken von einem Aste zum andern stürzen. Schon glaubte er, es in seine Gewalt bekommen zu haben, als es, schon mit dem Tode ringend, sich noch mit dem Schwanze um einen Ast schlang und an ihm wohl eine Viertelstunde hängen blieb, bis der Schwanz schlaff wurde und sich durch das Gewicht des Affen aufrollte. Das Junge hatte seine Mutter nicht verlassen, sich vielmehr, obgleich einige Unruhe zeigend, fest an sie angeklammert. Nachdem sie erstarrt und es von der Mutter gedrückt worden war, suchte das arme verwaiste Thierchen dieselbe noch mit kläglichen Tönen zu rufen und kroch nach ihr hin, sobald es freigelassen wurde. Erst nach einigen Stunden, bei eingetretener Todeskälte, schien es dem Säugling vor seiner Mutter zu grauen, und er blieb willig in der Busentasche seines nunmehrigen Beschützers sitzen.

Unser Berichterstatter sagt, daß auch in der Familie des Cay die Zahl der Weibchen die der Männchen überträfe, und vermuthet wohl mit vollstem Recht, daß dieser Affe in Vielweiberei lebe. Im Januar wirft das Weibchen ein Junges und trägt es die ersten Wochen an der Brust, später aber auf dem Rücken. Niemals verläßt die Mutter ihr Kind, nicht einmal, wenn sie verwundet wird. Rengger beobachtete zwar, daß ein Weibchen, welchem sein Jagdgefährte den einen Schenkel durch einen Schuß zerschmettert hatte, seinen Säugling von der Brust riß und auf einen Ast setzte; doch ist wohl wahrscheinlich, daß das mehr deshalb geschah, um den Säugling der Gefahr zu entrücken, als um sich selbst eine Erleichterung zu verschaffen.

Der junge Cay wird häufig eingefangen und gezähmt; alte lassen sich nicht an die Gefangenschaft gewöhnen: sie werden traurig, verschmähen, Nahrung zu sich zu nehmen, lassen sich niemals zähmen und sterben gewöhnlich nach wenig Wochen. Der junge Cay dagegen vergißt leicht seine Freiheit, schließt sich an den Menschen an und theilt sehr bald, wie viele andere Affen, mit dem Menschen Speisen und Getränke. Er hat, wie alle seiner Gattung Verwandten, ein sanftes Aussehen, welches mit seiner großen Gewandtheit nicht im Einklange zu stehen scheint. Gewöhnlich stellt er sich auf alle vier Hände und streckt dabei den am Ende etwas eingerollten Schwanz aus. Der Gang auf ebenem Boden ist sehr verschieden, bald im Schritt, bald im Trapp, bald ein Hüpfen oder endlich ein Springen. Auf den Hinterfüßen geht er aus eigenem Antriebe höchstens drei oder vier Schritt weit; doch zwingt man ihn zum aufrechten Gang, indem man ihm die Vorderhände auf den Rücken bindet; Anfangs fällt er freilich oft auf das Gesicht und muß deshalb durch eine Schnur hinten gehalten werden. Zum Schlafen rollt er sich zusammen und bedeckt das Gesicht mit dem Arme und dem Schwanze. Er schläft des Nachts, und wenn die Hitze groß ist, in den Mittagsstunden; die übrige Tageszeit ist er in beständiger Bewegung.

Unter den Sinnen des Thieres steht der Tastsinn oben an; die übrigen sind schwach. Er ist kurzsichtig und sieht bei Nacht gar nicht; er hört schlecht, denn man kann ihn leicht beschleichen. Noch schwächer ist sein Geruch; denn er hält jeden zu beriechenden Gegenstand nahe an die Nase und wird noch immer oft genug durch den Geruch getäuscht und verleitet, Sachen zu kosten, welche ihm der Sinn des Geschmacks als ungenießbar bezeichnet. Bei großem Hunger oder Durst nimmt er seinen eignen Koth zu sich und trinkt seinen eignen Harn. Der Tastsinn ersetzt die Schwächen der übrigen Sinne wenigstens einigermaßen. Er zeigt sich hauptsächlich in den Vorderhänden, weniger in den Hinterhänden und gar nicht im Schwanze. Durch Uebung und Erziehung wird dieser Sinn einer großen Vervollkommnung fähig. Rengger's Cay brachte es so weit, daß er seinen Herrn in der dunkelsten Nacht erkannte, sobald er nur einen Augenblick dessen gewöhnliche Kleidung betastet hatte.

Die Laute, welche der Cay von sich giebt, wechseln im Einklange mit seinen Gemüthsbewegungen. Man hört am häufigsten einen flötenden Ton von ihm, welcher, wie es scheint, aus Langeweile ausgestoßen wird. Verlangt er dagegen Etwas, so stöhnt er. Erstaunen oder Verlegenheit drückt er durch einen halb pfeifenden Ton aus; im Zorn schreit er mit tiefer und grober Stimme mehrmals „Hu, hu!“ Bei Furcht oder Schmerz kreischt, bei freudigen Ereignissen dagegen kichert er. Mit diesen verschiedenen Tönen theilt der Leitaffe seiner Herde auch in der Freiheit seine Empfindungen mit. Diese sprechen sich übrigens nicht allein durch Laute und Bewegungen, sondern zuweilen auch durch eine Art von Lachen und Weinen aus. Das Erstere besteht im Zurückziehen der Mundwinkel; er giebt dabei aber keinen Ton von sich. Beim Weinen füllen sich seine Augen mit Thränen, welche jedoch niemals über die Wangen herabfließen.

Wie alle Affen ist auch der Cay sehr unreinlich. Er läßt seinen Koth überall fallen und beschmutzt sich auch häufig damit und zwar um so mehr, je weniger Freiheit man ihm läßt; mit seinem Harn besudelt er sich unaufhörlich.

Auch dieser Affe unterscheidet männliche und weibliche Menschen, und der männliche Affe liebt mehr Frauen oder Mädchen, der weibliche mehr Männer und Knaben.

Es kommt nicht selten vor, daß sich die Cay's in der Gefangenschaft begatten und dort Junge gebären. Ihre Zärtlichkeit für dieselben scheint hier noch größer zu sein, als in der Freiheit. Sie geben sich den ganzen Tag mit ihrem Kinde ab, lassen es von keinem Menschen berühren, zeigen es blos Leuten, welchen sie gewogen sind, und vertheidigen es muthig gegen jeden Andern.

Der Cay ist sehr empfindlich gegen Kälte und Feuchtigkeit und muß gegen sie geschützt sein, wenn er nicht erkranken soll. Dies ist leicht, weil er sich gern in eine wollene Decke einwickelt. In das Wasser geht er aus freien Stücken niemals. Auch hat man nie beobachtet, daß er sich durch Schwimmen zu retten versuchte. Wohl aber weiß man, daß er bald untergeht, wenn man ihn in das Wasser wirft. In der Gefangenschaft ist er vielen Krankheiten, namentlich dem Schnupfen und Husten ausgesetzt und leidet, wie seine altweltlichen Vettern, ebenfalls oft genug an der Schwindsucht. Gegen die leichten Krankheiten helfen ärztliche Mittel oder bringen wenigstens dieselben Wirkungen hervor wie beim Menschen. Nach Rengger's Schätzung dürfte sich das Alter, welches er erreichen kann, auf etwa funfzehn Jahre belaufen.

Die geistigen Eigenschaften des Cay sind unserer vollsten Beachtung würdig. Er lernt schon in den ersten Tagen seiner Gefangenschaft seinen Herrn und Wärter kennen, sucht sich bei ihm Nahrung, Wärme, Schutz und Hilfe, vertraut ihm vollständig, freut sich, wenn dieser mit ihm spielt, läßt sich alle Neckereien gern von ihm gefallen, zeigt nach einiger Trennung beim Wiedersehen eine ausgelassene Freude und giebt sich demselben zuletzt so hin, daß er bald seine Freiheit ganz vergißt und zum halben Hausthier wird. Ein altes Männchen, welches Rengger besaß, machte sich zuweilen von seinem Riemen los und entfloh im ersten Gefühl der Freude über die erlangte Freiheit, kehrte aber nach Verlauf von zwei bis drei Tagen immer wieder in seine Gefangenschaft zurück, suchte seinen Wärter wieder auf und ließ sich nun ohne alle Umstände von diesem anbinden. Diejenigen

Affen, welche niemals mißhandelt worden sind, zeigen auch gern Zutrauen, besonders gegen die Neger, denen sie überhaupt mehr zugethan sind, als den Weißen.

Der Cay schließt sich nicht allein den Menschen an, sondern auch den Hausthieren, mit denen er aufgezogen wird. Es geschieht nicht selten in Paraguay, daß man ihn mit einem jungen Hunde aufzieht, welcher ihm als Reitpferd dienen muß. Wird er von diesem getrennt, so bricht er in ein Geschrei aus; beim Wiedersehen überhäuft er ihn mit Liebkosungen. Und dabei ist seine Liebe auch der Aufopferung fähig, denn bei Balgereien mit anderen Hunden vertheidigt er seinen Freund mit großem Muthe.

Aber ganz anders zeigt sich das Thier, sobald es Mißhandlungen erleben muß. Wenn es sich stark genug fühlt, sucht es, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und beißt den Menschen derb, sobald er es beleidigt. Wenn es aber seinen Gegner fürchtet, nimmt es seine Zuflucht zur Verstellung und versucht sich dann an ihm zu rächen, wenn es ihn unvermuthet überfallen kann. Renggers Cay biß Leute, die ihn vorher geneckt hatten, auf die heimtückischste Weise und kletterte dann immer schnell auf einen hohen Balken, wo man ihm nicht beikommen konnte. Alle Affen, welche man früher neckte, sind gegen Jedermann äußerst mißtrauisch, und man muß sich vor ihnen in Acht nehmen. Sie selbst necken aber gern und lassen kein Thier unangefochten vorübergehen. Hunde und Katzen zerren sie am Schwanze, Hühnern und Enten reißen sie Federn aus; selbst Pferde, welche in ihrer Nähe angebunden sind, ziehen sie am Zaume, und ihre Freude ist um so größer, je mehr sie ein Thier geärgert oder geängstigt haben.

Auch der Cay ist höchst naschhaft und lernt bald, wenn er dabei ertappt wird, heimlich stehlen, wobei er alle Kniffe und Pfiffe anwendet. Ertappt man ihn bei der That, so schreit er aus Furcht vor der Strafe schon im voraus laut auf, wird er aber nicht entdeckt, dann thut er so unschuldig und furchtlos, als ob Nichts geschehen wäre. Kleinere Gegenstände versteckt er, wenn er gestört wird, im Munde und frißt sie erst später. Seine Habsucht ist sehr groß. Was er einmal besitzt, läßt er sich so leicht nicht wieder nehmen, höchstens von seinem Herrn, wenn er diesen sehr lieb hat. Diese Habsucht ist schuld, daß man ihn in ausgehöhlten Kürbissen (Seite 6) fangen kann. Außer diesen Eigenschaften zeigt er noch Neugierde und Zerstörungssucht im hohen Grade.

Das Thier ist sehr selbstständig und unterwirft sich nicht gern dem Willen des Menschen. Man kann ihn wohl von Etwas abhalten, nicht aber zu Etwas zwingen. Dagegen sucht er, andere Geschöpfe seinem eigenen Willen zu unterwerfen und auch den Menschen, bald durch Liebkosungen, bald durch Drohungen. Diejenigen Thiere, denen er an Kraft und Gewandtheit überlegen ist, müssen sich in seinen Willen fügen. Dies thut seiner Gelehrsamkeit bedeutenden Abbruch. Er lernt blos Das, was ihm Nutzen bringt, z. B. Schachteln öffnen, Taschen seines Herrn untersuchen u. s. w. Mit den Jahren nimmt er an Erfahrung zu und weiß diese wohl zu benutzen. Giebt man ihm zum ersten Mal ein Ei, so zerbricht er es mit solchem Ungeschick, daß er den größten Theil des Inhaltes verliert; später öffnet er es blos an der Spitze und läßt Nichts mehr verloren gehen. Selten läßt er sich mehr als ein Mal durch Etwas täuschen. Schon nach kurzer Zeit lernt er den Ausdruck der Gesichtszüge und die verschiedenen Betonungen der Stimme seines Herrn verstehen und zeigt Furcht oder Freude, je nachdem er rauh oder sanft angeredet oder angesehen wird. Auslachen läßt er sich nicht, wahrscheinlich weil ihn das Gelächter an frühere unangenehme Lagen erinnert. Seine gemachten Erfahrungen wendet er auch bei verschiedenen Gegenständen geschickt an, d. h. er versteht Das, was er einmal gelernt hat, in der ausgedehntesten Weise zu benutzen. So lernt er den Hammer zum Zertrümmern, den Hebel zum Aufbrechen brauchen. Entfernungen schätzt er auf das genaueste und richtet hiernach seine Bewegung ein. Sein treues Gedächtniß und seine Urtheilsfähigkeit machen sich oft bemerklich. Diese beiden Geisteskräfte sind wohl bei allen gleichmäßig ausgebildet, bei älteren aber entschiedener, als bei jüngeren.

Nur die Indianer benutzen das Fell und Fleisch des Thieres und stellen ihm deshalb mit Pfeil und Bogen nach. Die Weißen halten den Affen höchstens in der Gefangenschaft. Außer den Menschen sind ihm noch die schon bei den früheren amerikanischen Affen genannten Katzen gefährlich.

Zwei andere Arten derselben Sippe sind der **Apella** (Cebus Apella) und der **gehörnte Rollaffe** (Cebus fatuellus). Beide Arten werden von manchen Forschern nur als Abänderungen der vorhergehenden angesehen, dürften sich aber denn doch hinlänglich unterscheiden.

Der **Apella** oder **braune Rollaffe** vertritt den Cay in Guiana und ist hier sehr gemein. Da er in seiner Färbung vielfach abändert, ist er nicht eben leicht zu beschreiben. Sein Körperbau ist ziemlich gedrungen; der verhältnißmäßig reichliche Pelz besteht aus glänzenden Haaren, welche sich auf dem Scheitel zu einem Schopfe erheben und im Gesicht zu einem Barte verlängern; ihre allgemeine braunschwarze Färbung geht auf Rücken, Schwanz und Schenkeln in Schwarz über; Gesicht und Kehle sind gewöhnlich lichter, und auf dem Scheitel verläuft regelmäßig ein dunkler Streifen. Oft sind auch die Seiten und die Beine lebhaft kastanienbraun gefärbt. In der Größe kommt das Thier dem Cay etwa gleich.

Ueber das Freileben des **Apella** haben wir bis jetzt nur dürftige Berichte erhalten, **Schomburgk** giebt noch die ausführlichste und anziehendste Schilderung. „Dicht an einen Baum gedrückt," so erzählt er, „warteten wir die Affenherde ab. Der Vortrab erschien jetzt vor uns, das Hauptheer



Der braune Rollaffe (Cebus Apella).

folgte bald und nach etwa einer Viertelstunde auch der letzte Trupp, den ich freilich durch mein nicht mehr zu unterdrückendes Lachen in wilde Flucht zersprengte. Wer hätte aber hier das Lachen unterdrücken können, wenn er die behenden Thiere mit ihrer übertriebenen Eile und Lebhaftigkeit sich auf den Aesten hätte hinbewegen sehen, wenn er das Klagen, Pfeifen und Singen der Schwächeren gehört, die boshaften Blicke bemerkt, welche sie den Stärkeren zuwarfen, sobald sie diesen in den Weg kamen und nun von ihnen gebissen und geschlagen wurden; wenn er die altklugen Gesichter der förmlich auf den Rücken der Mütter angeleimten Jungen und zugleich die ernsthaften Mienen wahrgenommen hätte, mit welchen auf der Reise jedes Blatt, jede Spalte nach Kerbthieren untersucht und hier und da ein fliegender Schmetterling, ein fliehender Käfer mit der äußersten Geschicklichkeit gefangen wurde. Unter solchem Gesichterschneiden mochten etwa vier- bis fünfhundert **Kapuziner** und **Apellas** über uns weggeeilt sein (denn eine andere Bewegung scheinen sie gar nicht zu kennen), als ich jenem Drange nicht mehr widerstehen konnte. Wie vom Donner gerührt, blieben die unmittelbar über uns Befindlichen einen Augenblick bewegungslos sitzen, stießen dann einen eigenthümlichen Schrei aus, der vor, hinter und neben uns sein Echo fand; alle sahen sich ängstlich nach allen Seiten um, bis sie uns bemerkten, starrten uns einen Augenblick an, wiederholten den Schrei noch greller, als das erste Mal,

und in doppelt gewaltigen Sprüngen flogen sie förmlich über uns hin, ohne daß auch nur ein anderer Ton, als das vermehrte Geräusch in den Zweigen gehört worden wäre."

„Bei einem solchen Vorfalle war ich Zeuge eines wirklich rührenden Beispiels aufopfernder Mutterliebe. Schon wollte ich nach meinem Boote zurückkehren, als die ängstliche Stimme eines Affen in einem Baume über mir es laut verkündete, daß er von seiner Mutter bei ihrer wilden Flucht vergessen worden war. Einer meiner Indianer erkletterte den Baum. Kaum sah das Thier die fremde Gestalt, als ihm die Angst einige lautere Töne auspreßte, die plötzlich vom nächsten Baum von der zurückgekehrten Mutter beantwortet wurden. Kaum waren diese Töne von dem geängstigten Thiere gehört, als es dieselben auch wieder mit einer ganz eigenen Stimme beantwortete, die nun andererseits ebenfalls ihren Wiederklang in dem Locken der Mutter fanden. Ein Schuß verwundete die Arme; sie schickte sich wohl zur Flucht an, kehrte aber augenblicklich wieder zurück, als ihr Liebling nochmals jene Angsttöne ausstieß, und sprang, ungeachtet eines zweiten Schusses, der sie fehlte, mit Anstrengung auf den Ast, welcher das klagende Junge trug. Schnell nahm sie dieses auf den Rücken und wollte sich eben mit ihm entfernen, als sie, trotz meines strengen Verbotes, ein dritter Schuß



Der gehörnte Rollaffe (Cebus fatuellus).

tödtete. Noch im Todeskrampfe drückte sie ihren Liebling fest an sich und versuchte die Flucht, stürzte aber bei diesem Versuche auf den Boden herab."

Man bringt den Apella sehr häufig zu uns, und er ist deshalb in Thiergärten und Thierschaubuden oft genug zu finden. Die im ganzen Süden Europas umherpilgernden Savoyarden benutzen ihn, wie manche Meerkatzen, um das Herz wohlhabender Leute wirksamer zu bearbeiten, als sie es mit ihren Drehorgeln vermögen. Die Musik dieser oft recht erbärmlich verstimmten Werkzeuge ist in den Straßen der Städte Frankreichs, Spaniens und Italiens so gewöhnlich, daß kein Mensch mehr auf den armen Bittsteller achtet, welcher die heitere Muse zu Hilfe ruft und mit Klängen und Liedern Herzen rühren will. Ach, gerade die Töne verschließen ihm diese Herzen; sie rufen den Unmuth wach, und der Beutel bleibt geschlossen. Da gebietet der Tonkünstler seiner zahmen Meerkatze, seinem Apella und Apollo zu seinem Besten an die verschlossenen Menschenherzen zu klopfen. Das Thier ist an einer langen, dünnen Leine befestigt, welche sein Herr zum größern Theile um die Hand gewickelt hat; jetzt lockert er die Bande, und unter den Klängen der Marseillaise oder irgend eines Gassenhauers steigt der kleine Bettler an Dachrinnen und Gesimsen empor, von Stockwerk zu Stockwerk, bis zur Mansarde hinauf. Und nun erscheint er am Fenster, ein Kind entdeckt ihn, heller

Jubel bricht los; es regnet Zucker- und anderes Backwerk — ach, wenn er doch Backentaschen hätte! — aber auch manchen Sou, manchen Cuarto, manchen Soldo für seinen Herrn da unten: der Affe hat das Kinderherz geöffnet und der Kindermund der Eltern Geldbeutel. Jedes empfangene Geldstück wirft das Thier seinem Herrn zu; der sammelt unten lustig auf, so lange noch Etwas niederfällt, und dann zieht er fürder mit seinem Bettelgehilfen, und wenige Häuser weiter beginnt das Spiel von neuem.

Der Apella verträgt die Gefangenschaft recht gut und hat sich schon mehrmals auch in Europa in ihr fortgepflanzt. Er ist aber ein nicht eben liebenswürdiger Gesell; denn er ist schmuzig, frostig und traurig, wenigstens klagt oder winselt er fortwährend. Dabei schneidet er ohne Unterlaß gräuliche Gesichter. Aber er ist auch sanft und gutmüthig, wenn auch blos gegen größere Thiere. Kleinere, zumal Vögel, frißt er ohne Umstände auf, wenn er sie erwischt hat.

Der gehörnte Rollaffe oder Sapaju ist noch weniger bekannt, als der Apella. Das bürstenartige Haar auf seinem Kopfe, welches einen gleichsam in zwei Hörner auslaufenden Schopf bildet, und der blonde Bart zeichnen ihn aus. Die Färbung des Pelzes wechselt wie bei seinen übrigen Sippschaftsverwandten. Gewöhnlich ist die braune Farbe am Körper, die gelbliche im Gesicht vorherrschend. Die Leibeslänge beträgt 15, die Schwanzlänge 17 Zoll. Seine Heimat ist der Osten Südamerikas.

In der Gefangenschaft ist er lebhaft und unterhaltend. Seine Gutmüthigkeit erwirbt ihm gewöhnlich große Zuneigung seiner Herren. Leider hält er nicht lange in Europa aus, und nur selten erreicht er das Alter, in welchem sein sonderbarer Kopfputz deutlich hervortritt.

Ein schlanker Körper mit schlanken Gliedmaßen und sehr langem, dünnen und schlaffen Schwanze, ein runder Kopf mit bartlosem Gesicht und kurzer Schnauze, hellen Augen und großen Ohren, sehr kleinen Eckzähnen und fünfzehigen Vorder- und Hinterhänden kennzeichnet eine kleine Gruppe amerikanischer Affen, welche man wegen ihrer Beweglichkeit Springaffen und wegen ihrer geringen Größe auch wohl Eichhornaffen (Callithrix) genannt hat. Es sind gesellige Thiere, welche in den Baumkronen der dichten Wälder den ganzen Tag munter und rasch herumklettern und springen. Furchtsam größeren Thieren gegenüber, werden sie selbst doch kleineren gefährlich. Ihre Liebenswürdigkeit in der Gefangenschaft macht sie zu gern gesehenen Genossen des Menschen; doch hindern uns die Zärtlichkeit und Hinfälligkeit der Thierchen, sie außer ihrem eigentlichem Vaterlande zu halten. Ihr schmackhaftes Fleisch wird gern gegessen.

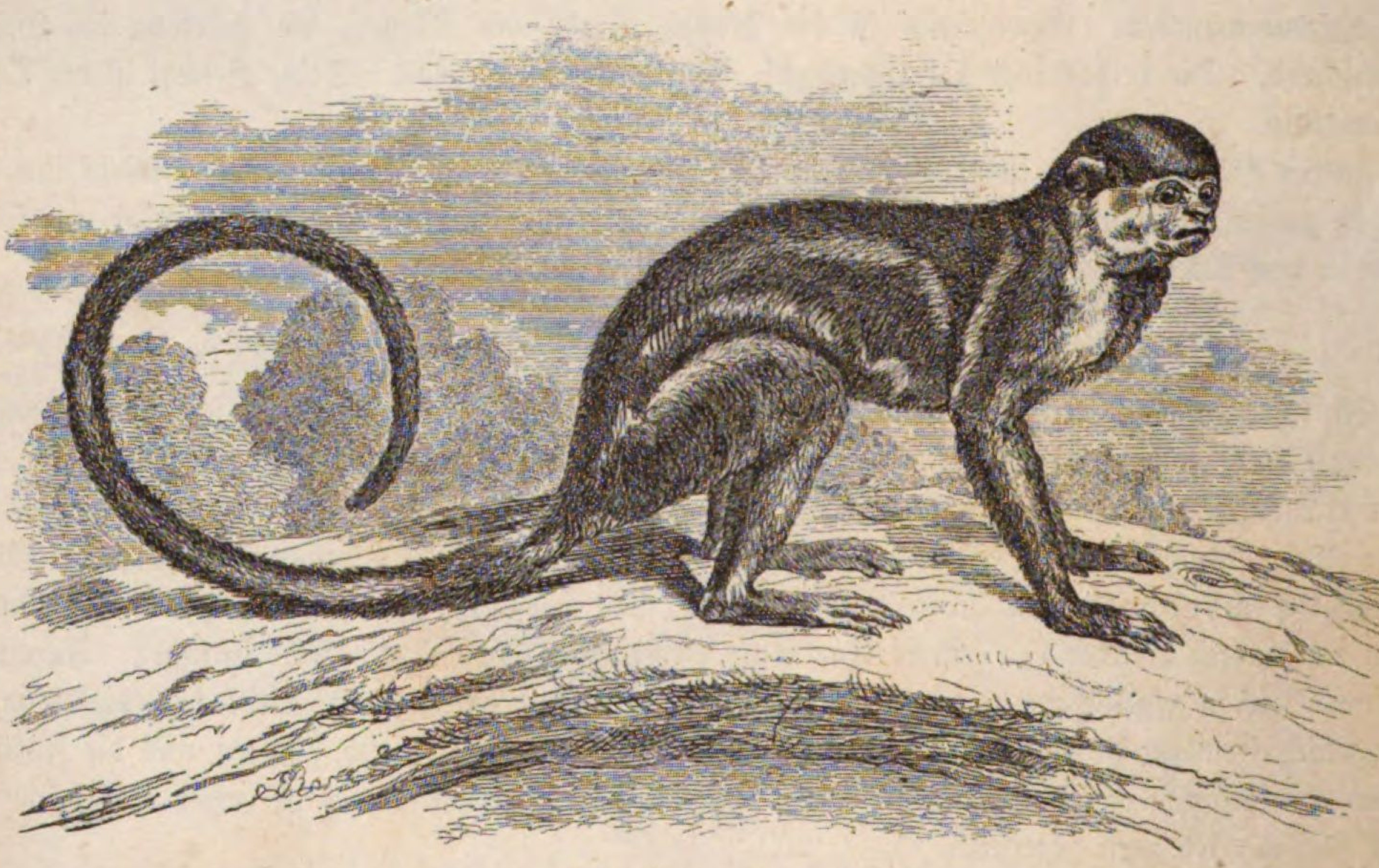
So viel im allgemeinen; zwei der hervorragendsten Arten mögen uns die netten Geschöpfe im besondern kennen lehren. Wir erwählen uns den gemeinen Saimiri oder Todtenkopfaffen (Callithrix sciurea) und den Titi oder die Witwe (Callithrix torquata), über welche uns namentlich Alexander v. Humboldt Ausführliches berichtet hat.

Der Erstere ist durch seine niedliche Gestalt und die schöne angenehme Färbung ebenso ausgezeichnet, wie durch die Zierlichkeit der Bewegung und durch seine Heiterkeit. Er kann einer der schönsten aller neuweltlichen Affen genannt werden, trägt deshalb mit vollstem Rechte seinen Sippennamen, welcher Schönhaar bedeutet und schon von Plinius einem Affen gegeben wurde. Dagegen entspricht sein etwas abschreckender deutscher Name keineswegs dem wahren Ausdrucke seines Kopfes; er verdankt ihn vielmehr nur einer höchst oberflächlichen und bei genauer Vergleichung sofort verschwindenden Aehnlichkeit. Der Saimiri ist sehr schlank gebaut und hat einen sehr langen Schwanz. Sein feiner Pelz ist oben röthlich schwarz, bei sehr Alten aber lebhaft pomeranzengelb, an den Gliedmaßen grau gesprenkelt und an der Unterseite weiß. Bisweilen herrscht die graue Farbe vor; manchmal erscheint der Kopf kohlschwarz und der Leib zeisiggelb mit schwarzer Sprenkelung, und die Gliedmaßen sind dann goldgelb: kurz, das Thierchen ändert ungemein, ist aber immer schmuck und nett,

wie es auch gezeichnet sei. Seine Körperlänge beträgt einen, die des Schwanzes aber beinahe anderthalb Fuß.

Hauptsächlich Guiana ist die Heimat des niedlichen Affen, und namentlich die Ufer der Flüsse dieses reichen Erdstriches werden von ihm bewohnt. Er lebt dort sehr häufig in ziemlich großen Gesellschaften. Man sieht ihn den Tag über in beständiger Bewegung. Die Nacht bringt er in Palmenkronen zu, welche ihm das sicherste Obdach bieten, und schon lange vor Sonnenuntergang begiebt er sich dorthin. Er ist sehr scheu und furchtsam und wagt es namentlich bei Nacht nicht, sich zu bewegen. Auch bei Tage ergreift er schon bei der leisesten Gefahr sogleich die Flucht; dabei sieht man die Herde in langen Reihen über die Baumkronen hinwegziehen. Ein Leitaffe ordnet den ganzen Zug und bringt, Dank der Beweglichkeit dieser Thiere, seine Herde gewöhnlich auch sehr bald in Sicherheit. Alle Bewegungen der Eichhornaffen sind voll Anmuth und Zierlichkeit. Sie klettern ganz vortrefflich und springen mit unglaublicher Leichtigkeit über ziemlich große Zwischenräume.

Nur in ihrem warmen und schönen Heimatlande befinden sie sich wohl, bei Kälte und Nässe leiden sie außerordentlich. Wenn Regenwolken die Sonne verbergen, suchen sie sich gegen die Kälte



Der Saimiri (Callithrix sciurea).

zu schützen, indem sie sich zusammendrängen, Hände und Füße um einander schlagen und den Schwanz einander um den Hals legen. So sieht man an kühlen Morgen oft ganze Gruppen in einen Klumpen geballt auf einem Zweige sitzen. Jeder sucht mit traurigem Winseln sich in die Mitte zu drängen, weil es dort am wärmsten ist; diejenigen, welche den schönen Platz nicht erwischen konnten, erheben ein gar klägliches Geschrei. Und nicht blos gegen die Kälte sind sie empfindlich, sondern auch gegen trockene Hitze; deshalb sterben sie auch sehr bald, wenn sie ihren feuchten Wäldern entführt werden.

Die Stimme des Eichhornaffen besteht in einem mehrmals wiederholten Pfeifen. Wenn ihm etwas Unangenehmes widerfährt, namentlich wenn er friert, beginnt er zu klagen und zu winseln. Auch Morgens und Abends vernimmt man derartige Laute, oft von einer ganzen Gesellschaft, und selbst in der Nacht noch gellt der Schrei der leicht erregten Thiere durch den Wald, das schlummernde Leben desselben weckend. „Befragt man die Indianer," sagt Humboldt, „warum die Thiere des Waldes zu gewissen Stunden einen so großen Lärm erheben, so geben sie die lustige Antwort: „Sie feiern den Vollmond." Ich glaube, die Ursache rührt meist daher, daß sich im innern Walde irgendwo

ein Kampf entsponnen hat. Die Jaguars z. B. machen Jagd auf die Bisamschweine und Tapirs, welche nur Schutz finden, indem sie beisammenbleiben und, in gedrängten Rudeln dahinjagend, das ihnen in den Weg kommende Gebüsch niederreißen. Die Affen, scheu und furchtsam, erschrecken ob dieser Jagd und beantworten von den Bäumen herab das Geschrei der größeren Thiere. Sie wecken die gesellig lebenden Vögel auf, und nicht lange, so ist die ganze Gesellschaft in Aufruhr."

Der Todtenkopf gehört zu den Furchtsamsten der Furchtsamen, so lange er sich nicht von seiner vollkommenen Sicherheit überzeugt hat; er wird aber zu einem echten Affen, wenn es gilt, handelnd aufzutreten. Er ist ein Kind in seinem Wesen, und kein anderer Affe sieht auch im Gesicht einem Kinde so ähnlich, als er: „es ist derselbe Ausdruck von Unschuld, dasselbe schalkhafte Lächeln, derselbe rasche Uebergang von Freude zur Trauer." Sein Gesicht ist der treue Spiegel der äußeren Eindrücke und inneren Empfindungen. Wenn er erschreckt wird, vergießen seine großen Augen Thränen, und auch den Schmerz giebt er durch Weinen zu erkennen. Seine Empfindlichkeit und Reizbarkeit ist groß; doch ist er nicht eigenwillig und seine Gutmüthigkeit bleibt sich fast immer gleich, so daß es eigentlich schwer ist, das liebe Thierchen zu erzürnen. Auf seinen Herrn achtet er mit großer Sorgfalt. Wenn man in seiner Gegenwart spricht, wird bald seine ganze Aufmerksamkeit rege. Er blickt Einem starr und unverwandt ins Gesicht, verfolgt und beobachtet mit seinen lebhaften Augen jede Bewegung der Lippen und sucht sich dann bald zu nähern, klettert Einem auf die Schulter und betastet Zahn und Zunge sorgfältig, als wolle er dadurch die ihm unverständlichen Laute der Rede zu enträthseln suchen.

Seine Nahrung nimmt er mit den Händen, oft aber mit dem Munde auf. Mit seinem Schwanze vermag er erreichbare Dinge an sich zu ziehen, kann sie aber nicht damit festhalten. Verschiedene Früchte und Blattknospen bilden wohl den größten Theil seiner Mahlzeiten; doch ist er auch ein eifriger Jäger von kleinen Vögeln und Kerbthieren. Ein von Humboldt gezähmter Eichhornaffe unterschied sogar abgebildete Kerbthiere von anderen bildlichen Darstellungen und streckte, so oft man ihm die bezügliche Tafel vorhielt, rasch die kleine Hand aus, in der Hoffnung, eine Heuschrecke oder Wespe zu erhalten.

Sein liebenswürdiges Wesen macht ihn allgemein beliebt. Er wird sehr gesucht und zum Vergnügen Aller gehalten. Auch bei den Wilden ist er gern gesehen und deshalb oft ein Gast ihrer Hütten. Alt Gefangene überleben selten den Verlust ihrer Freiheit, und selbst die, welche in der ersten Jugend dem Menschen zugesellt wurden, dauern nicht lange bei ihm aus.

Die Indianer jagen am liebsten an kühlen, regnerischen Tagen nach dem Saimiri. „Schießt man," erzählt Humboldt, „mit Pfeilen, welche in verdünntes Gift getaucht sind, auf einen jener Knäuel, so fängt man viele junge Affen auf einmal lebendig. Der junge Saimiri bleibt im Fallen an seiner Mutter hängen, und wird er durch den Sturz nicht verletzt, so weicht er nicht von Schulter und Hals des todten Thieres. Die meisten, welche man in den Hütten der Indianer antrifft, sind auf diese Weise von den Leichen ihrer Mütter gerissen worden."

Selbst diejenigen, welche schon länger in der Gefangenschaft gelebt haben, sind aus dem Innern schwer nur bis an die Küste zu bringen. Sobald man die Wälder hinter sich hat und die Steppen betritt, werden sie traurig und niedergeschlagen und siechen allgemach dahin. In Europa gehören sie zu den größten Seltenheiten der Thiergärten und Schaubuden.

Der Titi oder die Viudita (kleine Witwe) der Spanier wird gegenwärtig einer andern Sippe zugezählt, als der Saimiri, den man Chrysothrix genannt und abgetrennt hat, weil er sich von jenem und seinem Verwandten durch den Kopfbau und die Zahl der rippentragenden Wirbel unterscheidet.

Unsere kleine Witwe (Chrysothrix torquata) ist ein äußerst niedliches und farbenschönes Geschöpf. Ihre Leibeslänge beträgt funfzehn, die Schwanzlänge achtzehn Zoll. Das Haar ist fein und glänzend, fehlt aber in dem weißen, ins Blaue spielenden Gesicht und auf den kleinen, wohlgebildeten Ohren. Von der schwarzen Grundfarbe hebt sich ein weißes Kehlband scharf ab, und auch die Vorder-

hände haben dieselbe Farbe. Von diesen Abzeichen rührt der Name her: die Spanier sehen in ihnen Schleier, Halstuch und Handschuh einer Witwe in Trauer. — Rothbraune und rothröthliche Aeffchen derselben Gestaltung und Farbenvertheilung werden als Abänderungen derselben Art angesehen.

Westbrasilien und Peru sind das Vaterland der Viudita. Humboldt fand sie namentlich am rechten Ufer des Orinoko im Granitgebirg. „Die Gemüthsart dieses kleinen Affen," berichtet er, „verräth sich durch seine Haltung nur wenig. Blos beim Fressen stellt er sich auf die Hinterbeine, sonst sitzt er wie ein Nager da. Er sieht sanft und schüchtern aus; häufig berührt er das Fressen nicht, welches man ihm bietet, selbst wenn er starken Hunger hat. Die Gesellschaft anderer Affen liebt er nicht; wenn er des kleinsten Saimiri ansichtig wird, läuft er davon. Sein Auge verräth große Lebhaftigkeit. Wir sahen ihn stundenlang regungslos dasitzen, ohne daß er schlief, und auf Alles, was um ihn vorging, achten. Aber die Schüchternheit und Sanftmuth der Viudita sind nur



Der Titi (Callithrix torquata).

scheinbar. Ist sie allein, sich selbst überlassen, so wird sie wüthend, sobald sie einen Vogel sieht. Sie klettert und läuft dann mit erstaunlicher Behendigkeit; sie macht einen Satz auf ihre Beute, wie die Katze, und erwürgt, was sie erwischen kann."

Die Schweifaffen (Pithecia) unterscheiden sich von den Vorhergehenden durch ihren gedrungenen Leib, welcher durch die sehr lange und lockere Behaarung noch plumper erscheint, als er wirklich ist, durch den langen und buschig behaarten Schwanz, ihre regelmäßig dunkle Färbung und endlich durch den Zahnbau. Ihre Heimat sind die nördlichen Länder Südamerikas. Hier leben sie in dunklen Wäldern, nur zu kleinen Gesellschaften vereint, träg bei Tage, oft sich viele Stunden lang in den dichtesten Wipfeln bergend und hier regungslos verharrend, bis der kühle Abend hereinbricht und sie ermuntert. Hohe, trockene, von Unterholz freie Urwälder scheinen ihnen besonders zuzusagen. Von den übrigen Affen halten sie sich streng abgesondert. Ihre laute Stimme verräth sie von weitem dem Jäger, welcher ihnen gern nachgeht, um sich aus ihrer Schar einen Braten zu holen, obgleich ihre Jagd, wie die aller kleinen Affen, dem fühlenden Menschen manches Herzleid bringt.

„Ueberall, wo die Belaubung des Ufers dichter erschien," sagt R. Schomburgk, „fand ich auch Herden von Affen in den Zweigen versammelt, unter denen die wirklich netten Schweifaffen die größte Anzahl bildeten. Ihr schön gescheiteltes, langes Haar, die üppig stolzen Kinn- und Backenbärte, ihre langbehaarten, fuchsähnlichen Schwänze verleihen den lebhaft- und klugblickenden Thieren ein ungemein freundliches, zugleich aber auch lächerliches Aeußere. Es waren die ersten, denen ich auf meiner Reise begegnete. Natürlich mußte ich augenblicklich an das Land springen, um mein Jagdglück zu versuchen. Ich schoß ein Männchen und ein Weibchen. Doch bereute ich fast meinen Schuß, als ich die bittere, das Herz tief ergreifende Wehklage des Letztern hörte, welches ich nur stark verwundet hatte. Diese Klagetöne stimmen genau mit den bitteren Schmerzenslauten eines Kindes überein." —

In den großen Wäldern am obern Marañon und Orinoko findet man die gemeinste Art der Sippe sehr häufig. Es ist dies der Juden- oder Satansaffe (Pithecia Satanas), ein 15 Zoll



Der Juden- oder Satansaffe (Pithecia Satanas).

langes Thier mit fast ebenso langem Schwanze. Der ganz runde Kopf ist durch eine Art von Mütze ausgezeichnet, welche aus nicht sehr langen, dicht anliegenden Haaren besteht, die sich von einem gemeinsamen Wirbel auf der Höhe des Hinterhauptes strahlenförmig ausbreiten und auf dem Vorderkopf gescheitelt sind. Die Wangen und das Kinn sind von einem dicken schwarzen Barte umgeben. Der Oberleib ist dicht, aber nicht lang, die untere Seite dagegen nur dürftig behaart; der Schwanz ist sehr buschig. Alte Männchen und Weibchen sind schwarz, am Rücken rusig fahlgelb. Die Jungen haben eine bräunlich graue Färbung. Uebrigens kommen sehr verschiedene Abweichungen vor.

Der Judenaffe ist ein bei Tage langsames, schläfriges Thier, welches erst des Abends und in der Dämmerung zum Vorschein kommt und dann eine gewisse Behendigkeit zeigt. Seine Stimme ist laut tönend und wird in der Stille der Nacht weit gehört.

Er lebt in einem sehr untergeordneten Verhältnisse zu den Rollaffen, welche ihn nicht selten zwingen, von den Bäumen herabzusteigen und sich in das Gebüsch zurückzuziehen, wo sie ihn seiner erbeuteten Nahrung berauben, ja sogar ihn mißhandeln. Seines langen Bartes wegen soll er das Wasser,

welches er zu sich nimmt, mit der hohlen Hand zum Munde bringen und nur wenn er sich beobachtet sieht, auf gewöhnliche Weise trinken. Diese Angabe bedarf wohl noch sehr der Bestätigung. Er ist kräftig und wild und in hohem Grade reizbar. Deshalb ist er schwer zu zähmen und bleibt in der Gefangenschaft immer böse. Seinen Unwillen zeigt er bei der geringsten Veranlassung durch Zähnefletschen, Gesichtverzerrungen und das lebhafte Funkeln seiner Augen. Wenn er wirklich gereizt wird, stellt er sich aufrecht, reibt das Ende seines Bartes und springt wild um den Gegenstand seines Zornes herum. Bisweilen wird er so wüthend, daß er sich z. B. in einem ihm vorgehaltenen Stocke verbeißt und sich denselben kaum entreißen läßt. Die Indianer, welche sein Fleisch essen, nennen ihn Kuxio.

Ein anderes Mitglied dieser Sippe ist der weißköpfige Schweifaffe (Pithecia leucocephala), ein Thier, welches sich unter Anderm durch seinen außerordentlichen Namenreichthum auszeichnet. Männchen und Weibchen nämlich sind sehr abweichend gefärbt und deshalb als verschiedene Arten aufgeführt worden.



Der weißköpfige Schweifaffe (Pithecia leucocephala).

Alte Männchen sind am ganzen Körper schwarz, nur an den Vorderarmen etwas lichter gefärbt; den Vorderkopf bis zu den Augenbrauen bekleiden kurze, helle Haare, welche in der Mitte der Stirn die schwarze Haut frei lassen und an den Wangen sich bartartig verlängern. Zuweilen sind sie auch ockerfarben und da, wo sie das Gesicht einfassen, rostroth. Das schwarze Gesicht ist mit weißen oder rostfarbigen Haaren besetzt. Die Ohren, Sohlen, Finger und Nägel sind schwarz. Bei den Weibchen sind die Haare an der Ober- und Außenseite braunschwarz mit gelber Spitze, an der Unterseite licht roströthlich; der Backenbart ist am Grunde schwarz. Die Jungen ähneln den Weibchen. Im Allgemeinen ist der Pelz lang, straff und grob und nur an der Unterseite und den Händen dünn und spärlich. Ein lichter Haarkranz faßt das Gesicht ein und bildet einen Backenbart.

Der weißköpfige Schweifaffe oder Saki lebt mehr auf Büschen, als auf hohen Waldbäumen. Seine Nahrung soll, wie Laborde berichtet, aus Beeren, Früchten und Honigwaben bestehen. Die Weibchen bringen ein Junges zur Welt und tragen dieses lange Zeit auf dem Rücken. Genaueres weiß man nicht.

Auch das Leben des schwarzköpfigen Schweifaffen (Pithecia melanocephala) ist noch sehr unbekannt, obgleich das Thier durch seinen Namenreichthum beweist, daß es den Landeseingebornen oft vorkommen muß. Außer dem wissenschaftlichen Namen führt der Affe nämlich noch eine Menge andere; er heißt: Cacajao, Chucuto, Chucuzo und Caruiri, Mono-feo oder häßlicher Affe und Mono-Rabon oder Kurzschwanz. Letzterer Name ist in der Neuzeit der maßgebende geworden; denn man hat den Cacajao nebst einigen anderen ihm ähnlichen Arten, welche sich durch ihren kurzen, dicht behaarten Schwanz allerdings wesentlich von allen übrigen Neuweltsaffen unterscheiden, von



Der schwarzköpfige Schweifaffe (Pithecia melanocephala).

den Schweifaffen getrennt, zu einer besondern Sippe vereinigt und diese geradezu Kurzschwänze (Brachyurus) genannt. Anfangs, als man die Thiere nur in wenigen Bälgen kannte, war man geneigt zu glauben, daß sie ihren Schwanz durch einen Zufall theilweise verloren hätten. Die genauere Betrachtung ihrer breiten Schnauze, der sehr seitlich stehenden Nasenlöcher, des dünnen Bartes, des kurzen, lockern Pelzes, sowie der langen, schmalen Nägel ließ diese Meinung jedoch bald verschwinden und unsere Thiere als Mitglieder einer eigenen Sippe erscheinen. Wenn man will, kann man sie als die Vertreter der Makaken ansehen.

Der Cacajao ist etwa achtzehn Zoll, mit dem Schwanze aber zwei Fuß lang. Sein dichter, glatter Pelz ist an den Schultern und Seiten verlängert, am Unterleib aber sehr dünn. Im Nacken

bildet er einen Wirbel, von welchem aus die Haare gegen den Kopf gerichtet sind. Sein Bart ist an den Wangen spärlich. Der dünne, kurze Schwanz trägt einen dicken, am Ende abgestutzten Haarbusch. Sehr lang und stark sind die Finger. Das Thier ist auf dem Rücken graugelb, nach hinten rostroth, am Unterschenkel und den Füßen schwarz gefärbt. Die Haare des Kopfes und der Vorderarme sind glänzend schwarz und ebenso die nackte Gesichtshaut.

Spix berichtet, daß dieser Affe in kleinen Gesellschaften an Flußrändern vorkommt und während seiner Wanderung meist einen mißtönenden Laut hören läßt. In der Gefangenschaft zeigt er sich gefräßig, stumpfsinnig, aber nicht bösartig, sondern furchtsam und gelassen. Humboldt besaß lange Zeit einen solchen Affen und erzählt, daß derselbe, wenn er gereizt wurde, das Maul auf die sonderbarste Art aufsperrte, sein Gesicht auf das ärgste verzog und in ein lebhaftes Lachen ausbrach. Er war sehr unbeholfen und nahm, wenn er Etwas ergreifen wollte, regelmäßig eine merkwürdige Stellung ein, indem er sich mit gekrümmtem Rücken niedersetzte und beide Arme weit von sich streckte. Der Anblick eines Krokodils oder einer Schlange versetzte ihn in solche Furcht, daß er am ganzen Körper zitterte.

Seine Heimat ist das nordwestliche Brasilien jenseits des Amazonenstromes, namentlich die Uferwaldungen der Flüsse Neugranadas und Ecuadors; er soll aber nirgends häufig sein.

Bis jetzt ist er meines Wissens nur einmal lebend nach Europa gebracht worden.

Azara ist der erste Naturforscher, welcher uns mit einem der merkwürdigsten aller Vierhänder bekannt gemacht hat. Wenig später, als er, berichtet Humboldt über dasselbe Thier, darauf und am ausführlichsten Rengger und endlich Schomburgk. Dieser Vierhänder ist der Nachtaffe, welcher als Vertreter einer eigenen Sippe (Nyctipithecus oder, wie sie Humboldt der kleinen Ohren wegen nennt, Aotus). In der Neuzeit hat man noch andere Arten derselben Sippe aufgefunden. Sie bilden gewissermaßen den Uebergang von den eigentlichen Affen zu den, wie sie, nächtlichlebenden und ihnen auch sonst in vieler Hinsicht nicht unähnlichen Halbaffen oder Aeffern. Ihr Kopf und ihr Gesichtsausdruck unterscheidet sie augenblicklich von allen bisher genannten und kennzeichnet sie sehr gut. Der Kopf ist klein und rundlich; die Augen sind groß und eulenähnlich. Die Schnauze ragt wenig hervor und ist breit und groß; die Nasenlöcher öffnen sich ganz nach unten, und die Ohren sind klein. Ihr Leib ist gestreckt, weich und locker behaart; der etwas buschige Schwanz ist länger, als der Körper. Die Nägel sind zusammengedrückt und gebogen. Alle Arten bewohnen Brasilien und seine Nachbarländer. Die Lebensweise der einen ist auch die der anderen, und wir können deshalb, um die ganze Sippschaft kennen zu lernen, diejenige Art für uns auswählen, welche Rengger ausführlich beobachtet hat, den Mirikina (Nyctipithecus trivirgatus).

Der schmächtige Leib des Thieres ist dreizehn, der Schwanz aber achtzehn Zoll lang. Die Färbung des Pelzes ist oben graubraun, mehr oder wenig rostfarbig; der Schwanz hat eine schwarze Spitze. Auf dem Scheitel finden sich drei gleichbreite, schwarze, mit einander gleichlaufende Streifen, und von dem Nacken bis zur Schwanzwurzel verläuft ein breiter, hellgelblich brauner Streifen. Alle Haare sind fein und sehr weich anzufühlen. Zwischen den Geschlechtern findet in der Färbung kein Unterschied statt.

Rengger behauptet, daß sich der Mirikina blos am rechten Ufer des Rio-Paraguay finde und zwar nur bis zum 25. Grade südlicher Breite. Am linken Ufer hat ihn bis jetzt Niemand angetroffen. Von seinen Sitten im freien Zustande ist nur wenig bekannt. Er bringt sein Leben auf und in Bäumen zu, geht während der Nacht seiner Nahrung nach und zieht sich am Morgen in eine Baumhöhle zurück, um hier den Tag über zu schlafen. Beim Sammeln von Brennholz fanden die Leute unsers Naturforschers einmal ein Pärchen dieser Affen, welche in einem hohlen Baume schliefen. Die aufgescheuchten Thiere suchten sogleich, zu entfliehen, waren aber von dem Sonnenlicht so geblendet, daß sie weder einen richtigen Sprung machen, noch sicher klettern konnten. Sie wurden deshalb leicht eingefangen, obwohl sie sich mit ihren scharfen Zähnen zu vertheidigen suchten. Das Lager bestand

aus Blättern und war mit einer Art von Baummoos ausgelegt, woraus hervorzugehen scheint, daß diese Thiere an einem bestimmten Orte leben und sich allnächtlich in dasselbe Lager zurückziehen. Man trifft immer ein Pärchen bei einander an, niemals aber größere Gesellschaften. Nach Aussage der Jäger soll das Weibchen in unseren Sommermonaten ein Junges werfen und dieses erst an der Brust, später aber auf dem Rücken mit sich herumtragen.

Dies ist Alles, was uns Rengger von dem Freileben des Mirikina mittheilen kann. Um so mehr aber berichtet er uns von gefangenen Affen dieser Art.

Der junge Mirikina läßt sich leicht zähmen, der alte hingegen bleibt immer wild und bissig. Mit Sorgfalt behandelt, verträgt er die Gefangenschaft gut; durch Unreinlichkeit aber geht er zu Grunde. Man hält ihn in einem geräumigen Käfig oder im Zimmer und läßt ihn frei herumlaufen, weil er sich leicht in den Strick verwickelt, wenn man ihn anbindet. Während des ganzen Tages zieht er sich in die dunkelste Stelle seiner Behausung zurück und schläft. Dabei sitzt er mit eingezogenen Beinen und stark nach vorn gebogenem Rücken und versteckt das Gesicht zwischen seinen gekreuzten Armen. Weckt man ihn auf und erhält ihn nicht durch Streicheln oder andere Liebkosungen wach, so schläft er sogleich wieder ein. Bei hellen Tagen unterscheidet er keinen Gegenstand; auch ist seine Pupille alsdann kaum noch bemerkbar. Wenn man ihn aus der Dunkelheit plötzlich ans Licht bringt, zeigen seine Geberden und kläglichen Laute, daß ihm dasselbe einen schmerzlichen Eindruck verursacht. Sobald aber der Abend anbricht, erwacht er; seine Pupille dehnt sich mehr und mehr aus, je mehr das Tageslicht schwindet, und wird zuletzt so groß, daß man kaum noch die Regenbogenhaut bemerkt. Sein Auge leuchtet wie das der Katzen und der Nachteulen, und er fängt nun mit eintretender Dämmerung an, in seinem Käfig herumzugehen und nach Nahrung zu spähen. Dabei sind seine Bewegungen leicht, wenn auch auf ebenem Boden nicht besonders gewandt, weil seine hinteren Glieder länger als die vorderen sind. Im Klettern aber zeigt er große Fertigkeit, und im Springen von einem Baume zum andern ist er Meister. Rengger ließ seinen gefangenen Mirikina zuweilen bei hellen Stern= und Mondnächten in einem mit Pomeranzenbäumen besetzten, aber ringsum eingeschlossenen Hofe frei. Da ging es dann lustig von Baum zu Baum, und es war keine Rede davon, das Thier bei Nacht wieder einzufangen. Erst am Morgen konnte man ihn ergreifen, wenn er vom Sonnenlicht geblendet ruhig zwischen den dichtesten Zweigen der Bäume saß. Bei seinen nächtlichen Wanderungen erhaschte er fast jedesmal einen auf den Bäumen schlafenden Vogel. Andere, welche Rengger beobachtete, zeigten sich außerordentlich geschickt im Fangen von Kerbthieren.



Der Mirikina (Nyctipithecus trivirgatus).

Des Nachts hörte man oft einen starken dumpfen Laut von ihm, und er wiederholte dann denselben immer mehrmals nach einander. Reisende haben diesen Laut mit dem Brüllen des Jaguars verglichen, doch hat er damit nur dann Aehnlichkeit, wenn man dem Mirikina sehr nahe ist, den Jaguar aber in großer Entfernung hört. Seinen Zorn drückt er durch den wiederholten Laut: „grr grr" aus.

Unter den Sinnen scheint sein Gehör obenanzustehen. Er richtet auf das geringste Geräusch sogleich seine Aufmerksamkeit. Sein Gesicht ist blos während der Nacht brauchbar, das Tageslicht blendet ihn so, daß er gar nicht sehen kann. In sternhellen Nächten sieht er am besten. Die geistigen

Fähigkeiten des Affen sind gering; er lernt niemals seinen Herrn kennen, folgt seinem Rufe nicht und ist gegen seine Liebkosungen ganz gleichgiltig. Selbst zur Befriedigung ihrer Begierden und Leidenschaften sieht man sie keine Handlung ausführen, welche auf einigen Verstand schließen ließe. Rengger hat blos eine große Anhänglichkeit zwischen Männchen und Weibchen bemerkt. Ein eingefangenes Paar geht stets zu Grunde, wenn eins seiner Glieder stirbt, das andere grämt sich zu Tode. Die Freiheit lieben die Thiere über Alles, und sie benutzen deshalb jede Gelegenheit, um zu entweichen, auch wenn man sie jung gefangen und schon Jahre lang in der Gefangenschaft gehalten hat.

Nach Europa scheint er nur einmal lebend gekommen zu sein: Weinland sah ihn (1861) im Regent's Park bei London.

Schomburgks Bericht bestätigt die obigen Angaben. „In Ascurba," sagt er, „lernte ich auch eins der merkwürdigsten Thiere Guianas, den Nachtaffen oder Durukuli der Indianer, als zahmes Hausthier kennen. Es war der erste, den ich überhaupt während meines Aufenthalts sah, einen zweiten fand ich später. Es ist ein niedliches, eigenthümliches und ebenso lichtscheues Thier, wie die Eule und die Fledermaus. Sein kleiner runder Kopf, die gewaltig großen, gelben Augen, die kleinen, kurzen Ohren geben ihm ein äußerst merkwürdiges, possierliches Aeußere. Die ängstlichen hilflosen Bewegungen erregen förmliches Mitleid. Am Tage ist der Durukuli fast vollkommen blind, taumelt wie ein Blinder umher, klammert sich an den ersten besten dunklen Gegenstand an und drückt an denselben das Gesicht, um dem schmerzhaften Eindrucke des Lichts zu entgehen. Der dunkelste Winkel der Hütte ist sein liebster Aufenthalt, und hier liegt er während des Tages in einem förmlichen Todtenschlafe, aus welchem ihn nur mehrere Schläge erwecken können. Kaum aber ist die Nacht hereingebrochen, so kommt der feste Schläfer aus seinem Schlupfwinkel hervor, und nun giebt es kein muntereres Thier. Von Hängematte geht's zu Hängematte, dabei werden dem darin liegenden Schlafenden Hände und Gesicht beleckt; vom Boden geht's bis zum äußersten Balken, und was nicht fest genug steht, liegt am Morgen gewöhnlich auf der Erde umher. Vermöge der Länge der Hinterfüße gegen die der Vorderfüße gehört der Durukuli zu den ausgezeichnetsten Springern. Merkwürdig ist es, wenn das Thier Abends bei Tische seinen Tummelplatz unter diesem aufschlägt, dann an den Leuten emporkriecht und wie von einer Tarantel gestochen zurückprallt, sobald es von den Lichtstrahlen der auf dem Tische stehenden Kerzen getroffen wird. Im Dunkeln leuchten die Augen viel stärker, als die des Katzengeschlechts. Obschon der Durukuli wie die Affen mit Allem vorlieb nimmt, so scheinen kleinere Vögel doch sein Lieblingsfraß zu sein. Das lichtscheue Wesen, wie die tiefen Verstecke in denen das Thier am Tage zubringt, scheinen mir die Hauptursache, daß es so selten gesehen wird."

Fell und Fleisch werden blos von den wilden Indianern benutzt.

* * *

Viele Naturforscher sehen in den Thieren, welche wir hier zu einer besondern Familie vereinigen, nur Sippen der vorhergehenden Familie und stellen sie deshalb mit dieser zusammen. Die unterscheidenden Merkmale zwischen ihnen und den vorhergehenden Affen sind aber immerhin beträchtlich genug, um eine derartige Trennung, wie wir sie anwenden, zu rechtfertigen.

Die Krallenaffen (Arctopitheci) sind kleine, niedliche Bewohner der Urwälder Südamerikas. Ihre Hinterfüße sind mit einem den übrigen Zehen entgegensetzbaren Daumen versehen; die Vorderfüße dagegen haben keinen eigentlichen Daumen, weil die Innenzehe nicht den übrigen entgegengesetzt werden kann. Nur der Daumen der Hinterzehe hat einen platten Nagel, alle übrigen Zehen dagegen besitzen Krallen. In diesen Unterschieden vornehmlich sind die Gründe zu suchen, welche einige Naturforscher bestimmten, die Krallenaffen als besondere Familie von den übrigen Vierhändern der neuen Welt zu sondern. Die Hände der Krallenaffen sind zu eigentlichen Pfoten geworden und unsere Thiere

erinnern deshalb lebhaft an die Eichhörnchen, mit denen sie auch im Betragen und in ihrer Lebensweise vielfach übereinstimmen. Ihr Gebiß sondert sie ebenfalls von den übrigen amerikanischen Affen. Sie haben z. B. nur zwei anstatt drei Kauzähne. So bilden sie ein eigenthümlich vermittelndes Glied zwischen den Affen und den Hörnchen. Ihr Kopf ist rundlich, das kurze Gesicht platt; die Augen sind klein und die Ohren groß. Der Körper ist schlank, der Schwanz lang und buschig, der Pelz seidenweich. Eigenthümliche Haarbüschel an den Ohren zeichnen viele von ihnen besonders aus und erwerben ihnen hierdurch das Recht, eine eigne Sippe zu bilden.

Alle Krallenaffen leben in den Wäldern und zwar meist in den dichtesten Urwäldern; nur wenige kommen in den buschigen, sandigen Ebenen vor. Wie die Eichhörnchen ziehen sie unter Umständen von einer Gegend in die andere. Sie führen ein echtes Baumleben und klettern mit einer Gewandtheit auf den Aesten herum, welche bald an die Affen, bald an die Eichhörnchen erinnert. Wie die letzteren rutschen sie, wie jene krallen sie sich beim Klettern hauptsächlich in die Rinde der Aeste ein, obwohl sie auch wie die eigentlichen Affen einen Ast wenigstens mit ihren Hinterfüßen theilweise umklammern können. In der Ruhe nehmen sie ganz die Stellung der Hörnchen an und legen sich auch oft, wie diese, platt auf einem Aste nieder. Man findet sie stets in Gesellschaften, oft in solchen von ziemlich bedeutender Anzahl. Bei Tage sind sie munter und lebendig, die Nacht bringen sie schlafend in Baumhöhlen zu. Dabei rollen sie sich gern mit Andern ihrer Art in einen Klumpen zusammen und decken sich gleichsam mit ihren Schwänzen zu.

Sie gehen niemals auf zwei Füßen und treten immer mit der ganzen Sohle auf.

Ihre Nahrung besteht in Früchten, Kerbthieren und Spinnen; namentlich Kerbthieren stellen sie außerordentlich eifrig nach. Sämereien, Vogeleier, Pflanzen, Blättchen und so weiter werden von ihnen wohl auch verzehrt.

In ihrem Wesen ähneln sie den Eichhörnchen noch weit mehr, als den Affen. Sie sind scheu und furchtsam und stets auf ihrer Hut gegen die vielen Raubthiere, welche auf sie Jagd machen. Bei dem geringsten Geräusch suchen sie sich zu verbergen, und beim Anblick fremdartiger Gegenstände huschen sie blitzschnell in die dichtesten Baumkronen hinauf und schauen von dort aus nur zuweilen sich ängstlich um. Wenn sie gefangen werden, beißen sie sehr heftig um sich herum und zeigen sich dabei als ebenso boshafte wie eigensinnige, mißtrauische und reizbare Thiere. Sobald sie gereizt werden, sträuben sie die Mähne ihres Halses oder Kopfes und weisen ihre Zähne. Im Zimmer gefallen sie mehr durch ihre äußere Erscheinung, als durch ihre Gelehrigkeit. Sie können leicht gezähmt werden, gewöhnen sich an ihren Pfleger, werden auch zutraulich, sind aber ebensowohl in geistiger als in leiblicher Hinsicht außerordentlich empfindlich.

Die Weibchen werfen ein, aber auch zwei, ja selbst drei Junge und tragen dieselben auf dem Rücken und am Bauche, oft alle zugleich. Während das eine saugt, sitzt das andere auf dem Rücken. Männchen und Weibchen unterstützen sich in der Erziehung der Jungen gegenseitig, und das Männchen nimmt seinem Weibchen wenigstens die Last des Herumschleppens seiner Kinder gern ab. Bei denjenigen Arten, welche mit Ohrenbüscheln versehen sind, klammern sich die Jungen an diese an.

Als die schlimmsten Feinde der schmucken Geschöpfe werden die Raubvögel genannt. Den Baumkatzen entgehen sie, Dank ihrer Schnelligkeit und Behendigkeit und ihrer vorsichtigen Auswahl der Schlafstellen; vor den Adlern und Falken dagegen giebt es keine Flucht. Unzählige fallen diesen gefährlichen Räubern zur Beute; ihr Tagleben ist eigentlich nur ein Kampf um Sein oder Nichtsein. Der Mensch stellt ihnen weniger ihres Nutzens, als ihrer Anmuth halber nach. Ihr Fleisch wird zwar von den Eingebornen gegessen, aber dem anderer Affen nachgestellt, und das Fell weiß auch Niemand zu verwerthen: um so häufiger aber sieht man die schmucken Gesellen als Gefangene in den Hütten der Indianer.

Man unterscheidet namentlich zwei Sippen: die Seidenaffen (Hapale oder Iacchus) und die Midasaffen (Midas). Bei ersteren ist der Schwanz buschig und sehr lang; die Ohren sind mit

Haarbüscheln versehen, und das Gesicht ist von keiner Mähne umgeben. Bei den letzteren fehlen die Büschel an den Ohren; sie besitzen dafür aber meistentheils eine ziemlich ausgebildete Gesichtsmähne.

Unter den Seidenaffen ist das Weißohr oder der Marmoset, Saguin, Uistiti (Iacchus vulgaris) der bekannteste. Er ist ein sehr kleines, zierliches Thierchen von $8^1/_2$ Zoll Körperlänge und 13 Zoll Schwanzlänge. Der ganze Leibesbau ist zierlich, aber nicht unkräftig; der Pelz sehr lang und weich. Die Färbung des Körpers besteht im Allgemeinen aus Schwarz, Weiß und Rostgelb, und zwar wird diese Färbung durch die eigenthümliche Zeichnung der Haare selbst bewirkt, welche an der Wurzel schwärzlich, dann rostgelb, hierauf wieder schwarz und endlich an der Spitze weißlich sind. Auf dem Oberrücken fällt die Färbung mehr in das Rostgelbe, auf dem Unterrücken wechseln schmale, schwarz und weiße wellenförmige Querbinden mit einander ab. Am Unterleibe und den Gliedmaßen sind alle Haare mit weißlichgrauen Spitzen versehen, weshalb an diesen Theilen die genannte Farbe vorherrschend wird. Ein weißlicher dreieckiger Stirnflecken und ein blendend weißer Ohrpinsel stechen



Der Marmoset oder Uistiti (Iacchus vulgaris).

von dem dunkelbraunen Kopf lebhaft ab. Das Gesicht ist dunkel fleischfarben und spärlich mit weißlichen Härchen besetzt. Der Schwanz ist schwarz mit etwa zwanzig schmalen, weißlichen Ringen und weißer Spitze.

Der Uistiti findet sich nur in den mittlen Theilen der Ostküste von Brasilien, hier aber in zahlreichen Gesellschaften, nicht selten auch in der Nähe von Städten und Dörfern. Er ist ein echtes Baumthier und lebt durchaus wie die Eichhörnchen, denen er auch in seinen lebhaften Bewegungen, kurz in seinem ganzen Wesen ähnelt. Bei Tage ist er in beständiger Bewegung, des Nachts aber still und ruhig. Man sieht ihn selten aufrecht auf einem Baume sitzen, sondern gewöhnlich nach Eichhörnchenart auf den Aesten liegen. Nicht selten kommen kleine Gesellschaften unter lautem Pfeifen und Zischen bis in die Pflanzungen. Sie werfen zwei bis drei Junge, bringen davon aber gewöhnlich nur ein einziges auf.

Gegen Kälte und Nässe sind sie im höchsten Grade empfindlich; gleichwohl aber sind sie häufig lebend nach Europa gebracht worden. Man kennt sie nämlich schon seit Entdeckung von Amerika und hat sie stets in der Gefangenschaft gehalten. Sie lassen sich mit Obst, Gemüse, Kerbthieren, Schnecken

und Fischen recht gut ernähren und werden gewöhnlich sehr bald außerordentlich zutraulich, doch nur gegen Diejenigen, welche sie beständig pflegen. Gegen Fremde sind sie mißtrauisch und reizbar, überhaupt sehr eigensinnig, wie ein ungezogenes Kind. Ihren Unwillen geben sie dann immer durch pfeifende Töne zu erkennen. Sie sind so furchtsam, daß ihnen der Anblick einer vorüberfliegenden Wespe schon große Angst einflößt. Alles Fremdartige überhaupt bringt sie in Aufregung. Alt gefangene Thiere zeigen sich anfangs ziemlich wild und schreien schon bei der geringsten Annäherung. Es währt auch ziemlich lange, bis man sie berühren darf. Wenn sie einmal zahm geworden sind, befreunden sie sich nicht nur mit den Menschen, sondern auch mit den Hausthieren, vor allen anderen mit den Katzen, mit welchen sie spielen und in deren Nähe sie gern schlafen, wahrscheinlich der Wärme wegen. Sie suchen sich nämlich beständig sorgfältig gegen Kälte zu schützen und tragen die ihnen dargereichte Baumwolle und andere Stoffe, Lumpen, wollene Flecken u. s. w. gern in einen Winkel ihres Käfigs, bereiten sich ein Lager daraus und hüllen sich dann dicht in dieses ein. Es sieht sehr hübsch aus, wenn das kleine Thier sein zierliches Köpfchen aus seinem Bettchen hervorstreckt, sobald sich ihm Bekannte mit leckeren Bissen nahen.

In Paris paarten sich zwei dieser Aeffchen Ende Septembers, und das Weibchen warf gegen Ende Aprils, also nach sieben Monaten, drei sehende Junge, ein männliches und zwei weibliche. Die jungen Thierchen waren mit sehr kurzen, graulichen Haaren bekleidet, als sie zur Welt kamen. Sie hefteten sich sogleich an die Mutter und versteckten sich in deren Haare. Aber ehe sie zu saugen begannen, biß die Alte einem von ihnen den Kopf ab und fraß denselben. Nachdem aber die beiden anderen sich angesaugt hatten, nahm sie sich ihrer an, und der Vater that dasselbe. Wenn der Mutter nämlich die Jungen zu schwer wurden, streifte sie dieselben an einer Wand ab, und dann ließ sie das Männchen sogleich auf seinen Rücken klettern. Auch kam es vor, daß sie sich ihrem Herrn Gemahl mit kläglichen Tönen näherte, als wolle sie ihn bitten, ihr ihre Last zu erleichtern, und auch dann zeigte sich das Männchen stets willfährig. Es trug, wie sein Weibchen, die Jungen entweder auf dem Rücken oder unter dem Leibe und behielt sie solange bei sich, bis die Kleinen saugen wollten; dann gab es dieselben der Mutter wieder zurück. Die Mutter schien weniger Sorge für ihre Sprößlinge zu haben, als der Vater, und daher mochte es wohl auch kommen, daß beide nach einander dahin starben. Schon nach einigen Wochen nämlich wurde die Alte sehr häufig müde, ihre Kinder herumzuschleppen, und auch der geplagte Vater weigerte sich zuletzt, die Jungen zu tragen. Nun kletterte das kleine Volk an der Decke seines Käfigs hinauf. Oft verstieg es sich hier und konnte nicht wieder herunterkommen, dann schrie es um Hilfe. Bisweilen leisteten ihm die Eltern dieselbe, oft aber ließen sie sie auch schreien, ohne sich um dieselben zu kümmern, und die Wärter mußten nun ihr Flehen erhören.

Das eben Mitgetheilte steht übrigens nicht vereinzelt da; denn der Uistiti hat in Europa schon mehrmals Junge gezeugt, einmal sogar in Petersburg und unter Umständen, welche den Fall zu einem sehr merkwürdigen machen. Man hielt die Thiere selbst bei ziemlich rauhen Herbst- und Frühlingstagen im ungeheizten Zimmer und gab ihnen durchaus keine Freiheit; gleichwohl brachten sie in zwei Jahren dreimal Junge zur Welt und erzogen dieselben auch glücklich bei geringer Wartung, welche ihnen zu Theil wurde. Wir verdanken den Bericht hierüber dem ausgezeichneten Naturforscher Pallas, und da dieser zugleich eine sehr ausführliche Beschreibung des Betragens der Thiere selbst in der Gefangenschaft beifügt, will ich seine ganze Mittheilung im Auszuge hier folgen lassen.

„Der Saguin ist wie alle langschwänzigen, kleinen Meerkatzensippen der neuen Welt, sozusagen weit weniger Affe, als die größeren Arten. Er springt und klettert zwar sehr schnell, wenn er will, allein er ist nicht wie andere Affen in so beständiger Unruhe und Bewegung, sondern zeigt zuweilen, zumal wenn er satt ist und der Sonne genießen will, viel Trägheit und sitzt in Gesellschaft seiner Gespielen ganze Stunden lang still, am Draht des Vogelbauers hängend. Er klettert in allen Richtungen, oft mit dem Kopfe abwärts, allezeit mit einem ziemlich phlegmatischen Anstande,

hält sich zuweilen mit den Hinterfüßen allein, abwärts gerichtet, an oder dehnt den Körper, an den Vorderfüßen befestigt, wie ein fauler Mensch. Bei warmem Sonnenschein reinigen sich die Gespielen gegenseitig mit den Vorderpfoten und Zähnen nach Affenart, bald neben einander am Gitter hängend, bald auf dem Boden, wobei einer von beiden lang ausgestreckt auf dem Rücken liegt. Dabei lassen sie ein geringes Zwitschern und einen girrenden Laut hören. Mit demselben Girren pflegten die Thiere des Abends beinahe auf Schlag sechs Uhr in eine ihrer blos mit Stroh gefütterten Seitenhütten ihres Käfigs zusammenzukriechen und ließen sich vor Morgens sechs oder sieben Uhr nicht wieder sehen, auch keinen Laut von sich hören. Selten kam einmal einer während der Schlafzeit hervor, um einige Nothdurft zu verrichten, wobei sie nie ihr Nest verunreinigten. Die übrigen elf oder zwölf Stunden waren sie immer munter und außerhalb der Nester beschäftigt, bald mehr, bald weniger in Bewegung und dabei ziemlich laut. Außer ihrem gewöhnlichen Girren ließen sie, sonderlich, wenn sie auf Nahrung aufmerksam gemacht wurden, eine ihren französischen Namen „Uistiti“ ziemlich genau ausdrückende, stärker tönende Stimme hören, oft mehrere Male hinter einander. Wenn sie gesättigt ruhten oder sich sonnten, stießen die Aeltesten zuweilen mit weit aufgesperrtem Rachen ein langes, eintöniges, außerordentlich durchdringendes und den Ohren wehthuendes Pfeifen aus und waren auch durch Scheuchen und Rufen davon nicht abzubringen. Sahen sie etwas Ungewöhnliches, z. B. Hunde, Krähen rc., so machten sie ein wiederholtes, absetzendes Geschnatter, fast wie eine Elster, und warfen dabei den Obertheil des Leibes mit dem eingezogenen Kopfe jedesmal hin und her, wie ein Mensch, der lauernd nach etwas sieht und den rechten Gesichtspunkt sucht. Noch ein anderes knarrendes und zuweilen grunzendes Geschelte ließen die alten Männchen vernehmen, wenn man sie ärgerte, oder ihnen Etwas von weitem darbot und nicht geben wollte. Dabei verlängerten sie das Gesicht, wie andere Affen, wenn sie zornig werden, stotterten in ungewöhnlicher Weise und suchten den Störenfried mit den Vorderpfoten zu greifen und zu kratzen, wurden aber sehr ängstlich, wenn man die Pfote erhaschte und außer dem Käfige festhielt. Fast ebenso knarrten die Kleinen, erst im selbigen Sommer Gebornen, welche den Alten weder an Vollhaarigkeit, noch an Größe glichen, wenn sie sich unter einander oder mit den Alten um einen Leckerbissen zankten, und eben diese ließen, wenn sie den Kürzern zogen, einen klagenden Laut hören, welcher dem Miauen einer jungen Katze ähnelte.

„Alle Nahrung nehmen diese Affen mit dem Maule an, und, wenn sie durch das Gitter nicht dazu kommen können, ist das Ergreifen derselben mit den Vordertatzen sehr ungeschickt, weil deren Daumen den anderen Fingern nicht entgegensteht. Bissen, welche sie nicht auf einmal genießen können, halten sie daher mehr mit den eingeschlagenen Fingern gegen den Handballen (wie es die Eichhörnchen thun), als mit dem Daumen fest, aber an den Hinterfüßen ist der stärkere und allein mit einem Nagel versehene Daumen zum Anhalten sehr geschickt. Sie trinken auf allen Vieren sitzend mit ausgestrecktem oder zusammengezogenem Leibe, entweder wie eine Katze leckend, oder mit eingetauchten Lippen und schlürfend. So fraßen sie auch das erweichte Brod, welches man in die ihnen vorgesetzte Milch legte und eben als gewöhnliches Futter gab. Nach Zucker waren sie ungemein begierig und konnten ihn mit ihren stumpfen Zähnen recht hurtig nagen, obgleich sie sonst nicht stark und auch im größten Zorne kaum durch die Haut bissen. Auf Fliegen, Schmetterlinge und Spinnen waren sie sehr begierig. Von allem andern Futter fraßen sie mit Mäßigung, doch war ihr Geschmack dabei sehr verschieden; denn das, was einigen wohlschmeckte, wollten andere nicht annehmen. Namentlich ein in Petersburg gebornes und dort groß gewordenes Weibchen wollte verschiedene Dinge nicht genießen, welche den anderen angenehm waren.

„Die sonst bei Affen so gemeine Schlüpfrigkeit war bei diesen Thieren gar nicht anstößig. Man sah sie außerhalb ihrer Nester nie etwas Unanständiges begehen; nur wenn man sie zornig machte oder reizte, spritzten sie ihren Harn von sich, und zwar die Männchen mehr gegen weibliche Personen, als gegen Männer. Des Morgens waren sie alle sehr unsauber, weil sie ihren über Nacht aufgesammelten Harn und Unrath, soweit sie konnten und oft einige Fuß weit zu spritzen und zu schleudern suchten, während sie zu anderen Zeiten denselben ohne Umstände in das Heu des Käfigs ablegten.

Ihr Harn verunreinigt Alles, was er berührt, mit einem widerlichen, moschus= oder amberartigen, aber zugleich fauligen Gestank, und so reinlich man sie auch mit fast täglichem Wechsel des Heues und Auswaschen des Käfigbodens zu halten sucht, verursachen sie doch, zumal in kleineren Zimmern, einen durchdringenden Uebelgeruch, welcher der Gesundheit sehr nachtheilig zu sein scheint. Wenigstens haben Leute, welche mit diesen Affen das Zimmer Tag und Nacht theilten, schon mehrere Male Faulfieber bekommen. Ihre Nester hielten die Thiere stets trocken und reinlich."

„Als Affen, die eigentlich in Südamerika zu Hause sind, hätte man die Saguinchen für weit frostiger halten können, als sie es wirklich sind. In den kalten Herbsttagen, in denen ich sie bei mir hatte, hielten sie im ungeheizten Zimmer, wo sie am Fenster standen, bei Wärmegraden aus, welche beständig dem Gefrierpunkt nahe waren. Freilich suchten sie alsdann die Sonne oder die Nachbarschaft des neben sie gestellten Feuerbeckens, bei welchem sie sich, am Käfig hängend, Stunden lang wärmten. Sehr sonderbar ist, daß ihnen hier in Petersburg die große Hitze unangenehm ist. Ihr Herr versicherte, daß er sie bei heißen Sommertagen öfters in krampfhaften Zuckungen habe niederfallen sehen, welches ihnen sonst nur sehr selten widerfährt. Uebrigens ist es wahrhaft rührend anzusehen, wie sich die Gesunden augenblicklich mit einem derartig Erkrankten beschäftigen und wie sie bemüht sind, um ihm zu Hilfe zu kommen."

„Das Weibchen trägt ungefähr drei (?) Monate und kann zweimal im Jahre werfen. Die Mutter hat hier nun schon seit nicht ganz zwei Jahren das dritte Mal, auf jeden Wurf zwei Junge, und zwar größtentheils Männchen gebracht, und diese sind alle glücklich aufgewachsen, und nur zwei sind nach erreichtem vollkommenen Wachsthum gestorben. Die Jungen, welche die ersten Wochen hindurch ganz kahl sind, lassen sich von der Mutter immer umhertragen und klammern sich gleich hinter den großen, mit weißen, langen Haaren umpflanzten Ohren so dicht und versteckt an, daß man nur den Kopf mit den munteren Augen zu sehen glaubt. Wenn die Mutter ihrer überdrüssig ist, reißt sie dieselben ab und wirft sie dem Männchen auf den Hals, oder schlägt und zankt auf dieses los, bis es die Jungen aufnimmt. Nachdem diese Haare bekommen haben, sucht sie die Alte, etwa nach einem Monat oder sechs Wochen, zu entwöhnen und schützt sie auch vor ihren erwachsenen Brüdern nicht mehr. Mit letzteren nämlich und auch unter sich selbst gerathen sie oft in Streit, wobei der Schwächere zuweilen unterliegt und manchmal von den anderen fast erwürgt wird."

Diese ausführliche Lebensschilderung der kleinen Affen ist besonders aus dem Grunde wichtig, weil sie das bisher Mitgetheilte, auf den Beobachtungen anderer Naturforscher Beruhende, theilweise widerlegt. Man sieht daraus, wie viele Beobachtungen über ein einziges Thier gemacht werden müssen, ehe der Naturforscher ein klares und vollkommen richtiges Bild von dem Wesen und Treiben eines Thieres erhält.

Die alten Uistitis zeigen sehr wenig Verstand, wohl aber viel Mißtrauen und achten deshalb auf Alles genau. Sie unterscheiden kaum die Personen und andere Wesen, selbst ihre Wärter nicht.

Leider überleben diese zierlichen Thiere bei uns selten mehrere Winter; denn gewöhnlich dauern sie nur bei vortrefflicher Pflege einige Jahre aus. In ihrer Heimat können sie ziemlich lange in der Gefangenschaft gehalten werden, und wenn sie sterben, ist es auch nicht schwer, andere zu bekommen. Man schießt die Alte mit der Kugel oder mit einem Pfeile und nimmt das Junge mit nach Hause. Es klammert sich augenblicklich nach dem Tode seiner Pflegerin fest an seinen neuen Beschützer an und scheint schon nach wenig Tagen sich vollkommen an denselben gewöhnt zu haben.

Der letzte Affe, welchen wir hier zu betrachten haben, ist ein Midasaffe und zwar der **Binche** oder **rothschwänzige Midas** (Midas Oedipus). Er und seine Verwandten sind kleine, sehr zierliche Thierchen. Der Binche ist blos sechs Zoll, sein Schwanz fast doppelt so lang. Alle Arten sind sehr schön gestaltete und auch hübsch gezeichnete Geschöpfe. Der Pelz des **Löwenäffchens** z. B. ist falb oder röthlichgelblich, die Spitzen der Haare goldig. Dieselbe Farbe hat auch die Mähne. Die Haare um das Gesicht herum aber sind braun, und vom Gesicht aus zieht sich ein schwarzbrauner

Streifen über den Scheitel. Der rothschwänzige Midas ist braun, an dem Kopfe, den Vorderarmen, der Unterseite und den Händen aber weiß. Die eine Wurzelhälfte des Schwanzes ist rostroth, die andere schwarz.

Die Midasaffen sind Bewohner Guianas und Brasiliens. Sie leben in kleinen Gesellschaften und selten einzeln, ebenso in den waldigen Gegenden, wie in den buschigen, sandigen Ebenen. Nirgends sind sie besonders häufig und deshalb immer noch ziemlich selten in unseren Sammlungen. Ihre Hauptnahrung dürften Kerbthiere bilden; auch in der Gefangenschaft stellen sie diesen nach.

Alle diese kleinen Affen sind äußerst lebendig und ebenso gewandt auf der Erde, als auf Bäumen. Sie sind fähig, weite Sprünge von einem Ast zum andern oder von der Höhe in die Tiefe hinab zu machen. Wie alle Mitglieder der Familie, sind sie im höchsten Grade furchtsam und verstecken sich, sobald sie etwas Fremdartiges gewahren. Im aufgeregten Zustande erheben sie die Mähne und suchen sich dadurch möglichst furchtbar zu machen. Aengstigt man sie, so stoßen sie scharfe Schreie aus und drohen zu beißen; sie sind aber friedlich und harmlos.



Der Binche (Midas Oedipus).

Leider ertragen sie die Gefangenschaft bei uns gewöhnlich nur sehr kurze Zeit; denn sie sind noch zärtlicher, als die Seidenaffen. Nur wenn sie sich in Gesellschaft von ihres Gleichen befinden, sind sie munter und vergnügt, allein fühlen sie sich sehr unglücklich und halten deswegen einen solchen Zustand auch wirklich nicht lange aus. Einem gestorbenen Gefährten folgen sie in der Regel sehr bald nach. Sie zeigen zwar Zutraulichkeit gegen ihren Pfleger, niemals aber wahre Anhänglichkeit und Dankbarkeit. Schmeicheleien nehmen sie, wie fast alle Säugethiere, gern auf, ohne sie jedoch jemals zu erwidern. Gegen Fremde sind sie sehr mißtrauisch und zeigen ihnen augenblicklich die Zähne, deren Schwäche und Kleinheit freilich keine Befürchtungen erregen kann. In der Freiheit sind sie natürlich vollkommen unschädlich, aber auch nicht eben nützlich; denn ihr Körperchen ist zu klein, als daß es zur Speise dienen könnte, und ihr Fell ist viel zu zart, als daß es zu Pelzwerk taugte.

Von dieser wie von der vorigen Sippe giebt es ziemlich viele Arten, welche aber nicht nur dasselbe Vaterland haben, sondern auch ganz dieselbe Lebensweise führen, wie die genannten. — Bereits in der Vorzeit lebten gewisse Arten in Brasilien.

Dritte Ordnung.

Die Halbaffen oder Aeffer (Hemipitheci oder Prosimii).

Je weiter eine Wissenschaft fortschreitet, um so genauer und sorgfältiger sucht sie festzustellen und zu ordnen. Fast alle früheren Naturforscher erblickten in den affenähnlichen Thieren, zu denen uns nunmehr unsere Rundschau führt, blos die Mitglieder einer Familie der Affen; die neueren Bearbeiter der Thierkunde aber wollen alle Aeffer vollkommen von den Affen getrennt und in einer eigenen Ordnung vereinigt wissen. Ich glaube, daß sie im Rechte sind, oder wenigstens beharrlich, folgerichtig verfahren. Die Umwälzung der Naturwissenschaft, welche im Anfange dieses Jahrhunderts begann, ist noch nicht vollendet, und die allerwichtigsten Streitfragen sind noch ungelöst. Es scheint, als ob es jetzt wirklich keinen einzigen Forscher gäbe, welcher uns mit Bestimmtheit sagen kann, was wir unter dem Begriffe der „Art" zu verstehen haben, und es ist sicher, daß es mit den Ansichten über „Sippen, Familien und Ordnungen" nicht viel anders ist. Wir dürfen absehen von allen Spitzfindigkeiten derartiger Fragen; denn uns kann es eigentlich ziemlich gleichgiltig sein, wo die Thiere, deren Leben uns beschäftigt, von den Forschern eingereiht worden sind, oder welchem engern Theile des Ganzen sie zugetheilt werden.

Die Aeffer sind als ein Bindeglied zwischen den eigentlichen Affen und den Flatterthieren zu betrachten. An jene reiht sie die Bildung ihrer vier Hände, an diese die eigenthümliche Flatterhaut, welche eine ihrer Familien auszeichnet. Im Uebrigen haben sie weder mit den Affen, noch mit den Flatterthieren viel Gemeinschaftliches. Ihr Körperbau ist sehr schmächtig oder auch klapperdürr; der Kopf ähnelt durch seine Schnauze entfernt dem eines Fuchses, die hinteren Gliedmaßen sind gewöhnlich verlängert, haben aber, wie die vorderen, Hände, deren Daumen den anderen Fingern regelmäßig gegenübergestellt werden kann; die Finger haben gewöhnlich bis auf den Zeigefinger der Hinterhände platte Nägel, bei einer Familie aber Krallen; der Schwanz spielt in sehr verschiedenen Längen, ist aber niemals als Greifwerkzeug zu gebrauchen. Die Augen sind bei allen, die Ohren bei vielen Arten groß und für die nächtliche Lebensweise der Thiere geeignet. Das Haarkleid ist weich, wollig und dicht. Das Gebiß bildet geschlossene Zahnreihen, welche aber hinsichtlich der Anordnung, Form und Zahl der verschiedenen Zähne bedeutend von einander abweichen. Die Zunge zeichnet sich vor der aller anderen Säugethiere noch durch einen besondern Anhang aus, welchen man Unterzunge nennt. Die Augenhöhlen sind hoch umrandet, aber nicht vollständig von einer Knochenwand eingeschlossen, sondern mit den Schläfengruben verbunden. Der schmale Unterkiefer besteht aus zwei, am Kinn vollkommen getrennten Knochen, — und dergleichen Eigenthümlichkeiten machen sich noch mehrere bemerklich. Die Leibesgröße der hierher gehörigen Thiere ist durchgehends nur unbedeutend.

Es scheint, daß die Halbaffen in der Vorzeit noch nicht da waren und also blos der Jetztzeit angehören. Gegenwärtig bewohnen sie Afrika, zumal seine östlichen Inseln, und die großen Eilande Südasiens. Ihre Artenzahl ist gering. Alle zeichnen sich durch ihre rein nächtliche Lebensweise aus.

Man könnte sie, wie es Oken auch gethan hat, die Nachtaffen der alten Welt nennen. Am Tage schlafen sie, mit Einbruch der Nacht aber werden sie lebendig und rege. Sie sind echte Baumthiere und fremd auf dem Boden. Ihre Bewegungen sind immer sicher und größtentheils langsam, dabei geisterhaft leise und unmerklich. Früchte, kleine Wirbel- und Kerbthiere scheinen in der Freiheit ihre Hauptnahrung zu bilden; in der Gefangenschaft gewöhnen sie sich an allerlei Kost, wie die eigentlichen Affen. Sie werden zahm und zutraulich, sind reinlicher und weniger boshaft und können wie Hunde und Katzen im Zimmer gehalten werden. Einige Arten zeichnen sich durch ihre muntere Regsamkeit und ihre große Anhänglichkeit sehr zu ihrem Vortheile vor anderen aus, welche wegen ihres schläfrigen Wesens sich bei Tage wenigstens nicht besonders angenehm machen. In ihrer Heimat bringen sie dem Menschen weder Schaden noch Nutzen, und Dies mag wohl eine der Hauptursachen sein, daß wir noch so wenig von ihrem Freileben wissen: man kennt sie eigentlich nur aus der Gefangenschaft.

Fitzinger theilt die Ordnung in drei Familien ein, welche er Kurzfüßer, Langfüßer und Pelzflatterer nennt. Wir wollen sie einzeln betrachten, obgleich Dies — wenigstens für die beiden ersten Familien — eigentlich nicht gerade nöthig ist, weil alle Nachtaffen in ihrer Lebensweise sich außerordentlich ähneln.

Die Kurzfüßer (Brachytarsi) kennzeichnen sich hauptsächlich durch folgende Merkmale: Ihre Vorder- und Hinterglieder sind fünfzehig; der Daumen kann den übrigen Fingern gegenübergestellt werden. Der Zeigefinger der Hinterhände besitzt einen Krallennagel, alle übrigen Finger haben platte Nägel. Die Fußwurzel ist kürzer als das Schienbein. Der Kopf ist wegen seiner Fuchsschnauze lang; die Ohren sind klein, die Augen aber groß, bei manchen sehr groß. Ihre Leibesgröße schwankt zwischen der eines Eichhörnchens und der einer Katze.

Mit Ausnahme einer einzigen Art, welche Indien bewohnt, sind alle hierher gehörigen Thiere auf der Insel Madagaskar zu Hause. Dort vertreten sie die Affen, und eben deshalb hat man ihnen und ihren Verwandten den Namen Prosimii d. h. Stellvertreter der Affen gegeben.

Alle Kurzfüßer leben gesellig in kleineren oder zahlreicheren Trupps auf den Bäumen zusammenhängender Wälder. Während des Tages ziehen sie sich in die dunkelsten Stellen des Waldes oder in Baumhöhlen zurück, kauern oder rollen sich zusammen und schlafen. Ihre Stellungen dabei sind höchst eigenthümlich. Entweder sitzen sie auf dem Hintertheile, klammern sich mit den Händen fest, senken den Kopf tief herab zwischen die angezogenen Vorderglieder und umwickeln ihn und die Schultern auch noch besonders mit dem Schwanze, oder aber, sie rollen sich dicht neben einander, ja sogar zu zwei und zwei in einander zu je einer Kugel zusammen und umwickeln sich gegenseitig mit ihren Schwänzen; — stört man solch einen Haarball, dann kommen plötzlich zwei Köpfe aus demselben heraus und schauen großen Auges auf die unangenehmen Wecker.

Der Schlaf der Halbaffen ist sehr leise. Schon das Summen einer vorüberschwärmenden Fliege oder das Krabbeln eines herannahenden Käfers weckt sie auf: die Ohren spitzen sich und die großen Augen spähen wie träumerisch umher, — aber nur einen Augenblick lang. Denn ihre Lichtscheu ist außerordentlich groß, und ihre Augen scheinen gegen das Licht empfindlicher zu sein, als die aller übrigen Säugethiere. Sie sind todt für den Tag; ihr Leben beginnt mit der Dunkelheit.

Wenn die Dämmerung hereinbricht ermuntern sie sich, putzen und glätten ihr Fell, lassen ihre gewöhnlich ziemlich laute, nächtige und unangenehme Stimme vernehmen und beginnen dann die Wanderung durch ihr luftiges Jagdgebiet. Verstohlen und mit unhörbaren Schritten schleichen sie langsam von Ast zu Ast. Ihre großen, runden Augen leuchten im Dämmerlicht wie feurige Kugeln, und sie allein sind es, welche von ihrem Dasein Kunde geben; denn die düstere Färbung ihres Fells verschwindet auch einem scharfen Blicke gar bald im Dunkel der Nacht, und die weiße Unterseite wird hinlänglich durch die Aeste verdeckt, auf welchen sie dahingleiten, oder läßt höchstens an einen gebrochenen Lichtstrahl des Mondes denken. Alle ihre Bewegungen sind so bedachtsam und leise, daß

auch nicht ein einziger Laut dem lauschenden Ohre das Vorhandensein eines lebenden Thieres vernehmbar macht.

Wehe jetzt dem sorglos schlafenden Vogel, auf welchen ein Blick dieser feurigen Augen fällt! Kein Indianer schleicht leiser auf seinem Kriegspfade dahin; kein blutdürstiger Wilder naht sich in furchtbarerer Absicht, als der Lori jetzt, seiner schlafenden Beute. Ohne jedes Geräusch, fast ohne sichtbare Bewegung setzt er einen Fuß nach dem andern fürder und nähert sich mehr und mehr, bis er sein Opfer erreicht hat. Dann erhebt er die eine Hand mit gleicher Lautlosigkeit und Bedachtsamkeit und streckt sie leise, leise vor, bis sie den Schläfer beinahe berührt. Jetzt geschieht eine Bewegung, schneller, als das Auge ihr folgen kann, und ehe der schlummernde Vogel noch eine Ahnung von seinem furchtbaren Feinde erlangt hat, ist er erwürgt, erdrosselt. Und Nichts gleicht der Gier, mit welcher der so harmlos erscheinende Vierhänder nach vollbrachtem Morde seine Beute verzehrt.

Wie der schlafende Vogel ist auch seine Brut, das Ei in seinem Neste verloren, sobald der Halbaffe dies entdeckt. Das nächtige Wesen des Thieres zeigt sich in seiner Raubgier; es scheint, daß es Fleischnahrung ganz entschieden der Pflanzenkost vorzieht, obschon es auch diese nicht verschmäht.

Alle geschwänzten Arten unserer Familie sind weit lebhafter und beweglicher, als die kurz- oder ungeschwänzten, welche dafür bedächtig und berechnend vorsichtig sind. Erstere klettern mit viel Geschick und Schnelligkeit, springen auch wohl sechs bis acht Fuß weit von einem Aste zum andern, letztere bewegen sich auf den Bäumen nur langsam, aber sicher; ehe sie einen Zweig loslassen, vergewissern sie sich stets, daß ihnen ein anderer verlässigen Halt giebt. Ihr Gang auf dem Boden ist immer schlecht und zwar bei den einen, wie bei den anderen. Sie treten stets auf alle vier Füße auf, einige auf die Sohlen derselben, andere mehr auf die halbeingeschlagenen Finger, wenigstens auf die ihrer Vorderhände.

Eine gleichmäßige und ziemlich hohe Wärme ist ihnen Bedürfniß; die Kälte macht sie mißmuthig und krank. Die gefangenen Aeffer geben ihr Mißbehagen hauptsächlich dann zu erkennen, wenn sie frieren oder im Schlafe gestört werden. Fühlen sie sich aber behaglich, dann schnurren sie — wenigstens viele — nach Katzenart.

Ihre geistigen Fähigkeiten sind gering: nur wenige machen eine rühmliche Ausnahme. Alle sind scheu und furchtsam, obgleich sie sich muthig wehren, wenn man sie fängt. Wenn sie sich an den Menschen gewöhnt haben, werden sie in gewissem Grade zutraulich und zeigen sich sanft, friedlich und gutmüthig, verlieren aber ihre Furchtsamkeit nur selten. Die ungeschwänzten Arten sind still, fast schwermüthig und vor allem ruheliebend. Eine Art soll von den Eingebornen zur Jagd abgerichtet werden können; ob Dies wahr ist, steht dahin.

Ueber ihre Fortpflanzung weiß man noch sehr wenig. Die Weibchen tragen etwa vier Monate und werfen ein Junges, welches sie längere Zeit auf ihrem Rücken mit sich führen.

Zu den Kurzfüßern gehört ein sehr seltnes Thier, welches auf Madagaskar lebt, aber nur wenige Male ausgestopft nach Europa kam: der Indri (Lichanotus brevicaudatus). Er läßt sich mit seinen Verwandten nicht wohl vereinigen und bildet deshalb eine eigene Sippe für sich, welche der von den übrigen Halbaffen abweichende Zahnbau, der große, mehr dreieckige als runde Kopf mit seiner kurzen Schnauze, die langen Hinterbeine, die langen Hände mit ganz freien Daumen und der sehr kurze Schwanz kennzeichnet.

Der Indri ist der größte aller Halbaffen. Seine Leibeslänge beträgt zwei Fuß, die Länge des Schwanzes aber nur einen Zoll. Der Körper ist mehr schlank, als gedrungen; der Pelz schön, wollig, weich und dicht; das Gesicht ist fast unbehaart. Stirn, Schläfe, Kehle, Brust, Kreuzgegend, Schwanz, Unterseite der Schenkel, Fersen und Seiten sind weiß, Ohren, Hinterkopf, Schultern, Arme und Hände schwarz, Unterrücken und Oberschenkel braun, und die Vorderseite der hinteren Glieder endlich schwarzbraun.

Wir verdanken die geringe Kenntniß, welche wir vom Leben des Indri besitzen, dem Reisenden und Naturforscher Sonnerat. Er fand unser Thier auf Madagaskar und erzählt, daß es sehr sanft-

müthig und daher leicht zähmbar ist. In den südlichen Gegenden der Insel wird es von den Eingebornen von jung an aufgezogen und, wie unsere Hunde, zur Jagd abgerichtet. Sein Geschrei ähnelt der Stimme eines weinenden Kindes. Es ist, wie seine Gattungsverwandten, flink und gewandt und springt so rasch von einem Baume zum andern, daß man ihm kaum mit den Augen folgen kann. Beim Fressen sitzt es aufrecht wie ein Eichhörnchen und führt die Nahrung, welche hauptsächlich aus Früchten besteht, mit seinen vorderen Händen zum Munde.

Hierauf beschränken sich die Nachrichten, welche wir über den Indri haben. Seit Sonnerat hat kein europäischer Forscher über ihn berichtet.



Der Vließmaki (Propithecus diadema).

Die Schleiermakis (Propithecus) unterscheiden sich von dem Indri durch ihre spitze Schnauze, ihre vollkommen in dem langen, weichwolligen Pelze versteckten Ohren, den langen oder sehr langen Schwanz, die Handbildung und den Zahnbau. Bis jetzt kennt man blos zwei Arten, welche zu dieser Sippe gezählt werden; beide leben auf Madagaskar.

Der ausgezeichnetste von ihnen ist unzweifelhaft der Vließmaki (Propithecus diadema). Er ist eine der größten und schönsten Arten der ganzen Ordnung. Seine Leibeslänge beträgt 21, seine Schwanzlänge 17 Zoll; der Körper ist schlank und zierlich gebaut, die Hinterglieder sind noch einmal so lang, als die vorderen, und das Thier zeigt somit den Leibesbau der Langarmaffen gerade in um-

gekehrter Weise. Die Behaarung ist lang, wallend und seidenartig fein, und die Färbung des glänzenden Pelzes ziemlich bunt. Gesicht und Hände sind fast gänzlich nackt; gleich über den Augen aber beginnt die Behaarung. Eine gelblichweiße Binde zieht sich über die Stirn und läuft in schmäleren Streifen unter den Ohren hin nach dem Halse zu; Kopf und Hals sind schwarz, auf den Schultern und Seiten mischt sich Weiß darunter und dieses nimmt so zu, daß die Weichen nur noch schwarz gesprenkelt erscheinen; die Unterseite ist rein weiß, die Wurzel des Schwanzes rothgelb, die Endhälfte weiß mit gelblichem Anfluge; die Hände sind schwarz, an den Fingern sitzen aber lange rothgelbe Haarbüschel.

Ueber die Lebensweise des schönen Geschöpfes weiß man noch gar Nichts.

In dieselbe Sippe stellen die meisten Gelehrten noch den Avahi oder Wellenmaki (Propithecus laniger), welcher sich übrigens sehr wesentlich von dem Vorigen unterscheidet. Der Avahi ist ein kleines Thier, welches etwa einen Fuß, mit dem Schwanze aber $1^2/_3$ Fuß lang wird; er trägt einen krausen, weichen Pelz, welcher röthlichgelb, unten aber mäusegrau gefärbt ist, und hat sehr lange hintere Gliedmaßen mit theilweise verwachsenen Fingern. Er bewohnt die größeren Waldungen namentlich der Ostküste Madagaskars, schläft bei Tage in hohlen Bäumen und erscheint nach Einbruch der Dämmerung in kleinen Gesellschaften in den Kronen der Bäume, deren Rinde er besonders genau nach Kerfen absucht. Sein Geschrei ist klagend, weinerlich, wie das aller schwachen Nachtthiere.

Die bisher Erwähnten sind die uns weniger bekannten Mitglieder der ersten Familie, von den übrigen wissen wir etwas mehr, obgleich noch immer nicht viel. Am besten kennen wir noch zwei andere Sippen, die Makis und die Loris, weil von beiden einzelne selbst bei uns öfters in Gefangenschaft gehalten worden sind.

Der Name Maki rührt von dem Geschrei einiger hierher gehöriger Thiere her, welches wie die Silben „Make, Make" klingen soll. Die Wissenschaft hat ihnen den Namen Lemur zuertheilt, jedenfalls wegen ihrer nächtlichen Lebensweise, obwohl jener Name, welcher bekanntlich den ungemüthlichen Spukgeistern der alten Römer zukam, vielleicht eher den Loris gelten dürfte, als ihnen. Die eigentlichen Makis ähneln, flüchtig betrachtet, eigentlich eher kleinen, schlanken Wachtelhündchen, als Affen; ihr Leib ist schmächtig, ihre mittellangen Gliedmaßen sind stark, der buschige Schwanz ist gewöhnlich länger, als der Leib. Die kurzen Ohren sind behaart, oft ganz im Pelze versteckt, die Augen sind mittelgroß. Der Scheitel ist langgestreckt und die Schnauze fuchsartig zugespitzt; überhaupt erinnert der ganze Kopf lebhaft an Freund Reinecke: nur der Ausdruck der milden Augen ist ein ganz anderer, fast allzu harmloser. Die hinteren Gliedmaßen sind nicht viel länger, als die vorderen; die Hände sind kurz, die Zeigefinger der Vorderhände aber ziemlich lang. Der Pelz ist immer fein und weich, zuweilen auch wollig; seine Färbung ist sehr bunt.

Alle Makis sind Bewohner Madagaskars und der nächsten Inseln derselben Gruppe. Man hat etwa zehn Arten kennen gelernt; die Unterscheidung derselben ist aber schwierig und deshalb wohl noch nicht feststehend.

Unter ihnen ist der Vari (Lemur Macaco oder Lemur varius) einer der bekanntesten. Seine Länge beträgt 16, seine Schwanzlänge 18 Zoll; der reichliche, an den Kopf- und Halsseiten besonders verlängerte Pelz ist großfleckig schwarz und weiß, aber unregelmäßig und ungleich gezeichnet, so daß eben nur das allgemeine Gepräge sich zeigt, während bei diesem das Schwarz, bei jenem das Weiß überwiegt. Einzelne sind ganz schwarz, andere ganz weiß, bei manchen ist der ganze oder der halbe Rücken weiß und der Bauch schwarz ꝛc. Das Gesicht, der Schwanz und die Vorderglieder sind gewöhnlich schwarz, und die Ohrengegend ist gewöhnlich weiß: etwas Genaueres läßt sich über die Farbenvertheilung nicht sagen.

Der Vari ist einer der größten Makis, etwa einer starken Katze an Größe gleich; seine übrigen Verwandten sind ihm übrigens an Größe sehr ähnlich.

Der Makako (Lemur Catta) ist hauptsächlich durch seinen schwarz- und weißgeringelten Schwanz ausgezeichnet; die Hauptfärbung seines dichten, feinen, weichen und wolligen Pelzes ist grau, bald ins Aschfarbige, bald mehr ins Rostrothe ziehend; Gesicht, Ohren und Unterseite sind weißlich, ein Augenfleck und die Oberschnauze dagegen schwarz. Die Körperlänge beträgt 13, die Schwanzlänge 19 Zoll.

Der Mongoz endlich (Lemur Mongoz — Seite 138), ist oben dunkel aschgrau, unten lichtbraungrau, am Oberkopfe beinah schwarz, an den Seiten des Unterhalses lichtgrau. Er ändert übrigens vielfach ab. In der Größe giebt er dem Vari wenig nach.



Der Vari (Lemur Macaco).

Alle diese Makis leben gesellschaftlich in den Wäldern Madagaskars. Man begegnet ihnen nach Sonnenuntergang oft in Herden von dreißig bis fünfzig Stück. Sie klettern dann rasch und gewandt und dabei geräuschlos auf den Aesten umher. Bisweilen sieht man sie auch auf Felsen und zwar selbst bei Tage; wahrscheinlich wollen sie sich dann sonnen. Bei langsamen Gehen halten sie den Schwanz empor und biegen seine Spitze nach rückwärts, im Galopp aber legen sie ihn nach vorwärts über den Rücken. Während des Tages verbergen sie sich so gut als möglich; die Sonnenwärme, welche sie außerordentlich lieben, lockt sie aber doch öfters aus ihren Schlupfwinkeln hervor und bewegt sie, sich einen freiern Platz zu suchen, wo sie auch schlafen können. Mit Einbruch der Nacht werden sie rege und schreien; ihrer zwei verstehen es, zuweilen einen Lärmen zu machen, als ob ihrer hundert wären.

Hinsichtlich der geistigen Fähigkeiten erheben sich diese Thiere nicht über ihre Verwandten; dennoch ist ihr Wesen angenehm. Gewöhnlich zeigen sie sich sehr sanft und friedlich; einzelne sind aber auch störrisch, wild und bissig. Sie lassen sich sehr gern schmeicheln, geben aber keine besondere

Zuneigung gegen ihren Wärter kund, sondern sind entweder gegen Alle gleich gut oder gegen Alle gleich ungezogen.

Manche Arten kommen öfters nach Europa, und einzelne halten sich lange in der Gefangenschaft. Dies bewies z. B. ein Vari, welcher neunzehn Jahre in Paris lebte. In den meisten Fällen werden sie bald zahm und gemüthlich. Auch lassen sie sich sehr leicht erhalten, denn sie gewöhnen sich rasch an allerlei Speisen. Ihre Nahrung nehmen sie hübsch mit den Vorderhänden auf und führen sie dann zum Maule; einzelne heben das Futter aber auch gleich mit diesem auf. Wenn sie sich wohl befinden, schnurren sie wie die Katzen; gewöhnlich singen sie sich selbst in dieser Weise in den Schlaf.

Buffon besaß ein Männchen, welches durch seine raschen, gewandten und zierlichen Bewegungen erfreute, durch seine Unreinlichkeit und seinen Muthwillen aber oft auch recht lästig wurde. Der Bursche lief nicht selten in die Nachbarhäuser, stahl dort Obst, Zucker und dergleichen, öffnete auch, als ächter Spitzbube, unter Umständen Thüren und Deckel von Schränken und Kisten. Man mußte ihn deshalb anbinden, und wenn er entwischt war, hatte man seine große Noth, ihn wieder zu fangen: er



Der Makako (Lemur Catta).

biß dann selbst Diejenigen, welche er genau kannte und sonst zu lieben schien. Sehr gern leckte er die Hand seines Pflegers; wenn aber seine Zunge, rauh, wie die einer Katze, die Oberhaut der Hand geröthet hatte, biß er plötzlich, anstatt weiter zu lecken. Er murmelte beständig, ließ man ihn jedoch allein, dann schien er Langeweile zu haben und drückte Dies durch froschartiges Quaken aus. Vor Kälte und Nässe fürchtete er sich ungemein und blieb deshalb während des Winters immer in der Nähe des Feuers, stellte sich auch öfters aufrecht, um sich besser zu erwärmen.

Der Maki, welcher so lange in Paris lebte, liebte das Feuer in demselben Grade und setzte sich regelmäßig in unmittelbare Nähe des Kamins; ja der arme frostige Südländer hielt nicht blos die Hände, sondern auch sein Gesicht so nahe an die Flamme, daß er sich mehr als einmal den Schnurrbart verbrannte. Im Gegensatze zu dem oben erwähnten, war er reinlich; er glänzte am ganzen Leibe und hütete sich sorgfältig, seinen Pelz zu beschmuzen. Außerdem war er ebenso lebendig und beweglich, wie neugierig. Er untersuchte Alles und Jedes, warf es aber dabei entweder um, oder zerriß und zerstreute es. Seine Freundlichkeit erstreckte sich über alle Personen, welche ihm

schmeichelten, und auch ganz Fremden sprang er ohne alle Umstände in den Schoß. Gegen Abend sprang oder tanzte er wohl eine halbe Stunde lang ziemlich taktmäßig auf und nieder; dann legte er sich auf ein Bret über der Thüre und spann sich in Schlaf. In seiner Jugend fraß er alles Genießbare und trank auch Wein; in seinem Alter wurde er wählerischer und damit verständiger und stiller.

Von den weißstirnigen Makis besaß man zu Paris ein Paar, welches sich sehr lieb gewann und schließlich begattete. Nach viermonatlicher Trächtigkeit warf das Weibchen ein Junges von Rattengröße und mit offenen Augen. Das Thierchen klammerte sich sogleich an die Mutter an und zwar quer über den Unterleib. Die Mutter zog die Schenkel so in die Höhe, daß sie es fast ganz bedeckte und vor den Blicken verbarg. Wenn sich Menschen näherten, drehte sie denselben immer den Rücken zu, damit ihr Kind nicht gesehen werden sollte. Sie war außerordentlich zahm gewesen; nachdem sie aber das Junge erhalten hatte, drohte sie Jedermann, der sich ihr nähern wollte, mit den Zähnen. Sechs Wochen nach seiner Geburt hatte das Thierchen schon ganz den Pelz und die Färbung, wie



Der Mongoz (Lemur Mongoz).

seine Mutter. Um diese Zeit fing es auch an, die ihm hingestellte Nahrung zu versuchen: aber erst im sechsten Monat seines Alters entwöhnte es sich.

Ein Vari desselben Thiergartens lebte mit einem seiner Gattungsverwandten lange Zeit ganz friedlich in einem Käfig, bis man beide zufällig an einen andern Ort brachte. Hier änderte sich die Sache; der starke Vari tödtete seinen Gefährten in der ersten Nacht.

Auf das Angegebene beschränkt sich die Kenntniß, welche wir von dem Leben der gefangenen Makis besitzen; hinsichtlich ihres Freilebens harren die Thiere noch ihres Rengger. —

Während die Makis sammt und sonders, wenigstens zu gewissen Zeiten, eine große Regsamkeit und Beweglichkeit kundgeben, zeichnen sich die Loris (Stenops) hauptsächlich durch die entgegengesetzten Eigenschaften aus. Sie sind die Faulthiere unter den Vierhändern und werden auch geradezu

Faulaffen genannt. Man begreift unter ihnen kleine, zierliche Halbaffen mit schmächtigem Leibe, großem, rundlichen Kopfe und dünnen, schlanken Gliedmaßen, deren hinteres Paar etwas länger, als das vordere ist. Der Schwanz fehlt gänzlich, die Schnauze ist spitz, aber kurz; die Augen stehen sich nahe und sind sehr groß; die Ohren sind mittelgroß und behaart. An ihren Händen ist der Zeigefinger sehr verkürzt, der vierte Finger aber verlängert und der hinterste mit scharfer und langer Kralle versehen. Das Weibchen besitzt nur zwei Brustdrüsen; aber jede derselben enthält zwei Zitzen. Sehr eigenthümlich ist die büschelartige Verzweigung der Schenkel- und Schlüsselbeinschlagadern: beide zertheilen sich in soviele Zweige, als Muskeln in den betreffenden Gliedern vorhanden sind. Dies ist — abgesehen von seiner Absonderlichkeit — namentlich auch aus dem Grunde merkwürdig, weil bei dem Faulthiere die betreffenden Schlagadern ganz ähnlich zerspalten sind.

Die wenigen Arten dieser Sippe bewohnen Indien und seine benachbarten Inseln; ihr Freileben ist uns aber fast noch gänzlich unbekannt. Sie vertreten ihre munteren afrikanischen Vettern in Südasien, aber nur hinsichtlich ihrer Gestaltung, nicht auch hinsichtlich ihres Wesens.



Der schlanke Lori (Stenops gracilis).

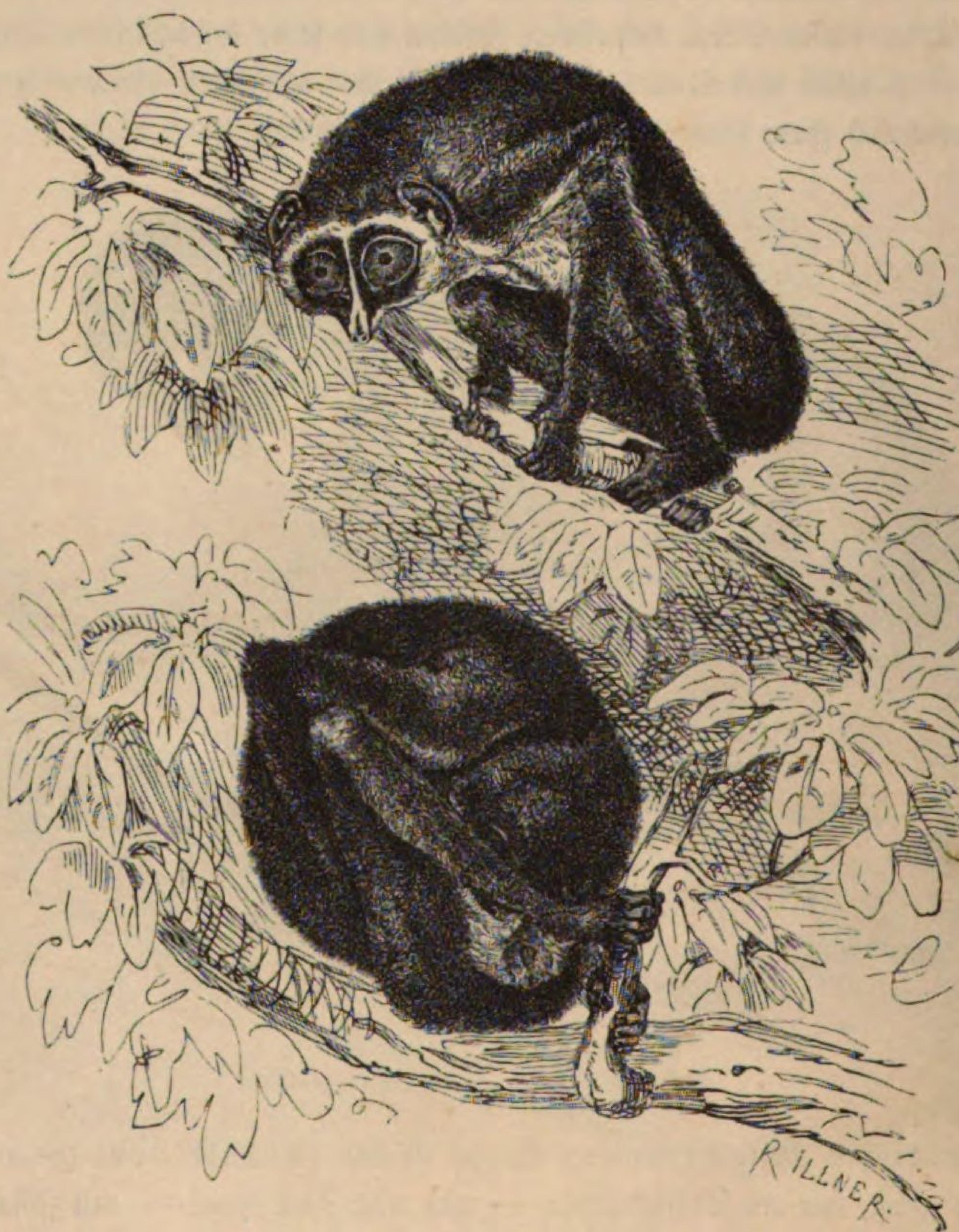
Ein äußerst niedliches Mitglied unserer Sippe ist der schlanke Lori (Stenops gracilis), ein Thierchen, kaum so groß, wie ein Eichhörnchen — nur acht Zoll lang! — mit schlankem Leibe, großäugigem und spitzschnäuzigem Kopfe, zarten Gliedern und langem, seidenweichen Pelze, dessen Färbung oben röthlich fahlgrau und gelblich braun, auf der Unterseite aber graulich oder blaßgelblich ist. Rund um die Augen herum ist das Fell dunkler und sticht deshalb um so mehr von der lichten Oberschnauze ab. Unsere Abbildung stellt es der Deutlichkeit halber in unverhältnißmäßiger Größe dar.

Das allerliebste Geschöpf, dessen Landesname Tevangan ist, bewohnt die Wälder Ceylons. Es verschläft den Tag in Baumhöhlungen und kommt erst des Abends zum Vorschein. In seinem Freileben hat es noch Niemand beobachtet, und ebensowenig hat das zarte Wesen die Reise von Indien nach Europa ausgehalten. Gleichwohl haben es wenigstens Einige in Indien lebend gesehen; leider aber sind die betreffenden Berichte unsicher oder mindestens unverständlich.

Thévenot ist der Erste, welcher von den schlanken Loris spricht. Er sah einige von ihnen (gegen Ende des 17. Jahrhunderts) in Aurengabad, der Hauptstadt von Balagate, im Reiche des ehemaligen Großmoguls. Man machte viel Aufhebens davon, weil sie sich vor den eigentlichen Affen namentlich durch ihre Kleinheit auszeichneten. Während die Thierchen beobachtet wurden, stellten sie sich auf die

Hinterbeine, umarmten einander öfters und sahen die Leute dabei fest an. Ihr Herr nannte sie wilde Menschen.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts berichtet Seba über den Tevangan und giebt zugleich eine vortreffliche Abbildung von ihm. Er nennt ihn „das Faulthier Ceylons", bemerkt aber, daß er diesen Namen ganz unverdient trage, weil er — wie auch sein schlanker Bau schon beweisen müsse — weder faul noch langsam, sondern im Gegentheile sehr flink im Gehen und äußerst gewandt und hurtig im Klettern sei. Er lebe von Früchten und Samen großer Bäume, welche das Männchen pflücke, koste und dann dem Weibchen reiche; aber auch dieses sei dem Männchen gegenüber sehr artig. Die Zahl der Jungen solle zuweilen vier betragen.



Der schlanke Lori im Erwachen und im Schlafe.

Diese beiden alten Mittheilungen sind eigentlich die anziehendsten und ausführlichsten, welche wir über den schlanken Lori erhalten haben; in der Neuzeit hat meines Wissens nur Tennent in seinem Werke über Ceylon des Thierchens Erwähnung gethan. „Es giebt," sagt er, „zwei Spielarten des schlanken Lori auf der Insel; die eine, deren Fell braun ist, und eine andere, größere, mit schwarzem Pelz. Ich erhielt einen lebenden „Theivangu" oder „Dünnleib" aus Chillav von der Westküste. Er lebte einige Zeit bei mir in Colombo und fraß Reis, Früchte und andere Pflanzentheile, besonders gern aber auch Ameisen und überhaupt Kerbthiere. Auf Milch und Geflügelfleisch war er äußerst begierig."

„Seine unhörbaren Bewegungen erleichtern ihm die Jagd auf Geflügel mehr, als man meint. Eingeborne haben mir versichert, daß er Nachts sogar Pfauen überfällt, abwürgt und sich dann an dem Gehirn seiner Beute erlabt."

„Mein Gefangener schlief den ganzen Tag in der sonderbaren Stellung, welche ich hier dargestellt habe; er faßte dabei seine Stange mit allen Händen, krümmte sich zu einem weichbehaarten Ball zusammen und verbarg seinen Kopf tief zwischen seinen Beinen.“

„Die merkwürdig großen und lebendigen Augen der Loris haben die Aufmerksamkeit der Singhalesen erregt. Sie fangen den Theivangu seiner Augen wegen, aus denen sie Zauber- und Liebesmittel zu bereiten glauben, und halten das arme Geschöpf ans Feuer, bis die Augäpfel bersten!“

Ein anderer Lori, der plumpe (Stenops tardigradus), ist etwas mehr bekannt geworden, wahrscheinlich, weil er häufiger und verbreiteter ist, als sein schlanker Vetter. Soviel man weiß, bewohnt der plumpe Lori die Waldungen des indischen Festlandes und die Sundainseln, wenigstens Sumatra. In Ostindien heißt er Tonger oder Schläfer, und Tevang oder Schleicher; unter den Hindus Lajja-Banar und auf Sumatra Bruh-Samundi. Er ist größer und untersetzter gebaut, als sein Verwandter; seine Leibeslänge beträgt etwas über einen Fuß. Der Kopf ist rund, die Schnauze stumpf, und die Nase springt nicht über die Mundöffnung vor; die eiförmigen Ohren sind im Pelze versteckt. Gesicht und Hände sind blos mit dünnstehenden Haaren besetzt; im Uebrigen ist der Pelz dicht und weich, fast filzartig und oben bräunlichgelb, unten heller, an der Außenseite aber röthlich gefärbt. Ueber den Rücken verläuft ein rostbrauner Streifen, welcher sich auch über die Stirn, aber getheilt fortsetzt und durch weiße Streifen unterbrochen wird.



Der plumpe Lori (Stenops tardigradus).

Der plumpe Lori ist ein überall seltner Bewohner der einsamsten Wälder seiner Heimat. Er lebt in kleinen Familien zusammen, welche den Tag in Baumlöchern verschlafen, nach Einbruch der Dämmerung munter werden und nunmehr ihrer Nahrung nachgehen. In der Freiheit ist das Thierchen von Europäern noch nicht beobachtet worden; dagegen hat man es sehr oft zahm gehalten, auch einige Male lebend nach Europa gebracht. Die Reisenden Obsonville, Seba und Jones haben das Beste über sein Leben berichtet. Der Tevang verdient seinen Namen. Er schleicht so langsam dahin, daß er in einer Minute kaum mehr als vier Klaftern zurücklegt. Höchst selten geht er ein paar Schritte weit aufrecht, sonst immer nur auf allen Vieren. Das Klettern versteht er besser; seine Trägheit ist aber auch hierbei sehr auffallend. Gegen das Tageslicht ist er äußerst empfindlich; nachts aber sieht er vortrefflich und seine bei Tage glanzlosen Augen leuchten dann. Sein Gehör ist so fein, daß er, auch wenn er schläft, augenblicklich das Geräusch eines sich ihm nähernden Kerbthieres wahrnimmt und davon erweckt wird. Kerfe und kleine Vögel versteht er meisterhaft zu beschleichen und dann mit einem einzigen, blitzschnellen Griffe zu erhaschen. Seine gewöhnliche Stimme besteht in einem sanften Pfeifen, welches aber verschieden ist, je nachdem es Vergnügen, Schmerz, Aerger oder Ungeduld ausdrücken soll; im Zorn läßt er durchdringende Töne vernehmen.

Die gefangenen Tevangs waren still, geduldig und schwermüthig. Sie ruhten den ganzen Tag über in kauernder Stellung und stützten den Kopf auf ihre zusammengelegten Hände. Der eine war anfangs mit einem Strick angebunden und hob ihn mehrere Male mit trauriger Geberde auf, als klage er über seine Fesseln: sie zu brechen, versuchte er nicht. Er biß in der ersten Zeit

nach seinem Wärter; allein einige kleine Züchtigungen reichten hin, solche Ausbrüche seines Zornes zu unterdrücken. Wenn man ihn streichelte, nahm er die ihn liebkosende Hand, drückte sie an seine Brust und richtete die halbgeöffneten Augen gegen seinen Wohlthäter. Mit Einbruch der Nacht wurde er munter. Zuerst rieb er sich die Augen, wie ein schlaftrunkner Mensch; dann sah er sich um und begann umherzustreifen. Er wanderte dabei auch geschickt auf Seilen herum, welche man für ihn ausgespannt hatte. Früchte und Milch genoß er sehr gern; besonders lüstern aber war er nur nach Vögeln und Kerfen. Hielt man ihm zum Spaß solch Wildpret vor, so kam er mit vorsichtigen Schritten herangeschlichen, oft das ganze Zimmer durch, gerade so, wie Jemand, welcher auf den Zehen geht, um einen Andern zu überraschen. Wenn er sich dann seinem Raube etwa bis auf einen Fuß genähert hatte, blieb er stehen, richtete sich in die Höhe, rückte noch näher heran, streckte sachte die Arme aus, fuhr endlich blitzschnell auf seine Beute los und erdrückte sie in wenigen Augenblicken.

Ein anderer Lori dieser Art, welchen man in Holland lebend beobachtete, wachte erst abends gegen neun Uhr aus seinem Schlummer auf und bewegte sich dann äußerst langsam und gleichförmig, ließ sich auch nicht durch Antreiben zu einer schnellern Bewegung bringen. Wenn er kletterte, ließ er niemals einen Fuß los, bevor er sich mit dem andern wieder fest versichert hatte. Vögel und Kerfe fing er mit großem Geschick; sonst fraß er gekochten Reis, Brod, Eier und Früchte. Seine Stimme, welche man nur nachts hörte, klang kläglich, ungefähr wie Ai, Ai; im Unwillen murmelte oder knurrte er wie ein Eichhörnchen.

Jones hielt einen Tevang während seines Aufenthaltes in Indien. Das Thier war sehr sanft während der warmen Jahreszeit, änderte aber sein Betragen, nachdem Kälte eingetreten war. Diese verstimmte es sichtlich und machte es bei der unbedeutendsten Veranlassung zornig. Während der heißen Zeit zeigte es sich sehr dankbar, wenn es gebadet wurde, während der kalten Zeit unwillig, sobald man es überhaupt störte. Eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang fiel es in Schlaf und rollte sich dabei wie ein Igel zusammen; eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang erwachte es, leckte und putzte sich nach Katzenart, nahm ein kleines Frühstück, schlummerte noch ein wenig und ermunterte sich erst dann vollständig, wenn die Dämmerung wirklich angebrochen war. Seine gewöhnliche Nahrung bildeten die süßen Früchte Indiens mit wenigen Ausnahmen. Es war nicht gefräßig, konnte aber gar nicht genug Heuschrecken oder andere Kerfe bekommen, und stellte ihnen, zumal in der heißen Jahreszeit die ganze Nacht nach. Wenn sich ein Kerbthier in seiner Nähe niederließ, heftete es seine leuchtenden Augen fest auf dasselbe, zog sich dann etwas zurück, sprang plötzlich schnell vorwärts und fing die Beute mit beiden Händen. Gewöhnlich brachte es seine Speise nur mit einer Hand zum Munde; sonst aber brauchte es seine vier Hände ohne Bevorzugung des vordern Paares. Oft hielt es sich mit einer Hand oben am Käfig, während die drei anderen sich unten Etwas zu thun machten; am liebsten aber hing es sich, den Leib verkehrt, nach unten gerichtet, mit allen vier Händen an das obere Gitter seines Gefängnisses und schwang sich einige Minuten lang hin und her, als versuche es, sich die ihm fehlende Bewegung zu verschaffen. Gegen Tagesanbruch schien es am geneigtesten zu sein, mit seinem Wärter zu spielen, und wenn ihm dieser dann seinen Finger gab, leckte und saugte es recht artig daran. Mit Tagesanbruch verloren die Augen ihren Glanz, es wurde ruhiger und bereitete sich nun zu seinem zehn- bis zwölfstündigen Schlafe vor. — Eines Tages fand man es todt in seiner gewöhnlichen Stellung.

Die einzige Unannehmlichkeit, welche das schmucke Thierchen in der Gefangenschaft verursacht, ist der widerliche Geruch, welchen es verbreitet: man vergißt Dies aber gern über der Freude, welche das so seltne und zarte Geschöpf seinem Herrn bereitet.

Alle die hier mitgetheilten Beobachtungen finden sich bereits in Okens trefflicher Naturgeschichte, welche vor mehr als zwanzig Jahren erschien. Seit dieser Zeit scheint Niemand etwas Wesentliches dazu geliefert zu haben.

Nach Niederschrift des Vorstehenden sah ich den plumpen Lori zu meiner großen Freude lebend im Thiergarten zu Amsterdam, aber leider nur bei Tage. Er zeigte sich jedoch nicht ganz so freundlich,

als ich nach obigen Berichten erwartet hatte. Mochte ihn die Störung, welche wir ihm anthaten, verstimmt haben oder er vom Hause aus ein reizbarer Gesell sein: er war augenscheinlich äußerst entrüstet über die ihm zugefügte Unbill. Der Gesichtsausdruck des eben erweckten Thieres hatte wohl etwas Fremdartiges, keineswegs aber etwas „Mitleidanrufendes“, wie Weinland von einem im Londoner Garten beobachteten Tevang sagt. Unser Amsterdamer Gefangener fauchte sehr verständlich und erläuterte seine Gesinnungen noch besonders durch die Bestrebungen, die störende Hand des Wärters mit Bissen zu züchtigen, wie er früher schon einige Male gethan hatte. Heute gelang ihm seine Rache nicht, und ärgerlich darüber, zog er sich langsam zurück. Dies geschah in einer Weise, die mich, trotz der trefflichen Abbildung, welche Harvey schon vor dreißig Jahren gab, sehr überraschte. Seine großen Augen starr auf uns geheftet, ging er äußerst langsam Schritt um Schritt rückwärts zurück, und zwar nach aufwärts an einem nur wenig von der senkrechten Linie abweichenden Pfahle. Er klettert also von unten nach oben mit niederwärts gerichtetem Gesicht. Dies thut meines Wissens kein anderes Thier! An einer Gabel angelangt, machte er Halt und verharrte nunmehr so regungslos in seiner Stellung, daß er unserm Zeichner seine Arbeit sehr erleichterte.

* * *

Die zweite Familie unserer Ordnung umfaßt die Langfüßer (Macrotarsi).

Alle hierher gehörigen Thiere erscheinen als Mittelglieder zwischen den Affen und Bilchen oder Schlafmäusen. Ihre Hände sind Affenhände, ihr Gebiß zeigt noch seine geschlossenen Zahnreihen: in dem übrigen Leibesbau aber und ihrem ganzen Wesen ähneln sie den Siebenschläfern weit mehr, als den Aeffern. Der Leib der Langfüßer ist ziemlich gedrungen, und die Gliedmaßen sind kräftig. Ihre Fußwurzeln sind länger, als das Schienbein; alle Füße haben einen Daumen, welcher den übrigen Zehen gegenübergestellt werden kann. Nur der Zeigefinger, seltner auch noch der Mittelfinger besitzen krallenartige, alle übrigen Finger dagegen platte Nägel. Ein großer, runder Kopf mit ziemlich langen, nackten Fledermausohren und dicht neben einander stehenden Augen, eine stumpfe Schnauze und ein echtes Halbaffengebiß (4 Schneide- und 6 Backzähne oben, 6 Schneide- und 5 Backzähne unten) kennzeichnen sie noch außerdem.

Die Langfüßer bewohnen, mit Ausnahme einer einzigen Art, welche wir kennen lernen werden, Afrika und namentlich wieder das durch seine Thierwelt überhaupt so ausgezeichnete Madagaskar. Sie leben entweder paarweise oder in Gesellschaften auf den Bäumen größerer Waldungen und verstecken sich hier bei Tage entweder in dem Gezweig oder in Baumhöhlen. Nachts kommen sie hervor und beginnen ihre Jagdwanderungen auf Kerfe oder kleine Vögel und Eier; wenn sie es haben können, fressen sie auch Früchte. Sie sind, abweichend von den Vorigen, rasch und behend und klettern mit der Gewandtheit unserer Eichhörnchen, verstehen es auch, weite Sprünge auszuführen. Auch bei ihnen sind die langschwänzigen Arten schneller und gewandter, als diejenigen, denen das zum Klettern wesentliche Steuer mangelt oder wegen seiner Kürze nicht vollkommen genügt — wenn ich so sagen darf. Während ihres Schlafes rollen sie ihre Ohren ein, wie es die Fledermäuse auch thun: allein schon das geringste Geräusch ist ihnen Anregung genug, sie zu spannen und zum Auffangen des Schalles wieder vollkommen fähig zu machen.

In ihrem geistigen Wesen ähneln die Langfüßer ganz den übrigen Halbaffen. Sie sind sanft, friedlich, harmlos und wenig befähigt; sie lassen sich leicht zähmen, bleiben aber immer ziemlich gleichgültig gegen ihren Pfleger, dessen Liebkosungen ihnen eben auch nicht mehr werth sind, als die fremder Leute. Wahrscheinlich verstehen sie nicht, zwischen diesem und anderen Menschen zu unterscheiden.

Ihr Fortpflanzungsgeschäft erinnert an das der Eichhörnchen. Einige bringen ein bis zwei Junge in Baumlöchern zur Welt, andere bauen sich zwischen Astgabeln ein Nest und kleiden es innen mit weichem Grase aus.

Der ersten Sippe unserer Familie, den Ohrenaffen (Otolicnus), gehört der gemeine Galago (Otolicnus Galago) an. Das außerordentlich zierliche Thierchen besitzt, wie seine wenigen Verwandten, einen gedrungenen Körperbau, mittellange und ziemlich starke Gliedmaßen, einen langen, buschigen Schwanz, große, nackte Ohren und einen Krallennagel an dem Zeigefinger der Hinterhände. In seiner Größe kommt es unserm Eichhörnchen etwa gleich; die Länge seines Körpers beträgt sieben, die des Schwanzes neun Zoll. Sein kurzer, aber dichter und seidenweicher Pelz ist auf der Oberseite fahlgrau, am Kopfe und auf dem Rücken schwach röthlich, aber an der Innenseite der Gliedmaßen, sowie am Bauche gelblich weiß gefärbt; eine ähnliche Färbung zeigen auch die Wangen und eine zwischen den Augen entspringende und bis an das Nasenende verlaufende Längsbinde. Die Ohren sind fleischfarben.

Man findet den gemeinen Galago oder Moholi in einem großen Theile von Afrika. Adanson entdeckte ihn in den Waldungen des Königreichs Galam am Senegal; spätere Reisende beobachteten ihn in Mosambik, am Vorgebirge der guten Hoffnung und in Sudahn. Hier fand auch ich ihn mehrere Male, immer aber nur westlich von dem weißen Nil und namentlich in Kordofahn. Den

Fig. 2. Fig. 1.



Der kleine und der gemeine Galago (Otolicnus minor und Otolicnus Galago).

Eingebornen ist er unter dem Namen Tendj wohlbekannt; sie glauben, daß er ursprünglich ein Aff gewesen und nur wegen seiner Schlafsucht so herabgekommen sei. Wir fanden das Thier nur in Mimosenwäldern und zwar in niederen ebensowohl, als in hochstämmigen. Gewöhnlich war ein Pärchen beisammen. Die Thiere schliefen, auf dichten Aesten ganz nahe am Stamme sitzend, wurden aber augenblicklich munter, sobald sie unsere Fußtritte vernahmen. Wenn wir sie aufscheuchten, kletterten sie — bei Tage — rasch und gewandt an dem Geäst umher, ergriffen aber niemals die Flucht, sondern blieben immer bald wieder ruhig und vertrauensvoll sitzen und lauschten und spähten durch das dichte Laubwerk nach uns hernieder. Durch die vielen scharfen Stacheln der Mimosen wußten sie sich sehr geschickt zu bewegen und verstanden es auch, recht hübsche Sätze von einem Baum zu machen. Nachts sollen sie, wie man uns sagte, sehr schnell aber vollkommen lautlos ihrer Kerb thierjagd oder wenigstens ihrer Fruchternte obliegen, und ihre Augen sollen dann schimmern „wie das brennende Feuer". Man sagte, daß die Thiere sehr leicht in Schlingen gefangen, ja, bei Tage von guten Kletterern sogar mit der Hand erhascht werden können; denn der Fänger brauche nur den Af

auf welchem der Tendj sitzt, tüchtig zu schütteln, dann klammere sich dieser, aus Furcht herabzufallen, fest an und lasse sich ergreifen. Ich glaube, daß diese Fangart ergiebig ist, weil ich selbst sie öfters mit Erfolg auf junge Eichhörnchen angewendet habe.

Ungeachtet meines langjährigen Aufenthaltes in Afrika wurde es mir erst in der neuesten Zeit möglich, eigene Beobachtungen über das Gefangenleben der Galagos zu sammeln. Der Hamburger Thiergarten besitzt gegenwärtig den buschschwänzigen Ohrenaffen (Otolicnus crassicaudatus) und setzt mich hierdurch in den Stand, die vor ungefähr funfzig Jahren veröffentlichten und, soweit mir bekannt, alleinigen Beobachtungen anderer Forscher zu vervollständigen.

Der Kaufmann Bacle, welcher Anfangs unsers Jahrhunderts in Senegambien reiste, erhielt ein Pärchen von einem Neger, welcher es in den Gummiwäldern der südwestlichen Sahahra gefangen hatte. Man nannte die Galagos „Gummithiere" und versicherte, daß sie Mimosenharze sehr gern fräßen. Das gefangene Paar bestätigte diese Angabe durch die That, zog aber doch Kerbthiere jeder andern Nahrung vor. Während der Ueberfahrt geriethen beide augenblicklich in Bewegung, wenn ein Kerf an ihnen vorübersummte; sie lauerten auf Küchenschaben und schnappten sie schnell und sicher weg, sobald sie ihnen nahe genug kamen. Man ernährte sie mit Eiern, gekochten Speisen und Milch, und sie befanden sich ganz wohl dabei. In ihrem Betragen erinnerten sie ebensosehr an die Makis, wie an die Fledermäuse. Ihr Muthwille, ihre Lebhaftigkeit und namentlich ihre Kraft im Springen setzte alle Reisende in Erstaunen; das Merkwürdigste blieb aber doch die Bewegung ihrer Ohren. Diese konnten sie, wenn sie schlafen wollten, gänzlich verschließen. Zuerst runzeln und verkürzen sich die Ohren am Grunde, dann schlägt sich die Spitze derselben um und ein, so daß man von dem ganzen Ohre kaum noch Etwas sehen kann. Beim geringsten Geräusche aber schlägt sich die Ohrspitze wieder auf und die ganze Muschel spannt und glättet sich. Genau in derselben Weise verfahren einige Fledermäuse, um ihren so überaus feinen Gehörssinn abzustumpfen und in dem Gelärm des Tages ruhig zu schlafen.

Unser Gefangener bestätigt im Wesentlichen diese Angaben. Wir beherbergen ihn seit einigen Monaten. Bei Tage ruht er in sehr zusammengerollter Haltung, halb liegend, halb kauernd in der dunkelsten Ecke seines Käfigs. Er legt dabei seinen Kopf zwischen die Vorderhände, umhüllt ihn dicht mit seinem buschigen Schwanze und packt diesen mit den beiden Hinterhänden, welche er vorschiebt, so weit die langen Beine es gestatten. Auf diese Weise versteckt er den Kopf so vollständig, daß man außer den Ohren, welche niemals bedeckt werden, nicht das Geringste sieht. Eine Schwanzbiegung schließt gewöhnlich das eine Ohr ein und verdeckt dabei zugleich die Augen. Die Ohren werden in der Regel eingerollt; sie erscheinen dabei schlaff und zerknittert. Ungefähr um fünf Uhr abends erwacht er, dehnt und reckt sich und schaut spähend in die Runde, wobei er den Kopf abwechselnd vorschiebt und wieder zurückzieht. Dann putzt er sich, und nun endlich beginnt er zu klettern. Seine Bewegungen sind stets langsam und bedächtig, die Tritte vollkommen unhörbar. Die Finger werden beim Auftreten weit gespreizt; der Schwanz schleift auf dem Boden nach. Auch beim Klettern ist unser Aeffer langsam, aber äußerst geschickt. Er klettert kopfoberst und kopfunterst, hängt sich an einem Vorder- oder an einem Hinterbein fest und schaukelt sich dann, geht an der Decke seines Käfigs hin ꝛc. — Wir füttern ihn mit Milchbrod, Fleisch und Früchten. Feigen und Rosinen frißt er leidenschaftlich gern; auf Kerbthiere und deren Larven oder Puppen ist er erpicht. Er faßt die ihm vorgehaltene Nahrung mit dem Munde oder mit den Händen; ihm noch Unbekanntes pflegt er leckend zu betasten. Unsere lebenden Vögel betrachtet er mit lüsternem, vielsagendem Auge. Auf seinen Wegen beschnuppert er zunächst jeden Gegenstand; dann erst betastet er ihn mit der Zunge. — Er ist gutmüthig und läßt es sich gern gefallen, wenn man ihn kraut; nur wenn man ihn aufhebt, pflegt er zu beißen. Sein Aussehen deutet auf Verstand; die hübschen, braunen, stark gewölbten Augen sehen klug ins Weite. Bei Tage ist der Stern bis auf eine sehr kleine, schmale Ritze zusammengezogen; nachts erweitert er sich bedeutend. — Kurz nach dem Erwachen stößt das Thier gewöhnlich seinen eigenthümlichen Ruf aus, welcher an das Rucksen mancher Tauben erinnert. Er beginnt mit dem leise hervorgestoßenen dumpfen

Laut „du", steigert sich dann und endet mit dem schwächeren, miauenden „dju". Der ganze Ruf klingt ungefähr wie „du, tu tu, thu, tu tui dju dju", sehr dumpf und hohl. — Wie es scheint, ist unser Gefangener die ganze Nacht hindurch munter; morgens sucht er erst, nachdem es vollkommen licht geworden ist, sein Lager. —

Ueber die Fortpflanzung der Ohrenaffen weiß man nur wenig. Sie bereiten sich in Baumhöhlen oder verlassenen Vogelnestern ein weiches, mit zartem Gras ausgelegtes Wochenbett und gebären, verbergen und erziehen dort ihr einziges oder ihre zwei Jungen. Später werden dieselben, wenn auch nicht mehr getragen, so doch noch lange von dem Weibchen geführt und gepflegt.

Ist nun schon der Tendj oder Moholi ein niedliches Thier, so sind doch zwei andere Mitglieder seiner oder, wie Andere wollen, einer eigenen Sippe — der Zwergmakis (Microcebus) — noch weit zartere Geschöpfe. Die eine Art ist als „Madagaskar-Ratte" vielleicht bekannter geworden, als unter ihrem wissenschaftlichen Namen Otolicnus minor — der kleinere Galago. (Seite 144, Figur 2.) Das Thierchen hat die Größe einer kleinen Ratte (5½ Zoll Leibes-, 6 Zoll Schwanzlänge) und auch einen licht mäusefarbigen Pelz, daher wohl entfernte Aehnlichkeit mit einem jener bekannten Nagethiere, dessen Namen ihm Unkundige gaben. Es lebt auf Madagaskar; bei Tage schläft es in zusammengerollter Stellung, des Nachts springt es mit großen Sätzen gewandt von Baum zu Baum, ganz nach Art der Haselmäuse. In der Gefangenschaft kann man es mit saftigen Früchten hinhalten.

In der neueren Zeit (1859) hat man aber noch einen andern Zwergmaki entdeckt, welcher seinem Namen mehr, als jeder andere entspricht. Er ist der Zwerg der Zwerge; denn er erreicht blos die Größe einer Maus. Nur wenige Breitengrade nördlich von den Gegenden, in denen der Herkules aller Vierhänder, der Gorilla, lebt, nämlich zu Ikoneto, einem Ort am Kalabarflusse in Guinea, etwas oberhalb Creec-Town, fand der Missionär Thomson das Mäuseäffchen auf und hielt eins längere Zeit lebendig. Es wurde sehr zahm und zutraulich und lief frei in der Wohnung seines Besitzers umher. Sein beliebtester Zufluchtsort war der Rockärmel seines Herrn oder auch dessen Hals, zwischen Backenbart und Rockkragen. Thomson behauptet, niemals ein zierlicheres Geschöpf gesehen zu haben. Als es gestorben, schickte er es an Murray nach London, welcher es beschrieb und Mäusemaki (Otolicnus murinus) nannte. Seine Pelzfärbung ist auch mäusegrau.

Die schlechten Abbildungen, welche leider noch heut zu Tage die meisten volksthümlichen und selbst wissenschaftlichen thierbeschreibenden Werke verunreinigen, mögen wohl eine der Hauptursachen gewesen sein, daß man einen Maki vor allen anderen Gespensttthier oder Koboldmaki genannt hat. Uns zeigt die richtigere Abbildung, welche ich bieten kann, daß der Koboldmaki eben auch nicht mehr Gespensterhaftes hat, als die bisher genannten; wir bemerken an ihm vielmehr eine sehr große Aehnlichkeit mit den Galagos, welche wir soeben kennen lernten. Erst die genauere Vergleichung läßt Unterschiede auffinden, welche die Forscher berechtigen, das Koboldäffchen einer eigenen Sippe unserer Familie zuzuzählen und es so von den übrigen Langfüßern zu trennen. Der Name dieser Sippe ist Tarsius — Handwurzelthier —, eben weil die Tarsen oder Handwurzeln auffallend verlängert sind und so gleichsam zu dem ersten Range in der Familie berechtigen.

Ein dicker Kopf mit großen, in der Dunkelheit leuchtenden Augen, mittelgroße und löffelförmige, fein behaarte Ohren, eine sehr kurze Schnauze, ungewöhnlich verlängerte Hinterglieder und Fußwurzeln, echte Krallen an dem Zeige- und Mittelfinger der Hinterhände und ein langer, dünner, blos an seiner Spitze quastenähnlich behaarter Schwanz bilden die hervorstechenden Kennzeichen der Sippe.

Der Koboldmaki (Tarsius Spectrum) scheint die Galagos in Asien zu vertreten. Sein Vaterland sind die äußersten Molukken, zumal Amboina. In der macassarischen Sprache wird er Podje genannt; auf Sumatra heißt er Singa-Poa oder kleiner Löwe. Denn ein Leu, so erzählt die Sage des Landes, sei das Thierchen ehemals gewesen an Gestalt, Größe und Stärke, und erst in der neuern

Zeit wäre es so klein geworden. Wahrscheinlich dieser Sage wegen fürchten die Eingebornen noch heute das harmlose Geschöpf und prophezeien derjenigen Familie sicheres Unglück, in deren Nähe sich dasselbe sehen läßt; sie legen sogar ihre Felder an anderen Orten an, wenn sich ein Gespenstmaki einem derselben nähert. Ob das Aussehen des Thieres den ersten Anlaß zu derartigen Märchengebilden gegeben hat, ist schwer zu sagen. Das Gesicht des kleinen Kobolds soll allerdings wegen seines grinsenden Maules einen sonderbaren Ausdruck haben, derselbe soll jedoch mehr lächerlich, als furchterregend sein; die Gestalt aber ist auch nicht wunderbarer, als hundert andere jener Länder.



Der Koboldmaki (Tarsius Spectrum).

Unser Thier ist fünf bis sechs Zoll lang und besitzt einen neun Zoll langen Schwanz. Seine kurze und weiche Behaarung ist gelbbraungrau, oben dunkler als heller. Die mittellangen Ohren sind nackt, wie die der Galagos, besitzen einen aus einer Falte gebildeten Deckel und können zusammengerollt werden. An den Fingerspitzen fallen dicke Schwielen auf, welche jedenfalls das Festhalten erleichtern. Der lange, nur an seiner Spitze behaarte Schwanz und die langen Fußwurzeln lassen das Koboldchen gleichsam als Springmaus der Bäume erscheinen, und der Naturforscher Pennant zählte es auch wirklich jenen Nagern zu. Es lebt in den tiefsten und dichtesten Waldungen und wird nur selten bemerkt, kommt deshalb auch gar nicht häufig in die Sammlungen. Von seiner Lebensweise kennt man noch soviel wie Nichts. Man weiß, daß es bei Tage schläft, bei Nacht aber munter mit kühnen Sätzen im Gezweig herumspringt, Knospen, wilde Früchte und Kerfe verzehrt, daß es nur ein Junges zur Welt bringt und in der Gefangenschaft viel Sanftmuth und Zutraulichkeit zeigt. Hierauf beschränken sich die Angaben.

* * *

Bevor ich zur Schilderung der Pelzflatterer übergehe, muß ich einen Irrthum, den ich verbreiten half, berichtigen. Die Ordnung der Halbaffen umfaßt eine Familie mehr, als ich angab; zu ihr muß, wie mich die letzten Tage überzeugend belehrten, noch ein, bisher kaum mehr als dem Namen nach bekanntes Thier, hinzugezählt werden, ein wahres Zwitterwesen, welches eine eigene Familie vertritt.

Vor achtzig und einigen Jahren erhielt der Reisende Sonnerat aus einem Walde der Westküste Madagaskars zwei höchst sonderbare Thiere, von deren Dasein bis dahin noch Niemand Kunde gehabt hatte. Selbst auf der gegenüberliegenden Küste waren sie vollkommen unbekannt; wenigstens wurde unser Naturforscher von den dort lebenden Madagassen versichert, daß die beiden, welche er lebend bei sich hatte, die ersten wären, welche sie jemals gesehen hätten. Sie schrieen bei Anblick derselben zur Bezeugung ihrer Verwunderung laut auf, und Sonnerat erhob diesen Ausruf, „Aye, Aye," zum Namen der von ihm entdeckten Geschöpfe.

Bis in die neueste Zeit blieb das eine der beiden „Aye=Aye," welches genannter Forscher ausgestopft nach Paris sandte, das einzige, welches überhaupt nach Europa kam, und die im Jahre 1783 erschienene Beschreibung des Reisenden die einzige Quelle für die Lebenskunde des seltenen Thieres. Man zeigte sich schon geneigt, es als ausgestorben anzusehen. Ueber seine Einordnung in die Reihen der Säugethiere konnte man ebensowenig im Klaren sein, als Sonnerat dies gewesen war. Mit dem Balge wußte man nicht viel anzufangen, mit der ersten Beschreibung ebensowenig: — „Dieses vierfüßige

Thier," sagt Sonnerat, „hat viel Aehnlichkeit mit dem Eichhörnchen, ist aber doch durch einige wesentliche Kennzeichen von demselben unterschieden: es gleichet auch einiger Maßen dem Maki und dem Affen." — In allen späteren Naturgeschichten offenbart sich dieselbe Unsicherheit. Die Einen zählen es den Nachtaffen, die Anderen den Nagern zu; aber Jeder thut Dies mit Vorbehalt.

Da empfängt die Zoologische Gesellschaft in London vor kaum Jahresfrist die freudige Nachricht, daß zwei „Fingerthiere" (Chiromys) oder „Nacktfinger" (Psilodactylus), wie man das Zwitterwesen inzwischen genannt hat, auf Madagaskar gefangen worden und für den Thiergarten in Regents-Park unterwegs seien. Beide kommen wirklich an, wenn auch nur das eine noch lebend. Jetzt endlich bietet sich den Thierkundigen Gelegenheit, die räthselhaften Geschöpfe so genau als erforderlich zu untersuchen. Noch sind diese Untersuchungen nicht geschlossen, und deshalb ist es auch mir hier unmöglich, Vollständiges zu bieten; doch bin ich im Stande, der von Sonnerat gegebenen Lebensbeschreibung unsers Thieres wenigstens Einiges hinzuzufügen.



Das Fingerthier oder der Aye-Aye (Chiromys madagascarensis).

Das Fingerthier oder der Aye-Aye (Chiromys madagascarensis) steht unzweifelhaft den Halbaffen insgemein weit näher, als den Nagern. Die beiden schief von hinten nach vorn gestellten Schneidezähne seiner Kiefer können nur bei flüchtiger Betrachtung mit eigentlichen Nagezähnen verglichen werden, und in allem Uebrigen hat das Thier mit keinem Nager irgendwelche Aehnlichkeit. Die Finger an den Vorderhänden sind das eigentlich Bezeichnende an ihm.

Sonnerats Beschreibung des Aye-Aye darf uns noch genügen; ich gebe sie deshalb hier dem Wortlaute des ersten Uebersetzers seines Reisewerkes nach:

„Der Aye-Aye hat an jedem Fuße fünf Finger, davon die an den Vorderfüßen sehr lang und ein wenig krumm sind; welches macht, daß er sehr langsam geht: Diese Finger sind auch mit krummen Nägeln versehen. Die zwey äußersten Gelenke des Mittelfingers sind lang, dünne und unbehaart: Er bedient sich derselben, um aus den Ritzen der Bäume die Würmer hervorzuholen, von denen er sich nährt, und um diese Würmer in seinen Schlund zu stoßen; dem Ansehn nach dienen sie ihm

auch, sich an die Baumäste zu hängen. Die Hinterfüße haben vier mit krummen Klauen versehene Finger: Der fünfte oder innere bildet den Daumen, und hat einen platten Nagel, gleich den Nägeln des Menschen. — Der Aye-Aye hat in jeder Kinnlade zween Schneidezähne, die sehr nahe beysammen stehen, und dem Schnabel eines Papagayen ähnlich sehen: die untern sind viel stärker als die obern. — Er hat große, breite und flache Ohren: Sie sind schwarz, glatt, glänzend, und an der Außenseite mit langen Haaren besetzt. — Ueber den Augen und der Nase, auf den Backen und am Kinn hat er Büschel von langen Haaren. — Das ganze Thier ist mit weißfalben Flaumen oder feinen Haaren bewachsen, aus denen große (starke) schwarze Haare hervorstechen. Der Vordertheil des Kopfes und Halses sind von falbem Weiß. Der Schwanz ist platt, buschig und mit langen Haaren besetzt. Ob es schon ganz schwarz scheint, sind die Haare desselben doch von ihrer Wurzel an bis zur Mitte ihrer ganzen Länge weiß. — Der Aye-Aye ist vom Kopf bis zum Schwanz 18 Zoll 6 Linien, und der Schwanz desselben $1\frac{1}{2}$ Fuß lang."

Ueber Vorkommen und Aufenthalt des Thieres berichtet uns Sonnerat gar Nichts, über sein Betragen in der Gefangenschaft sehr wenig: „Dieses Thier," sagt er, „scheint von der Art derjenigen zu seyn, die sich in die Erde graben. Bei Tage sieht es nicht; sein Aug ist röthlicht und starr, wie das Aug der Eule. Es ist sehr träge, folglich auch sehr sanft. Ich hatte ein Männchen und ein Weibchen, aber beyde lebten nicht länger als zween Monate; ich nährte sie mit gekochtem Reis, und sie bedienten sich der dünnen zween Finger ihrer Vorderfüße, wie die Chineser ihrer Stäbchen. Sie waren scheu, furchtsam, liebten sehr die Wärme, krochen immer zusammen, um zu schlafen, legten sich auf die Seite und verbargen ihren Kopf zwischen den Vorderfüßen. Sie lagen stets unbeweglich da; und nur durch vieles Rütteln konnte man sie dahin bringen, daß sie sich regten."

Zu meinem innigen Bedauern war mir die Zeit meines Aufenthaltes in London so kurz zugemessen, daß ich dem jetzt dort lebenden Aye-Aye blos einen einzigen Abend widmen durfte. Dieser eine Abend belehrte mich aber, daß vorstehende Beschreibung nicht nur einer Erweiterung, sondern auch, theilweise wenigstens, der Berichtigung bedarf. Ich nehme an, daß auch der geringste Beitrag zur Vervollständigung der Kunde eines so räthselhaften Geschöpfes willkommen ist und will deshalb meine dürftigen Beobachtungen und Das, was ich den Wärtern abfragte, hier kurz zusammenstellen.

Der Aye-Aye ist ein höchst auffallendes Thier. Ich würde ihn, wäre ich sein Entdecker gewesen, Chiromys paradoxus genannt haben. Daß die Madagassen bei seinem Anblick Ausrufe der Verwunderung ausstießen, wurde mir sehr erklärlich; ich habe genau dasselbe gethan.

Das Thier hat buchstäblich mit keinem andern Säuger eine beachtenswerthe Aehnlichkeit. Es erinnert in mancher Hinsicht an die Galagos; doch wird es schwerlich einem Forscher einfallen, es mit diesen in einer Familie zu vereinigen. Der dicke, breite Kopf mit den großen Ohren, welche den breiten Kopf noch breiter erscheinen lassen, die kleinen, gewölbten, starren, regungslosen, aber glühenden Augen mit viel kleinerm Stern, als das Nachtaffenauge ihn besitzt, der Mund, welcher in der That eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Papageischnabel hat, die bedeutende Leibesgröße und der lange Schwanz, welcher, wie der ganze Leib, mit dünn stehenden, aber langen, steifen, fast borstenartigen Grannenhaaren besetzt ist und die so merkwürdigen Hände endlich, deren Mittelfinger aussieht, als ob er zusammengedorrt wäre: diese Merkmale insgesammt verleihen der ganzen Erscheinung etwas so Eigenthümliches, daß man sich unwillkürlich den Kopf zermartert, in der fruchtlosen Absicht, ein diesem Thiere verwandtes Geschöpf aufzufinden.

Es kann für den Thierkundigen, welcher dieses wundersame Wesen lebend vor sich sieht, gar keinem Zweifel unterliegen, daß er es mit einem vollendeten Nachtfreunde zu thun hat. Der Aye-Aye ist lichtscheuer, als jedes mir bekannte Säugethier. Ein Nachtaffe läßt sich wenigstens erwecken, tappt herum, schaut sich die helle Tageswelt verwundert an, lauscht theilnehmend auf das Summen eines vorüberfliegenden Kerbthieres, leckt und putzt sich sogar: der Aye-Aye scheint, bei Tage, wenn man ihn nach vieler Mühe wach gerüttelt, vollkommen geistesabwesend zu sein. Mechanisch, maschinenartig schleppt er sich wieder seinem Dunkelplatze zu, mechanisch rollt er sich zusammen, mechanisch verhüllt er mit dem dicken Schwanze, den er wie einen Reifen um den Kopf schlägt, sein Gesicht. Er

bekundet eine Trägheit, eine Langweiligkeit ohne Gleichen in jeder Bewegung, jeder Handlung. Erst wenn die volle dunkle Nacht hereingebrochen ist, lange nach der Dämmerung, ermuntert er sich und kriecht aus seiner Dunkelkammer hervor, scheinbar noch immer mit Gefühlen der Angst, daß irgend ein Lichtstrahl ihn behelligen möchte. Der Schein einer Kerze, welcher andere Nachtthiere nicht im geringsten anficht, macht ihn eilig zurückflüchten.

Die Bewegungen des Thieres sind langsam und träge, obschon weniger, als man vermuthen möchte. Wenn es gilt, dem störenden Licht sich zu entziehen, beweist der Aye-Aye, daß er unter Umständen sogar ziemlich flink sein kann. Der Gang ähnelt dem anderer Nachtaffen, nur ist er ungleich langsamer. Dabei steht das Thier hinten viel höher, als vorn, wo es sich auf die sehr gebreiteten und stark gekrümmten Finger stützt, und streckt den buschigen Schwanz wagrecht von sich, ohne ihn auf dem Boden schleppen zu lassen. Jeder Schritt wird, wie es scheinen möchte, mit Ueberlegung ausgeführt; Zeit genug zur Ueberlegung nimmt sich das Thier wenigstens. Im Klettern konnte ich es nicht beobachten; es soll dies aber eben so langsam geschehen, wie das Gehen.

Wenn Sonnerat richtig beobachtet hat, muß er es mit einem besonders gutmüthigen Aye-Aye zu thun gehabt haben. Derjenige, welchen ich sah, war nichts weniger als sanft, sondern im Gegentheil sehr reizbar und ungemüthlich. Wenn man sich ihm näherte, fauchte er, wie eine Katze; wenn man ihm die Hand vorhielt, fuhr er unter Ausstoßen derselben Laute wüthend und sehr rasch auf die Hand los und versuchte, sie mit seinen beiden Vorderpfoten zu packen. Dabei zeigte er auffallend viel Verstand: er unterschied zwischen der Hand und einem eisernen Stäbchen. Mit diesem ließ er sich berühren, ohne zu fauchen oder zuzugreifen. Die Wärter, welche große Achtung vor dem Gebiß ihres Schutzbefohlenen an den Tag legten, versicherten, von diesem Unterscheidungsvermögen des Thieres überzeugende Beweise erhalten zu haben: sie waren mehrere Male derb gebissen worden. Eigentlich furchtsam also darf man den Aye-Aye nicht nennen; er ist nur scheu und meidet jede Gesellschaft. Auch nachts bewegt ihn das geringste Geräusch, so eilig als möglich seinen Versteckplatz aufzusuchen.

Die einzige Nahrung, welche man unserm Thiere reicht, ist frische Milch, mit welcher man das gekochte und zerriebene Dotter eines Eies zusammenrührt. Eine kleine Schüssel davon genügt für den täglichen Bedarf. Beim Fressen gebraucht der Aye-Aye seine beiden Hände: er wirft die flüssige Speise mit ihnen in seinen Mund. Fleischkost hat er bis jetzt hartnäckig verschmäht; ob man versucht hat, ihn auch an andere Nahrungsmittel zu gewöhnen, weiß ich nicht. Bei den genannten scheint er gut zu gedeihen; denn er lebt bereits seit dem 12. August vorigen Jahres (1862) in seiner neuen Heimat.

Beachtenswerth scheint mir eine Beobachtung zu sein, welche gemacht wurde. Alle Zweige des Käfigs, welchen dieser Aye-Aye bewohnt, sind von ihm abgeschält und angebissen worden. Er scheint also seine Schneidezähne, welche den Naturforschern soviel Kopfzerbrechen verursacht haben, in ganz eigenthümlicher Weise zu verwenden. Ich glaube aus dieser Verwendung schließen zu dürfen, daß das Thier in der Freiheit auf dürren Bäumen seine Nahrung sucht und wirklich Kerbthiere frißt, wie Sonnerat angiebt. Es schält, so vermuthe ich, mit seinen dazu vortrefflich geeigneten Zähnen die Baumrinde ab, legt damit die Schlupfwinkel gewisser Kerbthiere oder deren Larven bloß, und zieht diese dann mit seinen langen Fingern aus Ritzen und Spalten vollends hervor, um sie zu verspeisen.

* * *

Die Natur liebt keine Sprünge — diese Wahrheit spricht sich bei einer vergleichenden Rundschau in allen drei Reichen hundertfach aus und wird auch dem Uneingeweihten verständlich. Nicht einmal die Klassen scheinen streng geschieden zu sein; denn fast immer bemerken wir, daß eine Gestalt gleichsam ein vermittelndes Bindeglied ist. Als solche sind denn auch alle Arten der letzten Familie unserer Ordnung anzusehen. Diese selbst ist eine vermittelnde, zwischen jener der Affen und vielen anderen stehende: kaum eine Familie oder Sippe aber zeigt so schlagende, allgemein verständliche Uebergangsformen, wie die der Pelzflatterer. Die wenigen Arten, welche man kennt, bilden nur eine

einzige Sippe, aber auch eine eigene Familie: sie lassen sich eben keiner andern Gruppe unterordnen. Weder Affe oder Halbaffe noch Fledermaus, stehen sie einzig für sich allein zwischen beiden da und nur in anderen Ordnungen finden sich ähnliche Gestalten, welche aber mit ihnen durchaus keine Verwandtschaft haben. Der Familien- und Sippenname der Pelzflatterer oder Flattermakis ist Galeopithecus — Wiesel- oder Katzenaffe — und bezeichnet schon an und für sich die Unsicherheit der Ansichten jener ordnenden Forscher, welche den Namen für sie erwählten. Häufig werden sie auch unter dem Namen Dermoptera — Hautflügler — im System aufgeführt, obgleich dieser Name eigentlich überflüssig ist, weil jener immer der maßgebende und zuständige bleibt. In den neueren Sprachen giebt es sehr viele Bezeichnungen für sie, in Folge ihrer Zwitterhaftigkeit. Sie heißen im Deutschen noch fliegender Hund oder Fuchs, fliegende Katze, geflügelter Affe, Flattermaki, wunderbare Fledermaus rc. Auch ihre Stellung im System ist keine gesicherte. Linné bringt sie zu den Makis, Cuvier zu den Fledermäusen, Geoffroy zu den echten Raubthieren, Oken zu den Beutelratzen, und jeder Einzelne scheint sich wegen Dessen, was er gethan, besonders verwahren zu müssen. So stehen die Armen allein und verlassen an der Grenze zweier Ordnungen, verkannt oder wenigstens als nirgends hinpassende, einsame Gesellen in der Thierreihe da und müssen froh sein, daß ihnen nur überhaupt ein stilles Plätzchen angewiesen wurde.

Die Flattermakis sind katzengroße Thiere von schlankem Leibesbau, deren mittellange Gliedmaßen durch eine breite und dicke auf beiden Seiten behaarte Haut verbunden sind. Ihre fünf Zehen haben zurückziehbare Krallennägel und keinen der übrigen Hand entgegensetzbaren Daumen. Der Schwanz ist kurz und steckt mit in der Flatterhaut. Der Kopf ist verhältnißmäßig klein, die Schnauze sehr verlängert und das Gebiß von dem aller Affen und Aeffer abweichend; denn die Zähne bilden eigentlich keine geschlossenen Reihen mehr, und die Schneidezähne des Unterkiefers sind kammartig gezackt oder an ihrer Krone vielfach getheilt. Die Augen sind mäßig groß, die behaarten Ohren klein. Jede Brust hat zwei Zitzen. — Das Merkwürdigste am ganzen Thiere ist seine Flatterhaut. Sie ist keine Flughaut, sondern nur ein Fallschirm, welcher den Leib zu weiten Sprüngen und langsamerem Fallen befähigt. Mit der Flughaut der Fledermäuse hat sie keine Aehnlichkeit. Sie ist eine Fortsetzung der Leibeshaut, beginnt am Halse, verbindet sich mit dem Vorderbein, umhüllt dieses bis zur Hand, verläuft in gleichmäßiger Breite nach der Hinterhand und geht nun endlich nach der Schwanzspitze. So stecken alle Glieder gleichsam in ihr.

Wir beschreiben alle Pelzflatterer, wenn wir eine Art schildern; denn die Unterschiede zwischen den zwei, drei oder vier Arten — die Meinungen sind getheilt — beziehen sich nur auf Größe, Zahnbau und Haarfärbung, sind also ganz unwesentlich zur Darstellung der Lebensverhältnisse unserer Thiere.

Der gemeine oder rothe Flattermaki (Galeopithecus rufus oder volans) ist einen Fuß und zehn Zoll lang, wovon vier Zoll auf den Schwanz zu rechnen sind, und von einem Saum der ausgebreiteten Flughaut zum andern zwei Fuß breit. Die Behaarung ist auf dem Rücken dicht, an den Vorderarmen aber spärlich; die Achselgegend und die Seiten des Leibes sind nackt. Braunroth ist die Hauptfarbe des erwachsenen Thieres; das Junge ist oben bräunlichgrau, an den Seiten dunkelbraun gewellt, und auf den Gliedmaßen und der Flatterhaut licht gefleckt.

Die Heimat des rothen Flattermaki und aller seiner Verwandten sind die Sundainseln, Molukken und Filippinen, auch die Halbinsel Malakka und die sie umgebenden kleinen Eilande.

Bontius erwähnt zuerst der sonderbaren Thiere in seiner Naturgeschichte Indiens. „In Guzurata," sagt er, „giebt es wunderbare Fledermäuse, welche den Reisenden wegen ihrer Größe wie ein Wunder vorkommen. Die Holländer nennen sie geflügelte Affen." Nach ihm haben andere Beobachter ziemlich genaue Schilderungen der Lebensweise dieser Thiere gegeben.

Alle Flattermakis sind Nachtthiere. Bei Tage sieht man sie, wie die Fledermäuse, mit den Hinterbeinen angeklammert, oft massenweise auf dichtbelaubten Baumkronen hängen. Mit Einbruch der Nacht erwachen sie aus ihrem Schlummer, verändern ihre Stellung, indem sie sich mit allen vier Beinen an

die Aeste hängen, den Leib nach unten, putzen und glätten ihr Fell und steigen endlich auf die Zweige hinauf. Ihre scharfen Krallen befähigen sie zu gewandtem und sicherem Klettern, und so können sie sich sehr rasch durch das Gezweig bewegen. Auf dem Boden kriechen sie mühsam und schwerfällig dahin. Sie steigen, ihrer Nahrung nachgehend, Früchte pflückend und Kerbthiere suchend, ganz geräuschlos immer aufwärts, bis sie den Wipfel eines Baumes erklommen haben, dann schweben sie schief nach einer andern Baumkrone herab.

Während das Thier geht oder klettert ist seine Flatterhaut leicht gefaltet zusammen und an den Leib gelegt und hindert deshalb die Bewegung durchaus nicht; wenn es sich des Fallschirms bedienen will, läuft es auf eine Astspitze hinaus, springt von dort mit einem kräftigen Satze ab, streckt in der Luft alle Glieder von sich und schwebt nun langsam, schief von oben nach unten, über Zwischenräume, deren Weite nicht selten zweihundert Fuß betragen soll. Niemals erhebt sich der Flattermaki während seines Schwebens über die Höhe, aus welcher er seinen Sprung begann, sondern immer senkt er sich in einer sehr geneigten Ebene nach unten, und nur durch Klettern erreicht er von dort aus wiederum eine gewisse Höhe, also nie eine größere, als die eines Baumwipfels.



Der gemeine oder rothe Flattermaki (Galeopithecus rufus oder volans).

Alle Flattermakis sind ganz harmlose, sanftmüthige und bei dem Reichthum ihrer Heimat vollkommen unschädliche Geschöpfe. Sie vertheidigen sich nicht einmal, wenn sie angegriffen werden. Unter sich leben sie höchst friedlich. — Das Weibchen wirft zwei Junge, welche sich bald nach der Geburt an seiner Brust festklammern und von ihm mit herumgetragen, sehr geliebt und mit vielem Vergnügen beleckt und geputzt werden. — Die Eingebornen jagen den Thieren nach, um das Fleisch zu erhalten, welches sie als wohlschmeckend rühmen, während die Europäer es höchst widerlich nennen.

Ueber gefangen gehaltene Flattermakis fehlen uns leider noch ausreichende Beobachtungen.

Vierte Ordnung.

Die Flatterthiere (Chiroptera).

Noch ehe bei uns an schönen Sommertagen die Sonne vollkommen zur Rüste gegangen ist, beginnt eine der merkwürdigsten Ordnungen unserer ganzen Klasse ihr eigenthümliches Leben. Aus allen Ritzen, Höhlen und Löchern hervor kriecht eine düstere, nächtige Schar, welche sich bei Tage scheu zurückgezogen hatte, als dürfte sie sich im Lichte der Sonne nicht zeigen, und rüstet sich zu ihrem nächtlichen Werke. Je mehr die Dämmerung hereinbricht, um so größer wird die Anzahl dieser dunklen Gesellen, bis mit eintretender Nacht alle munter geworden sind und nun ihr Wesen treiben. Halb Säugethier, halb Vogel, stellen sie eines jener merkwürdigen Bindeglieder zwischen einer Klasse zur andern dar, und dieser Halbheit entspricht auch ihr ganzer Körperbau und ihre Lebensweise. Sie sind eben weder das Eine noch das Andere ganz: sie sind gleichsam ein Zerrbild der vollendeten Fluggestalt des Vogels, aber auch ein Zerrbild des Säugethiers. Wir bezeichnen die betreffenden Thiere mit dem Namen Fledermäuse, aber nur die allerwenigsten Mitglieder der ganzen Ordnung sind uns bekannt. Unser Vaterland liegt nämlich an der Grenze ihres Verbreitungskreises und beherbergt blos noch kleine, zarte, schwächliche Arten. Im Süden ist es anders.

Je mehr wir uns dem heißen Erdgürtel nähern, um so mehr nimmt die Zahl der Flatterthiere zu und mit der Zahl auch der Wechsel und Gestaltenreichthum. Der Süden ist die eigentliche Heimat der Flatterthiere. Schon in Italien, Griechenland und Spanien bemerken wir den auffallenden Reichthum an Fledermäusen. Wenn dort der Abend naht, kommen sie nicht zu Hunderten, sondern zu Tausenden aus ihren Schlupfwinkeln hervorgekrochen und erfüllen die Luft mit ihrer Menge. Aus jedem Haus, aus jedem alten Gemäuer, aus jeder Felsenhöhle flattern sie heraus, als ob ein großes Heer seinen Auszug halten wolle, und schon während der Dämmerung ist der ganze Gesichtskreis buchstäblich erfüllt von ihnen. Wahrhaft überraschend aber ist die Menge der Flatterthiere, welche man in heißen Ländern bemerkt. Es ist äußerst anziehend und unterhaltend, einen Abend vor den Thoren einer größern Stadt des Morgenlandes oder Indiens zuzubringen. Die Schwärme der Fledermäuse, welche der Abend dort erweckt, verdunkeln buchstäblich die Luft. Sehr bald verliert man alle Schätzung; denn allerorts sieht man Massen der dunklen Gestalten, welche sich durch die Luft fortwälzen. Ueberall lebt es und bewegt es sich, zwischen den Bäumen der Gärten, der Haine oder Wälder schwirrt es dahin, über die Felder flattert es in geringer oder bedeutender Höhe, durch die Straßen der Stadt, die Höfe und Zimmer geht der bewegliche Zug. Hunderte kommen und Hunderte verschwinden. Man ist beständig von einer schwebenden Schar umringt!

Die Flatterthiere oder Handflügler sind vorzugsweise durch ihre äußere Körpergestalt ausgezeichnet. Sie haben im Allgemeinen einen gedrungenen Leibesbau, kurzen Hals und einen dicken, länglichen Kopf mit weiter Mundspalte. In der Gesammtkörperbildung stimmen sie am meisten mit den Affen überein und haben wie diese zwei Brustzitzen. Allein in allem Uebrigen unterscheiden sie sich auffallend genug von den genannten Thieren. Ihre Vorderhände sind zu Flugwerkzeugen

umgewandelt und deshalb riesig vergrößert, der Leib aber ist auf das geringste Maß der Größe zurückgeführt worden. So kommt es, daß die Thiere wohl groß erscheinen, während sie in Wirklichkeit mit die kleinsten Säugethiere sind. Die inneren Leibestheile zeigen eigenthümliche Merkmale. Das Knochengerüst ist immer leicht gebaut, gleichwohl aber kräftig, und die Knochen selbst enthalten niemals luftgefüllte Räume, wie bei den Vögeln. Der Schädel ist in einen zarten Hirn= und einen noch zartern Gesichtstheil deutlich geschieden; alle seine Theile aber sind ohne sichtbare Nähte mit einander verwachsen. Sehr auffallend ist die Bildung des Zwischenkiefers; denn die beiden Aeste desselben sind entweder getrennt oder im Gaumen angeheftet. Die Wirbel sind breit und kurz, die Rippen lang, breit und stark gekrümmt, die Hüftknochen schmal und gestreckt, die Schlüsselbeine und Schulterblätter dagegen dick und stark. Am auffallendsten ist jedoch die Handbildung. Ober= und Unterarm und die Finger der Hände sind außerordentlich verlängert, namentlich die hinteren drei Finger, denn diese sind länger, als der Oberarm. Hierdurch werden die Finger zum Verbreitern der zwischen ihnen sich ausspannenden Flughaut ebenso geschickt, wie zu anderen Dienstleistungen untauglich. Nur der Daumen, welcher an der Bildung des Flugfächers keinen Antheil nimmt, hat mit den Fingern anderer Säuger noch Aehnlichkeit; er ist, wie gewöhnlich, zweigliedrig und kurz und trägt eine starke Kralle, welche dem Thiere beim Klettern und Sichfesthängen die ganze Hand ersetzen muß. Die Oberschenkelknochen sind viel kürzer und schwächer, als die Oberarmknochen, wie überhaupt alle Knochen des Beines auffallend hinter denen des Armes zurückstehen. Die Beine sind ziemlich regelmäßig gebildet: der Fuß theilt sich auch in fünf Zehen, und diese tragen Krallennägel: allein sein Eigenthümliches hat der Fuß doch; denn von der Ferse aus läuft ein nur bei den Fledermäusen vorkommender Knochen, das Spornbein, welches dazu dient, die Flughaut zwischen dem Schwanze und dem Beine zu spannen. So läßt der Bau des Gerippes die Flatterthiere auch wiederum als Mittelglieder zwischen den Vögeln und den vorweltlichen Flugechsen erscheinen. Die Muskeln sind ebenfalls sehr eigenthümlich; denn die Brustmuskeln sind ungewöhnlich stark, und zu den bei anderen Säugethieren vorhandenen kommt ein gänzlich neuer hinzu, welcher mit einem Ende am Schädel, mit dem andern aber an der Hand angewachsen ist, und dazu dient, den Flügel spannen zu helfen. Das Gebiß ähnelt dem der Raubthiere, namentlich der kerffressenden. Es enthält alle Zahnarten in geschlossenen Reihen; die Anzahl und die Form der Zähne ist aber großem Wechsel unterworfen. Starke Kaumuskeln, eine ganz freie Zunge, innere Backentaschen, welche bei einigen vorkommen, ein runzeliger, schlauchförmiger Magen und ein weiter Darmschlauch ohne Blinddarm zeichnen die Thiere außerdem noch wesentlich aus.

Für uns ist jedenfalls die Entwicklung der Haut am merkwürdigsten. Die Häute der Flatterthiere sind es, welche nicht nur die ganze Körpergestaltung, sondern namentlich auch den Gesichtsbau bedingen und somit die Ursache werden, daß die Fledermausgesichter so ungeheuerliche sind. Die breit geöffnete Schnauze trägt allerdings auch mit bei, daß der Gesichtsausdruck ein ganz eigenthümlicher wird: die Hautwucherung an den Ohren und der Nase aber ist es, welche dem Gesicht sein eigenthümliches Gepräge und — nach der Ansicht der Meisten wenigstens — seine Häßlichkeit giebt.

„Keine einzige Thiergruppe," sagt Blasius, „hat eine solche Entwickelung des Hautsystems aufzuweisen. Es zeigt sich Dies in der Ausbildung der Ohren und der Nase, wie in der der Flughäute. Die Ohren haben bei allen Arten eine auffallende Größe. Ihre Länge wird bei einigen Arten von der des Körpers übertroffen, und in der Breite dehnen sich beide Ohren in einzelnen Fällen zu einer einzigen, geschlossenen Ohrenmuschel aus. Bei manchen Arten nimmt die Umgebung der Nasenlöcher und der Nasenrücken in seltsamer Weise an dieser Wucherung den größten Theil, und hierdurch werden Gesichtsbildungen hervorgebracht, welche ihres Gleichen nicht aufzuweisen haben. In der Entwickelung der Flughäute nicht allein, sondern auch in aller übrigen Hautbildung der Ohren= und Nasenhaut haben die Fledermäuse Eigenthümlichkeiten, durch die sie sich von allen übrigen Thierordnungen auffallend unterscheiden und durch welche ihre Bewegung und Lebensweise bis ins Einzelne bedingt scheint."

„Mit der Gestalt der Flughäute hängt die Flugfähigkeit und das Gepräge der Flugbewegung genau zusammen. Eine größere Verschiedenheit in dieser Beziehung ist kaum unter den Vögeln ausgebildet. Die Arten mit langen, schlanken Flügeln haben den raschen und gewandten Flug der Schwalben, die mit breiten, kurzen Flügeln erinnern im Fluge an die flatternde, unbeholfene Bewegung der Hühner. Man kann die Gestalt des Flügels ziemlich genau nach dem Verhältniß der Länge des fünften Fingers zur Länge des dritten oder zur Länge der ganzen Flughaut beurtheilen. Die Länge der Flughaut umfaßt außer der des dritten Fingers noch die des Ober- und Unterarms. Die Breite der Flughaut ist ungefähr durch die Länge des fünften Fingers dargestellt."

„Wer die Fledermäuse in der Natur beobachtet hat, wird eine auffallende Uebereinstimmung in diesen Verhältnissen mit der Schnelligkeit und Gewandtheit in der Flugbewegung der einzelnen Arten anerkennen müssen. Die größte Gewandtheit und Schnelligkeit im Fluge hat unter den deutschen Arten entschieden die frühfliegende Fledermaus. Man sieht sie zuweilen schon vor Sonnenuntergang thurmhoch und in raschen, kühnen Wendungen mit den Schwalben umher fliegen; und diese Art hat verhältnißmäßig den schlanksten und längsten Flügel, über dreimal so lang, als breit. Ihr schließen sich alle diejenigen Arten an, deren Flügel ähnlich gebildet sind. Sie fliegen sämmtlich rasch und hoch, in den manchfaltigsten, oft plötzlichen Wendungen und sind in ihren Bewegungen so sicher, daß sie sogar Sturm und Unwetter nicht scheuen. Der Flügel beschreibt im Fluge in der Regel einen kleinen, spitzen Winkel, und nur bei plötzlichen Wendungen holen sie weiter aus, und so ist der Flug höchst manchfaltig und rasch bei einer leichten, weniger angestrengten Flügelbewegung."

„Die geringste Flugfertigkeit besitzen die Arten, welche zu den Sippen Vespertilio und Rhinolophus gehören. Sie haben im Verhältniß zu den übrigen die breitesten und kürzesten Flügel, meistens kaum drittehalbmal so lang, als breit. Die Flügel dieser Arten beschreiben einen großen, meist stumpfen Winkel. Der Flug ist flatternd, langsam und unsicher. Gewöhnlich fliegen sie niedrig und in gerader Richtung in Straßen und Alleen hin, ohne rasche Biegungen und Seitenbewegungen, einige sogar nur wenige Zoll über dem Boden oder der Wasserfläche."

„Es hält nicht schwer, nach der Höhe des Fluges, der Art der Bewegung und der Größe des Thieres jede Art im Fluge zu unterscheiden; und man kann nicht irre gehen, wenn man aus dem Bau des Flügels auf die Flugfertigkeit schließt." Im Allgemeinen aber ist der Flug aller Handflügler keineswegs ein dauernder, sondern nur ein zeitweiliger. Er wird durch immerwährende Bewegung der Arme hervorgebracht. Der Vogel kann schweben, die Fledermaus nur flattern. Ihr Flattern oder Schwirren wird durch ihren Körperbau sehr erleichtert. Die starken Brustmuskeln des Vorderkörpers, der leichte und eingezogene Unterleib, die bis zu dreifacher Körperlänge ausgedehnten Arme und Hände und die zwischen Armen, Händen und Fingern ausgespannte elastische Haut befördern diese Bewegung, während das Schweben unmöglich wird, weil keiner der Fledermausknochen luftführend ist, die Leibeshöhle nicht die großen Luftsäcke des Vogelleibes enthält und vor Allem, weil das Flatterthier keine Steuer- und Schwingfedern besitzt. Sein Flug ist ein immerwährendes Schlagen auf die Luft, niemals ein längeres Durchgleiten oder Durchschießen derselben ohne Flügelbewegung.

Um leichter ihre Flughaut breiten und aufflattern zu können, befestigen sich alle Handflügler während ihrer Ruhe mit den Krallen der Hinterbeine an irgend einen erhabenen Gegenstand und lassen ihren ganzen Körper nach abwärts hängen. Bevor sie aufflattern, ziehen sie den Kopf von der Brust ab, heben den Arm, breiten die Finger sammt dem Mittelarmknochen aus einander, strecken den in der Ruhe angezogenen Schwanz sammt den Sporen am Fuße, lassen sich los und beginnen nun sogleich und ohne Unterbrechung schnell nach einander mit ihren Armen die Luft zu schlagen. Mit der Schwanzhaut wird gesteuert; aber dieses Steuer ist natürlich bei weitem unvollkommener, als das der Vögel. Eine solche Bewegung bedingt eine ganz eigenthümliche Fluglinie, welche Kolenati sehr bezeichnend eine geknitterte nennt.

Vom Boden können sich die Flatterthiere nicht so leicht aufheben; sie helfen sich aber dadurch, daß sie zuerst die Arme und die Flughaut ausbreiten und ihren Körper durch Unterschieben der Füße

etwas aufrichten, ein oder mehrere Male in die Höhe springen und sich dann flatternd erheben. Ist Dies ihnen geglückt, dann geht der Flug ziemlich rasch vorwärts. Wie ermüdend aber derselbe ist, sieht man am besten daraus, daß die Fledermäuse sich oft schon nach sehr kurzem Fluge zum Ausruhen an Baumäste, Mauervorsprünge und dergleichen anhängen und dann erst wieder ihre Bewegung fortsetzen. Keine Fledermaus würde im Stande sein, in so ununterbrochener Weise zu fliegen, wie z. B. ein Mauersegler, und aus diesem Grunde ist allen Flatterthieren auch eine Winterwanderung, wie Vögel sie unternehmen, geradezu unmöglich.

Uebrigens dienen die Hände der Flatterthiere nicht einzig und allein zum Flattern, sondern auch zum Laufen auf der Erde. Der Gang aller Flatterthiere ist zwar nicht so schlecht, als man von vornherein annehmen möchte, bleibt aber dennoch ein erbärmliches Dahinhumpeln. Das Thier zieht dabei die Hinterfüße unter den Leib, hebt bei seiner Bewegung den Hinterkörper und stößt dadurch den ganzen Leib vorwärts; denn die Handwurzel und namentlich die Daumenkralle dient dem Vorderende nur zur Stütze. Einige Arten laufen übrigens beinahe so schnell, wie eine Ratte. Beim Klettern häkeln sich die Flatterthiere mit der scharfen Kralle des Daumens oder der Hand an und schieben mit den Hinterfüßen wechselseitig nach. Geschickte Bewegungen und Wendungen, wie sie solche im Fluge auszuführen fähig sind, können sie im Gehen oder Klettern nicht machen, und auf die Hinterbeine allein können sie sich gar nicht stellen, weil das Uebergewicht des Körpers nach vorn liegt und die Hinterbeine ganz schwächliche Gliedmaßen sind. Gleichwohl sind dieselben stark genug, den Leib nicht blos den ganzen Tag, sondern während des Winterschlafs — oft vier volle Monate hindurch — fest zu halten und zu tragen. Sehr eigenthümlich ist die Verschiedenheit der Stellungen und Richtungen, welche die Gliedmaßen bei den verschiedenen Bewegungen annehmen können.

Nach diesen Bemerkungen müssen wir noch einmal rückwärts blicken und uns jetzt ausführlicher die Behäutung der Flatterthiere, namentlich die Flatter- oder Flughaut betrachten. Sie ist die Fortsetzung der Oberhaut, der Färbestoff- (Pigment-) Schichten und der Lederhaut beider Leibesseiten, besteht demgemäß aus zwei Platten, von denen die eine vom Rücken, die andere von der Bauchseite herrührt. Außer diesen beiden Platten sind in der Flatterhaut noch eine neue, elastische Haut und zwei Muskelfaserschichten enthalten, welche zwischen den äußeren Theilen liegen. Die erst vor Kurzem aufgefundene elastische Haut ist im hohen Grade dehnbar oder besser zusammenziehbar und zeigt bei etwa dreihundertmaliger Vergrößerung ein höchst eigenthümliches, filzartiges Gewebe. Sie ist für die ganze Flughaut von größter Wichtigkeit, weil durch sie die Ernährung derselben besorgt wird. Außerdem aber wird die äußere Flatterhaut auch noch mit einer schmierigen, öligen, starkriechenden Flüssigkeit besonders eingerieben. Diese Schmiere wird von gelben, plattgedrückten Drüsen abgesondert, welche sich im Gesicht zwischen den Nasenlöchern und Augen befinden und einen oder mehrere Ausführungskanäle besitzen. Das Thier bestreicht seine Flughaut jedesmal nach dem Erwachen und unmittelbar vor dem Flattern und erhält sie so stets geschmeidig und fettig. Die ganze Haut selbst theilt man in die Vorarm-, Flanken-, Finger-, Schenkel- oder Schwanz- und Sporenflatterhaut; die Fingerflatterhaut zerfällt wieder in vier besondere Fächer. Ein Blick auf irgend eine Abbildung wird diese Eintheilungen leicht erkenntlich machen.

Sehr eigenthümlich ist auch der Bau aller Haare der Handflügler. Man kann hier nicht von Grannen- und Wollhaar sprechen. Die einzelnen Haare vereinigen den Zweck beider in sich. An der Wurzel ist das einzelne Haar schmal und rissig, weiter oben zeigt es deutliche, schraubenartige Umgänge, nimmt an Dicke zu, wird dann wieder schwächer, die Umgänge werden undeutlicher, das Haar wird nochmals dicker und verschmälert sich dann endlich gegen die Spitze hin. Die Zahl der Umgänge schwankt zwischen fünf- und elfhundert. Der Zweck dieser merkwürdigen Bauart ist leicht zu begreifen. Sie ersetzen das fehlende Wollhaar, indem sie die von dem Körper ausströmende erwärmte Luft an ihren breiteren Stellen abschließen, gleichsam stauen, und hierdurch dem Thiere seine Wärme erhalten. Es ist sehr zu beachten, daß der Bau der einzelnen Haare bei den verschiedenen Arten ebenfalls ein verschiedener ist. —

Alle Flatterthiere schlafen bei Tage und schwärmen bei Nacht. Die meisten kommen erst gegen die Abenddämmerung zum Vorschein und ziehen sich schon lange vor Sonnenaufgang wieder in ihre Schlupfwinkel zurück; einzelne Arten jedoch erscheinen schon viel früher, manche bereits Nachmittags zwischen drei und fünf Uhr und schwärmen trotz des hellsten Sonnenscheins lustig herum. Jede Art hat ihre eigenthümlichen Jagdgebiete: in Wäldern, Baumgärten, Alleen und Straßen, über langsam fließenden oder stehenden Wasserflächen u. s. w., aber seltener im freien Felde, aus dem sehr einfachen Grunde, weil es dort für sie Nichts zu jagen giebt. In dem reichern Süden finden sie sich auch dort, namentlich über Mais- und Reisfeldern, weil diese stets eine Menge von Kerbthieren beherbergen und hierdurch den Fledermäusen gute Beute liefern. Gewöhnlich streichen sie nur durch ein kleines Gebiet von vielleicht tausend Schritten im Durchmesser. Andere, d. h. die größeren, mögen vielleicht über eine halbe Stunde Wegs durchstreifen, und von den großen südlichen Arten, den sogenannten Flatterhunden, behauptet man, daß sie wohl auch mehrere Meilen weit reisen könnten. Sobald sie müde werden, hängen sie sich, wie ich schon bemerkte, eine Zeit lang auf und schwärmen weiter, nachdem sie ausgeruht haben. Die Fledermäuse scheinen sich gewissermaßen abzulösen; denn die Frühfliegenden schwärmen blos in der Dämmerung, andere nach und vor der Morgendämmerung, wieder andere blos in den mittleren Nachtstunden umher.

Bei Tage halten sich alle Flatterthiere versteckt in den verschiedenartigsten Schlupfwinkeln. Bei uns zu Lande sind hohle Bäume, leere Häuser und seltener auch Felsenritzen oder Höhlen ihre Schlafplätze. Im Süden hängen sich viele Arten frei an die Baumzweige auf, sobald diese ein dichtes Dach bilden, bei weitem die meisten aber wohnen in Höhlen der Gebirge, in alten Ruinen, Tempeln und dergleichen. Gebäude, in denen sie wenig gestört werden, sind ihnen stets erwünschte Aufenthaltsorte. In Südamerika, zuweilen auch bei uns, schlafen sie oft unter Baumrinden. Nicht selten ruhen sie auch in Schornsteinen, und daher ist die oft ausgesprochene und ebenso oft mit Recht bekämpfte Meinung entstanden, daß sie dem Speck und anderm geräucherten Fleische nachgingen. Sie sind in der Aufsuchung ihrer Schlupfwinkel keineswegs sehr wählerisch, nur müssen diese trocken, warm, geschützt und besonders von oben gedeckt sein, wo möglich auch vom Eingang an in die Höhe gehen.

Sie sind gesellig, doch nur unter gewissen Umständen. Manche verschiedene Arten hassen sich und fressen einander auf, wenn sich Dies paßt. Die blutsaugenden Blattnasen z. B. greifen, wie Kolenati sehr hübsch beobachtete, die großöhrigen Fledermäuse an, um ihnen Blut auszusaugen, und diese fressen ihre Feinde dafür auf, handeln also vernünftiger, als Menschen, welche sich von Blutsaugern ihres Geschlechts ruhig brandschatzen lassen, ohne sie unschädlich zu machen.

Die Nahrung der Flatterthiere besteht in Früchten, in Kerbthieren, unter Umständen auch in Wirbelthieren und in dem Blute, welches sie größeren Thieren aussaugen. Die in Europa wohnenden Flatterthiere, bekanntlich nur echte Fledermäuse, verzehren blos Kerbthiere, namentlich Nachtschmetterlinge, Käfer, Fliegen und Mücken. Der Verdacht, daß sie Speck fressen, ist ein vollkommen ungerechtfertigter; denn sie verhungern lieber, ehe sie denselben anrühren, während sie dagegen lebende Kerfe auch in der Gefangenschaft mit Gier verschlingen. Nachtschmetterlinge, Käfer, Fliegen und Mücken bilden ihre Hauptnahrung, und wenn man am Morgen nach warmen Sommernächten in Baumgängen hingeht, findet man gewiß sehr häufig die Ueberbleibsel ihrer Mahlzeiten, namentlich abgefressene Flügel und dergleichen. Ihr Hunger ist außerordentlich; die größeren fressen bequem ein Dutzend Maikäfer, die kleinsten ein Schock Fliegen, ohne gesättigt zu sein. Größere Kerfe stemmen sie, nachdem sie dieselben gefangen haben, an die Brust und fressen sie so langsam hinter; kleinere werden ohne weiteres verschlungen. Je lebhafter ihre Bewegung ist, um so mehr Nahrung bedürfen sie, und aus diesem Grunde sind sie für uns außerordentlich nützliche Thiere, welche die größtmöglichste Schonung verdienen. Nicht so ist es mit den blutsaugenden Fledermäusen, welche zuweilen recht schädlich werden können, oder auch mit den Fruchtfressern aus unserer Ordnung, welche nicht selten ganze Fruchtpflanzungen, zumal Weinberge zerstören.

Eine recht hübsche Beobachtung hat neuerdings Heuglin gemacht: die Fledermäuse Afrikas ziehen ihrer Nahrung wegen den Herden nach!

„In den Bogosländern," sagt dieser Forscher, „wird sehr starke Viehzucht getrieben, und die Herden kommen, wenn in ferneren Gegenden bessere Weide und mehr Trinkwasser sich finden, oft monatelang nicht zu den Wohnungen der Besitzer zurück. Bei unserer Ankunft in Keeren waren alle Rinderherden sammt den Miriaden von Fliegen, welche sie überall hin begleiten, in den Tiefländern des Barka und Fledermäuse hier außerordentlich selten. Gegen Ende der Regenzeit sammelten sich auf etwa einen Monat fast alle den hiesigen Bogos gehörigen Herden in der nächsten Umgebung, und gleichzeitig erschienen auch die kerbthierfressenden Dämmerungs- und Nachtfledermäuse in ganz unglaublicher Zahl; mit Abzug der letzten Herde verschwanden auch sie wieder spurlos. In der Nacht vom 30. September auf den 1. October lagerten wir auf einer drei Stunden südlich von Keeren gelegenen Hochebene in der Nähe von Umzäunungen, welche zu Aufnahme von Rindvieh bestimmt waren. Da sich die Herden in anderen Theilen des Gebirgs befanden, beobachteten wir nur ein oder zwei Fledermäuse auf der für diese Familie äußerst günstigen Oertlichkeit. Tags darauf kehrten die Herden an die besagte Stelle zurück und schon an demselben Abend hatte die Zahl der Fledermäuse ganz auffallend zugenommen. Es entsteht nun die Frage, ob sie wirklich ihre Standorte ändern oder von denselben aus allabendlich oft weite Jagdflüge machen, um die Fliegen aufzusuchen, welche die Herden begleiten. Ich glaube an eine Veränderung der Standorte, weil an den betreffenden Stellen die Thiere Abends so zeitig erschienen, daß sie unmöglich auf dem Platze sein könnten, ohne stundenlange Reisen bei Tag gemacht zu haben, und ich habe hier niemals Fledermäuse vor der Abenddämmerung fliegend entdecken können."

Ich meinestheils habe während meiner früheren Reisen in Afrika nicht eben sehr auf die Fledermäuse geachtet, wohl aber auf meinem letzten Jagdausfluge nach ebendenselben Gegenden, von denen Heuglin spricht, und kann ihm nur Recht geben. Deshalb erscheint es mir nun auch durchaus nicht mehr unwahrscheinlich, daß weit mehr unserer Flatterthiere, als wir annehmen, wirklich wandern, wenn auch in beschränkterer Weise, als die Vögel. Daß einige Fledermäuse bei uns manchmal von der Höhe zur Tiefe und umgekehrt zogen, ja, daß sie gegen den Winter hin nach südlicher gelegenen Gegenden pilgern, war längst bekannt. —

Die Verdauung aller Flatterthiere ist sehr lebhaft. An ihren Schlupfwinkeln sammeln sich deshalb auch bald große Kothhaufen an, und diese haben einen so durchdringenden Geruch, daß ganze Gebäude von den Thieren förmlich verpestet werden können. Sehr eigenthümlich ist die Art und Weise, wie sie sich ihres Unraths entleeren. Man kann Dies von vornherein annehmen, wenn man eine aufgehängte Fledermaus ansieht; doch muß man sie bei jenem Geschäft beobachtet haben, wenn man sich eine rechte Vorstellung machen will. Jede Fledermaus, welche ihren Koth von sich geben will, muß sich nämlich in eine wagrechte Lage bringen, um misten zu können. Sie läßt dabei einen ihrer Hinterfüße los und stößt mit ihm gegen die Decke, um in eine schaukelnde Bewegung zu gelangen. Nachdem sie gehörig in Schwung gekommen ist, greift sie mit der Daumenkralle des ausgestreckten Armes an die Decke oder an eine andere, ihr nahe hängende Fledermaus und klammert sich hier an. Nunmehr ist sie in der geeigneten Lage, um ihr Bedürfniß verrichten zu können.

Wärme ist für alle Flatterthiere eine durchaus nothwendige Bedingung. In dem kalten Erdgürtel kommt keine Fledermaus vor, auch bei uns sind sie noch immer nicht besonders zahlreich, weder an Arten, noch an Stückzahl, während sie im Süden in ungeheuren Massen auftreten. Die meisten Arten werden schon durch Wind, Regen oder rauhe Witterung in ihren Schlupfwinkeln zurückgehalten. Andere fliegen zwar an kalten Abenden, doch auch nur kurze Zeit, sie kehren immer so schnell als möglich wieder nach ihren Schlupfwinkeln zurück. Bei wirklichem Winde fliegen blos diejenigen Arten, welche einem starken Luftzug trotzen können, d. h. alle die schmalflügligen. Einige Arten verlassen, wie ich oben bemerkte, ihre Wohnorte bei Beginn der rauhern Jahreszeit und wenden sich mehr der Tiefe oder dem Süden zu; — leider aber fehlen uns über solche Reisen noch genügende Beobachtungen.

Während des Sommers kehren unsere Fledermäuse in der Regel täglich nach demselben Schlupfwinkel zurück, verlassen diesen jedoch nach einer Störung für lange Zeit oder für immer.

Mit Eintritt der Kälte fallen alle Fledermäuse, welche nicht wandern, in einen mehr oder weniger tiefen Winterschlaf. Jede Art sucht sich hierzu einen möglichst vor den Einflüssen der Witterung geschützten Schlupfwinkel auf: Höhlen, Kellergewölbe, warme Dächer, Dachsparren in der Nähe von Essen und dergleichen. Hier findet man sie in Klumpen, oft zu Hunderten, an den Hinterbeinen aufgehängt und dicht zusammengedrängt, manchmal auch mit anderen Arten vereinigt, selbstverständlich nur mit solchen, mit welchen sie immer in freundschaftlichen Verhältnissen zusammenleben. Höchst selten gesellen sich auch Arten, welche sonst mit einander in offener Fehde leben. Ihre Blutwärme sinkt mit der Wärme der äußern Luft herab, nicht selten bis auf vier, ja wie man sagt, bis auf einen Grad Reaumur, während die Blutwärme sonst $24^3/_4$ Grad Reaumur ist, und nun erstarren sie. Wenn aber die äußere Kälte so groß wird, daß das ohnehin nur noch gering erwärmte Blut derselben nicht mehr widerstehen kann, erwachen die Fledermäuse und beginnen, sich zu regen. Nicht selten erfrieren sie aber auch, zumal gefangene, welche man einer bedeutenden Kälte aussetzt. Solange die Kälte anhält, hängen sie ganz ruhig, an wärmeren Wintertagen aber beginnen sie, sich zu rühren, und manche Arten fliegen zuweilen mitten im Winter bei Thauwetter und Schnee umher. Wenn sie anfangen aufzuwachen, steigt ihre Blutwärme rascher, als die Wärme der Luft. Nach der Witterung und der Verschiedenheit der Arten ist die Tiefe des Winterschlafs sehr verschieden. Nur wenige Arten schlafen ununterbrochen und, wie es scheint, die größeren Arten länger, als die kleineren. Die Zeit, in welcher die erwachenden Fledermäuse im Frühjahr wieder zum Vorschein kommen, ist sehr verschieden. Die kleineren Arten erscheinen zuerst, die größeren später.

Schon wenige Wochen nach dem Ausfliegen im Frühjahr macht sich die Liebe geltend. Die Thiere leben jetzt paarweise und begatten sich. Unter starkem und schwirrendem Geschrei verfolgen die Männchen ihre Weibchen, jagen und necken sie, stürzen sich mit ihnen aus der Luft herab und treiben allerhand Kurzweil. Wahrscheinlich geschieht die Begattung selbst sitzend in Löchern; bisher hat sie noch kein Naturforscher beobachtet. Bald nach ihr trennen sich beide Geschlechter, und die Weibchen bewohnen nun gemeinschaftliche Schlupfwinkel, während die Männchen mehr einzeln, oft in ganz anderen Gegenden umherstreifen. Mein Vater beobachtete, daß letztere nach der Begattung ganz für sich leben und stets einzeln, während die Weibchen sich zusammenrotten und gemeinschaftlich in den Höhlungen der Bäume oder in anderen Schlupfwinkeln wohnen; er hält es für sehr wahrscheinlich, daß keine männliche Fledermaus in diese Frauengemächer eindringen darf. Unter Dutzenden von Fledermäusen, welche zusammen gefunden wurden, fand er und später auch Kaup niemals ein Männchen, sondern immer nur trächtige Weibchen.

Wenige Wochen nach der Begattung (man nimmt an, nach fünf bis sechs) werden die Jungen geboren. Man hat Dies in der Gefangenschaft mehrere Male beobachtet. Das kreisende Weibchen hängt sich gegen seine Gewohnheit mit der scharfen Kralle beider Daumen der Hände auf, krümmt den Schwanz mit seiner Flatterhaut gegen den Bauch und bildet somit einen Sack oder ein Becken, in welches das zu Tage kommende Junge fällt. Sogleich nach der Geburt beißt die Alte den Nabelstrang durch, und das Junge häkelt sich, nachdem es von der Mutter abgeleckt worden ist, an der Brust fest und saugt. Die blattnäsigen Fledermausweibchen haben in der Nähe der Schamtheile zwei kurze, zitzenartige Anhängsel von drüsiger Beschaffenheit, an welche sich die Jungen während der Geburt sofort anfangen, um nicht auf die Erde zu fallen, weil diese Fledermäuse während des Gebärens ihren Schwanz zwischen den beiden eng an einander gehaltenen Beinen zurück auf den Rücken schlagen und keine Tasche für das an das Licht tretende Junge bilden. Später kriechen auch diese Jungen zu den Brustzitzen hinauf und saugen sich dort fest.

Alle Flatterthiere tragen ihre Jungen während ihres Fliegens mit sich herum und zwar ziemlich lange Zeit, selbst dann noch, wenn die kleinen Thiere bereits selbst recht hübsch flattern können und zeitweilig die Brust der Alten verlassen. Daß Letzteres geschieht, habe ich an Fledermäusen

beobachtet, welche ich in den Urwäldern Afrikas an Bäumen aufgehängt fand. — In etwa fünf bis sechs Wochen haben die Jungen ihre volle Größe erreicht.

Es ist sehr möglich, daß die freilebenden Fledermäuse, welche während ihrer Schwangerschaft zusammenwohnen, auch ihre Jungen in einer Höhlung zur Welt bringen; vielleicht schon deshalb, um sich gemeinschaftlich zu versorgen und zu erwärmen. Wenn die Jungen flugbar sind, ändert sich die Sache; dann haben nicht nur diese, sondern auch die Männchen im Frauengemache Zutritt.

Eine noch ungeborne Fledermaus hat ein sehr merkwürdiges Ansehen. Wenn sie soweit ausgebildet ist, daß man ihre Glieder erkennt, die Flughaut aber noch nicht wahrnehmen kann, hat sie mit einem ungebornen Menschenkinde viel Aehnlichkeit. Die Hinterfüße sind nämlich noch viel kleiner, als die vorderen, und die vortretende Schnauze zeigt das Thierische; aber der Bau des Leibes, der kurze, auf dem Brustkorbe sitzende Hals, die breite Brust, die ganze Gestalt der Schulterblätter und besonders die Beschaffenheit der Vorderfüße, welche mit ihren noch kurzen Fingern halbe Hände bilden: alles Dies erinnert an den menschlichen Keim im ersten Zustande seiner Entwickelung.

Die Sinne der Flatterthiere sind vortrefflich, aber bei den verschiedenen Arten sehr ungleichförmig entwickelt. Einzelne Sinneswerkzeuge zeichnen sich, wie ich bereits in der Einleitung andeutete, durch höchst sonderbare Anhängsel und eigenthümliche Vergrößerungen aus.

Wahrscheinlich steht der Geschmackssinn auf der tiefsten Stufe, doch ist auch er keineswegs stumpf zu nennen, wie die Beschaffenheit der Zunge, die Weichheit der Lippen und der Nervenreichthum beider schon im voraus schließen läßt. Außerdem hat man auch Versuche gemacht, welche die Schärfe des Sinnes beweisen. Wenn man nämlich schlafenden, selbst halb erstarrten Fledermäusen einen Tropfen Wasser in die geöffnete Schnauze giebt, nehmen sie denselben ohne weiteres an und schlucken ihn hinter. Giebt man ihnen dagegen Branntwein, Tinte oder sonst eine übelschmeckende Flüssigkeit, so wird Alles regelmäßig zurückgewiesen. Nicht minder ausgebildet ist das Auge. Im Verhältniß zur Größe des Körpers muß man es groß nennen, namentlich der Stern ist einer bedeutenden Erweiterung fähig. Allein das Auge kann manchen Arten ganz fehlen, ohne daß sie eine bemerkliche Beeinträchtigung dadurch erleiden. Der Gesichtssinn wird überhaupt durch Geruch, Gehör und Gefühl wesentlich unterstützt. Man hat mehrfach den Versuch gemacht, Fledermäuse zu blenden, indem man ihnen einfach ein Stückchen englisches Pflaster über die Augen klebte. Sie flogen aber trotz ihrer Blindheit noch genau ebenso geschickt im Zimmer umher, als sehend, und verstanden es meisterhaft, allen möglichen Hindernissen, z. B. vielen, in verschiedenen Richtungen durch das Zimmer gezogenen Faden, auszuweichen. Der Sinn des Gefühls mag wohl größtentheils in der Flatterhaut liegen; wenigstens scheint Dies aus allen Beobachtungen hervorzugehen. Weit ausgebildeter aber als dieser Sinn sind Geruch und Gehör. Die Nase ist bei allen echten Fledermäusen in hohem Grade vollkommen. Nicht blos, daß sich die Nasenlöcher weit und breit öffnen und durch eigenthümliche Muskeln bald geöffnet, bald geschlossen werden können, besitzen die Thiere auch noch große, blätterartige, ausgedehnte Anhängsel, welche jedenfalls nur dazu dienen können, den Geruch zu steigern. In ähnlicher Weise ist auch das Ohr gebaut. Es besteht aus einer sehr großen Ohrmuschel, welche oft bis gegen den Mundwinkel ausgezogen, mit besonderen Lappen und Ausschnitten versehen ist und außerordentlich leicht bewegt werden kann. Zudem ist noch eine große, bewegliche, verschiedenartig geformte Klappe, der Ohrdeckel, vorhanden, welcher dazu dient, bei stärkeren Geräuschen oder Tönen, als sie die Fledermaus vertragen kann, das Ohr zu schließen und somit dem Thiere eine Qual zu ersparen, während dasselbe Anhängsel, wenn es gilt, ein sehr leises Geräusch zu vernehmen, gerade auch dazu dient, den schwachen Schall noch aufzufangen. Es ist unzweifelhaft, daß die Fledermaus vorbeifliegende Kerbthiere schon in ziemlicher Entfernung hört und durch ihr scharfes Gehör wesentlich in ihrem Fluge geleitet wird. Schneidet man die blattartigen Ansätze oder die Ohrlappen und Ohrdeckel ab, so werden alle Flatterthiere in ihrem Fluge ganz irre und stoßen überall an.

Die geistigen Fähigkeiten der Flatterthiere sind keineswegs so gering, als man gern annehmen möchte, und strafen den auf ziemliche Geistesarmuth hindeutenden Gesichtsausdruck Lügen. Ihr Gehirn

ist groß und besitzt Windungen. Hierdurch ist schon angedeutet, daß ihr Verstand kein geringer sein kann. Alle Flatterthiere zeichnen sich durch einen ziemlich hohen Grad von Gedächtniß und einige sogar durch verständige Ueberlegung aus. Daß sie nach dem Flattern stets dieselben Orte wieder aufsuchen und sich für den Winterschlaf immer äußerst zweckmäßige Orte wählen: Dies allein schon beweist, daß sie nicht so dumm sind, als sie aussehen. Ihre Feinde kennen sie sehr gut und verstehen ihnen ganz schlau zu begegnen, wie sie ihrerseits wieder die kleineren Thiere, denen sie nachstellen, zu überlisten wissen. So erzählt Kolenati, daß eine Fledermaus, welche in einer Lindenallee jagte das Weibchen eines Schmetterlings verschonte, weil sie bemerkt hatte, daß dieses viele Männchen heranlockte, welche sie nun nach und nach wegschnappen konnte. Daß die Fledermäuse bei guter Behandlung sehr zahm und ihrem Herrn zugethan werden können, ist von vielen Gelehrten und Naturfreunden beobachtet worden. Einzelne Forscher brachten die Thiere bald dahin, ihnen Nahrung aus der Hand wegzunehmen oder sich solche aus Gläsern herauszuholen, sobald sie einmal bemerkt hatten, um was es sich handele. Mein Bruder hatte eine Ohrenfledermaus soweit gezähmt, daß sie ihm durch alle Zimmer folgte und, wenn er ihr eine Fliege hinhielt, sich augenblicklich auf seine Hand setzte, um jene zu fressen. Die größeren Flatterthiere sind wirklich liebenswürdig in der Gefangenschaft; sie werden außerordentlich zahm und zeigen sich sehr verständig. Wenn man Schmetterlinge an Angeln hängt, um sie damit zu fangen, wird man sich stets vergeblich bemühen. Sie kommen heran, untersuchen das schwebende Kerbthier, bemerken aber auch sehr bald das feine Roßhaar, an welches die Angel befestigt ist, und lassen es dann vorsichtig unberührt, selbst wenn sie wenig Futter haben sollten.

Der Nutzen, welchen die meisten Mitglieder der sehr zahlreichen Ordnung dem Menschen leisten, übertrifft den Schaden, welchen sie ihm unmittelbar zufügen, weit. Gerade während der Nachtzeit fliegen sehr viele von den schädlichsten Kerbthieren und zeigen sich somit dem Auge ihrer Feinde. Außer den Ziegenmelkern, den Kröten, den Ziefeln und Spitzmäusen stellen um diese Zeit nur noch die Fledermäuse dem ewig kriegsbereiten, verderblichen Heere nach, und die auffallende Gefräßigkeit, welche allen Fledermäusen eigen ist, vermag in der Vertilgung der Kerfe wirklich Großes zu leisten. Jedermann, der Dies bedenkt, muß einsehen, welch großes Unrecht man thut, wenn man aus bloser Abneigung und ohne Zweck, wie es so häufig geschieht, die unschädlichen Thiere geradezu todt schlägt, sobald man sie findet. Es wäre wirklich zu wünschen, daß auch von Regierungs wegen ihre Verfolgung streng untersagt würde. Daß sie eine besondere Lust verspüren sollten, Frauen in die Haare zu fliegen, ist eine alberne Erfindung von Leuten, welche sich niemals mit Naturgeschichte beschäftigt haben, und die Zimperlichkeit, mit welcher viele Menschen, namentlich Frauen, die Thiere ansehen, ist einestheils nicht zu entschuldigen und auf der andern Seite doch wahrhaftig nicht bestimmend, um Vertilgungsmaßregeln gegen so nützliche Thiere irgendwie zu rechtfertigen. Die bei uns wohnenden Fledermäuse bringen, wie eben bemerkt, nur Nutzen, und die, welche schädlich werden, gehen uns eben zunächst Nichts an. Der Schaden dieser Wenigen ist übrigens auch nicht so bedeutend, als gewöhnlich gesagt wird. Nach den neueren und zuverlässigsten Berichten töden die blutsaugenden Fledermäuse niemals größere Thiere oder Menschen, selbst wenn sie mehrere Nächte nach einander ihre Nahrung aus deren Leibern schöpfen sollten, und die fruchtfressenden Flatterthiere leben in Ländern, wo die Natur ihre Nahrung so reichlich erzeugt, daß der Verbrauch derselben durch sie eben nur da bemerklich wird, wo der Mensch mit besonderer Sorgfalt sich gewisse Früchte erzeugt, z. B. in Gärten; Früchte aber kann man durch Netze und dergleichen vor ihnen schützen. Somit dürfen wir die ganze Ordnung als ein höchst nützliches Glied in der Kette der Wesen betrachten.

Die Zahl der vorweltlichen Fledermäuse, von denen man Kunde erlangt hat, ist sehr gering. In dem Bernsteine hat man Fledermaushaare und in verschiedenen Steinbrüchen versteinerte Knochenüberreste der Handflügler gefunden. Die Zahl der jetzt lebenden Flatterthiere aber ist sehr bedeutend. Man kennt etwa 250 sicher unterschiedene Arten, von denen auf Europa ungefähr 30 kommen. Dabei

herrscht eine außerordentlich große Formverschiedenheit, trotz der Aehnlichkeit im Ganzen, und deshalb ist die Eintheilung der Flatterthiere und die Bestimmung derselben selbst für Forscher sehr schwierig. Uns genügt es vollkommen, wenn wir einige der eigenthümlichsten Formen betrachten.

Die erste Familie wird gebildet durch die fruchtfressenden Fledermäuse (Pteropus).

Alle zu dieser Familie gehörigen Thiere bewohnen ausschließlich die wärmeren Gegenden der alten Welt, namentlich den Osten Afrikas und den Süden Asiens. Ihrer Größe wegen sind sie seit den ältesten Zeiten als wahre Ungeheuer verschrien worden. Sie, die harmlosen und gemüthlichen Thiere, hat man als scheußliche Harpien und furchtbare Vampire angesehen; unter ihnen suchte man die greulichen Wesen der Einbildung, welche sich auf den Menschen während des Schlafs setzen und ihm das Herzblut aussaugen sollten; in ihnen sah man die zur ewigen Verdammniß verurtheilten Geister Verworfener, welche durch ihren Biß ganz unschuldige Menschen ebenfalls wieder zu Verworfenen verwandeln könnten. Kurz, der blühendste Aberglaube beschäftigte sich nach Kräften mit diesen Säugethieren, welche weiter Nichts verschuldet haben, als etwas eigenthümlich gebildet zu sein, und in ihrer Ordnung einige kleine und eben wegen ihrer geringen Größe ziemlich unschädliche Mitglieder zu besitzen, die sich des Frevels der Blutaussaugung allerdings schuldig machen.

Die Naturwissenschaft kann die abergläubischen Leute — denn heute noch giebt es gerade genug Unwissende, welche in der Natur vollkommen fremd sind und in unseren Thieren scheußliche Vampire zu sehen glauben — besser über die fruchtfressenden Fledermäuse oder Flughunde belehren. Dieselben haben so ziemlich die Fledermausgestalt, aber eine viel bedeutendere Größe und einen ganz anders gebildeten Kopf. Der ist nämlich ein wirklich gemüthlicher Hunde- oder Fuchskopf, und deswegen haben die Thiere den Namen von Flughunden oder fliegenden Füchsen erhalten. Die Flatterhaut ist der anderer Fledermäuse ganz ähnlich und deshalb auch die Gliederung der Arme und Beine. Außer dem Daumen hat aber noch der Zeigefinger den krallenförmigen Nagel. Der Nase fehlt der Hautansatz stets, und die Ohren sind niemals mit einer Klappe versehen. Hierdurch kennzeichnen sie sich also leicht vor den übrigen Fledermäusen.

Die Flughunde bewohnen am liebsten dunkle Waldungen und bedecken bei Tage oft in unzählbarer Menge die Bäume; denn sie ziehen sich weniger in Spalten, Löcher, Höhlen, unter Baumrinden zurück, sondern hängen frei, reihenweise an den Aesten, Kopf und Leib mit den Flügeln umhüllt. In hohlen Bäumen findet man sie wohl auch und zwar zuweilen in einer Anzahl von mehreren hundert Stück. In den düstern Urwäldern fliegen sie manchmal auch bei Tage umher: ihr eigentliches Leben beginnt aber, wie das aller Flatterthiere, erst mit der Dämmerung. Ein scharfes Gesicht und eine vortreffliche Spürnase lassen sie bald die Bäume ausfindig machen, welche gerade saftige und reife Früchte besitzen, und zu diesen kommen sie nun zwar einzeln, sammeln sich aber bald in großen Scharen und sind im Stande, einen solchen Baum vollkommen kahl zu fressen. In Weinbergen erscheinen sie ebenfalls nicht selten in bedeutender Anzahl, und dann richten sie sehr großen Schaden an; denn sie wissen sehr wohl, was gut schmeckt, und nehmen blos die reifen und süßen Früchte: die anderen überlassen sie den übrigen Fruchtfressern. Zuweilen unternehmen sie in dicht gedrängten Scharen weitere Wanderungen, ja man traut ihnen zu, daß sie von einer Insel auf die andere fliegen, und in Wahrheit läßt sich wohl Nichts gegen diese Ansicht sagen. Die Früchte saugen sie mehr aus, als sie dieselben fressen, und einige sollen sogar mit dem Safte der Blumen vorlieb nehmen. Man sagt, daß sie den Faserstoff der Früchte auszuspeien pflegen, doch ist es ausgemacht, daß sie manche Früchte auch gänzlich auffressen. Süße und duftige Früchte werden von ihnen allen anderen entschieden vorgezogen, und deshalb sind Bananen, Pandangs, Pfirsiche, Misteln, wohlschmeckende Beeren, zumal Trauben ihre Lieblingsnahrung. Wenn sie einmal in einem Fruchtgarten eingefallen sind, fressen sie die ganze Nacht hindurch und machen dabei ein Geräusch, daß man sie schon aus weiter Entfernung vernehmen kann. Man muß bestimmte Bäume in Gegenden, wo die Flughunde häufig

sind, durch Netze oder Geflechte schützen; anders kann man sich vor ihren Räubereien nicht verwahren, da sie ja mit Leichtigkeit über alle Umzäunungen, die anderen Thieren Hindernisse sein könnten, hinwegfliegen. Durch Schüsse und dergleichen lassen sie sich nicht vertreiben. Sie fliegen dann höchstens von einem Baume auf den andern und setzen dort ihre Mahlzeit fort.

Bei Tage sind sie sehr furchtsam und ergreifen augenblicklich die Flucht, sobald sie etwas Verdächtiges bemerken. Ein Raubvogel bringt sie in die größte Aufregung und ein heftiger Donnerschlag oder ein Schuß geradezu in Verzweiflung. Sie stürzen dann ohne weiteres von oben zur Erde herab, und hier rennt nun eine schwarze oder graue oder braune Schar im tollsten Eifer aus einander, klettert an allen erhabenen Gegenständen, selbst an Pferden und Menschen gewandt in die Höhe, ohne sich beirren zu lassen, hängt sich fest, breitet die Flügel, thut einige Schläge und fliegt dahin, um sich ein anderweitiges Versteck zu suchen. Ihr Flug ist rasch und lebhaft des Nachts, aber nicht eben hoch; bei Tage jedoch treibt sie ihre Furchtsamkeit öfters in eine Höhe von mehreren hundert Fuß empor. Sie können nur von erhabenen Gegenständen abfliegen, niemals von der Erde, sind aber ganz geschickt auf dieser und laufen wie die Ratten umher, klettern auch vorzüglich an Baumstämmen und Aesten bis in die höchsten Wipfel hinauf. Sie schreien viel und zwar, wenn sie ruhig an einem Baume sitzen, ganz eigenthümlich zischend und kreischend, zuweilen auch ähnlich wie die Gänse.

Das Weibchen bringt einmal im Jahre ein oder zwei Junge zur Welt, welche sich an den Brüsten festhalten und von ihr, wie Gleiches auch bei anderen Fledermäusen geschieht, im Fluge herumgetragen werden. Die Jungen sollen von den Müttern sehr geliebt werden.

In der Gefangenschaft werden sie schon nach wenigen Tagen zahm und gewöhnen sich leicht an die Personen, welche sie pflegen, zeigen sogar eine gewisse Anhänglichkeit für sie. Sie nehmen ihnen bald das Futter aus der Hand und versuchen weder zu beißen, noch zu kratzen. Anders ist es, wenn man sie flügellahm geschossen hat oder sie plötzlich fängt; dann wehren sie sich und beißen ziemlich derb. Man nährt sie in der Gefangenschaft mit gekochtem Reis, Brod und Zuckerrohr und kann sie lange erhalten. Besonders gern trinken sie Zuckerwasser mit Reis. Wenn man ihnen Speisen und Getränke in der hohlen Hand vorhält, gewöhnt man sie bald daran, diese wie ein Hund zu belecken. Bei Tage sind sie meist ruhig, Abends aber geht ihr Leben an, und sie lärmen dann tüchtig im Käfig herum.

Der Nutzen, welchen diese Flatterthiere bringen, mag den Schaden so ziemlich aufheben. Sie werden gegessen, und man behauptet, daß das Fleisch trotz seines unangenehmen Bisamgeruchs wohlschmeckend und dem Kaninchen- oder Feldhühnerfleische ähnlich sein soll. Namentlich werden die jungen Thiere gerühmt, welche erst ein Alter von fünf Monaten erreicht haben. Selbst ihren Pelz soll man benutzen können.

Es ist sehr anziehend und unterhaltend, die Ansichten der verschiedenen Völker über unsere Thiere kennen zu lernen. Schon Herodot spricht von großen Fledermäusen in Arabien, welche auf der in Sümpfen wachsenden Pflanze Casia sich aufhalten, sehr stark sind und fürchterlich schwirren. Die Leute, welche die Casia sammeln, bedecken ihren ganzen Leib und das Gesicht bis auf die Augen mit Leder, um sie hierdurch von ihren Gesichtern abzuhalten, und dann erst können sie Ernte halten. Strabo erzählt blos, daß es in Mesopotamien, in der Nähe des Euphrat, eine ungeheure Menge Fledermäuse gäbe, welche viel größer wären, als an anderen Orten. Er berichtet auch, daß sie gefangen und gegessen würden. Der Schwede Köping behauptet, daß die Flatterhunde des Nachts in ganzen Herden hervorkämen, sehr viel Palmensaft söffen, davon ganz betrunken würden und dann wie todt auf den Boden fielen. Er selbst habe einen solchen gefangen und an die Wand genagelt. Er habe aber die Nägel benagt und sie so rund gemacht, als wenn man sie befeilt hätte. Jeder unkundige, gebildete Europäer, namentlich die weibliche Hälfte unsers Volks, erblickt in den Thieren, sobald sie dieselben zu Gesicht bekommen, augenblicklich die entsetzlichen Vampire und fürchtet sich fast vor den Ungeheuern. Die Hindus dagegen sehen in ihnen heilige Wesen. Als sich Hügel in Nurpur befand und Abends durch die Straßen ging, sah er über sich ein Thier fliegen, schoß mit

11*

seiner Doppelflinte nach ihm und erlegte eine Fledermaus von der Größe eines **Marders**. Augenblicklich rotteten sich die Leute zusammen, erhoben ein furchtbares Geschrei und ein wüthendes Geheul und hielten ihm das gellende, kreischende Thier vor. Er sicherte sich dadurch, daß er sich mit dem Rücken an die Wand lehnte und die Flinte vorstreckte, konnte aber den Aufruhr nur dadurch beschwichtigen, daß er sagte, er habe das Thier für eine Eule gehalten.

Die größte Art der Fruchtfresser ist der **fliegende Hund** oder **Kalong** (Pteropus edulis). Seine Körperlänge beträgt $1^1/_4$ Fuß, seine Flugweite fünf Fuß und darüber. Der Körper ist



Der fliegende Hund oder Kalong (Pteropus edulis).

lang gestreckt, seine Behaarung rauh, bei alten Thieren, namentlich auf dem Rücken, dicht, auf der Unterseite aber dünner. Die Schnauze ist hundeartig, die nackten, langen Ohren sind zugespitzt. Die Flughaut ist, wie aus der Angabe der Breite hervorgeht, außerordentlich entwickelt, bildet aber zwischen den Schenkeln nur einen schmalen Hautsaum, während sie sich bei den Fledermäusen zu einem großen Lappen ausdehnt. Ein Schwanz fehlt den Flatterhunden gänzlich. Die Färbung des Pelzes ist auf dem Rücken tief braunschwarz, am Bauche rostigschwarz oder selbst tiefschwarz, am Hals und Kopf aber rostiggelbroth. In der Jugend ist die Flatterhaut braun, mit zunehmendem Alter des Thieres wird sie dunkler.

Der **Kalong** ist auf den indischen Inseln, namentlich auf Java, Sumatra, Banda und Timor häufig und lebt wie alle seine Familienmitglieder in größeren Wäldern, wo er sich in der angegebenen Weise an den Zweigen aufhängt; Abends fällt er in ungeheuren Scharen in die Obstgärten ein und richtet daselbst gräuliche Verwüstungen an, weil gewöhnlich Flüge von Hunderten auf einen einzigen Baum sich stürzen. Um sie von den Bäumen abzuhalten, zieht man starke Netze darüber, und Dies ist auch das einzige Mittel, um die gefräßigen Thiere abzuhalten, denn an Klappern und dergleichen gewöhnen sie sich sehr bald. Gewöhnlich fliegt die ganze Gesellschaft, welche aus dem Walde kommt, in gerader Linie fort. Einer zieht voran und die anderen folgen ihm nun in langen Reihen nach. Während des Flugs sind sie ungewöhnlich leicht zu schießen, denn ihre Flügel verlieren augenblicklich das Gleichgewicht, wenn auch nur ein einziger Fingerknochen durch ein Schrotkorn zerschmettert worden ist. Schießt man aber am Tage auf sie, wenn sie schlafend an den Aesten hängen, so gerathen sie, wenn sie flüchten wollen, in eine solche Unordnung, daß einer den andern beirrt und die Getroffenen, welche ihre Flügel dann nicht entfalten können, sich gewöhnlich so fest an die Zweige klammern, daß sie auch, nachdem sie verendet sind, nicht herabfallen. Man thut daher wohl, sie erst aufzuscheuchen und im Fluge auf sie zu schießen. Geängstigt stoßen sie ein scharfes, kreischendes Geschrei aus, welches dem einer **Gans** nicht unähnlich sein soll. Uebrigens sind sie höchst gemüthliche, harmlose Thiere. Dies zeigt sich namentlich in der Gefangenschaft. Sie werden auffallend bald zahm und sind auch sehr leicht zu erhalten. So wählerisch sie in der Freiheit sind, wo sie sich nur die saftigsten Früchte auslesen, so anspruchslos sind sie in der Gefangenschaft. Hier fressen sie jede Frucht, die man ihnen bietet, besonders gern aber auch Fleisch. Daher kommen sie nicht selten lebend nach Europa.

Noch brachte ein Männchen des fliegenden Hundes lebend nach Frankreich. Er hatte ihn 109 Tage am Bord des Schiffes ernährt, anfangs mit Bananen, später mit eingemachten Früchten, dann mit Reis und schließlich mit frischem Fleisch. Einen todten **Papagei** fraß er mit großer Gier und als man ihm Rattennester aufsuchte und ihm die Jungen brachte, schien er sehr befriedigt zu sein. Schließlich begnügte er sich mit Reis, Wasser und Zuckerbrod. Bei der Ankunft in Gibraltar erhielt er wieder Früchte, und dann fraß er kein Fleisch mehr. Nachts war er munter und plagte sich sehr, aus dem Käfig zu kommen; am Tage verhielt er sich ruhig und hielt sich wie unsere Fledermäuse an einem Fuße, eingehüllt in seine Flügel, in denen er selbst den Kopf verbarg. Wenn er sich seines Unraths entleeren wollte, hing er sich ebenso wie die Fledermäuse auch mit den Vorderklauen auf und brachte seinen Körper so in eine wägrechte Lage. Er gewöhnte sich bald an die Leute, welche ihn pflegten; namentlich seinen Besitzer kannte er vor Allen, ließ sich von ihm berühren und das Fell krauen, ohne ihn zu beißen. Ebenso hatte er sich gegen eine Negerin betragen, welche auf der Insel Moritz seine Pflegerin gewesen war. Ein anderer, jung eingefangener Kalong wurde bald gewöhnt, Jedermann zu liebkosen. Er leckte die Hand wie ein Hund und war auch ebenso zutraulich. Sicherlich würde man noch viele Beispiele dieser Art kennen, wenn man die Thiere öfter aufziehen wollte.

Um so lächerlicher ist es, wenn Thierbudenbesitzer das harmlose Geschöpf heute noch in der abscheulichsten Weise verleumden. Die „Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen" in der großen „Hauptstadt der Bildung" brachte unter den übrigen wissenschaftlichen Nachrichten erst im Jahre 1858 ihrem gebildeten Leserkreise die überraschende Nachricht, daß der berüchtigte **Vampir** oder Blutsauger zum ersten Mal lebend in Berlin sei, und daß dieses entsetzliche Thier in der Nacht lebendiges Vieh morde und Blut sauge. Die Milch und Semmel, welche in dem Käfig des Ungeheuers aufgestellt war, um ihm als Nahrung zu dienen, wurde bei dieser Anzeige klüglich nicht erwähnt. Das treue Hundegesicht und die große Sanftmuth des Thieres strafte den haarsträubenden Bericht allerdings Lügen, er kennzeichnete sich selbst aber unzweifelhaft als einen, wie er aus der Feder solcher Thierbesitzer hervorzugehen pflegt, welche es für nöthig halten, ihre Sehenswürdigkeiten den Leuten in der pomphaftesten Weise anzupreisen. Daß selbst unwissende Menschen noch hartnäckig der Naturwissenschaft entgegentreten, darf uns nicht wundern; eben um so trauriger aber ist es, daß wir heute noch

trotz aller wissenschaftlichen Werke und Anstalten, die wir besitzen, uns durch so plumpe Lügen täuschen, bezüglich herbeilocken lassen, und daß es Herausgeber von Zeitungen giebt, welche solchen Unsinn unterstützen, sich also selbst ein trauriges Zeugniß ihrer eignen Unwissenheit ausstellen.

Ich habe auf meinen Reisen in Afrika nur einen einzigen Flatterhund kennen lernen, den egyptischen (Pteropus aegyptiacus). Derselbe steht allerdings weit hinter seinem asiatischen Verwandten zurück. Er ist kaum halb so groß, ähnelt ihm aber in seinem Wesen und in seiner Lebensweise vollständig. Namentlich im Delta ist er nicht selten. In den Naturgeschichten wird angegeben, daß er bei Tage in den Gewölben der Piramiden Herberge suche. Dies ist entschieden unwahr: er schläft wie seine Gattungsverwandten auf Bäumen. In großen Zügen kommt er niemals vor.

Es war uns ein eigenthümlicher Genuß, an den schönen, lauen Sommerabenden Egyptens die Flughunde zu belauschen, wenn sie über die sonst von Niemand benutzten Früchte der Sikomoren herfielen und in den laubigen, schönen Kronen dieser Bäume ihre Abendmahlzeit hielten. Meine Diener, zwei Deutsche, schienen anfangs auch gewillt zu sein, in den Thieren die entsetzlichen Blutsauger zu erblicken, und verfolgten sie zuerst aus Rachegefühlen, später aber wirklich nur aus Freude an der anziehenden Jagd; sie standen oft bis Mitternacht auf dem Anstand. Wir erlegten sehr viele und anfangs ohne große Mühe, später aber wurden die Flughunde scheu und kamen stets nur still und gewöhnlich von entgegengesetzter Seite angeflogen, so daß es sehr schwer hielt, sie in den dunklen Baumkronen wahrzunehmen. Die Flügellahmgeschossenen kreischten laut, bissen lebhaft und auch ziemlich empfindlich um sich. Meine Gefangenen starben immer nach sehr kurzer Zeit. Andere Forscher haben dasselbe Thier aber oft lange lebend erhalten und sehr zahm und zutraulich gemacht. Zelebor z. B. brachte ein Pärchen von ihnen nach Schönbrunn und hatte sie so an sich gewöhnt, daß sie augenblicklich herbeigeflogen kamen, wenn er ihnen eine Dattel vorhielt. Auch von Fremden ließen sie sich streicheln und ihr Fell krauen.

Alte ausgewachsene Flughunde dieser Art erreichen selten mehr als sechs Zoll Körperlänge und eine Flugweite von drei Fuß. Sie zeichnen sich durch einen sehr kurzen Schwanz aus. Der kurze, weiche Pelz ist oben lichtgraubraun, unten viel heller, an den Seiten und Armen blaßgelblich, die Flughäute sind graubraun.

Bis jetzt hat man ungefähr dreißig Arten dieser Familie unterschieden, höchst wahrscheinlich aber giebt es deren noch weit mehr.

* * *

Eine zweite Familie unserer Ordnung hat den Namen Glattnasen (Gymnorhina) erhalten.

Bei ihnen ist die Nase und der Nasenrücken glatt ohne häutigen Ansatz; im Innern des Ohres erhebt sich ein Blättchen. Der Zwischenkiefer ist durch eine tiefe Einbuchtung in zwei Aeste getrennt, die stets mit dem Oberkiefer verwachsen sind. Bei einigen Sippen sind die Ohren auf der Mitte des Scheitels in einander verwachsen, bei anderen getrennt; bei diesen öffnen sich die Nasenlöcher oben auf der Schnauzenspitze, bei jenen vorn unter der Schnauzenspitze u. s. w. Wollten wir alle Merkmale der verschiedenen Sippen aufzählen, wir müßten seitenlange Beschreibungen geben. — Die Familie verbreitet sich über die ganze Erde mit alleiniger Ausnahme der kalten Gürtel. Ihre Artenzahl ist außerordentlich groß, und bei weitem die meisten unserer einheimischen Fledermäuse gehören ihr zu. Noch zahlreicher treten die Glattnasen in den südlicheren Gegenden auf. Der Aufenthalt ist sehr verschieden; doch werden dunkele, möglichst einsame Orte anderen vorgezogen. Manche Arten finden sich in Wäldern oder auch in hohlen Feldbäumen zwischen dem Holze und der Rinde, leben in den Blättern dicht belaubter Baumkronen, andere in Felshöhlen und Schluchten, und wieder andere in unterirdischen Gewölben alter verlassener, einsamer oder nur zeitweilig besuchter Gebäude, namentlich Kirchen u. s. w. Sie wohnen ebensowohl in bergigen und felsigen, wie in ebenen Gegenden, ebenso in der Nähe von Seen, als in der Nähe von Wäldern, selbst an der Küste des Meeres. Die

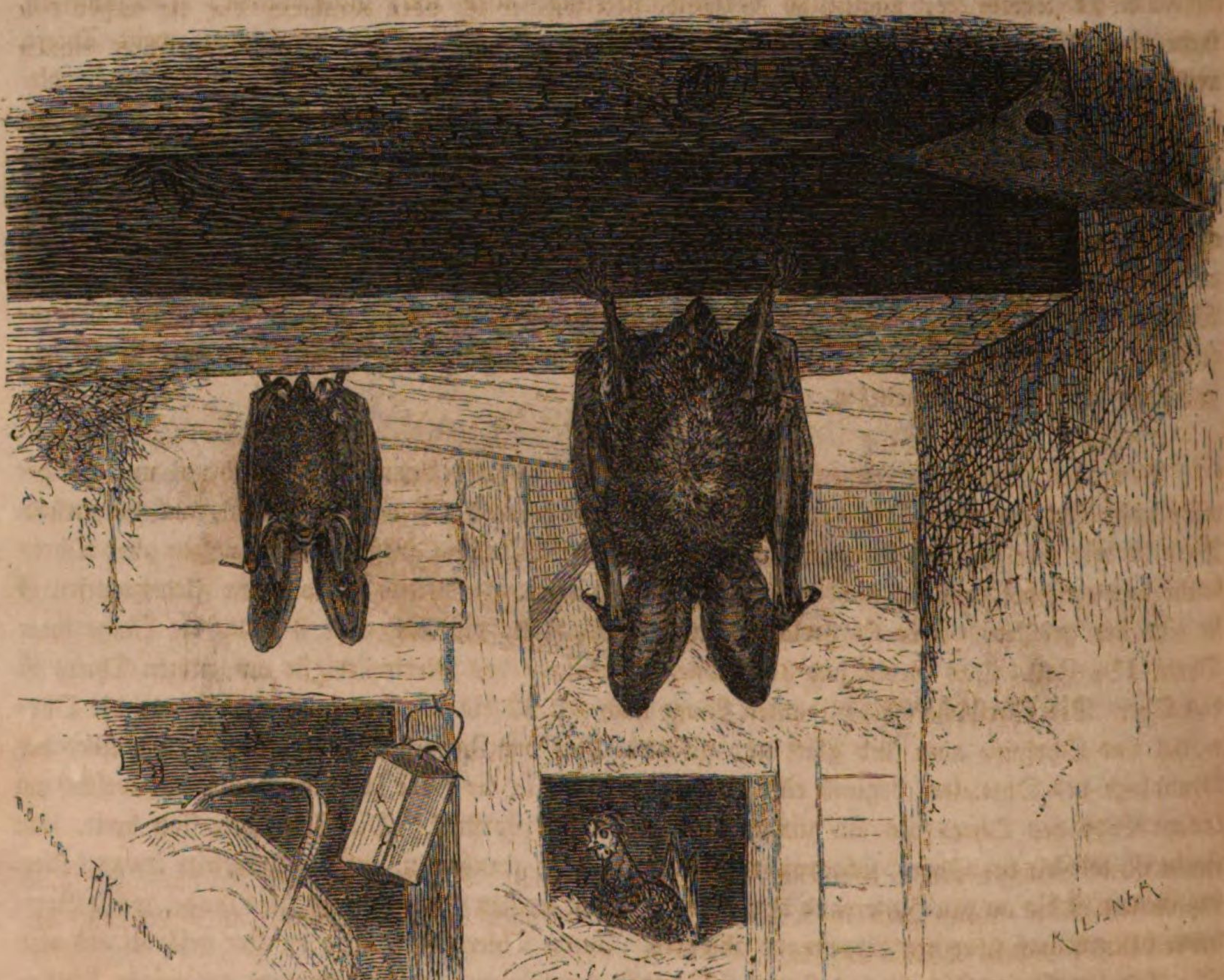
meisten bilden große Gesellschaften, zumal während der Zeit ihres Winterschlafs. Man findet nicht selten Hunderte, ja selbst Tausende in einem Gebäude. Viele Arten leben mit anderen in größter Eintracht, und wohl nur die allerwenigsten sind einsiedlerische Thiere. Sie sind alle ziemlich empfindlich gegen die widerwärtigen Einflüsse der Witterung und ziehen sich im Herbste schon ziemlich früh in ihre Winteraufenthaltsorte zurück, wie sie auch im Frühjahre erst spät zum Vorscheine kommen. Wenige fliegen schon vor der Dämmerung, die meisten blos während derselben und in den ersten Nachtstunden, um Mitternacht ruhen sie bis gegen Morgen, wo sie von neuem ihre Thätigkeit beginnen. Ihr Flug ist ziemlich gewandt und durch sonderbare Wendungen ausgezeichnet, so daß es Raubvögeln fast unmöglich ist, sie im Fluge zu fangen. Ihre Stellung während der Ruhe ist die gewöhnliche, ihr Lauf auf der Erde sehr ungeschickt, ihr Klettern dagegen geschickt und fördernd. Sie fressen blos Kerbthiere, namentlich Nachtschmetterlinge aller Art, Nachtmücken, Nachtjungfern, Hafte oder Uferaas, Wassermotten und Kaiserjungfern, Nachtkäfer und dergleichen, meist Thiere, welche uns sehr schädlich werden. Außer diesen verspeisen sie ihre eignen Schmarotzer, wo sie dieselben nur immer erlangen können. Ihre Gefräßigkeit ist sehr groß, und deshalb eben ist ihr Nutzen ein außerordentlich bedeutender. Die Stimme besteht in einem starken, pfeifenden Zwitschern, welches bei manchen Arten selbst zu einem durchdringenden Geschrei wird. Gesichts- und Geruchssinn sind nicht besonders, der Sinn des Gehörs und des Gefühls aber auffallend entwickelt, wie auch schon aus ihren ungemein großen Ohren hervorgeht. Die Weibchen bringen ein bis zwei Junge zur Welt, welche sich an den Zitzen der Mutter festhalten und von ihr während des Flugs herumgetragen werden. Die Arten dieser Familie lassen sich noch am besten zähmen und werden oft sehr zutraulich und deshalb angenehm.

Von allen Glattnasen kennen wir die Sippe der Ohrenfledermäuse (Plecotus) und die gewöhnlichste Art derselben, die gemeine Ohrenfledermaus (Plecotus auritus), am genauesten. Diese ist wie ihre wenigen Verwandten durch die verhältnißmäßig größten oder längsten aller Ohren sosehr ausgezeichnet, daß sie nicht verwechselt werden kann. Unter den europäischen Fledermäusen ist sie eine der größten. Ihre Körperlänge beträgt 3¼ Zoll, die Flugweite 9 Zoll, die Länge ihrer Ohren 1⅓ Zoll. Das Gebiß hat 36 Zähne. Jedenfalls das Merkwürdigste am ganzen Thiere ist das Ohr. Die Ohrfläche ist der ganzen Länge nach mit 22 bis 24 Querfalten gezeichnet; die Ohrwurzel und Ohrspitze aber sind glatt und gefaltet. Auf der Innenfläche des Ohres, etwa über der Grundlage des Ohrkieles, beginnt eine nach innen schräg in die Höhe laufende Hautleiste, welche am innern Ende des Ohres als ein zungenförmiger Lappen vorsteht. Die Flughäute sind breit, ihre Farbe ist, wie die der Ohren, lichtgraubraun. Der Pelz ist graubraun, auf der Unterseite etwas heller, das Gesicht ist bis an den Hinterrand der Nasenhöhle mit weißen Haaren besetzt, und lange, weiße Barthaare hängen auch über den Lippenrand abwärts. Junge Thiere sind etwas dunkler gefärbt, als alte.

Die langöhrige Fledermaus findet sich durch ganz Europa, mit Ausnahme derjenigen Länder, welche über den 60. Grad nördlicher Breite hinausliegen. Außerdem hat man sie in Nordafrika, Westasien und Ostindien beobachtet. Sie ist nirgends eben selten, und im nördlichen oder im mittlern Deutschland eine der gewöhnlichsten Arten. Ueberall hält sie sich gern in nicht allzugroßer Entfernung von menschlichen Wohnungen auf. In den Berggegenden, am Harz und in den Alpen z. B., geht sie nicht über den Waldgürtel hinauf. Im Sommer sieht man sie an lichten Stellen im Walde, über Waldwegen, Baumgärten und Alleen am häufigsten fliegen. Sie fliegt ziemlich hoch, etwas flatternd und nicht eben schnell, ist jedoch einiger Mannchfaltigkeit in der Bewegung fähig. Im Fluge krümmt sie gewöhnlich das riesenmäßige, wegen seiner zahlreichen Querfalten leichtbewegliche weiche Ohr nach außen und bogig abwärts, so daß dann blos die spitzen, langen Ohrdeckel vorwärts in die Höhe stehen. Wenn sie hängt, schlägt sie meist die Ohren unter die Arme zurück. Bei Tage und im Winter schläft sie in Gebäuden oder in hohlen Bäumen. Sie erscheint erst ziemlich spät des Nachts oder im Frühlinge.

Gewöhnlich wirft sie Ende Juni's oder Anfang Juli's zwei Junge.

Die großöhrige Fledermaus hält die Gefangenschaft länger, als andere Fledermäuse aus; sie kann in ihr sogar mehrere Monate oder Jahre ausdauern, obgleich nur bei sorgsamster Pflege. Wegen dieser Eigenschaft wählt man sie gewöhnlich, wenn man Beobachtungen an Fledermäusen überhaupt anstellen will. Man kann sie in gewissem Grade zähmen und sie lernt auch ihren Herrn kennen, wenn auch nur in beschränktem Maßstabe. Faber besaß eine mehrere Wochen lang und beobachtete sie sehr genau. Das Thier war äußerst munter, namentlich in der Abenddämmerung. Sie flog übrigens auch häufig bei Tage, war dagegen in den Mitternachtsstunden ruhig. In der Stube flog sie mit der größten Leichtigkeit anhaltend herum, meist mit stillgehaltenen Flügeln, jedoch konnte sie dieselben auch im Fluge zusammenziehen und wieder ausbreiten. Wenn sie Gegenständen ausweichen mußte, machte sie einen Bogen, schwirrte hurtig auf dem Boden hin und hob sich ohne Schwierigkeit in die Luft.



Die Ohrenfledermaus (Plecotus auritus).

An den Wänden kletterte sie mit Hilfe des Daumens sehr geschickt herum. Die langen Ohren bewegte sie beständig bei dem geringsten Geräusch, spitzte dieselben, wie Pferde es thun oder krümmte sie wie Widderhörner, wenn das Geräusch fortdauerte oder stark war. In der Ruhe legte sie die Ohren stets zurück. Sie drehte oft den Kopf, leckte sich mit der Zunge und witterte mit der Nase. Wie alle Fledermäuse wurde sie viel von Schmarotzern geplagt und kratzte sich oft an der Seite des Kopfes mit den Nägeln. Bei kalter Witterung saß sie still. Sobald die Sonne auf sie schien, wurde sie munter und lief in ihrem Käfig hin und her. Der Geruch, welchen sie von sich gab, war unangenehm, doch weniger, als anderer Arten. Ihre Gefräßigkeit war sehr groß, auch in der Gefangenschaft. Wenn man Stubenfliegen zu ihr setzte, machte sie augenblicklich Jagd darauf; zu einer einzigen ihrer Mahlzeiten bedurfte sie aber sechzig bis siebzig dieser Thiere. Sie verdaute fast ebenso schnell, als sie fraß, und füllte,

während sie noch fraß, den Käfig mit ihrem schwarzen Unrath. Ihren Raub bemerkte sie nicht durch das Gesicht, sondern vermittelst ihres feinen Gehörs und durch den Geruch. Sie wurde gleich unruhig, wenn sich Fliegen in ihrer Nähe bewegten, ging witternd umher, spitzte und drehte die Ohren, machte Halt vor der Fliege und fuhr dann mit ausgebreiteten Flügeln auf sie los; um sie zu erwischen, suchte sie dieselbe unter ihre Flügel zu bringen, und ergriff sie dann mit der nach abwärts gebogenen Schnauze. War es eine sehr große Fliege, so bog sie den Kopf unter die Brust, um sie besser zu fangen. Sie kaute ihre Nahrung leicht und geschwind und leckte sie mit der Zunge hinein. Beine und Flügel, welche sie nicht gern fraß, verstand sie prächtig auszuscheiden. Auf todte Fliegen ging sie nur dann, wenn sie sehr hungrig war; sobald sich aber ihre Beute bewegte, fuhr sie rasch auf dieselbe los. Nach vollbrachter Mahlzeit saß sie ruhig und zog sich zusammen.

Die großöhrige Fledermaus ist diejenige, von welcher ich oben berichtete, daß sie außer von ihren schmarotzenden Läusen, Spinnenthieren und Milben, auch noch von Blutsaugern ihres eignen Geschlechts angefallen wird und dann diese aus Rache frißt.

Zu dieser Familie gehört unter anderen auch die Sippe der Mopsfledermäuse, von welchen in Europa nur eine Art (Synotus Barbastellus) vorkommt. Die Thiere sind lebenskräftig, ausdauernd und weniger gegen Witterungseinflüsse empfindlich. Sie erscheinen im Frühjahr wie auch abends frühzeitig, fliegen gern in der Nähe von Wohnungen umher und suchen ihre Nahrung am liebsten in Gebäuden, Kellern u. s. w.



Die Mopsfledermaus (Synotus Barbastellus).

Die gemeine Mopsfledermaus ist auf der Oberseite ihres Pelzes dunkelschwarzbraun, auf der Unterseite hellgraubraun; die Haare sind an der Wurzel schwarz, die Spitzen aber fahlgrau. Die Bildung der Ohren zeigt unsere Abbildung. Man kennt sie aus England, Frankreich, Italien, Schweden und der Krim, Rußland und Ungarn. Auf den Gebirgen geht sie bis zu den höchsten Sennhütten hinauf. Sie ist nirgends sehr häufig, übertrifft die Vorhergehende an Flugfertigkeit und zäher Ausdauer und scheut Sturm und Regen nicht. Ihr Flug hat reichere Biegungen und raschere Wendungen, als jener der Ohrenfledermäuse. Auch die Mopsfledermaus läßt sich bis zu einem gewissen Grade zähmen und so weit bringen, daß sie aus der Hand ihres Wärters frißt, sich gern in derselben versteckt, um sich zu erwärmen, und die Hand dankbarlich leckt.

Außer den Genannten dürfte noch die frühfliegende Fledermaus (Vesperugo Noctula) zu betrachten sein. Sie gehört, wie der Name zeigt, wieder einer andern Sippe an. Ihre Länge beträgt 4¼ Zoll, ihre Flugbreite 14 Zoll. Der Pelz ist röthlichbraun auf der Ober- und Unterseite, das

Haar einfarbig, die Ohren und die Flughäute sind dunkelhäutig und dunkelschwarzbraun. Sie kommt von Norddeutschland und England an durch ganz Europa vor, findet sich selbst im nordöstlichen, ja sogar im südlichen Afrika und geht durch das ganze mittlere Asien, ist also fast überall in der alten Welt verbreitet. Unter allen einheimischen Fledermäusen ist sie die kräftigste; sie fliegt am höchsten und kommt abends am ersten zum Vorschein. Nicht selten sieht man sie schon einige Stunden vor Sonnenuntergang und oft genug im Kampfe, wenn man so sagen darf, mit Raubvögeln. Durch ihre schnellen Wendungen weiß sie aber fast allen Angriffen sehr geschickt zu entgehen; nicht einmal der behende Baumfalke (Falco Subbuteo), welcher doch sogar die Schwalben fängt, vermag ihr beizukommen. Hauptsächlich die Wälder sind ihre Aufenthaltsorte, und nur dann nähert sie sich den bewohnten Orten, wenn ausgedehnte Baum- oder Lustgärten in deren Nähe sind. In den Gebirgsgegenden geht sie nicht über den Waldgürtel hinauf. Sie ist gefräßiger, als die übrigen Arten, und verbreitet



Die frühfliegende Fledermaus (Vesperugo Noctula).

einen ziemlich durchdringenden Geruch. Ihr Winterschlaf ist fest und lang und wird so leicht nicht gestört; gewöhnlich bringt sie zwei Junge zur Welt.

* * *

In der dritten Familie finden sich nun wirklich diejenigen Fledermäuse, welche der ganzen Ordnung der Flatterthiere einen so bösen Leumund verschafft haben: nämlich die Blutsauger. Man nennt sie naturwissenschaftlich auch Blattnasen (Phyllostoma) wegen des großen Hautansatzes an ihrer Nase; außer diesem zeichnen sie sich noch dadurch aus, daß der Unterrand ihrer Ohren durch einen tiefen Ausschnitt von dem Außenrande abgetrennt ist und keinen vorspringenden Ohrdeckel enthält. Der Zwischenkiefer ist vorn in der Gaumenfläche befestigt und nicht mit den Oberkieferästen verwachsen. — Die Blattnasen sind zahlreich über alle Erdtheile verbreitet, kommen jedoch nur in heißen und gemäßigten Ländern derselben vor. Ihre Mehrzahl gehört unbedingt dem heißen Gürtel der Erde an. Gegen die Kälte und Feuchtigkeit sind sie in hohem Grade empfindlich. Manche werden inmitten großer Wälder, in hohlen Bäumen, an alten Stämmen und zwischen breiten Blättern von Palmen und anderen großblättrigen Pflanzen versteckt gefunden; viele verbergen sich bei Tage in den Trümmern verfallener Gebäude und Felsen, in Höhlen oder in dunklen Begräbnißorten oder auch in dem Gebälke der Dächer. Gewisse Arten der Familie leben einzeln, andere, namentlich die Höhlenbewohnenden, in ungeheuren Scharen zusammen. Mit Eintritt der Dämmerung erwachen sie aus ihrem Schlafe und fliegen oft die ganze Nacht durch. Der Flug ist bei den einen niedrig und schnell, bei den anderen höher und langsamer. Auf dem Boden laufen sie sehr rasch dahin. Ihre Nahrung besteht noch immer hauptsächlich in Kerbthieren, zumal Abend- und Nachtschmetterlingen, Käfern, Haften, Mücken, Ein-

tagsfliegen; einzelne fressen auch Früchte. Bei ihren Jagden kommen sie des nachts selbst bis in die Wohnungen der Menschen hinein, um deren Zimmer auszuräumen. Ziemlich viele Arten sind aber Blutsauger und überfallen Vögel und Säugethiere, auch selbst den Menschen während des Schlafes. Ihr Winterschlaf wird oft unterbrochen. Sie gebären gewöhnlich zwei Junge.

In Europa ist diese Familie durch die Sippe der Hufeisennasen vertreten, deren Gesicht man sich nach dem Bild auf S. 172 vorstellen kann. Der Nasenaufsatz, welcher das ganze Gesicht von der Schnauzenspitze bis zur Stirn bedeckt, ist entschieden das Merkwürdigste am ganzen Thiere, wie es bei den früher erwähnten die Bildung des Ohres war. Er besteht aus drei Theilen, dem Hufeisen, dem Längskamme und der Lanzette. Ersteres beginnt vorn auf der Schnauzenspitze, umschließt die in einer tiefen Hautfalte auf dem Rücken liegenden Nasenlöcher und endet mit seinen Seitenästen vor den Augen. Der Längskammer hebt sich in der Mitte des Hufeisens hinter den Nasenlöchern, hat vorn eine erweiterte Querfläche und hinter derselben eine sattelartige Einbuchtung, in welcher der Längskamm in einer vorstehenden Spitze endet. Die zur Stirn querstehende Hautlanzette erhebt sich zwischen den Augen unter dem hintern Ende der Hufeisenäste und hat jederseits der erhöhten Mittellinie drei zellenförmige Vertiefungen, welche durch Querhäute von einander getrennt werden. Das Ohr ist weit einfacher. Ein häutiger, entwickelter Ohrdeckel ist nicht vorhanden.

Die Hufeisenfledermäuse haben breite, verhältnißmäßig kurze Flughäute. Ihr Flügelschlag ist daher flatternd und der Flug weniger gewandt. Der Schwanz ist sehr kurz; hierdurch erscheint die Flughaut stumpfwinkelig. Fast bei allen Arten ist der Pelz hellfarbig, oben etwas dunkler, als unten, gewöhnlich mehr oder weniger rauchbraun überflogen. Das einzelne Haar ist am Grunde schmuzig weißlich, an den Spitzen aber dunkler rauchbraun. Junge Thiere sind gewöhnlich dunkler als die alten.

In Europa kennt man vier Arten der genannten Sippe, welche sich in ihrem Wesen und auch in ihrem äußern Gesicht sehr ähnlich sind und sich hauptsächlich durch die Größe unterscheiden. Eine der gemeinsten ist die kleine Hufeisennase (Rhinolophus Hippocrepis). Sie ist eine der kleinsten unserer Fledermäuse; denn ihre ganze Länge beträgt nur 2½ Zoll, ihre Flugbreite 8½ Zoll. Der Pelz ist hellfarbig, grauweißlich, oben ein wenig dunkler, als unten. Die Flughäute sind breit und erlauben dem Thiere nur einen sehr unsichern Flug.

Die kleine Hufeisennase geht unter ihren Sippschaftsverwandten am weitesten nach Norden hinauf. Im mittlern Europa lebt sie fast überall, und auch im Süden ist sie häufig. In den Gebirgen steigt sie bis über den Waldgürtel empor. Unter ihren Sippschaftsverwandten ist sie die geselligste; man findet sie in Höhlen, verlassenen Gräbern, Ruinen und unter den Dächern unbewohnter Gebäude oft zu Hunderten beisammen. Im Frühjahr erscheint sie bei Zeiten, fliegt aber erst bei eintretender Dunkelheit. Die Zahl ihrer Jungen ist gewöhnlich zwei.

Sie ist auch schon ein Vampir, wie aus Beobachtungen, welche Kolenati gemacht hat, deutlich hervorgeht. Dieser Forscher fand im Winter in einer Kalkhöhle in Mähren 45 Stück schlafende Fledermäuse und zwar größtentheils gemeine Ohrenfledermäuse und kleine Hufeisennasen, nahm sie mit sich nach Brünn und ließ alle zusammen in einem großen Zimmer, in welchem seine Sammlung aufgestellt ist, herumfliegen und sich selbst eine Ruhestätte suchen. Er übernachtete in Gesellschaft der Fledermäuse, um sie genauer beobachten zu können. Von sieben bis zwölf Uhr abends flatterte die Ohrenfledermaus, dann ging sie zur Ruhe; von ein bis drei Uhr in der Nacht flatterte die Hufeisennase, und hierauf begab sie sich zur Ruhe; von drei bis fünf Uhr morgens flatterten dann wieder einige Ohrenfledermäuse. Diese hielten sich, selbst wenn der Beobachter ruhig stand, in einer Entfernung von drei bis fünf Fuß von ihm, während sich die Hufeisennasen seinem Gesicht bis auf zwei Zoll Entfernung näherten, einige Augenblicke an einer Stelle sich flatternd hielten, aber auch oft zu seinen Füßen herab flogen und dort in ähnlicher Entfernung flatternd blieben. Als wenige Tage später der Naturforscher einem seiner Freunde die Fledermäuse vorführen

wollte, fand er zu seinem nicht geringen Erstaunen sechs Hufeisennasen bis auf die Flügelspitzen und Krallen aufgefressen, und eine, deren Kopf auf das furchtbarste verstümmelt war. Zahlreiche Blutspuren, blutige Schnauzen und die angeschwollenen Bäuche, sowie die vielen Kothklümpchen verdächtigten die noch vollzählig versammelten Ohrenfledermäuse als Mörder der Verschwundenen, und die Untersuchung des Magens einer Getödteten beseitigte jeden Zweifel gegen diese Vermuthung. Dagegen bemerkte man aber, daß die Flatterhäute der Ohrenfledermäuse in der Nähe des Körpers frische Wunden erhalten hatten, deren Ränder schwammig aufgetrieben erschienen; auch hatten sich diese Thiere dachziegelförmig an einander gehängt und in einen Klumpen zusammengedrückt, während die Hufeisennasen immer vereinzelt die verborgensten Schlupfwinkel zu ihrer Ruhe benutzen. Die Schlußfolgerung dieser Beobachtung war sehr einfach. Die nicht freundlich gegen einander gesinnten Thiere hatten sich in der Nacht eine Schlacht geliefert. Während der ersten Ruhe der Ohrenfledermäuse waren die Hufeisennasen gekommen, hatten jene verwundet und ihnen Blut ausgesaugt; die Ohrenfledermäuse aber hatten sich für diese Schändlichkeit während ihrer zweiten Flatterzeit gerächt und die Uebelthäter kurzweg aufgefressen! —



Die große Hufeisennase (Rhinolophus ferrum-equinum).

Ein Grusier erzählte genanntem Beobachter, daß seine Tauben öfters in der Nacht kleine Wunden mit aufgeworfenen Rändern bekämen, welche er nicht zu deuten wisse, und Kolenati schließt jedenfalls richtig, daß diese Wunden ebenfalls von Bissen der Hufeisennasen herrühren. So haben wir also auch in Europa wirkliche Vampire, obgleich sie freilich im Ganzen außerordentlich harmlos sind und wenigstens keine Veranlassung zu Furcht oder Entsetzen geben können.

Noch häufiger als die kleine ist die große Hufeisennase (Rhinolophus ferrum-equinum). Ihre Leibeslänge beträgt zwei Zoll zwei Linien, die des Schwanzes einen Zoll vier Linien, die Flugweite etwas über einen Fuß. Die Nasenplatte ist sehr groß, das Ohr ziemlich groß. Die Behaarung reichlich und lang, die Färbung bei den Männchen oben aschgrau mit weißlichen Haarwurzeln, auf der Unterseite hellgrau, bei den Weibchen oben lichtröthlichbraun und unten röthlichgrau. Bezeichnend sind die breiten Flughäute.

Die große Hufeisennase kommt in dem größten Theile des gemäßigten und südlichen Theiles Europas vor, auch fand man sie in Asien, am Libanon. In den Gebirgen geht sie im Sommer bis 6000 Fuß in die Höhe. Sie lebt gern gesellig, doch giebt es andere Arten ihrer Familie, welche in noch weit größeren Mengen zusammen vorkommen. Bisweilen findet man sie auch mit anderen ihrer Art vereinigt. Ihre Schlafplätze und Winterherbergen sind die gewöhnlichen. Im Frühjahr erscheint sie bald, im Winter aber nur selten. Abends kommt sie erst spät. Ihre Fluggewandtheit ist im Vergleich mit anderen ihrer Familie nicht eben bedeutend, und sie erhebt sich keineswegs besonders hoch.

Die wirklichen Vampire leben in Amerika und gehören mehreren besonderen Sippen an. Sie kennzeichnen sich durch einen dicken Kopf mit langer, dicker und abgestutzter Schnauze, scharfkantige, am Rande mit Wärzchen besetzte, inwendig gezackte Lippen, einen dreiseitigen, bewarzten Fleck am Kinn und einen ziemlich kreisförmigen Saum unter den schiefen Nasenlöchern. Das Nasenblatt erhebt sich stielartig von der Nasenscheidewand und ist durch zwei Fugen in drei Felder getheilt, ganz ähnlich, wie bei den Hufeisennasen. Die dicke, fleischige Zunge kann wenig vorgestreckt werden und ist hinten und vorn mit runden, in der Mitte mit rückwärts gewendeten, spitzen Warzen versehen. Die Ohren sind von mittlerer Größe und stets weit von einander getrennt, die Flughäute sind sehr groß, der Schwanz und die Schenkelhaut aber verschieden gebildet.

Die sehr zahlreichen Arten bewohnen Südamerika und das südliche Nordamerika und gehörten bereits zu den Vorweltsthieren dieses Erdtheils. Sie leben mehr einzeln, als gesellig, in Wäldern, nähren sich vorzüglich von Kerbthieren, von saftigen Früchten und viele auch vom Blutsaugen.

Unter ihnen ist diejenige Art, welcher die Wissenschaft den Namen **Vampir** (Phyllostoma Spectrum) gelassen hat, für uns die merkwürdigste. Der Vampir ist der größte aller brasilianischen Blutsauger, hat einen dicken und langen Kopf mit sehr vorgezogener Schnauze, große, länglichrunde, schwach gebaute Ohren mit einem schmalen Ohrläppchen und ein kleines, schmales, lanzettenartiges Nasenplättchen auf breitem Stiele. Die Oberlippe ist glatt, die Unterlippe hat vorn zwei große, nackte Warzen. Der weiche und zarte Pelz ist oben dunkelkastanienbraun, unten gelblichgraubraun, die Flughaut, welche bis zu den Zehenwurzeln hinabreicht, ist braun. Die Körperlänge beträgt $5\frac{1}{2}$ Zoll und die Flugweite 15 Zoll.

Hauptsächlich Guiana ist die Heimat des Vampirs. Er wird in den einsamen Urwäldern getroffen und umschwärmt nicht selten die nahegelegenen Hütten der Eingebornen; ja er verbirgt sich hier oft unter den dichten Palmendächern derselben während des Tages. Des Nachts jagt er den Kerbthieren nach, und diese bilden seine hauptsächliche Nahrung. Nebenbei soll er auch Früchte verzehren. „Bei hellem Mondschein," sagt **Waterton**, „konnte ich den Vampir nach den mit reifen Früchten beschwerten Bäumen hinfliegen und diese Früchte ihn essen sehen. Aus dem Walde brachte er in das Gehöft dann und wann eine runde Frucht von der Größe einer Muskatnuß, welche der wilden Guava glich, und als der Sawarrinußbaum blühte, trieb er sich um diesen herum. In einer mondhellen Nacht sah ich verschiedene Vampire um die Gipfel dieser Bäume flattern und beobachtete, daß von Zeit zu Zeit eine Blüthe in das Wasser fiel. Ohne Ursache geschah Dies sicher nicht: denn alle Blüthen, welche ich prüfte, waren frisch und gesund. So schloß ich, daß sie von den Vampiren gepflückt wurden, entweder, um die beginnende Frucht oder um die Kerbthiere zu verspeisen, welche so oft ihren Wohnort in Blumen nehmen." Wenn der Vampir aber Mangel leidet, fällt er größere Geschöpfe, namentlich Vögel und Säugethiere an, sucht sich eine Stelle aus, wo er leicht die Haut durchbeißen kann, und saugt sich hier voll Blut. Hierüber sind alle Beobachter einstimmig. Schon der Spanier **Azara**, welcher ihn „**Mordedor**", zu deutsch Beißer, nennt, berichtet Folgendes: „Zuweilen beißen sie sich in den Kamm und die Kinnlappen der schlafenden Hühner ein, um ihnen Blut auszusaugen, und die Hühner sterben daran gewöhnlich, zumal wenn sich die Wunden, wie fast immer geschieht, entzünden. Ebenso beißen sie Pferde, Esel, Maulthiere und Kühe regelmäßig in die Seiten, die

Schultern oder in den Hals, weil sie dort mit Leichtigkeit sich festhalten können. Dasselbe thun sie mit dem Menschen, wie ich bezeugen kann, weil ich selbst vier Mal in die Zehen gebissen worden bin, während ich unter freiem Himmel oder in Feldhäusern schlief. Die Wunde, welche sie mir beibrachten, ohne daß ich es fühlte, war rund oder länglichrund und hatte eine Linie im Durchmesser, aber so geringe Tiefe, daß sie kaum die ganze Haut durchdrang. Man erkannte sie durch aufgetriebene Ränder. Meiner Schätzung nach betrug das Blut, welches nach dem Bisse floß, etwa $2^1/_2$ Unzen. Allein bei Pferden und anderen Thieren mag diese Menge gegen drei Unzen betragen, und ich glaube, daß sie schon wegen des dickern Felles größere und tiefere Wunden an ihnen hervorbringen. Das Blut kommt nicht aus den Hohl- oder Schlagadern, denn bis dahin dringt die Wunde nicht ein, sondern blos aus den Haargefäßen der Haut, aus denen sie es unzweifelhaft schlürfend und saugend herausziehen. Obgleich die mir beigebrachten Bisse einige Tage ein wenig schmerzten, waren sie doch von so geringer Bedeutung, daß ich weder ein Mittel dagegen anzuwenden brauchte, noch an meinem



Der Vampir (Phyllostoma Spectrum.)

Gehen verhindert wurde. Weil sie also keine Gefahr bringen und die Thiere blos in jenen Nächten Blut saugen, in denen ihnen andere Nahrung fehlt, fürchtet und verwahrt sich Niemand vor ihnen. Man erzählt, daß sie ihr Opfer mit den Flügeln an derjenigen Stelle, wo sie saugen wollen, fächeln, damit die Thiere Nichts fühlen sollen." Die übrigen volksthümlichen Anschauungen über den Vampir bestreitet Azara auf das nachdrücklichste.

Rengger fügt Azara's Beobachtung Folgendes hinzu: „Ich habe wohl hundert Mal die Verletzung der Maulesel, Pferde und Ochsen untersucht, ohne über die Art, wie sie hervorgebracht, zur Gewißheit zu kommen. Die beinahe trichterförmige Wunde hat gewöhnlich einen Viertelzoll im Durchmesser, zuweilen etwas mehr und je nach dem Theile des Körpers eine Tiefe von einer bis zu zwei Linien. Sie reicht niemals durch die Haut hindurch bis auf die Muskeln. Man bemerkt an ihr keinen Eindruck von Zähnen, wie bei Bißwunden, hingegen ist ihr Rand immer sehr aufgelockert und angeschwollen. Ich kann daher nicht glauben, daß die Blattnasen und die Zungenfresser (Glossophaga)

zugleich vermittelst eines Bisses den Saumthieren diese Wunden beibringen, wobei übrigens jedes schlafende Thier erwachen und sich seines Feindes entledigen würde. Vielmehr vermuthe ich, daß sie erst durch Saugen mit den Lippen die Haut unempfindlich machen, wie Dies durch Aufsetzen von Schröpfköpfen geschieht, und dann, wenn sie angeschwollen ist, mit den Zähnen eine kleine Oeffnung zu Stande bringen. Durch diese bohren sie nun, wie mir wahrscheinlich ist, ihre ausdehnbare, gleichfalls zum Saugen dienende Zunge allmälig in die Haut hinein, wodurch die trichterförmige Aushöhlung entsteht. Die Unmöglichkeit, daß die Fledermäuse zu gleicher Zeit saugen und ihre Flügel bewegen, ist uns durch die Beschaffenheit der letzteren vergegenwärtigt. Da die Flügelhaut bis an das Fußgelenk herab mit den Beinen verbunden ist, wird es dem Thiere unmöglich, sich mit den Füßen festzuhalten und zugleich die Füße zu gebrauchen; es müßte also in der Luft schwebend saugen. Ich wenigstens sah die Fledermäuse immer sich auf die Pferde niedersetzen, wobei sie nothwendig die Flügel einziehen mußten. Auch wählen sie, um sich besser festhalten zu können, die behaarten oder die flachen Theile der Thiere und bringen daher den Pferden am Halse, auf dem Widerriste und an der Schwanzwurzel, dem Maulesel am Halse und auf dem Widerriste, den Ochsen auf den Schulterblättern und am Halslappen die Wunde bei. Diese hat an sich nichts Gefährliches, da aber zuweilen vier, fünf, sechs und noch mehr Fledermäuse in der nämlichen Nacht ein Saumthier ansaugen und Dies sich oft mehrere Nächte hinter einander wiederholt, so werden die Thiere durch den Blutverlust sehr geschwächt und zwar umsovielmehr, als neben dem Blute, welches die Fledermäuse aussaugen, immer noch zwei bis drei Unzen aus jeder Wunde nachfließen. Auch legen die Schmeißfliegen nicht selten in die Wunden, und diese werden dann zu großen Geschwüren. Davon, daß Blattnasen auch Menschen ansaugen, kenne ich kein weiteres Beispiel, als dasjenige, welches Azara von sich selbst anführt."

Nachstehendes erzählt Waterton in seinen Wanderungen in Südamerika: „Vor einigen Jahren kam ich mit einem Schotten Tarbot an den Fluß Paumaron. Wir hingen unsere Hängematten auf den mit Stroh gedeckten Boden in dem Hause eines Pflanzers. Am nächsten Morgen hörte ich diesen Herrn in seiner Matte murmeln und dann und wann eine Verwünschung ausstoßen."

„Was giebt's, Herr! fragte ich leise, ist irgend Etwas nicht recht?"

„Was es giebt?" antwortete er verdrießlich, „nun, die Fledermäuse haben mich zu Tode gesogen."

„Sobald es hell genug war, ging ich an seine Hängematte und fand sie sehr mit Blut bedeckt."

„Da, sagte er, seine Füße vorstreckend, sehen Sie, wie diese höllischen Kobolde mein Lebensblut abgezapft haben."

„Ich untersuchte seine Füße und fand, daß der Vampir seine große Zehe angebohrt hatte. Es war eine etwas geringere Wunde, als die, welche von Blutegeln herrührt. Das Blut floß noch immer heraus; ich vermuthete, daß er zehn bis zwölf Unzen davon verloren haben konnte."

Ein nicht näher bezeichneter Reisender ließ sich, wie Cassell mittheilt, von einem Vampir Blut aussaugen, um ihn dabei beobachten zu können.

Der Mann hatte sich in dem großen Zimmer eines Hauses zur Ruhe niedergelegt, aber, weil die Nacht heiß war, die Mückennetze um sein Bett herum nicht niedergelassen. Vollkommen wach, schaute er auf die Mondstrahlen, welche durch die offenen Fenster in den Raum hereinleuchteten. Da erschien plötzlich ein großer Vampir in dem Zimmer. Unser Beobachter blieb vollkommen ruhig, um zu sehen, was die Fledermaus thun würde. Zuerst segelte sie geräuschlosen Fluges von einem Ende des Zimmers zum andern; nachdem sie aber verschiedene Male den gleichen Weg gemacht hatte, flatterte sie zwischen dem Betthimmel und dem Ruhenden hin und her. Nach und nach verkürzte sie ihre Windungen, senkte sich mehr und mehr hernieder, kam dicht über ihn und bewegte ihre Schwingen außerordentlich schnell, aber ohne jedes Geräusch. Sie fächelte ihrem Opfer eine höchst angenehme Kühlung zu. Dann senkte sie sich vollends hernieder. Der Erzähler versichert, daß er den Augenblick, in welchem der Vampir in seine entblößte Brust biß, nicht bestimmen konnte, so schmerzlos war er und so angenehm das Fächeln mit den Schwingen. Nach und nach fühlte er aber doch ein leises

Schmerzgefühl, an das von dem Biß eines Blutegels herrührende erinnernd, griff zu und erwürgte den Blutsauger.

Diesen Berichten will ich noch die von Burmeister uns gegebene Schilderung der Vampire und ihrer Blutsaugereien hinzufügen.

„Die berüchtigten, oft besprochenen Blutsauger, denen man ohne Grund so viel Uebles nachgesagt hat, sind fast überall in Brasilien zu Hause und verrathen ihre Anwesenheit fast täglich durch Bisse an Reit- und Lastthieren. Allein sie richten hierdurch nur höchst selten Schaden oder Verlust an, weil die Blutmasse, welche sie den Thieren entziehen, eine sehr geringe ist. Besonders in der kalten Jahreszeit, wo den Fledermäusen die Kerbthiere fehlen, bemerkt man die Bisse und zwar immer an ganz bestimmten Stellen, namentlich da, wo die Haare des Thieres einen Wirbel bilden und die Fledermäuse leicht bis auf die nackte Haut kommen können. Ich fand die meisten Bißwunden am Widerrist, besonders bei solchen Thieren, welche daselbst durch Reibung nackte oder blutrünstige Stellen hatten. Ein zweiter Lieblingsplatz ist die Schenkelfuge oben neben dem Becken, wo die Haare aus einander stehen; auch unten am Beine beißen sie gern, selten unter dem Halse. Am Kopfe, der



Die Leiernase (Megaderma Lyra).

Nase und Lippen kommen nur ausnahmsweise Wunden vor. Solange der Gaul oder der Esel noch wach ist, läßt er die Fledermäuse nicht heran; er wird unruhig, stampft, schüttelt sich und verscheucht den Feind, welcher ihn umschwirrt; nur schlafende Thiere lassen sich ruhig besaugen. Daß die Blattnasen dabei mit den Flügeln fächeln, ist eine Fabel. Mitunter werden saugende Fledermäuse von den Wächtern der Tropa, die von Zeit zu Zeit nach den Thieren sehen, ergriffen, so eifrig und arglos sind sie bei ihrem Geschäft. Von Bissen an Menschen habe ich keine sichere Erfahrung; mir ist Niemand vorgekommen, der gebissen worden wäre. Wie die Fledermaus beißt, läßt sich nicht mit völliger Sicherheit angeben. Man weiß nur, daß sie sich mit halbgeöffneter Flügelweite niedersetzt, die Haare etwas aus einander schiebt, das warzige Kinn fest niederdrückt und nun zu saugen beginnt. Die Wunde ist ein kleines, flaches Grübchen, welches nicht wie eine scharfe Stichwunde aussieht. Ich glaube, daß die Oeffnung meist erst bemerkt wird, nachdem die Fledermaus eine Stelle der Haut etwas emporgesogen hat, und nun die Spitze ein- oder abbeißt, aber mit den zwei spitzen Ober- und mittleren Schneidezähnen, nicht mit den Eckzähnen, welche sich dazu gar nicht eignen. Die Nach-

blutung, welche erfolgt, ist nie stark. Ein schmaler, getrockneter Blutstreifen ist alles, was man von ihr bemerkt. Von Fällen, daß das Thier an Blutverlust gestorben wäre, habe ich nie gehört. Geschwächt werden sie wohl nach täglich wiederholten Verlusten etwas, besonders weil gerade in der kalten Jahreszeit nirgends reichlich Futter zu haben ist; aber der Tod erfolgt bei solchen Thieren niemals, als durch Ueberladung von seiten der Besitzer, woran das Thier wahrscheinlich ohne Blutverlust zu Grunde gegangen wäre."

Nach diesen Beobachtungen kann ich es nun jedem meiner Leser überlassen, sich selbst ein Urtheil zu bilden. Absichtlich habe ich auch phantasiereiche Reisende neben Azara, Rengger und Burmeister reden lassen; selbst deren Schilderungen beweisen die Haltlosigkeit der häßlichen und auch deshalb undichterischen Sage.

Auch unter den übrigen Sippen unserer Familie giebt es noch einige merkwürdige Thiere.

Die Gruppe der Ziernasen (Megaderma) z. B. enthält eine Art, welche nicht blos Blut saugt, sondern auch kleine Frösche fressen soll. Ein dreifacher Nasenbesatz, die großen über der



Die egyptische Klappnase (Rhinopoma microphyllum).

Stirn mit einander verwachsenen Ohren und die lange Ohrenklappe kennzeichnen die hierher gehörigen Fledermäuse.

Die Leiernase (Megaderma Lyra), welche als die ausgezeichnetste der ganzen Sippe betrachtet werden kann, ist durch die außerordentliche Hautwucherung an ihrer Nase, welche mit einer Leier entfernte Aehnlichkeit hat, besonders merkwürdig.

Eine dritte Sippe enthält die Klappnasen (Rhinopoma). Bei ihnen ist der Nasenbesatz einfach und besteht aus einem aufrechtstehenden, lanzettförmigen Blatte. Die Ohren, ebenfalls auf der Stirn verwachsen, sind von mittlerer Größe, der Schwanz aber ist für Fledermäuse unverhältnißmäßig lang.

Eine Art dieser Sippe ist die egyptische Klappnase (Rhinopoma microphyllum). Sie ist ein kleines Thier von zwei Zoll Körperlänge, fast ebensoviel Schwanzlänge und $7^1/_2$ Zoll Flugweite,

an welchem der sehr lange und dünne Schwanz entschieden das Merkwürdigste ist. Er besteht aus elf Wirbeln und reicht weit über die Schenkelflughaut hinaus. Das Thier lebt in außerordentlicher Anzahl in Egypten, namentlich in alten verlassenen Denkmälern, in künstlichen und natürlichen Höhlen. Ich fand sie in ungeheurer Menge in der ausgedehnten Krokodilhöhle bei Monfalut, dem alten Begräbnißplatze der heiligen Lurche. In einem größern Gewölbe dieser Höhle hing sie in solchen Massen, daß die eigentlich schwarze Decke graulich erschien. Unten auf dem Boden lag der Koth zollhoch aufgeschichtet, und der Gestank desselben hatte die ganze, lange Höhle verpestet. Als wir mit Licht in dies Schlafzimmer traten, erfüllte ein wirklich ohrbetäubendes Geräusch die Luft, und plötzlich sahen wir uns von einem dichten Gewirr der aufgescheuchten Thiere umringt, welche hastig einen andern Ruheort zu erlangen strebten. Das Geräusch ihres Flatterns pflanzte sich weit durch die ganze Höhle fort und klang uns wie ferner Donner in die Ohren. Manchmal löschten sie uns das Licht aus. Bei jedem Streiche, welchen wir mit den Stöcken führten, schlugen wir wenigstens eine, gewöhnlich aber zwei oder drei zu Boden, und nunmehr wimmelten auch noch am Fußboden die flügellahmen Thiere, welche so behend als möglich dahinkrabbelten. Die Gefangenen bissen wehrhaft und ziemlich empfindlich um sich.

In der Abenddämmerung erscheint diese Fledermaus häufig am Nile, noch häufiger über den überschwemmten Stellen desselben, und fängt hier dicht über der Oberfläche des Wassers die Kerbthiere weg. Sie geht übrigens weit am Nil hinauf und findet sich noch vielfach bei Dongola. —

Nach diesen fast etwas zu langen Beschreibungen der Ordnung und ihrer hervorragendsten Sippenmitglieder dürfen wir getrost auf eine ausführliche Beschreibung der übrigen Arten verzichten. Ihr Leben ähnelt dem der bisher genannten vollständig; die Beschreibung der eigenthümlichen Gestalten und des merkwürdigen, so sehr verschiedenen Kopfputzes aber würde, so anziehend sie für einen vergleichenden Anatomen auch ein mag, die Geduld meiner Leser nur allzubald ermüden.

Zweite Reihe.

Krallenthiere (Unguiculata).

Der altbekannte Ausspruch: „Die Hand macht den Menschen leiblich zu Dem, was er ist," giebt allen Forschern, welche sich mit der Einreihung der Thiere in einer gewissen Ordnung befassen, das vollste Recht, diejenigen Säuger, mit deren Leben wir uns bisher beschäftigten, als die höchststehenden anzusehen und sie demgemäß an die Spitze unserer Klasse und damit an die Spitze aller übrigen zu stellen. Ihre Handbildung ist es, welche sie zu einem Ganzen einigt; die Aehnlichkeit der Handthiere mit den Menschen ist es, welche ihnen ihre Stellung sichert. Daß mit dieser Handbildung der ganze übrige Leibesbau im Einklange steht, haben wir verfolgen können: und so hat es uns nicht Wunder genommen, daß wir auch die kleinen, unschönen und gleichsam verzerrten oder mißgestalteten Fledermäuse einer scheinbar so hohen Stellung würdig erachteten. Wohl keinem Naturforscher wird es einfallen, zu behaupten, daß sie höher gebildete, vollendetere Thiere seien, als der Löwe, der Hund, das Pferd oder der Walfisch es sind; gleichwohl wird jeder ihnen gern eine so auffallende Voranstellung zugestehen: eben weil sie ihre Verwandtschaft mit den höchstgebildeten Thieren und mittelbar mit uns solcher Ehre würdig macht.

Es wird immer ein Mißgriff bleiben, wenn man ein „System" aufbaut, welches jedem einzelnen Thiere seine Stellung in fortlaufender Reihe anweisen soll. Ungleichmäßigkeiten und Ungerechtigkeiten sind dabei gar nicht zu vermeiden. Nicht einmal innerhalb einer einzigen Familie würde man sämmtliche Mitglieder derselben zu einer vollkommen gleichmäßigen Reihe ordnen können. Zwar finden sich fast überall vermittelnde Bindeglieder: allein oft gehörten gerade sie früheren Erdzeiträumen an und sind deshalb gegenwärtig doch nur in sehr untergeordneter Weise zu gebrauchen, wenn wir mit ihnen die Lücken ausfüllen wollen, welche überall sich finden. So bleibt dem ordnenden Thierkundigen nichts Anderes übrig, als mehrere Reihen aufzustellen, welche unter sich mehr oder weniger gleichwerthig sind, eine gewisse Zahl von Thieren in sich zusammenfassen und diese nach ihrer größern oder geringern Höhe der Ausbildung möglichst folgerecht ordnen lassen.

Eine solche Reihe haben wir in den nachstehend zu besprechenden Thieren vor uns. „Krallenthiere" können sämmtliche in ihr vereinigten Säuger mit Fug und Recht genannt werden; denn die Bildung ihrer Nägel ist ihnen allen gemeinsam, selbstverständlich abgesehen von den Abänderungen, welche jede Leibesbildung unter einer so großen Menge verschiedenartiger Wesen erleiden muß. Die vier Gliedmaßen aller Krallenthiere ragen vollständig aus dem Körper hervor, ändern in ihrer Anlage aber sehr manchfaltig ab, je nachdem sie zum Gehen, Springen oder Flattern dienen sollen. Immer haben die Füße vollkommen bewegliche Zehen und diese Krallennägel, welche das Ende der Zehen nur theilweise bedecken, nicht aber vollständig einhufen, wie bei anderen Säugern, mit denen wir uns später beschäftigen werden. Die Zitzen der Krallenthiere liegen entweder blos auf der Brust oder blos

am Bauche, in den Weichen oder an den Seiten, oder aber an mehreren dieser Theile zugleich; sie sind entweder frei oder beim Weibchen von einer Hautfalte, einem Beutel, eingeschlossen. Harn- und Geschlechtswerkzeuge münden bei der Mehrzahl abgesondert nach außen, bei einigen wenigen aber in den untern Mastdarm. Dies würden etwa die Merkmale sein, welche bedingt den Thieren der zweiten Reihe gemeinsam sind: die besonderen Eigenthümlichkeiten der Ordnungen und Familien wird uns deren Beschreibung kennen lehren.

Die Reihe der Krallenthiere enthält bei weitem die meisten aller Säuger. Sie zerfällt in drei familien- und artenreiche Ordnungen, in die der Raubthiere, Beutler und Nager nämlich. Jede dieser Ordnungen beansprucht als großes Ganze für sich eine eingehende Betrachtung ihrer Eigenthümlichkeiten: — sehen wir jetzt, worin diese bestehen.

Fünfte Ordnung.

Raubthiere (Rapacia).

Kaum eine andere Abtheilung des Thierreichs umfaßt bei verhältnißmäßig gleicher Artenzahl einen größern Gestaltenreichthum, als die Ordnung der Raubthiere, welche wir als die höchststehenden der zweiten Reihe ansehen dürfen. Fast alle Leibesgrößen von der mittlern an bis zu der kleinsten herab, welche die ganze Klasse aufweist, sind in dieser Ordnung vertreten; die verschiedenartigsten Gestalten sind in ihr vereinigt. Von dem gewaltigen Löwen an bis zur Zwergspitzmaus herab — welche Zwischenstufen, welche Mannichfaltigkeit der Ausbildung einer und derselben Grundform! Kaum kann der Laie glauben, daß wirklich nur eine einzige Gestalt allen Raubthieren gemein ist, kaum ist er fähig, den einen Gedanken überall herauszufinden, welcher — falls ich so sagen darf — sich in jedem Raubthiere ausspricht: — die Unterschiede in der Leibesbildung der Raubsäuger sind gar zu groß! Hier der einhellig gebaute, anmuthige Katzenleib, dort der walzenförmige, plumpe Körper des Maulwurfs; hier die schlanke, zierliche Schleichkatze mit dem feinen, glatten Felle, dort der an das wüste Schwein erinnernde Igel mit seinem Stachelkleide; hier der kräftige, derbe Hund, dort die schwache, zierliche Spitzmaus; hier der tölpisch langsame, schwere Bär und dort das behende, schnelle, leichte Wiesel: wie können sie alle einem Ganzen angehören? Und wie können sie sich alle vereinigen lassen, sie, von denen diese auf der Erde, jene unter ihr, die einen auf Bäumen, die anderen im Wasser wohnen und leben? — Und doch sind sie alle nicht blos geistig, sondern auch leiblich innig verwandt.

Sämmtliche Raubthiere zeigen in ihrer leiblichen Ausrüstung und in ihrer geistigen Befähigung eine Einhelligkeit, wie kaum eine andere Ordnung; und diese Gleichmäßigkeit gerade stempelt sie zu ebenso hochstehenden, als sich innig verwandten Thieren. Schon die allen mehr oder weniger gemeinsamen Sitten, die gleiche Lebensweise und Nahrung deuten darauf hin, daß Wesen und Sein der betreffenden Thiere, der Bau der Gliedmaßen ebensowohl, wie der des Gebisses und der Verdauungswerkzeuge, wie die geistigen Fähigkeiten wesentlich gleichartig sein müssen. Und sie sind gleichartige Thiere! Verzerrungen und Absonderlichkeiten, fratzenhafte und widerliche Gestalten fehlen fast gänzlich unter den Raubthieren, und deshalb eben zeigen sie eine viel größere Einhelligkeit im Bau, als die Affen, Halbaffen oder Fledermäuse.

„Die Gliedmaßen der Raubthiere," sagt Giebel, „stehen im gleichen Verhältniß zu einander und in einem einhelligen zum ganzen Leibe, Gewandtheit und Kraft in ihren Bewegungen verrathend. Immer sind die Füße mit vier oder fünf starkbekrallten Zehen versehen. So zeigen sie sich zum

Graben, Klettern, Schwimmen, Ergreifen ohne erhebliche Aenderung ihres Baues ebenso geeignet, als zum Gange, ihrer eigentlichen Bestimmung. Alle Sinneswerkzeuge sind scharf und in einem gewissen Grade ebenfalls gleichmäßig entwickelt. Das Gebiß ist noch aus allen Zahnarten zusammengesetzt und zeigt nur kräftige, scharfzackige und spitze Formen, wie sie zur Fleischnahrung allein zweckmäßig sind. Entsprechend sind die Kiefern und Kaumuskeln gebaut, welche die Thätigkeit des Gebisses bedingen oder stützen, und demgemäß besonders kräftig sein müssen." Der Magen ist stets einfach, der Darm gewöhnlich kurz oder mäßig lang, der Blinddarm ist immer kurz: Fleisch verdaut sich auch viel leichter, als rohe Pflanzenstoffe. Ganz eigenthümlich sind die Afterdrüsen, welche hier und da vorkommen und stark riechende Flüssigkeiten absondern, und ebensowohl zur Vertheidigung gegen stärkere, wie zum Herbeilocken schwächerer Geschöpfe dienen können oder endlich eine Fettmasse zum Einreiben des Felles liefern müssen.

Zergliedern wir die Thiere genauer, so finden wir noch folgende mehr oder weniger allgemeine Eigenthümlichkeiten im Baue der Raubsäuger. Das Geripp ist bei aller Leichtigkeit und Zierlichkeit der Formen verhältnißmäßig kräftig. Der Schädel ist gestreckt; sein Hirntheil steht mit dem Schnauzentheil ziemlich in gleichem Verhältniß, d. h. keiner überwiegt den andern besonders auffällig. Die starken Kämme und Leisten, sowie die gewölbten und ziemlich weit vom Schädel abstehenden Jochbögen deuten auf kräftige Muskeln hin, welche hier vergrößerte Ansatzflächen finden; die Augenhöhlen sind groß, die Gehörblasen aufgetrieben und die Nasenknochen und Knorpel ausgedehnt; die betreffenden Sinneswerkzeuge haben deshalb Raum zu vollkommener Entwickelung. An den Wirbeln finden sich starke Dornen und lange Fortsätze; die Lendenwirbel verwachsen oft fast vollständig. Die Zahl der Schwanzwirbel schwankt ziemlich bedeutend, und die Glieder ändern im Einklange mit der verschiedenartigen Lebensweise manchfaltig ab; immer aber deutet ihr Bau auf große Kraft und Beweglichkeit hin.

Bei vielen Raubthieren verlängert sich die Nase rüsselförmig und ist oft noch mit besonderen Knorpeln und Knöchelchen versehen: dann dient der Rüssel zum Wühlen. Die Gliedmaßen verkürzen und verdicken sich, und die betreffenden Thiere werden hierdurch geschickt, zu graben und eine unterirdische Lebensweise zu führen; sie verlängern sich und gestatten einen eiligen Lauf; sie verbreitern sich durch Schwimmhäute und befähigen zum Aufenthalt im Wasser. Die Krallen sind ebenfalls außerordentlich verschieden gebaut. Sie sind einziehbar, werden hierdurch beim Gehen vor dem Abnutzen geschützt und können dann, wenn sie vorgestreckt werden, als vortreffliche Waffen und Greifwerkzeuge benutzt werden; bei anderen Raubsäugern sind sie stumpf und unbeweglich: sie können deshalb auch blos zum Schutze des Fußes oder höchstens — jedoch nur, wenn sie sehr gebogen sind — zum Anklammern dienen; bei noch anderen Mitgliedern der Ordnung endlich sind sie unverhältnißmäßig stark, breit und scharf: dann sind sie zum Wühlen und Graben geeignet. Das Gebiß ist durch die sehr starken Eck- oder Reißzähne ebenso ausgezeichnet, wie durch die zackigen oder mehrspitzigen Kauzähne und ermöglicht einen wirksamen Gebrauch zum Kämpfen, wie zum Festhalten und Zerfleischen der Beute. Kräftige Muskeln und Sehnen verleihen Stärke und Ausdauer, während ihre Anlage umfassende und gewandte Bewegungen zuläßt.

Hierzu kommen nun noch die ausgezeichneten Sinne. Blos ausnahmsweise zeigt sich einer von ihnen verkümmert: dann aber wird er gewiß durch die übrigen genügend ersetzt. Im Allgemeinen kann nicht behauptet werden, daß ein Sinn besonders und überall bevorzugt sei; denn bei den Einen ist der Geruch, bei den Anderen das Gesicht, bei noch Anderen das Gehör bewunderungswürdig ausgebildet; bei Einigen spielt auch der Tastsinn eine große Rolle. Zwei Sinne sind regelmäßig sehr scharf, und zwar sind Dies in den meisten Fällen Geruch und Gehör, in seltneren Gehör und Gesicht. Jedenfalls aber finden sich in keiner andern Ordnung scharfsinnigere Thiere, als in der unserer Räuber.

Die geistigen Fähigkeiten widersprechen den leiblichen Anlagen nicht. Wir finden unter den Raubthieren bewunderungswürdig kluge Geschöpfe und dürfen uns somit nicht wundern, daß sie sich bald alle

List und Verstellungskunst aneignen, welche ihr Räuber- und Diebeshandwerk erfordert. Dazu verleiht ihnen das Gefühl ihrer Stärke großen Muth und ein Selbstbewußtsein, wie andere Thiere es niemals erlangen können. Aber eben diese Eigenschaften haben auch wieder andere im Gefolge, welche nicht sehr für die sonst so herrlichen Geschöpfe einnehmen. Die Raubthiere werden gewohnt, zu siegen, und eignen sich deshalb bald mit der immer stärker werdenden Herrschsucht Grausamkeit und häufig zuletzt unüberwindliche Mordlust, ja förmliche Blutgier an, — in einem Grade, daß sie sogar als Sinnbilder für gewisse Menschen angesehen werden können.

Die Anlagen und Eigenschaften des Leibes und Geistes bedingen nothwendig Aufenthalt und Lebensweise. Die Raubthiere wohnen und herrschen überall: auf dem Boden, wie in den Kronen der Bäume, im Wasser, wie unter der Erde, auf den Gebirgen, wie in der Ebene, im Wald, wie auf dem Felde, im Norden, wie im Süden. Sie sind ebensowohl vollendete Nacht-, wie Tagethiere; sie gehen ebensogut in der Dämmerung, wie im Lichte der Sonne oder im Dunkel der Nacht ihrer Nahrung nach.

Die Klügsten leben gewöhnlich gesellig, die weniger Verständigen einsam; die Flinken greifen offen an, die weniger Behenden stürzen aus einem Hinterhalte hervor — sie mögen so stark sein, wie sie wollen. Diese gehen gerade, jene auf Schleichwegen auf ihr Ziel los: alle aber verbergen sich so lange als möglich, einzig in der Absicht, durch ihr Erscheinen nicht vorzeitig zu schrecken, und nur wenige suchen, im Bewußtsein ihrer Schwäche, eilig Schutz und Zuflucht, sobald sie irgend etwas Verdächtiges, gefährlich Scheinendes bemerken. Je höher sie leiblich begabt sind, und je mehr sie den Tag lieben, um so heiterer, lebendiger, fröhlicher und geselliger zeigen sie sich; je niedriger sie stehen, je mehr sie Nachtthiere sind, um so stumpfer, mürrischer, mißtrauischer, scheuer und ungeselliger werden sie. Der Erwerb der Nahrung trägt hierzu wesentlich mit bei; denn er vereinigt oder trennt, bildet den Geist oder stumpft dessen Fähigkeiten.

Alle Raubsäuger nähren sich von anderen Thieren, und nur sehr ausnahmsweise verzehren einige auch Früchte, Körner und anderweitige Pflanzenstoffe. Man hat nach der verschiedenen Nahrung drei größere Gruppen benannt, die Kerf-, Alles- und Fleischfresser nämlich; diese Namen sind aber nicht stichhaltig: denn die Allesfresser oder die Kerfjäger verschmähen ebensowenig ein gediegenes Stückchen Fleisch, wie die größten und wildesten Raubthiere. Sämmtliche Mitglieder unserer Ordnung sind vom Hause aus geborne Räuber und Mörder, gleichviel, ob sie oder ihre Schlachtopfer groß oder klein sind; und selbst Die, welche Pflanzenkost lieben, zeigen bei Gelegenheit, daß sie von der übrigen Gesellschaft keine Ausnahme machen wollen, soweit es sich um Raub und Mord handelt. Hinsichtlich der Auswahl ihrer Nahrungsstoffe oder, bestimmter gesagt, ihrer Beute, unterscheiden sich die Raubsäuger erklärlicherweise in demselben Grade, wie hinsichtlich ihres Leibesbaues, ihrer Heimat, ihres Aufenthaltsortes und ihrer Lebensweise. Kaum eine einzige aller Klassen des Thierreichs bleibt vor den Angriffen und Brandschatzungen unserer Raubritter gesichert. Die größten und stärksten Glieder der Ordnung halten sich zumeist an die ihnen zunächststehende erste Klasse, jedoch ohne deshalb tieferstehende Thiere zu verschmähen. Nicht einmal der Löwe nährt sich ausschließlich von Säugethieren, und die übrigen Katzen zeigen sich noch weit weniger wählerisch, als er. Die Hunde, eigentlich echte Fleischfresser, dehnen ihre Jagd noch weiter aus; unter den Schleichkatzen und Mardern finden wir bereits einige, welche sich ausschließlich von Fischen oder gern von Lurchen nähren; die Bären sind eben die „Allesfresser“ und lassen sich auch in der That Pflanzenkost so gut wie Thierfleisch munden; und in den Igeln, Spitzmäusen und Maulwürfen endlich sehen wir wieder Räuber, die ohne Umstände alles Lebende, was sie bewältigen können, angreifen und auffressen. Somit finden also die Wirbelthiere ebensogut ihre Liebhaber oder richtiger ihre Feinde, wie die niederen Thiere, deren Leib noch so groß ist, daß er gesehen und gefaßt werden kann. Und mögen sich die einen wie die anderen auf dem festen Boden oder im Wasser, unter der Erde oder im Gezweig der Bäume aufhalten, im Norden wie im Süden, in der Höhe, wie in der Tiefe leben: den Tod verbreiten sie überall um sich her, das Rauben und das Morden enden niemals.

Nur sehr wenige Raubsäugethiere führen ein wirkliches Eheleben, kein einziges ein solches auf Lebenszeit. Bei einigen Katzen, den Igeln und den Maulwürfen leben während und nach der Paarungszeit beide Geschlechter enger zusammen, als im Verlaufe des übrigen Jahres; hier stehen sich die Gatten eines Paares auch wohl gegenseitig bei, um die Kinder zu ernähren oder zu beschützen und zu vertheidigen: bei den übrigen und zwar bei der größeren Anzahl, pflegt der Vater seine eigenen Sprößlinge als gute Beute zu betrachten und muß von der Mutter zurückgetrieben werden, wenn er das Lager seiner Nachkommenschaft zufällig aufgefunden hat. Unter derartigen Umständen ist die Mutter natürlich die einzige Pflegerin. — Die Zahl der Jungen eines Wurfes schwankt erheblich, sinkt aber niemals (oder blos ausnahmsweise) bis auf Eins herab. Die Jungen werden regelmäßig blind geboren und sind längere Zeit sehr hilflos, entwickeln sich dann aber verhältnißmäßig rasch. Ihre Mutter unterrichtet sie ziemlich ausführlich in ihrem Gewerbe und begleitet und schützt sie jedenfalls so lange, als sie noch unfähig sind, selbstständig für sich zu sorgen. Bei Gefahr tragen einige, aber sehr wenige Mütter die Brut in den Armen oder auf dem Rücken fort; die übrigen schleppen sie mit dem Maule weg. —

Der Mensch lebt mit fast allen Raubthieren in offener Fehde. Nur höchst wenige von ihnen hat er sich durch Zähmung nutzbar zu machen gesucht, — eine Gruppe (oder wenn man lieber will: ein Wesen) freilich in einem Grade, wie kein anderes Thier überhaupt. Die größere Anzahl wird mit mehr oder weniger Recht als schädlich angesehn und leidenschaftlich gehaßt, deshalb auch unerbittlich verfolgt; ein ganz unverhältnißmäßig kleiner Theil wird geschont. Ziemlich viele Mitglieder der Ordnung werden getödtet, um benutzt werden zu können. Das Fleisch oder Fett der einen wird gegessen, das kostbare Fell der andern zu werthvollen Kleiderstoffen verwendet: und hier läßt sich gegen ihre Tödtung nicht wohl Etwas einwenden; sehr unrecht ist es aber, daß auch die nicht blos unschuldigen, sondern sogar nützlichen Raubsäuger verkannt werden und der blinden Zerstörungswuth unterliegen müssen. Schon aus diesem Grunde verdient unsere Ordnung von allen Menschen sorgfältiger studirt zu werden, als bisher: denn es ist doch wahrhaftig wichtig genug, seine Freunde von seinen Feinden unterscheiden zu lernen. —

Man kann die Ordnung der Raubthiere in acht Familien eintheilen, — in dieselben, welche ich im Eingange nannte. Dann mag man, wenn man will, noch drei Hauptabtheilungen annehmen und also von Fleisch-, Alles- und Kerbthierfressern reden. Die erstere Abtheilung würde hiernach die Familien der Katzen, Hunde, Schleichkatzen, Marder und Bären in sich fassen — doch ziehen Einige vor, die Letzteren als Vertreter einer besondern Unterordnung anzusehen und als „Allesfresser" zu bezeichnen. Alle hierher gehörigen Thiere zeichnen sich aus durch ihre ebenmäßige, zum Theil sogar sehr schöne Gestalt, ihre Größe, die lebendigen Farben, welche einzelne zieren, ihre Beweglichkeit, Gewandtheit, Raub- und Mordlust, Entschiedenheit des Charakters und vor Allem durch große Klugheit, welche bei Einigen nur dem menschlichen Verstande nachsteht. Sie sind Bewohner des Festlandes und leben vorzugsweise auf dem Boden, obgleich es auch ebenso vortreffliche Schwimmer, wie Kletterer und auch Höhlenbewohner unter ihnen giebt. Im Allgemeinen kennzeichnen sie folgende Merkmale: der Leib, welcher von der plumpen, kurzen Gestalt des Bären an bis zur zierlichen, langen Schleichkatzenform alle Zwischenstufen des Baues aufweist, ruht auf mittelhohen Beinen, deren vier- oder fünfzehige Füße immer scharf bekrallt sind; der Kopf ist rundlich, die Nasenspitze nackt, die Augen sind groß und scharfblickend, die Ohren aufrecht gestellt, die Lippen stark beschnurrt. Im Gebiß finden sich überall, oben wie unten, sechs Schneidezähne, zwei sehr starke, kegelförmige Eck- oder Fangzähne, hinter ihnen einige scharfgezackte Lückzähne, hierauf die unseren Thieren eigenthümlichen Fleischzähne, deren Kronen scharfe Zacken und stumpfhöckerige Ansätze zeigen, und endlich ein oder mehrere stumpfhöckerige Mahlzähne. — Diese Raubthiere sind über alle Theile der Erde verbreitet und waren schon in der Tertiärzeit auf ihr heimisch. Ihr unmittelbar uns zugefügter Schaden übersteigt den Nutzen, welchen sie, meist nur mittelbar, leisten, bei weitem, und deshalb wird die große Menge der hierher zu zählenden Thiere mit Recht kräftig verfolgt.

Der Laie wird keinen Augenblick im Zweifel sein, welcher Familie er die Ehre geben soll, die Reihe aller Raubthiere zu beginnen. Er gedenkt an den schon von den Alten zu der Thiere König gekrönten **Löwen** und räumt ihm gern jede Bevorzugung ein, sogar auf Kosten des liebsten und getreuesten Hausfreundes **Hund**, dessen geistiges Wesen einer andern, weit werthvollern Krone würdig ist. Diesmal darf auch der Forscher mit dem Laien übereinstimmen, und somit vereinigen wir in der **ersten Familie die Katzen** (Felinae).

In der zweiten Reihe der Säugethiere nehmen die Katzen beinah dieselbe Stellung ein, welche dem Menschen in der ersten Reihe zukommt. Sie sind nicht blos die vollendetsten Raubthiergestalten, sondern, mit alleiniger Ausnahme des Menschen, die vollendetsten Thiere überhaupt. Ein gleiches Ebenmaß zwischen Gliedern und Leib, gleiche Regelmäßigkeit und Einhelligkeit des Baues, wie bei ihnen, finden wir in der ganzen Klasse nicht wieder. Bei ihnen ist jeder einzelne Leibestheil anmuthig und zierlich, und eben deshalb befriedigt das ganze Thier unser Schönheitsgefühl in so hohem Grade. Wir dürfen, ohne fehlzugreifen, unsere **Hauskatze** als Bild der gesammten Gesellschaft betrachten; denn in keiner zweiten Familie ist die Grundform bei allen Mitgliedern so streng wiederholt, in keiner andern Thiergruppe unterscheiden sich die einzelnen Sippen und Arten so wenig von einander, wie bei den Katzen. Alle Sippenkennzeichen erscheinen hier als nebensächliche, äußerliche Merkmale im Vergleich zu den Unterschieden, welche die verschiedenen Gruppen und Arten anderer Familien aufweisen: der **Löwe** mit seiner Mähne oder der **Luchs** mit seinen Ohrpinseln und dem Stumpfschwanze bleiben ebenso gut Katzen, wie der **Hinz** oder der **Leopard**. Selbst dem **Jagdpanther** oder **Gepard**, welcher das allgemeine Gepräge am wenigsten zeigt, muß man scharf auf die Finger sehen, bevor man ihn ganz kennen lernt: als halbe Katze nur, als **Zwitter von Katze und Hund**. Eine so vollkommene Uebereinstimmung wird blos bei Thieren gefunden, welche eine hohe Stellung einnehmen. Dies beweist am schlagendsten der Mensch selbst: kann man doch die einzelnen Arten seines Geschlechtes kaum mehr trennen!

Der Bau des Katzenleibes darf als bekannt vorausgesetzt werden. Der kräftige und doch zierliche Leib, der kugelige Kopf auf dem starken Halse, die mäßig hohen Beine mit den dicken Pranken, der lange Schwanz und das weiche Fell mit seiner immer angenehmen, der Umgebung sich innig anschmiegenden Färbung sind Kennzeichen, welche sich Jedermann eingeprägt haben dürften; sind doch selbst die inneren oder wenigstens versteckteren Leibestheile ziemlich allgemein bekannt. Vollendet am Katzenleibe müssen die Waffen erscheinen. Das Gebiß ist furchtbar. Die Eck- oder Reißzähne bilden große, starke, kaum gekrümmte Kegel, welche alle übrigen Zähne weit überwiegen und eine wahrhaft vernichtende Wirkung äußern können. Ihnen gegenüber verschwinden die auffallend kleinen Schneidezähne; ihnen gegenüber erscheinen selbst die starken, durch scharfe, gegenseitig in einander eingreifende Zacken und Spitzen ausgezeichneten Kauzähne, welche ganz aufgehört haben, Mahlzähne zu sein, schwach und unbedeutend. Mit diesem Gebiß steht die rauhe, scharfe Zunge im Einklange. Sie ist dick und fleischig und besonders merkwürdig wegen ihrer feinen, hornigen Stacheln, welche auf krausen Warzen sitzen und nach hinten gerichtet sind. So ist das Maul gleichsam noch einmal bewaffnet, wie das mancher Schlangen und der raubgierigsten Fische, bei denen außer den Kinnladen der Gaumen mit Zähnen gespickt ist. Wenn nun auch die Stacheln der Katzenzunge keine Zähne sind, haben sie doch noch immer Schärfe genug, um bei fortgesetztem Lecken eine zarte Haut blutig zu ritzen, und übrigens dienen sie wirklich beim Fressen zur Unterstützung der Zähne, welche wegen ihrer Schärfe und Zackung nur einen einseitigen Gebrauch zulassen, zum Zermahlen der Speise aber fast unfähig geworden sind. Die Zähne sind jedoch nicht die eigentlichen Angriffswaffen der Katzen: in ihren Klauen besitzen sie noch furchtbarere Werkzeuge zu sicherem Ergreifen und tödlichem Verwunden ihrer Beute oder zur Abwehr im Kampfe. Ihre breiten und abgerundeten Füße zeichnen sich besonders durch die verhältnißmäßige Kürze aus, und diese hat ihren Grund darin, daß das letzte Zehenglied aufwärts gebogen ist. So kann es beim Gange den Boden gar nicht berühren und bewirkt dadurch die möglichste Schonung der auf ihm sitzenden sehr starken und äußerst spitzen Sichelkrallen. In der Ruhe und bei

gewöhnlichem Gange erhalten zwei dehnbare Bänder, von denen das eine oben und das andere seitlich befestigt ist, das Glied in seiner aufrechten Stellung; bei Zorn und im Augenblick der Benutzung zieht es der starke, tiefe Beugemuskel, dessen Sehne sich unten ansetzt, gewaltsam nach unten und vorn, streckt dadurch den Fuß und verwandelt ihn in die fürchterlichste Tatze, welche es überhaupt geben kann. Der Ausstreckmuskel bewirkt dann die Wiederaufrichtung des Krallengliedes. Dieser Fußbau ist die Ursache, daß die gehenden Katzen niemals eine Fährte hinterlassen, in welcher Abdrücke der Krallen bemerklich sind. — Die Unhörbarkeit des Ganges hat ihren Grund in den weichen, oft dichtbehaarten Ballen an den Sohlen. —

Mit den angegebenen Merkmalen habe ich die größten Eigenthümlichkeiten des Katzenleibes hervorgehoben. Um jedoch wo möglich allen Lesern gerecht zu werden, will ich noch folgende Kennzeichen der Katzen angeben: Die Wirbelsäule zählt 20 Brust- und Lendenwirbel, zwei bis drei Kreuzbein- und 15 bis 29 Schwanzwirbel; das Gebiß besteht aus 30 Zähnen und zwar sechs Vorderzähnen, oben und unten, je zwei Lück- und je vier Backzähnen im Oberkiefer und je drei Backzähnen im Unterkiefer; die Knochen der Gliedmaßen sind durchgehends sehr kräftig, die Schulterbeine aber verkümmert; die Vorderfüße haben fünf, die hinteren vier Zehen. Der Darm erreicht die drei- bis fünffache Leibeslänge. Beim Weibchen stehen vier Zitzen am Bauche oder noch vier an der Brust. — Alle übrigen unwesentlicheren Merkmale des Katzenleibes findet man in den strengwissenschaftlichen Lehrbüchern angegeben; ich will deshalb auf sie verwiesen haben.

Die Katzen sind starke und äußerst gewandte Thiere. Jede ihrer Bewegungen zeigt von ebensoviel Kraft, wie anmuthiger Behendigkeit. Fast alle Arten der Familie ähneln sich in ihren leiblichen, wie in ihren geistigen Eigenschaften, wenn auch diese oder jene Art Etwas vor der anderen voraus zu haben oder hinter ihr im Nachtheile zu stehen scheint. Alle Katzen gehen gut, aber langsam, vorsichtig und ganz geräuschlos; sie laufen schnell und sind fähig, wagrechte Sprünge zu machen, welche die Länge ihres Leibes verhältnißmäßig um zehn bis funfzehn Mal übertreffen. Nur höchst wenige der größeren Arten sind nicht im Stande, zu klettern, während diese Kunst von der Mehrzahl mit viel Geschick betrieben wird. Obgleich von Haus aus große Feinde des Wassers, schwimmen sie doch recht gut, wenn es sein muß; wenigstens kommt keine einzige Katze leicht im Wasser um. Zudem verstehen alle ihren schmucken Leib zusammenzudrücken oder zusammenzurollen, gebrauchen ihre Pfoten mit großer Fertigkeit und wissen mit unfehlbarer Sicherheit vermittelst derselben ein Thier selbst in seinem Laufe oder Fluge zu erfassen. Hierzu kommt noch die verhältnißmäßige Stärke ihrer Glieder und ihre Ausdauer. Die größten Arten strecken mit einem einzigen Schlage ihrer furchtbaren Pranken ein Thier zu Boden, welches größer ist, als sie selbst, und schleppen ohne Mühe unglaubliche Lasten meilenweit fort.

Unter den Sinnen der Katzen stehen wohl Gehör und Gesicht obenan. Ersteres ist unzweifelhaft das Werkzeug, welches sie bei ihren Raub- und Streifzügen leitet. Sie vermögen Geräusch auf große Entfernungen hin wahrzunehmen und ganz richtig zu beurtheilen. Sie vernehmen den leisesten Fußtritt, das schwächste Rascheln im Sande und finden durch ihr Gehör selbst nicht gesehene Beute auf. Diese Sinnesschärfe scheint schon äußerlich angedeutet zu sein; denn obschon die Ohrmuscheln fast nirgends besonders groß zu sein pflegen, zeigen sie doch hier und da besondere Verzierungen oder Anhängsel durch steife Haare u. s. w., welche zwar weniger zur Auffangung des Schalles dienen, aber doch den hervorragendsten Sinn kennzeichnen dürften. — Das Gesicht ist weniger begünstigt, obwohl keineswegs schwach zu nennen. Ihr Auge reicht wahrscheinlich nicht in große Fernen, ist aber für die Nähe ganz vortrefflich. Der Stern, welcher bei den größeren Arten rund ist und sich im Zorn kreisförmig erweitert, nimmt bei den kleineren Arten die Gestalt einer Ellipse an und zeigt sich hier einer großen Ausdehnung fähig. Bei Tage zieht er sich unter Einwirkung des zu grellen Lichtes bis auf einen ganz feinen Spalt zusammen, in der Aufregung oder in der Dunkelheit aber rundet er sich fast bis zu einem vollen Kreise aus. In letzterm Falle wird auch das schwächste Licht derartig gesammelt, daß seine Strahlen von dem Tapetum lucidum, welches in der Tiefe des Auges einen Hohlspiegel dar-

stellt, aufgefangen und zurückgeworfen werden, wodurch das Leuchten des Katzenauges entsteht. — Auf das Gesicht dürfen wir wohl das Gefühl folgen lassen, welches sich ebensowohl als ausgebildete Tastfähigkeit, wie als Empfindungsvermögen kund giebt. Zu Tastwerkzeugen dienen hauptsächlich die Bartschnurren zu beiden Seiten des Maules und über den Augen, vielleicht auch die Ohrpinsel am Ohre der Luchse. Schneidet man einer Katze ihre Bartschnurren weg, so versetzt man sie in eine höchst ungemüthliche Lage; sie wird förmlich rath- und thatlos oder zeigt zum mindesten eine ziemliche Unruhe und Ungewißheit, welche später, aber blos nach dem Wiederwachsen jener Borsten, sich verliert. Aber auch die Pfoten sind zum Tasten ganz geeignet. Die Empfindlichkeit ist über den ganzen Körper verbreitet. Alle Katzen sind höchst empfänglich für Einflüsse von außen und zeigen eine unverkennbare Mißstimmung bei unangenehmen oder große Behaglichkeit bei angenehmen Reizen. Wenn man ihnen ihr seidenweiches Haar streichelt, wird man sie stets in eine fast freudige Aufregung versetzen, während sie, wenn dies Haar befeuchtet wird oder sie sonstigen widerwärtigen Einflüssen ausgesetzt sind, großen Mißmuth an den Tag legen. — Geruch und Geschmack dürften so ziemlich auf gleicher Stufe stehen. Vielleicht ist der Geschmack noch besser, als der Geruch. Die meisten Katzen sind trotz ihrer rauhen Zunge für Gaumenkitzel sehr empfänglich und erfreuen sich besonders an schwach gesalzenen und süßlichen Speisen, vor allem an thierischen Flüssigkeiten, wie an Blut und an Milch, während dem Geruchswerkzeuge schon sehr starkriechende Dinge geboten werden müssen, wenn es sich befriedigt zeigen soll. Die merkwürdige Vorliebe gewisser Katzen für stark duftende Pflanzen, wie für **Baldrian** und **Katzengamander** läßt jedenfalls die Schlußfolgerung zu, daß ihr Geruch nur ein sehr untergeordneter sein kann; denn alle feinriechenden Thiere würden sich mit Abscheu von derartigen Gegenständen abwenden: die Katzen aber wälzen sich wie sinnlos, gleichsam im höchsten Rausche, auf jenen Pflanzen herum.

Hinsichtlich ihrer geistigen Fähigkeiten stehen die Katzen ziemlich weit hinter den Hunden zurück, jedoch nicht soweit, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Bei der Mehrzahl der Arten zeigen sich allerdings die höheren oder edlen Geisteskräfte weit weniger, als die niederen; doch liefert uns unser Hinz, wenn er gut behandelt wird, den Beweis, daß auch die Katzen einer Erziehung und Geistesveredelung fähig sind. Die Hauskatze giebt uns oft genug Beispiele von treuer Anhänglichkeit an den Menschen und von großem Verstande. Der Mensch nimmt sich gewöhnlich gar nicht die Mühe, ihre Fähigkeiten genauer zu erforschen, sondern läßt sich von dem einmal feststehenden Urtheile über sie einnehmen und von selbstständiger Prüfung zurückschrecken. Der Charakter der meisten Arten ist allerdings ein Gemisch von ruhiger Besonnenheit, ausdauernder List, Blutgier und Tollkühnheit; doch giebt es auch sehr edelstolze, muthige Katzen, wie den **Löwen**, oder sanfte, wie den **Jagdleoparden**. In Gesellschaft des Menschen zeigen sie sich bald durchaus anders, als in der Freiheit; sie erkennen die menschliche Herrschaft an, fühlen Dankbarkeit für ihren Herrn, wollen, daß er ihnen schmeichele, sie liebkose; kurz, sie werden oft rückhaltslos zahm, wenn auch zuweilen ihre tief eingewurzelten natürlichen Begabungen plötzlich wieder durchbrechen. Hierin beruht hauptsächlich der Grund, daß man die Katzen falsch und tückisch nennt; denn nicht einmal derjenige Mensch, welcher Thiere zu quälen oder zu mißhandeln pflegt, will ihnen das Recht zugestehen, einmal auf Augenblicke das ihnen auferlegte Joch der Sklaverei abzuschütteln.

Die Katzen sind gegenwärtig in allen Theilen der alten Welt und in Amerika zu finden. Sie bewohnen die Ebenen, wie die Gebirge, dürre, sandige Stellen, wie feuchte Niederungen, den Wald, wie das Feld. Einige steigen selbst in das Hochgebirge hinauf und werden dort in beträchtlichen Höhen getroffen; andere treiben sich auf freien, offenen, mit Gesträuch bewachsenen Steppen oder in Wüsten herum; noch andere ziehen die schilfreichen Ufer von Flüssen, Bächen und Sümpfen vor: bei weitem der größte Theil aber gehört dem Walde an. Die Bäume bieten ihnen alles Erforderliche. Sie liefern vortreffliche Verstecke, in denen sie sich leicht verbergen können, ebensowohl, um über ihre Beute herzufallen, als auch, um sich den Blicken ihrer Feinde zu entziehen. Zu solchen Verstecken dienen den kleineren Arten Felsspalten, hohle Bäume, verlassene Baue von anderen Säugethieren

und dergleichen, während sich die größeren im Gebüsch zu verbergen pflegen. Obwohl den wildlebenden Katzen diejenigen Gegenden am liebsten sind, in welchen der Mensch noch nicht zur vollen Herrschaft gelangen konnte, kommen sie doch oft in unverschämt dreister Weise zu den Wohnungen des Menschen heran, um hier über ihn selbst herzufallen oder seinen Viehstand zu berauben. Zu diesem Behufe verlassen sie ihr Lager mit Einbruch der Nacht und streifen nun entweder ziemlich weit umher, oder legen sich an belebten Paßstraßen der Menschen oder Thiere auf die Lauer. Bei Tage fallen nur höchst wenige auf Beute, und ebenso ziehen sie sich zu dieser Zeit feig zurück, wenn sie angegriffen werden. Ihr wahres Leben beginnt und endigt mit der Dunkelheit, und hierzu weist sie ihre Ausrüstung auch vollständig an. Besonders gut gelegene Versteckplätze werden ziemlich regelmäßig bewohnt; die Mehrzahl hat aber kein bestimmtes Lager und wählt sich, sobald der Morgen sie auf dem Streifzuge überrascht, zum Versteck den ersten besten Ort, welcher Sicherheit verheißt.

Ihre Nahrung nehmen sich die Katzen aus allen vier Klassen der Wirbelthiere, wenn auch die Säugethiere unzweifelhaft ihren Verfolgungen am meisten ausgesetzt sind. Einige Arten stellen mit Vorliebe Vögeln nach, andere, aber wenige, verzehren auch das Fleisch mancher Lurche, namentlich der Schildkröten, wieder andere gehen sogar auf den Fischfang aus. Die wirbellosen Thiere werden im Ganzen wenig von ihnen behelligt, und wohl nur zufällig fängt sich diese oder jene Art einen Krebs oder ein Kerbthier. Sämmtliche Katzen fressen vorzugsweise die Beute, welche sie sich selbst erworben haben, nur sehr wenige fallen auf das Aas und dann gewöhnlich auch blos auf solches, welches von selbst gemachter Beute herrührt. Dabei zeichnen sich die meisten durch unersättlichen Blutdurst aus, und es giebt Arten, welche sich, wenn sie es können, blos von Blut nähren und sich förmlich in diesem „ganz besonderen Safte“ berauschen.

In der Art und Weise ihres Angriffs ähneln sich alle Arten mehr oder weniger. Sie schleichen leisen, unhörbaren Schrittes äußerst aufmerksam durch ihr Jagdgebiet und äugen und lauschen scharf nach allen Richtungen hin. Das geringste Geräusch erregt ihre Aufmerksamkeit und bewegt sie, der Ursache desselben nachzugehen. Dabei gleiten sie in geduckter Stellung vorsichtig auf dem Boden hin, regelmäßig unter dem Winde, und fallen, wenn sie sich nahe genug glauben, plötzlich mit einem oder mehreren Sätzen über ihr Schlachtopfer her, schlagen ihm die furchtbaren Tatzen in das Genick oder in die Seiten, reißen es zu Boden, erfassen es mit dem Maule und beißen einige Male schnell nach einander heftig zu. Hierauf öffnen sie das Gebiß ein wenig, ohne jedoch das erfaßte Thier fahren zu lassen, sie beobachten es vielmehr scharf und beißen von neuem, sowie sich noch ein Fünkchen Leben in ihm regt. Viele stoßen während dem ein Brüllen oder Knurren aus, welches ebensogut Behaglichkeit, als Gier oder Zorn ausdrückt. Die meisten haben die abscheuliche Gewohnheit, ihre Schlachtopfer noch lange Zeit zu quälen, indem sie ihnen scheinbar etwas Freiheit gewähren und sie oft auch wirklich ein Stückchen laufen lassen, jederzeit aber im rechten Augenblicke sie wieder erfassen, von neuem niederdrücken, nochmals laufen lassen u. s. w., bis die Gepeinigten endlich ihren Wunden erliegen. Auch die größten Arten scheuen die Thiere, von denen sie bedeutenden Widerstand erwarten, und greifen sie blos dann an, wenn sie sich durch Erfahrung überzeugt haben, daß sie trotz der Stärke ihrer Gegner als Sieger aus einem etwaigen Kampfe hervorgehen. Selbst der Löwe, Tiger und Jaguar fürchten anfangs den Menschen und gehen ihm fast feig aus dem Wege; nachdem sie aber gelernt haben, welch schwaches, wehrloses Geschöpf er ist, werden sie seine furchtbarsten Feinde, und es scheint fast, als ob sie dann das Menschenfleisch dem aller übrigen Säugethiere entschieden vorzögen. Obgleich beinah alle Katzen gute Läufer sind, stehen sie doch von weiterer Verfolgung eines Schlachtopfers ab, wenn ihnen der Angriffssprung mißlang.

Nur an sehr geschützten Orten verzehren die Katzen eine gemachte Beute gleich an Ort und Stelle; gewöhnlich schleppen sie das erfaßte Thier, nachdem sie es getödtet oder wenigstens widerstandslos gemacht haben, an einen stillen, versteckten Ort und verzehren es hier in aller Ruhe und Behaglichkeit. Wenn ihre Wohngegend reich an Beute ist, zeigen sie sich außerordentlich lecker und überlassen bei weitem den größten Theil der von ihnen erjagten Geschöpfe anderen Thieren, den

Schmarotzern und Bettlern an ihrer Tafel, und blos im Nothfalle kehren sie auch noch am folgenden Tage zu dem Leichnam zurück.

In der Regel werfen die weiblichen Katzen mehr als ein Junges, wenn auch Dies ausnahmsweise vorkommt. Man kann sagen, daß die Zahl ihrer Jungen zwischen Eins und Sechs schwankt; einige Arten sollen sogar noch mehr zur Welt bringen. Die Jungen werden bei der einen sehend, bei der andern blind geboren. Ihre Pflegerin ist die Mutter; der Vater bekümmert sich nur gelegentlich um sie. — Eine Katzenmutter mit ihren Jungen gewährt ein höchst anziehendes Bild. Man sieht die mütterliche Zärtlichkeit und Liebe in jeder Bewegung der Alten ausgedrückt, hört sie in jedem Ton, welchen man vernimmt. Da liegt eine Zartheit und Weiche in der Stimme, welche man gar nicht vermuthet hätte! Dabei beobachtet die Alte ihre Kleinen mit so viel Sorgfalt und Aufmerksamkeit, daß man gar nicht zweifeln kann, wie sehr ihr die Kinderschar ans Herz gewachsen ist. Besonders wohlthuend ist bei einem solchen Katzengehecke auch die Reinlichkeitsliebe, in welcher die Mutter ihre Jungen schon in der frühesten Jugend unterrichtet. Sie hat ohne Unterlaß zu putzen, zu lecken, zu glätten, zu ordnen und duldet nicht den geringsten Schmutz in der Nähe des Lagers. Gegen feindliche Besuche vertheidigt sie ihre Sprößlinge mit Hintansetzung ihres eigenen Lebens, und alle größeren Arten der Familie werden, wenn sie Junge haben, im höchsten Grade furchtbar. Bei den kleineren Arten muß die Mutter ihre Brut oft genug gegen den Vater vertheidigen, welcher die Jungen, so lange sie noch blind sind, ohne weiteres auffrißt, wenn er in das unbewachte Lager kommt. Daher rührt wohl auch hauptsächlich die große Sorgfalt aller Katzen, ihr Geheck möglichst zu verbergen. Nachdem die Jungen etwas mehr herangewachsen sind und sich schon als echte Katzen zeigen, ändert sich die Sache. Dann thut auch der Kater oder das Katzenmännchen überhaupt ihnen Nichts mehr zu Leide. Und nun beginnt ein gar lustiges Kindheitsleben der kleinen, zu Spiel und Scherz jeder Art immer geneigten Thiere. Die natürliche Begabung zeigt sich schon bei den ersten Bewegungen und Regungen, deren die Kätzchen fähig sind. Ihre Kinderspiele sind bereits nichts Anderes, als Vorübungen zu der ernsten Jagd, welche die Erwachsenen betreiben. Alles, was sich bewegt, zieht ihre Aufmerksamkeit auf sich. Kein Geräusch entgeht ihnen — die kleinen Lauscher spitzen sich bei dem leisesten Rascheln in der Nähe. Anfangs ist der Schwanz der Alten die größte Kinderfreude der Jungen. Jede seiner Bewegungen wird beobachtet, und bald macht sich die übermüthige Gesellschaft daran, diese Bewegungen durch ihre Fangversuche zu hemmen und zu hindern. Doch die Alte läßt sich durch solche Neckereien nicht im geringsten stören und fährt fort, ihrer innern Seelenstimmung durch die Schwanzbewegungen Ausdruck zu geben, ja sie bietet ihren Kleinen förmlich dieses Glied zu beliebigem Spiele dar. Wenige Wochen später sieht man die ganze Familie bereits mit den lebhaftesten Spielen beschäftigt, und nun wird die Alte geradezu kindisch, die Löwenmutter ebensogut, wie die Erzeugerin unserer Hauskatzen. Oft ist die ganze Gesellschaft zu einem scheinbaren Knäuel geballt, und Eins fängt und häkelt nach dem Schwanze des Andern. Mit dem zunehmenden Alter werden die Spiele immer ernstlicher. Die Kleinen lernen erkennen, daß der Schwanz doch nur ein Stück ihres eigenen Selbst ist; sie wollen aber ihre Kraft bald an etwas Anderm versuchen. Jetzt schleppt ihnen die Alte kleine Thiere zu, oft noch halb, ja ganz lebendig. Diese werden frei gelassen, und nun übt sich die junge Brut mit Eifer und Ausdauer in dem räuberischen Gewerbe, welches sie später betreiben werden. Schließlich nimmt sie die Alte oder bei manchen Arten das Elternpaar mit auf die Jagd hinaus; da lernen sie nun vollends alle Listen und Schleichwege, die ruhige Beherrschung ihrer selbst, die plötzlichen Angriffe, kurz, die ganze Kunst des Raubes. Erst wenn sie ganz selbstständig geworden sind, trennen sie sich von der Mutter oder den Eltern und führen nun längere Zeit ein einsames, herumschweifendes Leben.

Die Katzen stehen der ganzen übrigen Thierwelt als Feinde gegenüber, und deshalb ist der Schaden, welchen sie anrichten, außerordentlich bedeutend. Freilich muß man bedenken, daß die großen Arten der Familie fast sämmtlich in Ländern leben, welche unglaublich reich an Beute sind, ja man kann sogar behaupten, daß einige geradezu einer schädlichen Vermehrung mancher Wieder=

käuer und Nager hindernd in den Weg treten, und daß somit auch sie uns mittelbar nützlich werden. Bei den kleineren Arten überwiegt der Nutzen, welchen sie leisten, den von ihnen angerichteten Schaden bei weitem. Ihre Jagd beschränkt sich auf kleinere Säugethiere und Vögel, und namentlich die dem menschlichen Haushalte so überaus lästigen und schädlichen kleinen Nager finden in ihnen das wirksamste Gegengewicht und die gefährlichsten Feinde. Unser Hinz ist uns ja geradezu unentbehrlich geworden. Auch die wildlebenden kleineren Katzenarten bringen viel mehr Nutzen, als Schaden. Außerdem verwerthet der Mensch das Fell und hier und da auch das Fleisch unserer Thiere. In China dient das Katzenfell geradezu als Standeszeichen. Die übrigen Völker schätzen es mehr seiner Farbenschönheit, als seiner wirklichen Güte wegen; denn diese ist nicht eben hoch anzuschlagen.

Jagd und Fang der schädlichen Arten werden überall mit großem Eifer betrieben, und es giebt Leute, welche gerade in der Gefährlichkeit dieser Jagd das erste Vergnügen der Erde finden. —

Zur Sonderung der verschiedenen Katzenarten in kleinere Gruppen oder Sippen sind, wie bemerkt, ziemlich nebensächliche Merkmale maßgebend. Man ordnet die Thiere schon nach ihrer Färbung oder nach äußeren Haarwucherungen. Einzelne Arten bieten durch ihren ziemlich abweichenden Leibesbau, durch die stumpfkralligen Zehen oder den kurzen Schwanz z. B., bessere Anhaltspunkte zur Unterscheidung dar: aber auch diese Unterschiede berechtigen kaum zur Trennung von den übrigen Arten. Gleichwohl folgen wir auch hier der hergebrachten Eintheilung und stellen dem Löwen die einfarbigen Katzen Amerikas, dem Tiger die Pardelkatzen, den Luchsen die Buschkatzen und Hinze gegenüber, räumen dem Bindeglied zwischen Katze und Hund, dem Jagdleoparden oder Gepard, eine gewisse Selbstständigkeit ein und geben allen diesen Unterscheidungsformen etwa den Werth der Sippen aus anderen Familien. Die nachstehenden Blätter werden aber durch Wort und Bild beweisen, daß das ganze künstliche Gebäude der Systematik bei den Katzen auf sehr schwachem Grunde fußt, und jeden Leser überzeugen, daß alle Katzen der Erde Geschwisterkinder sind.

Ein einziger Blick auf den Leib des Löwen, auf den Ausdruck seines Gesichts genügt, um der uralten Auffassung aller Völker, welche das königliche Thier kennen lernten, von Grund des Herzens beizustimmen. Der Löwe ist der König der Raubthiere, ist der Herrscher im ganzen Reiche der Säugethiere. Und wenn auch der ordnende Thierkundige diese königliche Würde eben nicht achten will und den Löwen nur für eine Katze von besonders kräftigem Bau erkennen muß: der Gesammteindruck, welchen das herrliche Thier macht, wird auch den Forscher zwingen, ihm unter allen seinen Verwandten die höchste Stelle einzuräumen.

Die Löwen (Leo) sind leicht von sämmtlichen übrigen Katzen zu unterscheiden. Ihre Hauptkennzeichen liegen in dem stark gebauten, kräftigen Leibe mit der kurzen, glatt anliegenden, einfarbigen Behaarung, in dem breiten, kleinäugigen Gesicht, in dem Herrschermantel, welcher sich um ihre Schultern schlägt, und in der Quaste, welche ihre Schwanzspitze ziert. Im Vergleich zu den anderen Katzen ist der Rumpf der Löwen kurz, der Bauch eingezogen, und der ganze Körper erscheint deshalb sehr kräftig, nicht aber plump. An der Spitze des Schwanzes, in der Quaste verborgen, steckt ein horniger Nagel, den schon Aristoteles beachtete, aber viele der neueren Naturforscher leugneten. Die Augen sind klein und haben runde Sterne, die Schnurren sind in sechs bis acht Reihen geordnet. Vor Allem ist es die Mähne, welche die männlichen Löwen auszeichnet und ihnen das stolze, königliche Ansehen verleiht.

„Ein Königsmantel, dicht und schön,
Umwallt des Löwen Brust und Mähn',
Eine Königskrone, wunderbar,
Sträubt sich der Stirne straffes Haar.“

Diese Mähne bekleidet in vollster Ausbildung den Hals und die Vorderbrust, ändert aber so verschieden ab, daß man aus ihr allein die Heimat des Löwen erkennen kann, daß man nach ihr und, wie ich glaube, mit Recht, mehrere Arten des Thieres unterschieden hat. So ist sie beim persischen

Löwen lang aus schwarzen und braunen Haaren zusammengesetzt, bei dem Löwen von Guzurate aber nur aus kurzen, dünnen, gekrümmten Haaren gebildet, bei diesem einfarbig, bei jenem gemischt. Ich will die verschiedenen Formen des Löwen weiter unten kurz beschreiben und darf es dann jedem meiner Leser überlassen, sich selbst ein Urtheil zu bilden: einstweilen wenden wir unsere Aufmerksamkeit der stolzesten und königlichsten Art, dem Löwen der Berberei zu; denn er ist es, welcher seit den ältesten Zeiten wegen seines Muthes, seiner Kühnheit und Kraft, wegen seiner Tapferkeit, seiner Stärke, seines Heldensinnes, seines Adels und seiner Großmuth, seines Ernstes und seiner Ruhe bekannt geworden ist, und den Namen König der Thiere erhalten hat. Er ist in der That das stärkste, muthigste und berühmteste aller Raubthiere, die gewaltigste Katze unter allen, der gefährlichste und wildeste aller übrigen Löwen. Unbezwingliche Kraft, Selbstvertrauen, kühler, sicherer Muth und Siegesgewißheit im Kampfe spiegelt sich in seinem Aussehen. Hoch aufgerichtet ist der Rumpf, noch höher gehalten der Kopf, majestätisch ist sein Blick, würdevoll, achtunggebietend seine Haltung. Alles an ihm zeugt von Adel, jede Bewegung ist gemessen und würdig, Körper und Geist stehen im vollsten Einklange.

Der Löwe der Berberei (Leo barbarus) hat einen starken, gedrungenen Leibesbau, wie die übrigen, sein Vorderleib ist viel stärker, als der Hinterleib, denn die Brust ist breit und die Weichen sind schlank. Der dicke, fast viereckige Kopf verlängert sich in eine breite und stumpfe Schnauze, die Ohren sind abgerundet, die Augen nur mittelgroß, aber lebendig und feurig; der lange Schwanz endigt mit einem kurzen Stachel und wird von einer flockigen Quaste bedeckt; die Glieder sind gedrungen und außerordentlich kräftig, die Pranken die größten, vielleicht auch verhältnißmäßig die größten aller Katzen. Ein glatter, kurzer Pelz von lebhaft röthlichgelber oder fahlbrauner Farbe bedeckt das Gesicht, den Rücken, die Seiten, die Beine und den Schwanz; hier und da endigen die Haare mit schwarzen Spitzen oder sind völlig schwarz, und hierdurch entsteht eben jene gemischte Farbe. Kopf und Hals sind von einer starken und dichten Mähne umgeben, welche aus langen, schlichten, in Flechten herabfallenden Haaren besteht, die vorn bis zur Handwurzel und hinten fast bis zur Hälfte des Rückens und der Seiten herabreichen. Auch der Unterleib trägt seiner ganzen Länge nach dichtgestellte, schlichte Haare; selbst an den Ellbogen und den Vordertheilen der Schenkel stehen wenigstens noch Haarbüschel. Am Kopfe und am Halse ist die eigentlich fahlgelbe Mähne mit rostschwarzen Haaren untermengt, welche letztere namentlich an den Seitentheilen des Nackens reichlich herabfallen und, mit Fahlgelb gemischt, auch in der ganzen schwarzen Bauchmähne und den schwarzen Haarbüscheln, an den Ellbogen und Schenkeln und an der Schwanzquaste sich finden. Dies gilt von dem männlichen ausgewachsenen Löwen, dessen Höhe am Widerrist über $2^1/_2$ Fuß, bei $5^1/_2$ Fuß Körperlänge und $2^1/_2$ Fuß Schwanzlänge beträgt. Es ergiebt sich somit eine Gesammtlänge des Thieres, von der Schnauzenspitze bis zum Schwanzende an gerechnet, von sieben vollen Fußen. Neugeborne Löwen sind etwa einen Fuß lang; sie haben weder eine Mähne, noch eine Schwanzquaste, sondern sind mit wolligen, graulichen Haaren bedeckt und am Kopfe und an den Beinen schwarz gefleckt, an den Seiten, über dem Rücken und am Schwanze aber mit kleinen, schwarzen Querstrichen gebändert und auf der Firste des Rückens schwarz gezeichnet. Aber schon im ersten Jahre verschwinden die Flecken und Streifen, im zweiten Jahre ist die Grundfarbe ein gleichmäßiges Fahlgelb geworden, und im dritten Jahre erscheinen die Zeichen der Mannbarkeit. Die Löwin ähnelt immer mehr oder weniger dem jüngern Thiere, namentlich der gleichlange oder nur äußerst wenig am Vorderkörper verlängerte Haarpelz zeichnet sie vor dem Männchen aus.

In früheren Zeiten waren die Löwen weit verbreiteter, als gegenwärtig, wo sie aus den stark bevölkerten Gegenden schon beinah gänzlich verdrängt worden sind. Sie fanden sich noch zu den Römerzeiten nicht nur in ganz Afrika und dem südwestlichen Asien, sondern auch in Griechenland und Macedonien, wo sie bereits seit mehr als anderthalbtausend Jahren vollständig verdrängt worden sind. Der Löwe der Berberei lebte früher im ganzen nordöstlichen Afrika und war in Egypten fast



Löwe in einen Kral brechend.

ebenso häufig, wie in Tunis oder in Feß und Marokko zu treffen. Die Zunahme der Bevölkerung und Bildung aber verdrängte ihn mehr und mehr, so daß er jetzt schon im ganzen untern Nilthale und fast an der ganzen südlichen Küste des Mittelmeeres nicht mehr getroffen wird. Aber noch heutigen Tages ist er in Algier und Marokko keine Seltenheit, und in Tunis und der Oase Fessan wenigstens noch eine ständige Erscheinung. Namentlich in Algier ist er gegen früher sehr dünn gewor-



Der Löwe der Berberei (*Leo barbarus*).

den; die häufigen Kriege der Franzosen mit den Arabern haben ihn verdrängt, und die französischen Löwenjäger, zumal der berühmte Jules Gerard, haben seine Reihen sehr gelichtet.

Im Betragen sind sich die verschiedenen Löwen vollkommen gleich, und wir kennen deshalb die Lebensweise von allen, wenn wir die von einer Art oder Abart kennen gelernt haben.

Der Löwe lebt einzeln, und nur von der Brunstzeit an bis zu einem gewissen Alter seiner Jungen hält er sich zu seinem Weibchen. Außer der Brunstzeit bewohnt jeder Löwe sein eignes Gebiet, ohne jedoch der Nahrung wegen mit anderen seiner Art in Streit zu gerathen. Vielmehr

kommt es häufig vor, daß sich zu größeren Jagdzügen mehrere Löwen vereinigen: — die Paare gehen regelmäßig in Gemeinschaft auf die Jagd aus. Doch ist der Löwe nirgends häufig, und Dies ist auch sehr leicht zu erklären: denn er bedarf so viel Nahrung, daß sich eine große Anzahl von seines Gleichen in einer Gegend nicht lange würde ernähren können. Breite waldige Thäler an Flüssen sind seine Lieblingsorte; auf Gebirgen scheint es ihm weniger zu behagen.

An irgend einem geschützten Orte scharrt sich jeder Löwe eine flache Vertiefung zu seinem Lager und ruht hier einen oder mehrere Tage lang, je nachdem die Gegend arm oder reich, unruhig oder ruhig ist. In den größeren Waldungen bewohnt er oft lange ein und denselben Platz und verläßt ihn blos dann, wenn er hier seinen Wildstand gar zu sehr gemindert hat und nicht mehr mit Leichtigkeit Beute machen kann. Dann zieht er weiter, und wo ihn bei seinen Streifzügen der Morgen überrascht, bleibt er liegen, immer aber in den verborgensten Theilen des Dickichts.

Im Ganzen ähneln seine Gewohnheiten denen anderer Katzen, doch weicht er in vielen Stücken sehr wesentlich von denselben ab. Er ist träger, als alle übrigen Mitglieder seiner Familie, und liebt größere Streifzüge durchaus nicht, sondern sucht es sich so bequem zu machen, als irgend möglich; deshalb folgt er z. B. im Ostsudahn regelmäßig den Nomaden, sie mögen sich wenden, wohin sie wollen. Er zieht mit ihnen in die Steppe hinaus und kehrt mit ihnen nach dem Walde zurück; er betrachtet sie als seine steuerpflichtigen Unterthanen und erhebt von ihnen in der That die drückendsten aller Abgaben.

Seine Lebensweise ist eine rein nächtliche; denn nur gezwungen verläßt er am Tage sein Lager. Bei Tage begegnet man ihm äußerst selten, im Walde kaum zufällig, sondern erst dann, wenn man ihn ordnungsmäßig aufsucht und durch Hunde von seinem Lager auftreiben läßt. Die Araber behaupten, daß er um die Mittagszeit entsetzlich vom kalten Fieber gepeinigt werde und deshalb so faul sei. Wolle man ihn jagen, so müsse man ihn vorher durch Steinwürfe auftreiben; denn er selbst rühre sich nicht. So arg ist es freilich nicht; eine große Trägheit ist ihm aber allerdings eigen, wenigstens so lange, als die Sonne am Himmel steht. Wie mich meine letzte Reise nach Habesch belehrte, kommt es doch vor, daß man ihn auch bei Tage im Dickicht umherschleichen oder ruhig und still auf einem erhabenen Punkte sitzen sieht, von wo aus er das Treiben der Thiere seines Jagdgebietes beobachten will. So brachte mir ein Bote, welchen ich von Mensa aus dem Herzog nachsandte, die Nachricht, daß er in der Mittagsstunde einen Löwen in dem von Mensa nach dem Ain-Saba abfallenden Thale habe sitzen sehen. Der Löwe betrachtete ihn und sein Kamel mit großer Theilnahme, ließ aber Beide ungefährdet ihres Weges ziehen. Man hat dieses Umschauhalten, welches schon von Le Vaillant beobachtet und von späteren Reisenden wiederholt berichtet wurde, für unwahr gehalten: allein auch wir haben uns davon überzeugt. Denn ein anderer Löwe, welchen wir in der Samchara auf der Spitze eines nackten, kiesbedeckten Hügels liegen sahen, konnte offenbar nur die eine Absicht haben, sein Jagdgebiet zu überschauen, um den Ort zu ermitteln, welcher ihm bei dem abendlichen Ausgange am ehesten Beute liefern könne.

Erst mit der Nacht zeigt er sich und kündet zunächst durch donnerartiges Brüllen sein Wachsein und den Beginn seiner Streifzüge an.

In der Nähe der Dörfer kommt der Löwe nicht vor der dritten Nachtstunde. „Drei Mal," so sagen die Araber, „kündet er durch Brüllen seinen Aufbruch an und warnt hierdurch alle Thiere, ihm aus dem Wege zu gehen." Diese gute Meinung ruht aber leider auf schwachen Füßen; denn ebenso oft, als ich das Brüllen des Löwen vernahm, habe ich in Erfahrung gebracht, daß er lautlos zum Dorfe herangeschlichen war und irgend ein Stück Vieh weggenommen hatte. Der Löwe, welcher kurz vor unserer ersten Ankunft in Mensa vier Nächte hinter einander das Dorf betreten hatte, war einzig und allein daran erkannt worden, daß er beim versuchten Durchbruch einer Umzäunung einige seiner Mähnenhaare verloren hatte. Es wurde als sehr wahrscheinlich angenommen, daß er auch in den ersten Nächten unseres Aufenthaltsortes das Dorf umschlich, dennoch vernahmen wir sein Gebrüll

nur zwei Mal und zwar in weiter Ferne, während ich dasselbe früher in Kordofahn nicht nur vor dem Dorfe, sondern mitten in demselben ertönen gehört hatte.

Es ist eigenthümlich, daß manche Innerafrikaner, z. B. die Mensa, wenig über die Verluste klagen, welche sie durch den Löwen erleiden. Man spricht wohl von seinen Raubthaten, aber keineswegs mit Entrüstung über die Einbuße an Vieh, welche man erlitten hat, und es möchte fast scheinen, als griffe er größere Herdenthiere gar nicht an. Dies ist jedoch unzweifelhaft der Fall; ich selbst bin in Innerafrika hiervon mehr als einmal überzeugt worden. Während meiner Reisen habe ich den Löwen zwar nur zweimal im Freien gesehen, aber doch sehr oft wahrgenommen, und bin so mit ihm ziemlich vertraut worden. Mehrere Male hat er seine Einfälle in den Dörfern gemacht, in welchen ich mich gerade aufhielt, und allnächtlich hörte ich, während ich am obern blauen Flusse reiste, den Donner aus seiner Brust. Ehe ich nun sein Leben und Treiben schildere, möchte ich wohl meinen Leser bitten, sich mit mir im Geiste in eines der Steppendörfer Ostsudahns oder in die Umzäunung eines Lagers der Nomaden zu versetzen, um eine jener durch ihn gestörten Nächte kennen zu lernen.

Mit Sonnenuntergang hat der Nomade seine Herde in der sichern Seriba eingehürdet, in jenem acht bis zehn Fuß hohen und drei bis vier Fuß dicken, äußerst dichten, aus den stachlichsten Aesten der Mimosen geflochtenen Zaune, dem sichersten Schutzwalle, welchen er bilden kann. Dunkel senkt sich die Nacht auf das geräuschvolle Lager herab. Die Schafe blöken nach ihren Jungen, die Rinder, welche bereits gemolken wurden, haben sich niedergethan. Eine Meute wachsamer Hunde hält die Wacht. Mit einem Male läutet sie hell auf, im Nu ist sie versammelt und stürmt nach einer Richtung in die Nacht hinaus. Man hört den Lärm eines kurzen Kampfes, wüthend bellende Laute und grimmig heißeres Gebrüll, sodann Siegesgeläut — eine **Hiäne** umschlich das Lager, mußte aber vor den muthigen Wächtern der Herden nach kurzer Gegenwehr die Flucht ergreifen. Einem **Leoparden** würde es kaum besser ergangen sein. — Es wird stiller und ruhiger, der Lärm verstummt, der Frieden der Nacht senkt sich auf das Lager herab. Weib und Kind des Herdenbesitzers haben in dem einen Zelte die Ruhe gesucht und gefunden. Die Männer haben ihre letzten Geschäfte abgethan und wenden sich ebenfalls ihrem Lager zu. Von den nächsten Bäumen herab spinnen die stufenschwänzigen **Ziegenmelker** ihren Nachtgesang, oder tragen fliegend ihre Flederschleppe durch die Lüfte, nähern sich oft und gern der Seriba und huschen wie Geister über die schlafende Herde hinweg. Sonst ist Alles still und ruhig. Selbst die kläffenden Hunde sind verstummt, nicht aber auch lässig oder schlaff geworden in ihrem treuen Dienste.

Urplötzlich scheint die Erde zu dröhnen: — in nächster Nähe brüllt ein **Löwe**! Jetzt bewährt er seinen Namen „**Essed**“, d. i. der Aufruhrerregende: denn ein wirklicher Aufruhr und die größte Bestürzung zeigt sich in der Seriba. Die Schafe rennen wie unsinnig gegen die Dornhecken an, die Ziegen schreien laut, die Rinder rotten sich mit lautem Angstgestöhn zu wirren Haufen zusammen, das Kamel sucht, weil es gern entfliehen möchte, alle Fesseln zu zersprengen, und die muthigen **Hunde**, welche Leoparden und Hiänen bekämpften, heulen laut und kläglich und flüchten sich jammernd in den Schutz ihres Herrn, welcher selbst rath- und thatlos, an seiner eignen Stärke verzweifelnd, sie der ihm übermächtigen Gewalt unterordnend, in seinem Zelte zittert, es nicht wagt, nur mit seiner Lanze bewaffnet einem so furchtbaren Feinde gegenüberzutreten, und es geschehen lassen muß, daß der Löwe näher und näher herankommt, daß die leuchtenden Augen zu dem Schrecken der Stimme noch einen neuen fügen — der es geschehen lassen muß, daß der Löwe auch noch einen zweiten seiner arabischen Namen „**Sabaa**“, d. i. „Würger der Herden“, bethätigt.

Mit gewaltigem Satze überspringt der Mächtige die acht, ja selbst zehn Fuß Dornenmauer, um sich ein Opfer auszuwählen. Ein einziger Schlag seiner furchtbaren Pranken fällt ein zweijähriges Rind, das kräftige Gebiß zerbricht dem widerstandslosen Thiere die Wirbelknochen des Halses. Dumpfgrollend liegt der Räuber auf seiner Beute, die großen Augen funkeln hell vor Siegeslust und Raubbegier, mit dem Schwanze peitscht er die Luft, läßt das verendende Thier auf Augenblicke los und faßt es mit seinem zermalmenden Gebiß von neuem, bis es sich endlich

nicht mehr regt. Dann tritt er seinen Rückzug an. Er muß zurück über die hohe Umzäunung und will auch seine Beute nicht lassen. Seine ganze ungeheure Kraft ist erforderlich, um mit dem Rind im Rachen den Rücksprung auszuführen. Aber er gelingt: ich habe selbst eine neun Fuß hohe Seriba gesehen, über welche der Löwe mit einem zweijährigen Rind im Rachen hinweggesetzt war; ich selbst den Eindruck noch wahrgenommen, welchen die schwere Last auf der Firste des Zaunes bewirkt hatte, und auf der andern Seite noch die Vertiefung im Sande bemerkt, welche das herabstürzende Rind zurückließ, bevor es der Löwe weiter schleppte. Mit Leichtigkeit trägt er eine solche Last seinem vielleicht eine halbe Meile entfernten Lager zu, und man sieht die Furche, welche ein so geschlepptes Thier im Sande zog, oft mit der größten Deutlichkeit bis zum Platze, an welchem es zerrissen wurde.

Erst nach Abzug des Löwen athmet alles Lebende in dem Lager freier auf; denn es schien geradezu durch die Furcht gebannt zu sein. Der Hirte ergiebt sich gefaßt in sein Schicksal: er weiß, daß er in dem Löwen einen König erkennen muß, der ihn fast ebenso arg brandschatzt, als der Menschenkönig, unter welchem er steht.

Man begreift, daß alle Thiere, welche diesen fürchterlichen Räuber kennen, vor Entsetzen fast die Besinnung verlieren, sobald sie ihn nur brüllen hören. Dieses Gebrüll ist bezeichnend für das Thier selbst. Man könnte es einen Ausdruck seiner Kraft nennen, es ist einzig in seiner Art und wird von keiner Stimme eines andern lebenden Wesens übertroffen. Die Araber haben ein sehr bezeichnendes Wort dafür: „raad“, d. h. donnern. Beschreiben läßt sich das Löwengebrüll nicht. Tief aus der Brust scheint es hervorzukommen, es scheint diese zersprengen zu wollen. Es ist schwer, die Richtung zu erkennen, von woher es erschallt, denn der Löwe brüllt gegen die Erde hin, und auf dieser pflanzt sich der Schall wirklich wie Donner fort. Das Gebrüll selbst besteht aus Lauten, welche zwischen O und U in der Mitte liegen und überaus kräftig sind. In der Regel beginnt es mit drei oder vier langsam hervorgestoßenen Lauten, welche fast wie ein Stöhnen klingen, dann folgen diese einzelnen Laute immer schneller und schneller, gegen das Ende hin aber werden sie wieder langsamer und dabei nehmen sie auch mehr und mehr an Stärke ab, so daß die letzten eigentlich mehr einem Geknurr gleichen. Sobald ein Löwe seine gewaltige Stimme erhebt, fallen alle übrigen, welche es hören, augenblicklich mit ein, und so kommt es, daß man im Urwalde zuweilen eine wirklich großartige Musik vernehmen kann.

Unbeschreiblich ist die Wirkung, welche des Königs Stimme unter seinen Unterthanen hervorruft. Die heulende Hiäne verstummt, wenn auch nur auf Augenblicke, der Leopard hört auf, zu grunzen, die Affen beginnen, laut zu gurgeln, und steigen angsterfüllt zu den höchsten Zweigen empor. Die blökende Herde wird todtenstill; die Antilopen brechen in rasender Flucht durchs Gezweig; das beladene Kamel zittert, gehorcht keinem Zurufe seines Treibers mehr, wirft seine Lasten, seinen Reiter ab und sucht sein Heil in eiliger Flucht; das Pferd bäumt sich, schnauft, bläst die Nüstern auf und stürzt rückwärts; der nicht zur Jagd gewöhnte Hund sucht winselnd Schutz bei seinem Herrn: kurz, Freiligraths Beschreibung ist vollkommen richtig:

„Dem Panther starrt das Rosenfell,
Erzitternd flüchtet die Gazell',
Es lauscht Kamel und Krokodil
Des Königs zürnendem Gebrüll.“

Und selbst der Mann, in dessen Ohr zum ersten Mal diese Stimme schlägt, in der Nacht des Urwaldes, selbst er fragt sich, ob er auch Held genug sei Dem gegenüber, welcher diesen Donner hervorruft. — Dasselbe Angstgefühl, welches das Löwengebrüll hervorruft, bemächtigt sich auch dann der Thiere, wenn sie den Löwen durch einen andern Sinn wahrnehmen, schon, wenn sie ihn blos wittern, ohne ihn zu sehen: sie wissen alle, daß die Nähe des Löwen für sie Tod bedeutet.

Wo es der Löwe haben kann, siedelt er sich in der Nähe der Dörfer an und richtet seine Streifzüge einzig und allein nach diesen hin. Er ist ein unangenehmer Gast und läßt sich nicht so leicht vertreiben, zumal weil er auch einen nicht unbedeutenden Grad von Schlauheit bei seinen Ueberfällen

zeigt. Dies mag aus nachstehender Geschichte hervorgehen, welche von einem alten holländischen Bauer erzählt wurde, der im Schatten des Draakenberges wohnte und hauptsächlich von dem Gelde lebte, das er aus der Jagd der Elefanten gewann.

In einem dichten Gestrüpp, welches ungefähr eine englische Meile von der Besitzung des Bauers entfernt war, hatte sich ein Löwe niedergelassen. Er fand dort Schutz und Wasser und konnte recht behaglich seinen Jagdzügen von hier aus nachgehen. Unser Bauer merkte sehr bald, welchen Nachbar er erhalten hatte; die unverkennbare Fährte im Sande sagte genug, und der Mann beschloß deshalb, auf seiner Hut zu sein. In der ersten Nacht erhoben die Hunde ein wüthendes Gebell; der Löwe aber verhielt sich ruhig, und der Bauer gab sich bereits dem süßen Traume hin, daß Freund Leu, von den Hunden gewarnt, die Gegend verlassen habe. Aber Leu war kein Furchthase und hatte sich von dem Bischen Hundegebell nicht in die Flucht schlagen lassen.

Während der zweiten Nacht wurde Röberg, ein starker Ochse vom Lieblingsgespann, ohne Umstände von ihm weggeführt. Am Morgen zeigte sich, daß der Löwe über die Umzäunung, welche den Kraal umgab, gesprungen war, den Ochsen getödtet hatte und mit ihm über die Umzäunung zurückgegangen sein würde, wenn diese unter dem gemeinsamen Gewicht des Ochsen und des Löwen nicht gebrochen wäre und ihm so einen bequemern Ausgang geboten hätte.

Der Bauer verfolgte augenblicklich im Geleit seines Hottentotten und eines halben Dutzend seiner besten Hunde die Löwenspur. Ohne Schwierigkeit erkannten die Jäger, daß der Löwe in jenem dicken Gestrüpp sein müsse; doch Dies war an und für sich kein großer Vortheil: denn der Kloof — so wird im Kaplande eine Schlucht genannt, welche dicht mit Dornen bewachsen ist — war ungefähr eine Meile lang und 300 oder 400 Ellen breit. Die Bäume und Sträuche bestanden aus Stachelgewächsen und Dornen; kriechendes Gesträuch und langes Gras bedeckte den Boden in solcher Ueppigkeit, daß es fast unmöglich schien, hindurchzudringen. Man kam deshalb überein, daß sich der Bauer an der einen, der Hottentotte an der andern Seite des Kloofs aufstellen und daß die Hunde den Löwen heraustreiben sollten.

Das lebhafte Bellen der Rüden zeigte bald an, daß sie den Räuber entdeckt hatten; aber man merkte auch, daß sie unfähig waren, ihn aus seiner Festung herauszutreiben. Man hörte, wie sie bald zurückprallten, wenn das erzürnte Ungeheuer einen Angriff machte, bald aber wieder vordrangen; im Ganzen jedoch blieb das Gebell auf einer und derselben Stelle. Endlich, als das Bellen schwächer und immer schwächer wurde, hielt man es für räthlich, die Hunde zurückzurufen. Doch alles Pfeifen und Rufen brachte nicht mehr als zwei von dem halben Dutzend zu ihrem Herrn zurück, und einer von diesen war schrecklich verstümmelt: — die anderen hatte der Löwe getödtet.

Dieser erste Versuch, des unangenehmen Nachbars habhaft zu werden, war gänzlich mißlungen, und der Bauer kehrte, den Verlust seiner Hunde beklagend, nach Hause zurück, um sich nach solcher Anstrengung zu erfrischen. Während der Nacht wachte er an seinem Kraal, aber der Löwe stattete ihm keinen zweiten Besuch ab. Am folgenden Abend machte unser Mann sich in Begleitung seines Hottentotten noch einmal nach dem Kloof auf. Man bestieg hier einen Baum in der Nähe des Wechsels, und beide Jäger spähten die ganze Nacht nach ihrem Gegner. Der Löwe war aber klüger, als sie; er ging einen andern Weg, und während sie dort auf den Bäumen saßen, holte er sich, ohne sich zu fürchten oder irgendwie einzuschränken, ein sehr werthvolles Pferd aus dem Hofe, den Hinterhalt, welcher ihm gelegt worden war, glücklich vermeidend. Die Wuth des heimgekehrten Bauers und sein Schelten auf die Hottentotten und Kaffern wegen ihrer Nachlässigkeit und Feigheit mag man sich selbst in Worte setzen. Der Bauer beruhigte sich endlich doch, und mit der Ruhe kam ihm ein neuer Plan. Derselbe war nicht wenig gefahrvoll. Der kühne Mann wollte den dichten Kloof zu Fuß und ohne Hunde betreten, um den Löwen selbst aufzusuchen und zu tödten. Er war ein alter, erfahrner Jäger und verstand sich auf die Führung seiner Doppelbüchse wie nur Einer. Das Werk aber, welches er vorhatte, war kein Kinderspiel, und all sein Mannesmuth war erforderlich, um es glücklich zu Ende zu führen.

Ungefähr um zehn Uhr am Morgen nach dem neuen Unfall machte sich der Jäger auf. Er nahm seinen treuen Hottentotten nicht mit, weil er meinte, daß dessen Ausdünstung, welche, wie bei allen Schwarzen, sehr stark ist, dem Löwen die herannahenden Menschen verrathen und ihn vertreiben möchte. Mit äußerster Vorsicht näherte sich unser Mann dem Kloof und folgte der Spur, welche das fortgeschleppte Pferd zurückgelassen hatte. Bald war er vom Dickicht umgeben und mußte nun all seine Aufmerksamkeit darauf setzen, so geräuschlos als möglich vorwärts zu gehen oder zu kriechen: eine Aufgabe, welche bei der Menge von trockenen Zweigen und Blättern ihre großen Schwierigkeiten hatte. Doch unser Jäger löste sie. Die kleinen Vögel, welche wie gewöhnlich auf Alles achten und merken, flogen erst weg, wenn er unter ihnen dahinkroch, ein Zeichen, daß nicht ihr Gehör, sondern ihr Gesicht sie auf die Gegenwart eines Menschen aufmerksam gemacht hatte. Vögel und Affen sind, wie bekannt, in jedem dichten Walde die größten Hindernisse eines erfolgreichen Ueberfalls; denn die Vögel fliegen von Baum zu Baum und pfeifen oder zwitschern, während die Affen gurgeln oder Grimassen schneiden und durch alle Arten von Hanswurstbewegungen ausdrücken, daß sich ein verdächtiges Wesen nähert.

Der Bauer war kaum funfzig Schritte tief in den Busch vorgedrungen, als er Grund bekam, zu vermuthen, daß er schon nahe an das Lager des Löwen hinangerückt sei. Die Reste des erbeuteten Pferdes wurden zwischen den Bäumen sichtbar, und unser erfahrner Buschjäger wußte sehr wohl, daß der Löwe sich nicht weit davon niedergethan haben würde. Er kauerte sich also hinter einen Busch und nahm eine möglichst bequeme Stellung ein, damit er sich ohne Beschwerde ruhig verhalten konnte. Nachdem er so einige Zeit gelauert hatte, sah er endlich, daß sich etwas hinter einigen großen, breitblätterigen Pflanzen bewegte, ungefähr zwanzig Schritte von ihm. Er erkannte nach und nach den Kopf des Löwen und bemerkte, daß dieser mit großer Aufmerksamkeit die Gegend beobachtete, in welcher er, der Jäger, sich verborgen hatte. Es war augenscheinlich, daß das Raubthier die Annäherung eines Wesens vernommen hatte, aber noch nicht sicher war, wo dies sich verborgen hielt. Der Bauer wußte, daß jetzt ein bedenklicher Augenblick für ihn gekommen war, und verblieb deshalb so ruhig wie eine Bildsäule. Er wollte keinen Schuß nach der Stirn des Löwen wagen, denn es hätte Dies ein sehr guter Schuß sein müssen, und die vielen Zweige und Aeste, welche die Schußlinie durchkreuzten, machten einen solchen mehr als unwahrscheinlich.

Nach einer sehr sorgfältigen Besichtigung schien der Löwe zufriedengestellt und legte sich hinter den Büschen nieder. Jetzt spannte unser Jäger leise beide Hähne seines Gewehres und richtete dasselbe langsam nach der Gegend hin, wo der Löwe lag; dabei änderte er seine Lage nur umsoviel, als nothwendig war, um eines guten Schusses sicher sein zu können. Das leise Geräusch, welches er dabei machen mußte, war der Wachsamkeit des Löwen nicht entgangen. Er erhob sich augenblicklich, zeigte aber wieder blos die Stirnseite. Der Jäger nahm die Stelle zwischen den Augen aufs Korn und feuerte, traf jedoch, wie Dies bei kurzen Entfernungen und starken Pulverladungen gewöhnlich ist, zu hoch. Zwar fiel der Löwe auf den Rücken, aber er sprang sogleich wieder auf und brüllte entsetzlich. Doch jetzt zeigte er dem sichern Schützen seine Breitseite, einen Augenblick später hatte er die zweite Kugel in der Brust und stürzte jetzt, mit dem Tode kämpfend, in das Dickicht der Büsche. — Vor Sonnenuntergang hing die Haut des Löwen an der Thüre des Bauerhauses; sämmtliche Hottentotten waren selig vor Entzücken über den Erfolg ihres Herrn und — über den ihnen gespendeten Branntwein. —

Der Mensch ist häufig genug fast der alleinige Ernährer des Löwen; doch auch die Steppe und der Wald bieten ihm hinreichende Nahrung. Kein Säugethier ist ihm zu klein und geringfügig, keins ist vor ihm sicher. Er ist kein Kostverächter, obgleich er in der Regel sich leckere Braten auszusuchen weiß. Bei seiner Jagd zeigt er außerordentlich viel Verstand, List und große Kühnheit. Es scheint durch glaubwürdige Reisende verbürgt zu sein, daß er sich mitten unter die Lagerfeuer stürzt und sich dort ein Stück Vieh wegnimmt, oder aber, daß er dicht an das Lager herankommt und durch sein Brüllen die durch die Menschen geschützten Thiere solange ängstigt, bis sie fast besinnungslos durch-

brechen, um das Weite zu suchen, jetzt aber ihm erst recht zur Beute werden. Gegen diese Angabe spricht der feste Glaube aller Innerafrikaner, mit denen ich verkehrt habe, an die erwünschte Wirksamkeit ihrer Lagerfeuer. Sie versichern, daß Feuer stets genüge, den Löwen abzuhalten und wissen kein Beispiel zu erzählen, daß das Raubthier ein durch sorgsam unterhaltene Wachtfeuer geschütztes Lager überfallen habe. Vom Leoparden erzählen sie das Gegentheil.

Ganz anders, als bei Angriffen auf zahme Thiere, benimmt sich der Löwe, wenn er es mit Wild zu thun hat. Er weiß, daß dieses ihn auf ziemliche Entfernung hin wittert und schnellfüßig genug ist, ihm zu entkommen. Deshalb lauert er auf die wildlebenden Thiere oder schleicht sich, oft in Gesellschaft mit anderen seiner Art, äußerst vorsichtig unter dem Winde an sie heran. Namentlich die Wasserplätze in den Steppen Mittel- und Südafrikas sind ergiebige Jagdorte für ihn.

Wenn der heiße Tag vorüber ist und die kühle Nacht sich allmählich herabsenkt, eilt die zierliche Antilope oder die mildäugige Girafe, das gestreifte Zebra oder der gewaltige Büffel, um die lechzende Zunge zu erfrischen. Vorsichtig nahen sie sich alle der Quelle oder der Lache; denn sie wissen, daß gerade diejenigen Orte, welche ihnen die meiste Labung bieten sollen, für sie die gefährlichsten sind. Ohne Unterlaß witternd und lauschend, scharf in die dunkle Nacht äugend, schreitet das Leitthier der Antilopenherde dahin. Keinen Schritt thut es, ohne sich zu versichern, daß Alles still und ruhig sei. Die Antilopen sind meistens schlau genug, ebenfalls unter dem Winde an die Quelle zu gehen, und so bekommt oft genug das Leitthier die Witterung noch zur rechten Zeit. Es stutzt, es lauscht, es äugt, es wittert — noch einen Augenblick — und plötzlich wirft es sich herum und und jagt in eiliger Flucht dahin. Die anderen folgen; weitaus greifen die zierlichen Hufe, hochauf schnellen die federnden Läufe der anmuthigen Thiere. Ueber Busch und Grasbüschel setzen die Behenden dahin und sind gerettet. So naht sich auch das kluge Zebra, so naht sich die Girafe: aber wehe ihnen, wenn sie diese Vorsicht versäumen. Wehe der Girafe, wenn sie mit dem Winde zur umbuschten Lache schreitet, wehe ihr, wenn sie über der Begierde, die heiße, schlaffe Zunge zu kühlen, ihre Sicherheit auch nur einen Augenblick vergißt! Dann wird Freiligraths hochdichterische Beschreibung fast zur vollen Wahrheit:

„Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
„Springt der Löwe. Welch ein Reitpferd! Sah man reichere Schabracken
„In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
„Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

„In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne;
„Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
„Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt;
„Sieh, wie Schnelle des Kameles es mit Pardelhaut vereinigt!

„Sieh, die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
„Starr aus seiner Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen
„An dem braun gefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
„Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

„Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
„Ihrer Spur folgt die Hiäne, die Entweiherin der Grüfte;
„Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberisch verheerte;
„Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

„Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen,
„Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen.
„Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Girafe tragen;
„Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen."

Ja, diese Beschreibung enthält fast die volle Wahrheit! Nur den Geier muß der Forscher aus ihr streichen; denn er folgt dem Löwen nicht zur Nacht: er kommt blos bei Tage, um die Ueberreste der königlichen Tafel zu beanspruchen. Im Uebrigen hat der Dichter nur zu genau gezeichnet.

Gewöhnlich erliegt ein von dem Löwen erfaßtes Thier schon dem ersten Angriffe. Die gewaltige Last, welche plötzlich auf seine Schultern fällt, die Todesangst, welche es erfaßt und die Wunden, welche es im nächsten Augenblicke erhält, verhindern es, noch weit zu laufen. Kraftlos und muthlos bricht es zusammen, wenige Bisse genügen, die Halswirbelknochen zu zermalmen und den Nerv des Lebens abzuschneiden. Und der Löwe liegt nun auf seiner Beute, wie ich es schon oben beschrieb, grollend, mit dem Schwanze peitschend, die Augen starr auf sie geheftet, jede Bewegung verfolgend und durch neue Bisse noch das letzte Zucken beendend. Mißlingt aber der Sprung, so verfolgt der Löwe seinen Raub nicht, sondern kehrt fast wie beschämt nach seinem Hinterhalt zurück, Schritt für Schritt, als ob er die rechte Länge abmessen wolle, bei welcher ihm der Sprung gelungen wäre.

Nicht selten aber kommt es auch vor, daß sich eine Löwenfamilie zur Jagd vereinigt und dann auch bei Tage einen Angriff versucht. Ein englischer Löwenjäger erzählt Folgendes:

„Eine kleine Herde von Zebras weidete ruhig und unbesorgt in einer Ebene, nicht ahnend, daß sich ihr ein Löwenpaar mit seinen Jungen lautlos mehr und mehr näherte. Der Löwe und die Löwin hatten einen ordentlichen Schlachtplan entworfen und stahlen sich so sacht und unbemerklich durch das hohe Gras, daß sie der scharfen Aufmerksamkeit des Thieres entgingen. So krochen sie heran, bis sie fast zum Sprunge nahe waren; da bemerkte das Wachtthier plötzlich den fürchterlichen Feind und gab das Zeichen zur Flucht. Aber es war zu spät. Mit einem einzigen Sprunge setzte der männliche Löwe über Gras und Büsche hinweg und fiel mit der ganzen Wucht seines Leibes auf das eine Zebra, welches augenblicklich unter ihm zusammenbrach. Die anderen stiebten angsterfüllt in alle Winde."

Gute Beobachter versichern, daß der Löwe, sobald er hungrig und raublustig ist, Dies durch Wedeln und Schlagen des Schwanzes auf den Rücken oder durch Schütteln der Mähne zu erkennen giebt. An Gefangenen und Gezähmten, welche ich selbst besaß, habe ich Dasselbe beobachtet und kann es mithin nur bestätigen. Kommt also ein Mensch einem im Gebüsch verborgenen Löwen zu nahe, so braucht man blos auf diese Bewegung zu achten, um zu erfahren, wessen man sich zu versehen hat. Sieht man einen Löwen, welcher den Schwanz nicht rührt, so kann man kühnlich an ihm vorbeigehen, ja ihn sogar mit Werfen durch ein Stück Holz aus dem Wege treiben. Das Gerassel eines Wagens, das Geklatsche einer Peitsche verjagt ihn dann regelmäßig. Wedelt er aber mit dem Schwanze, so darf man, wenn man nicht gut bewaffnet und ein tüchtiger Schütze ist, auf seinen Tod gefaßt sein. Das Gleiche, welches hier von dem Menschen gesagt wurde, gilt auch von den Thieren. Es kommt oft genug vor, daß jagdbare Thiere ohne Gefahr an einem Löwen vorübergehen können; denn ein gesättigter Löwe bemüht sich niemals nach fernerm Raube und verdient schon aus diesem Grunde den Namen eines großmüthigen Raubthieres.

Jedes von einem Löwen erbeutete Thier wird, wenn Dies angeht, dem Versteck zugeschleppt und erst dort von ihm gefressen. Die ungeheure Kraft des königlichen Thieres zeigt sich wohl am besten gerade bei diesem Fortschaffen der Beute. Wenn man bedenkt, was dazu gehören will, mit einem Rinde im Rachen über einen breiten Graben oder über einen sechs, acht, ja zehn Fuß hohen Zaun zu setzen, kann man einen richtigen Schluß auf die unglaubliche Stärke des Löwen machen. Blos ganz erwachsene Büffel und Kamele sind ihm zu schwer; diese fortzuschleppen, ist er nicht im Stande. Man behauptet sogar, daß er fähig wäre, einen Elefanten durch die Gewalt seines Sprunges niederzuwerfen, doch dürfte Dies wohl in das Bereich der Fabel gehören und eher mit jener Erzählung der Araber zu vergleichen sein, welche die Stärke des Löwen zu beweisen sucht. „Ein Löwe," so erzählte man mir im Ostsudahn, „sprang auf ein zur Tränke gehendes Kamel und suchte es vom Ufer des Flusses weg nach dem Walde zu ziehen. Im gleichen Augenblicke aber schoß ein riesiges Krokodil aus dem Wasser hervor und packte dasselbe Kamel am Halse. Der Löwe zog nach oben, das Krokodil nach unten, keins ließ nach; da riß das Kamel mitten von einander." Ist es nun auch nach meinen eigenen Beobachtungen begründet, daß das Krokodil wirklich einem Stier und also auch einem Kamele den Kopf abreißen kann, so ist doch nicht wahrscheinlich, daß es sich auf ein Kamel stürzt, welches eben von einem Löwen gepackt wird, und vielleicht unmöglich, daß die beiden Thiere durch

vereinigte Kraft ein Kamel mittendurchzureißen vermöchten. Soviel ist übrigens auch gewiß, daß der Löwe ein Kamel wenigstens ein Stück weit fortzuschleppen sucht. Dies habe ich bei dem Dorfe Melbeß in Kordofahn am Morgen nach der Tödtung des Kamels selbst gesehen. Das Thier war etwa hundert Schritte weit geschleppt worden, und der Löwe hatte dann nur einen sehr geringen Theil vom Rücken abgefressen, wahrscheinlich, weil ihm die Nähe des Dorfes zu große Unruhe gemacht hatte. Mit einem ein= oder zweijährigen Kalbe läuft ein starker Löwe noch im Trabe davon. Thompson versichert, daß berittene Jäger einen so belasteten Löwen fünf Stunden lang verfolgt hatten, ohne ihn einholen zu können.

Der Löwe zieht unbedingt größere Thiere den kleineren vor, obgleich er diese, wenn er sie nahe haben kann, auch nicht verschmäht. Soll er doch, wie bestimmt versichert wird, bisweilen sich sogar mit Heuschrecken begnügen! Alle Herdenthiere des Menschen, die wilden Zebras und sämmtliche Antilopen, sowie die Wildschweine bleiben unter allen Umständen seine Hauptnahrung. Gewöhnlich frißt der Löwe blos selbst erlegte Beute, in gewisser Beschränkung geht er jedoch auch das Aas an und zumal solches, welches von einem durch ihn erlegten Thiere herrührt. Er kehrt, wenn er Beute gemacht, in der nächstfolgenden Nacht zu ihr zurück, in der dritten Nacht erscheint er aber niemals wieder am Aase und würde wohl auch vergeblich dahin zurückkehren. Denn gewöhnlich finden sich schon in der Nacht, in welcher die Beute gemacht wurde, eine namhafte Anzahl von Schmarotzern ein, welche die günstige Gelegenheit wahrnehmen, um von des Königs Tafel zu schmausen. Die faule und feige Hiäne und alle eigentlichen Hundearten erachten es für sehr bequem, einen Andern für sich Beute machen zu lassen, und fressen, sobald der Löwe das Mahl verläßt, sich daran toll und voll. Freilich duldet sie der König nicht immer gern an seinem Tische, sondern es kommen, wie bestimmt erwiesen worden ist, zuweilen tüchtige Beißereien vor. So feig auch die Hiänen dem Löwen ausweichen, wenn sie ihm begegnen, so tolldreist werden sie, wenn ihnen ein leckeres Mahl winkt.

Einer meiner Jäger im Ostsudahn beobachtete einmal bei hellem Tage einen Kampf zwischen einem Löwen und drei Hiänen, welchem eine derartige Ursache zu Grunde liegen mochte. Der Löwe saß nach Hundeart an einer Waldlichtung hart am Flußufer und erwartete mit der größten Seelenruhe drei gefleckte Hiänen, welche sich ihm knurrend und kläffend mehr und mehr näherten. Nach und nach wurden die Thiere immer unverschämter und gingen näher und näher an den Gewaltigen heran. Endlich fiel es auch einer von ihnen ein, ihm beißend nach der Brust zu fahren. In demselben Augenblicke aber bekam sie einen Schlag mit der linken Pranke, daß sie augenblicklich auf den Rücken stürzte und wie leblos liegen blieb; die übrigen zogen sich dann in das Dickicht des Waldes zurück.

Andere Beobachter versichern, daß zwischen den Löwen selbst zuweilen aus Futterneid Kämpfe entständen, und englische Jäger wollen sogar gesehen haben, daß ein männlicher Löwe die von ihm getödtete Löwin zerfleischt und theilweise gefressen habe. In wieweit letztere Beobachtung richtig ist, wage ich nicht zu entscheiden; mir kommt die Sache außerordentlich unwahrscheinlich vor, obgleich ich wiederholt gesehen habe, daß andere große Katzenpaare, namentlich der Tiger unseres Thiergartens, durch das bloße Erschauen einer vermeintlichen Beute in hohem Grade erregt wurden und wüthend mit einander kämpften, so friedlich sie auch sonst zusammen lebten.

Den Menschen greift der Löwe nur äußerst selten an. Die hohe Gestalt eines Mannes scheint ihm Ehrfurcht einzuflößen. Im Sudahn wenigstens, wo doch der Löwe in manchen Gegenden sehr häufig ist, sind so gut als gar keine Fälle bekannt, daß ein Mensch von einem Löwen gefressen worden wäre. Dort fallen den Krokodilen, ja selbst den Hiänen, weit mehr Menschen zum Opfer, als dem Löwen. In Südafrika soll es anders sein; doch fügt man auch hinzu, daß die Kaffern daran hauptsächlich selbst schuld wären. Bei den beständigen Kriegen dieser Völkerschaften kommt es nämlich häufig vor, daß die oft genug heimtückisch erschlagenen Feinde mitten im Walde liegen bleiben, da, wo sie das tödliche Geschoß ereilte. Kommt nun der Löwe des Nachts an einen solchen Leichnam, so lange dieser noch frisch ist, so findet er es erklärlicher Weise sehr bequem, an ihm seinen Hunger zu stillen; hat er einmal Menschenfleisch gekostet, so erfährt er, daß dasselbe dem andern doch vorzuziehen

sei, und nunmehr wird er ein „Manneſſer", wie die Kaffern ihn dann nennen. Dieſe verſichern, daß ſolche menſchenfreſſende Löwen auch nicht ſelten mitten unter die Lagerfeuer ſtürzen und einen oder den anderen der ſchlafenden Männer ohne weiteres mit ſich nehmen. Unter den Eingebornen, wie unter den Anſiedlern herrſcht der Glaube, daß dunkelfarbige Menſchen mehr ſeinen Angriffen ausgeſetzt ſeien, als der Weiße.

Man behauptet, daß der Löwe, während er alle von ihm angefallenen Thiere augenblicklich tödtet, den Menſchen, welchen er überwältigt und unter ſich in ſeinen Krallen hat, nicht alſogleich morde, ſondern ihm erſt ſpäter und zwar unter fürchterlichem Gebrüll den tödlichen Schlag mit ſeiner Tatze auf die Bruſt verſetze. Dies iſt wohl als glaubwürdig anzunehmen; denn auch Livingſtone, deſſen einfache Berichte durchaus nicht den Stempel der Uebertreibung oder der Lügenhaftigkeit an ſich tragen, behauptet Daſſelbe. Bei einer Treibjagd, welche er mit den Bewohnern des Dorfes Mabotſa in Oſtafrika anſtellte, waren die Löwen bald auf einem kleinen, bewaldeten Hügel umſtellt. „Ich befand mich," ſo erzählt Livingſtone, „neben einem eingebornen Schullehrer, Namens Mebalwe, als ich innerhalb des Jägerkreiſes einen der Löwen gewahrte, welcher auf einem Felsſtück lag. Mebalwe feuerte auf ihn, und die Kugel traf den Felſen. Der Löwe biß auf die getroffene Stelle, wie ein Hund in einen Stock, der nach ihm geworfen wird. Dann ſprang er weg, durchbrach den Kreis und entkam unbeſchädigt. Als der Kreis wieder geſchloſſen war, ſahen wir zwei andere Löwen innerhalb deſſelben, und dieſe brachen ebenfalls durch. Darauf gingen wir dem Dorfe wieder zu. Unterwegs bemerkte ich wiederum einen Löwen auf einem Felſen, aber diesmal hatte er einen kleinen Buſch vor ſich. Da ich etwa 30 Yards entfernt war, zielte ich gut auf ſeinen Körper hinter dem Buſch und feuerte beide Läufe ab. „Er iſt getroffen!" riefen einige der Leute und wollten zu ihm laufen. Ich ſah den Schweif des Löwen hinter dem Buſche emporgerichtet und rief den Leuten zu: „Wartet, bis ich wieder geladen habe!" Als ich die Kugeln hinunterſtieß, hörte ich einen Schrei und gewahrte den Löwen gerade im Begriff, auf mich zu ſpringen. Er packte im Sprunge meine Schulter, und wir fielen beide zuſammen zu Boden. Schrecklich neben meinem Ohre knurrend, ſchüttelte er mich, wie ein Dachshund eine Ratte ſchüttelt. Dieſe Erſchütterung brachte eine Betäubung hervor; ich fühlte weder Schmerz noch Angſt, obgleich ich mir alles Deſſen, was vorging, bewußt war. Ich ſuchte mich von der Laſt zu befreien und bemerkte, daß ſeine Augen auf Mebalwe gerichtet waren, welcher auf ihn zu ſchießen verſuchte. Sein Gewehr verſagte mit beiden Läufen. Der Löwe verließ mich augenblicklich und packte Mebalwe am Schenkel. Ein andrer Mann, dem ich früher das Leben gerettet hatte, als er von einem Büffel geſtoßen wurde, verſuchte, den Löwen mit dem Spieße zu treffen, während derſelbe Mebalwe biß. Er verließ Letzteren und packte dieſen Mann bei der Schulter; aber in dem Augenblicke beendeten die zwei Kugeln, welche er bekommen hatte, ihre Wirkſamkeit, und er fiel todt nieder. Das Ganze war das Werk weniger Minuten. Er hatte den Knochen meines Oberarms zerbiſſen, und mein Arm blutete aus elf Wunden, welche ausſahen, als wenn Flintenkugeln eingedrungen wären. Beim Heilen wurde der Arm krumm. Meine zwei Kampfgenoſſen haben viele Schmerzen an ihren Wunden gelitten, und die an der Schulter des einen brachen genau nach einem Jahre wieder auf."

Ob es wahr iſt, daß ſich der Löwe jedesmal vor ſeinem Angriffe in einer Entfernung von etwa acht oder zehn Fuß niederlege, um den Sprung abzumeſſen, laſſe ich dahin geſtellt ſein. Ich meines Theils habe nach allen im Sudahn erhaltenen Nachrichten Urſache, daran zu zweifeln. Die Araber jener Gegenden verſichern, daß der Menſch, welcher einen ruhenden Löwe treffe, denſelben durch einen einzigen Steinwurf verſcheuchen könne, falls er Muth genug habe, auf ihn loszugehen. Wer dagegen entfliehe, ſei unrettbar verloren. „Zweimal, ſo ſagen ſie, weicht jeder Löwe dem Manne aus, denn er weiß, daß dieſer das Ebenbild Gottes des Allbarmherzigen iſt, den auch er, als ein gerechtes Thier, in Demuth anerkennt. Frevelt jedoch der Menſch an den Geboten des Erhaltenden, welche beſtimmen, daß Niemand ſein Leben tollkühn wage, und geht er dem Löwen zum dritten Male entgegen, ſo muß er ſein Leben laſſen."

Daß die Löwen vor dem Menſchen wirklich zurückweichen, ſagen auch andere Beobachter. „Ein

Landmann, mit Namen Kock," so berichtet Sparrmann in seiner Reise nach Südafrika, „stieß bei einem Spaziergange auf einen Löwen. Er legte auf ihn an, verfehlte ihn aber und wurde von ihm verfolgt. Als er außer Athem war, kletterte er auf einen Steinhaufen und hob den Flintenkolben hoch in die Höhe. Der Löwe legte sich auf zwanzig Schritte vor ihm hin; nach einer halben Stunde aber stand er auf, ging Anfangs Schritt für Schritt zurück, als wenn er sich fortstehlen wollte, und erst als er ein Stück weit war, fing er an, aus allen Kräften zu laufen." Man behauptet, daß er sich selbst dann, wenn er sich schon zum Sprunge niederlegt, nicht getraue, denselben auszuführen, wenn ihm der Mensch unbeweglich ins Auge sieht. Wenn er den leichten Kampf mit einem Manne nicht schon einmal versucht, flößt ihm die hohe Gestalt desselben Furcht und Mißtrauen in seine eigne Stärke ein, und eine ruhige Haltung des Körpers, ein muthiges Auge kräftigt diesen Eindruck mit jedem Augenblick. Eine unbedachtsame Bewegung aber, welche ihm Furcht verräth oder ihn zur Vertheidigung aufreizt, erweckt den Muth und das Selbstvertrauen des Löwen wieder, und dann ist auch der Mann verloren. Daß er vor dem ruhig dastehenden Menschen die Flucht ergreift, ist ein Beweis, daß er sich vor dem Menschen ebenso gefürchtet hat, wie dieser sich vor ihm. Anders ist es freilich, wenn er schon mehrmals mit Menschen gekämpft hat, oder wenn er sehr hungrig ist.

Es kommt wirklich vor, daß der Löwe einen Menschen mit großer Hartnäckigkeit verfolgt. So erzählt Barrow Folgendes: „Am Kamiehsberge im Lande der Namaken wollte ein Hottentott eine Herde Rindvieh zum Wasser treiben, als er einen Löwen erblickte. Er floh mitten durch die Herde in der Hoffnung, daß der Löwe eher ein Stück Vieh ergreifen, als ihm folgen würde. Doch er irrte. Der Löwe brach durch die Herde und folgte dem Hottentotten, welcher jedoch noch so glücklich war, auf einen Aloebaum zu klettern und sich hier hinter einen Haufen Nester des Gesellschaftswebervogels (Ploceus socius) zu verstecken. Der Löwe that einen Sprung nach ihm hinauf, verfehlte jedoch, sank zurück und fiel zu Boden. In mürrischem Schweigen ging er um den Baum, warf dann und wann einen schrecklichen Blick hinauf, legte sich endlich nieder und ging nun 24 Stunden nicht von der Stelle. Endlich kehrte er zur Quelle zurück, um seinen Durst zu stillen. Der Hottentott stieg herunter und lief nach seinem Hause, welches nur eine Viertelmeile entfernt war. Der Löwe folgte ihm aber und kehrte erst 300 Schritt vor dem Hause um.

Unter allen Umständen bleibt es mißlich, vor dem Löwen zu fliehen, denn er ist schnell genug zu Fuß; man hat beobachtet, daß er verwegene Jäger fast eingeholt hätte, obgleich sie auf guten Jagdpferden saßen. Wer bei einem Zusammentreffen mit dem Löwen Herz genug hat, ruhig stehen zu bleiben, den greift er so leicht nicht an. Aber zu einem solchen Wagstück gehört ein besonnener Mannesmuth, der eben nicht Jedem gegeben ist.

Es ist sehr beachtenswerth, daß der Löwe, wie vielfache Beobachtungen dargethan haben, Kinder nur selten angreift. Man kennt Beispiele, daß das furchtbare Raubthier ganz ruhig an die Häuser heran kam, ohne dort irgend Jemandem Etwas zu Leide zu thun. Lichtenstein verbürgt ein solches Beispiel:

„Bei Rietriviersspoort kamen wir an die Wohnung eines gewissen van Wyck. Indessen wir unser Vieh ein wenig weiden ließen und in der Thür des Hauses den Schatten suchten, begann van Wyck folgendermaßen: „Es ist etwas über zwei Jahre, daß ich auf der Stelle, wo wir hier stehen, einen schweren Schuß gewagt habe. Hier im Hause, neben der Thür, saß meine Frau. Die Kinder spielten neben ihr, und ich war draußen zur Seite des Hauses an meinem Wagen beschäftigt, als plötzlich am hellen Tage ein großer Löwe erschien und sich ruhig auf der Schwelle in den Schatten legte. Die Frau, vor Schrecken erstarrt und mit der Gefahr des Fliehens bekannt, blieb auf ihrem Platze, die Kinder flohen in ihren Schos. Ihr Geschrei machte mich aufmerksam; ich eilte nach der Thür, und man denke sich mein Erstaunen, als ich den Zugang auf diese Weise versperrt sah. Obgleich das Thier mich nicht gesehen hatte, so schien doch, unbewaffnet, wie ich war, alle Rettung unmöglich. Doch bewegte ich mich fast unwillkürlich nach der Seite des Hauses zu dem Fenster des Zimmers, in welchem mein geladnes Gewehr stand. Glücklicherweise hatte ich es zufällig in die nächste

Ecke gestellt und konnte es mit der Hand erreichen, denn zum Hereinsteigen ist, wie Sie sehen, die Oeffnung zu klein, und zu noch größerm Glücke war die Thür des Zimmers offen, so daß ich die ganze drohende Scene zu übersehen im Stande war. Jetzt machte der Löwe eine Bewegung, es war vielleicht zum Sprunge; da besann ich mich nicht länger, rief der Mutter leise Trost zu und schoß in Gottes Namen hart an den Locken meines Knaben vorbei den Löwen über den funkelnden Augen in die Stirn, daß er sich weiter nicht regte."

Wenn man auch annehmen will, daß dieser Löwe ganz satt gewesen sei, als er an jenes Haus herankam, darf man doch nicht vergessen, daß andere Katzenarten in ähnlichen Fällen ihrer Mordlust selten widerstehen können, und Dies würde nur ein Grund mehr sein, um den Adel der Löwenseele zu beweisen.

Die ehrfurchteinflößende Gestalt des Löwen, seine gewaltige Kraft, sein kühner, ruhiger Muth ist von jeher anerkannt und bewundert worden. Und wenn nun auch die Bewunderung oft das rechte Maß überschritten und dem Löwen Eigenschaften angedichtet hat, welche er wirklich nicht besitzt: im Grunde ist sie doch gerechtfertigt. Der Löwe erscheint neben den übrigen Katzen und selbst neben den meisten wilden Hundearten stolz, großmüthig und edel. Er ist blos dann ein Räuber, wenn er es sein muß, und nur dann ein Wütherich, wenn er selbst zum Kampfe auf Leben und Tod herausgefordert wird. Man hat Unrecht, wenn man behauptet, daß „das Stolze und Edle seines Ausdrucks nichts Anderes, als ernste und besonnene Ueberlegung sei", und mit diesen Worten der bewunderungsvollen Auffassung der Löwenseele, welche Andere ausgesprochen haben, entgegentreten will. In den von den geachtetsten Naturforschern dem Löwen zuerkannten Eigenschaften liegt meiner Ansicht nach Adel genug. Und wer den Löwen näher kennen lernte, wer, wie ich, jahrelang tagtäglich mit einem gefangenen verkehrte, dem wird es ergehen, wie mir es erging. Er wird ihn lieben und ehren, wie nur jemals der Mensch ein Thier lieben und ehren kann. Ich will weiter unten von meinem Lieblingsthiere, einer gefangenen Löwin, erzählen, welche mir manche Stunde versüßt und erheitert hat; hier will ich nur hervorheben, daß ich mich fast vollkommen zu der Ansicht von Scheitlin hinsichtlich der geistigen Fähigkeiten des Löwen hinneige. Deshalb kann ich diesen geachteten Thierfreund auch diesmal wieder für mich reden lassen.

„Wer will des Löwen, des Helden, des Königsthieres Seele beschreiben! Welch ein Thier voll des kräftigsten Selbstbewußtseins! Welche Gestalt! Welche Majestät! Welcher Körper! Welche Brust! Welcher Leib! Welch ein Anblick der 600 Löwen, die Pompejus aus Afrika zu einem großen Römerspiele vorführte, und welch ein Ueberfall von einer Herde Löwen in das Heer des Xerxes!"

„Der Löwe wird vollkommen so zahm, wie ein guter Pudel. Sein Gedächtniß ist wie das eines solchen. Er erkennt nach vielen Jahren ehemalige Wärter augenblicklich, und kennt er ihr Gesicht und ihren Blick nicht mehr, so erkennt er doch schnell und sogleich ihr Wort, ihren Ton, die alte, geliebte Stimme, wie auch der Mensch alte Bekannte länger an der Stimme, als an dem Aussehen erkennt. Besonders gut ist sein Gedächtniß für Wohlthaten, wodurch er das alte Sprichwort der Menschen: „Undank ist der Welt Lohn", zur Unwahrheit macht; denn der Löwe gehört, wie wir, zur Welt. Die Erzählung des Cälius von dem Löwen und Androklus hat gar nichts Unwahrscheinliches an sich, obgleich man sie unwahr machen wollte. Man nennt den Löwen den Großmüthigen; doch will man etwa seine Großmuth heruntersetzen: kleine Schwache schonen und ihnen Fehler verzeihen, ja nach Fehlern wohlthun, heißt großmüthig sein. Solches kann der Löwe, wenn nicht jeder, so doch der vortrefflichere. Man sagt, wahrer Großmuth sei nur der Mensch fähig. Daß diese wahre Großmuth, deren manche Menschen fähig sind, höher steht, als die der edelsten Löwen, versteht sich sowohl von selbst, wie es sich von selbst versteht, daß die des Löwen höher steht, als die des Marders, falls dieser Etwas von dieser Tugend hätte. Noch wird gesagt, daß dem Löwen doch nicht zu trauen sei und er unerwartet seine Katzennatur hervorbrechen lasse. Unleugbar hat der Löwe Launen. Tiefere Thiere haben keine, wohl aber die höheren. Solche haben selbst die Menschen, die Kinder alle, nur wenig Männer nicht. Nur sind die Launen der Könige und des Starken gefährlich,

die der Schwachen verlacht man. Eitel ist der Löwe nicht und zu Künsten läßt er sich nicht abrichten. Er ist zu stolz und zu ernst. Er will nur, wann und wie er will. So sind die Königsnaturen. Er wäre verständig und gelehrig genug zur Abrichtung; er wäre zum Lernen ganz in Besitz der Zeit- und Raumkenntnisse und deren Maße, denn er mißt, wenn er lauert, vollkommen genau, aber er thut Niemandem Etwas zu Gefallen. Man bezüchtigt ihn auch der Feigheit. Feigheit und Löwe passen nie zusammen. Ernste sind nie feig und wenn der Löwe dem Menschen weicht, so ist es nicht Feigheit. Er fürchtet Nichts und muß Nichts fürchten. Selbst in der Gefangenschaft benimmt er sich edler, als der Tiger und andere Katzen. Rasen die anderen um die kleinen Fleischbrocken, wenn sie ihnen an der Gabel ums Gitter hoch emporgehoben werden, so steht er nur auf und schaut dem Fleische unverwandten Blickes nach, hebt keine Tatze (?) und wartet heroisch, bis man ihm den Tisch reicht. Es lohnt sich ihm nicht der Mühe, sich wie die anderen Hungerleider darum zu bemühen . . ."

„Löwe und Löwin mögen das muntere, liebende Necken, wie Hunde und Katzen, wohl leiden. Es macht ihnen kleinen Spaß, den sie lieben. Auch liebkosen und streicheln lassen sie sich gern, wie alle vollkommnere Thiere. Zupft man den Löwen am Bart, so macht er Geberden und Blicke, wie die Katzen. Wir haben unzählige Bilder von Löwen, doch noch kein vollkommnes. Seine ernste Seele hat noch kein Künstler befriedigend dargestellt. Das Bild eines Schmetterlings ist leicht wiederzugeben, das eines Löwen ist vielleicht unmöglich. Gerade Dies deutet auf seine hohe Stellung. Gewiß hat auch der Schmetterling seine Physiognomie, nur entgeht sie uns. Der Löwe muß in solcher Seelensphäre ganz wie der Mensch in der seinigen behandelt werden. Er ist ein Menschenthier, so gewiß es unter den Menschen noch Thiermenschen giebt."

Ich gebe zu, daß diese Beschreibung sehr viel von der großen Liebe Scheitlins zu den Thieren athmet und hier und da mit der trocknen Auffassung der zergliedernden Thierkundigen nicht übereinstimmen mag: im großen Ganzen aber ist sie richtig, und Jeder, der den Löwen kennt, wird Dies zugestehen müssen. Schon das Eine macht den Löwen groß: er lebt gewissermaßen in der Ehe mit der Löwin. Dies thut kein anderes Raubsäugethier. Der Löwe bleibt lange Zeit noch bei der säugenden Löwin. Er geht mit ihr auf Nahrung aus und beschützt sie und ihre Jungen. Ein solcher Zug des geistigen Wesens kann nicht verkannt werden.

Die Zeit, in welcher sich der Löwe zu der Löwin findet, ist sehr verschieden nach den Gegenden, die er bewohnt; denn die Wurfzeit hängt mit dem Frühling zusammen. Zur Zeit der Paarung folgen oft zehn bis zwölf männliche Löwen einer Löwin, und es giebt auch unter ihnen viel Kampf und Streit um die Liebe. Hat jedoch die Löwin sich ihren Gatten einmal erwählt, so ziehen die anderen ab, und beide leben nun treu zusammen. Funfzehn bis sechzehn Wochen (108 Tage) nach der Begattung wirft die Löwin ein bis sechs, gewöhnlich aber nur zwei bis drei Junge. Die Thiere kommen mit offenen Augen zur Welt und haben, wenn sie geboren werden, etwa die Größe von einer halb erwachsenen Katze. Zu ihrem Wochenbett sucht sich die Mutter gern ein Dickicht in möglichst großer Nähe von einem Tränkplatze, um nicht weit gehen zu müssen, wenn sie Beute machen will. Uebrigens hilft ihr der Löwe Nahrung herbeischaffen, schützt sie und ihre Jungen, wenn es Noth thut, mit großer Aufopferung. Die Löwin zeigt für ihre Jungen die größte Zärtlichkeit, und man kann wohl kaum ein schöneres Schauspiel sich denken, als eine Löwenmutter mit ihren Kindern. Die kleinen, allerliebsten Thierchen spielen wie muntere Kätzchen mit einander, und die Mutter sieht mit soviel Vergnügen diesen kindlichen Spielen zu, als nur möglich. Man hat Dies in der Gefangenschaft oft beobachtet, weil es gar nichts Seltnes ist, daß eine Löwin hier Junge wirft. Selbst in Thierschaubuden, wo die Thiere bekanntlich einen nur sehr geringen Spielraum zur Bewegung haben und gewöhnlich auch schlechte oder nicht genügende Nahrung erhalten, kommen solche Fälle vor.

In der Freiheit wird die Löwin, solange ihre Jungen saugen, der ganzen Umgegend wahrhaft verderblich und ist dann sehr zu fürchten. Sie verläßt ihr Lager höchst selten, gewöhnlich blos, um zu trinken; denn der Löwe sorgt für Nahrung, und wenn sie von den Jungen scheidet, tritt er für sie als Wächter ein.

Die jungen Löwen sind in der ersten Zeit ziemlich unbeholfen. Sie lernen erst im zweiten Monat ihres Lebens gehen und beginnen noch später ihre kindlichen Spiele. Anfangs miauen sie ganz wie die Katzen, später wird ihre Stimme stärker und voller. Bei ihren Spielen zeigen sie sich ziemlich tölpisch und plump, aber die Gewandtheit kommt mit der Zeit. Nach etwa sechs Monaten werden sie entwöhnt; schon vorher aber folgen sie ihren Eltern, wenn auch nur auf geringe Strecken hin, bei ihren Ausflügen. Gegen Ende des ersten Jahres haben sie die Größe eines starken Hundes erreicht.

Anfänglich gleichen sich beide Geschlechter vollkommen, bald aber zeigt sich der Unterschied zwischen Männchen und Weibchen in den stärkeren und kräftigeren Formen, welche sich bei ersterm ausprägen. Gegen das dritte Jahr hin machen sich die Anfänge der Mähne bei dem Männchen bemerklich; doch erst im sechsten oder achten Jahre sind beide vollkommen erwachsen und ausgefärbt. Das Alter, welches sie erreichen, steht im Verhältniß zu diesem langsamen Wachsthum. Man kennt schon Fälle, daß Löwen sogar in der Gefangenschaft siebzig Jahre gelebt haben, obwohl sie dort auch bei der besten Pflege ziemlich bald greisenhaft werden und viel an ihrer Schönheit verlieren.

Es wird wohl Niemand Wunder nehmen, daß der Eingeborne Afrikas den Löwen in hohem Grade fürchtet und ihn mit allen Mitteln zu vertilgen sucht, welche er in seiner Macht hat. So schlimm, als man es sich bei uns vorstellt, ist jedoch die Furcht vor dem Löwen nicht. Man begegnet dem Gewaltigen da, wo er ständig vorkommt, auch keineswegs alltäglich. Er bricht nicht einmal tagtäglich in die Hürden ein, sondern sucht sich auch im freien, großen Walde seine Nahrung. Immerhin aber wird er außerordentlich schädlich und Dies um so mehr, je näher er europäischen Ansiedlern wohnt, welche andere Begriffe von dem Werthe des Eigenthums hegen, als die harmlosen Afrikaner. Nach der Berechnung Jules Gerard's verursachten im Jahre 1855 etwa dreißig Löwen, welche sich in der Provinz Constantine aufhielten, allein an Hausthieren einen Schaden von 45,000 Thalern unseres Geldes; ein einziger Löwe verbraucht demnach für 1500 Thaler Vieh zu seiner Nahrung. Im Jahre 1856 zu 1857 sollen sich nach demselben Berichterstatter in Bona allein sechzig Löwen aufgehalten und 10,000 Stück großes und kleines Vieh gefressen haben. Im Innern Afrikas ist der Schaden verhältnißmäßig ein weit geringerer, weil die Viehzucht, welche den einzigen Erwerb der Bewohner bildet, in ganz anderer Ausdehnung betrieben wird, als in den Ländern, wo der Ackerbau die Grundlage des volklichen Bestehens bildet. Gleichwohl ist er noch immer empfindlich genug, und der arme Mittelafrikaner möchte manchmal verzweifeln über die Verwüstungen, welche der Löwe anrichtet. In seiner kindlichen Anschauung rechnet er gewöhnlich auf Hilfe von oben und wendet sich deshalb an die Vermittler zwischen ihm und seinem Gotte: an die Geistlichen. Von diesen erkauft er für schweres Geld einen Hedjahb oder ein Schriftstück, in welchem der Verfasser desselben die kräftig kernigen Worte des Korahn irgendwie gemißbraucht und mit seinen Zuthaten verwässert hat, wie es ja eben der Pfaffen Weise ist. Dieser Schutzbrief wird vorn an der Seriba angebunden, und man lebt, im Sudahn wenigstens, allgemein in dem guten Glauben, daß der Löwe, welcher als ein gerechtes Thier vor den Augen des Herrn angesehen wird, soviel Ehrfurcht vor den Worten des Gottgesandten Mahammed an den Tag legen werde, um von ferneren Besuchen einer derartig geschützten Hürde abzustehen. Wie wenig Dies der Fall ist, sieht man alle Jahre unzählige Male. Allein die dortigen Fakie wissen ihren Unsinn ebensogut zu bemänteln, wie viele unserer Pfaffen den ihrigen. Und die Demuth und Ungebildetheit der Sudahnesen macht es ihnen leicht, dann doch noch immer wieder Glauben zu finden, wenn sie auch wissen, daß sie den schändlichsten Betrug ausüben. — Auf das Erkaufen solcher Schutzbriefe beschränkt sich fast im ganzen Ost-Sudahn die Abwehr, welche der mahammedanische Afrikaner für nöthig erachtet. Die heidnischen Neger und die Kaffern sind freilich gescheiter und sehen ein, daß einem Löwen gegenüber ein muthiger Manneskampf mehr ausrichtet, als jeder Mißbrauch mit des Profeten Wort. Sie bedienen sich vor Allem ihrer vergifteten Pfeile und, wenn es Noth thut, auch ihrer Lanzen, um den Löwen zu erlegen.

Während meiner Anwesenheit in Südnubien fand ein höchst merkwürdiger Jagdkampf mit einem Löwen bei Berber oder Mucheref statt. Das königliche Thier hatte in der Nähe der Stadt die

ganze Gegend unsicher gemacht und wochenlang Rinder und Schafe aus den nächstgelegenen Dörfern und Seribas geraubt. Endlich wurde es den Nubiern doch zu toll, und sie beschlossen, einen großen Jagdzug auszuführen. Vier muthige Morharbïe*) oder Abendländer, welche mit Feuergewehren bewaffnet waren, vereinigten sich mit zwölf Nubiern, deren Bewaffnung in Lanzen bestand, und zogen eines schönen Morgens nach dem Dickicht des Urwaldes hinaus, in welchem sich der Löwe regelmäßig zu verstecken pflegte, wenn er Beute gemacht hatte. Man rückte ohne weiteres auf das Lager des Löwen los, trieb ihn auf, und als er sich verwundert über den Morgenbesuch ruhig den Leuten gegenüber stellte, feuerten die vier Morharbïe zu gleicher Zeit ihre Gewehre ab. Ein Hagel von Lanzen folgte einen Augenblick später. Der Löwe ward an mehreren Stellen verwundet, doch keine seiner Verletzungen war tödlich, und deshalb stürzte er sich auch sofort auf seine Angreifer. Zufälliger Weise bewahrte er dabei eine merkwürdige Mäßigung. Er brachte zunächst dem Einen einen Tatzenschlag bei, welcher diesen gräßlich verwundete und zu Boden warf. Dann blieb er wieder stehen; ein Zweiter nahte sich mit einer frischen Lanze und erhielt, noch ehe er diese anwenden konnte, einen ähnlichen Tatzenschlag. Die Uebrigen dachten schon an die feige Flucht und würden ihre Gefährten dem nach und nach immer wüthender werdenden Löwen überantwortet haben, wenn nicht ein junger Mensch alle anderen Funfzehn beschämt hätte. Er führte außer seiner Lanze noch einen starken und langen Stock, Nabuht genannt, bei sich und nahte sich mit dieser Waffe tolldreist dem Löwen. Dieser staunte ihn an, bekam aber, ehe er es sich versah, einen so gewaltigen Schlag in die Augengegend, daß ihm Hören und Sehen verging und er unter der Wucht des Schlages zu Boden stürzte. Jetzt hatte der kühne Bursche freilich gesiegt, er schlug so lange auf den Löwen los, bis dieser sich nicht mehr regte.

Ich selbst bin mehrere Male von den Eingebornen aufgefordert worden, ihnen einen Löwen wegzuschießen, welcher in der Nacht vorher in ihrer Serieba geraubt hatte und, wie anzunehmen, regungslos und faul im Schatten lag, um zu verdauen. Selbstverständlich brannte ich vor Jagdbegierde und würde auch ganz entschieden diese Jagd ausgeführt haben, hätte mich nur ein einziger meiner Gefährten begleiten wollen. Bei denen war jedoch alles Zureden vergebens. Ihre Furcht war zu tief eingewurzelt, und nicht einmal meine europäischen Genossen wollten das Wagstück mit unternehmen helfen. Allein aber zum ersten Male auf eine Löwenjagd zu gehen, wäre doch tollkühn gewesen, und so mußte ich zu meinem innigen Bedauern die günstigste Gelegenheit vorübergehen lassen, meine Jagden mit der edelsten aller zu krönen.

Auf meinem letzten Jagdausfluge nach Habesch hatte ich Unglück. Mein Freund, Baron van Arkel d'Ablaing und ich entdeckten bei hellem Tage in der Samchara, dem Wüstenstreifen an der Westküste des südlichen Rothen Meeres, einen Löwen, welcher von einem Hügel aus Umschau über sein Jagdgebiet hielt. Sofort machten wir Anstalt, den königlichen Recken von der Güte unserer Büchsen einen Beweis zu geben. Zur Aushülfe luden wir noch beide Läufe unserer Doppelgewehre mit Kugeln, gaben diese unseren beiden Dienern gespannt in die Hand und befahlen ihnen, dicht neben uns her zu gehen. Unter Beobachtung aller Jagdregeln nahten wir uns dem Hügel. Van Arkel, welcher sich zum ersten Male zu solcher Jagd anschickte, zeigte einen so kühlen Mannesmuth, daß mir das Herz vor Stolz und Freude schwoll; unsere afrikanischen Diener zitterten wie Espenlaub. Wir nahten uns langsam und höchst vorsichtig, weil die Oertlichkeit eine mehr als wünschenswerthe Annäherung bedingte. Wie Katzen schlichen wir an dem Hügel hinauf, die Büchsen erhoben, den Finger am Drücker. Das Jagdfeuer wollte fast übermächtig werden. Wir hatten uns aber umsonst gefreut — der edle Recke hatte feig den Platz verlassen und wahrscheinlich in dem nächsten, uns undurchdringlichen Buschdickicht eine Zuflucht gefunden.

Im Atlas wird der Löwe auf sehr verschiedene Weise gejagt. Wenn er die Nähe des Lagers eines Beduinenstammes aufsucht, verbreitet sich der Schrecken unter den Zelten, und überall werden unter

*) Unter diesem Namen bezeichnet man in ganz Ostafrika die Araber aus Marokko, Algier und Tunis, welche im Heere des Vicekönigs freiwillige Dienste thun.

den sonst so muthigen Männern Klagen laut, bis sie sich endlich doch entschließen, den lästigen Nachbar zu tödten oder wenigstens zu vertreiben. Durch Erfahrung gewitzigt, hat man dem Löwen gegenüber eigne Kampfesweisen erfunden. Die sämmtlichen waffenfähigen Männer umringen das Gebüsch, in welchem sich ihr Hauptfeind verborgen hat, und bilden drei Reihen hinter einander, von denen die erste bestimmt ist, das Thier aufzutreiben. Wie bei Arabern gewöhnlich, versucht man Dies zunächst durch Schimpfen und Scheltworte zu thun: „O, du Hund und Sohn eines Hundes! Du von Hunden Gezeugter und Erzeuger von Hunden! Du Würger der Herden und Erbärmlicher! Du Sohn des Teufels! Du Dieb! Du Lump! Auf, wenn du so tapfer bist, wie du vorgiebst! Auf! zeige dich auch bei Tage, der du die Nacht zur Freundin hast! Rüste dich! Es gilt Männern, Söhnen des Muth, Freunden des Kriegs, gegenüber zu treten!" Helfen diese Schimpfworte nicht, so werden wohl auch einige Schüsse nach dem Dickicht abgefeuert, bis endlich doch eine Kugel, die dem Löwen gar zu nahe vorüberpfeift, dessen Gleichmuth erschöpft und ihn zum Aufstehen bringt. Brüllend und flammenden Blickes bricht er aus dem Gebüsch hervor. Wildes Geschrei empfängt ihn. Gemessenen Schritts, verwundert und zornig sich umschauend, sieht er auf die Menge, welche sich ihrerseits bereitet, ihn würdig zu empfangen. Die erste Reihe giebt Feuer. Der Löwe springt vor und fällt gewöhnlich unter den Kugeln der Männer, welche die zweite Reihe bilden, jetzt aber sofort die erste ablösen. Er verlangt tüchtige Schützen; denn nicht selten kommt es vor, daß er, obgleich von zwei oder mehreren Kugeln durchbohrt, noch muthig fortkämpft. Einzelne Araber suchen auf zuverlässigen Fährten auch ganz allein den Löwen auf, schießen auf ihn, fliehen, schießen nochmals und tragen so zuletzt doch den Sieg davon. Trotz der Menge von Leuten, welche zu solcher Jagd aufgeboten werden, bleibt sie doch gefährlich.

„Im März 1840," berichtet Gerard, „rückten sechzig Araber aus, um einer Löwin, während sie abwesend war, die Jungen zu rauben. Sie kam aber zurück, gerade als die Leute abzogen, und zerbiß einem Manne den linken Arm. Trotzdem schoß ihr der Muthige zwei Pistolenkugeln in den Leib. Darauf stürzte sie auf einen Zweiten los, bekam von ihm einen Schuß in den Rachen, warf ihn nieder, riß ihm ein Stück von den Rippen und verendete dann über ihm."

Es kommt gar nicht selten vor, daß ein einziger Löwe das ganze Araberheer in die Flucht schlägt. Gerard versichert wenigstens, daß im Jahre 1853 einmal ein Löwe zweihundert gut mit Feuergewehren bewaffnete Leute vertrieb. Er hatte dabei einen Mann getödtet und ihrer sechs verwundet.

Außerdem fangen die Araber des Atlas den Löwen in Fallgruben, welche 15 Ellen tief und $7\frac{1}{2}$ Ellen breit sind. Sobald das königliche Thier in der Grube liegt, läuft von weither Alles zusammen, und es entsteht ein entsetzlicher Lärm ringsum. Jedes schreit, schimpft und wirft Steine hinunter. Am tollsten treiben es aber die Weiber und Kinder. Zuletzt schießen die Männer das Thier zusammen. Es empfängt die Kugeln ruhig, ohne zu klagen oder ohne mit den Wimpern zu zucken. Erst wenn es vollkommen regungslos daliegt, wagt man sich hinab und bindet ihm Stricke um die Füße, an welchen man die Leiche mühselig heraufwindet; denn der ausgewachsene männliche Löwe wiegt oft über 400 Pfund.

Auch auf dem Anstand erlegt man den Löwen. Die Araber graben eine Grube, decken sie von oben fest zu, so daß nur die Schießlöcher offen sind, und werfen ein frisch getödtetes Wildschwein davor; oder sie setzen sich auf Bäume und schießen von dort herab. Jeder Knabe bekommt ein Stück vom Herzen zu essen, damit er muthig werde. Die Haare der Mähne benutzt man zu Amuletten, weil man glaubt, daß derjenige, welcher dergleichen Haare bei sich trage, vom Zahne des Löwen verschont bleibe.

Eine sehr anziehende Beschreibung von dem Löwen Nordafrikas, der Löwenjagd und den Löwenjägern verdanken wir auch meinem Freunde und Reisegefährten in Afrika Dr. Buvry.

„In dunklen Nächten," sagt er, „verläßt auch der König der Wälder, der starke Löwe, die waldbesetzten Schluchten des Gebirgs und steigt in die Ebene hinab, seinen Hunger und Durst zu stillen. Auf diesen Streifzügen verfolgt er auch die ausgetrockneten Flußbetten; keinem lebenden Wesen weicht

er aus, langsamen Schrittes zieht er dahin, und seine Augen leuchten wie zwei Feuerbecken durch die Nacht. Von Zeit zu Zeit erschallt sein Donnergebrüll und erschreckt die Araber, wie die Europäer. Das Vieh beginnt zu zittern, die Hunde verkriechen sich winselnd in die Zelte, und der Wald verstummt vor seinem Gebrüll. Furchtlos nähert sich der Löwe dem Duar, mit einem gewaltigen Satze überspringt er die Zeltreihe, packt mit den Vordertatzen ein Maulthier oder ein Rind und kehrt auf demselben Wege, Entsetzen und Angst verbreitend, mit seiner Beute zurück. Solcher Stärke weicht jeder Widerstandsversuch, beklommenes Schweigen herrscht durch die tiefe Nacht."

„Es kommt nur noch selten vor, daß die Araber frei und offen dem Löwen den Krieg erklären und ihn in seinem Versteck aufstören, bis er den Kampf annimmt. Das heutige Geschlecht der Araber obwohl es ihm durchaus nicht an Muth fehlt, zieht es vor, ihn auf minder gefahrvolle Weise zu bekämpfen. Man spürt seine Fährte auf und gräbt zur Seite derselben ein etwa sechs Fuß tiefes Loch, welches nach oben zu sich verengert und den Getreidegruben ähnlich ist. In dieses Loch versteckt sich der Araber und überdeckt die Oeffnung mit Zweigen. Dort lauert er viele Nächte, bis der Löwe auf einem seiner Streifzüge wieder einmal diesen Weg aufnimmt. Ist das Raubthier nahe genug am Versteck, so zielt der Jäger nach dem Kopfe oder dem Herzen. Bei der herrschenden Finsterniß ist der Schuß immer unsicher, denn verwundet der Jäger den Löwen blos, so faßt der Löwe alles Umstehende „mit seinen grimmigen Tatzen"; bricht er doch ziemlich starke Bäume mit denselben um!"

„Gewöhnlich entfernt er sich nicht sobald von dem Orte, an dem er verwundet wurde, sondern sucht nach dem verborgenen Feinde und erhält so die zweite nun tödliche Kugel. Jetzt kriecht der Araber aus seinem Versteck hervor, zündet ein großes Feuer an, wickelt sich in seinen Burnus und bringt auf diese Weise den Rest der Nacht zu."

„Ist es indeß um die Brunstzeit und hat der Jäger Grund, das Nachkommen der Löwin zu gewärtigen, so zündet er vor allen Dingen auch ein Feuer an, befestigt aber nun an den Hinterbeinen des todten Löwen einen Strick, erklettert einen hohen Baum, schlingt den Strick um einen Ast und zieht seine Beute an demselben in die Höhe bis oben in die Krone des Baumes, um sie der gefräßigen Bande der Schakale und Hiänen zu entziehen. Selbstverständlich vermag er blos mittelgroße Löwen auf diese Weise zu sichern; denn die großen sind, für einen Mann wenigstens, viel zu schwer, als daß er sie bewegen könnte."

„Bricht nun endlich der langersehnte Morgen an, so macht unser Araber sich auf den Weg, um seinen Duar zu erreichen. Wenn er unterwegs an einer Quelle vorüberkommt, hockt er nieder und verrichtet die vorgeschriebenen Waschungen und das Dankgebet, dann eilt er so schnell als möglich weiter. Zu Hause angekommen, läßt er sich kaum Zeit, sich mit Speise und Trank zu erquicken, sondern nimmt einen starken Esel und schafft mit ihm den Löwen nach der Stadt. Pferde und Maulthiere lassen sich nicht zum Fortschaffen eines Raubthieres verwenden, weil sie vor solcher Bürde sich im höchsten Grade scheuen und vor lauter Zittern und Zagen gar nicht in Gang zu bringen sind. Ist der Löwe für die Kraft eines Esels zu stark, so miethet der Araber sich einen Karren und holt mit diesem seine Beute herbei."

„Nun beginnt der Triumph des Jägers; denn inzwischen hat sich die Nachricht von seiner That wie ein Lauffeuer verbreitet. Er fährt zuerst nach seinem Duar, wo Männer, Weiber und Kinder aus den Zelten hervorkriechen und herbeikommen, ihn wegen seines Heldenmuthes zu beglückwünschen. Das unvermeidliche Pulver muß in Freudenschüssen sein Wort mit reden, und eine Diffa oder Freudenmahlzeit stärkt den Löwenbesieger zu seiner Reise nach der Stadt. Einige Freunde begleiten ihn, und der Zug setzt sich in Bewegung. Ueberall, wo derselbe bei den Duars vorbeikommt, eilen die Araber herbei und preisen den Muth des Jägers und die Stärke des erlegten Thieres. Dieser und Jener schließt sich wohl auch dem abenteuerlichen Zuge an, so daß derselbe immer ansehnlicher wird, je mehr er sich der Stadt nähert. Vor dem Bureau Arabe wird Halt gemacht. Der Jäger tritt hinein, um von dem Chef desselben die gesetzmäßige Belohnung zu empfangen. Dieselbe betrug ursprünglich hundert Franken; seitdem aber die Jagd von den Einheimischen sowohl, als von den europäischen

Ansiedlern regelrechter betrieben worden ist, hat man sie auf funfzig Franken herabgesetzt. Ebenso verhält es sich mit dem Schußgelde für den Leopard. Nach Auszahlung der Prämie begiebt sich der Zug vor das Hotel des befehlshabenden Generals; diesem wird häufig in der Hoffnung auf ein entsprechendes Gegengeschenk das Fell überlassen. Zeigt er aber keine Lust, das Fell zu besitzen, so begnügt sich der Araber auch mit einer warmen Lobrede auf seine Tapferkeit, und die Löwenhaut wandert gegen einen Preis von 100 bis 150 Franken zu einem Gerber, der sie als Teppich verarbeitet und durchschnittlich für 400 Franken an Durchreisende oder Fremde verkauft. Das Fleisch wird dem Schlächter überlassen, welcher das Pfund zu einem halben Franken an Europäer verkauft; in Algerien wird der Löwe auch von diesen gern gegessen."

„Auf solche Weise verdient der Jäger durch seinen Schuß ungefähr 300 Franken: — für einen Araber eine ungeheure Summe. Gewöhnlich kauft er sich sogleich einen neuen Burnus, einen Ueberwurf und Pantoffeln und kehrt dann freudigen Herzens in seinen Duar zurück. Aber an diesem schnellen Verdienst hat der Teufel seinen Antheil; denn von nun an treibt den glücklichen Jäger eine unersättliche Jagdlust. Er vernachlässigt fortan alle seine Geschäfte, um nur nach wilden Thieren auf der Lauer liegen zu können. Doch das Glück ist sparsam mit seinen Gaben. Das wenige übriggebliebene Geld wird nun nach und nach verausgabt, das Pulver wird knapp, der neue Burnus wird gegen einen alten vertauscht, die Pantoffeln werden verkauft, die nackten Sohlen müssen wieder den glühenden Sand empfinden, und der Ruhmgekrönte von damals ist wieder ein Bettler. Auf meinen Zügen habe ich viele solcher Löwenjäger kennen gelernt, welche außer ihren Lorbeeren so gut wie Nichts besaßen. Ein Schuß Pulver war für sie der Inbegriff aller Wünsche, die erste Staffel zur Erreichung ihrer hochfliegenden Pläne. Stundenlang, ja ganze Tage saßen sie vor meiner Thür und erzählten mir von ihren Heldenthaten; der Endreim aller Erzählungen war immer ein Betteln um Pulver. Niemals ließen sie sich bewegen, für mich Jagd auf andere Thiere zu machen."

„Die jungen Löwen, von denen alljährlich einige in den Städten der Regentschaft feilgeboten werden, bezahlen die Europäer mit 50 bis 150 Franken. Die Araber fangen dieselben entweder in Fallgruben oder sie folgen in dem frischgefallenen Schnee der Fährte der Löwin bis zu ihrem Bau und rauben in ihrer Abwesenheit die Jungen. Daß ein solches Unternehmen nicht ohne Gefahr ist, leuchtet ein. Sehr oft ruft die Stimme des jungen Thieres die Mutter herbei, und diese wirft sich dann mit furchtbarer Wuth und der Ausdauer der Verzweiflung auf den Jäger."

„Im Allgemeinen ist der Winter, besonders wenn derselbe von heftigen Schneefällen begleitet ist, die geeignetste Jahreszeit für die Jagd auf wilde Thiere. Wenn der Schnee auf den höchsten Höhen liegen bleibt und die Thiere sich veranlaßt sehen, in die Niederungen hinabzusteigen, um ihre Nahrung zu suchen, wird es dem Jäger leicht, ihnen bis zu ihrem Bau zurückzufolgen. Uebrigens sind reißende und selbst tiefe Flüsse dem Löwen kein Hinderniß auf seinem Wege. Mit einem gewaltigen Satze stürzt er sich in das Wasser und durchschwimmt dasselbe."

„Ist es um die Brunstzeit, so findet man die Löwin stets im Gefolge des Löwen, und während dieser in einen Duar eindringt, ein Rind, Pferd oder Maulthier zu ergreifen, hat sich die Löwin ruhig hingestreckt und wartet, bis ihr Gemahl zu ihr zurückkehrt; dieser soll sogar die Artigkeit soweit treiben, daß er ihr den ersten Antheil von der Beute überläßt und erst dann, wenn sie vollständig gesättigt ist, sich auch darüber hermacht."

„In unserem gesitteten Europa schlägt man die Verdienste eines Löwenjägers im Allgemeinen zu gering an. Man läßt sich wohl zur Anerkennung seiner Beharrlichkeit und seines Muthes herbei, bedenkt aber nicht, welchen außerordentlichen Vortheil eine solche kühne Beschäftigung dem Lande bringt. Eine kurze Andeutung in Bezug hierauf mag genügen."

„Der Löwe erreicht durchschnittlich ein Alter von 35 Jahren. Bei seinem gewaltigen Leibesbau entwickelt er nach kaum zwölfstündigem Fasten schon einen ganz vortrefflichen Appetit, und da er außerdem ein Leckermaul ist und nur ungern zu einem erlegten Stück Vieh zurückkehrt, sondern auch für die Schakale und Hiänen sorgt, vermehrt sich der Schaden natürlich noch bedeutender. Man kann

diesen Schaden, weil sich der Löwe meist in bestimmten Gegenden aufhält, ziemlich genau feststellen, indem man zusammenrechnet, welche Verluste er den Duars durch Wegrauben von Pferden, Maulthieren und Hammeln das ganze Jahr hindurch zufügt. Der Schaden nun, welchen ein Löwe anrichtet, beträgt durchschnittlich 6000 Franken im Jahre, für seine Lebensdauer also 210,000 Franken. Auf die Provinz Constantine kann man mit ziemlicher Gewißheit 50 Löwen rechnen, welche zu ihrem Verbrauch während ihrer ganzen Lebenszeit die Kleinigkeit von Zehn Millionen fünfmalhunderttausend Franken erfordern! Man berechne nach diesem Maßstabe, welchen Nutzen der kühne Löwenjäger Jules Gerard auf seinen glücklichen Jagden der Regentschaft Algier gebracht hat. Dafür wird aber auch dieser Offizier der Spahis von den Arabern und Europäern wie ein Halbgott verehrt."

Die Neger am weißen Flusse und die Hottentotten tödten den Löwen mit vergifteten Pfeilen. Doch müssen diese fürchterlichen Waffen im Innern Afrikas noch keineswegs sehr verbreitet und gekannt sein, da man an vielen Orten so große Mengen von Löwen findet und oft ganze Dörfer ihretwegen mehr auf den Bäumen, als auf der Erde erbauen muß. — Die großartigsten Löwenjagden hat jedenfalls der Schotte Gordon Cumming ausgeführt, welcher fünf Jahre lang Südafrika durchreiste, blos in der Absicht, um zu jagen. Er war auf das vortrefflichste eingerichtet und namentlich mit ausgezeichneten Hunden versehen, von denen bei seinen Jagden siebzig Stück umkamen. Seine Berichte sind sehr anziehend; doch scheint es mir, daß nicht alle vollkommenen Glauben verdienen. Die zuverlässigen Berichte und meine eigenen Erfahrungen im Sudahn stimmen etwa im Folgenden überein:

Jeder plötzlich im Schlafe erwachte Löwe verliert seine Besonnenheit und flieht vor dem Menschen, und wenn er dabei nicht verwundet wird, thut er keinem Etwas zu Leide. Anders verhält es sich, sobald er sich gefährdet sieht. Dann wird sein Muth gleichsam herausgefordert, und nur vor einer großen Uebermacht zieht er sich dann zurück, vollkommen ruhig, langsam, Schritt vor Schritt. Wenn er sehr stark verfolgt wird, beginnt er wohl auch, zu laufen, aber immer nur in Ausnahmsfällen. Gewöhnlich hält er blos dann Stand, wenn er zur Vertheidigung gedrängt wird. Von diesem Augenblicke an aber beweist er den unerschütterlichsten Muth, selbst gegen die größte Uebermacht. Gute, muthige Hunde stellen ihn am ersten, weil sie ihn von allen Seiten umringen und mit herausforderndem Gebell begrüßen. Diejenigen, welche ihm zu nahe auf den Leib kommen, werden durch einen einzigen Schlag mit der Tatze von seiner Stärke belehrt. Allein viele Hunde sind nicht blos des Hasen, sondern auch des Löwen Tod, da sie ihn so lange beschäftigen und festmachen, bis die Jäger herbeikommen, welche ihrerseits dann ein verhältnißmäßig leichtes Spiel haben. Uebrigens ist der Löwe leichter zu tödten, als manches andere Wild. Trifft ihn z. B. nur eine Kugel in den Bauch, so stellt sich augenblicklich Erbrechen bei ihm ein, und er ist dann unvermögend zu laufen. Mit einer ähnlichen Verwundung können Wiederkäuer noch tagelang leben, der Löwe aber geht an ihr zu Grunde.

Ein alter männlicher Löwe vertheidigt regelmäßig die Löwin und auch die Jungen; deshalb ist es sehr schwer, sich der letzteren zu bemächtigen. Gewöhnlich fängt man die Thiere, solange sie noch klein und liebenswürdig sind, zu der Zeit, in welcher die Mutter ausgegangen ist, um das Wild, dem mit Anbruch der Nacht die Jagd gelten soll, zu beobachten. Gelingt der Raub, ohne daß die Löwin zurückkehrt, so ist gleichwohl noch nicht alle Gefahr verschwunden; denn beide Eltern sollen in rasender Wuth noch tagelang das Land durchstreifen und nach ihren Kindern suchen.

Jung eingefangene Löwen werden bei verständiger Pflege sehr zahm. Sie erkennen in dem Menschen ihren Pfleger und gewinnen ihn um so lieber, jemehr er sich mit ihnen beschäftigt. Man kann sich kaum ein liebenswürdigeres Geschöpf denken, als einen so gezähmten Löwen, welcher nach kurzer Zeit seine ganze Freiheit, ich möchte sagen, sein Löwenthum, vergessen hat und sich dem Menschen mit voller Seele hingiebt. Ich habe eine Löwin zwei Jahre lang gepflegt und ihr liebenswürdiges Wesen, sowie viele Eigenheiten von ihr bereits ausführlich in der „Gartenlaube" beschrieben, weshalb ich hier blos Folgendes kurz erwähnen will:

Bachida, so hieß die Löwin, hatte früher Latif-Pascha, dem egyptischen Statthalter im Ostsudahn, angehört und war einem meiner Freunde zum Geschenk gemacht worden. Sie gewöhnte sich in kürzester Zeit in unserm Hofe ein und durfte dort frei herumlaufen. Bald folgte sie mir wie ein Hund, liebkoste mich bei jeder Gelegenheit und wurde blos dadurch lästig, daß sie zuweilen auf den Einfall kam, mich nachts auf meinem Lager zu besuchen und dann durch ihre Liebkosungen aufzuwecken.

Nach wenigen Wochen hatte sie sich die Herrschaft über alles Lebende auf dem Hofe angemaßt, jedoch mehr in der Absicht, mit den Thieren zu spielen, als um ihnen Leid zu thun. Nur zweimal tödtete und fraß sie Thiere; einmal einen Affen, das andere Mal einen Widder, mit welchem sie vorher gespielt hatte. Die meisten Thiere behandelte sie mit dem größten Uebermuthe und neckte und ängstigte sie auf jede Weise. Ein einziges Thier verstand es, sie zu bändigen. Dies war ein Marabu, welcher, als beide Thiere sich kennen lernten, ihr mit seinem gewaltigen Keilschnabel zu Leibe ging und sie dergestalt abprügelte, daß sie ihm, wenn auch nach langem Kampfe, den Sieg zugestehen mußte. Oft machte sie sich das Vergnügen, sich nach Katzenart auf den Boden zu legen und Einen von uns auf das Korn zu nehmen, über welchen sie dann plötzlich herfiel, wie eine Katze über die Maus, aber blos in der Absicht, um uns zu necken. Gegen uns benahm sie sich stets liebenswürdig und ehrlich. Falschheit kannte sie nicht; selbst als sie einmal gezüchtigt worden war, kam sie schon nach wenigen Minuten wieder und schmiegte sich ebenso vertraulich an mich an, wie früher. Ihr Zorn verrauchte augenblicklich, und eine Liebkosung konnte sie gleich besänftigen.

Auf der Reise von Charthum nach Kairo, welche wir auf dem Nile zurücklegten, wurde sie, solange das Schiff in Fahrt war, in einen Käfig eingesperrt, sobald wir aber anlegten, jedesmal freigelassen. Dann sprang sie wie ein übermüthiges Füllen lange Zeit umher und entleerte sich jedesmal ihres Unraths; denn ihre Reinlichkeitsliebe war so groß, daß sie niemals ihren Käfig während der Fahrt beschmuzte. Bei diesen Ausflügen ließ sie sich mehrere Male dumme Streiche zu Schulden kommen. So erwürgte sie unter Anderm in einem Dorfe ein Lamm und fing sich in einem andern einen kleinen Negerknaben: doch konnte ich zum Glück den Bedrängten leicht befreien, da sie sich gegen mich überhaupt nie widerspenstig zeigte. In Kairo konnte ich, sie an der Leine führend, mit ihr spaziren gehen, und auf der Ueberfahrt von Alexandrien nach Triest holte ich sie tagtäglich auf das Verdeck herauf zur allgemeinen Freude aller Mitreisenden. Sie kam nach Berlin, und ich sah sie zwei Jahre nicht wieder. Nach dieser Zeit besuchte ich sie und wurde augenblicklich von ihr erkannt. — Ich habe nach allem Diesen keinen Grund, an den vielen ähnlichen anderen Berichten, welche wir schon über gefangene Löwen haben, zu zweifeln.

Bei guter Nahrung dauert, wie schon bemerkt, der Löwe viele Jahre in der Gefangenschaft aus. Er bedarf etwa acht Pfund gutes Fleisch täglich. Dabei befindet er sich wohl und wird beleibt und fett. Schlechtes Fleisch verursacht ihm leicht Krankheiten, und deshalb gehen den Thierbudenbesitzern viele von ihren Löwen zu Grunde.

Es hält nicht gerade schwer, ein Löwenpaar in der Gefangenschaft zur Begattung zu bringen. Ja selbst der Löwe und der Tiger paaren sich. Bis jetzt ist es aber immer nur ausnahmsweise gelungen, in der Gefangenschaft geborne Junge groß zu ziehen; sie sterben gewöhnlich am Zahnen. Die wenigen aber, welche aufkamen, wurden zahm wie Hunde, so zahm, daß man sie sogar auf der Bühne auftreten lassen konnte. Ein in Europa geborner Löwe wenigstens wurde im Convent-Garden-Theater in London, und zwar in der Oper Alexander und Darius, mehrere Male verwendet.

Ueber wenige Thiere ist von jeher soviel gefabelt worden und wird noch heutigen Tages soviel gefabelt, als über den Löwen. Die Nachrichten über ihn laufen, wie leicht begreiflich, bis in das graueste Alterthum zurück. Die Bibel erwähnt ihn an vielen Orten, und die Hebräer haben nicht weniger als zehn Namen für ihn. So soll das Wort Gur vorzugsweise einen jungen Löwen bedeuten, welcher noch saugt oder noch bei der Mutter wohnt; denn die Ableitung ist nicht ganz sicher. Mit Kephir bezeichnet man einen jungen Löwen und zwar einen solchen, welcher schon auf

Raub ausgeht. Unter Ari versteht man einen erwachsenen Löwen, da das Wort von einer Wurzel herrührt, welche glühen oder brennen bedeutet, weshalb also der Löwe als der Feurige, Glühende oder Grimmige zu betrachten ist. Eigentlich lautet das Wort Arieh oder Arjeh, darunter versteht man jedoch gewöhnlich blos einen in Erz gegossenen und vergoldeten Löwen. Schachal, der fünfte Name, bedeutet der Brüller; Schachaz der Hohe, Stolze oder sich Erhebende; Oten einen erwachsenen Löwen; Labi eine Löwin; Zobbâ, dasselbe Wort, welches auch im Arabischen gebraucht wird, Würger der Herden; und Lajisch endlich den in schauerlicher Wüste Lebenden. Die Bibel lehrt uns auch, daß früher die Löwen in Palästina vorkamen, namentlich am Libanon; an anderen Orten waren sie sogar häufig.

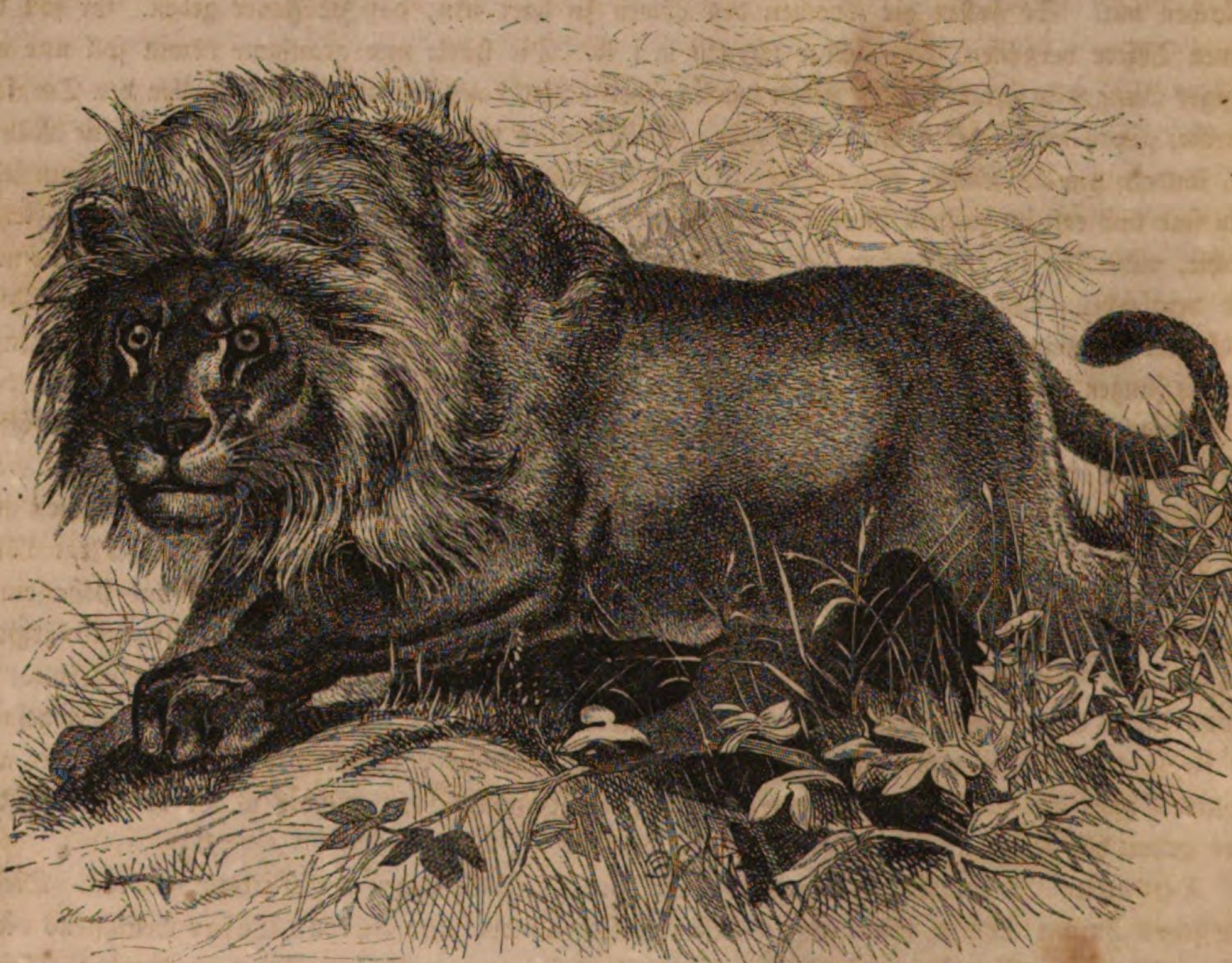
Die Griechen und Römer erzählen sehr ausführlich von ihnen und berichten dabei eine Masse von Märchen mit. So sollen die Knochen des Löwen so hart sein, daß sie Feuer geben. Er soll die kleinen Thiere verachten, die Weiber schonen u. s. w. Die starke und grausame Löwin soll nur ein einziges Junges in ihrem ganzen Leben werfen, weil dasselbe mit seinen scharfen Krallen den Tragsack zerreiße, genau wie es der Viper auch gehe. Aristoteles weiß bereits, daß die Löwin keine Mähne hat, sondern nur der Löwe; er weiß auch, daß sie mehrmals Junge wirft, daß die jungen Löwen sehr klein sind und erst im zweiten Monat gehen können. Die alte Behauptung, daß der Löwe das Feuer fürchte, widerlegt er. Außerdem berichtet er von des Löwen großem Muthe, von seinem Gedächtniß und dergleichen. Ja er weiß sogar, daß es zwei Arten Löwen giebt: kürzere mit krauserer Mähne, welche die furchtsameren, und längere mit dichterer Mähne, welche die stärkeren sind. Plinius sagt, daß die jungen Löwen anfänglich unförmliche Fleischklumpen seien, nicht größer, als ein Wiesel, daß sie sich nach zwei Monaten kaum rühren könnten und erst nach dem sechsten gehen lernten. Sie söffen selten, fräßen nur einen Tag um den andern und könnten dann wohl drei Tage fasten. Sie verschlängen Alles ganz; könnte es der Magen nicht fassen, so zögen sie es wieder mit den Klauen aus dem Rachen, um nöthigenfalls entfliehen zu können. Unter allen reißenden Thieren sei der Löwe allein gnädig gegen Bittende. Er verschone Die, welche sich vor ihm niederwerfen, und ließe seinen Grimm mehr gegen die Männer, als gegen die Weiber aus, gegen die Kinder nur beim ärgsten Hunger. In Libyen glaubte man, daß er das Bitten verstehe; denn eine gefangene Frau erzählte, sie sei von vielen Löwen angefallen worden, habe sie aber alle durch Zureden besänftigt und immer gesagt, daß sie nur eine Frau wäre, flüchtig und krank, eine Bittende vor dem Großmüthigsten, über alle übrigen Thiere Befehlenden, eine Beute, welche seines Ruhmes nicht würdig wäre: da habe sie der Löwe gehen lassen.

Den ersten Löwenkampf gab der Aedil Scävola, einen zweiten der Dictator Sylla. Dieser hatte schon hundert Löwen, Pompejus ließ aber sechshundert und Julius Cäsar wenigstens vierhundert kämpfen. Der Fang war früher eine böse Arbeit und geschah meistens in Gruben. Unter Claudius aber entdeckte ein Hirt durch Zufall ein leichtes Mittel, den Löwen zu fangen. Er warf ihm seinen Rock über den Kopf, und der Löwe wurde hierdurch so verblüfft, daß er sich ruhig fangen ließ. Im Circus wurde dieses Mittel dann oft angewendet. M. Antonius fuhr nach der pharsalischen Schlacht mit einer Schauspielerin durch die Stadt in einem Wagen, welchen Löwen zogen. Hanno, der uns schon bekannte Karthager, war der Erste, welcher einen gezähmten Löwen mit seinen Händen regierte. Er wurde deshalb jedoch aus seinem Vaterlande vertrieben, weil man glaubte, daß Derjenige, welcher sich mit der Zähmung eines Löwen abgebe, sich auch die Menschen zu unterwerfen strebe! Hadrian tödtete im Circus oft hundert Löwen auf einmal. Marcus Aurelius ließ ihrer hundert mit Pfeilen erschießen. Auf diese Weise wurden die Löwen so vermindert, daß man die Einzeljägden in Afrika verbot, um immer hinlänglich viele für den Circus zu haben. Doch erst mit der Erfindung des Feuergewehres schlug dem königlichen Thiere die Stunde des Verderbens, und von jenem Tage an ist er auch mehr und mehr zurückgedrängt worden. —

Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß die Löwen, welche im Süden und Westen Afrikas oder in Asien wohnen, von dem Löwen der Berberei artlich verschieden sind, wenn auch die

meisten Naturforscher die noch zu erwähnenden Löwen nicht als Arten, sondern als Abänderungen gelten lassen wollen.

Als solche Abänderungen betrachtet man namentlich den Löwen aus Westafrika (Leo senegalensis), welcher sich durch die lichte starke Mähne auszeichnet, während die des Löwen vom Kap (Leo capensis) sehr stark und dunkel ist. Der persische Löwe (Leo persicus) ist kleiner und trägt eine Mähne, welche aus braunen und schwarzen Haaren gemischt ist. Er ist derselbe, welcher in früheren Zeiten nicht blos in Palästina, sondern auch in Griechenland oder wenigstens auf der griechischen Halbinsel vorkam. Herodot berichtet uns, daß bei einem Heerzuge des Xerxes in Macedonien Löwen über die Kamele herfielen, welche das Gepäck trugen. Sie kamen des Nachts



Der Löwe vom Senegal (Leo senegalensis).

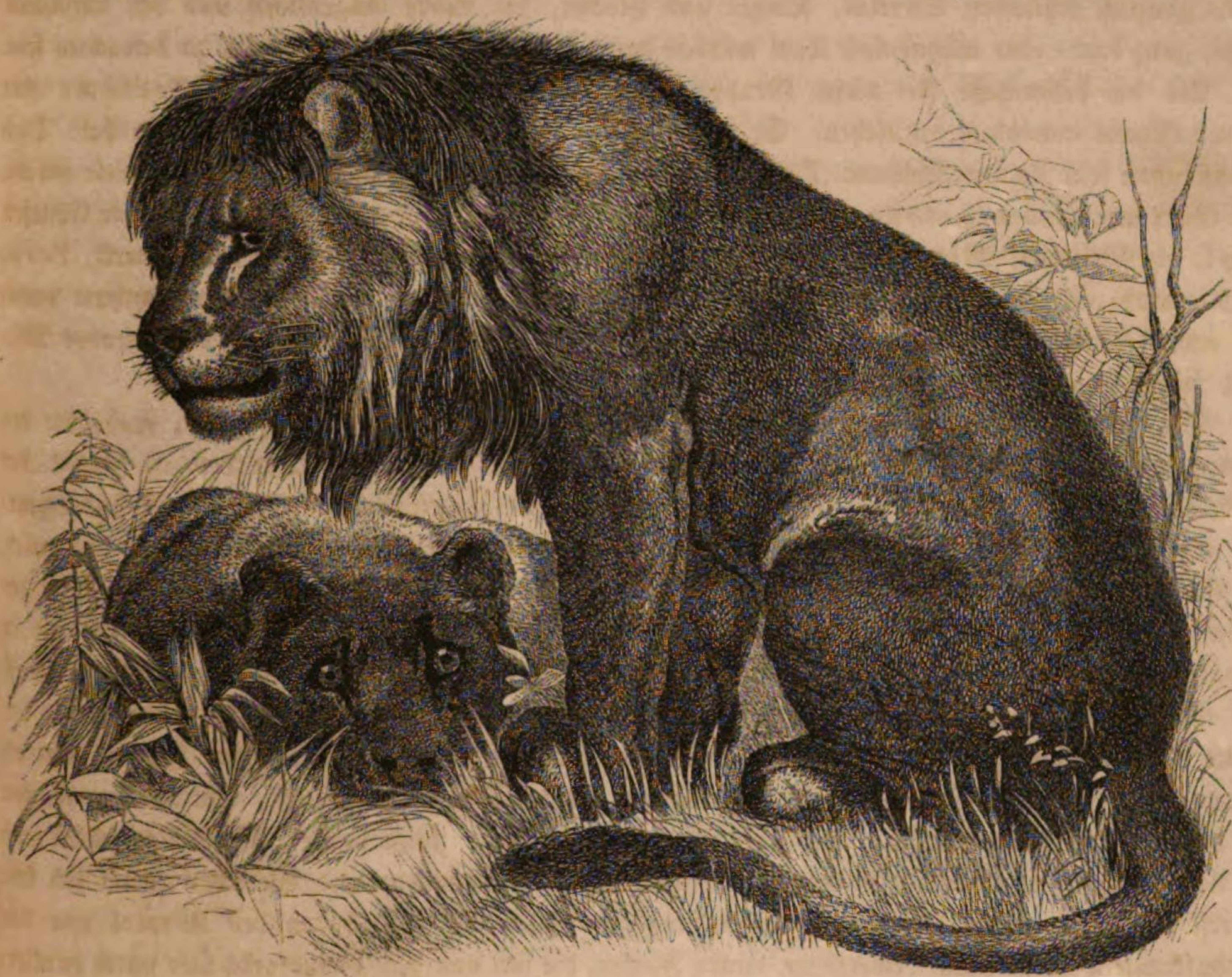
aus ihren Lagern, griffen aber blos diese Thiere an, ohne anderes Vieh oder Menschen zu berühren. Männiglich wunderte sich über diesen Unfall, weil man vorher die Thiere dort noch nie beobachtet hatte. Die Flüsse Nessus und Achelous werden als Grenze des Löwengebietes in Europa angegeben, und Aristoteles sagt ausdrücklich, daß es in Europa nirgends anders, als dort Löwen gäbe. Wann die edlen Thiere in unserm Erdtheile ausgerottet worden sind, weiß man nicht zu sagen.

Alle die bisher genannten Arten oder Abarten tragen starke Mähnen — nicht so der Löwe von Guzerate in Indien, welcher durch Kapitän Smee entdeckt und nach seiner Heimat Leo Goograteusis genannt worden ist. Dieses Thier ist etwas kleiner, als der afrikanische Löwe und am ganzen Leibe gleichmäßig röthlichfahlgelb, nur die starke Schwanzquaste ist weiß. Die Mähne ist blos noch angedeutet und wirklich kaum nennenswerth. Aus diesem Grunde heißt das Thier auch wohl der mähnenlose Löwe. Der Entdecker berichtet etwa Folgendes über das Vorkommen und die Lebensweise dieses Thieres.



Puma.

Der mähnenlose Löwe findet sich in Guzerate längs der Ufer der Flüsse und lebt dort in den niederen Gras- und Schilfdickichten, welche wir unter dem Namen Dschungeln kennen. Während der heißen Jahreszeit vertreiben ihn die Einwohner aus diesen Schlupfwinkeln durch das Anzünden der Steppenwaldungen, welches bezweckt, daß der Boden für das nächste Jahr gedüngt wird und frisches, grünes, saftiges Weidegras giebt. Sie sind dort so häufig, daß Smee elf von ihnen in einem Monat erlegen konnte. Gleichwohl wissen die Eingebornen nicht viel von ihnen zu erzählen, höchstens mit Ausnahme der Hirten, welche sie kennen. Die Herden werden freilich oft genug von ihnen heimgesucht und besteuert, aber diese Ueberfälle schreibt man dann dem Tiger zu, welcher in jenen Gegenden gar nicht vorkommt. Diejenigen Eingebornen, welche den Löwen kennen, nennen ihn Ondiabauch oder Kameltiger, wegen der Aehnlichkeit seines Felles mit jenem Thiere. Wie es scheint, fügen diese Löwen den Herden großen Schaden zu. Innerhalb zehn Tagen wurden in einem



Der Löwe von Guzerate (Leo Googratensis).

einzigen Dorfe vier Esel gestohlen. Ob sie Menschen angreifen, ist sehr fraglich; Smee konnte davon Nichts erfahren. Die durch eine Kugel Verwundeten zeigten großen Muth. Sie stellten sich und bereiteten sich zum Widerstand vor oder gingen stolz und langsam davon, während der Tiger unter solchen Umständen so schnell als möglich ausreißt. Außer in genannter Gegend kommt dasselbe Thier auch noch weiter in Indien vor, und es ist sehr möglich, daß der südpersische Löwe dieser Abart zuzurechnen sein dürfte. Jedenfalls ist es derselbe, von welchem schon die Alten behaupteten, daß er keine Mähne trüge.

* * *

Die neue Welt erinnert durch ihre Erzeugnisse oft in eigenthümlicher Weise an die ihr entgegengesetzten Erdtheile. Erhaben und herrlich sind die lebendigen Gebilde, welche ihr ureigen sind: ver-

kümmert, verschwächlicht erscheinen die Geschöpfe, welche als Vertreter anderer, in der alten Welt lebender angesehen werden können. Auch Amerika hat seine Löwen: aber sie sind Zwerge, wahre Kinder im Vergleich zu dem gewaltigen Verwandten in Afrika. Der größte von ihnen verhält sich zu dem Könige der Thiere, wie sich der Tapir zum Elefanten verhält. Ihm fehlt der Herrschermantel, welcher sich um des Löwen Schultern schlägt; er entbehrt der Krone, welche bei jenem Würdezeichen ist: nur in seiner Färbung zeigt er einige Aehnlichkeit mit dem „Würger der Herden", und deshalb ist ihm von den Gauchos der Name Leon geworden, den unsere Thierschausteller passend mit Silberlöwe wiederzugeben pflegen.

Der Puma (Puma) und seine Verwandten könnten, obgleich man sie noch nicht in eine besondere Sippe vereinigt hat, ebensogut wie die Pardel von den übrigen Katzen getrennt werden. Die ihnen gänzlich fehlenden Streifen, Ringel und Flecken, der runde Augenstern und der auffallend kleine, ganz bart- oder mähnenlose Kopf würden dann als Merkmale dieser Gruppe zu betrachten sein.

Als die bekannteste Art dieser Gruppe ist der obengenannte Kuguar, Silberlöwe oder Puma (Puma concolor) anzusehen. Er ist ein Thier, welches von sich reden gemacht hat: Dies beweist schon sein Namenreichthum. Denn außer den drei genannten Namen führt er noch viele andere. Die Guaraner nennen ihn Guazuara, die Creolen Yaguapyta oder „rothen Hund", die Chilesen Papi, die Mejikaner Mitzli, die Nordamerikaner Panther und die Gauchos, wie bemerkt, Leon; — Niemand aber kann sagen, welche Titel ihm sonst noch wurden. Dieser Namenreichthum deutet auf etwas Königliches hin: und wirklich ist auch der amerikanische Löwe kein zu verachtendes Mitglied seiner Familie.

Die Leibeslänge des erwachsenen Puma beträgt nicht selten bis $3^1/_2$, ja $3^3/_4$ Fuß, die des Schwanzes zwei Fuß und die Höhe am Widerrist ungefähr ebensoviel. Der Leib ist schlank, der runde Kopf aber so klein, daß er fast im Mißverhältniß zur ganzen Größe steht. Stark sind eigentlich nur die Füße, welche auch kräftige Pranken besitzen. Die Behaarung ist dicht, kurz und weich, am Bauche etwas reicher, als auf der Oberseite, nirgends aber mähnenartig verlängert. Ihre gewöhnliche Färbung ist dunkelgelbroth, auf dem Rücken am dunkelsten, wobei die einzelnen Haare in schwarze Spitzen endigen. Der Bauch ist röthlichweiß, die Innenseite der Gliedmaßen und die Brust sind noch heller, die Kehle und die Innenseite der Ohren weiß, ihre Außenseiten schwarz, in der Mitte ins Röthliche ziehend. Ueber und unter dem Auge steht ein kleiner, weißer Flecken, und die Lippen sind mit kurzen, feinen Haaren und langen, weißen Schnurren bedeckt. Ein anderer Flecken vor dem Auge ist schwarzbraun. Der Kopf ist grau, die Schwanzspitze dunkel. Bisweilen fehlen auch die Augenflecken, namentlich die schwarzen. Zwischen den Männchen und Weibchen findet sich kein Unterschied in der Farbe; die ganz jungen hingegen haben auf den Seiten des Körpers und den Hinterschenkeln einige kaum bemerkbare, runde Flecken, die sich von der Grundfarbe nur durch dunklere Schattirungen unterscheiden und schon nach dem ersten Jahre gänzlich verschwinden.

Der Kuguar ist sehr weit verbreitet. Er findet sich nicht blos in ganz Südamerika, von Patagonien an bis Neu-Granada, sondern geht auch noch über die Landenge von Panama hinweg und bewohnt Mejiko, die Vereinigten Staaten, ja streift sogar bis Kanada. Daher kommt auch sein großer Namenreichthum: er heißt fast in jedem Lande anders. Auch auf die verschiedene Färbung mag diese weite Verbreitung einen gewissen Einfluß üben. In manchen Gegenden ist das Thier sehr häufig, in anderen aber bereits fast ausgerottet und war dies auch schon zu Zeiten Azara's (Ende vorigen Jahrhunderts), welcher die erste gute Beschreibung von ihm lieferte.

Seine Aufenthaltsorte wählt sich der Puma ganz nach des Landes Beschaffenheit. In waldreichen Gegenden zieht er den Wald dem freien Felde entschieden vor; am meisten aber liebt er den Saum der Wälder und die mit sehr hohem Grase bewachsenen Ebenen, obgleich er diese blos der Jagd wegen zu besuchen scheint; wenigstens flüchtet er, sowie er hier von Menschen verfolgt wird, sogleich dem Walde zu. Allein er findet sich auch beständig in den Pampas von Buenos-Ayres,

wo es gar keine Wälder giebt, und versteckt sich dort sehr geschickt zwischen den Gräsern, ohne sich jemals in eine Höhle zurückzuziehen. „Im Walde besteigt er die Bäume," wie Azara sagt, „mit einem Satze, selbst solche mit senkrechten Stämmen und springt dann auch in Einem wieder von oben nach unten." Gerade hierdurch unterscheidet er sich von anderen Katzen und namentlich vom Jaguar, welcher nach Art unsers Hausgenossen Hinz klettert. Die Ufer der Ströme und Flüsse, sowie Gegenden, welche öfters überschwemmt werden, scheint der Kuguar nicht zu lieben. — Er hat weder ein Lager, noch einen bestimmten Aufenthalt. Den Tag bringt er schlafend auf Bäumen, im Gebüsch oder im hohen Grase zu, des Abends und des Nachts geht er auf Raub aus und legt bei seinen Streifereien oft in einer einzigen Nacht mehrere Stunden zurück, so daß ihn die Jäger nicht immer nahe der Stelle antreffen, wo er erst Beute gemacht hat.

Hinsichtlich seines Aussehens nähert sich der Kuguar den altweltlichen Katzen mittlerer Größe. Seine schlanke Gestalt, der kleine Kopf und der lange Schwanz geben schon im voraus zu erkennen, daß er ein behendes Thier ist. Alle seine Bewegungen sind leicht und kräftig, er kann Sprünge von zwanzig und mehr Fuß machen. Das Auge ist groß und ruhig, und der Blick hat keinen Ausdruck von Wildheit. In der Nacht und bei der Dämmerung sieht er besser, als bei hellem Tage, doch scheint ihn das Sonnenlicht nicht eben sehr zu blenden. Sein Geruch ist schwach, sein Gehör dagegen äußerst scharf. Nur in der höchsten Noth zeigt er Muth; sonst entflieht er immer vor den Menschen und vor Hunden. Aber gegen wehrlose Thiere ist er höchst grausam, grausamer, als alle übrigen Katzen der neuen Welt.

Alle kleineren, schwachen Säugethiere dienen ihm zur Nahrung: die Agutis und Paccas, Rehe, Koatis, Schafe, ganz junge Kälber und Füllen, wenn die letzteren von ihrer Mutter getrennt sind. Selbst die behenden Affen und der leichtfüßige Strauß sind vor seinen Angriffen nicht sicher; denn er beherrscht die Höhe, wie den Boden. Nur sehr selten kann man ihn bei seinen Jagden beobachten. Sein scharfes Gehör verkündet ihm rechtzeitig die Ankunft des Menschen, und dann entflieht er zu schnell, als daß man sich ihm unvermerkt nähern könnte. Zudem geht er auch meistens erst nachts auf Raub aus, und dann ist es für den Menschen nicht gerathen, sich in seinem Gebiete herumzutreiben. Er beschleicht sein Wild nach Katzenart und erhascht es, wenn er sich genähert hat, durch einen Sprung. Verfehlt er seine Beute, so verfolgt er dieselbe, gegen Gewohnheit seiner Verwandten, in weiten Sprüngen, wenn auch nicht lange. Rengger beobachtete ihn einmal auf der Affenjagd. Der flötende Ruf einiger Kapuzineraffen machte den Forscher aufmerksam, und er ergriff sein Gewehr, um einen oder mehrere zu erlegen. Plötzlich aber erhob die ganze Affengesellschaft ein krächzendes Geschrei und floh auf ihn zu. Mit der ihnen eigenen Behendigkeit schwangen sich die Thiere von Ast zu Ast, von Baum zu Baum; aber sie drückten durch ihre kläglichen Töne und mehr noch dadurch, daß sie unaufhörlich ihren Koth entfallen ließen, großes Entsetzen aus. Ein Kuguar verfolgte sie und setzte in Sprüngen von 15 bis 20 Fuß von Baum zu Baum ihnen gierig nach. Mit unglaublicher Gewandtheit schlüpfte er durch die von Schlingpflanzen umwundenen und verwickelten Aeste, wagte sich auf denselben hinaus, bis sie sich niederbogen und nahm dann einen sichern Sprung auf ein Astende des nächsten Baumes.

Wenn der Kuguar eine Beute ergriffen hat, reißt er ihr sofort den Hals auf und leckt, ehe er von derselben zu fressen anfängt, zuerst ihr Blut. Kleine Thiere zehrt er ganz auf, von größeren frißt er einen Theil, gewöhnlich den vordern, und bedeckt das Uebrige, wie Azara beobachtete, mit Stroh oder Sand. Gesättigt zieht er sich nach einem Schlupfwinkel zurück und überläßt sich dem Schlafe; selten aber bleibt er in der Nähe seiner Beute, sondern entfernt sich oft eine halbe Meile und noch weiter davon. In der folgenden Nacht kehrt er, falls ihm kein neuer Raub aufstößt, zu dem Reste seines gestrigen Mahles zurück; findet er aber Beute, so läßt er das Aas ruhig liegen. In Fäulniß übergegangenes Fleisch berührt er niemals. Das Blut liebt er weit mehr, als das Fleisch, und deshalb begnügt er sich nicht, ein einziges Thier zu erlegen, wenn er mehrerer habhaft werden kann. Diese Blutgier macht ihn zu einem außerordentlich schädlichen Feinde der Hirten. Ein Kuguar tödtete

in einer Meierei achtzehn Schafe in einer Nacht und fraß von ihrem Fleische auch nicht einen einzigen Bissen, sondern riß ihnen blos den Hals auf und trank ihr Blut. Am andern Tage wurde er im nahen Walde erlegt; sein Magen war noch strotzend von Blut, aber kein Fleisch fand sich darin. Wenn sich der Puma übermäßig mit Blut angefüllt hat, entfernt er sich gegen seine Gewohnheit niemals weit von dem Schauplatze seiner Metzeleien und überläßt sich sogleich dem Schlafe. Nach den Erzählungen der Landleute aus Paraguai und nach den Berichten Azara's soll er in einer Nacht manchmal bis funfzig Schafe erwürgen! Niemals schleppt er eine gemachte Beute weit von dem Orte weg, an welchem er sie tödtete. Größere Thiere, als Schafe, greift er nicht an: Pferde, Maulesel, Stiere und Kühe sind vor ihm sicher, ebenso auch die Hunde, obgleich er oft dicht an die Wohnungen heranstreift.

Nur ungern bleibt der Kuguar lange in dem gleichen Gebiete. Gewöhnlich streift er ruhelos umher. Dabei scheut er sich aber vor dem Wasser und schwimmt nur im Nothfalle über Flüsse, obwohl er das Schwimmen sehr gut versteht.

Zur Begattungszeit, welche in Südamerika in den Februar und März fällt, sucht sich das Männchen ein Weibchen auf. Die übrige Zeit leben die Geschlechter getrennt und jagen für sich allein. Die Tragzeit mag etwa drei Monate währen. Das Weibchen wirft zwei, seltener drei Junge, welche blind zur Welt kommen. Sie werden von der Mutter im hohen Grase, im Dickicht des Waldes oder wohl auch in einem hohlen Baume versteckt und behütet, wenn auch die Alte bei ihren Raubzügen sich oft weit von ihnen entfernt. Gegen Menschen und Hunde wagt sie ihre Brut übrigens nicht zu vertheidigen, sondern läßt sie feig im Stiche. Die Jungen begleiten die Mutter nach einigen Wochen auf ihren Streifereien und werden dann von ihr verlassen.

Wegen der blutdürstigen Grausamkeit und der damit im Zusammenhange stehenden, ganz unverhältnißmäßigen Schädlichkeit des Kuguars wendet man alle Mittel an, um seiner sobald als möglich los zu werden. Seine Jagd ist kaum gefährlich zu nennen: denn falls man vorsichtig ist, hat man selbst von einem verwundeten Puma, welcher von Schmerz gepeinigt auf seinen Angreifer losgeht, nicht viel zu fürchten. Gewöhnlich sucht der feige Gesell, sobald er einen Menschen erblickt, sein Heil in der Flucht und entschwindet, weil er sich trefflich zu verstecken weiß, fast immer bald dem Auge. Im Walde ist er schwer zu erreichen, weil er, sobald er von den Hunden aufgescheucht wurde, auf Bäume klettert und in dem Gezweig seinen Weg mit größter Schnelligkeit weiter verfolgt. Nur im ersten Schlafe ist es leicht, ihn mit Hunden zu überraschen. Dann vertheidigt er sich auch wohl gegen dieselben, doch erliegt er ihnen regelmäßig, wenn sie groß, stark und geübt sind. Im Nothfalle sind dann auch die Jäger immer bei der Hand und können dem von den Hunden festgehaltenen Räuber leicht ihre Lanze in das Herz stoßen oder ihm eine Kugel durch den Kopf jagen. Die Gauchos, jene prachtvollen Reiter der Steppen oder Pampas von La Plata, finden ein besonderes Vergnügen in seiner Jagd. Sie hetzen ihn auf offenem Felde mit großen Hunden und tödten ihn, nachdem die Hunde ihn gestellt haben, mit ihren Bolas oder Wurfkugeln oder schleudern ihm, indem sie ihm auf ihren flüchtigen Pferden nachsetzen, die niemals fehlende Wurfschlinge um den Hals, setzen ihr Pferd in Galopp und schleifen ihn hinter sich her, bis er erwürgt ist. In Nordamerika wird er gewöhnlich durch die Hunde auf einen Baum gejagt und dann von dort herabgeschossen. Auch fängt man ihn in Schlagfallen.

Unter vielen Jagdgeschichten, welche man erzählt, scheint mir folgende das Wesen des Thieres gut zu bezeichnen. Ein englischer Reisender, welcher auf den Pampas wilden Enten nachjagte, kroch auf dem Boden mit seiner leichten Vogelflinte an die Vögel heran. Er hatte Kopf und Körper in das gewöhnliche Volkskleid, den Poncho, eingehüllt, um nicht aufzufallen. Plötzlich vernahm er ein kurzes Gebrüll und fühlte sich in demselben Augenblick berührt. Er schüttelte schnell die Decke von sich ab und sah zu seiner nicht geringen Ueberraschung einen Kuguar auf Armeslänge vor sich. Dieser aber war auch nicht wenig erstaunt, blickte den Jäger verwundert einige Augenblicke an, wich langsam auf zehn Schritte zurück, blieb nochmals stehen und nahm dann plötzlich mit gewaltigen Sprüngen Reißaus.

In der Provinz St. Louis und in der Sierra von Mendoza sah Göring auf den Umzäunungen, in welche nachts die Weidethiere getrieben werden, viele Pumaköpfe aufgespießt und erfuhr, daß man dieses Siegeszeichen hier aufstecke, um andere Pumas von dem Besuch der Hürden abzuhalten: — gerade so, wie man in früheren Zeiten die Köpfe der gerichteten Verbrecher vor die Thore der Stadt zu pflanzen pflegte, innerhalb deren Weichbildes sie den Lohn ihrer Sünden empfangen. Die Besitzer der Pumaköpfe hielten dieselben außerordentlich werth und erlaubten Göring nicht, einen einzigen von dem Pfahle herabzunehmen. Nicht einmal für Geld waren die Leute zu bewegen, einen der Köpfe zu veräußern. Die Hürdenbesitzer haben nämlich den sonderbaren Aberglauben, daß der Puma sicherlich eine Herde angreifen wird, welche nicht durch den Kopf eines seiner Artgenossen gefeit ist. Dabei ist es merkwürdig, daß der Gaucho, wenn er seine Hürde nicht durch einen Kopf verziert hat, keineswegs ängstlich ist; er wird dies aber, wenn er bereits einen besessen und ihn veräußert hat. Wird ein solcher Kopf gestohlen, so entsteht förmliche Bestürzung unter allen Herdenbesitzern. Der Dieb würde seine That sicherlich mit dem Leben bezahlen müssen.

Alt eingefangene Kuguars nehmen selten in der Gefangenschaft Futter an, sondern opfern sich freiwillig dem Hungertode; sehr jung eingefangene dagegen werden bald und zwar außerordentlich zahm. Rengger versichert, daß man den Puma zum Hausthier machen könnte, wenn ihn nicht hin und wieder die Lust anwandelte, seine Blutgier an dem zahmen Geflügel auszulassen. Man zieht ihn mit Milch und gekochtem Fleische auf; Pflanzennahrung ist ihm sehr zuwider und muß wenigstens mit Fleischbrühe gekocht werden, wenn er sie genießen soll; auch erkrankt er sehr bald, wenn man ihm kein Fleisch giebt. Seine Lieblingsspeise ist warmes Blut, und davon kann er, wie unser Gewährsmann sagt, fünf bis sechs Pfund auf einmal ohne Nachtheil trinken. Das rohe Fleisch beleckt er, wie viele Katzen es thun, bevor er es verzehrt; beim Fressen hält er, wie unsere Hauskatze, den Kopf auf die Seite. Nach der Mahlzeit leckt er sich zunächst die Pfoten und einen Theil des Leibes; dann legt er sich schlafen und bringt so einige Stunden des Tages zu. Man muß dem gefangenen Kuguar viele Flüssigkeiten reichen, besonders im Sommer, weil ihm nicht einmal frisches Blut das Wasser gänzlich ersetzen kann und er auch, wenn er durstig ist, weit eher unter dem zahmen Federvieh Schaden anrichtet, als wenn man ihn reichlich mit Wasser versorgt. Er lernt seine Hausgenossen, sowohl Menschen, als Thiere, nach und nach kennen und fügt ihnen keinen Schaden zu. Mit Hunden und Katzen lebt und verträgt er sich gut und gaukelt mit ihnen; dagegen ist er niemals im Stande, der Lust zu widerstehen, Federvieh aller Arten anzugreifen und abzuwürgen. — Nach Katzenart spielt er oft stundenlang mit beweglichen Gegenständen, zumal mit Kugeln.

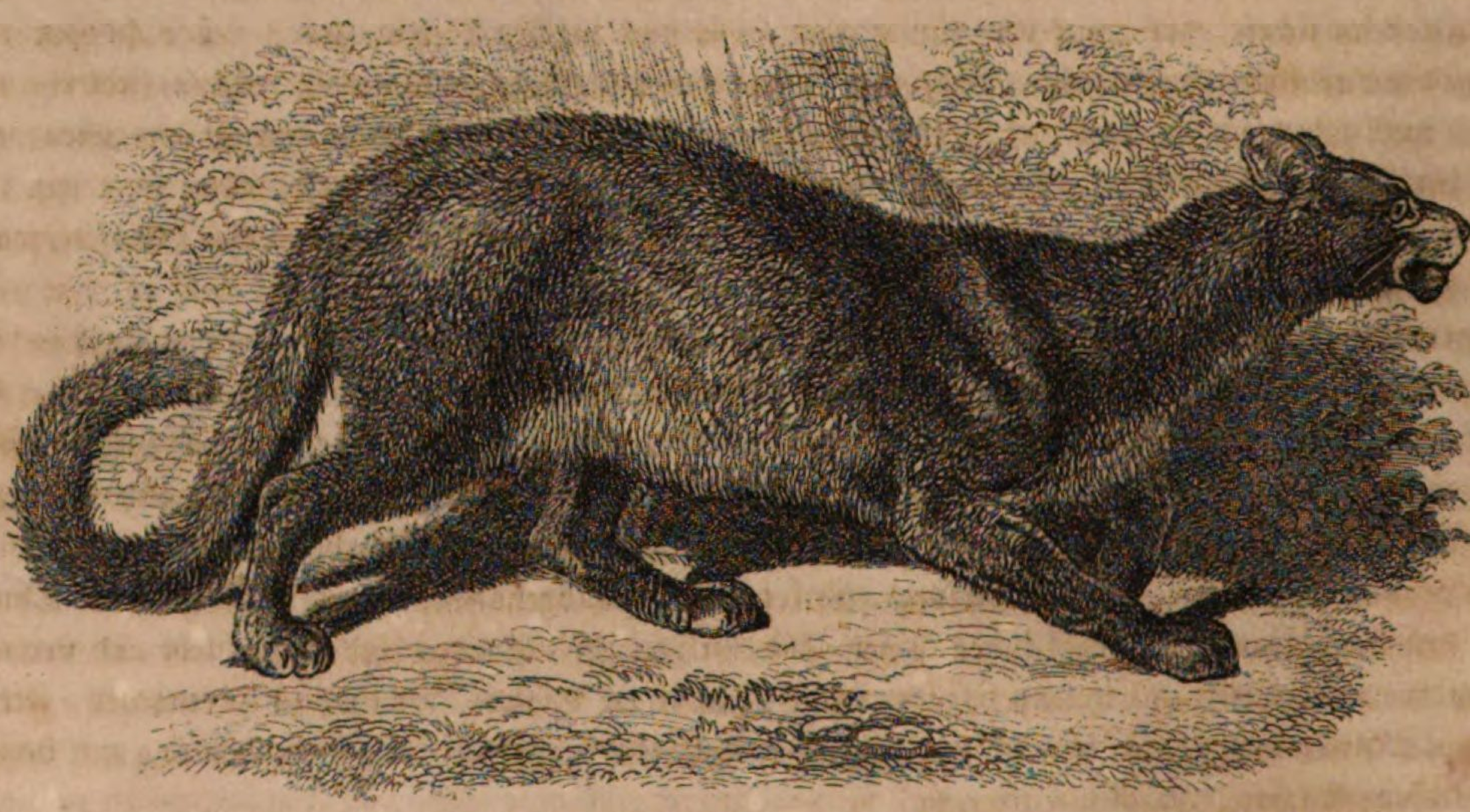
Manche Kuguare läßt man frei im ganzen Hause herumlaufen. Sie suchen ihren Wärter auf, schmiegen sich an ihn, belecken ihm die Hände und legen sich ihm zärtlich zu Füßen. Wenn man sie streichelt, schnurren sie in ähnlicher Weise, wie die Katzen. Dies thun sie wohl auch sonst, wenn sie sich recht behaglich fühlen. Ihre Furcht geben sie durch eine Art von Schnäuzen, ihren Unwillen durch einen murrenden Laut zu erkennen; ein Gebrüll hat man aber niemals von ihnen vernommen. Zwei Pumas, welche sich in unserm Thiergarten befinden, begrüßen ihre Bekannten stets durch ein nicht allzulautes, aber scharfes und dabei kurz ausgestoßenes Pfeifen, wie ich es von andern Katzen nie hörte. Nur durch Eins wird der zahme Kuguar unangenehm. Er pflegt sich, wenn er seinen Herrn erst liebgewonnen hat und gern mit ihm spielt, bei seiner Annäherung zu verstecken und springt dann unversehens auf ihn los — gerade so, wie Dies zahme Löwen auch zu thun pflegen. Man kann sich leicht denken, wie ungemüthlich solche, zu unrechter Zeit angebrachte Zärtlichkeit manchmal werden kann. Zudem gebraucht der Kuguar, wenngleich nur spielend, seine Krallen und Zähne auf unangenehme Weise. Einzelne sollen so zahm geworden sein, daß man sie geradezu zur Jagd abrichten konnte; doch bedarf diese Angabe wohl noch sehr der Bestätigung. Azara besaß einen jung aufgezogenen Kuguar über vier Monate lang und erzählt außer ähnlichen Thatsachen auch noch, daß das Thier seinen Wärtern zum Fluß folgte und dabei die ganze Stadt durchkreuzte, ohne sich mit den Hunden auf der Straße in Streit einzulassen. Wenn er frei im Hofe herumlief, sprang er zuweilen

über die Umzäunung hinweg, lustwandelte nach seinem Vergnügen in der Stadt herum und kehrte dann in das Haus zurück, ohne daß man ihn suchte. Das Fleisch, welches er bekam, bedeckte er nicht selten mit Sand; ehe er es aber fraß, wusch er es im Wasser ab, und dabei verzehrte er es gleich mit. Wenn er es rein erhielt, legte er es immer hübsch auf ein Bret, und dort fraß er es ganz nach Art der Katzen, indem er das ganze Stück nach und nach hinterkaute, ohne es zu zerstückeln oder zu zerreißen.

Das Fell des Puma wird in Paraguai nicht benutzt, wohl aber im Norden von Amerika. An einigen Orten ißt man sein Fleisch und behauptet, daß es sehr wohlschmeckend und dem Kalbfleische ganz ähnlich wäre, ja die Pflanzer in Carolina haben es sogar für einen Leckerbissen gehalten.

Der Kuguar hat, soviel man bis jetzt weiß, noch zwei Verwandte, den Yaguarundi und den Eyra, wie die Indianer diese Thiere nennen oder wenigstens früher nannten.

Ersterer (Puma Yaguarundi) ist ein schlankes, schmächtiges Thier, welches durch seinen gedehnten Körper und seinen langen Schwanz beinahe an die Marder erinnert. Der Kopf ist klein, die Ohren sind abgerundet, die Behaarung ist kurz, dicht und von schwarzgraubrauner Farbe; die einzelnen Haare



Der Yaguarundi (Puma Yaguarundi).

aber sind an der Wurzel tiefschwarzgrau und vor der dunkelbraunen Spitze schwarz. Diese Haarfärbung verleiht dem Yaguarundi die Fähigkeit, bald heller und bald dunkler zu erscheinen. Wenn er sich nämlich im Zustande vollster Ruhe befindet, liegen die Haare glatt auf, und dann treten natürlich die schwarzen Spitzen mehr hervor, das Fell wird also dunkler; erregt er sich aber, so sträubt sich, wie Dies bei Katzen ja ganz gewöhnlich, sein Fell, und damit wird nun auch die lichtere Wurzel des Haares sichtbar, die Gesammtfärbung also lichter. Die Pfoten und die Lippen sind heller, mehr ins Gräuliche fallend, die Schnurren braun. Bisweilen sind die Haare schwarz oder gelblich geringelt und ihre Spitzen grau. Das Weibchen unterscheidet sich von dem Männchen regelmäßig durch etwas lichtere Färbung. Die Größe des Yaguarundi ist viel geringer, als die des Kuguars, denn die Länge des Leibes beträgt blos $1\frac{1}{2}$ bis $1\frac{3}{4}$ Fuß und die Länge des Schwanzes nur einen Fuß, die Höhe am Widerrist einen Fuß einen Zoll.

Der Yaguarundi bewohnt das wärmere Brasilien, Guiana und Paraguai. Hier haust er in den Wäldern, doch liebt er mehr den Saum derselben, dichtes Gesträuch und die Hecken, als den eigentlichen, tiefern Wald. Auf offenem Felde trifft man ihn nie. Er hat ein bestimmtes Lager und bringt in ihm die Mittagsstunden gewöhnlich schlafend zu. Namentlich morgens und abends, doch

auch nicht selten bei Tage, geht er auf Raub aus; bei sehr stürmischem Wetter aber verläßt er seinen Schlupfwinkel nicht und wartet lieber, bis die Gelegenheit günstiger geworden ist. Seine Hauptnahrung besteht aus Vögeln, sowie aus kleinen und jungen Säugethieren, aus Mäusen, Agutis, Kaninchen, jungen Rehen, ja wohl auch jungen Hirschen ꝛc. Doch erfuhr Azara auch, daß er sich auf größere Thiere stürze, nach Art des Luchses sich in deren Halse festbeiße und sich nun von dem Thiere nicht abschütteln lasse, sondern hängen bleibe, bis es verendet sei. Bei weitem den größten Theil seiner Nahrung holt er sich aus den Gehöften der Menschen und nähert sich deshalb sehr häufig den Wohnungen. Rengger beobachtete ihn und seine Raubzüge nicht selten und gab ihm sogar Gelegenheit, Jagden vor seinen Augen auszuführen. In der Nähe einer Bromelienhecke, in welcher sich ein Yaguarundi aufhielt, band dieser Beobachter eine Henne an einer langen Schnur fest und stellte sich dann auf die Lauer. Nach einiger Zeit streckte der Räuber bald hier, bald dort den Kopf zwischen den Bromelien hervor und sah sich vorsichtig um. Hierauf suchte er sich unvermerkt der Henne zu nähern, duckte dabei den Körper ganz auf die Erde und schlich so sorgfältig, daß sich kaum die Grashalme bewegten. Als er sich seinem Schlachtopfer bis auf sechs oder acht Fuß genähert hatte, zog er den Körper zusammen und machte einen Sprung nach der Henne, packte sie sofort mit den Zähnen beim Kopfe oder am Halse und versuchte, sie nach der Hecke zu tragen. — Die Hühnerarten scheinen mit sein Lieblingsfutter zu sein, und er soll dieselben, wie genannter Forscher versichert, auch von den Bäumen herabholen, während sie schlafen. Niemals aber tödtet der Yaguarundi mehr als ein Thier auf einmal. Macht er nur kleine Beute, welche ihn nicht vollkommen sättigt, so zieht er zum zweiten Male auf den Raub aus und holt sich wieder ein Stückchen, bis er seinen Hunger gestillt hat.

Gewöhnlich lebt der Yaguarundi paarweise in einem bestimmten Gebiete und macht von hier aus nur kurze Streifereien. Nicht selten theilt er seinen Jagdgrund auch mit anderen Paaren, was sonst nicht die Art der Wildkatzen ist. Renggers Hunde jagten einmal sechs erwachsene Yaguarundis aus einer einzigen Hecke heraus. Zur Zeit der Begattung, welche in die Monate November und Dezember fällt, kommen natürlich immer mehrere Männchen zusammen, und man hört sie sich dann in dem Bromeliengestrüpp herumbalgen und dabei fauchen und kreischen. Etwa neun bis zehn Wochen nach der Begattung wirft das Weibchen zwei bis drei Junge auf ein Lager im dichtesten Gesträuche, in einem mit Gestrüpp überwachsenen Graben oder in einem hohlen Baumstamme. Niemals entfernt sich die Mutter weit von ihren Jungen. Sie versorgt dieselben, sowie sie größer werden, mit Vögeln und kleinen Nagethieren, bis sie die hoffnungsvollen Sprößlinge selbst zum Fange anleiten und deshalb mit sich hinaus auf die Jagd nehmen kann. Bei herankommender Gefahr aber überläßt sie ihre Kinder feig dem Feinde, und niemals wagt sie, dieselben gegen Menschen oder Hunde zu vertheidigen. Der Yaguarundi greift überhaupt den Menschen nicht an, und seine Jagd ist deshalb auch ganz gefahrlos. Man schießt ihn entweder auf dem Anstande, fängt ihn in Fallen oder jagt ihn mit Hunden, denen er sich nur im äußersten Nothfalle widersetzt. Gewöhnlich sucht er seinen Verfolgern zwischen den stachligen Bromelien zu entschlüpfen; kommen sie aber zu nahe, so bäumt er oder springt selbst ins Wasser und sucht sich schwimmend zu retten.

Rengger hat mehrere jung aufgezogene Yaguarundis in der Gefangenschaft gehalten. Sie wurden so zahm, wie die sanfteste Hauskatze. Ihre Raubsucht war aber doch zu groß, als daß unser Gewährsmann ihnen hätte gestatten können, frei im Hause herumzulaufen. Deshalb hielt er sie in einem Käfig oder an einem Seile angebunden, welches sie niemals zu zerbeißen versuchten. Sie ließen sich sehr gern streicheln, spielten mit der Hand, die man ihnen darhielt, und äußerten durch ihr Entgegenkommen und durch Sprünge ihre Freude, wenn man sich ihnen näherte; doch zeigten sie für Niemanden insbesondere weder Anhänglichkeit, noch Widerwillen. Sobald man sie auch nur einen Augenblick frei ließ, sprangen sie auf das Federvieh im Hofe los und fingen eine Henne oder eine Ente weg. Selbst angebunden suchten sie, diese Thiere zu erhaschen, wenn sie in ihre Nähe kamen, und versteckten sich vorher recht schlau zu diesem Zwecke. Keine Züchtigung konnte

ihnen ihre Raubsucht benehmen, nicht einmal sie bewegen, ihren schon gemachten Raub fahren zu lassen. Rengger hob Jaguarundis, die ein Küchlein im Munde hatten, beim Halsbande auf und schleuderte sie mehrere Male in der Luft herum, ohne daß sie ihren Raub aus den Zähnen ließen! Entriß man ihnen denselben mit Gewalt, so bissen sie wüthend um sich und sprangen nach der Hand, die ihnen den Fraß abgenommen hatte. Dem Fleische gaben die Gefangenen immer vor dem Blute den Vorzug, und Pflanzenkost fraßen sie blos, wenn sie der wüthendste Hunger dazu zwang. Wenn man ihnen ein Stück Fleisch vorwarf, suchten sie dasselbe zu verstecken, ehe sie es fraßen. Sie kauen ganz wie unsere Hauskatze, halten dabei ihre Speise aber mit den Vorderpranken fest. Wenn sie gesättigt sind, belecken sie ihre Tatzen und legen sich schlafen. Ist es kalt, so rollen sie sich dabei zusammen und schlagen den Schwanz über Rumpf und Kopf zurück, ist es aber warm, so strecken sie alle vier Beine und den Schwanz gerade von sich. Wenn man ihnen morgens Nichts zu fressen giebt, bleiben sie fast den ganzen Tag wach und gehen unaufhörlich am Gitter ihres Käfigs auf und nieder; werden sie hingegen am Morgen gut gefüttert, so schlafen sie den Mittag und den größten Theil der Nacht über.



Der Eyra (Puma Eyra).

Zwei Jaguarundis, welche man in ein und denselben Käfig einsperrt, leben in der größten Eintracht mit einander. Sie belecken sich gegenseitig, spielen zusammen und legen sich gewöhnlich neben einander schlafen. Nur beim Fressen setzt es zuweilen einige Schläge mit den Tatzen ab. Uebrigens kennt man bis jetzt noch kein Beispiel, daß sie sich in der Gefangenschaft fortgepflanzt hätten, und auch Renggers Bemühungen, Dies zu bewerkstelligen, blieben vergeblich.

Die letzte dieser einfarbigen Katzen Amerikas ist der Eyra (Puma Eyra), unzweifelhaft eins der merkwürdigsten Glieder der Familie. Alle südamerikanischen Katzen sind schlank gebaute Thiere; der Eyra aber ist so lang gestreckt, daß er gleichsam als Bindeglied der Katzen und Marder erscheint. Man könnte ihn bezeichnend „Wieselkatze“ nennen. Hinsichtlich seiner Größe ähnelt er dem Jaguarundi, mit dem er auch dieselben Gegenden bewohnt; doch ist er, in Paraguai wenigstens, weit seltener. Die Färbung seines weichen Haares ist ein gleichmäßiges Lichtgelblichroth; nur auf der Oberlippe befindet sich auf jeder Seite ein gelblichweißer Flecken, da, wo die dem Flecken gleichgefärbten Schnurrenhaare stehen. Die Körperlänge des Thieres beträgt 20 Zoll, die des Schwanzes etwas über einen Fuß.

Der Eyra bethätigt sein vielversprechendes Aeußere nicht. Man möchte glauben, daß er alle Eigenschaften der Katzen und Marder in sich vereinige: aber er ist auch nicht gewandter, als der Yaguarundi, und nur sein unersättlicher Blutdurst, seine Grausamkeit stellt ihn, vom Raubthierstandpunkte betrachtet, über jenen und beweist, daß seine Marderähnlichkeit denn doch noch anderweitig begründet ist. Auch er lebt paarweise in einem bestimmten Gebiete und hat so ziemlich dasselbe Betragen, wie der Yaguarundi. Rengger hielt einige in der Gefangenschaft, ohne sie eigentlich zähmen zu können. Sie waren noch so klein, daß sie sich kaum auf den Beinen halten konnten, und griffen doch bereits das Geflügel an, obwohl es ihnen an Kraft fehlte, dasselbe zu überwältigen, ja, einer der kleinen Raubmörder wurde vom Haushahn durch einen Spornschlag in den Hals getödtet. Der andere mußte wegen seiner unbezähmbaren Raubsucht immer eingesperrt werden, und als er einmal frei kam, würgte er in einem Augenblicke mehrere junge Enten ab. Diese Raubsucht abgerechnet, war er sehr zahm, spielte in seiner Jugend mit Katzen und Hunden, mit Pomeranzen und Papier und war besonders einem Affen zugethan, wahrscheinlich weil dieser ihn immer von den Flöhen befreite. Mit zunehmendem Alter wurde er unfreundlicher gegen die anderen Thiere, blieb aber zutraulich und sanft gegen die Menschen, sobald man ihn nicht bei dem Fressen störte. Uebrigens machte er keinen Unterschied zwischen seinen Wärtern und ganz fremden Personen, und zeigte weder Gedächtniß für empfangene Wohlthaten, noch für erlittene Beleidigungen.

Azara, der Entdecker des Eyra, versichert, daß keine andere Katze dieses kleine Raubthier hinsichtlich der Schnelligkeit übertreffen könne, mit welcher es einer einmal gefaßten Beute den Garaus zu machen wisse.

Vor wenigen Jahren kamen zwei dieser schönen Katzen nach London. Von ihnen nahm J. Wolf die Abbildung, welche wir hier benutzt haben.

Löwe, Tiger und Jaguar gelten mit Recht als die Herrscher im Katzengeschlecht, und jeder von ihnen hat sich auch einen eignen Erdtheil zu seiner Herrschaft auserkoren. Aber wie sehr unterscheiden sie sich von einander, und namentlich die beiden letzteren von dem erstern! Tiger und Jaguar sind vollständigere Katzen, als der Löwe, aber aus demselben Grunde auch blut- und raubgierigere Thiere, als jener. Der Löwe ist trotz seines Räuberthums ein edles, großartiges Thier, ein offner Gewaltherrscher: Tiger und Jaguar aber sind schleichende, heimtückische und deshalb doppelt gefährliche Feinde aller größeren Säugethiere, den Menschen mit inbegriffen. Ich nannte Tiger und Jaguar vollendetere Katzen, als den Löwen, und ein einziger Blick auf Gestalt und Zeichnung des Thieres muß bewirken, daß man mir hierin beipflichtet. Man hat den Tiger in der Neuzeit zum Vertreter einer eignen Sippe erhoben und will höchstens noch den Nebelparder in sie einordnen. Allein die Kennzeichen dieser Sippe sind doch nur sehr untergeordneter Art. Der Tiger ist eine echte Katze ohne Mähne, mit etwas starkem Backenbart und mit Querstreifen auf seinem bunten Felle. Aber er ist die furchtbarste aller Katzen, ein Thier, welchem selbst der Mensch bisher noch machtlos gegenüber steht. Kein Geschöpf kann mit seiner verführerischen Schönheit soviel Tücke und Furchtbarkeit verbinden, keins die alte Fabel von der jungen naseweisen Maus, welche in der Katze ein so schönes und liebenswürdiges Thier bewundert, besser bestätigen. Wollte man seine Gefährlichkeit als Maßstab seiner Größe anlegen, so müßte man ihn unbedingt als das erste aller Säugethiere erklären; denn er hat, bisher wenigstens, dem Herrscher der Erde noch in einer Weise gegenübergestanden, wie kein anderes Geschöpf. Anstatt vertrieben und zurückgedrängt worden zu sein durch den Anbau des Bodens und den weiter und weiter vordringenden Menschen, ist er gerade hierdurch mehr zu ihm hingezogen worden und hat stellenweise den Menschen verscheucht, anstatt von ihm vertrieben worden zu sein. Er zieht sich nicht so wie der Löwe aus bevölkerten Gegenden zurück, der Gefahr, welche ihm Vernichtung droht, klüglich ausweichend, sondern geht ihr vielmehr dreist

entgegen und stellt sich muthig dem Menschen als Feind gegenüber: aber als heimlicher, unvermuthet herbeischleichender und deshalb um so gefährlicherer Feind. Man hat seine Grausamkeit und seinen Blutdurst vielfach übertrieben oder wenigstens mit sehr grellen Farben geschildert; allein wir dürfen uns darüber nicht wundern: denn für Diejenigen, welche ihn schildern konnten, ist er allerdings der Inbegriff aller Grausamkeit. Noch heutigen Tages ist die Zahl der Tiger, welche Indien bewohnen, ganz ungeheuer, und noch heutigen Tages müssen dort Tausende von Menschen aufgeboten werden, um eine Gegend, welche sonst der Verödung anheimfallen würde, zeitweilig von dieser schlimmsten aller Landplagen zu befreien.

Der Königstiger (Tigris regalis) ist eine herrliche, wunderschön gezeichnete und gefärbte Katze. Seine Gestalt ist höher, schlanker und leichter, als die des Löwen; in der Größe aber steht der Tiger keineswegs hinter jenem zurück. Ein erwachsener männlicher Tiger erreicht regelmäßig sieben bis acht Fuß Gesammtlänge von der Schnauze bis zur Schwanzspitze; es sind aber nicht selten einzelne sehr alte erlegt worden, bei welchen die in derselben Weise gemessene Länge neun Fuß ergiebt. Die gewöhnliche Körperlänge beträgt etwas über fünf Fuß, die Länge des Schwanzes $2\frac{1}{4}$ Fuß, die Höhe am Widerrist $2\frac{1}{2}$ Fuß. Der Leib ist etwas mehr verlängert und gestreckter, der Kopf runder, als der des Löwen, der Schwanz ist lang und quastenlos, die Behaarung kurz und glatt und nur an den Wangen bartmäßig verlängert. Das Weibchen ist kleiner und hat auch einen kürzern Backenbart. Alle Tiger aber, welche in nördlicher gelegenen Ländern wohnen, tragen ein viel dichteres und längeres Haarkleid, als diejenigen, deren Heimat die heißen Tiefländer Indiens sind. Die Zeichnung des Thieres zeigt die schönste Anordnung von Farben und einen lebhaften Gegensatz zwischen der hellen, rostgelben Grundfarbe und den dunklen Streifen, welche über sie hinweglaufen. Wie bei allen Katzen ist die Grundfärbung auf dem Rücken dunkler, an den Seiten lichter und auf der Unterseite, den Innenseiten der Gliedmaßen, dem Hinterkörper, den Lippen und dem Untertheile der Wangen weiß. Vom Rücken aus ziehen sich nun weit auseinanderstehende, unregelmäßige, schwarze Querstreifen in schiefer Richtung theils nach der Brust, theils nach dem Bauche herab, etwas von vorn nach hinten. Einige dieser Streifen sind doppelt, der größere Theil aber einfach und dann dunkler. Der Schwanz ist lichter, als die Oberkörpertheile, aber auch er ist durch dunkle Ringel ausgezeichnet. Die Schnurren sind weiß, die Nase ist ungefleckt und die Iris gelblichbraun. Die Jungen sind genau so gezeichnet, wie die Alten, nur hat ihre Grundfärbung einen etwas hellern Ton. Auch bei dem Tiger kommen verschiedene Abänderungen in der Färbung vor; die Grundfarbe ist dunkler oder lichter und in seltenen Fällen sogar weiß mit nebligen Seitenstreifen.

Man sollte meinen, daß ein so prachtvoll gezeichnetes Thier schon von weitem allen Geschöpfen auffallen müßte, denen es nachstrebt. Allein dem ist nicht so. Ich habe schon oben darauf hingewiesen, wie die Gesammtfärbung aller Thiere und die der Katzen insbesondere auf das innigste mit ihrem Aufenthaltsort übereinstimmt, und brauche deshalb hier blos nochmals an die Dschungeln oder Rohrwälder, an die Grasdickichte und die farbenreichen Gebüsche zu erinnern, in welchen der Tiger hauptsächlich seine Wohnung aufschlägt, — um eine solche Meinung zu widerlegen .Selbst geübten Jägern geschieht es nicht selten, daß sie einen Tiger, welcher ganz nahe vor ihnen liegt, vollkommen übersehen.

Der Tiger ist, wie bemerkt, der König aller Katzen Asiens; denn der Löwe, welcher an einigen Orten dieselben Steppen mit ihm bewohnt, ist viel schwächer, als er, und kann sich keinesfalls mit ihm messen. Wollte man den König einem Könige gegenüberstellen, so müßte man den afrikanischen Löwen wählen; aber auch dann wäre es noch fraglich, ob der Herrscher in Afrika seinen lieben, aber nach Königsart großmüthig gehaßten Vetter in Asien überwinden möchte.

Die Verbreitung des Tigers ist eine auffallend große; denn er ist keineswegs, wie man gewöhnlich annimmt, blos auf die heißen Länder Asiens, zumal auf Ostindien, beschränkt, sondern zieht sich über eine Strecke des gewaltigen Erdtheils hinweg, welche unser Europa bei weitem an

Ausdehnung übertrifft. Vom achten Grade südlicher Breite an, bis zum 52. oder 53. nördlicher Breite kommt der Tiger überall vor, und mit dieser einzigen Angabe ist die Meinung, daß er blos innerhalb des warmen Gürtels leben könne, hinlänglich widerlegt. Seine nördliche Verbreitungsgrenze geht über eine Breite hinaus, unter welcher Berlin liegt, aber man muß dabei bedenken, daß Sibirien ein ganz anderes und verhältnißmäßig kälteres Klima besitzt, als unser Europa, welches, wie bekannt, der Segnungen des Golfstromes theilhaftig ist. Als die westlichen Grenzen des Verbreitungskreises unsers Raubthieres ist der Südrand des westlichen Kaukasus anzusehen; die östliche bildet das große Weltmeer, die südliche Java und Sumatra und die nördliche das südliche Sibirien oder etwa der Baikalsee und seine Breite. Sein Hauptsitz ist Ostindien und zwar ebensowohl Vorder= als Hinterindien. Von hier aus erstreckt er sich durch Tibet, Persien, die ganze Steppe zwischen



Der Königstiger (Tigris regalis).

Indien, China und Sibirien bis zum Ararat im Westen von Armenien. Er verbreitet sich weit über das im Süden von Kabul liegende Solimangebirge und findet sich überall in der waldreichen und bergigen Provinz Mazanderan am Südrande des Kaspischen Sees. Von hier aus reicht er um die Südspitze des Aralsees südlich bis in die Bucharei, von dort gegen Nordosten an den Saisangsee in die Songorei, nach Osten hin aber vom Baikalsee durch die Mandschurei bis nach Korea an die Meeresküste. In China findet er sich fast überall, und nur an dem höhern Mongolenlande oder den waldlosen und dürftigen Ebenen von Afganistan ist er nicht zu treffen. Auch auf den Inseln des indischen Archipels, mit Ausnahme von Java und Sumatra, scheint er zu fehlen. Einzelne verlaufene oder versprengte Tiger gehen jedoch weit über ihre Grenze hinaus. Man hat solche auf der Westküste des Kaspischen Sees, in den kirgisischen Steppen zwischen den Flüssen Irtisch und Ischim im Altai, ja selbst bei Irkuzk an der Lena gefunden.

Ebensowohl als in den Dschungeln oder Rohr- und Graswäldern mit wenigen Bäumen, aber viel Gesträuch, begegnet man dem Tiger in großen, hochstämmigen Wäldern, wenn auch immer nur bis zu einer gewissen Höhe über dem Meeresspiegel. Nach den herdenreichen Alpenweiden in den Hochgebirgen Asiens geht er niemals empor; um so öfter kommt er dicht an die Dörfer, ja selbst an die Städte heran. Die schilfbewachsenen Ufer der Flüsse, die ungeheuren, schilfartigen Bambusgebüsche und andere Dickungen sind seine Lieblingsplätze; allen übrigen Orten aber soll er den Schatten unter einem buschigen Strauche, Korintha genannt, vorziehen, weil dessen Krone so dicht ist, daß sich kaum ein Sonnenstrahl zwischen den Zweigen hindurchstehlen kann. Die Zweige sind nämlich nicht blos sehr verflochten, sondern hängen auch nach allen Seiten über und fast bis zur Erde herab, bilden also eine dunkle und äußerst schattige Laube, welche das Thier ebensogut vor dem Auge verbirgt, als sie ihm Kühlung gewährt. Diese Liebhaberei des Tigers für die Korintha ist so bekannt, daß bei den Jagden die Treiber stets zuerst ihr Augenmerk auf jene Büsche richten. Hier verbirgt er sich, um zu ruhen, und von hieraus schleicht er an seine Beute heran, bis er so nahe gekommen ist, daß er sie mit wenigen Sätzen erreichen kann. Er hat alle Sitten und Gewohnheiten der Katzen, aber sie stehen bei ihm im gleichen Verhältniß zu seiner Größe. Seine Bewegungen sind jedoch noch anmuthig, wie die kleinerer Katzen, und dabei ungemein rasch, gewandt und zugleich ausdauernd. Er schleicht unhörbar dahin, versteht gewaltige Sätze zu machen, klettert trotz seiner Größe rasch und geschickt an Bäumen empor, schwimmt meisterhaft schnurgerade über breite Ströme und zeigt dabei immer die bewunderungswürdige Sicherheit in der Ausführung jeder einzelnen Bewegung.

Er ist kein eigentliches Nachtthier, sondern streift, wie die meisten Katzen, zu jeder Tageszeit umher, wenn er auch den Stunden vor und nach Sonnenuntergang den Vorzug giebt. An Tränkplätzen, Landstraßen, Dorfwegen, Waldpfaden und dergleichen legt er sich auf die Lauer; am allerliebsten in dem Gebüsch an den Flußufern, weil hier entweder die Thiere zur Tränke kommen oder die Menschen herabsteigen, um ihre frommen Uebungen und Waschungen zu verrichten. Von den Büßern, welche zeitweilig an den heiligen Strömen leben, werden stets sehr viele durch die Tiger getödtet. Eigentlich ist kein Thier vor dem entsetzlichen Räuber sicher; er greift selbst den jungen Elefanten und das junge Nashorn an, wenn er sich auch an die alten Thiere nicht wagt und einem ausgewachsenen Elefanten unterliegen muß. Sämmtliche Säugethiere, vielleicht mit Ausnahme der anderen Raubthiere und der übrigen Katzenarten, fallen ihm zur Beute, und er stürzt sich ebensowohl auf die stärksten, wie auf die schwächsten. Außerdem holt er sich auch aus der Klasse der Vögel, ja selbst aus der Klasse der Lurche hier und da eine Beute. In denselben Dickungen, in welchen er sich aufhält, wohnen auch viele Hühnerarten, namentlich die Pfauen. Gerade sie haben es sehr häufig mit den Tigern zu thun und kennen ihn deshalb genau. Sie werden auch gewöhnlich zum Verräther des still dahinschleichenden Raubthieres, indem sie entweder geräuschvoll auffliegen und Schutz vor ihm suchen oder, wenn sie bereits gebäumt haben, ihre weittönende Stimme ausstoßen, den übrigen Geschöpfen gleichsam zur Warnung. Auch die Affen verleiden ihm oft seine Jagd.

Der Tiger belauert und beschleicht schlangenartig seine Beute, stürzt dann pfeilschnell mit wenigen Sätzen auf dieselbe los und schlägt die Krallen mit solcher Kraft in den Nacken ein, daß auch das stärkste Thier sofort zu Boden stürzt. Die Wunden, welche er schlägt, sind immer außerordentlich gefährlich; denn nicht blos die Nägel, sondern auch die Zehen dringen bei dem fürchterlichen Schlage ein. Johnson hat solche Wunden gesehen, welche fünf Zoll tief waren. Selbst wenn die Verwundung eine verhältnißmäßig leichte ist, geht das Opfer gewöhnlich zu Grunde, weil bekanntlich alle Wunden, welche gerissen werden, ungleich gefahrvoller sind, als solche, die durch ein scharfschneidiges Werkzeug hervorgebracht worden sind. Kapitän Williamson, ein Offizier, welcher zwanzig Jahre in Bengalen gelebt und außergewöhnliche Erfahrungen gesammelt hatte, versichert, daß er niemals einen von dem Tiger Verwundeten habe sterben sehen, ohne daß dieser vorher von Starrkrämpfen befallen worden sei, und fügt dem hinzu, daß auch die leichtesten Verwundungen, welche geheilt werden,



Königstiger.

bei der geringsten Veranlassung wieder aufspringen. Solche leichte Wunden kommen aber nur äußerst selten vor; denn gewöhnlich sind die Schläge, welche der Tiger ertheilt, tödlich.

Ein Tiger, welcher bei dem Marsche eines Regiments ein Kamel angriff, brach diesem mit einem Schlage den Schenkel. Ein anderer soll sogar einen Elefanten umgeworfen haben. Pferde, Rinder und Hirsche wagen gar keinen Widerstand, sondern ergeben sich, wie der Mensch, schreckerfüllt in das Unvermeidliche. Blos die muthigen männlichen Büffel gehen zuweilen auf den Tiger los und wissen ihm mit ihren tüchtigen Hörnern auch erfolgreich zu begegnen. Deshalb betrachten sich die indischen Viehhirten, welche auf Büffeln reiten, für ganz gesichert, während alle übrigen Reiter Dies nicht sind. Denn selbst auf die Elefanten springt der Tiger zuweilen und holt sich von dort einen Menschen herab.

Die Frechheit des furchtbarsten aller Raubthiere übersteigt alle Begriffe. Manche Engpässe durch waldreiche Schluchten sind berüchtigt wegen der Raubthaten des Tigers; Forbes versichert, daß ohne die große Furcht des Tigers vor dem Feuer kaum hier und da eine Verbindung im Lande möglich sein könne. Man reist in Indien gewöhnlich des Nachts, der großen Hitze wegen, und da kommt es noch immer vor, daß der Tiger einen seiner kühnen Angriffe nicht nur wagt, sondern auch erfolgreich ausführt, ungeachtet der Menschenmenge, welche einen Reisetrupp bildet, und trotz der Fackelträger und Trommelschläger, welche das Raubthier durch Feuer und Geräusch zu schrecken suchen; nicht einmal die Truppen sind gesichert. Forbes erlebte es, daß in einer einzigen Nacht drei gut bewaffnete Schildwachen von den Tigern gefressen wurden. Die Nachzügler der Heere fallen dem Tiger regelmäßig in Menge zur Beute. Ebenso wie unter Reisetrupps, dringt der Tiger in Dörfer, ja selbst in Städte ein und holt sich dort zuweilen am hellen lichten Tage einen Menschen weg. Hierdurch hat er an einigen Orten es wirklich dahin gebracht, daß ganze Dörfer ausgewandert sind oder andere sich blos durch beständig brennende Feuer und hohe Dornenhecken zu schützen vermögen. Aus einer einzigen Ortschaft haben die Tiger, wie Buchanan berichtet, binnen zwei Jahren achtzig Einwohner weggeschleppt und aufgefressen! In anderen Ortschaften hatten sie noch ärger aufgeräumt, die Uebriggebliebenen waren ausgewandert und hatten ihre Wohnplätze den Tigern überlassen, welche jetzt ihr Lager dort aufschlugen. Die Angriffe des Raubthieres geschehen so schnell und so plötzlich, daß an ein Ausweichen kaum zu denken ist, und die Uebrigbleibenden bemerken den Tiger gewöhnlich erst in dem Augenblicke, in welchem er seine unrettbar verlorne Beute bereits gefaßt und weggeschleppt hat. Dann ist das Nachsetzen meist vergeblich; denn wenn auch hier und da ein Mensch oder ein Thier dem Tiger wieder abgejagt wird, sind die Wunden, welche sie empfangen, derart, daß sie daran zu Grunde gehen. Man hat Beispiele, daß sich Leute, welche durch einen Tiger vom Pferde herabgerissen worden waren, selbst von ihrem Räuber befreiten. So sprang ein Tiger mit einem furchtbaren Satze auf den Rücken eines Elefanten, riß dort einen Engländer aus dem Sattelstuhl, schleuderte ihn zur Erde herab und entfloh mit ihm. Zwar hatten alle Begleiter des Unglücklichen ihre Gewehre auf das fliehende Thier gerichtet, wagten aber nicht, zu schießen, weil sie befürchten mußten, anstatt des Raubthieres ihren Gefährten zu treffen, und mußten diesen seinem Schicksale überlassen. Und Dies geschah zu dessen Glück. Durch den hohen Sturz vom Elefanten und den entsetzlichen Schrecken besinnungslos, erwachte er, als ihm Dornen das Gesicht blutig rissen. Seine gefährliche Lage erkennend, hatte er Geistesgegenwart genug, eine in seinem Gürtel steckende Pistole hervorzuziehen und diese auf den Tiger abzuschießen. Der Schuß ging fehl, und sein Räuber biß nur noch heftiger zu. Der muthige Mann verlor jedoch noch immer seine Hoffnung nicht, sondern zog eine zweite Pistole und schoß diese auf das Schulterblatt des Raubthieres ab. Glücklicherweise traf die zweite Kugel das Herz des Tigers, welcher alsbald todt zur Erde stürzte. Die beiden Schüsse hatten seine Freunde ihm nachgezogen, und man fand den wackern Kämpen halb besinnungslos auf seinem Feinde liegend. Man konnte ihm bald die beste Pflege zu Theil werden lassen, und so kam er mit dem Leben davon. Nur ein lahmes Bein ist ihm zur Erinnerung an jenen gewagten und zweifelhaften Kampf geblieben.

Als echte Katze verfolgt der Tiger eine einmal verfehlte Beute nicht weiter, sondern kehrt grollend und brummend nach dem vergeblichen Sprunge in die Dschungeln zurück und sucht sich einen neuen Platz zur Lauer aus. Man sagt, daß blos die schnellfüßigen Hirsche und die achtsamen Pferde oder Wildesel zuweilen Gelegenheit finden, diese Thatsache zu erproben. Doch sind wirklich ein paar Fälle bekannt, daß sich auch Menschen vor einem auf sie anspringenden Tiger unversehrt gerettet haben.

Ebenso selten als die Rettung aus den Klauen des Tigers, sind die Fälle, in welchen sich derselbe vor dem Menschen zurückzieht, ohne überhaupt einen Angriff zu machen. Uebersättigung und damit zusammenhängende Faulheit sind die gewöhnlichen Ursachen eines solchen Rückzugs; zuweilen läßt auch der Schreck den Tiger seine Stärke vergessen. Am allerschlimmsten sind jedenfalls die Leute daran, welche nur von dem Ertrag der Wälder leben müssen, z. B. die Hirten oder die Sammler des Sandelholzes. Erstere müssen nicht nur in beständiger Sorge um ihre Herden, sondern auch um sich selbst sein, und von diesen verliert bei weitem der größte Theil durch den Tiger das Leben. Unglückliche Mütter setzen, wenn sie sich von Tigern bedroht sehen, ohne auf die Hilfe ihrer Männer rechnen zu können, ihre unmündigen Kinder als Opfer in den Wald und hoffen, dadurch ihre eigne Rettung zu erlangen, ein Mittel der Abwehr, zu welchem gewiß blos die Verzweiflung greifen kann. Auch die Briefträger leben in beständiger Gefahr. Forbes berichtet, daß die Briefboten, welche nachts das Felleisen durch die Wälder tragen, ohne ihr Geleit von Lanzen- und Fackelträgern, sowie durch den Lärm von den Trommeln, welche beständig gerührt werden, nie sicher seien, und ungeachtet dieser Begleitung noch immer oft genug weggeschleppt würden. An den beschwerlichen Uebergängen des Gumeahstromes in Guzerate wurden einmal vierzehn Tage lang diese Briefträger regelmäßig weggeschleppt; einmal sogar, anstatt eines Menschen, das Felleisen. In dem Engpasse Kutkum-Sandi lag eine Tigerin auf der Lauer und erwürgte mehrere Monate hindurch jeden Tag Menschen, unter welchen wohl ein Dutzend Briefträger waren. Dieses eine Thier hatte allmählich fast alle Verbindungen der Präsidentschaft mit den oberen Provinzen unterbrochen, so daß sich die Regierung veranlaßt sah, einen bedeutenden Preis auf seine Erlegung zu setzen. Sie that es aber vergebens; denn Niemand wollte sich an das Unthier wagen.

Bei großem Hunger scheut der Tiger selbst das Feuer nicht, sondern springt mitten unter die Lagerfeuer und holt sich dort einen Menschen weg. — Ein Tiger in Java brach sogar nachts durch das Dach einer Hütte ein und packte einen von den acht Javanesen, welche dort um ein Feuer saßen, erwürgte ihn und schleppte ihn ungeachtet des Geschreis der Uebrigen auf demselben Wege, den er gekommen war, mit sich fort.

Auf der Insel Singapore ist nach Berthold Schumann die Zahl der Tiger sehr groß, und es vergeht kaum eine Woche, wo nicht mehrere Leute getödtet werden. In den verrufensten Tigergegenden hat deshalb gegenwärtig die Regierung die Wälder zu beiden Seiten der Straßen aushauen und an gewissen Ruheplätzen ringsum den Wald ausbrennen lassen, um die Schlupfwinkel der Tiger zu zerstören. Und sobald diese Vorsichtsmaßregel zu erneuern vergessen wird und das hohe Gras wieder jene Stellen bedeckt, siedeln sich die Tiger auch wieder an und rauben nach wie vor.

Ebensowenig als das Feuer den Tiger schreckt, hält ihn das Wasser ab, sich seiner ausersehenen Beute zu bemächtigen; denn mehr als ein Reisender berichtet, daß er Augenzeuge war, wie die Tiger sich in die Ströme stürzten und auf Kähne zuschwammen, um einen der Ruderer von dort herauszureißen.

Möckern schiffte mit seinem Freunde Tirer von Calcutta nach der Insel Sangar. Ehe noch das Ziel erreicht worden war, stieg Letzterer an das Land, ging vorwärts und bemerkte einen Tiger. Augenblicklich floh er zum Flusse zurück und sprang, da ihm der Tiger nachsetzte, in die Wellen und suchte sein Heil in der Flucht, denn er war ein vorzüglicher Schwimmer. Der Tiger sprang ebenfalls ins Wasser, schwamm hinter ihm her und kam ihm näher und näher. Tirer, welcher das Tauchen ebenfalls vorzüglich verstand, suchte jetzt seine Rettung unter der Oberfläche des Wassers und schwamm, soweit er konnte, tief im Strome dahin. Als er wieder auftauchte, sah er denn auch mit

Freuden, daß der Tiger, ohne Zweifel, weil er seine Beute nicht mehr erblickte, auf der Rückkehr war. Der Verfolgte gelangte glücklich an den Kahn, in welchem sich sein Freund befand.

Ein anderer Tiger schwamm quer über einen Strom einem Boote zu und erkletterte es trotz alles Schreiens der entsetzten Schiffer. Einige von diesen stürzten sich augenblicklich in die Wellen, die anderen verrammelten sich in der kleinen Kajüte am Hintertheile des Fahrzeuges. Der Tiger, jetzt alleiniger Herr des Bootes, saß stolz am Vordertheile und ließ sich ruhig stromabwärts treiben; da er aber sah, daß die beabsichtigte Beute ihm entgangen war, sprang er endlich mit einem Satze in den Fluß, stieg ans Ufer, schüttelte sich ein wenig und verschwand bald darauf in den Dschungeln.

Die Stärke des Tigers ist unglaublich groß. Er schleppt mit Leichtigkeit nicht blos einen Menschen oder einen Hirsch, sondern selbst ein Pferd oder einen Büffel meilenweit mit sich fort; dabei zeigt er zugleich viel Klugheit. Niemals oder nur höchst ungern schleift er ein solches Thier über eine breite Straße weg, wahrscheinlich, um sich nicht selbst zu verrathen. Dennoch kann er aber die Spuren, die ein solcher Streifzug hinterläßt, nicht verdecken. Wenn er ein großes Thier schlägt oder tödtet, z. B. einen Ochsen, springt er auf den Rücken, schlägt seine fürchterlichen Klauen ein und leckt das Blut, welches aus der Wunde strömt. Dann erst trägt er das Thier weiter in das Dickicht, bewacht es dort bis zum Abend und frißt dann während der Nacht ungestört und ruhig, soviel er fressen kann. Er beginnt bei den Schenkeln, von dort aus frißt er weiter gegen das Haupt hin. Er ist unmäßiger, als der *Wolf*, und frißt, soviel als er kann; dabei geht er ab und zu nach den benachbarten Quellen oder Flüssen, um zu trinken. Man versichert, daß er keineswegs ein Leckermaul sei, sondern Alles fresse, was ihm vorkomme, das Fell und die Knochen ebenfalls mit. Nur diejenigen Tiger, welche einmal Menschenfleisch gekostet haben, sollen dies dem aller übrigen Thiere vorziehen und werden deshalb, wie die Löwen in Afrika, geradezu *Menschenfresser* genannt. Die Jagd auf den tölpischen und unbehilflichen Menschen behagt ihnen mehr, als andere.

Nach einer sehr guten Mahlzeit fällt der Tiger in Schlaf und liegt manchmal länger als einen ganzen Tag in einem halb bewußtlosen Zustande. Er bewegt sich blos, um zu trinken, und giebt sich mit einer gewissen Wollust der Verdauung hin. Die Inder behaupten, daß er zuweilen sogar drei Tage an einer und derselben Stelle liege, während andere versichern, daß er am nächsten Morgen, spätestens am nächsten Abende wieder zu seiner früher gemachten Beute zurückkehre, um nochmals von ihr zu fressen, falls er noch Ueberreste finden sollte: — denn auch an seiner königlichen Tafel speist das hungrige Bettelgesindel, wie an der Tafel des Löwen. Die *Schakale, Füchse und wilden Hunde*, welche bei Nacht den Wald durchstreifen, verfolgen die blutige Fährte des geschleppten Thieres und fressen sich an den Ueberbleibseln des Leichnams toll und voll. Bei Tage aber entdecken die *Aasgeier* bald die Leiche und kommen scharenweise herbeigeflogen. Nicht selten entsteht sogar noch Kampf und Streit auf ihr zwischen diesen Thieren. Die vierfüßigen Schmarotzer sind so regelmäßige Gäste an der Tafel des Tigers, daß sie, zumal die *Schakale*, geradezu als seine Boten und Kundschafter angesehen werden und wie die *Pfauen* oder *Affen*, welche aus Furcht vor dem Tiger ihn verrathen, dazu dienen, seine Auffsuchung zu erleichtern.

Es wird uns nach dem Mitgetheilten nicht Wunder nehmen, daß alle Inder, und die europäischen Bewohner des schönen Tropenlandes nicht minder, den Tiger als den Inbegriff alles Entsetzlichen ansehen und ihn für ein Scheusal halten, welches die Hölle selbst ausgespieen. Damit steht nicht im Widerspruche, daß das Ungeheuer an vielen Orten Indiens geradezu geschont, ja an einigen sogar als Gottheit betrachtet wird, wie ja das Uebermächtige und Eigenthümliche von Unverständigen immer für etwas Erhabenes gehalten wird. Der Inder sucht eben aus jedem Thiere, welches sich einigermaßen bemerklich macht, etwas Besonderes zu machen und sieht in solchen, welche sehr schädlich werden, eine Art von strafendem Gotte. Man hat die Gewohnheit, an den Orten, wo ein Mensch von einem Tiger getödtet worden ist, eine hohe Stange mit einem farbigen Tuche als Warnungszeichen aufzupflanzen und errichtet daneben auch gewöhnlich eine Hütte, in welcher sich die Reisenden zum Gebet versammeln. Ereignet es sich nun, daß an derselben Stelle zum zweiten Male ein Mensch

dem Tiger als Opfer fällt, so wird er als ein Sünder und sein Tod als ein gottgerechter betrachtet. Früher ging man noch weiter. In Siam nämlich fanden noch vor etwa sechzig Jahren Tigerproben zur Ermittlung des Schuldigen statt. Man warf zwei Gleichverdächtige einem Tiger vor, und derjenige, welchen er fraß, galt für schuldig! Dieser abscheuliche Aberglaube ist natürlich nur geeignet, die Tiger zu vermehren. Ebenso gute Gelegenheiten zur Vermehrung bieten ihm die beständigen Kriege, welche in Indien geführt werden, und namentlich Hyder Ali hat sich durch seine Kriege auch hierin einen Namen gemacht; denn während der Zeit seiner Berüchtigung nahmen die Tiger in unglaublicher Weise überhand. Einige Fürsten Indiens verbieten noch heutigen Tags die Tigerjagd, indem sie dieselbe als ein königliches Vergnügen für sich selbst aufsparen, ganz unbekümmert darum, ob solchem Vergnügen Hunderte oder Tausende von ihren Unterthanen aufgeopfert werden oder nicht. So ist es erklärlich, daß in der einzigen Provinz Candesch in Dekan in dem kurzen Zeitraume von vier Jahren durch die Engländer 1032 Tiger erlegt werden konnten. Noch häufiger, als hier, sollen die Tiger in Siam und Birma sein, zumal an den Rohrwäldern am Irawaddi. Auf Java und Sumatra leben die Eingebornen der Ueberzeugung, daß die Tiger blos die Hüllen verstorbener Menschen sind, und wagen es deshalb gar nicht, sie zu tödten. Hierzu kommt nun noch die Unzulänglichkeit der Waffen, welche die Eingebornen besitzen. Der Mensch ohne Feuerwaffen ist vollkommen macht- und wehrlos dem furchtbaren Feinde gegenüber; laufen doch selbst Wohlbewaffnete immer noch Gefahr. In neuerer Zeit hat die englische Regierung in den ihr unterworfenen Landstrichen viel für Verminderung der Tiger gethan; aber noch immer giebt es deren gerade genug. Man bezahlt seit geraumer Zeit zehn Rupien für jeden Tigerkopf, und schon vor ungefähr sechzig Jahren hatte man auf diese Weise 30,000 Pf. St. verausgabt. Diese Summe hat übrigens Zinsen getragen, wie kaum eine andere; denn in allen Gegenden, wo sich viel englische Niederlassungen befinden und von den Engländern die Ausrottung ernstlich betrieben wird, ist der Tiger fast vernichtet. Die Insel Cossinbazar ist durch den unerschütterlichen Muth eines Deutschen, welcher mehrere Male in einem einzigen Tage fünf von den Ungeheuern tödtete, vollkommen gereinigt worden. Aber dieser Held steht immer noch hinter dem Richter Heinrich Ramus zurück; denn dieser hat während seines Lebens nicht weniger als 360 Tiger eigenhändig erlegt. Man hat gelernt, gegenwärtig die Jagd regelrecht zu betreiben und erzielt dadurch vortreffliche Erfolge. In früheren Zeiten hielten blos die Fürsten und Kaiser Indiens große Jagden ab, bei denen aber der Pomp und Lärm des Jagdzuges das Hauptsächlichste war. Gegen die Tiger wurde sehr wenig ausgerichtet. Noch heutigen Tags sendet der Kaiser von China viele Tausende von Jägern in die Wälder, um Tiger, Panther, Löwen, Wölfe u. s. w. zu erlegen; gleichwohl wurden in einem Jahre bei einem so gewaltigen Jagdzuge, an dem 5000 Mann Theil genommen hatten, achtzig Menschen zerrissen. Im 17. Jahrhundert zog nach dem Bericht des Jesuiten Verbiest der Kaiser von China einmal mit Heeresmacht in die Provinz Leao-Tong, ließ dort von seinen Soldaten große Strecken umstellen und den Kreis immer mehr und mehr verengern. Bei der einen Jagd wurden auf einmal über tausend Hirsche, viele Bären, Wildschweine und sechzig Tiger erlegt. Im Jahre 1683 rückte der Kaiser mit 60,000 Mann und 10,000 Pferden zur Jagd aus, ohne jedoch sonderlichen Erfolg zu erzielen. Aehnliche Jagden werden von den indischen Fürsten noch heutigen Tags abgehalten, und für dieselben hegen und pflegen eben die Fürsten ihre Tiger, wie bei uns zu Lande hohe Herren die ihren Unterthanen ebenfalls sehr schädlichen Wildschweine oder Edelhirsche.

Möckern beschreibt eine große Jagd, welche der Nabob von Audh veranstaltete. Der Fürst hatte ein ganzes Heer von Fußvolk, Reiterei, Geschütze, über tausend Elefanten, eine unübersehbare Reihe von Karren, Kamelen, Pferden und Tragochsen bei sich. Die Weiber saßen in bedeckten Wagen. Jagdleoparden, Falken, Kampfhähne, Nachtigallen, Tauben, Bajaderen, Sänger, Possenreißer und Marktschreier gehörten zu dem großen Gefolge. Nicht weit von der Nordgrenze Indiens wurde eine große Menge Wild erlegt. Endlich ward auch ein Tiger entdeckt und sein Versteck augenblicklich mit 200 Elefanten umstellt. Beim Vorrücken hörte man ein Knurren und

Bellen im dichten Gebüsch, und ehe noch ein Schuß gefallen, sprang der Tiger auf den Rücken eines Elefanten, welcher drei Jäger trug. Dieser schüttelte sich gewaltig und warf den Tiger und die drei Reiter ab, so daß alle vier ins Gebüsch flogen. Schon gab man die Reiter verloren, da krochen sie zum Erstaunen der Anwesenden zwar mit ängstlichen Gesichtern, aber unversehrt aus dem Gebüsch hervor. Der Nabob ließ jetzt größere Massen von Elefanten ins Gebüsch rücken und den Tiger nach der Stelle treiben, wo er selbst, von Bewaffneten umgeben, ihn auf seinem Elefanten erwartete. Beim Vorgehen ward der Tiger angeschossen, dann gegen den Nabob hingedrängt und dort erlegt.

Karl von Görtz hat bei Seharunpore eine Tigerjagd mitgemacht, welche von dem Oberbefehlshaber des indischen Heeres veranstaltet ward. Vierzig Elefanten standen in Bereitschaft, acht davon waren für die Jäger bestimmt. Jeder Elefant hatte einen von Rohrgeflecht umgebenen, bequemen Sitz für einen Schützen und hinter diesem einen kleinern für einen Diener, welcher zwei bis drei Gewehre in Bereitschaft hielt. Um hinaufzukommen, kletterte man, während der Elefant niederkauerte, an ihm empor. Vorn auf dem Halse des Thieres saß der Mahut. Die übrigen 32 Elefanten waren zum Treiben bestimmt; auf mehreren von ihnen saßen außer dem Lenker zwei bis drei Eingeborne. Schilf und Gras war da, wo sich die Reihe von vierzig Elefanten vorwärts bewegte, oft 15 bis 20 Fuß hoch. Zum untrüglichen Zeichen von der Nähe eines Tigers erhoben die Elefanten den Rüssel und stießen zu wiederholten Malen den bekannten trompetenartigen Laut aus, welchen sie hören lassen, wenn sie irgendwie erregt sind. Der erste Tiger ward von einem gewissen Harvey, dem besten Schützen, welcher schon dem Tode von hundert Tigern beigewohnt hatte, erspäht und verwundet. Gleich darauf hing das Thier an dem Rüssel des Elefanten. Dieser stand unbeweglich. Harvey gab dem Tiger einen zweiten Schuß, worauf er zu Boden fiel, noch eine Kugel bekam, starb und auf einen Elefanten gebunden wurde, welcher ihn jedoch nur mit großem Widerwillen aufnahm.

Die indischen Fürsten wenden zuweilen auch die Lappjagd in großartigem Maßstabe an. Man setzt nämlich, auf 13 bis 14 Fuß Entfernung, hohe Bambusstangen mit außerordentlich großen, starken Netzen, welche an einem gewissen Punkte gegen einander laufen, und treibt dahin den Tiger. In dem Winkel, welchen die Netze bilden, werden dann für die hohen Herren Gerüste errichtet und mit den besten Schützen, namentlich mit den königlichen Hoheiten, besetzt. Die Netze sind an ihrer niedrigsten Stelle etwa 11 Fuß hoch, aber überall nur locker an die Stangen gehängt, damit sie augenblicklich herabfallen, wenn ein Tiger gegen sie springt, und diesen dann verwickeln. Die eigentliche Jagd erfordert ebenfalls ein großes Heer von Menschen und wird wenigstens gegenwärtig nicht häufig mehr angewandt; dabei muß man sich auch noch vorsehen, daß nicht etwa Elefanten oder andere große Thiere in dem begrenzten Theile der Dschungeln sich befinden, da sie sonst durch ihr blindes Anrennen die Netze augenblicklich zerreißen und somit, trotz den längs der Netze aufgestellten Wachen, die Jagd auf den Tiger vereiteln würden.

Um den Tiger an die Schießstände zu treiben, werden alle möglichen Arten von Schreckmitteln angewandt. Man schießt, trommelt, zündet Feuer an, wirft brennende Fackeln in das Rohr, benutzt mit dem besten Erfolge sehr große Raketen, welche man in geringer Höhe über den Rohrwald dahinsausen läßt &c. Wenn eine solche Rakete zu fliegen beginnt und zischend und leuchtend über die Dschungeln dahinfährt, versetzt sie alle Geschöpfe und auch den Tiger in einen namenlosen Schrecken. Die Feuerstrahlen und das Gezisch und Gebrause sind fürchterliche Dinge für das Raubthier, und kein Tiger kann einem solchen feurigen Drachen, der mit soviel Wuth und Kraft dahinrauscht, widerstehen. Schon nach kurzer Zeit gewahrt man ein Bewegen der Dschungeln und sieht, wie sich das erschreckte Raubthier feig aus dem Staube machen will. Von hinten her kommt der Lärm, nach vorwärts also muß es stürmen! Da erreicht es die Netze; sie sind zu hoch, um über sie wegsetzen zu können, und zu gefährlich, um den Versuch zu wagen, sie zu durchbrechen; die Stangen aber, an welchen sie befestigt sind, sind viel zu leicht und biegsam, als daß der Flüchtende an ihnen emporklimmen könnte, und so ist er genöthigt, sich längs derselben fortzuschleichen und den in sicherer Höhe thronenden Schützen zur Zielscheibe zu werden. Diese an und für sich treffliche Jagdweise hat aber einen sehr

wichtigen Grund gegen sich: sie erfordert einen zu großen Aufwand von Kraft und Geld und kann deshalb nicht regelmäßig betrieben werden, sondern immer nur als Festtag gelten. Deshalb ist ihr Erfolg verhältnißmäßig gering.

Weit ergiebiger, als alle die großen Treiben, wenn auch weniger pomphaft, sind die Einzeljagden, welche Engländer allein oder mit wenigen Gehilfen unternehmen. Wie Afrika seine Löwenjäger, hat Ostindien seine besonderen Tigerjäger, und eine der ersten Stellen unter ihnen dürfte der Lieutenant Rice einnehmen. Derselbe hat ein besonderes Werk herausgegeben, unter dem Titel „Tiger Shooting in India", und erzählt darin, daß er 68 Tiger, drei Panther und 25 Bären erlegt und außerdem noch viele derselben verwundet habe. Da mir das Werk nicht zur Hand ist, entnehme ich Einiges aus demselben, welches Hartwig in seiner „Tropenwelt" mittheilt.

Mit vortrefflichen Doppelläufen versehen und von wohl bezahlten Treibern und einer Koppel muthiger Hunde begleitet, drang Rice herzhaft in das Dickicht und suchte selbst den aufgescheuchten Tiger auf. Voran ging gewöhnlich der Schikari oder Haupttreiber, welcher, mit Aufmerksamkeit die Spuren des Tigers beobachtend, die einzuschlagende Richtung angab. Rechts und links schritten neben ihm die Engländer, stets schußfertig, und dicht hinter ihnen die sichersten ihrer Leute mit geladenen Gewehren zum Austausch. Dann folgte die Musik, welche aus vier oder fünf Trommeln verschiedener Größe, Zimbeln, Hörnern und ein Paar Pistolen bestand, welch letztere fort und fort abgeschossen wurden. Männer, welche mit Säbeln und langen Jagdspießen bewaffnet waren, dienten der Musik zum Geleite; den Nachtrupp bildeten Schleuderer, welche beständig über die Köpfe der Vorderen hinweg Steine in die Dschungeln warfen und damit noch viel besser, als durch den Höllenlärm jener Werkzeuge, den Tiger aufscheuchten. Ab und zu kletterte auch ein Mann auf einen Baum, die Bewegung des Thieres zu beobachten. Der ganze Trupp bildete einen dicht geschlossenen Haufen.

Niemals wagt es der Tiger, eine Menschenmasse anzugreifen, welche sich auf eine so geräuschvolle Weise ankündigt. So wild und verwegen er ist, wenn es sich um das Beschleichen und Ueberfallen einer ahnungslosen Beute handelt, so wenig Muth beweist er bei Gefahr. Einem Kampfe mit dem Menschen sucht er immer auszuweichen, und sobald er sich verfolgt sieht, ergreift er fast feig die Flucht, während der Löwe unter ähnlichen Umständen gerade am furchtbarsten wird. Wird der Tiger verwundet, so stürzt er allerdings augenblicklich mit der blindesten Wuth auf seine Feinde los; gehen diese aber in der eben angegebenen Weise durch die Dschungeln, so ist mit ziemlicher Sicherheit darauf zu rechnen, daß das Leben der Treiber bei der Untersuchung eben keine große Gefahr läuft, die Rohrbestände mögen so dick sein, wie sie wollen. Am schwierigsten ist es, die Leute immer gehörig zusammenzuhalten, weil dieselben oft, von ihrem eignen Muthe hingerissen, bei dem geringsten günstigen Erfolge geneigt sind, sich zu zerstreuen.

So warf sich einer von Rice's Treibern, alle Geduld über einen Tiger verlierend, welchen weder der Lärm, noch Steinwürfe, noch Feuerbrände von seinem Lager aufjagen konnten, mit gezogenem Säbel ganz allein in das Dickicht; aber wenige Augenblicke später war er auch von dem Tiger ergriffen und gräßlich zerfleischt. Ohne sich zu bedenken, stürzten ihm seine Gefährten zur Hilfe nach und nöthigten den Tiger, ihn wieder fahren zu lassen. Seine Wunden, obgleich schrecklich anzusehen, waren glücklicherweise nicht lebensgefährlich, und er machte noch manches Treiben mit.

Bei einer solchen Jagd gerieth der Fähndrich Elliot, ein Freund des Tigertödters, in große Gefahr. Von vierzig Treibern unterstützt, hatten beide Engländer eine Dschungel in Angriff genommen, welche nicht viel zu versprechen schien, und waren mit ihren Gewehren auf kleine Bäume gestiegen, um den Erfolg der Untersuchung abzuwarten. Plötzlich scheuchten die Leute einen schönen Tiger auf, und dieser schritt langsam auf sie zu. Sie schwiegen ganz still, aber einer ihrer Begleiter, welcher auf einem andern Baume Wache hielt und fürchtete, daß sie von dem Tiger überrascht werden möchten, schrie ihnen zu, auf ihrer Hut zu sein. Dies war genug, den Tiger von der eingeschlagenen Richtung abzulenken, so daß die Engländer kaum Zeit hatten, ihm eine Kugel nachzusenden. Sein lautes Gebrüll verkündete, daß er verwundet sei, doch hatte er sich schon zu weit in die Rohrwälder

zurückgezogen, als daß man ihn noch mit Sicherheit hätte treffen können. Er wurde nun von den ungeduldigen Jägern mit mehr Hitze als Vorsicht verfolgt. An der Spitze ihres geordneten Jagdtrupps durchzogen sie das Dickicht, von den Blutspuren geleitet, bis sie nach etwa 300 Schritten auf eine offene Gegend kamen, wo alle Zeichen verschwanden. Vergebens waren einige Leute auf die höchsten Bäume geklettert, sie hatten weder in den Büschen, noch im hohen Grase Etwas bemerkt. Die beiden Engländer gingen ihren Begleitern etwa 20 Schritte langsam voran mit auf den Boden gerichteten Blicken, um hier nach den Blutspuren zu spähen. Da läßt sich plötzlich ein wüthendes Gebrüll hören, und der Tiger springt aus einer unter dem Grase verborgenen Höhlung hervor und gerade auf Rice los. Dieser hat kaum Zeit, auf zwei oder drei Schritt Entfernung seine beiden Läufe auf den Kopf des Unthiers loszubrennen, und durch den Knall, den Rauch und vielleicht auch durch die Kugeln abgelenkt, springt es nun mit einem ungeheuern Satze auf den Jagdgefährten, noch ehe derselbe seine Büchse anlegen kann. Mit der Schnelligkeit des Blitzes war Dies geschehen, und als Rice dem Tiger nacheilte, sah er schon seinen unglücklichen Freund zu den Füßen des grimmigen Gegners hingestreckt. In demselben Augenblicke reichte ihm der Haupttreiber mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit und Ruhe ein zweites geladenes Doppelgewehr. Er schoß sogleich den ersten Lauf ab, aber erfolglos; — jetzt mußte er inne halten: der Tiger hatte seinen ohnmächtig gewordenen Gefährten beim Oberarm gepackt und schleppte ihn nach dem Loche zu, aus welchem er hervorgesprungen war. Der nächste Schuß mußte also nothwendig das Thier in das Gehirn treffen; denn eine jede andere, nicht augenblicklich tödliche Wunde würde die rasende Wuth der furchtbaren Katze nur noch mehr gereizt haben. Rice folgte deshalb dem Thiere in ganz kurzer Entfernung, um den günstigsten Augenblick abzuwarten. Nachdem er einige Male vergeblich gezielt, glaubte er endlich diesen Augenblick gekommen zu sehen, feuerte ab und traf den Schädel des Tigers, welcher sterbend über sein Opfer hinrollte. Ein zweiter Schuß tödtete ihn vollends, und jubelnd befreite er jetzt seinen Freund von dem erdrückenden Gewicht des Raubthiers.

Die Treiber waren in der größten Aufregung. Bei dem ersten Angriffe waren sie unwillkürlich zurückgewichen, bald aber traten sie muthig herbei und baten den Lieutenant um Erlaubniß, mit ihren Lanzen einen Angriff zu machen. Vor allen Anderen machte sich Elliots Diener durch seine Verzweiflung bemerklich. Er schrie laut auf, daß sein Herr verloren sei und schoß zu dessen großer Gefahr auf den Tiger. Zum Glück war Elliot nicht tödlich verwundet; denn die Tatze des Räubers, welche nach seinem Kopfe gezielt hatte, war an der Büchse abgeglitten, und der Jäger kam mit einer schrecklichen Armverletzung davon. Der Schlag war so heftig gewesen, daß er den Kolben der Büchse tief eingefurcht und den Hahn derselben abgeplattet hatte! —

Außer dieser Jagdart giebt es noch viele andere, zum Theil sehr eigenthümliche, um sich des Raubthieres zu entledigen. Fallen aller Art werden gestellt, um den Tiger zu fangen; namentlich leisten die Fallgruben gute Dienste. Von vortrefflicher Wirkung ist auch das Feuer. Man zündet nämlich von Zeit zu Zeit die Hauptverstecksplätze des Tigers an, zieht an der dem Feuer entgegengesetzten Seite starke Netze quervor und stellt dort in Zwischenräumen auf erhöhten Gerüsten sichere Schützen auf. Kann man den Ort auskundschaften, an welchem ein Tiger seine Beute verzehrt hat, so errichtet man rasch in der Nähe eine Schießhütte und erlegt ihn, wenn er zurückkommt, um den Rest seiner Beute zu verzehren.

Manche Jagdarten sind höchst sonderbar und eigenthümlich. So streut man auf einen häufig begangenen Wechsel des Tigers eine große Menge von Blättern, welche mit Vogelleim bestrichen sind. Der Tiger erscheint, tritt auf die klebrigen Blätter und hat im nächsten Augenblick eine Menge dieser unangenehmen Anhängsel an seinen Füßen. Dies reizt seinen Zorn; er versucht, dieselben loszumachen, bewegt sich heftiger und leimt sich im gleichen Verhältniß immer mehr Blätter an. Schließlich wird er so wüthend, daß er sich wälzt, und nun ist er natürlich in sehr kurzer Frist vollkommen mit den widerwärtigen Blättern bedeckt. Dabei kommt es vor, daß er sich auch die Augen und Ohren beklebt und geradezu unfähig wird, sich nach Willkür weiterzubewegen. Jetzt

erhebt er ein furchtbares Gebrüll und ruft damit seine Gegner herbei, welche nun leichtes Spiel haben.

Ein sehr gefährlich scheinender, aber in Wahrheit ungefährlicher Jagdplan besteht auch in Folgendem: Man baut einen Käfig aus sehr starkem Bambus und stellt ihn auf den Wechsel des Tigers. In diesen Käfig verbirgt sich ein bewaffneter Mann und giebt sich somit selbst als Köder hin. Mit Anbruch der Nacht erscheint der Tiger und gewahrt natürlich sehr bald den Menschen, welcher seinerseits alle Mittel gebraucht, um ihn herbeizulocken, und klagt und jammert oder anderes Geräusch hervorbringt. Die Sache näher zu untersuchen, kommt der Tiger heran, sieht sein vermeintliches Opfer durch die Stäbe des Gitters und versucht jetzt, diese mit seinen Tatzen zu zerbrechen. Dabei muß er sich aber nothwendigerweise so stellen, daß seine Brust nach dem Manne zugekehrt wird, und dieser benutzt den günstigen Augenblick, um ihm seine Lanze mit Macht in das Herz zu rennen. Da nun die Lanze, in einigen Gegenden wenigstens, vergiftet ist, wird das Raubthier fast regelmäßig mit dem ersten Stoß erlegt.

Bei allen Jagden gebrauchen die Schikaris die Vorsicht, eine besondere Kleidung anzulegen. Durch langjährige Erfahrung hat man gefunden, daß in den Tigergegenden kein Kleid bessere Dienste leistet, als ein den abgefallenen Blättern in der Färbung ähnelndes. Ein solches steht in so vollkommenem Einklange mit der Umgebung, daß der Jäger schon auf kurze Entfernung hin gänzlich zu verschwinden scheint und auch dem scharfen Auge eines Tigers weit weniger sichtbar ist, als wenn er in grellen und von der Umgebung abstechend gefärbten Kleidern in die Dschungeln dringen wollte.

Es ist merkwürdig, daß ein so gewaltiges Thier, wie der Tiger, gewöhnlich auch einer leichten Verwundung erliegt. Ein angeschossener Tiger geht fast regelmäßig zu Grunde. Dabei wirken freilich noch andere Ursachen mit. In jenen heißen Ländern ist das Heer der stechenden und blutsaugenden Kerbthiere selbstverständlich ein weit größeres, als bei uns. Hunderte von Fliegen beeilen sich, ihre Eier an den Rändern der Wunde abzulegen. Da entstehen denn schon am zweiten Tage die bösartigsten Geschwüre. Es stellt sich Wundfieber ein, und das Thier geht zu Grunde, selbst wenn die Kugel keinen einzigen der edleren Theile getroffen hat. Die geübten Jäger sehen übrigens augenblicklich, ob sie einen Tiger so verwundet haben, daß er bald verendet, oder ob er blos leicht getroffen worden ist. Bei Schüssen nämlich, deren Kugel das Herz, die Lungen oder die Leber durchbohrt hat, streckt der fliehende Tiger beim Gehen gleichsam krampfhaft alle seine Klauen aus, und diese hinterlassen jetzt eine auch dem Unkundigen besonders auffallende Fährte, während er, wenn er blos leicht verwundet wird, wie gewöhnlich auftritt d. h. gar keine Fährte zurückläßt. An den Blutspuren ist selten die Verwundung zu erkennen, ja in den meisten Fällen verlieren die durch die Brust geschossenen Tiger kaum einen Tropfen Blut. Das leicht aufliegende und verschiebbare Fell bedeckt bei den Bewegungen des Thieres die Wunde so vollständig, daß es den Austritt des Blutes verwehrt.

Der Leichnam des Tigers soll, wie allgemein versichert wird, außerordentlich leicht in Fäulniß übergehen. Man hütet sich deshalb sorgfältig, einen erlegten Tiger den Strahlen der Sonne auszusetzen oder auf einen von ihr beschienenen, freien Platz zu legen. Schon nach wenigen Minuten, so behauptet man, gehen, wenn man diese Vorsicht verabsäumt, die Haare in großen Ballen aus, und bereits wenige Stunden nach dem Tode macht sich die vollständigste Fäulniß bemerklich. Jeder getödtete Tiger wird deshalb sogleich mit einem dichten Haufen von belaubten Zweigen bedeckt und sobald als möglich abgestreift.

Der Nutzen, welchen ein geübter Tigerjäger aus seinen Jagden zieht, ist nicht unbedeutend. Ganz abgesehen von der Belohnung, welche dem glücklichen Schützen wird, kann er fast alle Theile des Tigers verwerthen. Das Fleisch wird allerdings nicht gegessen, wie man in Anbetracht der Gewohnheiten vieler Völker, welche alle erlegten wilden Katzen als gute Beute betrachten, vermuthen möchte: wohl aber benutzt man das Fell, die Klauen, die Zähne und das Fett. Das Fell wird mit irgend einem Gerbstoffe und Schutzmittel gegen die Kerbthiere getrocknet und wandert dann zumeist in die Hände der Europäer oder nach China. Es wird weniger geschätzt, als das Pantherfell

und entweder zu Pferde-, Sattel- oder Schlittendecken, in China aber zu Polstern verwendet. In Europa ist es in der Neuzeit ganz aus dem Gebrauch gekommen; dagegen schätzen es die Kirgisen hoch. Sie benutzen es zur Verzierung ihrer Köcher und bezahlen gewöhnlich ein Fell mit einem Pferde. Die Zähne und Klauen aber gelten unter den Schikaris nicht blos als besonders werthvolle Siegeszeichen, sondern zugleich als Schutzbriefe oder Amulete gegen Tigeranfälle in vollster Würdigung des homöopathischen Grundsatzes „Gleiches durch Gleiches zu heilen". Auch die Zunge und Leber haben großen Werth. Diese Theile werden nämlich von den Arzneikünstlern Indiens unter mancherlei Schwindel, wie ihn die Heilkunde überhaupt verlangt, zubereitet und dann als unfehlbares Mittel an die gläubigen Abnehmer theuer verhandelt. Das Fett gilt als das beste Mittel gegen gichterische Beschwerden und wird deshalb sorgfältig aufbewahrt. Bei der Hitze der bevorzugten Tigerländer würde dasselbe in kurzer Zeit ranzig werden und dann verderben, verständen die Eingebornen nicht, es nach ihrer Weise zu klären und dann für mehrere Jahre zur Aufbewahrung geeignet zu machen. Sobald nämlich ein getödteter Tiger abgestreift wird, trennen die Jäger das Fett sorgfältig von dem Fleische und werfen es in besonders dazu bestimmte Flaschen, welche sie mit sich herumtragen. Diese setzen sie, nachdem sie verkorkt worden sind, einen vollen Tag der Sonnenhitze aus; und sobald der Inhalt einmal flüssig geworden ist, kann das Fett dann leicht geklärt und für spätere Zeiten aufbewahrt werden. Auch die Europäer benutzen es, aber freilich zu anderen Zwecken: sie wenden es vorzüglich zum Einschmieren ihrer Gewehre an.

Die Paarungszeit der Tiger ist verschieden nach den Klimaten der betreffenden Länder, in welchen der Tiger lebt. Sie tritt regelmäßig etwa ein Vierteljahr vor Beginn des Frühlings ein. Während dieser Zeit hört man mehr als sonst das eigenthümlich dumpfe Gebrüll des Tigers, welches am besten durch die Silben „Ha-uh" ausgedrückt werden kann. Nicht selten finden sich dann auch mehrere männliche Tiger bei einem Weibchen ein, obgleich behauptet wird, daß im Ganzen die Tigerinnen häufiger seien, als die Tiger. Man schreibt Dies den Kämpfen zu, welche die männlichen Tiger unter einander führen, eben gerade während der Paarungszeit. Etwa 100 Tage nach der Begattung wirft die Tigerin zwei bis drei Junge an einem unzugänglichen Orte zwischen Bambus oder Schilf, am liebsten unter der dichten und schattigen Laube einer Korintha. Die Thierchen sind, wenn sie zur Welt kommen, halb so groß wie eine Hauskatze und nach Art aller jungen Katzen ganz reizende Geschöpfe. In den ersten Wochen verläßt die Mutter ihre geliebten Kleinen nur, wenn sie den nagendsten Hunger fühlt. Sobald sie aber etwas größer geworden sind und auch nach fester Nahrung verlangen, streift sie weit umher und wird dann doppelt gefährlich. Der Tiger bekümmert sich gar nicht um seine Brut, unterstützt jedoch die Alte bei etwaigen Kämpfen für dieselbe. Nicht selten gelingt es, die jungen Tiger zu rauben. Dann hört man das rasende Gebrüll der Alten mehrere Nächte hindurch erschallen, und sie erscheint tollkühn in der Nähe der Dörfer und Wohnplätze, in denen sie ihre Nachkommenschaft vermuthet. Findet sie die Spur der Räuber, so sucht sie dieselben auf, und nun heißt es auf der Hut sein, weil die gereizte Mutter dann gar keine Gefahr mehr kennt und sich tolldreist auf die Räuber ihrer Kinder stürzt. Gewöhnlich leiten die Jungen ihre Mutter durch ihr Geschrei selbst auf die rechte Spur.

Zwei junge Tiger, welche von den Eingebornen einem englischen Kapitän gebracht wurden, heulten so laut und anhaltend, daß nicht blos die Alte, sondern auch ein männlicher Tiger dadurch herbeigelockt wurden. Beide beantworteten nun das Geschrei der Jungen mit dem fürchterlichsten Gebrülle. Aus Besorgniß vor einem Ueberfall ließ der Engländer die kleinen Tiger frei und bemerkte am folgenden Morgen, daß sie von den Alten geholt und in das nahe Gebüsch gebracht worden waren. Wie häufig junge Tiger gefangen werden müssen, sieht man am besten daraus, daß nicht nur alle Thiergärten, sondern auch fast alle Thierschaubuden Tiger besitzen; denn man muß hierbei bedenken, daß gerade in der Gefangenschaft sehr viele dieser schönen Thiere zu Grunde gehen.

Jung eingefangene und verständig behandelte Tiger werden sehr zahm, zeigen sich aber niemals so zutraulich und tückelos, wie Löwen unter ähnlichen Umständen. Man hat es in neuester Zeit sehr

weit in der Zähmung des Tigers gebracht; sehr häufig wagen die Thierbändiger, selbst zu ihnen in den Käfig zu gehen und allerlei Spiele oder sogenannte Kunststücke mit ihnen zu treiben. Allein eine gefährliche Sache bleibt das immer. Als echte Katze zeigt der Tiger an Diejenigen, welche ihm schmeicheln, eine gewisse Anhänglichkeit und erwiedert auch wohl Liebkosungen oder läßt sie sich wenigstens gefallen: doch bleibt seine Freundschaft stets zweifelhaft, und wohl blos solange, als er die Herrschaft des Menschen anerkennt, läßt er sich von diesem mancherlei anthun, was seiner eigentlichen Natur zuwider ist. Volles Vertrauen verdient er nie. — Die beiden schönen Tiger unseres Thiergartens begrüßen mich durch ein eigenthümliches Schnauben, sobald ich mich zeige, und lecken mir zärtlich die Hand; dennoch darf ich mich niemals verleiten lassen, die ihnen gegenüber nöthige Vorsicht zu vergessen: es liegen hierfür zu viele warnende Thatsachen vor: Ein jung aufgezogener Tiger in Batavia, welcher aus seinem Käfig entkam und entflohen war, tödtete sofort ein Pferd, obgleich er sich den Menschen und Thieren bisher als sehr freundlich gesinnt gezeigt hatte. Er mußte erschossen werden. Von anderen, welche im Käfig sich befanden, erfuhr man leider nur zu häufig Beweise ihrer Unbändigkeit und Grausamkeit, und mehr als ein Thierwärter oder neugieriger Beschauer hat durch den Tiger sogar hier in Europa sein Leben eingebüßt.

Dagegen sind auch Beispiele bekannt, daß zahme Tiger große Anhänglichkeit an ihre Wärter bewiesen. Ein junger Tiger, welcher einstmals nach England gebracht wurde, hatte während der Reise in dem Schiffszimmermann einen Freund gefunden, der ihn pflegte und wartete, aber, wenn er sich ungebührlich bezeigte, auch züchtigte. In Anerkennung des Erstern ließ sich der Tiger das Letztere wie ein Hund gefallen, und als sein Pfleger ihn nach zwei Jahren wiedersah, erkannte er ihn nicht nur sogleich, sondern legte so große Freude an den Tag, daß der Zimmermann zu ihm in den Käfig ging, wo er mit Schmeicheleien aller Art empfangen wurde. Erst nach drei Stunden gelang es ihm, von seinem überzärtlichen Freunde wieder loszukommen.

Auch an Hunde gewöhnt sich der gefangene Tiger, und man kennt ebenso wie bei dem Löwen Beispiele, daß einer oder der andere einen Hund, der zu ihm in den Käfig geworfen wurde, plötzlich in Gnaden aufnahm und später sogar zärtlich lieben lernte.

Alt gefangene Tiger werden niemals zahm.

Bisweilen pflanzt sich der Tiger selbst in der Gefangenschaft fort, und man kennt Beispiele, daß er sich mit dem Löwen begattet und Blendlinge zur Welt gebracht hat, welche zwischen beiden in der Mitte stehen, immer aber die Streifen des Tigers tragen.

Die indischen Fürsten scheinen noch vor wenigen Jahrhunderten die Kunst verstanden zu haben, Tiger vollkommen zu zähmen, ja sogar zur Jagd abzurichten. „Der Khan der Tartarei," sagt Marco Polo, „hatte in seiner eroberten Stadt Kambalu viele Leoparden und Luchse, womit er jagte, desgleichen viele Löwen, welche größer sind, als die von Babylon, schöne Haare haben und schöne Farben, nämlich weiße, schwarze und rothe Striemen, und brauchbar sind, wilde Schweine, Ochsen, wilde Esel, Bären, Hirsche, Rehe und viele andere Thiere zu fangen. Es ist wunderbar anzuschauen, wenn ein Löwe dergleichen Thiere fängt, mit welcher Wuth und Schnelligkeit er es ausführt. Der Khan läßt sie in Käfigen auf Karren führen neben einem Hündlein, an das sie sich gewöhnen. Man muß sie in Käfigen führen, weil sie sonst gar zu wüthend dem Wilde nachlaufen, sodaß man sie nicht halten könnte. Auch muß man sie gegen den Wind bringen, weil sonst das Wild sie riechen und fliehen würde. Der große Khan hat auch Adler, welche Rehe, Füchse, Wölfe und Dammhirsche fangen, und gebraucht oft zu einer einzigen Jagd 10,000 Menschen, 500 Hunde und eine Menge Falken. Er reitet abwechselnd auf zehn Elefanten und hat im Wald eine Hütte von prächtig ausgearbeitetem Holze, inwendig mit Goldtüchern, auswendig mit Löwenhäuten bedeckt. Seine Jäger, Aerzte und Sternkundigen tragen Kleider mit Hermelin und Zobel, wovon ein Kleid 2000 Goldgulden kostet."

Die indischen Fürsten lassen die gefangenen Tiger zuweilen auch mit anderen starken Thieren kämpfen, namentlich mit Elefanten. Tachard sah einen solchen Kampf in Siam. In eine Um-

zäunung von Pfahlwerk führte man drei Elefanten, denen der Kopf mit einer Art Panzer bedeckt war. Der Tiger befand sich bereits dort, wurde aber noch an zwei Seilen gehalten. Er gehörte nicht zu den größten und suchte sich, als er den Elefanten sah, zu drücken, bekam aber von ihm sofort einige Schläge mit dem Rüssel auf den Rücken, daß er umstürzte und einige Zeit wie todt liegen blieb. Als man ihn jedoch losgebunden hatte, sprang er auf, brüllte fürchterlich und wollte sich nach dem Rüssel des Elefanten stürzen. Diesen hob der Riese aber in die Höhe und gab dem Tiger einen Stoß mit den Hauern, daß er hoch emporgeschleudert wurde und nun keinen Angriff mehr wagte, sondern an den Pfählen hinlief und daran hinaufsprang gegen die Zuschauer. Zuletzt trieb man alle drei Elefanten gegen ihn, und sie versetzten ihm derartige Schläge, daß er wieder einmal wie todt liegen blieb und sie nachher vermied. Hätte man den Kampf nicht beendet, so würden ihn die erbosten Dickhäuter wahrscheinlich todtgeschlagen haben. So geschah es wenigstens in Paris, wo man einmal dem persischen Gesandten ein ähnliches Vergnügen bereiten wollte.

Man sagt, daß der Elefant verloren wäre, wenn es dem Tiger gelänge, ihn am Rüssel fest zu fassen; doch soll sich der kluge Riese sehr in Acht nehmen, dieses wichtige Werkzeug in Gefahr zu bringen. Ungeachtet des Bewußtseins seiner Stärke läßt der wildlebende Elefant einen Tiger im Freien ungeschoren, ja er flieht sogar vor ihm, und das Gleiche thut das Nashorn, von dessen Freundschaft mit dem Tiger man früher vielerlei fabelte.

Die Alten lernten den Tiger erst sehr spät kennen. In der heiligen Schrift scheint er gar nicht vorzukommen, und auch die Griechen wissen noch sehr wenig von ihm. Nearch, der Feldherr Alexanders, hat zwar ein Tigerfell gesehen, nicht aber das Thier selbst, von dem er durch die Inder erfahren hat, daß es so groß, wie das stärkste Pferd sei und an Schnelligkeit und Kraft alle übrigen Geschöpfe übertreffe. Erst Strabo spricht etwas ausführlicher von ihm. Den Römern war der Tiger bis zu Varro's Zeiten vollkommen unbekannt; als sie jedoch ihr Reich bis zu den Parthern ausdehnten, lieferten diese auch Tiger und brachten sie nach Rom. Plinius schreibt, daß zuerst Scaurus im Jahr 743 der Stadt einen gezähmten Tiger im Käfig gezeigt habe. Claudius besaß vier. Später kamen die Thiere öfter nach Rom, und Heliogabalus spannte sie sogar vor seinen Wagen, um den Bachus vorzustellen. Avitus endlich ließ in einem Schauspiele ihrer fünf tödten, was früher nie gesehen worden war. —

Der Königstiger ist unter den Katzen eine ebenso vereinzelte Erscheinung, wie der Löwe, und hat nicht einmal einen entfernten Verwandten, wie dieser in dem Puma. In der frühern Schöpfung gab es allerdings mehr unzweifelhafte Tigerarten, von denen diejenige, welche am häufigsten gefunden wird, der Höhlentiger nämlich, das mittlere Europa bewohnte. Gegenwärtig giebt es nur noch eine Katze, welche ihm entfernt ähnelt. Dies ist der

Nebelparder oder Rimau Dahan (Tigris macroscelis). Der lang gestreckte Rumpf mit den kräftigen, niedrigen Beinen, der kleine, sehr stumpfe Kopf mit den gerundeten Ohren und der lange, weiche Pelz ähneln noch am meisten dem Königstiger. Das Thier ist aber nicht nur bei weitem kleiner, als dieser, sondern auch durch die auffallend niederen Beine und den körperlangen Schwanz unterschieden. Die Grundfarbe seines Pelzes ist ein ins Aschgraue oder Bräunlichgraue, bisweilen auch ins Gelbliche oder Röthliche ziehendes Weißgrau, welches an den Untertheilen ins Lohfarbene spielt. Das Haar ist lang und wunderbar fein. Kopf, Füße und Unterleib sind mit vollen, schwarzen, rundlichen oder gekrümmten Flecken und Streifen gezeichnet. Beiderseits des Halses verlaufen drei unregelmäßige Längsbinden. Auf dem Rücken ziehen sich zwei ähnliche hinab. Die Mundränder sind schwarz gesäumt, die Ohren außen schwarz mit grauen Flecken. Schmälere Binden finden sich auch an den Seiten des Kopfes. Auf der Schulter, den Leibesseiten und Hüften liegen unregelmäßig, winklig gesäumte schwarze Flecken, ebenso auch auf dem Schwanze. Die Länge des Leibes beträgt 3 Fuß, des Schwanzes $2^1/_2$ Fuß.

Bis noch vor wenigen Jahren war der Nebelparder ebenso selten in den Museen, als in den

Thiergärten, und erst seit einiger Zeit sieht man ihn in den größeren Anstalten, doch noch immer sehr einzeln. Die Eingebornen Sumatras, in deren Lande diese Katze am häufigsten lebt, versichern, daß sie nichts weniger als wild sei und sich blos von kleineren Säugethieren und Vögeln nähre. Unter die Letzteren müssen freilich auch die Haushühner gerechnet werden, denen der Rimau Dahan oft großen Schaden zufügt. Dieser eigenthümliche Landname deutet, wie man sagt, auf das Baumleben des Nebelparder hin. Es wird behauptet, daß er den größten Theil seines Lebens auf den Zweigen der Bäume verbringe, dort auf seine Beute laure und als geschickter Kletterer sie hauptsächlich in dem Geäst und Gezweige verfolge. Weder in Siam noch in Borneo soll er häufig sein, und die südlichen Theile von Sumatra sind noch diejenigen Orte, wo er am meisten sich aufhält.



Der Nebelparder oder Rimau Dahan (Tigris macroscelis).

Allem Anscheine nach ist der Nebelparder ein so gemüthlicher Gesell, als dies ein Mitglied des Katzengeschlechts nur immer sein kann. Hinsichtlich seiner Größe und Stärke, welche nahezu der des Leoparden gleichkommt, ist er auffallend mild in seinem Wesen. Zwei Stück, welche Raffles besaß, waren außerordentlich behagliche Thiere und zeigten besonders viel Lust zum Spielen. Ihre langen Schwänze, welche sie ganz nach Art unserer Hauskatzen zu bewegen und als Dolmetscher ihrer Seelenstimmung zu gebrauchen verstanden, bildeten den Hauptgegenstand ihrer gegenseitigen Belustigung. Außerdem waren aber auch rollende oder schnell sich bewegende Sachen für sie Dinge, werth ihrer höchsten Theilnahme. Man konnte sie streicheln und liebkosen, ohne befürchten zu müssen, irgend welche Unbill von ihnen zu erleiden. Sie erwiederten die Freundlichkeit, welche man ihnen spendete. Auch befreundeten sie sich mit anderen Thieren, und einer von ihnen schloß, als er sich am sichern Bord des Schiffes befand, innige Freundschaft mit einem kleinen Hunde, seinem Mitreisenden, und

übte seine Spiellust an diesem kleinen Gefährten in höchst rücksichtsvoller Weise aus, indem er ängstlich besorgt war, ihm durch seine bedeutende Stärke nicht zu schaden. Während er im Schiffe war, bestand seine hauptsächlichste Nahrung in Hühnern, und niemals verfehlte er es, seine Fertigkeiten zu zeigen, wenn man ihm ein Huhn hinhielt. Vor dem Verspeisen stürzte er sich jedesmal nach echter Katzenart mit einem plötzlichen Sprunge auf das Huhn hin, gerade als wenn es lebend gewesen wäre, biß es in den Hals und versuchte, das Blut zu saugen. Manchmal spielte er stundenlang mit dem Vogel, gerade so, wie es die Katzen mit Mäusen zu thun pflegen, und erst, nachdem er sich eine geraume Zeit mit ihm vergnügt gemacht hatte, ging er an das Fressen.

Ein sehr schöner und gesunder Nebelparder befindet sich gegenwärtig in dem Thiergarten zu London und ist beständig ein Gegenstand der Anziehung und Theilnahme für alle Beschauer. Ich sah ihn dort in diesem Frühjahre (1863). Er ist ein prächtiges, zahmes, liebenswürdiges Thier, mit welchem der Wärter umgeht, wie mit einer gutmüthigen Hauskatze. Nur im Gepard noch kenne ich eine ihm geistig verwandte Katze. — Auf einem dicken Zweige, welcher in seinem Käfig aufgestellt ist, nimmt er die allersonderbarsten und zum Theil sehr unbequeme Stellungen ein. Einmal sah man ihn seiner vollen Länge nach auf einem fast wagrechten Zweige liegen, alle vier Beine zu den Seiten des Astes herabhängend, wie man Dies niemals von einer andern Katze gesehen hat.

Die schönsten Mitglieder der schönen Katzenfamilie sind diejenigen Arten, deren Färbung sich durch gesäumte, d. h. ringförmig einen Hof umschließende, oder durch volle Flecken auszeichnet. Man gab ihnen den Namen nach ihrem buntesten und am längsten bekannten Mitgliede, dem Leopard oder Pardel, und dieser Name genügt bei dessen Allbekanntschaft allein schon zur Bezeichnung der ganzen Familie.

Alle Pardelkatzen (Leopardus) sind große oder mittelgroße Katzen mit kurzhaarigem, sehr buntem Fell, ohne Mähne, Quasten und Pinsel an irgend einer Stelle, mit kurzen Ohren und schönen, großen und leuchtenden Augen, deren Stern rund ist. Die Flecken stehen gewöhnlich rosettenartig zusammen, ändern aber selbst bei den einzelnen Arten vielfach in Stellung und Gestalt ab und verwandeln sich bei anderen in längliche Streifen. Die Pardel bewohnen die alte und die neue Welt und sind ziemlich zahlreich vertreten. In ihrem Leben, Lebensverhältnissen und ihren Sitten stimmen sie im wesentlichen mit einander überein; gleichwohl hat fast jede Art ihr Eigenthümliches, und deshalb macht sich eine Einzelbeschreibung der ausgezeichnetsten Mitglieder dieser Gruppe nothwendig.

Unter ihnen steht das gefürchtetste aller Raubthiere der neuen Welt, der Jaguar oder die Unze (Leopardus Onza), obenan.

Er ist der größte und stärkste der ganzen Gruppe, zugleich aber auch einer der schönstgezeichneten. Wir kennen ihn schon aus den ersten Nachrichten, welche uns über Amerika zugekommen sind; doch hat auch jetzt noch immer fast jeder Reisende Etwas über ihn zu berichten. Daß bei den Beschreibungen auch viele Fabeln untergelaufen sind, ist leicht erklärlich. Sie beweisen eben nur die Furchtbarkeit, oder besser noch das Ansehen, in welchem das Thier bei den einheimischen und eingewanderten Amerikanern steht. Durch Azara, Humboldt, Prinz von Wied und vor Allem durch Rengger sind wir mit dem Thiere genau bekannt geworden, und eine Beschreibung desselben ist daher sehr leicht; man braucht eben nur die Worte dieser ausgezeichneten Gelehrten wiederzugeben. Dies ist denn auch hier geschehen.

Der Jaguar steht hinsichtlich seiner Größe kaum hinter dem Tiger zurück und übertrifft somit alle übrigen Mitglieder der Familie, selbstverständlich noch mit Ausnahme des Löwen. Seine Gestalt zeigt mehr den Ausdruck von Kraft, als von Gewandtheit; denn das Thier erscheint etwas schwerfällig. Der Körper ist nicht so lang, wie der des Leoparden oder Tigers, und die Gliedmaßen sind im Verhältniß zum Rumpfe kürzer, als bei jenen Katzen. Ein vollkommen erwachsener

Jaguar mißt nach Rengger 4 Fuß 7 Zoll von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzwurzel und 2 Fuß 2 Zoll von da bis zur Schwanzspitze; Humboldt berichtet aber auch von einzelnen, welche mindestens ebensogroß wie der Königstiger waren. Am Widerrist wird die Unze etwa 2½ Fuß hoch, etwas darüber oder darunter. Der Pelz ist kurz, dicht, glänzend und weich, und an der Kehle, dem Untertheile des Halses, der Brust und dem Bauche etwas länger, als an dem übrigen Körper. Die Pelzfärbung ändert vielfach ab, ebensowohl was die Grundfarbe, als was die Fleckenzeichnung anbelangt. Bei den meisten ist jene röthlichgelb, ausgenommen im Innern des Ohres, an der untern Schnauze, den Kinnladen, der Kehle und der übrigen Unterseite, sowie an der Innenseite der vier Beine, wo sie weiß ist. Das ganze Fell ist theils mit kleineren, schwarzen, kreisförmigen, länglich oder auch unregel-



Der Jaguar oder die Unze (Leopardus Onza).

mäßig gestalteten Flecken, theils mit größeren Flecken und Ringen besetzt, welche gelblichroth und schwarz umrandet sind und in ihrer Mitte einen oder zwei schwarze Punkte tragen. Die vollen Flecken befinden sich besonders am Kopfe, am Halse, an der Unterseite des Leibes und an den Gliedmaßen. Sie sind da, wo die Grundfarbe die weiße ist, spärlicher, aber größer und unregelmäßiger, als an den übrigen Theilen, und bilden zuweilen an der innern Seite der Beine Querstreifen. Auch an der hintern Körperhälfte sind sie größer, als an der vordern, und am hintern Drittheile des Schwanzes, welches schwarz ist, bilden sie zwei bis drei volle Ringe. Bei allen Abänderungen findet sich immer ein schwarzer Flecken an jedem Mundwinkel und ein anderer mit einem weißen oder gelben Punkte in der Mitte an dem hintern Theile des Ohres. Auf dem Rücken fließen die unregelmäßigen Streifen,

welche sich auf dem Kreuze entzweitheilten, zusammen; an den Seiten des Körpers bilden sie Reihen, welche mehr oder minder gleichlaufend sind. Etwas Genaueres läßt sich nicht sagen; denn man findet kaum zwei oder drei Felle, welche durchaus gleichmäßig gezeichnet sind. Der weibliche Jaguar ist im allgemeinen von etwas blässerer Farbe, als der männliche, und hat auch weniger ringförmige Flecken am Halse und auf den Schultern, dafür aber mehr und deshalb natürlich kleinere an den Seiten des Leibes.

Der Name Jaguar stammt aus der Sprache der Guaraner, welche das Thier „Jaguarette" d. h. „Körper des Hundes" nennen. Die Spanier nennen ihn Tiger und die Portugiesen gemalte Onze oder Unze; und unter diesem Namen wird er auch oft von den Reisebeschreibern erwähnt. Seine Heimat besitzt eine große Ausdehnung; denn sie reicht von Buenos-Ayres und Paraguay durch ganz Südamerika bis nach Mejiko und in den südwestlichen Theil der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Am häufigsten findet er sich in den gemäßigten Theilen von Südamerika, längs der Ströme Panama, Paraguay und Uruguay, am seltensten in den Vereinigten Staaten, wo ihn der vordringende Weiße mehr und mehr verdrängt. Gegenwärtig ist er überall weit seltener, als er es früher war, auch schon weit seltener, als zu Ende vorigen Jahrhunderts, um welche Zeit, wie Humboldt angiebt, alljährlich noch zweitausend Jaguarfelle nach Europa gesandt wurden. Er bewohnt die bewaldeten Ufer der Ströme, Flüsse und Bäche, den Saum der Waldungen, welche nahe an Sümpfen liegen, und das Moorland, wo über sechs Fuß hohe Gras- und Schilfarten wachsen. Auf offenem Feld und im Innern der großen Wälder zeigt er sich selten und nur, wenn er aus einer Gegend in die andere zieht. Er hat kein bestimmtes Lager und gräbt sich keine Höhlen. Wo ihn die Sonne überrascht, legt er sich nieder, im Dickicht des Waldes oder im hohen Grase, und verweilt dort den Tag über. In den größeren Steppen, zumal in den Pampas von Buenos-Ayres, wo ihm die Wälder mangeln, verbirgt er sich, wie Azara sagt, im hohen Grase oder in den unterirdischen Höhlen, welche die dort sich herumtreibenden wilden oder verwilderten Hunde anlegen; wo er Wälder hat, zieht er diese jedem andern Aufenthaltsorte vor. In der Morgen- und Abenddämmerung, oder auch bei hellem Mond- und Sternenschein geht er auf Raub aus, nie aber in der Mitte des Tages oder bei sehr dunkler Nacht.

Alle größeren Wirbelthiere, deren er habhaft werden kann, bilden die Nahrung des Jaguars. Er ist ein in jeder Hinsicht furchtbarer Räuber. So plump sein Gang auch erscheint, so leicht und geschwind weiß er sich im Falle der Noth zu bewegen. Seine Kraft ist für ein Thier von seinem Wuchse außerordentlich groß; sie kann nur mit der des Tigers und des Löwen verglichen werden. Die Sinne sind scharf und gleichmäßig ausgebildet; das unstäte Auge, welches in der Nacht oft leuchtet, ist lebendig und wild und sieht sehr scharf in der Dämmerung: es wird nur vom hellen Sonnenschein geblendet; das Gehör ist vortrefflich, der Geruch aber, wie bei allen Katzen, nicht eben besonders: doch vermag er immerhin noch eine Beute auf gewisse Entfernung zu wittern. So ist er leiblich vollkommen ausgerüstet, um als äußerst gefährliches Raubthier auftreten zu können. Er verschmäht blos das Fleisch seiner eigenen Art; Dies glaubt man wenigstens annehmen zu dürfen, weil Jaguare, die in der Gefangenschaft gehalten wurden und weder Katzen- noch Hundefleisch liegen ließen, niemals das Fleisch eines getödteten Jaguars verzehren wollten. Das ist aber auch die einzige Ausnahme, welche er macht! Azara fand im Kothe des Thieres die Stacheln eines Stachelschweins; Rengger im Magen Theile von Ratten und Agutis, woraus hervorgeht, daß er auch auf kleinere Thiere Jagd machen muß. Ebenso beschleicht er im Schilfe Sumpfvögel und weiß Fische sehr gewandt aus dem Wasser zu ziehen. Ja, es ist wiederholt behauptet worden, daß er sogar den Kaiman nicht verschone, wenn auch Hamiltons Erzählung von diesen beiden Thieren als ein albernes Märchen angesehen werden muß. Dieser Reisende nämlich berichtet Folgendes: „Der Jaguar und Alligator sind Todfeinde und leben im beständigen Kriege mit einander. Wenn der Jaguar den Alligator auf den heißen Sandbänken schlafend antrifft, packt er ihn unterhalb des Schwanzes, wo er weiche und verwundbare Theile hat. Die Bestürzung des Alligators ist dann so groß, daß er nicht leicht an

Flucht oder Gegenwehr denkt; gelingt es aber dem Alligator, den Feind im Wasser, seinem eigentlichen Elemente, zu überfallen, so ist er im Vortheile; gewöhnlich glückt es ihm dann, den Jaguar zu ersäufen, worauf er ihn frißt. Der Jaguar, seine Ohnmacht im Wasser wohl erkennend, erhebt, wenn er durch einen Fluß schwimmen will, zuvor am Ufer ein fürchterliches Geheul, um die etwa in der Nähe befindlichen Alligatoren zu verscheuchen." Man braucht eben nicht Naturforscher zu sein, um die Abgeschmacktheit solcher Erzählungen zu erkennen und sie ohne weiteres zu widerlegen. Daß die Unze übrigens Lurche verzehrt, ist nach den Beobachtungen Humboldts und des Prinzen von Wied nicht in Zweifel zu ziehen. „Der Jaguar," sagt Ersterer, „der grausamste Feind der Arrua-Schildkröte, folgt dieser an die Gestade, wo sie ihre Eier legt. Er überfällt sie auf dem Sande und, um sie desto bequemer verzehren zu können, wendet er dieselbe um. Die Schildkröte kann sich nicht wieder aufrichten, und weil der Jaguar ungleich mehr derselben mordet, als er in einer Nacht frißt, so benutzen die Indianer öfters seine List zu ihrem Vortheil. Man kann übrigens die Gewandtheit der Pfote des Tigers nicht genug bewundern, die den gedoppelten Panzer der Schildkröte ausleert, als wären die Muskularbande mit einem chirurgischen Instrumente gelöst worden." „Die rein ausgeleerten Panzer der Waldschildkröte findet man," so erzählt der Prinz von Wied, „häufig in den großen Wäldern, und die brasilianischen Jäger wenigstens behaupten, daß es die Unze gethan habe. — Oefters waren diese Schalen der Schildkröte ausgeleert, wahrscheinlich mit den Klauen, und dabei übrigens nicht beschädigt, öfters aber ein Theil des Panzers weggebissen."

„Für einen geübten Jäger," sagt Rengger, „ist es nichts Seltenes, den Jaguar auf seinen Jagden beobachten zu können, besonders längs der Ströme. Man sieht ihn dann langsam und leisen Schrittes nach dem Ufer heranschleichen, wo er von Zeit zu Zeit den größeren Halbhufern oder Meerschweinchen und den Fischottern nachstellt. Von Zeit zu Zeit bleibt er wie horchend stehen und sieht aufmerksam um sich; niemals aber konnte ich bemerken, daß er, durch den Geruch geleitet, mit zur Erde gestreckter Nase die Spur eines Wildes verfolgt hätte. Hat er z. B. ein Meerschweinchen bemerkt, so ist es unglaublich, mit welcher Geduld und Umsicht er sich demselben zu nähern sucht. Wie eine Schlange windet er sich auf dem Boden hin, hält sich dann wieder Minuten lang ruhig, um die Stelle seines Opfers zu beobachten, und macht oft weite Umwege, um derselben von einer andern Seite, wo er weniger bemerkt werden kann, beizukommen. Ist es ihm gelungen, sich ungesehen dem Wilde zu nähern, so springt er in einem, selten in zwei Sätzen auf dasselbe hin, drückt es zu Boden, reißt ihm den Hals auf und trägt das noch im Todeskampfe sich sträubende Thier im Munde in das Dickicht. Oefters aber verräth ihn das Knistern der unter seinem Gewichte brechenden dürren Reiser, ein Geräusch, auf welches auch die Fischer achten, wenn sie Abends am Ufer des Stromes ihr Nachtlager aufschlagen, oder die Meerschweinchen wittern ihn schon von ferne und stürzen sich mit einem lauten Schrei ins Wasser. Man will aber schon Jaguare gesehen haben, welche hinter den Thieren her ins Wasser sprangen und sie im Augenblicke des Untertauchens erhaschten. Hat er seinen Sprung auf das Wild verfehlt, so geht er sogleich und wie beschämt schnellen Schrittes weiter, ohne sich nur umzusehen. Im Augenblicke, wo er ein Thier beschleicht, ist seine Aufmerksamkeit sosehr auf dasselbe gerichtet, daß er nicht achtet, was um ihn her vorgeht und sogar starkes Geräusch nicht wahrnimmt. Kann er sich dem Wilde nicht nähern, ohne bemerkt zu werden, so legt er sich im Gebüsch auf die Lauer. Seine Stellung ist alsdann die einer Katze, welche auf eine Maus paßt, niedergeduckt, doch zum Sprunge fertig, das Auge unverwandt nach dem Gegenstande seiner Raubgier gerichtet und nur den ausgestreckten Schwanz hin und wieder bewegend. Aber nicht immer geht der Jaguar dem Wilde nach, oft versteckt er sich blos in das Röhricht der Sümpfe und am Ufer kleinerer Bäche und erwartet hier ruhig die zur Tränke gehenden Thiere. Auf Bäumen lauert er niemals, obgleich er sehr gut klettert."

In Viehherden richten die Jaguare oft bedeutenden Schaden an. Sie stellen besonders dem jungen Hornvieh, den Pferden und Mauleseln nach. Azara behauptet, daß er diese Thiere in ganz außergewöhnlicher Weise tödte, indem er auf den Hals seiner Beute springe, eine Klaue in den Nacken

oder an das Gehörn setze, mit der andern die Spitze der Schnauze packe und den Kopf jetzt so schnell herumdrehe, daß er dem Thiere in einem Augenblicke das Genick breche. Rengger hat Dies nie beobachtet und auch bei todten Thieren keine Spur davon auffinden können. „Im Gegentheil habe ich immer bemerkt," fährt er fort, „daß der Jaguar seiner Beute, wenn sie in einem großen Thiere besteht, den Hals aufreißt oder, wenn sie nur ein kleines Thier ist, durch einen Biß im Nacken tödtet. Stiere und Ochsen greift er selten und nur in der Noth an; sie gehen muthvoll auf ihn los und verscheuchen ihn. In Paraguay hört man zuweilen sonderbare Erzählungen von solchen Kämpfen, und mehrmals sollen Menschen durch den Muth eines Stieres gerettet worden sein. Die Kühe sogar vertheidigen ihr Junges mit Vortheil gegen den schlimmen Feind, werden aber dabei immer schwer verwundet. Daß sie bei dessen Annäherung sich in einen Kreis stellten und die Jungen in die Mitte nähmen, wie hier und da erzählt wird, ist ein Märchen; die ganze Herde zieht sich im Gegentheil sogleich ins offene Feld zurück, wenn ihr ein Jaguar naht, und blos die Stiere und Ochsen bleiben unter Gebrüll, mit ihren Hörnern und Füßen die Erde aufwerfend, kampflustig in der Nähe des Feindes. Pferde und Maulesel werden ihm zur leichten Beute, wenn sie sich den Wäldern nähern. Die ersteren suchen sich noch hier und da durch die Flucht zu retten, die Maulesel aber werden durch den blosen Anblick des Thieres so geschreckt, daß sie ohne Bewegung bleiben oder gar zu Boden stürzen, ehe sie noch angefallen werden. Dagegen haben sie einen weit feinern Geruch, als die Pferde, wittern den Feind bei günstigem Wetter von weitem und setzen sich somit weniger der Gefahr aus. Blos Hengste sollen sich durch Beißen und Schlagen gegen den Jaguar vertheidigen, wenn sie nicht schon durch den ersten Sprung zu Boden geworfen werden."

Der Jaguar erhascht seine Beute ebensowohl im Wasser, wie auf dem Lande. Man hat viel gefabelt über die Art und Weise, wie er sich Fische zu verschaffen weiß. So soll er z. B. diese Thiere durch den Schaum seines Speichels oder, indem er mit seinem Schwanze auf die Oberfläche des Wassers schlägt, an sich heranlocken. „Ein verständiger Jäger aber," sagt Rengger, „dem ich manche gute Beobachtungen und manchen guten Rath für meine Reisen verdanke, belehrte mich eines Bessern, und eigne Beobachtungen bestätigten mir später die Wahrheit seiner Aussage. Als ich an einem schwülen Sommerabend von der Entenjagd in meinem Nachen nach Hause fuhr, bemerkte mein Begleiter, ein Indianer, am Ufer des Stromes einen Jaguar. Wir näherten uns demselben und versteckten uns hinter die überhängenden Weidenbäume, um sein Treiben zu beobachten. Zusammengekauert saß er an einem Vorsprunge des Ufers, wo das Wasser einen etwas schnellern Lauf hatte, dem gewöhnlichen Aufenthalt eines Raubfisches, welcher im Lande „Dorado" heißt. Unverwandt richtete er seinen Blick aufs Wasser, indem er sich hin und wieder vorwärts bog, wie wenn er in die Tiefe spähen wollte. Etwa nach einer Viertelstunde sah ich ihn plötzlich mit der Pfote einen Schlag ins Wasser geben und einen großen Fisch ans Land werfen. Er fischt also ganz auf gleiche Art, wie die Hauskatze."

Hat der Jaguar ein kleines Thier erlegt, so zehrt er dasselbe mit Haut und Knochen sogleich auf; von großer Beute aber, wie von Pferden, Rindern und dergl. frißt er blos einen Theil, ohne Vorliebe für dieses oder jenes Stück des Körpers zu zeigen; nur die Eingeweide berührt er alsdann nicht. Nach der Mahlzeit zieht er sich in den Wald zurück, entfernt sich aber in der Regel nicht weiter, als eine Viertelstunde von der Stelle, wo er fraß, und überläßt sich dann dem Schlafe. Des Abends oder des andern Morgens kehrt er zu seiner Beute zurück, zehrt zum zweiten Male davon und überläßt dann den Rest den Geiern. Diese machen ihm, wie Humboldt beobachtete, auch schon während seiner Mahlzeiten seine Beute streitig. „Unweit San Fernando," berichtet dieser ausgezeichnete Reisende, „sahen wir den größten Jaguar, der uns auf unserer ganzen Reise vorkam. Das Thier lag im Schatten hingestreckt und stützte eine seiner Tatzen auf ein eben erlegtes Wasserschwein. Eine Menge Geier hatten sich um diesen amerikanischen Thierkönig versammelt, um, wenn derselbe Etwas von seiner Mahlzeit übrig ließe, solches zu verzehren. Sie näherten sich dem Jaguar wohl bis auf zwei Fuß; aber die mindeste Bewegung desselben schreckte sie stets wieder zurück. Das

Plätschern unserer Ruder bewog ihn, langsam aufzustehen und sich in die Gebüsche zurückzuziehen. Die Geier benutzten den Augenblick, um das Wasserschwein zu verzehren, allein der Tiger sprang mitten unter sie und trug seine Mahlzeit zürnenden Blickes in den Wald."

Mehr als zweimal frißt nach Renggers Angabe kein Jaguar von einem getödteten Thiere, und noch weniger würde er ein Aas berühren. Einige kehren, nachdem sie sich gesättigt haben, nicht einmal wieder zu ihrem Raube zurück. Dies sind gewöhnlich die wildesten, welche zugleich schon öfters gejagt worden sind. Hat der Jaguar seinen Fang in einiger Entfernung vom Walde gemacht, so schleppt er das erlegte Thier, es mag auch noch so schwer sein, dem Gebüsche zu. Unter Umständen trägt er selbst eine sehr schwere Beute sogar über einen Fluß hinweg. Nahe bei Azara's Wohnung tödtete ein Jaguar ein Pferd, schleppte dasselbe sechzig Schritte über einen Brachacker hinweg, sprang dann mit ihm in einen tiefen und reißenden Fluß und brachte es auf der andern Seite im Walde in Sicherheit. Andere Reisende haben beobachtet, daß der Jaguar von zwei zusammengekoppelten Mauleseln oder Pferden eines getödtet und das todte Thier trotz dem Sträuben des lebenden eine große Strecke Wegs fortgeschleppt hat. Niemals tödtet die Unze mehr als ein Stück Vieh auf einmal und unterscheidet sich hierdurch sehr zu ihrem Vortheile von anderen größeren Katzenarten. Wahrscheinlich ist der Grund darin zu suchen, daß sie das Fleisch dem blosen Blute vorzieht.

Ein Jaguar, welcher den Menschen nicht kennen gelernt hat, weicht ihm, wenn er ihm begegnet, stets ehrfurchtsvoll aus, oder sieht ihn neugierig, aber blos aus der Ferne an. „Nicht selten," sagt Rengger, „stießen wir während unserer Reise in die Wildniß in das nördliche Paraguay auf eine oder mehrere Unzen, welche entweder in das Dickicht des Waldes flohen oder sich am Saume niedersetzten und unsern Zug ganz kaltblütig von weitem betrachteten. Es ist auch ohne Beispiel, daß in den unbewohnten Waldungen, wo das Paraguaykraut gesammelt wird, ein Mensch von einem Jaguar zerrissen worden ist. Diejenigen Unzen aber, welche sich in bewohnten Gegenden oder an Flüssen, wo viel Schifffahrt getrieben wird, aufhalten, verlieren gar bald die Scheu vor dem Menschen und greifen auch ihn an; hat ein Jaguar einmal Menschenfleisch gekostet, so wird ihm dies zur liebsten Speise, und nun fällt er nicht nur den Menschen an, wenn er von ungefähr auf den Menschen stößt, sondern er sucht ihn sogar gierig auf. Man hat jährlich der Beispiele genug, daß unvorsichtige Schiffer von diesen Thieren zerrissen werden. Der allgemeinen Sage nach sollen sie sich sogar des Nachts auf die an das Ufer angebundenen Fahrzeuge gewagt und aufgehängtes Fleisch oder Hunde weggeschleppt, ja selbst Matrosen tödlich verwundet haben; gewöhnlich aber büßen die Menschen nur durch Unvorsichtigkeit ihr Leben ein: die Vorsichtigen wissen sich regelmäßig zu retten. So laufen die Besuche, welche die Raubthiere den Fischern abstatten, während sie bei widrigem Wind ihre Abendmahlzeit bereiten, gewöhnlich unblutig ab, weil sich die Schiffer beim geringsten Geräusch an Bord flüchten. Sie überlassen dem Jaguar das am Feuer bratende Fleisch, und dieser nimmt damit gewöhnlich auch gern vorlieb. Daß er das Feuer keineswegs scheut, ist ganz sicher."

Azara behauptet, daß der Jaguar, wenn er einen Trupp schlafender Menschen anträfe, erst die Neger oder die Indianer und nur nachher die Weißen tödte. Dies ist, wie Rengger berichtet, ein Irrthum. Der Jaguar mordet, gleich wie bei den Thieren, nie mehr als einen Menschen auf einmal, wenn er sich nämlich nicht vertheidigen muß. Soviel aber ist richtig, daß er vorzugsweise den Neger, Mulatten oder Indianer anfällt und den Farbigen dem Weißen vorzieht. Dies geht so weit, daß sich in Paraguay ein Weißer, der unter freiem Himmel an einem gefährlichen Orte die Nacht zubringen muß, für ganz sicher hält, wenn er Schwarze oder Indianer zu Begleitern hat. Wahrscheinlich hat die starkriechende Hautausdünstung der farbigen Menschen etwas Anziehendes für ihn, wie für manche andere Raubthiere. Man erzählt in Paraguay, daß Menschen, welche am Tage unversehens auf einen Jaguar gestoßen sind, denselben im Augenblicke seines Sprunges durch einen lauten Zuruf oder durch unverwandtes und starres Anschauen zurückgeschreckt hätten; wahrscheinlich aber sind diese Jaguare, falls die Sache überhaupt wahr ist, solche gewesen, welche noch kein Menschenfleisch gekostet oder sich eben vorher ordentlich satt gefressen hatten.

Uebrigens scheinen die Unzen manchmal auch ihre besonders gute Laune zu haben. „In Atures," erzählt Humboldt, „hörten wir einen eigenen Zug von einem Jaguar: Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, von acht und neun Jahren hatten nahe beim Dorfe gespielt. Ein Jaguar war aus dem Walde zu ihnen gekommen und war um sie herumgehüpft. Nach längerem Hin- und Herhüpfen schlug er mit der einen Klaue den Knaben auf den Kopf, erst sanft, dann derber, so daß das Blut in Masse ausströmte. Da das Mädchen Dies sah, ergriff sie einen Baumast, schlug damit auf das Thier ein und brachte es so zur Flucht. Der Knabe hatte noch die Narben von den Wunden." Es scheint, als habe hier der Jaguar mit den Kindern, wie die Katze mit den Mäusen gespielt. Die Schwäche der Kinder hatte ihm wohl die Vertraulichkeit eingeflößt.

Aehnliche Fälle dürften jedoch außerordentlich selten sein. In der Ebene von Maynas verstreicht nach Pöppig kein Jahr ohne Verlust eines Menschenlebens. Die Unzen kommen bei hellem Tage in die Ortschaften, um Hunde zu holen, welche ihre Lieblingsspeise bilden. Besonders berüchtigt ist der Weg durch die dicken Wälder von Sapuosa bis Moyobamba, indem auf ihm innerhalb eines Menschenalters gegen zwanzig Indianer zerrissen worden sind, welche man als Fußboten versandt hatte. In einem dort gelegenen Meierhofe durften sich die Bewohner nach Sonnenuntergang gar nicht mehr aus den Hütten wägen, und kurz vor Pöppigs Ankunft war ein Knabe lebensgefährlich verwundet worden, welcher sich zu nahe an den starken Pfahlzaun des Hauses gelegt und deshalb eine Unze veranlaßt hatte, ihre Tatze durch die Zwischenräume zu stecken und ihm ein großes Stück Fleisch aus dem Schenkel zu reißen. Einer von Schomburgks Indianern trug auf seiner Brust noch die Narben, welche ihm die Zähne eines Jaguars verursacht hatten, der ihn, als er noch Knabe war, an der Brust gepackt und fortgeschleppt, aber doch wieder losgelassen hatte, als seine Mutter mit dem Wildmesser auf ihn losgestürzt war. In den Urwäldern am Ufer der peruanischen Anden wohnt nach Tschudi die Unze am liebsten in der Nähe der Dörfer und umkreist sie allnächtlich, entführt auch Hunde, Schweine und nicht selten Menschen. Weit entfernt, sich vor den letztern zu fürchten, stürzt sie sich auf Einzelne und bringt, wenn der Hunger sie treibt, selbst bei Tage in die Walddörfer.

Die Furcht der Indianer vor dem gefährlichen Räuber ist im allgemeinen sehr groß; doch ist es vorgekommen, daß ein Indianer, welcher in der Nacht sein einziges Schwein kläglich schreien hörte, hinausging, und wie er da eine Unze sah, die sein Eigenthum bei dem Kopfe gepackt hatte, seinerseits die Hinterfüße des Schweins ergriff und solange an diesen zog, bis die Weiber mit Feuerbränden herbeieilten und den Jaguar vertrieben, der sich nun langsam und unter fürchterlichem Gebrüll zurückzog. — Von dieser Unverschämtheit im Jagen könnte man noch weit mehr erzählen; doch scheinen mir die mitgetheilten Beispiele vollkommen zu genügen.

Der Jaguar bleibt an ein und demselben Aufenthaltsorte, solange er dort Etwas erbeuten kann und nicht gar zu sehr beunruhigt wird. Wird ihm die Nahrung knapp oder die Verfolgung Seitens der Menschen zu arg, so verläßt er die Gegend und zieht in eine andere. Seine Wanderungen führt er während der Nachtzeit aus. Er scheut sich dabei nicht, durch die bevölkertsten Gegenden zu streifen, und raubt bei einzelnstehenden Hütten Hunde und Pferde weg, ohne sich viel um den Menschen zu kümmern. Besonders die alten Jaguare nähern sich gern den Wohnungen, weil sie erfahrungsmäßig wissen, daß sie dort leichter Nahrung finden, als in der Wildniß. Auf seinen Wanderungen oder auch auf der Flucht hält den Jaguar selbst der breiteste Strom nicht auf. Er ist, wie Rengger versichert, ein trefflicher Schwimmer und hebt dabei den Kopf und das ganze Rückgrat über die Oberfläche des Wassers empor, so daß man ihn schon aus der Ferne von jedem andern schwimmenden Thiere unterscheiden kann. Fast schnurgerade setzt er über den bei anderthalb Stunden breiten Parana. Wenn er aus dem Wasser steigt, sieht er sich zuerst um, schüttelt dann den ganzen Leib und nachher jede Pfote für sich und setzt erst hierauf seinen Weg weiter fort.

Man sollte glauben, ein schwimmender Jaguar wäre leicht zu tödten, aber auch im Wasser ist er noch furchtbar. Nur gewandte Kahnführer getrauen sich, ihn anzugreifen; denn sowie er sich verfolgt sieht oder gar verwundet fühlt, wendet er sich sogleich gegen den Nachen. Gelingt es ihm, eine Kralle

an den Rand desselben zu setzen, so schwingt er sich an Bord und fällt über die Jäger her. „Ich war," sagt Rengger, „im Jahr 1819 kurz nach meiner Ankunft in Assuncion Augenzeuge eines zum Glück blos lächerlichen Auftritts bei einer solchen Jagd. Es kam ein Jaguar vom jenseitigen Ufer des Stromes dahergeschwommen. Drei Schiffsleute, Ausländer, sprangen, trotz der Warnung eines Paraguayers, mit einer geladenen Flinte in ihren Nachen und ruderten dem Thiere entgegen. In einer Entfernung von fünf bis sechs Fuß feuerte der vorderste die Flinte auf den Jaguar ab und verwundete ihn. Dieser aber ergriff, ehe sich's die Schiffer versahen, den Rand des Nachens und stieg trotz aller Ruder- und Kolbenschläge an Bord. Nun blieb den Schiffsleuten Nichts übrig, als ins Wasser zu springen und sich ans Land zu retten. Der Jaguar setzte sich im Kahn nieder und ließ sich wohlgemuth stromabwärts treiben, bis er, von einigen anderen Jägern verfolgt, seinerseits ins Wasser sprang und das nahe Ufer gewann."

„Das jährliche Anschwellen der Ströme und Flüsse," fährt Rengger fort, „vertreibt die Jaguare von den Inseln und den mit Wald bewachsenen Ufern, so daß sie sich zu dieser Zeit mehr den bewohnten Gegenden nähern und Schaden unter Menschen und Vieh anrichten. Sind die Ueberschwemmungen groß, so ist es nicht selten, einen Jaguar mitten in einer am hohen Ufer gelegenen Stadt oder in einem Dorfe zu sehen. In Villa-Real wurde im Jahre 1819 einer getödtet, in der Hauptstadt im Jahre 1820 ein anderer, zwei in Villa del Pilar; in Corrientes, Goya, Bajada wird fast alle vier bis fünf Jahre einer erschossen. Als wir bei hohem Wasserstande im Jahre 1825 in St. Fe landeten, erzählte man uns, daß vor wenigen Tagen ein Franziskanermönch, als er eben die Frühmesse lesen wollte, unter der Thür der Sakristei von einem Jaguar zerrissen worden sei. Es geschieht übrigens nicht immer ein Unglück, wenn ein solches Raubthier sich in eine Stadt verirrt; denn das Gebell der verfolgenden Hunde und der Zulauf von Menschen verwirren dasselbe so sehr, daß es sich zu verbergen sucht."

Die Wunden, welche der Jaguar beibringt, sind immer höchst gefährlich, nicht nur ihrer Größe, sondern auch ihrer Art wegen. Weder seine Zähne, noch seine Klauen sind sehr spitz und scharf, und so muß bei jeder Wunde Quetschung und Zerreißung zugleich stattfinden. Von solchen Verwundungen aber ist in jenen heißen Ländern und bei dem gänzlichen Mangel an ärztlicher Hilfe der Starrkrampf die gewöhnliche Folge. Was für Wunden ein Jaguar durch einen einzigen Griff mit der Tatze versetzen kann, mag man aus Folgendem sehen. Ein Indianer jagt am Ufer des Stromes; er begegnet einem Jaguar, wirf seine Lanze nach ihm, verfehlt ihn und stürzt sich dann kopfüber ins Wasser; im Augenblicke des Sprunges aber hat ihm das Thier schon eine Tatze auf den Kopf gesetzt und skalpirt ihm den ganzen obern Theil des Schädels, daß der Hautlappen in den Nacken herabhängt — und doch besitzt der Indianer noch Kraft genug, um über den breiten Strom zu schwimmen. Von einer andern fürchterlichen Verwundung erzählt Schomburgk. Ein Neger war in Begleitung eines Indianers und drei seiner Hunde auf die Jagd gegangen. Da trieben die letzteren einen Jaguar aus seinem Lager auf, jagten ihn auf einen halbentwurzelten Baum und verbellten ihn dort. Der Neger nähert sich auf achtzehn Schritte, feuert ab, trifft aber nicht tödlich. Mit zwei Sprüngen hat ihn der Jaguar erreicht und die Tatzen in seine Schultern geschlagen. In diesem grausigen Augenblicke mochte der unglückliche Waidmann unwillkürlich in den Rachen des blutgierigen Raubthieres gefahren sein; denn, als er wieder zur Besinnung kam, lag die röchelnde Katze und seine Hand neben ihm. Der Indianer war ihm zu Hilfe geeilt und hatte dem Jaguar sein langes Waidmesser durch das Herz gestoßen, ohne jedoch verhindern zu können, daß dieser dem schon mit dem Tode kämpfenden Neger noch das ganze Fleisch der Schultern herabriß.

Den größten Theil des Jahres lebt der Jaguar, nach Renggers Beobachtungen, allein; in den Monaten August und September aber, wo die Begattungszeit eintritt, suchen sich beide Geschlechter auf. „Sie lassen dann öfter, als in jeder andern Jahreszeit, ihr Gebrüll ertönen, welches ein fünf- bis sechsmal wiederholtes „Hu" ist und wohl eine halbe Stunde weit vernommen wird. Sonst vergehen oft Tage, ohne daß man die Stimme eines Jaguars hört, besonders wenn keine Wetter-

veränderung eintritt. Hat aber der Nordwind mehrere Wochen geweht, dann kündigen die Jaguare durch ihr oft halbe Nächte fortdauerndes Gebrüll den baldigen Eintritt des Südwindes an. Die Paraguayer, welche bei Aenderung des Wetters viel an Gichtschmerzen leiden, glauben, daß Dies auch bei dem Jaguar dasselbe sei und sein Geschrei durch ähnliche Schmerzen erpreßt werde."

„Treffen sich zur Begattungszeit mehrere Männchen bei einem Weibchen, so entsteht hier und da ein Kampf zwischen ihnen, obwohl sich der schwächere Theil gewöhnlich von selbst zurückzieht. Die Begattung geschieht unter fortwährendem eigenen Geschrei und wahrscheinlich nach längerem Sträuben des Weibchens, indem man an der Stelle, wo sich zwei Jaguare begattet haben, immer das Gras und das niedere Gebüsch einige hundert Fuß ins Gevierte theils zur Erde gedrückt, theils ausgerauft findet. Die beiden Geschlechter bleiben nicht lange beisammen, höchstens vier bis fünf Wochen, und trennen sich dann wieder. Während dieser Zeit sind sie für den Menschen sehr gefährlich. Obschon sie nicht mit einander auf den Raub ausgehen, bleiben sie sich doch den ganzen Tag über nahe und helfen sich in der Gefahr. So wurde einer der besten Jäger in Entrerios durch ein aus dem Busche hervorspringendes Männchen zerrissen im Augenblicke, wo er am Saume des Waldes das Weibchen niederstieß."

„Die Tragzeit des Jaguars kenne ich nicht bestimmt; jedoch nach der Begattungszeit und der Zeit, in welcher man schon Junge findet, mag sie von 3 bis $3^1/_2$ Monate sein. Das Weibchen wirft gewöhnlich zwei der Sage nach blinde Junge, selten drei, und zwar im unburchdringlichsten Dickicht des Waldes oder in einer Grube unter einem halbentwurzelten Baume. Die Mutter entfernt sich in den ersten Tagen nie weit von ihren Jungen und schleppt sie, sobald sie dieselben nicht sicher glaubt, im Maule in ein anderes Lager. Ueberhaupt scheint ihre Mutterliebe sehr groß zu sein, und sie vertheidigt die Jungen mit einer Art von Wuth und soll stundenweit den Räuber derselben brüllend verfolgen. Nach ungefähr sechs Wochen wird sie schon von der jungen Brut auf ihren Streifereien begleitet. Anfangs bleibt diese im Dickicht versteckt, während die Mutter jagt, später aber legt sie sich in Gesellschaft mit ihr auf die Lauer. Sind die Jungen zu der Größe eines gewöhnlichen Hühnerhundes herangewachsen, so werden sie von ihrer Mutter verlassen, bleiben aber oft noch einige Zeit bei einander." —

In Paraguay und längs des Parana zieht man nicht selten junge Jaguare in Häusern auf. Dazu müssen sie aber als Säuglinge eingefangen sein, sonst sind sie nicht mehr zu bändigen. In der Färbung unterscheiden sich ganz junge Thiere von den alten; doch schon im siebenten Monate sind sie denselben gleich. Rengger zog seine Jaguare mit Milch und gekochtem Fleisch auf. Pflanzenkost vertragen sie nicht lange, rohes Fleisch aber macht sie bald bösartig. Sie spielen mit jungen Hunden und Katzen, besonders gern aber mit hölzernen Kugeln. Ihre Bewegungen sind leicht und lebhaft. Sie lernen ihren Wärter sehr gut kennen, suchen ihn sogar auf und bezeugen bei seinem Wiedersehen ihre Freude. Jeder Gegenstand, welcher sich bewegt, zieht ihre Aufmerksamkeit auf sich. Sogleich ducken sie sich nieder, bewegen ihren Schwanz und machen sich zum Sprunge fertig. Wenn sie Hunger und Durst oder Langeweile haben, lassen sie einen eigenen miauenden Ton hören, doch blos, solange sie noch jung sind; denn von den Alten vernimmt man ihn nicht mehr. Beim Fressen knurren sie, besonders wenn sich Jemand ihnen nähert; Dies muß man aber auch nicht thun, um das Thier nicht wild zu machen. Niemals hört man sie in der Gefangenschaft brüllen. An Wasser darf man sie nicht Mangel leiden lassen. Zum Fressen legen sie sich nieder, halten mit beiden Tatzen das Fleisch, biegen den Kopf auf die Seite, um auch die Backenzähne gebrauchen zu können, und kauen nach und nach Stücken davon ab. Nicht starke Knochen fressen sie, von großen dagegen blos die Gelenke. Nach der Mahlzeit legt sich der zahme Jaguar gern in den Schatten und schläft, und hat er sich satt gefressen, so erzürnt er sich nicht so leicht, und man kann dann mit ihm spielen; auch Hausthiere und Hausgeflügel, welches ihm sonst nicht nahen darf, kann dann unbeschadet an ihm vorbeigehen. Man hält die gefangenen Jaguare niemals in einem Käfig, sondern blos an einem ledernen Seil im Haushofe oder auch vor dem Hause unter einem Pomeranzenbaum. Nie fällt es ihnen ein, am Seile zu

nagen. Ihr Athem hat, wie bei fast allen Raubthieren, einen üblen Geruch, ebenso das frische Fell, das Fleisch und das Fett, der Harn und der Koth. Der Geruch des Fettes ist so durchdringend, daß man Füchse, Meerschweinchen und andere Thiere vertreiben kann, wenn man nur einige Bäume in deren Wohnkreise damit bestreicht. Auch selbst muthige Pferde springen scheu zurück, wenn man ihnen solches Fett unter die Nüstern hält. Schon ganz junge Jaguare haben scharfe und spitze Zähne; im ersten Jahre werden dieselben gewechselt, nach zwei bis drei Jahren haben sie ihre ganze Größe erreicht. Sobald die Unzen ihre Kraft fühlen, gegen das dritte Jahr hin und noch früher, ermangeln sie nicht, zum Schaden ihres Herrn von ihren Zähnen Gebrauch zu machen. Vergebens werden ihnen die Eck- und Schneidezähne bis auf die Wurzel abgefeilt und die Klauen von Zeit zu Zeit beschnitten, sie können vermöge ihrer ungeheuern Kraft auch ohne Waffen Unglück stiften. So sah Rengger einen ganz zahmen und in dieser Weise verstümmelten Jaguar, auf welchen sich die Kinder des Hauses ohne Scheu zu setzen pflegten, seine sonst geliebte Wärterin, ein zehnjähriges Negermädchen, in einem Anfalle von böser Laune mit einem Schlage der Tatze in den Nacken zu Boden werfen und über sie herfallen. Obwohl ihm das Kind sogleich entrissen wurde, hatte er mit seiner zahnlosen Kinnlade doch schon einen Arm ganz zerquetscht, und es dauerte mehrere Stunden, bis das Mädchen wieder zu sich kam. Die Weibchen sind etwas zähmbarer, als die Männchen, und wenn man den letzteren durch Beschneidung einen Theil ihrer Wildheit zu nehmen sucht, werden sie fast noch tückischer, als vorher, gehen auch, weil sie sehr fett werden, gewöhnlich nach kurzer Zeit zu Grunde. Solange der Jaguar noch jung ist, kann man ihn durch Schläge bändigen; später hält es schwer, seiner Meister zu werden. Großmuth und Erkenntlichkeit sind ihm fremd; er zeigt keine ausdauernde Anhänglichkeit für seinen Wärter oder für ein mit ihm auferzogenes Thier, und es ist daher immer eine gewagte Sache, ihn länger als ein Jahr, ohne ihn einzusperren, in der Gefangenschaft zu halten.

Seines furchtbaren Schadens wegen wird der Jaguar in bewohnten Gegenden auf alle mögliche Weise gejagt und getödtet. Man glaubt, daß er sein Leben auf zwanzig Jahre bringen könne; doch dürfte er blos in den einsamsten Wildnissen ein derartiges Alter erreichen; denn in den bevölkerten Theilen Amerikas stirbt wohl kein Jaguar eines natürlichen Todes. Gleichwohl trifft man auch noch hier sehr alte Thiere an. So schoß ein Franzose ganz nahe bei einem Landhause ein altes Weibchen, dessen Haut krätzig und dessen Gebiß ganz abgenutzt war; hier fehlten schon die hintersten oberen Backenzähne. Solche Fälle sind übrigens selten; die meisten Jaguare sterben in der Blüthe ihrer Jahre. Die Jagd dieser Thiere kann wegen der Befriedigung, welche überwundene Gefahren und Schwierigkeiten gewähren, zur Leidenschaft werden, obschon gewöhnlich solche Jäger zuletzt ihr Leben unter den Krallen eines Jaguars aushauchen. Die älteste Jagdart ist wohl die tückischste und zugleich diejenige, welche am sichersten zum Ziele führt. Die Indianer nämlich erlegen ihn mit ihren uralten Waffen, ohne ein Mißlingen befürchten zu müssen. Sie fertigen sich aus einer riesigen Bambusart ein Blasrohr und aus der Wedelrippe eines Palmbaumes oder aus Dornen kleine schmächtige Pfeile, welche sicherer und tiefer treffen, als die Kugeln aus der besten Büchse. Die Pfeile sind mit dem furchtbaren Urarigift getränkt. Haben indianische Jäger Hunde bei sich, so erlegen sie den Jaguar ohne alle Gefahr. Die Hunde stöbern das Raubthier auf, jagen es gewöhnlich auf einen schiefstehenden Baum und verbellen es. Dort wird es dem Indianer zum bequemen Zielpunkt. Aus ziemlich weiter Entfernung sendet er seine fürchterlichen Pfeile nach der gewaltigen Katze ab, einen nach dem andern. Diese achtet kaum des kleinen Ritzes, welchen die Geschosse ihr beibringen; sie hält vielleicht das Pfeilchen blos für einen Dorn, der sie verwundete: aber schon nach wenigen Minuten erfährt sie, mit welcher furchtbaren Waffe ihr der Mensch zu Leibe ging. Das Gift beginnt zu wirken, ihre Glieder erschlaffen, die Kraft erlahmt, sie stürzt mit einigen Zuckungen auf den Boden, richtet sich noch einige Male auf, versucht, sich fortzuraffen, und bricht dann plötzlich zusammen, zuckend, verendend.

Weit verwegener, als diese heimtückische Jagd, ist folgende. Der Jäger umwickelt mit einem Schaffelle den linken Arm bis über den Ellbogen und bewaffnet sich mit einem zweischneidigen Messer

oder Dolche, von etwa zwei Fuß Länge. So ausgerüstet, sucht er mit zwei oder drei Hunden den Jaguar auf. Dieser bietet wenigen Hunden sogleich die Spitze; der Jäger naht sich ihm und reizt ihn gewöhnlich mit Worten und Geberden. Plötzlich springt der Jaguar mit einem oder zwei Sätzen auf den Jäger zu, richtet sich aber zum Angriffe, wie unser Bär, in die Höhe, und öffnet brüllend den Rachen. In diesem Augenblicke hält der Jäger den beiden vorderen Tatzen des Thieres den umwundenen Arm dar, und, mit dem Körper in etwas nach rechts ausweichend, stößt er ihm den Dolch in die linke Seite. Der getroffene Jaguar fällt durch den Stoß um so eher zu Boden, da es ihm schwer fällt, in aufrechter Stellung das Gleichgewicht zu bewahren, und die Hunde werfen sich über ihn her. War die erste Wunde nicht tödlich, so steht er mit Blitzesschnelle wieder auf, macht sich von den Hunden los und stürzt sich von neuem auf seinen Gegner, der ihm alsdann einen zweiten Stich versetzt. Rengger kannte einen Indianer aus der Stadt Bajada, welcher über hundert Jaguare auf diese Weise erlegt hatte. Er war ein leidenschaftlicher Jäger, büßte aber im Jahr 1821 auf einer solchen Jagd das Leben ein. — Göring hörte von einem Gaucho erzählen, welcher wegen seiner Jagden den Namen „Matador de Tigres" (Tigertödter) erhalten hatte. Dieser kühne Mann hatte sehr viele Jaguare ebenfalls mit dem Messer erlegt.

Wie man Rengger versicherte, giebt es sogar Menschen, die tollkühn genug sind, blos mit einer Keule bewaffnet den Jaguar anzugreifen. Auch diese sollen sich den linken Arm mit einem Schaffell umwinden und ihrem Feinde im Augenblicke, wo er gegen sie aufsteht, einen Schlag auf die Lendenwirbel versetzen, so daß er zusammensinkt und des gebrochenen Rückgrates wegen nicht mehr aufstehen kann. Einige Schläge auf die Nasenwurzel vollenden dann seine Niederlage. „Diese zweite Art, den Jaguar zu jagen, habe ich," sagt Rengger, „nie selbst gesehen; jedoch scheinen mir die darüber erhaltenen Nachrichten nicht unglaubwürdig, da ich bei mehreren zahmen Jaguaren beobachtet habe, daß man sie durch einen nicht sehr starken Schlag auf die Lendenwirbel, wenigstens für einige Tage, an den hinteren Gliedern lähmen kann." Nach demselben Beobachter wird der Jaguar in Paraguay auf folgende Art gejagt: Ein guter Schütze, in Begleitung von zwei Männern, von denen der eine mit einer Lanze, der andere mit einer fünf Fuß langen, zweizackigen Gabel bewaffnet ist, sucht mit sechs bis zehn Hunden den Jaguar auf. Ist dieser schon öfter gejagt worden, so reißt er auf das erste Anschlagen der Hunde aus; sonst aber stellt er sich zur Gegenwehr oder klettert auf einen Baum. Widersetzt er sich den Hunden, so schließen diese einen Kreis um ihn und bellen ihn an. Sie müssen schon sehr beherzt und geübt sein, um ihn anzugreifen, und werden dennoch gewöhnlich das Opfer ihres Muthes. Ohne Mühe bricht ihnen der Jaguar mit einem Schlage den Rücken oder reißt ihnen den Bauch auf; denn nicht einmal zwanzig der besten Doggen können einen ausgewachsenen Jaguar überwältigen. Sowie nun die Jäger das Raubthier ansichtig werden, stellen sie sich neben einander, den Schützen in der Mitte. Dieser sucht ihm einen Schuß in den Kopf oder in die Brust beizubringen. Gelingt der Schuß, so fallen die Hunde über das Thier her und drücken es zu Boden, wo seine Niederlage leicht vollendet wird. Fehlt aber der Schuß oder wird der Jaguar nur leicht verwundet, so springt er unter fürchterlichem Gebrüll auf den Schützen los. Sobald er sich aber auf die hinteren Beine stellt, hält ihm der mit der Gabel bewaffnete Jäger diese vor, und der Lanzenträger giebt ihm von der Seite einen Stich in die Brust, zieht aber die Lanze sogleich wieder zurück und macht sich auf einen zweiten Stoß gefaßt, denn der niedergeworfene Jaguar steht mit der größten Schnelligkeit wieder auf und stürzt sich auf seine Gegner, die ihn mit neuen Stößen empfangen, bis er seine Kraft verliert und endlich von den anspringenden Hunden auf dem Boden festgehalten wird. Während dem Kampfe suchen die letzteren den Jaguar niederzureißen, indem sie ihn beim Schwanze fassen; nur sehr starke Hunde greifen ihn auch von der Seite an. Der Lanzenstich darf ja nicht von vorn gegeben werden, sondern muß von der Seite erfolgen, indem die Brust des Jaguars beinahe keilförmig und seine Haut durch lockeres Zellgewebe mit den Muskeln verbunden, also sehr beweglich ist; es könnte demnach das Eisen leicht zwischen der Haut und den Rippen durchglitschen. Auch muß man sich hüten, das umgeworfene Thier mit der Lanze an den Boden festnageln zu wollen; denn

es ist ihm, obschon durchbohrt, ein Leichtes, durch einen Schlag mit der Tatze den Schaft der Lanze zu brechen. Ist dann kein zweiter Lanzenträger da, und hat der Jaguar noch einige Kraft, so kann er seine Gegner sehr übel zurichten. Es fällt auf, daß der Jaguar, obschon ihm die Hunde Nichts anhaben können, sich doch öfters vor ihnen fürchtet und, sowie er gejagt wird, auf einen Baum klettert. Nun hat der Jäger wohl einen sichern Schuß auf das Thier, aber er wird nichtsdestoweniger von ihm angefallen, wenn er dasselbe verfehlt oder nur leicht verwundet. Blitzschnell läßt es sich vom Baume herunter und stürzt brüllend mitten durch die Hunde auf den Schützen los, dessen Begleiter ihn dann empfangen. Diese Letzteren müssen erprobte Männer sein, sonst ist der Schütze verloren. Fremde haben sich daher zu überlegen, mit wem sie auf eine solche Jagd gehen. Es ist nicht daran zu denken, daß man sich dann mit Kolbenschlägen, Bayonnetstößen oder Säbelhieben vertheidigen könnte; denn, ehe sich's der Schütze versieht, steht der Jaguar brüllend und mit offenem Rachen vor ihm, schlägt mit einer Tatze nach dessen Kopf oder Schultern und wendet mit der andern die vorgehaltenen Waffen ab. In solchen Augenblicken verlassen oft die erprobtesten Jagdgefährten einander, und auch die beherztesten und geübtesten Männer laufen immer einige Gefahr; denn, da der Kampfplatz gewöhnlich im Dickicht des Waldes ist, bedarf es nur eines geringen Hindernisses, um den Lanzenträger keinen sichern Stoß zu thun lassen.

Die Paraguayer greifen den Jaguar übrigens auch blos mit der Lanze an. Ist das Thier auf einen Baum geklettert, so suchen sie ihre Schlinge, die sie immer mit sich führen, ihm um den Hals zu werfen oder dieselbe ihm vermittelst einer oben eingekerbten Stange anzulegen. Hiergegen scheint sich der Jaguar wenig zu sträuben; er muß aber bald sehen, wie unbedachtsam Dies war; denn, sobald ihm die Schlinge um den Hals geworfen ist, bringt der Reiter sein Pferd, an dessen Bauchriemen das andere Ende befestigt ist, in Galopp, reißt den Jaguar vom Baume herunter und schleift ihn aufs offene Feld hinaus. Hier wirft ein zweiter Reiter, wenn das Raubthier noch lebend und kräftig ist, ihm eine andere Schlinge um die Beine, und beide Männer reiten nun in entgegengesetzter Richtung davon und erdrosseln den Räuber. Auf gleiche Weise, aber noch leichter, erwürgt man ihn, wenn man ihn im offenen Felde antrifft; denn hier, vom Walde oder Röhricht entfernt, wagt er es gar nicht, sich zu vertheidigen, sondern sucht in großen Sprüngen zu entfliehen. Auf dem Anstande wird der Jaguar auch erlegt. Der Schütze versteckt sich in der Nähe eines lebenden Thieres oder eines von der Unze bereits getödteten auf einem Baume und schießt von dort herab auf das zurückkehrende Raubthier. Doch soll es vorgekommen sein, daß Jaguare, welche auf diese Weise leicht verwundet wurden, den Jäger auf dem Baume angegriffen und zerrissen haben. Hier und da gräbt man auch Fallgruben aus und fängt in ihnen die angeköderte Katze.

Das Fell des Jaguars hat in Südamerika nur geringen Werth und wird höchstens zu Fußdecken und dergleichen verwendet. Das Fleisch essen blos die Botokuden. Manche Indianer sollen auch sein Fett genießen, trotz seines heftigen Geruches. Gewisse Theile des Jaguarleibes werden als Arzneimittel angewendet. So glaubt man, daß sein Fett gegen Wurmkrankheiten und seine gebrannten Krallen gegen Zahnschmerzen gute Mittel seien. Außerdem wird das Fett von den Wilden zum Einreiben ihres Körpers benutzt, und sie glauben, dadurch ebenso stark und muthig zu werden, wie das Raubthier selbst. Besonders gefährliche Jaguare, welche sich nur schwer aus der Nähe der Dörfer vertreiben lassen und die Bewohner derselben stets mit ihren Ueberfällen bedrohen, werden, wenn sie getödtet worden sind, nicht benutzt; denn die Indianer sind überzeugt, daß sie eigentlich gar keine Thiere, sondern zauberhafte Wesen, gleichsam die Hüllen verstorbener lasterhafter Menschen seien.

Weit weniger schädlich und furchtbar, als der Jaguar, ist eine zweite sehr schöne Katze Südamerikas, vielleicht das farbenschönste Mitglied der ganzen Familie, der Ozelot oder die Pantherkatze (Leopardus pardalis). Sie ist bedeutend kleiner, als der Jaguar, erreicht jedoch immer noch, wenn auch nicht die Höhe, so doch die Länge unsers Luchses; denn diese beträgt 3 Fuß und die Länge des Schwanzes 1 Fuß 3 Zoll, die Höhe am Widerrist dagegen kaum $1\frac{1}{2}$ Fuß. Der Körper

ist schlank, die Beine sind ziemlich hoch, obwohl viel niedriger, als beim Luchs, der Schwanz ist mittellang, von mäßiger Dicke, gegen die Spitze zu etwas verdünnt. Die Ohren sind kurz, breit und abgerundet, der Augenstern ist beinahe rund. Dicht, glänzend und weich ist der Pelz und dabei ebenso bunt wie geschmackvoll gezeichnet. Seine Grundfarbe ist auf der Oberseite ein bräunliches Grau oder Röthlichgelbgrau, auf der Unterseite ein gilbliches Weiß. Von den Augen zieht sich jederseits ein schwarzer Längsstreifen zu den Ohren. Die Oberseite des Kopfes ist klein getupft, auf den Wangen verlaufen Querstreifen und von diesen aus ein Kehlstreif. Ueber den Rücken ziehen sich Längsstreifen, meist vier, längs des Rückens eine Reihe schmaler, schwarzer Flecken, unter denen größere hervortreten, an den Seiten gekrümmte Längsreihen breiter, bandförmiger Längsstreifen, welche von den Schultern bis zum Hintertheile reichen, lebhafter, als die Grundfarbe, schwarz gesäumt, und oft in der der Mitte dunkel punktirt sind. Der Unterleib und die Beine sind mit vollen Flecken bedeckt, welche auf dem Schwanze in Ringe übergehen. Diese Färbung ändert übrigens sehr



Der Ozelot oder die Pantherkatze (Leopardus pardalis).

ab. Oft sind die schwarzen Längsstreifen des Rückens durch breitere fahle Streifen in acht getheilt, und breite ununterbrochene Streifen ziehen sich längs den Seiten entlang; bei anderen zertheilen sich die Streifen in Flecke, auf den Wangen finden sich breite, schwarze Tüpfel; noch andere sind am ganzen Unterleibe schwarz gestreift, der Schwanz ist vollständig geringelt u. s. w. Die Weibchen unterscheiden sich von den Männchen durch schwächere Färbung der Flecken und kreisförmig gestellte Punkte auf den Schultern und dem Kreuze.

Der Ozelot ist weit verbreitet. Er findet sich durch ganz Mittelamerika bis in das nördliche Brasilien und andrerseits bis Mejiko und Tejas und den südlichen Theil der Vereinigten Staaten. Hier lebt er mehr in den tieferen und menschenleeren Wäldern, als in der Nähe von Ortschaften, obgleich er auch da vorkommt. Auf freiem Felde findet man ihn nie, immer nur in Wäldern und in sumpfigen Gegenden. An manchen Orten ist er recht häufig. Er scheint kein bestimmtes Lager zu haben. Den Tag über schläft er im dunkelsten Theile des Waldes, zuweilen im hohlen Baume oder auch zwischen undurchdringlichen Bromelien, welche von dichtem Strauchwerk beschattet sind. In der

Morgen- und Abenddämmerung, besonders auch bei Nacht, geht er auf Raub aus und zwar ebenso gut in hellen, sternenklaren, als in dunkeln, stürmischen Nächten. Letztere sind ihm sogar angenehm, weil er dann, unbemerkt von den Hunden, an die Bauernhöfe herankommen und dort nach Belieben würgen kann. In dunkeln Nächten gilt es für den Hofbesitzer, das Hühnerhaus wohl zu verschließen; denn wenn der Ozelot unter die Hühner kommt, richtet er dort ein arges Blutbad an.

Im Freien besteht die Nahrung unserer Katze aus Vögeln, welche sie entweder auf dem Baume oder auf der Erde in ihren Nestern beschleicht, sowie aus allen kleineren Säugethieren, jungen Rehen, Schweinen, Affen, Agutis, Paccas, Ratten, Mäusen u. s. w. „Da diese Katze meist nur des Nachts auf Raub ausgeht," sagt Rengger, „habe ich sie niemals auf ihren Jagden beobachten können; sie scheint aber große Streifzüge zu machen. Ich habe in den sogenannten Urwäldern ihre Fährte oft Stunden lang verfolgt. Höchst selten stößt man auf Ueberreste ihrer Mahlzeit, gewöhnlich sind es nur die Federn eines erlegten Vogels. Ich halte sie daher nicht für blutdürstig und glaube, daß sie nicht mehr Thiere auf einmal tödtet, als sie zu ihrer Sättigung bedarf, und diese Meinung hat sich auch an Gefangenen, welche ich gehalten habe, bestätigt. Sie klettert nicht sehr gut und springt, wo die Bäume dicht stehen, wenn sie gejagt wird, mit Leichtigkeit von einem Baume zum andern, obwohl sie im Klettern noch immer nicht die Fertigkeit des Kuguars besitzt. Nur durch die Noth gezwungen, wagt sie sich durch's Wasser, z. B., wenn sie durch Ueberschwemmung vom festen Lande abgeschnitten wird und das nächste Ufer zu gewinnen suchen muß; allein sie ist ein vortrefflicher Schwimmer. Nicht selten kommt es vor, daß ein durch Ueberschwemmung aus den Wäldern vertriebener Ozelot mitten in einer Stadt ans Land steigt. Ich selbst sah einen, welcher über einen Theil des Paraguaystromes geschwommen war, bei seiner Landung im Hafen von Assuncion erschießen."

„Der Ozelot lebt paarweise in einem bestimmten Gebiet. Der Jäger kann gewiß sein, nachdem er einen aufgescheucht hat, den andern in nächster Nähe zu treffen. Mehr als ein Paar trifft man jedoch niemals in dem nämlichen Wald an. Männchen und Weibchen gehen nicht zusammen auf den Raub aus, sondern jedes jagt für sich; auch helfen sie einander nicht bei der Jagd oder bei feindlichen Angriffen.

„Die Begattungszeit tritt bei ihnen im Oktober ein und dauert bis in den Januar; ihre Tragzeit ist unbekannt. Selten übersteigt die Zahl ihrer Jungen zwei. Die Mutter versteckt ihre Sprößlinge in einen hohlen Baum oder in das Dickicht des Waldes und trägt ihnen, sobald sie fressen können, kleine Säugethiere und Vögel zu."

Dem Menschen schadet der Ozelot nur wenig, er fürchtet ihn und die Hunde zu sehr, als daß er sich bevölkerten Gegenden näherte. Blos Wohnungen, welche nahe an Wäldern liegen, werden hin und wieder von ihm heimgesucht; doch auch dann nimmt er höchstens zwei Hühner oder eine Bisamente weg, trägt dieselben ins nächste Gebüsch und verzehrt sie sofort. Wenn ihm seine erste Unternehmung gelingt, kommt er gewöhnlich die nächsten Nächte wieder, bis er gefangen oder verscheucht wird. Man jagt ihn in Paraguay mit Hunden oder fängt ihn in Fallen. Er ist sehr scheu und flüchtig und spürt den Jäger bei mondhellen Nächten, noch ehe derselbe ihn gewahr wird. Vor dem Hunde flieht er in größter Eile auf die Bäume und versteckt sich dort im dichtesten Laube der Krone. Doch gelingt es dann zuweilen, ihn zum Schusse zu bekommen, da ihn das Leuchten seiner Augen verräth. Am leichtesten fängt man ihn vermittelst Fallen, in deren Hintergrund ein Käfig mit einem eingesperrten Huhn gestellt oder auch Rindfleisch als Köder angebracht wird. Azara versichert, daß man dasselbe Thier in derselben Falle und an der nämlichen Stelle wiederfangen könne, denn seine Begierde nach dem Huhn ist so groß, daß es die schon erprobte Gefahr gänzlich vergißt.

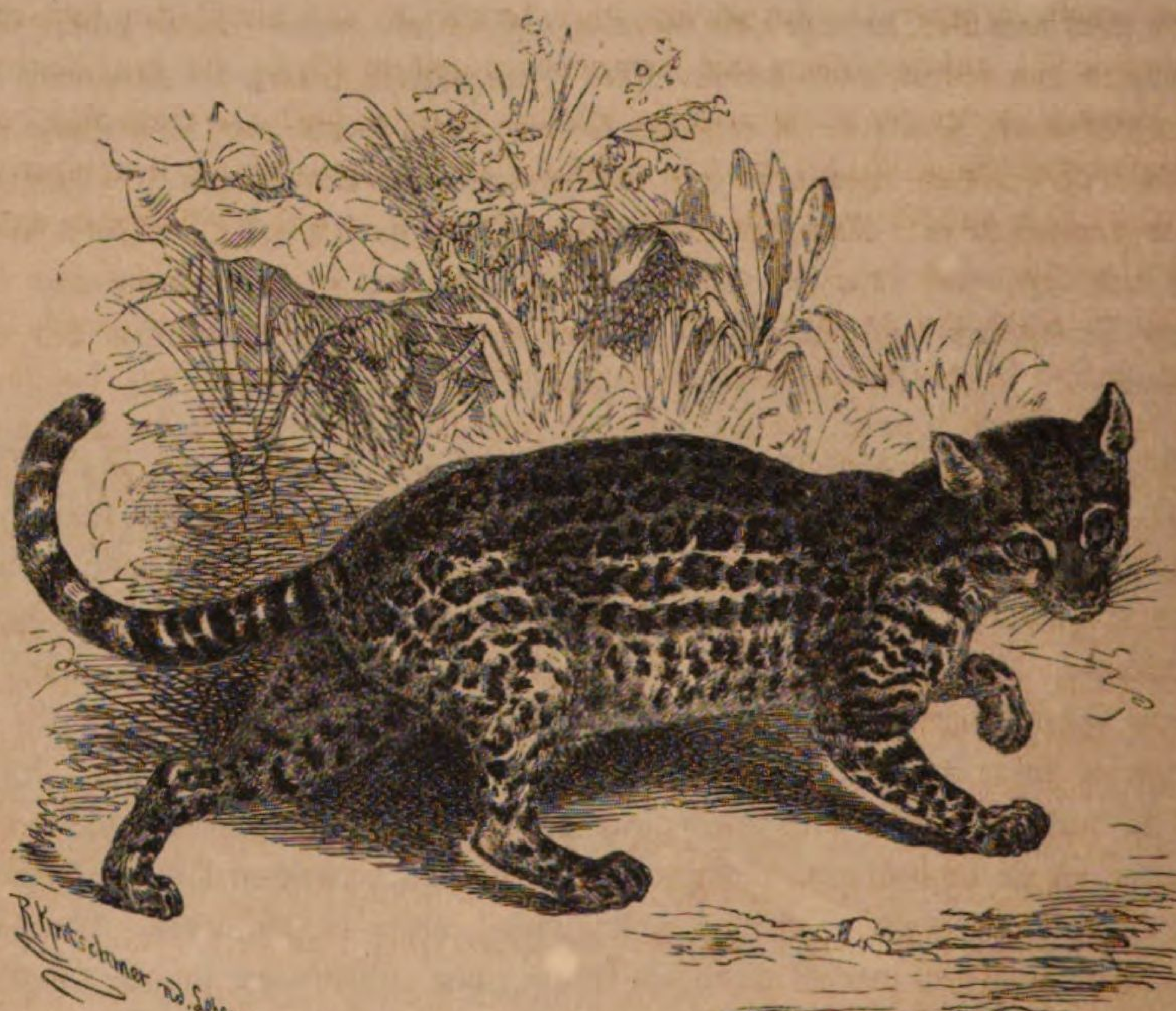
Ein angeschossener Ozelot vertheidigt sich herzhaft mit seinen Krallen gegen die Hunde und kann auch wohl dem Menschen gefährlich werden. Man jagt ihn übrigens weniger des Schadens wegen, den er anrichtet, als seines schönen Felles halber, aus welchem die Einwohner sich Winterstiefeln verfertigen.

Der junge Ozelot wird häufig eingefangen und gezähmt. Gewöhnlich verrathen die Jungen ihren Aufenthalt durch Miauen und werden somit, auch ohne Hilfe der Hunde, ziemlich leicht aufgefunden. Man zieht sie mit Milch auf und nährt sie späterhin größtentheils mit gekochtem Fleische; bloße Pflanzennahrung macht sie krank. Füttert man sie aber nur mit rohem Fleische, so werden sie größer und schöner am Fell, als wenn man ihnen das Fleisch gekocht giebt. Auch alte Ozelots werden nach einiger Zeit zahm, wenn auch nur bis zu einem gewissen Grade; denn sie richten im Hofe immer noch allerlei Unheil an. Können sie sich z. B. eines kleinen Hundes oder einer Katze bemächtigen, so ergreifen sie das Thier beim Nacken, werfen es nieder, halten mit den Vorderpranken seine Vorderbeine, mit den Hinterpranken seine Hinterbeine fest und reißen ihm den Hals auf. Bei fortgesetztem Genuß von Katzenfleisch werden sie krätzig, stoßen während der Krankheit eigenthümliche Klagelaute aus und sterben endlich. Dieselben Klagelaute hört man von ihnen, wenn sie irgendwie ihr Mißbehagen ausdrücken wollen. So miauen sie z. B. auf klägliche Weise, wenn man sie durch Hunger gezwungen hat, Kröten oder Schlangen zu fressen. Diese Thiere verursachen ihnen heftiges Erbrechen und schwächen ihre Verdauungskraft derartig, daß sie jede andere Speise wieder herausbrechen, allmählich abmagern und endlich auch sterben. Das Hausgeflügel können die gezähmten Ozelots nicht ersehen. Sie ergreifen es, sobald sie es erreichen können, beim Kopfe oder beim Halse und tödten es durch den ersten Biß. Dann rupfen sie vor dem Genusse mit dem Maule den größten Theil der Federn aus und verspeisen es. Nach der Sättigung belecken sie sich das Maul, die Pfoten und den übrigen Körper und legen sich schlafen. Ihren Koth verscharren sie nie, häufig aber legen sie denselben in ihrem Trinkgefäße ab, sie mögen nun in einen Käfig eingeschlossen sein oder frei im Hause herumgehen.

Den größten Theil des Tages bringt der gefangene Ozelot schlafend zu. Dabei liegt er in sich zusammengerollt, wie es unsere Hauskatzen auch thun. Gegen Abend wird er unruhig und bleibt nun die ganze Nacht hindurch wach. Wenn er noch jung ist, läßt er öfters einen miauenden Ton hören, besonders wenn er Hunger, Durst oder Langeweile verspürt; später vernimmt man diesen Ton nur bei krankem Zustande. Wird er im Fressen gestört, so knurrt er. Seine Zufriedenheit legt er durch Schnurren, seine Furcht oder seinen Zorn durch ein Schnäuzen an den Tag. Alt eingefangene Ozelots unterwerfen sich wohl dem Menschen, schließen sich ihm aber niemals an. Der Verlust der Freiheit macht sie niedergeschlagen und gleichgiltig gegen gute oder schlechte Behandlung. Sie lassen sich schlagen, ohne sich zu vertheidigen, machen keinen Unterschied zwischen ihrem Wärter und anderen Menschen und bezeigen ihm weder Zutrauen noch Freude, wenn sie ihn sehen. Ganz jung und mit Sorgfalt aufgezogene hingegen werden im hohen Grade zahm. Gleich den jungen Hauskatzen gaukeln sie mit einander, spielen mit einem Stück Papier, mit einer kleinen Pomeranze und dergleichen. Ihren Wärter lernen sie bald kennen, springen ihm nach, belecken ihm die Hand, legen sich ihm zu Füßen nieder oder klettern an ihm hinauf. Gegen Liebkosungen sind sie sehr empfänglich und beginnen augenblicklich zu spinnen, wenn man ihnen schmeichelt. Niemals zeigen sie Falschheit. Mit den Hunden und Katzen, in deren Gesellschaft sie leben, vertragen sie sich sehr gut; dem Geflügel stellen sie aber doch noch nach. Aller früheren Strafen uneingedenk, springen sie, sobald ihnen die Lust ankommt, auf eine Henne und lassen sich im Augenblicke des Raubes durch keine Züchtigung abschrecken, das Thier zu ermorden. Ihrer unvertilgbaren Raubsucht wegen hält man sie gewöhnlich in einem Käfig oder an einem Stricke angebunden.

Man glaubt, daß der Ozelot die Schuld von der Verödung der Wälder an Hühnern und Vögeln trägt, und jedenfalls ist es begründet, daß er diesen Thieren großen Schaden thut. Auch den Affen soll er in ihrem laubigen Gebiet eifrig nachstellen. Man hat sogar hierüber das Märchen in Umlauf gesetzt, daß er sich bei seiner Jagd platt auf einen Ast lege und sich todt stelle, worauf dann die Affen erfreut herbeikämen, um sich an der Leiche ihres Todfeindes zu weiden, plötzlich aber sehen müßten, wie bitter sie sich geirrt hätten.

Dem Ozelot sehr nahe verwandt sind zwei andere Katzen Amerikas: der Marguay und der Mbaracaya. Beide sind mehrfach als Spielarten von jenem angesehen worden; sie unterscheiden sich aber hinlänglich durch ihre Größe. Der Marguay (Leopardus tigrinus) erreicht nur die Größe der Hauskatze. Seine Körperlänge beträgt zwanzig, die des Schwanzes elf Zoll. Der weiche und schöne Katzenpelz hat oben und an den Seiten eine fahlgelbe Grundfarbe und ist unten, wie bei den meisten übrigen Katzen, weiß. Ueber die Wangen laufen zwei Streifen, zwei andere ziehen sich vom Augenwinkel über den Kopf ins Genick. Hier schieben sich nun noch andere ein, und so ziehen sich über den Nacken sechs derselben, weiter hinten sich in breitere Flecken auflösend. An der Kehle stehen zwei schwarze Tupfflecke, vor der Brust breite Halbringe. In der Mitte des Rückens verläuft ein unterbrochener Streif und jederseits daneben mehrere Reihen voller Flecken, von denen viele einen hellern Hof umschließen. Die Beine und der Unterleib sind gefleckt, die Ohren schwarz mit weißen Flecken. Der Schwanz ist an der Spitze buschiger, als an der Wurzel.



Der Marguay (Leopardus tigrinus).

In ihrer Lebensweise ähnelt diese Katze der vorhergehenden fast in allen Stücken. Wenn sie jung eingefangen und ordentlich gehalten wird, ist sie ein höchst gelehriges und anhängliches Thier; alt eingefangen, beträgt sie sich allerdings sehr wild und ungestüm, nimmt jedoch nach einiger Zeit auch einen gewissen Grad von Zähmung an. Waterson erwähnt, daß er in Guiana einen jung aufgezogenen Marguay längere Zeit in der Gefangenschaft gehabt habe. Er hatte ihn mit großer Sorgfalt aufgezogen, und so wurde das Thier in kurzer Zeit mit seinem Herrn auf das innigste befreundet und folgte ihm später wie ein Hund. Gegen die Ratten und Mäuse, welche das Haus in Masse bevölkerten, lag der Marguay in einem ewigen Streit und wußte das von den verderblichen Nagern wahrhaft gepeinigte Haus in kurzer Zeit nach Möglichkeit zu reinigen. Er ging von Anfang an mit instinktmäßiger Kenntniß der Ratten und ihrer Sitten zu Werke. Die letzten Stunden des Tages waren seine beste Jagdzeit: er schlich dann im ganzen Hause herum, vor jeder Oeffnung lauschend und jeden Winkel untersuchend, machte somit auch regelmäßig hinreichende Beute. Seine Hilfe wurde außerordentlich werthvoll; denn die Ratten hatten vor seiner Zeit nicht weniger als

32 Thüren zerfressen, und das langschwänzige Ungeziefer lustwandelte nun im ganzen Hause nach Belieben umher. Diesem Vergnügen that die Wildkatze den gründlichsten Eintrag und gewann sich auch aus diesem Grunde immer mehr die Liebe ihres Erziehers.

Der Mbaracaya oder Tschati-Chati (Leopardus Maracaya) ähnelt in seinem Leibesbau mehr dem Jaguar, als dem Ozelot, unterscheidet sich aber nicht nur durch seine Zeichnung, sondern auch durch seine Größe augenblicklich von dem gefürchteten Räuber. Auch ist der Kopf verhältnißmäßig kleiner und der Schwanz verhältnißmäßig kürzer. Der Tschati ist aber immerhin noch eine große Katze; denn seine Körperlänge beträgt $2^1/_2$ Fuß, die des Schwanzes 1 Fuß und die Schulterhöhe $1^1/_3$ Fuß. Der Grundton der Färbung ist mehr gelblich, als röthlich, der Grundfarbe des Leopardenfells ziemlich ähnlich; die Unterseite ist rein weiß. Auf dem Kopfe, Rücken, am Schwanze und unten an den Beinen heben sich einfache, schwarze Tüpfel ab, welche ebenso unregelmäßig in ihrer Gestalt, wie in ihrer Anordnung sind. Bald sind sie lang gezogen, bald rund, bald in Streifen geordnet, bald wirr durch einander gestreut. Ein Flecken über dem Auge und die Backen sind rein weiß, die Ohren sind innen weiß, außen schwarz mit weißem oder gelbem Fleck. An den Seiten des Kopfes verlaufen zwei schwarze, unter der Kehle zieht ein brauner Streifen hin. Die Endhälfte des Schwanzes hat schwarze Binden und einige Ringel vor der Spitze. Die Jungen haben ein struppigeres und streifig geflecktes Haarkleid; aber auch bei den Alten ändert die Grundfarbe und die Beschaffenheit der Flecken und Streifen vielfach ab.

Der Tschati ist ein höchst eifriger Jäger und wagt sich schon an ziemlich große Thiere. Den Hühnerzüchtern, welche in der Nähe ihrer Waldungen wohnen, ist er ein sehr unangenehmer und ungemüthlicher Nachbar, und jeder, welcher Hühner hat, mag sich vor ihm in Acht nehmen; denn, wie es scheint, zieht er Geflügel aller übrigen Speise vor und ist deshalb eben nicht lässig, den Hühnerhäusern häufig Besuche abzustatten. Eine Mauer oder ein Pfahlzaun rings um das Gehöft schützt gar nicht gegen seine nächtlichen Besuche; denn er versteht es ebensogut, sich durch die schmalsten Oeffnungen zu drängen, als über hohe Umfassungen zu klettern. Dabei ist er so vorsichtig bei seinen nächtlichen Ueberfällen, daß er gewöhnlich nicht das geringste Anzeichen von seinen Besuchen giebt und nur am nächsten Morgen durch einige Blutspuren oder zerstreute Federn und noch mehr durch die fehlenden Hühner verkündet, daß er wieder einmal da gewesen sei. Innerhalb zweier Jahre wurden nicht weniger als achtzehn Tschatis von einem Landeigner um sein Gehöft herum gefangen, und hieraus mag hervorgehen, daß sie an manchen Orten häufig genug sind.

Man sagt, daß er in Paaren lebe und jedes derselben einen besondern Jagdgrund besitze, ohne daß die beiden Gatten sich jedoch bei der Jagd behilflich wären. Während des Tages liegen die Thiere sorgfältig verborgen in dem dunkeln Schatten der Wälder und schlafen ihre Zeit ab, bis die Sonne zur Rüste gegangen ist und die Dunkelheit sich über das Land senkt. Dann machen sie sich auf, um ihren Weg der Zerstörung zu wandeln. In Mondscheinnächten verbleiben sie in ihren Wäldern, d. h. sie scheuen sich, an ein Gehöft heranzuschleichen: je dunkler und stürmischer aber die Nacht ist, umsomehr scheint sie dieser Katze geeignet, einen Ueberfall auf die von den Menschen geschützten Thiere zu versuchen. In solchen Nächten mag der Landeigner sich in Acht nehmen und gut nach seinen Thoren und Läden sehen, oder aber erwarten, daß er am Morgen einen leeren Hühnerstall findet.

In der Gefangenschaft ist der Tschati ein sehr liebenswürdiges und anhängliches Wesen, welches seinen Herrn durch sein angenehmes Wesen und die hübschen und anmuthigen Streiche erfreut. Einer, welcher von dem erwähnten Landbesitzer gefangen worden war, wurde so vollständig zahm, daß man ihm zuletzt die Freiheit gab. Doch so liebenswürdig und umgänglich er sich auch gegen seinen Herrn bewiesen hatte, so mord- und rauflustig zeigte er sich gegen die Hühner. Diese Eigenschaft war viel zu tief in ihm eingewurzelt, als daß sie hätte ausgerottet werden können. Das Thier benutzte jeden Augenblick, um im eigenen Hause oder in der Nachbarschaft einen Ueberfall zu machen, und endete bald genug auf einem dieser Streifzüge durch den Sper eines erbosten Pächters sein Leben.

Eine fünfte Art dieser neuweltlichen Katzen, die langgeschwänzte Tigerkatze (Leopardus macrurus), ist ein ziemlich unbekanntes und auch in Sammlungen noch seltenes Thier. Der Entdecker ist der um die Thierkunde Brasiliens hochverdiente Prinz Max von Neuwied. Er berichtet über sie Folgendes:

„Die Tigerkatze lebt in allen von mir bereisten Gegenden. Anfänglich wurde sie von mir für einen Mbaracaya gehalten, bis ich beide Thiere genauer verglich. Von dem Marguay und dem Ozelot ist sie verschieden. Ihre schlanke Gestalt, das bunte Fell, welches übrigens mit dem des Mbaracaya höchst übereinstimmend gezeichnet ist, machen sie zu einem der schönsten Thiere der Katzenfamilie. Meine Jäger fanden die Tigerkatze an verschiedenen Orten, und ich kann deshalb sagen, daß sie fast in allen großen Urwäldern Brasiliens lebt. Bei den Brasilianern trägt sie den Namen der gefleckten Wildkatze und wird von ihnen ihres schönen Felles wegen oft geschossen. Da sie weit leichter und behender ist, als der Mbaracaya, steigt sie besonders gern an den Schlinggewächsen auf und ab, durchsucht die Bäume nach mancherlei Thieren und Vogelnestern und erhascht und ver-



Die langgeschwänzte Tigerkatze (Leopardus macrurus).

zehrt dabei alle kleineren Thiere, welche sie erreichen und bewältigen kann. Wilden und gezähmten Hühnern ist sie ebenfalls sehr gefährlich und kommt deshalb häufig genug an die Wohnungen heran, um Federvieh zu rauben. Ihr Lager schlägt sie in hohlen Stämmen, Felsenklüften oder Erdhöhlen auf und bringt dort auch ganz nach Art unserer Wildkatze ihre Jungen zur Welt.

Gewöhnlich fängt man sie in Schlagfallen. Ich erhielt in den großen Urwäldern am Mukuri auf diese Art in vierzehn Tagen drei solche Katzen. Eine vierte schoß einer meiner Jäger von einem Baum herab und wollte sie greifen, allein sie entsprang, da sie nur leicht verwundet war. Ein Hund, welcher sie findet, treibt sie augenblicklich auf einen Baum, und dann kann man sie leicht herabschießen. Nur der Zufall bringt den Jäger in Besitz des schönen Thieres, weil man ihm auf seinen Streifzügen, welche es ebensowohl bei Tage, als bei Nacht unternimmt, nicht gut folgen kann."

Seine Körperlänge beträgt zwei Fuß, die des Schwanzes einen Fuß, die Schulterhöhe zehn Zoll. Es ist also nicht viel größer, als unsere Hauskatze. Der längere Schwanz, der kleine Kopf, die großen Augen, die langförmig abgerundeten Ohren und die stark gekrümmten, weißlichen Krallen unterscheiden es von dem Tschati. Seine Grundfarbe ist röthlichbraungrau, an den Seiten heller,

unten weiß. Der ganze Leib ist unregelmäßig graubraun oder schwarzbraun gefleckt, und einzelne Flecke umschließen einen lichtern Hof. Auf dem Oberkörper verlaufen fünf dunkle Längsstreifen, an der Stirne zwei schwarze Streifen, dazwischen Punkte, an den Seiten des Kopfes zwei dunkle Längsstreifen, unter der Kehle ein dunkler Querstreifen. Die Fußsohlen sind graubraun. Die Botokuden, welche das Thier Kuntiack nennen, essen sein Fleisch. Die Brasilianer benutzen das schöne Fell zu Mützen und zu Regenkappen ihrer Gewehrschlösser.

Zum Schluß wollen wir noch zweier anderer Katzen der neuen Welt gedenken, welche sich von den bisher genannten durch die Streifenzeichnung leicht unterscheiden lassen und gewissermaßen an die Buschkatzen der alten Welt, welche wir später betrachten werden, erinnern. Es sind Dies der Colocolo und die Pampaskatze. Beide sind sich in der Größe so ziemlich gleich. Sie erreichen etwa zwei Fuß Körperlänge und einen Fuß Schwanzlänge.

Der Colocolo (Leopardus ferox) hat einen schmächtigen Leib mit starken Gliedmaßen und einen auffallend flachen, breiten Kopf mit großen, runden Ohren. Der Kopf, die Schultern, die



Der Colocolo (Leopardus ferox).

Seiten und die Untertheile sind weiß, der Nacken und der Rücken weißlichgrau. Auf dieser Grundfärbung zeigen sich, zumal auf dem Rücken, schwarze, fahlgelbe, gerundete Längsstriche, welche gegen die Schultern und Schenkel hin immer lichter werden. Die Fußwurzeln sind aschgrau. An den Seiten der Schnauze verläuft ein schwarzer Strich; der Schwanz endet in eine schwarze Spitze und hat viele dunkle Halbringe. Die Nase und die Innenseite der Ohren sind nackt.

Die Lebensweise des Colocolo ist noch ziemlich unbekannt. Man sagt, daß es ein außerordentlich wüthendes, unzähmbares Geschöpf sei und als solches ein wahrhaft furchtbarer Feind auch schon ziemlich großer Säugethiere. An den Ufern eines Flusses in Guiana erlegte ein Offizier eine dieser Katzen, zog sie ab, stopfte sie aus, um sie nach Europa zu versenden, und legte sie zum Trocknen auf das Hintertheil seines Boots. Dort blieb sie auch während der Fahrt liegen. Man fuhr eines Tages unter den weit über den Fluß hängenden Zweigen von großen Bäumen dahin, welche mit einer zahllosen Menge von Affen bedeckt waren. Gewöhnlich zeigen diese Thiere, wenn ein Boot unter ihren Schausitzen weggeht, große Neugierde und ein gewisses Vergnügen und laufen soweit als

möglich dem rasch dahineilenden Fahrzeuge nach, um ihrer Neugierde die größtmöglichste Befriedigung zu gewähren. Ehe der Colocolo getödtet worden war, hatten die Affen in dieser Weise das Boot immer begleitet, das ausgestopfte Fell aber versetzte sie in eine so entsetzliche Angst, daß sie, anstatt sich dem Fahrzeuge zu nähern, mit lautem Schreien zornig und ängstlich davonflüchteten. Diese Beobachtung sagt genug, denn sie beweist, daß die Affen in jenem Thiere ihren furchtbarsten Feind erblickt haben.

Die Pampaskatze (Leopardus pajeros) ähnelt unserer wilden Katze am meisten, ist jedoch von mehr untersetzter Gestalt und hat einen kleinern Kopf und kürzern Schwanz, sowie einen sehr langen, fast zottigen Pelz, dessen Haare hier und da sogar eine Länge von fünf Zoll erreichen. Die Färbung des Pelzes ist blaßgelblichgrau mit zahlreichen und regelmäßig gelben oder braunen Binden, welche vom Rücken aus schief gegen die Leibesseite verlaufen. Die einzelnen Haare sind an der Wurzel braun, dann gelb und endlich an der Spitze schwarz, die des Hinterrückens aber an der



Die Pampaskatze (Leopardus pajeros).

Wurzel schwarz, dann grau, dann gelblichweiß und endlich vor der schwarzen Spitze rein weiß. Von den Augen laufen jederzeit zwei gelbe oder zimmetfarbene Streifen über die Wangen herab und vereinigen sich unten an der Kehle, sie halsbandartig umfassend. Die Schnauzenspitze, das Kinn, die Augenflecken und der Unterleib sind weiß. Ein schwarzer Streifen liegt vor der Brust und verläuft über die Beine, zwei andere ziehen sich über ihn hin. Die Vorderbeine sind dreimal, die hinteren fünfmal breit schwarz gebändert. Die Füße sind gelblich, der Unterleib ist unregelmäßig schwarz gefleckt, die mäßig großen Ohren sind innen weißlich, außen schwarz, der spitze und etwas buschige Schwanz hat die Farbe des Rückens.

Die Pampaskatze findet sich in den Steppen Südamerikas von Patagonien an bis zur Magalhaensstraße herab, und ist namentlich an den Ufern des Rio negro zu finden. Sie lebt in unbewohnten Waldgegenden und Steppen und erhielt ihren lateinischen Namen von dem spanischen Worte „Paja“, welches Stroh bedeutet. Der eigentliche Name würde also in Strohkatze zu übersetzen sein. Dieser Name paßt ebensogut auf die Farbe ihres Pelzes, als auf ihren Aufenthalt, da

sie sehr häufig auch in den Graswaldungen getroffen wird. Hier lebt sie fast ausschließlich von den kleinen Nagethieren, welche jene Steppen in außerordentlicher Menge bevölkern. Sie ist vollkommen unschädlich und ziemlich harmlos. Besonders große Kater sollen drei Fuß lang und über einen Fuß hoch werden. —

Unter den altweltlichen Gliedern unserer Gruppe verdient, wie billig, der Leopard oder Parder (Leopardus antiquorum) die meiste Berücksichtigung.

Schon seit Aristoteles und Plinius besteht unter den Forschern ein noch heutigen Tages nicht ausgefochtener Streit, hinsichtlich der genauen Bestimmung dreier Katzen, welche man Leopard oder Parder, Panther, und Pardel oder Irbis genannt und bald als Abänderungen ein und



Der Leopard oder Parder (Leopardus antiquorum).

desselben Thieres, bald als besondere Arten betrachtet hat. Zumal die beiden Erstgenannten haben zu widersprechenden Meinungen Anlaß gegeben; über den Irbis ist man so ziemlich im Reinen. Man hält Leopard und Panther für sogenannte Abarten, weil es bisher noch keinem Naturforscher gelungen ist, durchgreifende, zur Arttrennung Beider berechtigende Unterschiede festzustellen: allein man vergißt dabei, daß die Römer, welche beide Thiere unterschieden, weit bessere Gelegenheit hatten, sie kennen zu lernen, als wir. Uns möchte es äußerst schwer werden, auch nur halb soviel Parder- und Pantherfelle zusammenzubringen, als die Römer lebende Parder und Panther bei einem einzigen ihrer Kampfspiele verwendeten, und wir dürfen deshalb, wenn wir auch inzwischen weit fortgeschritten sind, die Meinung der Alten doch wohl noch nicht so ganz verwerfen, bevor wir mit aller Sicherheit zum Endurtheil berechtigt sind. Ich meinestheils schließe mich der Anschauung der Alten unbedingt an,

und Dies thun auch alle übrigen Naturforscher, welche Leopard und Panther lebend vor sich sahen. Der Leopard ist immer dunkler und entschieden kurzschwänziger, als der Panther; sein Schwanz hat auch nur 22 Wirbel, während der Schwanz des Panthers aus 28 Wirbeln besteht. Bei jenem ist die Grundfarbe ein dunkles Gelb, welches auf dem Rücken, der hier sehr dicht stehenden schwarzen Flecken wegen, kaum zum Vorschein kommt: bei diesem ist sie ein helles Ockergelb, welches nach der Unterseite des Leibes in Reinweiß übergeht und allerorten deutlich sichtbar wird, weil die Flecken einzelner stehen, als beim Parder. Allerdings gehört ein scharfer Blick dazu, um beide so nahe verwandte Thiere zu unterscheiden, und namentlich den Thierkundigen, welche sich nur mit den Bälgen beschäftigen, mag Dies oft schwer werden: wer aber im Leben beide Katzenarten beobachtet hat, lernt sie später auf den ersten Blick erkennen. Während ich diese Zeilen überlese, habe ich einen Leopard vom Kap und einen Panther aus Indien, welche beide unmittelbar aus ihrer Heimat uns überbracht wurden, lebend vor mir: ich darf mir also wohl ein selbstständiges Urtheil zutrauen, obgleich ich mir gar nicht anmaßen will, den nun einmal bestehenden Streit endgültig zu entscheiden.

Uns insbesondere läßt dieser Streit hier unberührt. Der asiatische Panther und der afrikanische Leopard ähneln sich in ihrer Lebensweise noch mehr, als hinsichtlich ihres Leibesbaues und der Zeichnung ihres Felles; wir lernen also sicherlich das Leben Beider genügend kennen, wenn wir uns nur mit Einem beschäftigen. Ich erwähle mir, wie leicht begreiflich, den Afrikaner zu meiner Schilderung.

Der Leopard ist ganz unzweifelhaft die vollendetste aller Katzen auf dem Erdenrund. Wohl flößt uns die Majestät des Löwen alle Achtung vor der gesammten Familie ein, wohl sehen wir in ihm den König der Thiere; wohl erscheint uns der Tiger als der Grausamste unter der grausamen Gesellschaft; wohl besitzt der Ozelot ein farbenreicheres und bunteres Kleid, als alle übrigen Pardel: hinsichtlich der Einhelligkeit des Leibesbaues, hinsichtlich der Schönheit der Fellzeichnung und hinsichtlich der Anmuth und Zierlichkeit der Bewegung aber stehen sie und alle übrigen Katzen weit hinter dem Leoparden zurück. Er vereinigt Alles in sich, was die einzelnen Mitglieder der Familie im Besondern auszeichnet; er vereinigt deren Eigenschaften in leiblicher wie in geistiger Hinsicht. Seine sammtne Pfote wetteifert an Weiche mit der unsers Hinz: aber sie birgt eine Klaue, welche mit jeder andern sich messen kann; sein Gebiß ist verhältnißmäßiger viel gewaltiger, als das seines königlichen Verwandten. Ebenso schön als gewandt, ebenso kräftig als behend, ebenso klug als listig, ebenso kühn als verschlagen zeigt er das Raubthier auf der höchsten Stufe, welche es zu erlangen vermag.

Die Leibesgröße des Leoparden ist nicht gerade sehr bedeutend: ein nordischer Luchs kommt ihm fast oder ganz gleich. Recht alte Männchen, welche immer viel größer, als die Weibchen sind, haben wohl nur selten $6\frac{1}{2}$ Fuß Länge und am Widerrist $2\frac{1}{2}$ Fuß Höhe; der Schwanz nimmt von jener Länge etwas über ein Drittheil ($2\frac{1}{2}$ Fuß) weg. In unseren Thierschaubuden sehen wir auch von dem Leoparden nur Krüppel, welche höchstens drei Viertheile der angegebenen Maße haben.

Vor den meisten anderen Katzen zeichnet sich der Leopard sofort durch die auffallende Schlankheit aus; sein Leib erscheint noch länger, als er ist. Der kleine Kopf ist rund, die Schnauze kurz; der Schwanz ist lang und dünn, und nach neueren Beobachtungen — welche zu prüfen ich leider versäumte und an dem sehr bösartigen Gefangenen des Hamburger Thiergartens nicht erproben kann — endigt er in eine hornige Spitze.*) Die Pranken sind ungemein kräftig. Wahrhaft prachtvoll und dabei doch höchst ansprechend gezeichnet ist das Kleid. Auf der hellorangenfarbenen, nach unten hin ins Weiße übergehenden Grundfarbe treten ringförmige, theils geschlossene, theils aus zwei, drei und vier im Ring stehenden Tupfen gebildete Flecken von kohl= oder bräunlichschwarzer Färbung hervor. Sie umschließen je einen Hof, welcher immer etwas dunkler, als die Grundfarbe ist, mit dieser aber in gleicher Abstufung nach unten hin sich lichtet. Nur auf der Mittellinie des Rückens, zumal nach hinten zu, bilden diese Flecken drei, seltner vier regelmäßige, gleichlaufende Reihen; seitlich sind solche Reihen zwar auch noch zu verfolgen, aber nicht mehr auf eine bestimmte Zahl zurückzuführen; und

*) Beim Panther ist bestimmt keine hornige Spitze am Schwanzende zu bemerken.

deshalb erscheinen hier die Flecken ganz unregelmäßig gestellt. Am Kopf und an den Beinen gehen die Ringflecken nach und nach in Punkte, am Bauche aber in große (oft noch doppelte) Tupfen über; die Punkte an den Läufen bilden noch Reihen, die Tupfen stehen unregelmäßig. Der Schwanz ist den größten Theil seiner Länge nach mit ringförmigen Flecken besetzt, welche gegen die Spitze hin voll werden und einige, durch schmale, lichte Bänder getrennte Halbringe bilden. Auf der Hinterseite der Ohren steht ein lichter Fleck. — Mit zunehmendem Alter wird der Leopard oben dunkler, unten aber lichter.

Dem Kopfe geben die kleinen Ohren, welche er noch dazu gern zurücklegt, und die großen, funkelnden, goldgrünen Augen einen Ausdruck furchtloser Kühnheit, verbunden mit listiger Tücke.

Auf den ersten Blick hin will es scheinen, als wäre das Kleid des Leoparden viel zu bunt für einen Räuber, welcher durch lauerndes Verstecken und Anschleichen seine Beute gewinnen und sich vor dem scharfen Auge derselben decken muß. Allein bei einer oberflächlichen Betrachtung der Gegenden, welche das Thier bewohnt, muß jede derartige Meinung verschwinden. Wer Innerafrika aus eigener Erfahrung kennen lernte, erstaunt über das bunte Gewand, welches dort die Erde trägt, und findet es ganz natürlich, daß in derselben ein so farbenreiches Geschöpf, selbst in sehr geringer Entfernung, übersehen werden kann. Das Fell des Leoparden und der Boden stimmen in ihrer Färbung auf das genaueste überein!

Fast ganz Afrika ist die Heimat des Leoparden. Er findet sich überall, wo es zusammenhängende, wenn auch nur dünn bestandene Waldungen giebt, und zwar in verhältnißmäßig sehr großer Menge. Unter den Waldungen behagen ihm besonders diejenigen, welche zwischen den höheren Bäumen mit dichtem Unterholz bestanden sind. Grasige Ebenen liebt er nicht, obwohl er in der Steppe eine keineswegs seltene Erscheinung ist. Sehr gern zieht er sich in das Gebirg zurück, dessen reich bewachsene Höhen ihm nicht nur treffliche Versteckplätze, sondern auch reichliche Beute gewähren. In Habesch bietet ihm noch ein Höhengürtel von 8000 Fuß über dem Meere alle Annehmlichkeiten, welche er sich wünschen kann. Gar nicht selten sucht er sich seinen Aufenthaltsort nahe an den menschlichen Wohnungen oder in diesen selbst und unternimmt von hier aus seine Raubzüge: So erzählte mir Schimper, daß ein Leopard in einem Hause der Stadt Adoa in Habesch sogar Junge warf. Unter allen Umständen aber wählt sich der schlaue Räuber Plätze, welche ihn soviel als möglich dem Auge entziehen. In den Wäldern weiß er sich so vortrefflich zu bergen, daß man gewöhnlich blos an den Bäumen seine Spur auffindet: die eingekratzten Streifen, welche er beim Klettern in der Rinde zurückläßt. Seine Fährte sieht man nur äußerst selten, höchstens auf dem feuchten Sande in der Nähe seiner Tränkplätze, wo der leise aufgesetzte Fuß sich abdrückt. Auf dem harten Waldboden nimmt auch das geübteste Jägerauge keine Spur von dem Schleicher wahr.

Wie die meisten Pardelkatzen, hat der Leopard keinen bestimmten Aufenthaltsort, sondern streift weit herum und verändert seinen Wohnsitz nach Umständen. So verläßt er eine Gegend vollständig, nachdem er sie ausgeraubt oder in ihr wiederholte Nachstellungen erfahren hat.

Ungeachtet seiner nicht eben bedeutenden Größe ist der Leopard ein wahrhaft furchtbarer Feind aller Thiere und selbst des Menschen, obgleich er diesem gern ausweicht, wo es geht. In allen Leibesübungen Meister und listiger, als andere Raubthiere, versteht er es auch, das flüchtigste oder das scheueste Wild zu berücken. Sein Lauf ist zwar nicht schnell, aber er kann durch gewaltige Sprünge Das schon ersetzen, was ihm vor hochbeinigen Thieren abgeht. Im Klettern steht er nur wenig anderen Katzen nach. Man trifft ihn fast ebenso oft auf Bäumen, als in einem Busch versteckt. Bei Verfolgung bäumt er regelmäßig. Wenn es sein muß, steht er auch nicht an, über ziemlich breite Ströme zu schwimmen, obgleich er sonst das Wasser scheut. Erst bei seinen Bewegungen zeigt er sich in seiner vollen Schönheit. Denn jede einzelne ist so biegsam, so federnd, gewandt und behend, daß man an dem Thiere seine wahre Freude haben muß, so sehr man auch den Räuber hassen mag. Da kann man Nichts gewahren, was irgend eine Anstrengung bekundet. Der Körper windet und dreht sich nach allen Richtungen hin, und der Fuß tritt so leise auf, als ob er den leichtesten Körper trüge.

Jede Biegung ist zierlich, gerundet und weich: kurz, ein laufender oder schleichender Leopard wird für Jedermann zu einer wahren Augenweide.

Leider steht sein geistiges Wesen mit seiner Leibesschöne nicht im Einklang. Der Leopard ist listig, verschlagen, tückisch, boshaft, wild, raub- und mordlustig, blutdürstig und rachsüchtig. In Afrika nennt man ihn geradezu Tiger, weil man unter diesem Namen das Urbild eines blutdürstigen Wesens bezeichnet. Und wahrhaftig, keine andere altweltliche Katze kann den Namen des furchtbarsten Gliedes der Familie mehr verdienen, als unser Leopard. Er mordet alle Geschöpfe, welche er bewältigen kann, gleichviel, ob sie groß oder klein sind, ob sie sich wehren oder ihm ohne Abwehr zur Beute fallen. Antilopen, Ziegen und Schafe bilden wohl seine Hauptnahrung: aber er klettert auch den Affen auf den Bäumen, den Klippschliefern auf den Felsen nach. Den Pavianen ist er beständig auf den Fersen. Er ist es, welcher ein gefährliches Ueberhandnehmen dieser Thiere verhindert: Dies sieht man in jenen Höhen, wo er nicht hinkommt. Nicht einmal das Stachelschwein ist vor ihm sicher. Er legt sich, wie Jules Gerard in Algerien beobachtete, auf den Wechsel dieses Nagers, lauert mit der größten Geduld und faßt, wenn der wohlbewehrte Stachelheld nächtlich seines Weges geht, blitzschnell zu, giebt ihm einen Schlag auf die Nase und zermalmt ihm dann rasch den Kopf. Die Antilopen soll er, wie die Kaffern erzählen, durch einen eigenthümlichen Kunstgriff zu berücken versuchen. Er schleicht im Grase an sie heran und beginnt in einiger Entfernung ganz sonderbare Bewegungen zu machen, um die Neugierde dieser Thiere zu erregen. Läßt es sich ein Stück des Rudels beikommen, dieser Neugierde Folge zu geben, so ist es verloren. Etwas ist jedenfalls an der Sache, wenn auch die Deutung jener Bewegung kaum die richtige sein dürfte.

Unter den Herden richtet er oft ein fürchterliches Blutbad an. Manche Leoparden haben in einer einzigen Nacht dreißig bis vierzig Schafe getödtet. Deshalb wird er von den Viehzüchtern auch weit mehr gefürchtet, als der Löwe, welcher sich stets mit einem Wildpret begnügt. Aus der Klasse der Vögel fallen ihm hauptsächlich die Hühner zum Opfer; ihnen schleicht er ohne Unterlaß nach. Aber nicht einmal der Mensch ist vor ihm gesichert, und namentlich Kinder finden durch ihn gar häufig ihren Tod. So erzählte mir der Pater Filippini, ein sehr sorgsam beobachtender Jäger, welcher länger als zwanzig Jahre in Habesch gelebt hat, daß unser, von ihm grimmig gehaßtes Raubthier binnen drei Monaten aus dem Bogosdorfe Mensa allein acht Kinder weggetragen und verspeist hatte.

Mit der Kühnheit, Raublust und Mordgier verbindet der Leopard überdies die größte Frechheit. Dreist und unverschämt kommt er bis in das Dorf oder bis in die Stadt, ja selbst bis in die bewohnten Hütten hinein. Als sich Rüppell in der abissinischen Provinz Simeen befand, packte ein großer Leopard unfern des Lagerplatzes und bei hellem Tage einen der Esel, wurde indessen noch zeitig genug durch das Geschrei der Hirtenknaben verscheucht. „Bei Gondar,“ sagt derselbe Naturforscher, „wurden wir durch das Geschrei einer in unserm Haushofe befindlichen Ziege aus dem Schlafe geweckt. Es zeigte sich, daß ein Leopard über die neun Schuh hohe Hofmauer geklettert war und die schlafende Ziege an der Kehle gepackt hatte. Ein Pistolenschuß, der aber nicht traf, verscheuchte das Raubthier aus dem Hofe, in welchem es die sterbende Ziege zurückließ. Nach zwei Stunden kam der Leopard wieder in den Hof gesprungen und drang sogar bis in mein Schlafzimmer, wo die todte Ziege lag! Als er uns aber aufspringen hörte, entfloh er abermals unverletzt. Sieben Tage später wurden wir nachts durch das Jammergeschrei unserer Haushühner geweckt, welche hoch oben an der Decke des Vorzimmers auf einer schwebend hängenden Stange saßen. Drei Leoparden auf einmal hatten uns einen Besuch zugedacht. Während nun mein Neger Abdallah mit gespanntem Gewehr das Knurren einer dieser Bestien in dem Vorhofe bei den Maulthieren belauschte, sah ich die beiden anderen auf der Mauer des Hinterhofs, wohin ich mich begeben hatte, umhergehen und zwar mit so leisem, aber sicherm Tritte, daß ich darüber ganz erstaunt war. Die zu große Dunkelheit der Nacht machte einen sichern Schuß unmöglich. Da es den Leoparden gelungen war, einige Hühner zu erhaschen, so konnten wir einer baldigen Wiederholung ihres Besuchs gewiß sein. Wirklich

erschienen sie auch schon in der nächsten Nacht wieder. Einer aber, welcher bereits zwei Stück Geflügel ertappt hatte, mußte mit dem Leben büßen, indem Abdallah ihm durch einen glücklichen Schuß die Wirbelsäule zerschmetterte."

Von seiner kühnen Mordlust lieferte der Leopard auch mir einen schlagenden Beweis. Wir ritten Vormittags durch einen Theil des Bogosgebirges. Da hörten wir über uns wieder einmal das stets zur Jagd herausfordernde Gebell der großen Paviane, und beschlossen sofort, unsere Büchsen an ihnen zu erproben. Unsere Leute, unter denen sich der egyptische Koch meines Freundes van Arkel d'Ablaing befand, blieben unten im Thale stehen, um die Maulthiere zu halten; wir kletterten langsam an der Bergwand empor, wählten uns einen ziemlich passenden Platz und feuerten von da aus nach den oben sitzenden Affen. Es war ziemlich hoch, und mancher von den Schüssen ging fehl; einige hatten jedoch getroffen: die Opfer derselben brachen entweder zusammen oder suchten verwundet das Weite. So sahen wir einen uralten Hamadryas, welcher leicht am Halse verletzt worden war, taumelnd und unsicher den Felsen herabkommen und an uns vorüberschwanken, sich mehr und mehr dem Thale zuwendend, woselbst wir ihn als Leiche zu finden hofften. Wir beachteten ihn deshalb auch gar nicht weiter, sondern ließen ihn ruhig seines Weges ziehen und feuerten unsere Büchsen wieder nach den anderen Affen ab, welche noch da oben saßen. Urplötzlich entstand ein fürchterlicher Aufruhr unter den Affen und wenige Sekunden später ein wüster Lärm unten im Thale. Sämmtliche männliche Mantelpaviane rückten auf der Felskante vor, grunzten, brummten, brüllten und schlugen wüthend mit den Händen auf den Boden. Aller Augen richteten sich zur Tiefe, die ganze Bande rannte hin und her; einige besonders grimmige Männchen begannen an der Felswand herabzuklettern. Wir glaubten schon, daß jetzt wir angegriffen werden sollten, und beeilten uns etwas mehr, als gewöhnlich, mit dem Laden der Büchse. Da machte uns der Lärm unten auf die Tiefe aufmerksam. Wir hörten unsere Hunde bellen, die Leute rufen und vernahmen endlich die Worte: „zu Hilfe! zu Hilfe! ein Leopard!" An der Bergwand hinabschauend, erkannten wir denn auch wirklich das Raubthier, welches auf geradem Wege unseren Leuten zueilte, sich aber bereits mit einem Gegenstand beschäftigte, welcher uns unkenntlich blieb, weil er durch den Leoparden verdeckt war. Gleich darauf fielen unten zwei Schüsse. Die Hunde bellten laut auf, und die bis auf den Egypter wehrlosen Leute riefen von neuem mehrmals zu Hilfe. Dann wurde es bis auf das fort und fort dauernde Gebell der Hunde ruhig.

Die ganze Geschichte war so schnell vorübergegangen, daß wir noch immer nicht wußten, worum es sich eigentlich handelte. Wir stiegen deshalb ziemlich eilfertig an der Bergwand hinunter in das Thal. Hier trafen wir unsere Leute in den verschiedensten Stellungen. Der Egypter hatte sich auf einen Felsblock gestellt, hielt krampfhaft die Doppelbüchse seines Herrn in der Hand und starrte nach einem ziemlich dichten Busche hin, vor welchem die Hunde standen, jedoch in achtungsvoller Entfernung. Der eine Abissinier war noch immer beschäftigt, die aufs äußerste erregten Maulthiere zu beruhigen, und der dritte Diener, ein junger Mensch von etwa 15 Jahren, war an der andern Thalseite empor geklettert und schien von dort aus das Ganze überwachen zu wollen, seine eigne Sicherheit natürlich nebenbei auch im Auge behaltend.

„Im Busche liegt der Leopard," sagte mir der Egypter; „ich habe auf ihn geschossen."

„Er ist, auf einem Affen reitend, den Berg heruntergekommen," fügte der Abissinier hinzu; „gerade auf uns los kam er; wahrscheinlich wollte er die Maulthiere oder uns auch noch verschlingen."

„Dicht an Euch vorüber ist er gelaufen," schloß der Dritte; „ich habe ihn schon oben auf dem Berge gesehen, als er auf den Affen sprang."

Vorsichtig die gespannte und abgestochne Büchse in der Hand haltend, näherte ich mich dem Busche bis auf zehn, acht, fünf Schritte, aber ich konnte, so sehr ich mich auch anstrengte, noch immer Nichts von dem Leoparden gewahren. Endlich verließ der Wächter oben, welcher durch mein Vorgehen Muth gefaßt zu haben schien, seine Warte und deutete mit der Hand auf einen ganz bestimmten

Fleck. Hier, dicht vor mir, sah ich den Leoparden endlich liegen. Er war todt. Etwa zehn Schritte weiter thalwärts lag der ebenfalls getödtete Hamadryas.

Nun klärte sich der Hergang auf. Beim Hinaufklettern waren wir unzweifelhaft außerordentlich nahe am Lagerplatze des Raubthieres vorübergegangen. Dann hatten wir etwa zehn Schüsse abgefeuert, deren Knall stets ein vielfaches Echo hervorgerufen hatte. Endlich war ein Affe verwundet worden, wie bemerkt, und den Berg herunterkommend, jedenfalls auch nicht weit von dem Lager des Raubthieres vorübergegangen. Auf ihn hatte der Leopard sich gestürzt, ungeachtet der Menschen, welche er gesehen und gehört, ungeachtet der alle Thiere schreckenden Schüsse, ungeachtet des hellen, sonnigen Tages. Wie ein Reiter auf dem Rosse sitzend, war er auf dem Affen in das Thal hinabgeritten, und nicht einmal das Schreien und Lärmen der Leute hatte ihn zurückschrecken können. Der Koch unten, welcher mit den Anderen weniger für das Leben des Affen, als für das eigene fürchtete, hatte, wie er zugestand, „in der Todesangst“ die zweite Büchse seines Herrn aufgenommen, nach der Gegend hingehalten und dem Leoparden auch glücklich eine Kugel mitten durch das Herz gejagt. Dann hatte er auch den Affen erlegt, wahrscheinlich ohne eigentlich zu wissen, in welcher Absicht.

Wie sich später ergab, hatte der Leopard den Affen mit den beiden Vordertatzen gerade vorn an der Schnauze gepackt und hier tiefe Löcher eingerissen. Mit den Hinterbeinen hatte er sich im Gesäß des Thieres fest einzuklammern versucht oder sie, stellenweise wenigstens, nachschleifen lassen. Unbegreiflich war es uns, daß der Hamadryas, trotz seiner früher erhaltenen Verwundung, von seinen furchtbaren Zähnen nicht Gebrauch gemacht hatte.

Die Bewohner Mittelafrikas und die Reisenden wissen eine Menge ähnlicher Geschichten zu erzählen. So kam ein Leopard an Gordon Cummings Wagen heran, holte neben dem Feuer ein großes Stück Fleisch weg, und als die Hunde ihm nachsprangen, zerkratzte und zerbiß er zwei derselben so fürchterlich, daß sie bald nachher starben.

In allen Städten und Dörfern, welche nah am Walde liegen, besucht der Leopard die Häuser nur allzu oft, raubt hier vor den Augen der Menschen irgend ein Thier und schleppt es fort, ohne sich durch das Geschrei der Leute beirren oder sein Wild sich entreißen zu lassen. Ihm ist jedes Hausthier recht; er nimmt auch die Hunde mit, obgleich sich diese tüchtig wehren. In Abissinien kann man seinethalben weder Hunde oder Katzen, noch Hühner behalten und muß für die Ziegen und Schafe mindestens ebensogute Wohnungen herrichten, als für die Menschen. Glaubwürdige Männer erzählen, daß er die Hunde erst förmlich von den Orten, welche sie bewachen sollten, weglocke und sich dann plötzlich von der andern Seite nähere, um seinen Raub ungestört ausführen zu können. Während ich mich in den Walddörfern Ostsudahns befand, kamen die Leoparden in einer Woche beinahe jede Nacht bis an das Dorf heran, wurden aber von den in sehr großer Anzahl vorhandenen und vortrefflich eingeschulten Windspielen jedesmal zurückgetrieben. In den Urwäldern am Blauen Flusse hörte ich die eigenthümlich grunzende Stimme des Thieres mit Beginn der Nacht fast regelmäßig, und auch die Fährten der nächtlich jagenden Räuber merkten wir sehr oft bei unseren Streifereien; doch hatte ich damals nie das Glück, einen Leoparden selbst zu sehen. Als ich den Arabern mein Befremden hierüber aussprach, erklärten sie mir die Sache nach ihrer Weise ganz einfach durch die große Schlauheit des Thieres. Der Leopard, sagten sie, wüßte sehr wohl, daß ich für ihn ein weit gefährlicherer Gegner sei, als sie selbst, und ihn todtschießen würde, wenn er sich mir zeigen wollte, während sie ihm mit ihren Lanzen nicht viel anhaben könnten, und er sich auch deshalb vor ihnen nicht sonderlich in Acht zu nehmen brauche. — Mehrmals habe ich auf dem Anstand gelegen, und an solchen Orten, welche der Leopard nachts vorher besucht hatte, lebende Ziegen für ihn als Köder angebunden: allein immer lauerte ich vergebens. Hieraus glaube ich schließen zu dürfen, daß er bei seinen Streifereien doch nicht so oft an denselben Ort zurückkehrt, als man gewöhnlich glaubt.

In der Regel greift der Leopard den Menschen nicht an; wird er aber angeschossen, so stürzt er sich wie rasend auf seinen Gegner. So erzählt Cumming, daß einer seiner Freunde, welcher diese Katze nur verwundete, augenblicklich von ihr angesprungen, niedergeworfen und gräßlich von ihr

zerfleischt, aber zum Glück doch gerettet wurde, weil das Raubthier den nächsten Augenblick schon seiner eignen Wunde erlag. Der Diener des Geistlichen Stella in den Bogosländern wurde, wie man mir mittheilte, durch einen einzigen Schlag eines Leoparden, auf welchen er geschossen hatte, getödtet. Man kennt übrigens auch Beispiele, daß der Leopard, ohne irgend gereizt zu sein, den Menschen angriff. Kolbe berichtet, daß der Bürgermeister der Kapstadt unversehens von einem Leoparden angesprungen wurde. Das Vieh schlug dabei dem Manne die Klauen in den Kopf und fuhr mit dem Maule nach dem Halse, um ihm die Schlagadern zu durchbeißen. Der Angegriffene aber wehrte sich tapfer, rang mit seinem Gegner und Beide fielen zu Boden. Schon ganz ermattet, strengte der Mann seine letzten Kräfte an, drückte dem grimmigen Thiere den Kopf fest auf den Boden, zog sein Schnappmesser heraus und schnitt ihm den Hals ab; er selbst aber hatte an seinen Wunden noch lange zu leiden. In Abissinien kommen alljährlich Unglücksfälle vor, d. h. auch erwachsene, wehrhafte Leute werden von dem Leoparden angegriffen und umgebracht. Kinder gehören, wie wir sahen, mit unter das Wild, auf welches er geradezu Jagd macht!

Die Paarungszeit des Leoparden fällt in die Monate, welche dem Frühlinge der betreffenden Länder vorausgehen. Dann sammeln sich oft viele Männchen an einem Orte, schreien abscheulich, nach Art der verliebten Katzen, aber viel lauter und tiefer, und kämpfen wüthend unter einander. Wie man an Gefangenen erfuhr, wirft das Weibchen nach neunwöchentlicher Tragzeit drei bis fünf Junge, welche blind zur Welt kommen und am zehnten Tage ihre Augen öffnen. Es sind dies kleine, wirklich reizende Geschöpfe, ebensowohl ihrer schönen Zeichnung, als ihres hübschen Betragens wegen. Sie spielen ganz allerliebst, wie die Katzen, unter einander und mit ihrer Mutter, welche sie zärtlich liebt und muthvoll vertheidigt. Freilebend verbirgt diese ihre Nachkommenschaft in einer Felsenhöhle, unter den Wurzeln eines starken Baumes, in dichten Gebüschen oder in Baumhöhlen selbst; sobald die Kleinen aber einmal die Größe einer starken Hauskatze erreicht haben, begleiten sie die Alte bei ihren nächtlichen Raubzügen und kommen, Dank des guten Unterrichts, welchen sie genießen, bald dahin, sich selbst ihre Nahrung zu erwerben. Eine säugende Alte wird zu einer wahren Geisel für die ganze Gegend. Sie raubt und mordet mit der allergrößten Kühnheit, ist aber dennoch vorsichtiger, als je, und so kommt es, daß man nur in seltenen Fällen ihrer oder der Jungen habhaft werden kann.

Uebrigens richten die Leoparden auch schon während ihrer Paarungszeit an ein und demselben Orte viel Schaden an, wenn sie auch, solange sie durch die Liebe beschäftigt werden, weniger blutgierig und räuberisch sein sollen. Man hat nicht selten ihrer sechs bis acht zu gleicher Zeit bemerkt. Ein holländischer Kapbauer hatte das Vergnügen, gegen sein Erwarten mit einer solchen Gesellschaft zusammenzukommen. Er reiste in der im Lande gebräuchlichen Weise mit Ochsenwagen von einer Ortschaft zur andern. Während die Genossen in einem anmuthigen Thale ihr Lager aufschlugen, ging er auf die Jagd hinaus, um ein Wildpret für die Küche zu erbeuten. Nach einem längern, vergeblichen Streifzuge wollte er eben zum Lager zurückkehren und war auch bereits in dessen Nähe angelangt: da erblickte er zu seinem nicht geringen Entsetzen plötzlich sieben Leopardenköpfe zwischen dem zerklüfteten Gestein und dem Riedgras eines Hügels. In der Ueberraschung handelte er so albern, als er nur immer konnte: er schoß sein einfaches Gewehr auf das Gerathewohl nach der Gruppe ab! Glücklicher Weise machte sich das Ende besser, als zu vermuthen gewesen wäre. Die Leoparden blieben ruhig; nur ein einziger sprang auf und focht in der Luft umher, gleichsam, als wolle er nach der Kugel fangen, welche wahrscheinlich recht nahe an ihm vorbeigepfiffen war. Der Bauer schlich sich sachte davon.

Wo der Leopard vorkommt, führt man einen Vernichtungskrieg gegen ihn. Die Jagdweisen sind natürlich höchst verschieden, weil das Feuergewehr nur hier und da eine Rolle spielt; im allgemeinen aber ist dieses doch die einzige Waffe, die den Jäger sichert und ihm zugleich Erfolg verspricht. Wer scharfe Hunde besitzt und die Jagd des Leoparden bei Tage betreibt, braucht sich nicht im geringsten vor ihm zu fürchten. Die Hunde beschäftigen ihn und geben dem Jäger Zeit, mit

aller Muße eine gute Ladung Rehposten oder eine sichere Kugel ihm auf das bunte Fell zu brennen. Levaillant berichtet uns in ergötzlicher Weise von einer derartigen Jagd, wo man mit vielen Hunden einen großen Busch umstellte und ruhig auf gut Glück hineinschoß, bei jeder Bewegung des Parders zurückprallte und endlich doch noch zum Ziele kam, indem er, der Erzähler, einen guten Schuß anbringen konnte. Nur sehr wenig Jäger sind so tollkühn, ohne Hunde auf die Leopardenjagd zu gehen. Sie umwickeln sich dann gewöhnlich den einen Arm dick mit Fellen und tragen ein scharfes, breites Dolchmesser bei sich. Das Raubthier stürzt sich, wenn es gefehlt wurde, augenblicklich auf den Angreifer, und dieser hält ihm den geschützten Arm entgegen. In demselben Augenblick, wo jener sich in demselben verkrallt, stößt der Jäger ihm das breite Messer in das Herz.

Sehr eigenthümlich ist es, daß auch unter den einfachsten Naturkindern über solche Jagden die köstlichsten Münchhausiaden umlaufen. So erzählte mir ein Scheich in Roseeres:

„In der Umgegend unserer Stadt sind die Leoparden zwar sehr häufig, aber doch nicht gefürchtet, weil unsere Leute Söhne der Stärke sind und mit Leichtigkeit jedes wilde Thier zu bewältigen verstehen. Die Jagd des Leoparden ist nun vollends eine Kleinigkeit. Wenn man weiß, wo er aufgebäumt hat, braucht man einfach in den Wald zu gehen und den Leoparden aufzufordern, vom Baume herabzukommen; dann sticht man ihn todt."

Ich sprach meine Verwunderung über die Folgsamkeit des Thieres unverhohlen aus; allein mein Berichterstatter blieb mir die Antwort nicht schuldig.

„Es ist ganz leicht," sagte er, „einen Leoparden vom Baume herabzubringen. Er betrachtet nämlich seinen schönen Namen „Nimmr" als eine Verhöhnung und empört sich auf das äußerste, wenn man ihn so ruft. Unsere vortrefflichen Knaben nehmen nun zwei scharfe Lanzen, gehen unter seinen Baum, halten beide Lanzen neben sich über ihren Köpfen in die Höhe, so daß die Spitzen das Haupt decken, und rufen laut: „Komm herab, Nimmr, komm herab, du Sohn der Feigheit, du Fleckiger, du Schelm, komm, wenn du Muth hast!" Hierüber wird das Thier ganz wüthend, vergißt alle Vorsicht und springt blind auf den Angreifer, natürlich aber in beide Lanzen, welche er sich dann sofort durch das Herz stößt."

Pater Fillipini in Mensa hat während seines langjährigen Aufenthalts in Habesch und den Bogosländern viel Leoparden erlegt, die meisten freilich, nachdem er sie vorher gefangen hatte. Unter allen den Jagdberichten, welche er mir gab, hat mich der eine besonders angesprochen, und ihn will ich auch meinen Lesern nicht vorenthalten.

In Keeren, dem Hauptdorfe des eigentlichen Bogoslandes, hat die katholische Mission einen festen Wohnsitz gegründet. Sie hält, wie die ganze Gebirgsbevölkerung, ihre Herden, welche, wenigstens das kleine Vieh, nachts immer in einen wohlverwahrten Stall gebracht werden. Der Ziegenhirt, ein junger Bursch von 15 Jahren, schläft auf einer etwa $4^1/_2$ Fuß über dem Boden erhöhten Lagerstätte im Stalle.

In einer Regennacht vernimmt der in der nächsten Hütte ruhende Pater plötzlich den lauten Angstschrei aller in dem Stall eingepferchten Ziegen und die Hilferufe ihres Hirten. Er schließt sofort ganz richtig, daß ein Leopard irgendwie eingedrungen sein müsse, und eilt mit seinem treuerprobten Schweizerstutzen an den gefährdeten Stall.

„Was ist bei Dir los, Knabe?"

„„O, Vater, ein Leopard ist in dem Stall! Er hat eine Ziege zusammengewürgt und wird wahrscheinlich auch über mich herfallen wollen. Seine Augen funkeln gräßlich.""

„Wie ist er eingedrungen?"

„„Er hat die Wand mit seinen Tatzen aus einander geschlagen und sich so eine Thür gebildet; auf der andern Seite ist sie.""

Unser Pater geht auf die andre Seite, findet glücklich das Eingangsloch, holt einen großen Stein und legt diesen vor die Oeffnung.

„Sei ruhig, mein Sohn! Dir wird Nichts geschehen; zünde aber Licht an, damit ich sehen kann."

„„Ich habe kein Feuer, mein Vater!““

„Wohl, so werde ich Dir welches bringen.“

Der Jäger geht zurück, holt ein Wachslicht und Streichhölzchen, macht eine kleine Oeffnung durch die Strohwand und reicht Beides dem Knaben mit der Aufforderung, Licht anzuzünden. Der arme Bursche aber ist durch den Ueberfall des gefürchteten Thieres so erschreckt, daß er nicht unter seinen Fellen, welche er als schützende Decke über sich ausgebreitet hat, hervorkommt. Vater Fillipini muß also ein zweites Loch machen, durch welches er die zweite Hand hindurchsteckt. Er bittet den Knaben, ihm wenigstens die Hand zu reichen und die Kerze zu fassen, streicht Licht an, und einen Augenblick später ist der nicht allzugroße Raum erhellt, wenn auch noch immer dürftig genug.

Jetzt wird es dem Leoparden bedenklich. Er läßt die gemordete Ziege liegen und schleicht, den Leib dicht an die Wand des Stalles gedrückt, unhörbar dahin, seinem Ausgangsloche zu. Ein allgemeines Ausreißen der geängstigten Ziegen zeigt seine Bewegung dem Ohr unsers Paters an, welcher mit der Büchse in der Hand vor einem dritten durch die Wand gebohrten Schießloche steht.

„Leuchte mehr nach dieser Seite, Talla!“

Es geschieht; allein der Jäger sieht nur einen Schatten, ohne im Stande zu sein, ihn aufs Korn zu nehmen. Der Junge fackelt mit dem Lichte hin und her; der Leopard wird ängstlich und läßt ein leises Knurren vernehmen. Nun strengt der Pater auch sein Gehör an, um das Raubthier zu erspähen. Da fällt ein Lichtstrahl gerade in die glänzenden Feueraugen des Leoparden: — im Nu ist die Büchse an der Wange — der Schuß kracht in das Innere des Stalles; alle Ziegen rennen entsetzt umher; der Junge läßt vor Schreck das Licht zu Boden fallen, daß es erlischt: — dann wird es still.

„Lebt der Leopard noch, Talla?“

„„Ich weiß es nicht, mein Vater; die Ziegen sind aber ruhig geworden.““

„Nun, dann ist er auch getroffen,“ sagt der muthige Geistliche, ladet, holt sich neues Licht, öffnet die Thür und tritt, allerdings immer noch mit gespannter Büchse — in den Stall. An der gegenüberstehenden Wand liegt der Leopard; die Kugel ist ihm zwischen den Augen in den Kopf gedrungen. —

Bei weitem die wenigsten Leoparden, welche getödtet werden, enden ihr Leben durch die Kugel. Verschiedene Fallen sind weit ergiebiger, als das Feuergewehr. Wo Europäer hausen, wendet man starke Tellereisen und Schlagfallen an oder hängt ein Stück Fleisch in ziemlicher Höhe an einem Baumast auf und spickt den Boden dicht mit ziemlich langen, eisernen Spitzen. Das Raubthier springt nach dem Fleische, welches zu sicherm Sprunge zu hoch hängt, und stürzt oft in eine der dort aufgepflanzten Spitzen. — Pater Fillipini hatte schon gegen ein Viertelhundert Leoparden in Fallen gefangen, welche ganz nach Art der Mäusefallen eingerichtet, aber natürlich viel größer sind. Eine Henne oder eine junge Ziege wurde in der hintersten Abtheilung der Falle zum Köder benutzt. Früher oder später überwog die Raublust doch alle Schlauheit, und der Räuber saß im Kerker, wo ihn der Pater dann am andern Morgen mit aller Ruhe und Sicherheit todtschoß. Einmal fing sich auch ein Löwe in einer solchen Falle; für ihn war aber noch keine Kugel gegossen. Er schlug erzürnt mit einem Prankenschlage die Fallthüre entzwei und entwich! —

Genau dieselbe Falle wendet man am Vorgebirge der guten Hoffnung an. Es ist für die ganze Umgegend ein großes Fest, wenn eine von ihnen ihren Zweck erfüllt und den gehaßten Räuber in die Gewalt des Menschen gebracht hat. Drayson schildert in sehr lebendiger Weise einen derartigen Fang.

„Ein Haus in der Nähe von Natal wurde mehrmals von einem Leoparden besucht und nach Möglichkeit ausgeplündert. Das Thier hatte in kurzer Zeit einen Hund, unzählbare Hühner und ein Ferkel weggetragen und bezeigte einen so verschiedenartigen und außerordentlichen Appetit, daß es geradezu unersättlich schien. Man baute deswegen eine Falle und setzte eine alte Henne in den hintersten Theil des Käfigs. Die Falle selbst war so fest, daß sie auch den Kräften eines Löwen Widerstand geleistet haben würde. Der Leopard war zu schlau, als daß er bei der ersten Gelegenheit,

welche ihn mit der Falle bekannt gemacht hatte, in dieselbe gegangen wäre; er kehrte jedoch wenige Nächte später zurück, vergaß seine List über der Begierde nach der Henne und wurde so Gefangener. Man erzählte mir, daß er kurz nach seiner Festnahme ganz rasend gewesen sei und, obwohl vergeblich, die allerkräftigsten Anstrengungen gemacht habe, um sich aus dem verhaßten Kerker einen Ausweg zu bahnen."

„Ich besuchte ihn am Morgen nach seiner Gefangennahme und wurde mit dem abscheulichsten Zähnefletschen und den wüthendsten Blicken empfangen; doch konnte er seinerseits auch meine Blicke nicht vertragen und suchte denselben sobald als möglich zu entgehen. Wenn ich ihn stetig ansah, drückte er sich immer in eine Ecke. Es war wahrscheinlich, daß er über seine Ohnmacht und die Unfähigkeit, sich zu rächen, äußerst wüthend war."

„Verschiedene Kaffern, welche viel von seinen spitzbübischen Besuchen zu leiden gehabt hatten, kamen, um jetzt bei ihm vorzusprechen. Sie schütteten ihren ganzen reichen Schatz von Verwünschungen auf sein verruchtes Haupt. Rund um den Käfig stellten sie sich und begrüßten ihn etwa mit folgenden Redensarten:"

„O, du niederträchtiger, feiger Hund, du erbärmlicher Hühnerfresser; bist du endlich gefangen, bist du es? Erinnerst du dich noch an das roth und weiße Kalb, welches du mir letzten Monat todtgeschlagen hast? Dies Kalb war mein! Du muthloser Lump, warum hast du denn nicht gewartet, bis ich mit meinem Sper und Stecken kam? Du hast wohl geglaubt, daß dein Fell besser werden möchte, wenn du dich vorher hättest dick und voll fressen können? So, jetzt bist du gefangen!"

„Schau nach meinem Sper," sagte ein Anderer, „den will ich dir ins Herz stoßen, wie ich ihn jetzt in den Grund stoße. Ach, zeige mir nur deine Zähne, sie sollen mir zum Halsband werden und dein Herz will ich rösten."

„Plötzlich, inmitten der rührenden Ansprache, machte der Leopard einen mächtigen Satz und rüttelte an dem Gitter des Käfigs: — und in alle Winde zerstoben die Helden!"

„Man hatte sich vorgenommen, das Thier nach der Kapstadt zu bringen, um es nach Europa zu versenden, aber während der zweiten Nacht wäre es beinah entkommen; und als mehrere Tage vergangen, ehe man einen zur Fortschaffung geeigneten Käfig fertig brachte, wurde es nothwendig, den jetzt sehr gedemüthigten Schelm zu erschießen."

Reiche Ansiedler am Kap machen sich ein ganz besonderes Vergnügen daraus, ihren Gefangenen durch die Hunde todtbeißen zu lassen. „Einer von ihnen," so erzählt Lichtenstein, „fing einen großen, lebendigen Parder und machte Dies allen seinen Freunden bekannt, welche sich dann nach Landessitte an einem bestimmten Nachmittag in großer Zahl bei ihm versammelten, um das Thier zu beschauen und Zeugen von dem Kampfe mit den Hunden zu sein, die es zu Tode beißen sollten. Nach vorhergegangener guter Bewirthung wurden die Gäste zur Falle geführt, in welcher das Thier noch steckte und woraus es erst sehr vorsichtig geholt werden mußte, um auf den Kampfplatz gebracht zu werden. Diese Falle lag in der Tiefe einer Bergschlucht und war von rohen Felsstücken aufgemauert, doch so, daß zwei große, dem übrigen Gemäuer ähnliche Felsen, den Eingang bildeten, übrigens in Hinsicht der Bauart ganz wie eine gewöhnliche Mäusefalle, nur Alles in sehr großem Verhältniß. Oben war die Falle mit rohem Gebälk bedeckt, durch dessen Zwischenräume man das wüthende, schön gefärbte Thier beobachten konnte. Die Leute, welche es jetzt fesseln sollten, suchten erst eine Pfote nach der andern in Schlingen zu fangen, dann zog man den Leoparden heraus und band ihm, trotz seines entsetzlichen Brüllens und vergeblichen Wüthens, die vier Beine an einander. Hierauf begab sich Jemand in die Grube und warf auch eine Schlinge über den Kopf, damit es möglich werde, ihm einen festen Maulkorb anzulegen. Nun erst war man im Stande, den Leoparden nach dem Werft — so heißt bei allen Ansiedlern ein großer, freier Platz zwischen dem Wohnhaus und den Wirthschaftsgebäuden — zu schaffen, woselbst jetzt der eine Hinterlauf, den man zwischen der Hackensehne und dem Unterschenkelbein durchstach, vermittelst eines Ringes an einer Kette befestigt ward, welche in einen freistehenden Pfahl eingeklammert war. Nach und nach löste man einen Riemen nach dem

andern und ließ das Thier sich endlich ganz frei an der Kette bewegen. Es erlangte bald seine ganze Kraft und Geschmeidigkeit wieder und gewährte in dem Wechsel seiner wilden Sprünge und seiner behenden Seitenbewegungen in der That ein sehr schönes Schauspiel. Mehr kriechend, als schleichend pflegt der Parder seiner Beute nachzustellen, drückt den Bauch dabei fast auf die Erde, den Kopf mit aufwärts gerichteten Augen zwischen den Vordertatzen ausgestreckt. In dieser Lage bewegte er sich auch jetzt und, festgehalten von der Kette, streckte er sich solang aus, daß man ein ganz anderes Thier vor sich zu sehen glaubte. Dabei wand sich der Leib unaufhörlich seit- und aufwärts, so daß man seine Bewegungen denen einer kriechenden Schlange zu vergleichen geneigt war. Fest überzeugt, daß die vorher untersuchte Kette nicht brechen könne, wagten sich die Zuschauer ganz nahe hinzu und reizten ihn durch Würfe mit kleinen Kieseln und andere Neckereien zum Aufspringen und Brüllen. Darüber ward es Abend. Man berathschlagte, ob man ihn jetzt den Hunden preisgeben sollte, die inzwischen sämmtlich in einem Stalle eingesperrt waren, und eben gingen die Meisten hinweg, um den Kampf vorzubereiten, als plötzlich bei einem starken Rucke der Ring sich öffnete, und das nunmehr freie Raubthier auf den Landdrost und nach Denen, die sich am vorwitzigsten genähert hatten, unbändig losstürzte. Wir ergriffen in der ersten Bestürzung die Flucht und hörten schon das glücklicher Weise etwas abgemattete und seiner vollen Sprungkraft beraubte Ungethüm dicht hinter uns schnauben, als unsere eignen mitgebrachten Hunde an uns vorbeistürmten und ihn auch sogleich an Ohren und Kehle packten. Den besten von ihnen, welcher auf der Reise vor Alter einen Eckzahn verloren hatte, schüttelte er leicht von den Ohren ab und tödtete ihn mit einem einzigen kräftigen Bisse nach dem Kopfe. Indessen kamen auch die übrigen Hunde herbei, welche ihn desto sicherer packten, und von denen sich zwei in die Gurgel so verbissen, daß der Parder in weniger als einer Viertelstunde, ohne weiter ein Lebenszeichen zu geben, erwürgt war. Bis dahin wehrte er sich noch verzweifelt mit seinen Krallen und verwundete noch einen der Hunde so schwer, daß dieser ebenfalls am andern Tage starb. Bei dem Zerlegen des Thieres fanden sich alle Muskeln am Halse und Nacken zerbissen, aber in dem Felle selbst, welches äußerst zäh und von dichten Haaren geschützt ist, war auch nicht das kleinste Loch."

Wohl nirgends benutzt man von dem erlegten Raubthier etwas mehr, als das bunt gezeichnete Fell, welches seiner Schönheit halber überall in hohem Werthe steht. Auch im Sudahn wird es sehr geschätzt und zwar mehr von den Negern, als von den Mahammedanern, welche es höchstens zu Fußdecken gebrauchen, während die Neger in ihm ein Siegeszeichen erkennen. Ich erwähne Dies besonders aus dem Grunde, weil auch die Kaffern genau dieselben Ansichten hegen. Der Krieger des Kaffernlandes, welcher so glücklich gewesen ist, einen Leoparden zu tödten, wird mit Ehrfurcht und Bewunderung betrachtet. Er schmückt sich stolz mit seinem Siegeszeichen, und Jeder, welcher nicht eine ähnliche Probe seines Muthes aufweisen kann, betrachtet ihn mit Neid und Schelsucht. Die Zähne werden in eigenthümlicher Weise mit Faden und Draht zusammengeschlungen und in Gemeinschaft mit Perlen zu einer Kette aufgereiht, welche über die Brust des Kriegers herabhängt und von der dunkeln Haut des Mannes lebhaft absticht. Die Klauen werden in ähnlicher Weise verwendet und das Fell endlich wird zu dem Karroß oder Deckmantel verarbeitet. Die Schwanzenden werden aufgeschnitten und an einer Schnur befestigt, welche sich der Held um den Leib schlingt. Wenn ein Kaffer etwa acht oder zehn solche Schwänze aufzuweisen hat, welche rings um seinen Körper hängen, dünkt er sich der Höchsten einer zu sein und blickt fast verachtend auf seine Gefährten herab, welche nur, wie es allgemein gebräuchlich ist, Affenschwänze tragen können.

Obgleich nur die allerwenigsten der Leoparden, welche man jung oder alt fängt, nach Europa gebracht werden, ist die schöne Katze doch in allen Thiergärten und Thierschaubuden eine gewöhnliche Erscheinung. Bei gehöriger Pflege hält der Leopard die Gefangenschaft lange aus. Wenn man ihn zahm haben will, muß man ihn von Jugend auf behandeln können; denn wenn auch alt eingefangene Thiere einen gewissen Grad von Sanftmuth und Zahmheit zeigen, bricht ihr natürliches Wesen doch von Zeit zu Zeit durch, und ihre Tücke läßt immer einen niederträchtigen und gefährlichen Streich

befürchten. Man braucht blos das Gesicht eines Leoparden anzusehen: die Falschheit und Hinterlist spricht ihm aus den Augen. In den Käfigen zeigen sich die jung gefangenen Leoparden gutmüthig und geduldig. Sie empfangen gern Liebkosungen von bekannten Personen, schnurren dabei wie die Katzen oder schmiegen sich wohl auch in schlangenartigen Windungen an ihre Wärter an und reiben sich an dem Käfig, was immer als ein Zeichen ihres Wohlbehagens anzusehen ist. Der Panther unseres Thiergartens ist ein überaus zahmes und gemüthliches Thier. Er springt seinen Bekannten freudig entgegen, langt mit der Tatze nach ihnen, um sie zu sich heranzuziehen, läßt sich streicheln und liebkosen und leckt mit großer Zartheit die ihm gereichte Hand — ganz wie ein wohlerzogener Hund. Niemals denkt er daran, von seinen Klauen Gebrauch zu machen: seine gefährlichen Tatzen bleiben in der Hand seines Freundes immer weich und sammtig. Daß Leoparden ebenso zahm werden können, unterliegt keinem Zweifel. — Bei besonders guter Laune springt der Leopard in eigenthümlich künstlichen Sätzen, welche gewöhnlich zwei durch einander geschlungene Kreise bilden, unaufhörlich im Käfig auf und ab und zwar so schnell, daß das Auge seinen Biegungen kaum folgen kann. Mit Hunden gewöhnt er sich bald zusammen und gewinnt dieselben auch so lieb, daß er mit ihnen spielt und selbst die Nahrung mit ihnen theilt. Mit seines Gleichen verträgt er sich recht gut; er hat sich auch schon mehrere Male in Europa fortgepflanzt.

Ganz anders, als im Käfig, zeigt sich der Leopard, sobald er nur einigermaßen Freiheit bekommt. Ich besaß ein sehr schönes, aber noch nicht ordentlich ausgewachsenes Männchen einige Zeit lang lebendig, konnte es aber niemals zu einem nur erträglichen Verhältnisse zwischen mir und ihm bringen. Sobald ich mich dem Käfig näherte, drückte er mir durch Grinsen und Zähnefletschen, wohl auch durch ein heiseres Fauchen seine Unzufriedenheit aus, und wenn ich mich ihm nur einen Zoll weiter, als gewöhnlich näherte, durfte ich sicher darauf rechnen, daß er mit einer seiner Tatzen nach mir schlug, natürlich regelmäßig dann, wenn ich es mir am wenigsten versah. Ich hatte ihn, wie alle die Raubthiere, welche ich bei mir führte, noch im Käfig an eine lange Kette fesseln lassen, und so durfte ich mir schon das Vergnügen machen, ihn zuweilen aus dem Käfig herauszulassen. Sobald er auf den Hof trat, begann er förmlich zu rasen, sprang wie toll empor, dehnte sich, zog Gesichter, fauchte und warf die wildesten Blicke nach allen Seiten. Dabei ging er Jedem, welcher sich ihm näherte, sofort zu Leibe und geberdete sich so sprechend, daß wir wohl wußten, er würde uns niederreißen, wenn er uns erlangen könnte. Jemehr ich die Kette durch einen angebundenen Strick verlängerte, um so toller wurden all seine Bewegungen, um so mehr steigerte sich seine Wuth. Die ganze Wildheit des freilebenden Thieres, welche jetzt lange gewaltsam unterdrückt worden war, schien durchzubrechen, der Blutdurst regte sich und seine Augen drohten der ganzen übrigen Thiergesellschaft Tod und Verderben. Gurgelnd flogen die Affen an den Wänden, Stöcken und Säulen empor; ängstlich meckerten die Ziegen; wie toll rannten die Strauße in ihrem Käfig auf und nieder; grollend blickte der Löwe auf den rasenden Roland. Dieser versuchte auf alle nur mögliche Weise freizukommen, und mehrmals wurde es uns angst und bange bei diesen Beobachtungsproben. Das Allerschwierigste war es, unser Thier jedesmal wieder in seinen Käfig zurückzubringen. Aus freien Stücken ging er nicht hinein, und gezwungen konnte er kaum werden. Das Einfachste wäre gewesen, ihn an dem Stricke, bezüglich der Kette, wieder in den Käfig zu ziehen; allein dieser stand so, daß man in den Bereich seiner Sprünge hätte kommen müssen, wenn man die Kette erreichen wollte. Drohungen vermochten gar Nichts über ihn; wenn wir ihm die Peitsche vorhielten, zeigte er uns dagegen seine Tatzen; wenn wir ihn anschrien, fauchte er; wenn wir auf ihn losgingen, legte er sich zum Sprunge zurecht. Es galt jetzt, seinen Trotz zu brechen, ohne ihn dabei zu mißhandeln; denn er war nicht mein Eigenthum und ich mußte ihn natürlich schonen. Ich wagte nicht einmal, mich der aus dem Felle des Nilpferdes geschnittenen Peitsche zu bedienen, welche bei den anderen Thieren gewöhnlich vollkommen ausreichte; ich wagte es auch im Grunde nicht, weil mir die Peitsche nicht lang genug erschien und ich doch das Thier bis zu dem Käfig treiben mußte. Deshalb nahm ich einen neuen Stallbesen und befestigte diesen an einer langen, dünnen Stange; damit bekam er seine Prügel:

aber sie fruchteten Nichts; ich mußte auf andere Mittel denken. Das beste von allen war, wie ich zufällig entdeckte, ihn mit Wasser zu begießen, und dabei leistete mir nun wieder eine große Spritze die allervortrefflichsten Dienste. Sobald er nämlich einen Eimer Wasser über den Kopf bekommen hatte oder durch den Strahl der Spritze dauernd eingenäßt wurde, suchte er so schleunig als möglich in seinen Käfig zu kommen; und später brachte ich ihn so weit, daß ich ihm blos die Spritze und den Besen zu zeigen brauchte, um ihn augenblicklich dahin zu vermögen, seinen Schlupfwinkel zu suchen, wenn Dies auch nur mit äußerstem Widerstreben geschah. Mancher meiner Leser mag diesen Leoparden wie viele andere von den Thieren, welche ich damals besaß, später im Thiergarten von Berlin gesehen haben; die wenigsten aber werden sich vorgestellt haben, wie ungemüthlich das schöne Thier sein konnte. Wie er sich gegen andere Mitglieder seiner Familie benahm, will ich gelegentlich der Beschreibung des Jagdleoparden zu schildern versuchen.

Der Leopard wurde, wie bemerkt, von den Römern vielfach zu den Kampfspielen in Rom benutzt. Kleinasien war zu den Römerzeiten voll von diesen Thieren, und Caelius schrieb an Cicero, welcher damals Landvogt in Sicilien war: „Wenn ich in meinen Spielen nicht ganze Herden von Panthern zeige, wird man die Schuld auf Dich werfen.“ Scaurus war der erste, welcher unter seiner Aedilitätswürde 150 gescheckte Thiere schickte; dann sandte Pompejus 410, Augustus aber 420 Stück. Früher war es durch einen alten Senatsbeschluß verboten, die sogenannten „afrikanischen Thiere“ nach Italien zu bringen; der Tribun Aufidius aber stellte einen Antrag an das Volk und erwirkte die Erlaubniß, daß sie zu den circensischen Spielen kommen dürften. Dies geschah im Jahre 670 nach Erbauung Roms. Den Namen Leopard hat zuerst der Geschichtsschreiber Julius Capitolinus am Ende des dritten Jahrhunderts gebraucht, weil man glaubte, daß das Thier ein Bastard von Panther und Löwe sei. Hierauf bezieht sich wohl auch eine Stelle des Plinius, welcher die Thiere schon ziemlich gut kennt, aber sagt, daß es der Löwe rieche, wenn ein Parder mit einer Löwin zu thun gehabt habe, und sich dann räche. Derselbe Naturforscher erzählt auch, daß die Parder durch ihren Geruch alle vierfüßigen Thiere anlocken, durch ihren garstigen Kopf aber wieder abschrecken; deshalb verstecken sie sich, um die durch den Wohlgeruch herangezogenen Thiere zu fangen. An einer andern Stelle heißt es, daß die Löwen, Parder und alle anderen des Geschlechts rauhe Zungen hätten wie eine Feile und damit die Haut des Menschen ableckten. Daher würden auch die gezähmten wüthend, wenn sie bis auf das Blut gekommen seien. Die Griechen nennen den Leoparden Pardalis, und Aristoteles spricht einigemal von ihm. Er erzählt, daß er vier Zitzen habe, daß er gescheckt sei, daß er in Asien, niemals aber in Europa vorkomme, daß die Weibchen mehr Muth hätten, als die Männchen; und daß sie sich zu heilen wüßten; wenn sie sich nämlich mit dem Kraute Pardalianches vergiftet hätten, suchten sie Menschenkoth, und dieser hälfe ihnen. Das Kraut tödte auch die Löwen, und deshalb hingen die Jäger Menschenkoth an einen Baum, damit das Thier nicht weit weggehe; springe es darnach in die Höhe, so gehe es zu Grunde. Oppian unterscheidet zwei Arten von gefährlichen Pardalis, größere, derbere, und kleinere, welche aber jenen an Stärke Nichts nachgäben. In der Gestalt und der gescheckten Färbung sind sie einander gleich, aber die kleineren haben einen längern Schwanz, als die größeren (diese würden also unsere Panther sein). Sie laufen sehr schnell und greifen Alles tapfer an. Nach dem Dichter sind sie die Amme des Bachus gewesen und deshalb liebten sie auch den Wein. — Dies ist aber auch Alles, was die Alten uns hinterlassen haben.

Leicht könnte ich noch viel von meinen eignen und von anderen Beobachtungen hier mittheilen; doch ich glaube, daß die bereits erzählten Geschichten zur Beschreibung und Kennzeichnung des Thieres ausreichen dürften. Ich will blos noch hinzufügen, daß das Fleisch des Leoparden in vielen Ländern von den Eingebornen gegessen und für sehr schmackhaft gehalten wird, und daß das schöne Fell namentlich in früherer Zeit oft in den Handel kam und noch vor funfzig Jahren am Kap mit zehn Thalern das Stück bezahlt wurde. Auch gegenwärtig ist es unter dem Namen „Tigerfell“ noch bei unseren Kürschnern zu erhalten; denn es wird noch immer gesucht und geschätzt. Man

verwendet es theils als Pelzwerk, theils zu Mänteln, Ueberwürfen, vorzüglich aber zu Pferde-, Fuß- und Schlittendecken.

Den vorstehend beschriebenen müssen wir eine noch räthselhafte Pardelkatze anreihen, welche namentlich in neuerer Zeit vielfach lebend nach Europa gebracht worden ist. Es ist dies der sogenannte schwarze Leopard oder schwarze Panther (Leopardus Melas), ein prachtvolles Thier von dunkler aschgrauer oder dunkelbrauner Farbe mit kleinen dunkelschwarzen Flecken. Delamétherie beschrieb diesen Panther zuerst und Peron, welcher einen zweiten nach Europa brachte, gab ihm seinen wissenschaftlichen Namen. Man hielt ihn lange Zeit für eine besondere Art, bis Reinwardt und Kuhl die Behauptung aufstellten, daß man in Java allgemein wisse, die schwarzen Leoparden würden mit bunten zusammen in einem Gewölfe gefunden und wären nichts Anderes, als Abarten des langschwänzigen Panthers.

Ich gestehe offen, daß mir die letztere Ansicht durchaus nicht glaublich scheinen will. Man hat zwar auch in Afrika dunkle Pardelkatzen gefunden und dieselben sofort als Bastarde vom Leopard und wer weiß welch anderer Katze erklären wollen: aber auch diese dunkeln Leoparden bilden höchst-



Der schwarze Leopard oder schwarze Panther (Leopordus Melas).

wahrscheinlich eine eigene Art; und Fitzinger hat auch keinen Anstand genommen, sie unter dem Namen Grauparder (Leopardus poliopardus) aufzustellen. Jedenfalls ist es sehr merkwürdig, daß der schwarze Panther regelmäßig kleiner ist, als der gewöhnlich gefärbte. Ich selbst habe vielleicht ihrer zehn gesehen, unter ihnen allen aber auch nicht einen einzigen gefunden, welcher die gewöhnliche Größe erreicht hätte. Zudem kommt, daß alle schwarzen Panther ausschließlich in Java gefunden werden; wenigstens hat man bis jetzt diese sogenannte Abart anderswo nicht angetroffen. Diese Thatsachen bestimmen mich, den schwarzen Panther als besondere Art anzusehen; mindestens muß mir die Angabe der genannten Naturforscher erst bewiesen werden, bevor ich die schöne Katze als blose Abart des Panthers anerkennen soll.

Dem Leoparden und dem Panther nah verwandt ist der Pardel oder Irbis (Leopardus Uncia). Er erreicht die Größe der Vorhergehenden und ähnelt ihnen im Ganzen, ebensowohl hinsichtlich seiner Gestalt, als seiner Lebensweise. Der Pelz ist aber viel dichter und länger, besteht auch aus gekräuseltem, am Grunde wolligem Haar, welches nur am Bauche weich und schlaff ist. Die

Grundfarbe desselben ist weißlichgrau mit lichtgelblichem Anfluge; wie gewöhnlich ist sie auf dem Rücken dunkler und an der Unterseite weiß. Die schwarzen Flecken, welche sich deutlich an ihr abzeichnen, sind auf dem Kopfe klein und voll, am Halse größer und ringförmig und am Rumpfe endlich zu einem Tüpfelring mit dunkler Mitte ausgedehnt. Auf dem Rücken verläuft eine dunkle Linie, welche sich auf dem mattschwarz gefleckten Schwanze unterbrochen fortsetzt; auf der Unterseite sind die Flecken ebenfalls wieder voll. Die kurzen, stumpfen Ohren sind am Grunde und an der Spitze schwarz, in der Mitte aber weiß, der Rand der Schnauze ist schwarz, die Schnurren sind theils weiß, theils schwarz; sie stehen in vier Reihen geordnet. Die Körperlänge des Thieres beträgt vier Fuß, die Länge des Schwanzes drei Fuß.

Der Irbis zeigt durch seine Bekleidung, daß er in kälterer Gegend lebt, als der Leopard. Seine Heimat ist das mittlere Asien bis nach Sibirien hinein; er ist an den Quellen des Jenisei und am Baikalsee nicht gerade selten, häufiger aber noch zwischen den Küsten des persischen Golfs Bis jetzt ist es noch eine der seltensten Katzenarten in den Sammlungen und Thiergärten; auch selbst



Der Irbis (Leopardus Uncia).

die Pelze kommen kaum auf unsere Lager. Die Lebensweise scheint ganz die des Leoparden zu sein; der Irbis ist deshalb als Vertreter desselben in den Gebirgsgegenden Asiens zu nennen. In die heißen Ebenen Indiens kommt er schwerlich herab. Wahrscheinlich würde man den Irbis auch nur als eine Abänderung des Leoparden betrachten, hätte man nicht einmal in London ein lebendes Männchen seiner Art längere Zeit gehabt und es so genau abbilden und beschreiben können. Buffon giebt dem Irbis den Namen Unze, doch dürfte diese Benennung als unzweckmäßig angesehen werden, weil sie zu leicht zu Verwechselungen mit dem Jaguar, welcher in sehr vielen Schriften Unze heißt, führen kann.

Lassen wir nun die noch übrigen zweifelhaften Arten unberücksichtigt, so haben wir noch einer altweltlichen Pardelkatze zu gedenken, des Marmorleoparden (Leopardus marmoratus).

Er kennzeichnet sich sogleich durch seine sehr geringe Größe; denn sein Leib ist von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzwurzel nur $1\frac{1}{2}$ Fuß und der Schwanz nur 1 Fuß lang; er hat also höchstens die Größe unserer Hauskatze. Die Hauptfärbung seines Pelzes ist lehmgelb mit leichtröthlichem An-

fluge, die Unterseite ist lichter und selbst weiß. Von der Stirn aus laufen über Schädel und Nacken zwei schwarze Längsstreifen, welche sich vereinigen und als ein Streifen über den Rücken ziehen; hinten theilen sie sich wieder. Andere gewundene Streifen theilen sich in Flecken und ziehen schief vom Nacken gegen den Bauch herab. Die Schulter ist mit hufeisenartigen Flecken, die Glieder sind mit schwarzen, runden Tüpfeln bedeckt. Am Unterleibe finden sich drei Reihen dunkelbrauner, runder Flecken, unter dem Halse Querbinden, über und unter den Augen ein heller Fleck und auf den Wangen zwei schwarze Streifen. Die Ohren sind kurz und abgerundet, von außen silbergrau mit schwarzen Säumen, innen rostgelb; der ziemlich buschige Schwanz ist graulich, rostgelb und deutlich geringelt.

Der Marmorleopard ist ein Bewohner von Malakka und Java. Ueber seine Lebensweise ist uns gar Nichts bekannt.



Der Marmorleopard (Leopardus marmoratus).

Drei Katzenarten, von denen die eine Afrika, die anderen Ostindien bewohnen, zeichnen sich von den bisher genannten durch die einfache Flecken- und Tüpfelzeichnung und ihren kurzen Schwanz wesentlich aus und verdienen deshalb unsere besondere Beachtung. Es sind dies der Serwal, der Tarai und der Kueruck. Namentlich die Beschreibung des Erstern mag hier eine Stelle finden; — mit den übrigen sind wir zur Zeit kaum noch bekannt.

Der Serwal (Serval Galeopardus) zeichnet sich durch seine schmächtige Gestalt, die ziemlich hohen Beine und den kurzen Schwanz aus und ähnelt im Ganzen einigermaßen dem Luchse. Er unterscheidet sich von diesem aber hauptsächlich durch den Mangel der Ohrbüschel und den verhältnißmäßig immer noch längern Schwanz. Sein Körper ist schlank, der Kopf verlängert und etwas zusammengedrückt. Die Ohren sind groß und zugespitzt. Der Schwanz hat etwa halbe Leibeslänge. Die Behaarung ist ziemlich reich, dicht und rauh. Ihre Grundfärbung ist hellfahlgelb, bisweilen grau oder röthlich, unten an dem Ende der Gliedmaßen rein weiß. Längs des Scheitels und des obern Halses treten vier schwarze, schmale Binden hervor, welche vom Widerrist sich nach rückwärts und abwärts ziehen, nach hinten neue Streifen zwischen sich nehmen und nach und nach in lange Flecken zerfallen, während die Seiten einfach schwarz gefleckt oder getüpfelt sind. Auf den Vorderarmen und Hinterschenkeln fließen die Flecken zusammen und bilden einige Querbinden. Von den Wangen, welche mit kleinen, schwarzen, punktförmigen Flecken bedeckt sind, zieht sich ein schwarzes Band

um die Kehle von einer oder mehreren schmalen, schwarzen Binden umgeben. Der Schwanz ist sieben- bis achtmal dunkler geringelt, gewöhnlich aber blos auf der Oberseite. Der Serwal scheint übrigens sehr in der Färbung abzuändern: von den beiden, welche im Sommer des Jahres 1861 im Thiergarten von Frankfurt lebten, hatte blos der eine das beschriebene Aussehen; der andere war dunkler und viel fleckiger gezeichnet. Die Länge des Leibes beträgt gegen drei Fuß, die des Schwanzes selten mehr als vierzehn Zoll, die Höhe am Widerrist aber zwanzig Zoll. Diese Größe erreichen jedoch blos sehr alte Männchen; gewöhnlich wird diese Katze nicht viel über drei Fuß einschließlich des Schwanzes lang. —

Obgleich der Serwal unter dem Namen Boschkatte den holländischen Ansiedlern am Vorgebirge der guten Hoffnung sehr wohl bekannt ist, fehlt es uns doch noch ganz an seiner genauern Lebensbeschreibung. Wir wissen jetzt, daß er nicht blos in Südafrika ziemlich häufig ist, sondern sich auch im Westen und Osten weit verbreitet. Höchst wahrscheinlich kommt er in allen Steppenländern Afrikas vor: in Algier z. B. findet er sich gewiß. In unmittelbarer Nähe der Kapstadt trifft man ihn gegenwärtig nicht mehr, wohl aber in den Wäldern oder auf den mit Buschholz be-



Der Serwal (Serval Galeopardus).

deckten Bergen im Innern des Landes. Er jagt im Freien Hasen, junge Antilopen, Lämmer rc. namentlich aber Geflügel und geht deshalb nachts gern in die Meiereien, um in schlecht verwahrten Hühnerställen seinen Besuch zu machen. Dann kann er große Verheerungen anrichten. Bei Tage hält er sich verborgen und schläft. Erst mit der Dämmerung beginnt er seine Raubzüge. Dabei soll er sich als echte Katze zeigen und wie diese alle List und Schlauheit anwenden, um seinen Raub zu beschleichen und durch plötzliche Sprünge in seine Gewalt zu bringen. Man sieht ihn sehr selten bei Jagden, eben weil er dann verborgen in irgend einem Schlupfwinkel liegt; er wird aber häufig in Fallen gefangen.

Wenn man sich einigermaßen mit ihm abgiebt und ihn gut behandelt, wird er nach kurzer Gefangenschaft sehr zahm, da sein Wesen überhaupt ein mildes und gutartiges ist. Er zeigt sich bald sehr dankbar gegen seinen Pfleger, folgt ihm nach, schmiegt sich an ihn an, streift an seinen Kleidern hin und schnurrt dabei wie unsere Hauskatze. Für Liebkosungen ist er sehr empfänglich. Er spielt gern mit Menschen oder mit seines Gleichen, auch mit sich selbst und kann sich stundenlang mit

Kugeln beschäftigen, die man ihm zuwirft, oder sich durch Spielen mit seinem eignen Schwanze vergnügen. Dabei scheint er sich in seiner großen Beweglichkeit und Geschmeidigkeit zu gefallen und macht, ohne irgend welche Aufforderung, aus eignem Antriebe die sonderbarsten Sprünge. Sicher ist aber, daß diese Angaben sich immer nur auf einzelne beziehen; ich meinestheils habe mehrere gesehen, welche äußerst wild, ja geradezu blind wüthend waren, trotz einer schon ziemlich langen Gefangenschaft. Möglicher Weise werden diejenigen, welche man an Stricke bindet und in gewissem Grade frei läßt, eher zahm, als die in Käfigen lebenden: diese geben aber auch einem frisch gefangenen Leoparden an Ingrimm nicht das Geringste nach. Mit rohem Fleische läßt sich der Serwal lange erhalten, ja man kann ihn sogar an Katzenfutter gewöhnen und ihm namentlich durch Milch einen großen Genuß verschaffen. Vor Erkältung muß man ihn sehr in Acht nehmen. Einer, der in unserm Thiergarten lebte und schon so zahm geworden war, daß er alle Beschauer aufs höchste erfreute, starb wenige Stunden nach Eintritt eines Witterungswechsels, welcher den Wärmemesser um 15 Grad herabstimmte. Er rührte von Stunde an kein Futter mehr an und war am andern Morgen eine Leiche. Drei andere Katzen, welche wir besaßen, starben zur selben Zeit, der gleichen Ursache halber. Das Fell des Serwal kommt in ziemlicher Menge in den Handel und wird als Pelzwerk benutzt. In Europa ist es unter dem Namen „afrikanische Tigerkatze" wohl bekannt.

Der Tarai (Serval viverrinus) erreicht nur die Größe unserer Wildkatze und ist kürzer, als der Serwal. Seine Färbung ist tief gelblichgrau. Die einzelnen Haare sind an der Wurzel dunkel, in der Mitte gelblich, an der Spitze schwarz. Die Unterkieferseite ist rein weiß. Längs des Rückens verlaufen vier Reihen schwarzer Flecken, welche auf der Stirn zu Streifen zusammenfließen. Ueber die Wangen ziehen sich zwei Streifen, von denen ein Kehlband abgeht. Das Ohr ist hinten schwarz mit einem hellen Fleck. An den Körperseiten finden sich runde Flecken, an den Beinen Querstreifen, der Schwanz hat acht bis neun Ringel. Die Körperlänge beträgt höchstens $2^1/_2$ Fuß, die des Schwanzes zehn Zoll.

Das Thier lebt in Indien, besonders in den Himalayagegenden. — Die Gefangenen, welche ich sah, waren wüthende, menschenfeindliche Geschöpfe.

Der Kueruck (Serval minutus) endlich ähnelt unserer Hauskatze, ist aber kleiner und durch seinen kurzen Schwanz und die kurzen, gerundeten Ohren wohl von ihr unterschieden. Der Pelz ist oben rothbraungrau, unten weiß. Auf dem Scheitel und Halse finden sich ebenfalls die vier schwarzen Längsstreifen, welche sich nach hintenzu wieder auflösen. Neben den Augen verläuft ein weißer Streifen. Die Ohren sind außen braun mit weißen Flecken. Der Schwanz ist dunkel und undeutlich geringelt. Die Körperlänge beträgt 16 Zoll, die des Schwanzes 18 Zoll. Trotz der geringen Größe soll der Kueruck eine der wildesten Katzen sein, welche man überhaupt kennt. Gefangene, welche ich in den Thiergärten von Amsterdam und Rotterdam sah, und andere, welche ich selbst pflegte, widersprachen Dem nicht. Ich gab mir die größte Mühe, sie zu zähmen; doch scheiterten meine Versuche an der tollen Wuth dieser Katze. Blindwüthend fauchte und zischte sie, sobald man sich ihrem Gefängnisse nahte. Auch der Wärter, welcher seine Thiere sehr gut behandelte, hatte sich nicht mit ihr befreunden können. Er mußte sich bei dem Füttern sehr sorgfältig in Acht nehmen; denn der Kueruck hieb nach der Hand, anstatt nach dem Fleische. Sobald man ihn störte, pflegte er sich mit gekrümmtem Katzenbuckel in eine Ecke zurückzuziehen, sträubte seinen Balg und knurrte und tobte mit wüthenden Blicken, bis man ihn wieder verließ. Sein Lieblingsaufenthalt war ein starker Baumast in seinem Käfig. Auf ihm verweilte er, in sehr zusammengekauerter Stellung sitzend, oft stundenlang, ohne sich zu rühren. Seine Bosheit machte ihn Jederman verhaßt, und sein Tod, welcher ebenfalls nach dem erwähnten Witterungswechsel erfolgte, verursachte uns ungleich weniger Bedauern, als der Verlust des ihm verwandten Serwal. Wir hatten schließlich allen Hoffnungen, das wüthende Thier zu zähmen, vollständig entsagt.

Die Wälder Javas, Sumatras, Siams und Bengalens sind die Heimat des Kueruck. Bei Tage versteckt er sich in Höhlen, kommt aber des Nachts hervor und jagt kleine Säugethiere und Vögel.

Hinze (Catus) nennt man alle kleineren, langschwänzigen Katzen ohne Ohrpinsel. Ihr letzterer unterer Backenzahn ist zweispitzig, das Ohr ist am Rande gleichmäßig behaart; der Schwanz erreicht ungefähr die halbe Körperlänge. Eine Mähne fehlt gänzlich. Der Stern steht senkrecht und ist lang geschlitzt. Die wenigen Arten bewohnen blos die alte Welt, fehlen also in Amerika und Australien.

Unter ihnen betrachten wir billig zuerst die **europäische** oder **gemeine Wildkatze** (Catus ferus). Lange Zeit hat dieses Thier für die Stammart unserer Hauskatze gegolten, und auch gegen-



Die europäische oder gemeine Wildkatze (Catus ferus).

wärtig wird es von vielen Naturforschern noch dafür gehalten, obwohl die genaueren Beobachtungen und Untersuchungen diese Ansicht nicht zu stützen vermögen.

Die **Wildkatze** ist bedeutend größer und kräftiger, als die Hauskatze. Ihr Kopf und Leib sind kürzer und dicker, und ihr Schwanz namentlich ist bedeutend stärker, aber auch viel kürzer, als bei der Hauskatze; zudem unterscheiden sich beider Schwänze noch dadurch, daß der eine von seiner Wurzel bis zum Ende gleichmäßig dick, der andere aber von der Wurzel bis zur Spitze allmählich verdünnt ist. Eine erwachsene Wildkatze erreicht ungefähr die Größe eines **Fuchses** und ist also um ein Drittheil größer, als die Hauskatze. Von dieser unterscheidet sie sich auf den ersten Blick durch die stärkere Behaarung, den reichlichern Schnurrbart, den wildern Blick und das stärkere und schärfere Gebiß. Als besonderes Kennzeichen gilt die schwarzgeringelte Ruthe und der gelblichweiße Fleck an der Kehle. Ihre Körperlänge beträgt in der Regel 2½ Fuß, die Länge ihres Schwanzes gewöhnlich einen Fuß. Die Höhe am Widerrist erreicht oft 14, ja sogar 16 Zoll, und ihr Gewicht 15 bis 18 Pfund.

Einzelne Kater werden unter besonders günstigen Umständen auch drei Fuß lang. Der Pelz ist dicht und lang, beim Männchen grau, bisweilen sogar schwarzgrau gefärbt, bei dem Weibchen hingegen gelblich. Von der Stirn ziehen sich vier gleichlaufende, schwarze Streifen zwischen den Ohren hindurch, von denen die beiden mittleren sich auf dem Rücken fortsetzen und, nachdem sie sich vereinigt haben, einen mittlen Streifen bilden, der längs des Rückgrates und über die Oberseite des Schwanzes läuft. Von ihm gehen auf beiden Seiten viele, aber verwaschene Querstreifen aus, welche etwas dunkler, als die anderen, sind und nach dem Bauche hinabziehen. Letzterer ist gelblich, mit einigen schwarzen Flecken betüpfelt, die Beine sind mit wenigen schwarzen Querstreifen gezeichnet, gegen die Pfoten zu gelber, an der Innenseite der Hinterbeine gelblich und ungefleckt. Der Schwanz ist gleichmäßig geringelt, die Ringe selbst von der Wurzel nach der Spitze hin immer dunkler. Das Gesicht ist rothgelb, das Ohr auf der Rückseite rostgrau, inwendig gelbweißlich.

Noch heutzutage ist die Wildkatze über fast ganz Europa verbreitet; sie konnte bis jetzt nicht einmal in dem so raubthierarmen Großbritannien ausgerottet werden. Gegenwärtig bewohnt sie übrigens blos noch waldreiche Gegenden, namentlich Gebirge, und streift von da aus nur selten in das Tiefland herab. In ausgedehnten Waldungen wird sie jedes Jahr wenigstens gespürt, wenn auch nicht erlegt. In dem Thüringer Walde hat man aber in den letzten Jahren immer noch zwölf Stück erwachsene und eine vierteljährige Waldkatze erlegt, außerdem noch eine angeschossen und drei aus dem Neste genommen, im Ganzen also sechzehn Stück getödtet. Soweit bis jetzt mit Sicherheit festgestellt ist, reicht ihr Verbreitungskreis nicht weit über die Grenze Europas hinaus. Südlich vom Kaukasus ist sie noch in Grusien vorgekommen; aus anderen asiatischen Ländern erhielt man sie nicht. Merkwürdig ist, daß sie in Norwegen, Schweden und Rußland nicht vorkommt; dort wird sie aber freilich durch den Vetter Luchs mehr als hinreichend ersetzt. Dichte, große, ausgedehnte Wälder, namentlich dunkle Nadelwälder, bilden ihren Aufenthalt; und je einsamer ihr Gebiet ist, um so ständiger ist sie in ihm. Felsreiche Waldgegenden zieht sie allen übrigen vor, weil die Felsen ihr die sichersten Schlupfwinkel gewähren. Außerdem bezieht sie auch Dachs- und Fuchsbauten und große Höhlungen in starken Bäumen.

Sie lebt einzeln oder höchstens paarweise und scheint ihr Gebiet gegen andere ihrer Art zu behaupten. Ihre Lebensweise ist eine durchaus nächtliche; sie ähnelt der des Luchses ebenso sehr, wie der unserer Hauskatze. Die Wildkatze ist geschickt im Klettern und ersteigt mit Leichtigkeit Bäume, auf deren stärkeren Aesten sie ausruht, wenn sie sich nicht in einer Höhle verbergen kann. Hier drückt sie sich fest auf den ihrem Pelze gleichgefärbten Ast und kann dann leicht übersehen werden. Erst mit Einbruch der Nacht beginnt sie ihre Jagdzüge, ganz nach Art ihrer zahmen Schwester. Mit der allen Katzen eignen List beschleicht sie den Vogel in seinem Neste, den Hasen in seinem Lager und das Kaninchen in seinem Baue, vielleicht auch das Eichhörnchen auf dem Baume. Größeren Thieren springt sie auf den Rücken und zerbeißt ihnen die Schlagadern des Halses. Nach einem Fehlsprunge verfolgt sie das Thier nicht weiter, sondern sucht sich lieber eine neue Beute auf: kurz, sie ist in jeder Hinsicht eine echte Katze. Zum Glück für die Jagd besteht ihre gewöhnliche Nahrung in Mäusen aller Art und in kleinen Vögeln. Wohl nur zufällig macht sie sich an größere Thiere; aber sie überfällt wirklich sogar Reh- und Hirschkälber und ist für diese noch immer stark genug. An den Seen und Wildbächen lauert sie auch Fischen und Wasservögeln auf und weiß dieselben mit großer Schlauheit zu erbeuten. Sehr schädlich wird sie in allen Gehegen, am schädlichsten aber in Fasanerien. Hier gelingt es ihr in kurzer Zeit, alle Fasanen eines ganzen Geheges zu vernichten. Im Verhältniß zu ihrer Größe ist sie überhaupt ein gefährliches Raubthier, welches leider den Blutdurst der meisten seiner Gattungsverwandten theilt und weit mehr Thiere tödtet, als es verzehren kann. Aus diesem Grunde wird die Wildkatze von den Jägern grimmig gehaßt und unerbittlich verfolgt — denn kein Weidmann rechnet den Nutzen, welchen sie durch Vertilgung von Mäusen bringt, ihr zu Gute. Wie viele von diesen schädlichen Thieren sie vernichten kann, geht aus einer Angabe Tschudi's hervor, welcher berichtet, daß man in dem Magen einer Wildkatze die Ueberreste von 26 Mäusen gefunden hat. Im

Winter tritt sie zuweilen größere Wanderungen an und kommt dann auch, vom Hunger geplagt, bis in das Innere der Dörfer herein. Erst vor wenigen Jahren erlegte der Lehrer Schach in Rußdorf bei Crimmitzschau einen vollständig ausgewachsenen, sehr starken Wildkater, welcher mehrere Tage lang in einer Scheuer dieses Dorfes Herberge genommen, aber noch wenig Schaden gethan hatte. In Ungarn, wo sie weit häufiger ist, soll sie, wie Lenz angiebt, im Winter vorzugsweise in Scheuern hausen.

Die Zeit der Paarung der Wildkatze fällt in den Februar, der Wurf in den April; die Tragzeit währt neun Wochen. Das Weibchen wählt sich einen hohlen Baum, eine Felsenkluft oder auch einen verlassenen Dachs- oder Fuchsbau zum Wochenbett und wirft hier fünf bis sechs Junge, welche blind geboren werden und ganz den jungen Hauskätzchen gleichen. Wenn sie nicht mehr säugen, werden sie von der Mutter sorgfältig mit Mäusen, Maulwürfen und Vögeln versehen. Nach kurzer Zeit sind sie schon im Stande, die Bäume zu erklettern, und deren Aeste bilden auch später ihren Spiel- und Tummelplatz, sowie ihre Zuflucht bei heranwachsender Gefahr. Dieser suchen sie in den meisten Fällen einfach dadurch zu entgehen, daß sie sich auf den dichten Aesten niederdrücken und auf die Gleichfarbigkeit ihres Felles mit diesen vertrauen. Die Alte scheint sie nicht zu vertheidigen, wenigstens verläßt sie die Brut beim Herannahen des Menschen, vor welchem sie überhaupt große Furcht zeigt. Dies dürfte aus folgendem Berichte von Lenz hervorgehen: „Im Jahr 1856 ging mein Zimmermann etwa 500 Schritte von meinem Hause an der Südseite des Hermannsteins, wo wilde Kaninchen oft in Menge wohnen, durch ein Dickicht und hörte in einem erweiterten Kaninchenbau Stimmen, wie von kleinen Katzen. Er hatte wenige Tage zuvor welche von mir zu haben gewünscht, und da ich keine hatte, so war er nun froh, hier selbst ein Nestchen zu finden. Er grub nach und fand drei Stück echter Wildkatzen von Rattengröße. Wie er sie in seinen Ranzen gesteckt hatte und wegging, sah er die Alte in seiner Nähe mit gespitzten Lauschern umherschleichen; sie ging aber ganz leise und machte keine Miene, ihn anzugreifen; sie hatte die Größe eines tüchtigen Hasen, die echte wilde Farbe, den kurzen, dicken Schwanz. Ebenso waren die kleinen Kätzchen an ihrer Farbe und namentlich an dem auffallend von dem der zahmen abweichenden Schwanze leicht als echt zu erkennen. Merkwürdig genug war das angeborne wilde Naturell dieser kleinen Bestien: sie kratzten, bissen und fauchten mit entsetzlicher Bosheit. Vergeblich wurde alle mögliche Mühe angewendet, sie zahm zu machen und gut zu verpflegen. Sie wollten weder fressen noch saufen und ärgerten und tobten sich zu Tode." —

Die Jagd der Wildkatze kann unter Umständen sehr gefährlich werden, weil das Thier, wenn es angeschossen wird, den Menschen nicht selten angreift. Man jagt sie am liebsten bei Schnee, weil man sie dann spüren und bis zu ihrem Ruheplatze verfolgen kann. „Gewöhnlich," sagt Tschudi, „liegt sie den ganzen Tag auf einem Aste ausgestreckt, von wo aus sie ihre Beute belauert. So sieht sie der Jäger, wie sie ruhig daliegt und ihn nach Art des Baummarders und Luchses mit funkelnden Augen anstarrt. Nun nimm dich wohl in Acht, Schütze, und faß die Bestie genau aufs Korn! Ist sie blos angeschossen, so fährt sie schnaubend und schäumend auf, mit hochgekrümmtem Rücken und gehobenem Schwanze naht sie zischend dem Jäger, setzt sich wüthend zur Wehr und springt auf den Menschen los; ihre spitzen Krallen haut sie fest in das Fleisch, besonders in die Brust, daß man sie fast nicht losreißen kann, und solche Wunden heilen sehr schwer. Die Hunde fürchtet sie so wenig, daß sie, ehe sie den Jäger gewahrt, oft freiwillig vom Baume herunterkommt; es setzt dann fürchterliche Kämpfe ab. Die wüthende Katze haut mit ihrer Kralle oft Risse, sie zielt gern nach den Augen des Hundes und vertheidigt sich mit der hartnäckigsten Wuth, solange noch ein Funke ihres höchst zähen Lebens in ihr ist. So kämpfte im Jura ein wilder Kater, auf dem Rücken liegend, siegreich gegen drei Hunde, von denen er zweien die Tatzen tief in die Schnauzen gehauen hatte, während er den dritten mit den Zähnen fest gepackt hielt — eine Vertheidigung, zu der er den äußersten Muth und die größte Gewandtheit bedurfte, und welche gleichzeitig eine hohe Klugheit verräth, da er nur so sich der Hundebisse erwehren konnte. Ein starker Schuß des herbeieilenden Jägers, der die Bestie durch und durch bohrte, errettete die schwer verwundeten Thiere, die sonst sämmtlich erlegen wären."

Man kennt viele andere Jagdgeschichten dieses Thieres, welche zum Theil ein sehr trauriges Ende haben; ich will blos zwei mittheilen. „Als ich," so sagt Hohberg, „Anno 1640 zu Pardubitz auf die Entenpirsch gegangen, hat der Hund ungefähr im wilden Rohr eine wilde Kaz gewittert und auf einen Baum hinaufgetrieben. Der Hund ist dann um den Baum herumgegangen und hat die Kaz darob angebellt, wie er denn ein sonderlicher Kazenfeind und ein starker, bissiger Hund gewesen. Als ich das mit großen Entenschroten geladene Rohr ergriff, den Anschlag auf die Kaz genommen und sie herabschießen wollen, hat die Kaz einen Sprung in das nächste Röhricht gethan, der Hund aber ist der Kazen nachgeeilt und hat sie ergriffen. Ich mochte im dicken Gezausicht nicht schießen, nahm alsobald meinen Degen und stieg in das Geröhricht, da ich den Hund mit der Kazen verwickelt funden und sie auf der Erden durch und durchgespießet. Die Kaz, als sie sich verwundet empfunden, ließ straks von dem Hunde ab und schwung sich also durchstochener, mit so großer Furie an der Klingen gegen meine Hand, daß ich selbige nothwendig habe müssen fallen lassen. Entzwischen aber ersah der von der Kazen befreyte Hund seinen Vortheil, ergriff sie bei dem Genick und hielt sie so feste, daß ich Zeit hatte, mit dem Fuß den Degen wieder aus der Kazen zu ziehen und ihr folgends den Rest zu geben."

Nahe meiner Heimat heißt noch heutigen Tages eine Forstabtheilung „die wilde Katze". Dieser Name verdankt einer unglücklichen Jagdgeschichte seine Entstehung. Ein Kreiser oder Waldläufer spürte eines Wintermorgens im frischgefallenen Schnee eine Wildkatzenfährte und folgte ihr, erfreut über das ihm zu Theil gewordene Jagdglück und die in Aussicht stehende, damals noch ziemlich bedeutende Auslösung. Die Fährte verlief bis zu einer gewaltigen, hohlen Buche, auf welcher das Thier aufgebäumt haben mußte. Auf den Aesten war es nicht zu sehen, es mußte also irgendwo im Innern des Baumes verborgen sein. Unser Kreiser macht sich schußfertig und nimmt seinen Revierhammer hervor, um durch Anklopfen mit demselben die Katze aus dem Baume zu vertreiben. Er thut einige Schläge und ergreift flugs sein Gewehr, um die etwa sich zeigende Katze sogleich beim Erscheinen mit einem wohlgezielten Schusse zu empfangen. Vergeblich; sie erscheint nicht. Er muß noch einmal anklopfen. Noch immer will sie sich nicht zeigen. Er klopft also zum dritten Male; aber — noch hat er nicht das Gewehr zum Anschlag erhoben, da sitzt ihm die Katze im Nacken, reißt ihm mit ihren Tatzen im Nu die dicke Pelzmütze vom Kopfe und haut sich fest in seinen Kopf ein, mit den Zähnen das dicke Halstuch zerreißend. Dem Ueberraschten entfällt das Gewehr, er vergißt fast, sich zu vertheidigen und sucht blos Hals und Gesicht vor den wüthenden Bissen zu schützen. Dabei schreit er laut um Hilfe seinem in demselben Walde befindlichen Sohne zu. Die Katze zerfleischt ihm die Hände, zerbeißt ihm das Gesicht, zerreißt das Tuch; ängstlicher wird sein Hilferufen, größer seine Angst. Da empfängt er einen grimmigen Biß in den Hals und stürzt nieder. So findet ihn sein Sohn, die Katze noch wüthend auf ihm, die Nackenmuskeln zerreißend. Er versucht das wüthende Thier wegzureißen; er nimmt seinen Hammer und schlägt auf die Katze los, sie faucht, beißt aber immer wieder auf ihr armes Schlachtopfer los. Endlich trifft sie ein Hammerschlag auf den Kopf, und sie erliegt. Der Lärm hat Vorübergehende herbeigezogen; man bringt den Bewußtlosen nach Hause, verbindet ihn, so gut es geht, und schickt nach einem Arzt. Inzwischen kommt der Zerschundene wieder zu sich und erzählt in kurzen, gebrochenen Sätzen seinen fürchterlichen Kampf. Der Arzt erscheint; man wendet alle Mittel an: noch an demselben Tage aber verscheidet der Mann unter entsetzlichen Schmerzen.

Nach dieser einen Geschichte brauche ich wohl nicht mehr hervorzuheben, daß in unserm mittlern Deutschland die Wildkatze, trotz ihrer geringen Größe, das fürchterlichste Raubthier ist. —

Von der eigentlichen Wildkatze sind die blos verwilderten Hauskatzen wohl zu unterscheiden. Solche trifft man nicht selten in unseren Waldungen an; sie erreichen aber niemals die Größe der eigentlichen wilden, obwohl sie unsere Hauskatzen um vieles übertreffen. In der Zeichnung und an Bosheit und Wildheit ähneln sie durchaus der eigentlichen Wildkatze.

In felsigen Gegenden der tartarischen und mongolischen Steppen vertritt der **Manul** (Catus Manul) unsere Wildkatze. Er ist stärker und hochbeiniger, als sie, und übertrifft sogar den **Fuchs** an Größe. Die weißlichgelb gefärbten Haare seines Pelzes sind mit braunen Haaren untermischt; der Scheitel ist fein schwarz gefleckt; näher über die Wangen verlaufen zwei schwarze Streifen; die kurzen, breiten, abgerundeten Lauscher sind außen gelblich; die lange, buschige Standare ist gleichlang behaart, vor der schwarzen Spitze geringelt. Die Körperlänge beträgt 19 Zoll, die des Schwanzes 10 Zoll. — Ueber die Lebensweise des Thieres habe ich bis jetzt noch nirgends eine genügende, ausführliche Beschreibung gefunden. Ihr Entdecker, der berühmte **Pallas**, erwähnt blos, daß der **Manul** nach Art unserer Wildkatze an geeigneten Orten der mongolischen Steppe lebe.

Denselben Mangel an genügender Kenntniß der Lebensverhältnisse müssen wir auch bei der **nubischen Katze** (Catus maniculatus) beklagen und Dies um so lebhafter, weil sich die neueren Naturforscher mehr und mehr zu der Ansicht hinneigen, daß dieses Thier die Stammmutter unserer Hauskatze sei. Wenn man festhält, daß die Hauskatze höchst wahrscheinlich von Egypten aus über



Die nubische Katze (Catus maniculatus).

die Erde verbreitet worden ist, hat die Sache auch gewichtige Gründe für sich, und zudem sind auch die Körperverhältnisse der einen und der andern beinahe dieselben.

Rüppell entdeckte unsere Katze in Nubien auf der Westseite des Nils bei **Ambukol**, in einer mir sehr wohlbekannten Wüstensteppe, in welcher felsige Gegenden mit buschreichen abwechseln. Ihre Länge beträgt 20 Zoll, die des Schwanzes etwas über neun Zoll. Dies sind zwar nicht genau die Verhältnisse unserer Hauskatze, aber doch solche, welche den ihrigen ziemlich nahekommen. Auch in ihrer Zeichnung ähnelt die **nubische** oder **Falbkatze** manchen Abänderungen unsers zahmen **Hinz** außerordentlich. Ihr Pelz ist oben mehr oder weniger fahlgelblich oder fahlgrau, auf dem Hinterkopf und der Rückenfirste röthlicher, an den Seiten heller, am Bauche weißlich. Auf dem Rumpfe zeigen sich dunklere, schmale, verwaschene Querbinden, welche an den Beinen deutlich hervortreten, am Oberkopf und an dem Nacken acht schmalere Längsbinden. Gewisse Theile des Pelzes sind auch noch mit einer feinschwarzen Sprenkelung gezeichnet. Der Schwanz ist oben fahlgelb, unten weiß; er endet in eine schwarze Spitze und hat vor ihr drei breite, schwarze Ringe.

Die Mumien und Abbildungen auf den Denkmälern in Theben und in anderen egyptischen Ruinen stimmen mit dieser Katzenart am meisten überein und scheinen zu beweisen, daß sie es war, welche bei den alten Egyptern als Hausthier gehalten wurde. Vielleicht brachten die Priester das heilige Thier von Meroë in Südnubien nach Egypten; von hieraus könnte sie nach Arabien und Syrien und später über Griechenland oder Italien nach dem westlichen und nördlichen Europa verbreitet worden sein und in neuerer Zeit durch die wandernden Europäer eine noch größere Verbreitung erhalten haben. Für mich erhalten diese Muthmaßungen Gewicht durch Beobachtungen, welche ich auf meinem letzten Jagdausfluge nach Habesch machte. Die Hauskatzen der Jemenesen und der Araber der Westküste des Rothen Meeres zeigen nicht nur eine ganz ähnliche Färbung, wie die Falbkatzen, sondern auch dieselbe Schlankheit und Schmächtigkeit, welche diese vor ihren Verwandten auszeichnet. Allerdings hat dort die Hauskatze nicht dasselbe Los, wie bei uns: ihre Herrschaft kümmert sich kaum um sie und überläßt es ihr auch selbst, sich zu ernähren. Dies dürfte aber schwerlich als Grund ihres schlechten Aussehens anzunehmen sein; denn an Nahrung fehlt es einem Raubthiere in dortiger Gegend nicht. Ich glaube, daß die Katze Nordostafrikas am treuesten sich ihre ursprüngliche Gestalt erhalten hat, d. h. am wenigsten den Einflüssen der Züchtung unterworfen gewesen ist. Die gewöhnliche Färbung der afrikanischen Hauskatze kommt der ihrer wahrscheinlichen Stammmutter am nächsten; doch findet man auch hier schon, obgleich sehr selten, eine ausgeartete, nämlich weiße, schwarze, rothgelbe und sogenannte dreifarbige Hauskatze.

Ich war eine Zeitlang im Besitz einer Falbkatze, habe mich aber vergeblich bemüht, ihr nur einigermaßen die Wildheit abzugewöhnen, welche sie zeigte. Das Thier war in den Steppen Ost-Sudahns alt gefangen worden und wurde mir in einem Käfig gebracht, welcher schon durch seine außerordentliche Festigkeit zeigte, daß man ein bedenkliches Raubthier in ihm verwahre, und ich habe die Katze niemals aus diesem Käfig nehmen dürfen, weil sie es überhaupt nicht gestattete, daß man sich ihr irgendwie näherte. Sobald man an sie herankam, fauchte und tobte sie wie unsinnig und bemühte sich nach Kräften, Einem Etwas zu versetzen. Strafen fruchteten gar Nichts. Jung aus dem Neste genommene habe ich nie gesehen und kann deshalb auch nicht darüber urtheilen, ob diese sich vollständig zähmen lassen.

Nach diesem Ueberblick der Wildkatzen können wir uns zu der für den Haushalt des Menschen nützlichsten Katze, unserm Hausfreunde Hinz (Catus domesticus), wenden. Die Unterschiede zwischen ihm und der Wildkatze sind etwa folgende: Der Leib der Hauskatze ist um ein Drittheil kleiner und weniger kräftig, der Schwanz länger und schlanker und gegen das Ende zu allmählich verdünnt, der Kopf stärker abgeplattet und der Darm fünf Mal — bei der Wildkatze nur drei Mal — so lang, als der Körper. Die Länge des Leibes beträgt gewöhnlich einen Fuß sechs Zoll, in seltneren Fällen aber noch drei bis vier Zoll mehr, die Länge des Schwanzes durchschnittlich einen Fuß und die Höhe am Widerrist zehn Zoll.

Die Katze hat als Hausthier eine sehr weite Verbreitung gefunden und zwar hauptsächlich seit der Einwanderung der Ratten, dieser abscheulichen, nächtlichen Plagegeister des Hauses. Es ist wohl anzunehmen, daß sie von Egypten aus zuerst verbreitet worden ist; wenigstens erhalten wir von dort aus die ersten geschichtlichen Nachrichten über sie. Gegen das Jahr 430 v. Chr. berichtet Herodot über den Ailurus, wie er Freund Hinz benennt, Folgendes: „Entsteht in Egypten irgendwo eine Feuersbrunst, so kümmern sich die Leute nicht ums Feuer, sondern um ihre Katzen. Sie stellen sich um sie herum und halten Wache. Entweicht aber eine Katze aus dem Kreise und stürzt sich in die Flammen, so kommt über die Egypter große Trauer. Stirbt eine Katze von selbst, so scheren alle Bewohner des Hauses ihre Augenbrauen ab. Die todten Katzen werden in heilige Gemächer geschafft, einbalsamirt und dann in der Stadt Bubastis beigesetzt." Aristoteles beschreibt die Katze ums Jahr 330 v. Chr. so genau, daß man unbedingt annehmen muß, er habe sie selbst beobachtet. Diodorus Siculus sagt ums Jahr 30 v. Chr.: „Wer in Egypten eine Katze ums

Leben bringt, muß sterben, er mag die Sünde absichtlich begangen haben oder nicht; das Volk rottet sich zusammen und schlägt ihn todt. Einen solchen unglücklichen Katzenmörder, welcher ein Römer war und nicht einmal mit Vorsatz gesündigt hatte, konnte weder der egyptische König Ptolemäus, noch die Furcht vor Rom vom Tode befreien."

Vor der Zeit Herodots finden wir den Namen der Katze bei den alten griechischen Schriftstellern nicht, und daraus, sowie auch aus dem Umstande, daß sie selbst später von den Griechen und Lateinern nur kurz erwähnt wird, darf man schließen, daß sie sich ganz allmählich von Egypten aus verbreitet hat. Von der Verehrung, welche sie dort genoß, geben außer den Schriften fast alle egyptischen Denkmäler Kunde, ebenso wie die Mumien, welche man aufgefunden hat. Letztere gehören



Der Hinz (Catus domesticus).

jedoch nicht blos der eigentlichen Hauskatze, sondern auch dem noch heute in Egypten wild lebenden Sumpfluchs an.

Von Egypten aus ging die Katze zunächst wahrscheinlich mehr östlich. So erfahren wir, daß sie ein besonderer Liebling des Propheten Mahammed gewesen ist. In dem nördlichen Europa war sie vor dem zehnten Jahrhundert fast noch gar nicht bekannt, und die Gesetzsammlung für Wales enthält eine Bestimmung des Howell Dha oder Howell Lebon, welcher gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts starb, worin die Werthbestimmung der Hauskatzen, sowie die Strafen, welche auf Mißhandlung, Verstümmelung oder Tödtung derselben gesetzt waren, festgesetzt sind. Darin wird die Summe bestimmt, wofür eine junge Katze bis zu dem Augenblicke, wo sie eine Maus fängt,

verkauft werden darf, und Dem wird hinzugefügt, daß sie von jenem Augenblicke an des doppelten Preises werth sei. Der Käufer hatte das Recht, zu verlangen, daß Augen, Ohren und Krallen vollkommen wären und daß sich das Thier aufs Mausen verstände, ebenso auch, daß ein gekauftes Weibchen seine Jungen gut erziehe. War sie mit irgend einem Fehler behaftet, so konnte der Käufer das Drittheil des Kaufpreises zurückverlangen. Wer auf den fürstlichen Kornböden eine Hauskatze stahl oder tödtete, mußte sie mit einem Schafe sammt dem Lamm büßen oder soviel Weizen als Ersatz für sie geben, als erforderlich war, um die Katze, wenn sie an dem Schwanze so aufgehängt wird, daß sie mit der Nase den Boden berührt, vollkommen zu bedecken.

Dieses Gesetz ist für uns von hohem Werthe, denn es liefert uns den Beweis, daß man zu damaliger Zeit die Hauskatze als eine sehr werthvolle Erwerbung betrachtete; zugleich aber sehen wir daraus, daß die Wildkatze nicht wohl als die Stammmutter jener angesehen werden darf: denn zu damaliger Zeit gab es auch in England soviele Wildkatzen, daß es jedenfalls nicht schwer gewesen sein würde, sich die Jungen davon in beliebiger Menge zu zähmen.

Gegenwärtig findet sich die Katze fast in allen Ländern, in welchen der Mensch feste Wohnsitze hat. In Europa ist sie überall zu treffen und in Amerika schon seit Entdeckung dieses Erdtheils verbreitet. Auch in Asien und in Australien ist sie ziemlich häufig, weniger jedoch in Afrika, zumal im Innern des Erdtheils, wo sie in vielen Ländern gänzlich fehlt. Manche Völkerschaften Asiens, z. B. die Mandschu, treiben noch einen ziemlich bedeutenden Handel mit ihr. Sie geben den Giljaken junge Kater, niemals aber Miezen, und unterhalten sich somit immer ihre Absatzquelle offen. Die Käufer tauschen solche Katzen mit Zobelfellen ein, und beide Theile machen ein sehr gutes Geschäft.

In den gesitteten Ländern ist die Hauskatze das einzige Mitglied ihrer Familie, welches allgemein gezähmt und im Hause gehalten wird. Gleichwohl bewahrt sich jede Katze immer in einem gewissen Grade ihre Selbstständigkeit und unterwirft sich dem Menschen nur insoweit, als sie es für gut befindet. Je mehr sich dieser mit ihr beschäftigt, um so treuere Anhänglichkeit gewinnt sie an die Familie, je mehr man aber eine Katze sich selbst überläßt, um so größer wird ihre Anhänglichkeit an das Haus, in welchem sie geboren wurde. Der Mensch bestimmt unter allen Umständen den Grad der Zähmung und der Häuslichkeit einer Katze. Wo sie sich selbst überlassen wird, kommt es nicht selten vor, daß sie zur Zeit des Sommers ganz dem Hause entläuft und sich in die Wälder begiebt, in denen sie unter Umständen fast völlig verwildern kann. Bei Eintritt des Winters kehrt sie gewöhnlich in ihre frühere Wohnung zurück und bringt dahin auch ihre Jungen, welche sie während ihres Sommeraufenthalts zur Welt gebracht hat; doch kommt es, zumal in warmen Ländern, häufig genug vor, daß sie sich, auch wenn sie zurückgekehrt ist, fast gar nicht mehr um den Menschen kümmert. Namentlich die Katzen in Paraguay leben, wie uns Rengger mittheilt, in der größten Selbstständigkeit. Sie folgen, zumal in den wenig bevölkerten Gegenden, ganz ihrem Triebe zur Unabhängigkeit, und selbst diejenigen, welche man als an das Haus gewöhnte betrachten kann, streifen Tage lang in den Waldungen und auf den Feldern umher, stellen allen kleinen, wehrlosen Säugethieren nach, beschleichen des Nachts die Vögel auf den Bäumen und kommen blos bei regnerischem oder stürmischem Wetter nach Hause. Man versichert, daß auch die, welche doch sorgfältig von Jugend auf behandelt worden sind, mit zunehmendem Alter ihren Hang zur Freiheit zeigen, und daß nur verschnittene Männchen gute Mäusejäger abgeben, welche wirklich im Hause bleiben und ihrer Aufgabe vollständig genügen. Gleichwohl ist auch in Paraguay die Hauskatze noch nicht vollständig verwildert; denn, sowie die Regenzeit eintritt, nähert sie sich gewöhnlich wieder den Wohnungen und bringt dahin auch ihre Jungen mit. Letztere gehen regelmäßig zu Grunde, wenn sie in der rauhen Witterung in den Wäldern gelassen werden, und selbst die Alten scheinen den Regen nicht vertragen zu können. Jedenfalls findet man nirgends wirklich verwilderte Katzen dieser Art in den Waldungen; sie sind sogar aus den ehemals bewohnten Gegenden verschwunden, in denen sie beim Abzuge der Weißen zurückgelassen wurden.

Unsere Hauskatze ist vortrefflich geeignet, ihre ganze Familie kennen zu lehren, eben weil Jedermann sie beobachten kann. Sie ist ein außerordentlich schmuckes, reinliches, zierliches und anmuthiges Geschöpf. Jede ihrer Bewegungen ist nett und angenehm und ihre Gewandtheit wahrhaft bewunderungswürdig. Sie geht gemessen und tritt mit ihren Sammetpfötchen, deren Krallen sehr sorgfältig eingezogen sind, so leise auf, daß ihr Gang für den Menschen vollkommen unhörbar wird. Bei jedem Schritte zeigt sie die Beweglichkeit, welche ihr eigenthümlich ist, zugleich aber die größte Anmuth und Zierlichkeit. Nur wenn sie von einem andern Thiere verfolgt oder plötzlich sehr erschreckt wird, beschleunigt sie ihren Gang zu einem Laufe in schnell hinter einander folgenden Sätzen oder Sprüngen, welche sie ziemlich rasch fördern und fast regelmäßig vor dem Verfolger retten, weil sie klug jeden Schlupfwinkel zu benutzen oder jede Höhe zu gewinnen weiß. Sie klettert durch Einhäkeln ihrer Krallen sehr leicht und geschickt an Bäumen und rauhen oder weichen Mauern empor und ist im Stande, mit einem einzigen Satze eine Höhe von sechs, ja sogar von acht Fuß zu gewinnen. Im freien Felde ist ihr Lauf nicht eben rasch, wenigstens wird sie dort von jedem Hunde eingeholt. Ihre große Gewandtheit zeigt sich namentlich bei Sprüngen, welche sie freiwillig oder gezwungen ausführen muß. Sie mag fallen, wie sie will, immer wird sie mit den Beinen den Boden erreichen und verhältnißmäßig sanft auf die weichen Ballen der Füße fallen. Mir ist es niemals gelungen, eine Katze, welche ich mit dem Rücken nach unten dicht über einen Tisch oder über einen Stuhl hielt, so zu Falle zu bringen, daß sie mit dem Rücken aufschlug. Sie wendet sich, sobald man sie freiläßt, blitzschnell um und steht dann ganz harmlos und fest auf allen vier Beinen. Wie sie Dies anstellt, ist, bei so kurzen Entfernungen wenigstens, geradezu unerklärlich; beim Herabfallen aus bedeutender Höhe dagegen kann man es sich sehr wohl erklären, weil dann die Katze ihren gerade emporgestreckten Schwanz als Steuer benutzt und hierdurch die Richtung des Falles regelt. Das Schwimmen versteht sie auch, sie macht aber von dieser Fertigkeit blos dann Gebrauch, wenn sie in die unangenehme Lage kommt, sich aus dem Wasser retten zu müssen. Freiwillig geht sie niemals in das Wasser, ja sie meidet sogar den Regen mit der größten Aengstlichkeit. Sie sitzt, wie der Hund, auf dem Hintertheil und stützt sich vorn mit beiden Füßen; im Schlafe rollt sie sich zusammen und legt sich auf eine Seite. Dabei sucht sie gern eine weiche und warme Unterlage auf, kann es aber nur selten vertragen, wenn sie auch bedeckt wird. Vor allem Andern benutzt sie das Heu zum Pfühl, wahrscheinlich, weil sie den Duft desselben sehr gut leiden mag. Von diesem Lager nimmt auch ihr Fell einen höchst angenehmen Geruch an.

Unter den Sinnen der Katze sind Gefühl, Gesicht und Gehör die ausgezeichnetsten. Am schlechtesten ist wohl der Geruch, wie man sich sehr leicht selbst überzeugen kann, wenn man einer Katze irgendwelche Lieblingsnahrung so vorlegt, daß sie dieselbe nur durch den Geruch ermitteln kann. Sie naht sich dann dem Gegenstande und wendet, wenn sie in seine nächste Nähe gekommen ist, den Kopf so vielfach hin und her, daß man gleich an diesen Bewegungen sieht, wie wenig der Geruchsinn sie leitet. Und ist sie dann ganz nahe gekommen, so benutzt sie ihre Schnurrhaare, welche vortreffliche Tastwerkzeuge sind, noch immer weit mehr, als die Nase. Man muß ihr eine Maus, welche man in der Handhöhlung versteckt, schon nahe vorhalten, ehe sie dieselbe riecht. Weit feiner ist ihr Gefühl. Die Schnurrhaare zeigen Dies am besten; denn man darf blos ein einziges ganz leise berühren, so wird man sehen, wie die Katze augenblicklich zurückzuckt. Auch in den weichen Pfoten besitzt sie Tastgefühl, obschon in untergeordneterem Grade. Ausgezeichnet ist das Gesicht, und zwar sieht die Katze ebensogut bei Tage, als bei Nacht. Sie ist fähig, bei verschiedenem Lichte ihren Augenstern passend einzurichten d. h. ihn bei großer Helligkeit so zu verkleinern und bei Dunkelheit so zu vergrößern, daß ihr das Sinneswerkzeug jederzeit vortreffliche Dienste leistet. Aber unter allen Sinnen steht das Gehör obenan. „Ich hatte mich," sagt Lenz, „vor nicht gar zu langer Zeit bei warmer stiller Luft in meinem Hofe auf einer Bank im Schatten der Bäume niedergelassen und wollte lesen. Da kam eins von meinen Kätzchen schnurrend und schmeichelnd heran und kletterte mir nach alter Gewohnheit auf Schulter und Kopf. Beim Lesen war das störend; ich legte also ein zu solchem

Zwecke bestimmtes Kissen auf meinen Schos, das Kätzchen darauf, drückte es sanft nieder, und nach zehn Minuten schien es fest zu schlafen, während ich ruhig las und um uns her Vögel sangen. Das Kätzchen hatte den Kopf, also auch die Ohren südwärts gerichtet. Plötzlich sprang es mit ungeheurer Schnelligkeit rückwärts. Ich sah ihm erstaunt nach; da lief nordwärts von uns ein Mäuschen, von einem Busch zum andern über glattes Steinpflaster, wo es natürlich gar kein Geräusch machen konnte. Ich maß die Entfernung, in welcher das Kätzchen die Maus hinter sich gehört hatte; sie betrug volle 44 Fuß nach hiesigem Maße."

Die Lieblingsnahrung der Katze besteht in Mäusen und kleinen Vögeln; einzelne fangen auch Fische. In den Häusern füttert man sie mit allerlei Kost, gekochtem Fleische, Pflanzenstoffen, vor Allem aber mit Milch, welche sie überaus hochschätzt, obgleich sie sich sehr bemühen muß, eine Tasse voll auszulecken. Im Freien richtet sie, zuweilen auch unter größeren Thieren, arge Verwüstungen an. Sie wagt sich an ziemlich große Hasen und frißt vollkommen ausgewachsene Rebhühner. Ihre Beute beschleicht sie mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit. „Ich habe sie," sagt Lenz, „öfters beobachtet, wenn sie so auf der Lauer sitzt, daß sie mehrere zusammengehörige Mauselöcher um sich hat. Sie könnte sich gerade vor ein am Rande des Ganzen stehendes hinsetzen und so alle leicht überschauen; das thut sie aber nicht. Setzte sie sich vor das Loch, so würde auch das Mäuschen sie leichter bemerken und entweder gar nicht herausgehen oder doch schnell zurückzucken. Sie setzt sich also mitten zwischen die Eingänge und wendet Auge und Ohr dem zu, in dessen Nähe sich unter der Erde Etwas rührt, wobei sie so sitzt, daß das herauskommende Geschöpf ihr den Rücken kehren muß und desto sicherer gepackt wird. Sie sitzt so unbeweglich, daß selbst die sonst so regsame Schwanzspitze sich nicht rührt: es könnten auch durch ihre Bewegungen die Mäuschen, welche nach hinten heraus wollen, eingeschüchtert werden. Kommt vor der Katze ein Mäuschen zu Tage, so ist es im Augenblicke gepackt; kommt eins hinter ihr heraus, so ist es ebenso schnell ergriffen. Sie hat nicht blos gehört, daß es heraus ist, sondern auch so genau, als ob sie sähe, wo es ist, wirft sie sich blitzschnell herum und hat es nie fehlend unter ihren Krallen."

Das geistige Wesen der Katze wird in den meisten Fällen gänzlich verkannt. Man betrachtet sie als ein treuloses, falsches, hinterlistiges Thier und glaubt, ihr niemals trauen zu dürfen. Viele Leute haben sogar einen unüberwindlichen Abscheu gegen die Katzen und geberden sich wie nervenschwache Weiber oder ungezogene Kinder, sobald sie eine Katze erblicken. Dabei vergleicht man sie gewöhnlich mit dem Hunde, mit welchem sie gar nicht verglichen werden kann, und giebt sich, weil man nicht gleich in ihr dieselben lobenswerthen Eigenschaften findet, gar nicht weiter mit ihr ab, sondern betrachtet sie schon von vornherein als ein Wesen, mit welchem überhaupt Nichts zu machen sei. Unter solchen Umständen kann man freilich nur ein einseitiges Urtheil über sie fällen. Ich habe mich seit meiner Jugend sehr viel mit ihr beschäftigt und sie sehr lieb gewonnen, auch viele Züge von ihr beobachtet, welche ihr die Zuneigung des Menschen unbedingt erwerben müssen. Deshalb nehme ich auch keinen Anstand, mich vollkommen mit Scheitlins Ansichten über das geistige Wesen der Katze einverstanden zu erklären, und gebe, weil ich doch keine besseren Worte finden könnte, als dieser Thierfreund, dessen ebenso anziehende, als wahre Schilderung der Katzenseele oder des Wesens der Katze überhaupt hier im Auszuge.

„Die Katze ist ein Thier hoher Natur. Schon ihr Körperbau deutet auf Vortrefflichkeit. Sie ist ein kleiner, netter Löwe, ein Tiger im verjüngten Maßstabe. Alles an ihr ist einhellig gebaut, kein Theil ist zu groß oder zu klein; darum fällt auch schon die kleinste Regelwidrigkeit an ihr auf. Alles ist rund; am schönsten ist die Kopfform, was man auch am entblößten Schädel wahrnehmen kann; kein Thierkopf ist schöner geformt. Die Stirn hat den dichterischen Bogen, das ganze Gerippe ist schön und deutet auf eine außerordentliche Beweglichkeit und Gewandtheit zu wellenförmigen oder anmuthigen Bewegungen. Ihre Biegungen geschehen nicht im Zickzack oder Spitzwinkel, und ihre Wendungen sind kaum sichtbar. Sie scheint keine Knochen zu haben und nur aus leichtem Teige gebaut zu sein. Auch ihre Sinnesfähigkeiten sind groß und passen ganz zum Körper. Wir schätzen

die Katzen gewöhnlich viel zu niedrig, weil wir ihre Diebereien hassen, ihre Klauen fürchten, ihren Feind, den Hund, hochschätzen und keine Gegensätze, wenn wir sie nicht in einer Einheit auflösen, lieben können."

„Richten wir nun unsere Aufmerksamkeit auf ihre Haupteigenheiten. Zuvörderst fällt uns ihre Gewandtheit auf. Körper und Seele sind gewandt, beide sind aus einem Gusse. Wie gewandt dreht sie sich in der Luft, wenn sie auch nur mit dem Rücken abwärts wenige Fuß hoch fällt. Schon der geringe Widerstand der Luft vermittelt ihr, wie bei den Vögeln, die Möglichkeit der Drehung. Wie gewandt erhält sie sich auf schmalen Kanten und Baumzweigen, selbst wenn diese kräftig geschüttelt werden! Halb körperlich und halb geistig ist ihre Liebe zur Reinlichkeit; sie leckt und putzt sich immerdar. Alle ihre Härchen vom Kopfe bis zur Schwanzspitze sollen in vollkommener Ordnung liegen; die Haare des Kopfes zu glätten und zu kämmen, beleckt sie die Pfoten und streicht dann diese über den Kopf, selbst die Schwanzspitze versäumt sie nicht. Den Unrath verbirgt sie, verscharrt ihn in selbstgegrabene Erdlöcher. Hat eine Katze, durch einen Hund erschreckt, ihre Haare gesträubt, so fängt sie an, sobald sie sich in Sicherheit weiß, dieselben am ganzen Leibe wieder in Ordnung zu bringen. Sie will auch das Fell rein haben. Sie leckt sich allen Schmuz ab; sie ist des Schweines Gegentheil."

„Sie hat körperlichen Höhesinn, der aber, weil er Schwindelfreiheit und tüchtige Nerven erfordert, mit dem geistigen verwandt ist. Sie klettert an senkrechten Tannen bis zum Wipfel, ungewiß, ob und wie sie wieder herunterkönne. Sie hat auch ein bischen Furcht und bleibt zuweilen, bis sie hungert, droben und ruft um Hilfe; endlich wagt sie sich, aber nur rückwärts, herunter. Sie will immer das Höchste, im Klettern die Vollendung, doch nicht, als ob sie die Gefahr nicht merke, was nur bei Thieren der unteren Klassen der Fall ist. Will man sie herunterstoßen, so klauet und klammert sie sich fest an."

„Sie kennt den Raum und die Entfernungen, sowie die geraden, schiefen und senkrechten Flächen genau, sie schaut, wenn sie einen ungewohnten Sprung thun will, berechnend nach, vergleicht dann ihre Kraft und Geschicklichkeit und prüft sich selbst. Sie wagt ihn vielleicht lange nicht. Hat sie ihn einmal gemacht und ist er gelungen, so ist er auf immer gemacht; gelang er nicht, so versucht sie ihn später mit vorwärts geschrittener Kraft und Geschicklichkeit wieder. Minder gut kennt sie die Zeit. Daß sie die Mittagszeit kenne, weiß man wohl; denn sie kommt zur Stunde heim. Allein wegen ihres freiern Lebens auf den Höhen und ihrer Nachtaugen bedarf sie mehr Raum- und Ort-, als Zeit- und Stundensinn. Es mangelt ihr nicht an Farbensinn, ihrem Gehörsinn nicht an Tonsinn. Sie kennt den Menschen an seiner Kleidung und an seiner Stimme. Sie will zur Thür hinaus, wenn sie gerufen wird; sie hat ein vorzügliches Ortsgedächtniß und übt es. In der ganzen Nachbarschaft, in allen Häusern, Kammern, Kellern, unter allen Dächern, auf allen Holz- und Heuböden zieht sie herum. Sie ist ein völliges Ortsthier, daher ihre bekannte Anhänglichkeit mehr ans Haus, als an die Bewohner. Sie zieht entweder nicht mit aus oder läuft wieder ins alte Haus. Unbegreiflich ist es, daß sie, stundenweit in einem Sacke getragen, ihr Haus, ihre Heimat wiederfinden kann."

„Außerordentlich ist ihr Muth selbst gegen die allergrößten Hunde und Bullenbeißer, wie ungünstig ihr Verhältniß in Bezug auf Größe und Stärke ist. Sobald sie einen Hund wahrnimmt, krümmt sie den Rücken in einem ganz bezeichnenden Bogen, dem Katzenbuckel. Ihre Augen glühen Zorn oder plötzlich aufwallenden Muth nebst einer Art Abscheu. Sie speit schon von fern gegen ihn; sie will vielleicht entweichen, fliehen; sie springt im Zimmer aufs Gesimse, auf den Ofen oder will zur Thür hinaus. Hat sie aber Junge, so stürzt sie, wenn er dem Neste nahe kommt, gräßlich auf ihn los, ist mit einem Satze auf seinem Kopfe und zerkratzt ihm die Augen, das Gesicht gar jämmerlich. Geht unter dieser Zeit ein Hund sie an, so hebt sie die Tatzen mit hervorgestreckten Klauen und weicht nicht. Hat sie noch den Rücken frei, so ist sie getrost; denn die Seiten kann sie mit ihren Hieben sichern; sie kann die Tatzen, die Hände gebrauchen. Es können fünf und noch mehr Hunde kommen, sie ordentlich belagern und gegen sie prallen, sie weicht nicht. Sie könnte mit einem Satze weit über sie hinausspringen, aber sie weiß, daß sie alsdann verloren sei; denn der Hund holte sie ein. Zieht

sich dieser, ohne sie angegriffen zu haben, endlich zurück, so bleibt sie oft ganz ruhig sitzen, erwartet, wenn die Hunde wollen, noch zehn Angriffe und hält alle aus. Andere ersehen den Vortheil und erklettern schnell eine nahe Höhe. Dann sitzen sie droben und schauen in sich gekauert und mit halbverschlossenem Auge auf die Feinde, als wenn sie dächten, wer seinen sichern Schatz im Herzen trage, der könne ins Spiel der niedern Welt ganz ruhig schauen. Sie weiß, daß der Hund nicht klettern und nicht so hoch springen kann. Will aber der Mensch sie erfassen, so klettert sie höher und entspringt; ihn fürchtet sie mehr."

„Im freien Felde verfolgte Katzen kehren, wenn sie sich stark fühlen, augenblicklich um und packen den Hund an. Erschrocken nimmt nun dieser die Flucht. Manche Katzen springen aus unbedingtem Haß gegen alle Hunde, hängen sich am Kopfe fest und fahren ihnen mit den Klauen immer in die Augen. Es giebt Katzen, die nur in der Küche leben, nie in die Stube kommen. Diese lassen gewiß keinen Hund einen Augenblick lang in der Küche: in dieser wollen sie Herren sein!"

„Zu ihrem Muthe gehört ihre Rauflust, ihre große Neigung zu Balgereien unter sich. Es geht Dies schon aus ihrer Neigung zum Spiel und ihrem Muthwillen hervor; sie sind Nachtbuben. Zwar schlagen sie sich bei Tage auf dem Dache herum, zerzupfen einander gräßlich und rollen auch mit einander sich windend und kugelnd über das Dach und durch die Luft auf die Straße herunter, sich sogar in der Luft rollend; dennoch führen sie am meisten Krieg in der Nacht, die Kater unter sich der Weiber willen. Mancher Kater kommt in gewissen Zeiten des Jahres beinahe alle Morgen mit blutigem Kopf und zerzaustem Kleide heim; dann scheint er gewitzigt und daheim bleiben zu wollen, nicht lange aber; denn er vergißt seine Wunden, so schnell als sie heilen, und fällt dann in die alte Sünde zurück. Der Kater lebt oft wochenlang außer dem Hause in seiner grenzenlosen Freiheitssphäre; man hält ihn für verloren, unerwartet kommt er wieder zum Vorschein. Die Miez hat viel mehr Haussinn, Nestsinn, wie alle Thierarten. Nicht immer sind die Raufer die stärksten, und nicht allemal sind die Kater die ärgsten Raufbolde; es giebt auch weibliche Haudegen, wilde Weiber. Solche rennen allen Katzen ohne Unterschied nach, fürchten die stärksten Kater nicht, fordern alle mit Worten und Tadel heraus und machen sich allen der ganzen, langen Straße furchtbar, soweit man von Dach zu Dach, ohne die Straße überschreiten zu müssen, kommen kann."

„Mit ihrem Muthe ist ihre Unerschrockenheit und Gegenwart des Geistes vorhanden. Man kann sie nicht, sowie den Hund oder das Pferd, erschrecken, sondern nur verscheuchen. Diese haben mehr Einsicht, die Katze hat mehr Muth; man kann sie nicht stutzig machen, nicht in Verwunderung setzen. Man spricht viel von ihrer Schlauheit und List: mit Recht; listig harrt sie todtstill vor dem Mauseloche, listig macht sie sich klein, harrt lange, schon funkeln — das Mäuschen ist erst halb heraus — ihre Augen und noch hält sie an. Sie ist Meister über sich, wie alle Listige, und kennt den richtigen Augenblick."

„Gefühl, Stolz, Eitelkeit hat sie nur im schwachen Grade; sie ist ja kein Geselligkeits-, sondern ein Einsamkeitswesen; sie freut sich keines Sieges und schämt sich auch nie. Wenn sie sich einer Sünde bewußt ist, fürchtet sie einzig die Strafe. Ist sie derb ausgescholten und geprügelt worden, so schüttelt sie den Pelz und — kommt nach wenigen Minuten unbehelligt wieder. Doch fühlt sie sich nicht wenig geschmeichelt, wenn man sie nach ihrem ersten Jagdmusterstück auf eine Maus, die sie in die Stube bringt und vor die Augen der Leute legt, herzlich lobt. Sie kommt dann auch künftighin mit der Beute in die Stube und zeigt ihre große Kunst jedesmal an."

„Man spricht von ihrer Schmeichelei und Falschheit, wohl gar von Rachsucht, doch viel zu viel. Gefällt ihr Jemand vorzugsweise, denn sie kann sehr lieben und sehr hassen, so drückt sie sich oft mit der Wange und den Flanken an Wange und Seiten desselben, kost auf jede Weise, springt am frühen Morgen auf sein Bett, legt sich ihm so nahe, wie möglich, und küßt ihn. Manchen Katzen ist freilich immer nicht ganz zu trauen. Sie beißen und kratzen oft, wenn man es sich gar nicht vermuthet. Allein in den meisten Fällen beruht ein solches Betragen nur auf Nothwehr, weil man sie ja doch auch gar zu oft falsch und hinterrücks plagt. Allerdings thut der Hund Solches nicht, der Hund aber ist ein guter

Narr. Wir dürfen die Ungutmüthigen doch nicht geradezu falsch nennen. Eigentlich falsche Katzen sind seltene Ausnahmen, deren es auch unter den Hunden giebt, wenn schon allerdings noch viel seltener. „Falscher Hund" ist doch für den Mann, wie „falsche Katze" fürs Weib eine Art Sprichwort. Was den Menschen falsch macht, das macht auch die vollkommeneren Thiere falsch."

„Ihre Liebeszeit ist interessant. Der Kater ist alsdann wild, die Weiber, die ihn aufsuchen, sitzen um ihn herum; er in der Mitte brummt seinen tiefen Baß hinzu, die Weiber singen Tenor, Alt, Diskant und alle möglichen Stimmen. Das Konzert wird immer wilder. Zwischeninnen schlagen sie einander die Fäuste ins Gesicht, und eben die Weiber, die ihn doch aufgesucht haben, wollen keineswegs, daß er sich ihnen nahe. Er muß Alles erkämpfen. In mondhellen Nächten lärmen sie ärger, als die wildesten Nachtbuben."

Die Paarung der Hauskatze erfolgt gewöhnlich zweimal im Jahre; zuerst Ende Februar oder Anfang März, das zweite Mal zu Anfang des Juni. Fünfundfunfzig Tage nach der Paarung wirft sie fünf bis sechs Junge, welche blind geboren werden und erst am neunten Tage sehen lernen. Gewöhnlich erfolgt der erste Wurf Ende Aprils oder anfangs Mai, der zweite anfangs August. Die Mutter sucht vorher immer einen verborgenen Ort auf, meist den Heuboden oder nicht gebrauchte Betten, und hält ihre Jungen so lange als möglich verborgen, namentlich aber vor dem Kater, welcher dieselben auffrißt, sobald er sie entdeckt. Merkt sie Gefahr, so trägt sie die Thierchen im Maule nach einem andern Orte. — Die jungen Kätzchen sind außerordentlich hübsche, schmucke Thierchen. „Ihre erste Stimme", sagt Scheitlin, „ist auffallend zart; sie deutet auf sehr viel Kindisches. Sehr unruhig, wie sie sind, kriechen sie zuweilen noch blind aus dem Neste. Die Mutter holt sie wieder herein. Wenn nur ein Aeuglein geöffnet ist, ist ihres Bleibens nicht mehr, und sie kriechen überall in der Nähe herum, immer miauend. Sogleich fangen sie mit allem Rollenden, Laufenden, Schleichenden, Flatternden zu tändeln an; es ist der erste Anfang des Triebes, Mäuse und Vögel zu fangen. Sie spielen mit dem stets wedelnden Schwanze der Mutter und mit ihrem eigenen, wenn er so lang gewachsen, daß die Vorderpfote sein Ende erreichen kann; sie beißen auch hinein und merken zuerst nicht, daß er auch noch zu ihrem Körper, auch noch zu ihnen gehöre, sowie das Menschenkind in die zum Munde heraufgebogenen Zehen beißt, weil es sie für etwas ihnen Fremdes hält. Sie machen die sonderbarsten Sprünge und die artigsten Wendungen. Ihr Thun und Spielen, in welchem sie sich wie Kinder und als Kinder selbst unaussprechlich wohlgefallen, kann sie und die ihnen wohlwollenden Menschen stundenlang beschäftigen. Sobald ihre Augen aufgethan sind, können sie auch Gutes und Böses, d. h. Freund und Feind, unterscheiden. Geht ein Hund sie bellend an, so machen sie schon einen Buckel und speien ihn an. Sie werden als kleine Löwen geboren."

Der Mutter Liebe zu den Jungen ist großartig. Sie bereitet den noch Ungebornen ein Nest und trägt sie augenblicklich von einem Orte zum andern, sowie sie Gefahr für sie fürchtet; dabei faßt sie zart nur mit den Lippen ihre Haut im Genick an und trägt sie so sanft dahin, daß die Miezchen davon kaum Etwas merken. Während sie säugt, verläßt sie die Kinder blos, um für sich und sie Nahrung zu holen. Manche Katzen wissen mit ihren ersten Jungen nicht umzugehen, und es muß ihnen von den Menschen oder von alten Katzen erst förmlich gezeigt werden, wie sie sich zu benehmen haben. Mir hat ein sehr glaubwürdiger Mann versichert, daß er selbst gesehen habe, wie eine alte Katze einer jüngern während ihrer ersten Geburt behilflich war, indem sie die Nabelschnuren der Jungen abbiß und anstatt der unkundigen Mutter sie auch gleich beleckte und erwärmte. Eine andere Katze hatte sich gewöhnt, die Mäuschen, welche sie gefangen hatte, immer am Schwanze zu tragen, und wandte diese Art der Fortschaffung später auch bei den ersten ihrer eigenen Jungen an. Dabei ging es aber nicht so gut, wie bei den Mäuschen; denn die jungen Kätzchen klammerten sich am Boden fest und verhinderten so die Alte, sie fortzuschaffen. Die Herrin der Wöchnerin zeigte ihr, wie sie ihre Kinder zu behandeln habe. Sie begriff das natürlich augenblicklich und trug später ihre Kätzchen immer, wie andere Katzen sie tragen. — Daß alle Katzen mit der Zeit viel besser lernen, wie sie ihre Kinder zu behandeln haben, ist eine ausgemachte Thatsache.

Wenn sich einer säugenden Katze ein fremder Hund oder eine andre Katze nähert, geht sie mit der größten Wuth auf den Störenfried los, und selbst ihren Herrn läßt sie nicht gern ihre niedlichen Kinderchen berühren. Dagegen zeigt sie zu derselben Zeit gegen andere Thiere ein Mitleiden, welches ihr alle Ehre macht. Man kennt vielfache Beispiele, daß säugende Katzen kleine Hündchen, Kaninchen, Häschen, Eichhörnchen, Ratten, ja sogar Mäuse säugten und groß zogen, und ich selbst habe als Knabe mit meiner Katze derartige Versuche gemacht und bestätigt gefunden. Einer jung von mir aufgezogenen Katze brachte ich, als sie das erste Mal Junge geworfen hatte, ein noch blindes Eichhörnchen, das einzige überlebende von dem ganzen Wurf, welchen wir hatten großziehen wollen. Die übrigen Geschwister des kleinen netten Nagers waren unter unserer Pflege gestorben, und deshalb beschlossen wir, zu sehen, ob nicht unsere Katze sich der Waise annehmen werde. Sie erfüllte das in sie gesetzte Vertrauen vollständig. Mit Zärtlichkeit nahm sie das fremde Kind unter ihre eigenen auf, nährte und wärmte es aufs beste und behandelte es gleich von Anfang an mit wahrhaft mütterlicher Hingebung. Das Eichhörnchen gedieh mit seinen Stiefbrüdern vortrefflich und blieb, nachdem diese schon weggegeben waren, noch bei seiner Pflegemutter. Nunmehr schien diese das Geschöpf mit doppelter Liebe anzusehen. Es bildete sich ein Verhältniß aus, so innig, als es nur immer sein konnte. Mutter und Pflegekind verstanden sich vollkommen, die Katze rief nach Katzenart, Eichhörnchen antwortete mit Knurren. Bald folgte es seiner Pflegerin durch das ganze Haus und später auch in den Garten. Nun ereigneten sich oft ganz allerliebste Sachen. Dem natürlichen Triebe folgend, erkletterte z. B. das Eichhörnchen leicht und gewandt einen Baum, die Katze blinzelte nach ihm empor, augenscheinlich höchst verwundert über die bereits so frühzeitig ausgebildete Geschicklichkeit des Grünschnabels und kratzte wohl auch schwerfällig hinter ihm drein. Beide Thiere spielten mit einander, und wenn auch Hörnchen sich etwas täppisch benahm, der gegenseitigen Zärtlichkeit that Dies keinen Eintrag, und die geduldige Mutter wurde nicht müde, immer von neuem wieder das Spiel zu beginnen. Es würde wirklich zu weit führen, wenn ich das ganze Verhältniß zwischen Beiden genau schildern wollte, und außerdem habe ich den Fall auch bereits in der „Gartenlaube" mitgetheilt. So mag es genügen, wenn ich sage, daß das Hörnchen durch einen unglücklichen Zufall leider bald sein Leben verlor, die Katze aber ihre Liebe zu Pfleglingen trotzdem beibehielt. Sie säugte später junge Kaninchen, Ratten, junge Hunde groß, und Nachkommen von ihr zeigten sich der trefflichen Mutter vollkommen würdig, indem sie ebenfalls sich zu Pflegerinnen anderer verwaister Geschöpfe hergaben. In jenem Aufsatze in der Gartenlaube habe ich auch noch eine sehr anziehende Geschichte mitgetheilt. Eine säugende Katze nämlich wurde durch irgend einen Zufall plötzlich von ihren Kindern getrennt, und diese geriethen somit in Gefahr zu verkümmern. Da kam der Besitzer der kleinen Gesellschaft auf einen guten Gedanken. Des Nachbars Katze hatte Junge gehabt, war aber derselben beraubt worden. Diese wurde nun als Pflegemutter auserseben und gewonnen. Sie unterzog sich bereitwillig der Pflege der Stiefkinder und behandelte sie ganz wie ihre eigenen. Plötzlich aber kehrte die rechte Mutter zurück, jedenfalls voller Sorgen für ihre lieben Sprößlinge. Zu ihrer höchsten Freude fand sie diese in guten Händen — und, siehe da! beide Katzenmütter vereinigten sich fortan in der Pflege und Erziehung der Kleinen und ernährten und vertheidigten sie gemeinschaftlich auf das kräftigste. Derartige Erzählungen könnte ich noch viele hier anführen, doch denke ich, daß die mitgetheilten vollkommen hinreichen dürften, um das gute Gemüth der Katze zu beweisen.

Gewöhnlich nimmt man an, daß die Katze nicht erziehungsfähig sei; man thut ihr dabei aber großes Unrecht. Sie zeigt, wenn sie gut und verständig behandelt worden ist, ebensoviel Zuneigung zu dem Menschen, als Verstand. Es giebt Katzen, und ich kannte selbst solche, welche schon mehrere Male mit ihren bezüglichen Herrschaften von einer Wohnung in die andere gezogen sind, ohne daß es ihnen eingefallen wäre, nach dem alten Hause zurückzukehren. Sie urtheilten eben, daß der Mensch in diesem Falle ihnen mehr werth sei, als das Haus. Andere Katzen kommen, sobald sie ihren Herrn von weitem sehen, augenblicklich zu demselben heran, schmeicheln und liebkosen ihm, spinnen vertraulich und suchen ihm auf alle Weise ihre Zuneigung an den Tag zu legen. Sie unterscheiden dabei sehr wohl

zwischen ihnen bekannten und fremden Personen und lassen sich von ersteren, zumal von Kindern, unglaublich viel gefallen, freilich nicht soviel, wie alle Hunde, aber doch ebensoviel, wie manche. Andere Katzen begleiten ihre Herrschaft in sehr artiger Weise bei Spaziergängen durch Hof und Garten, Feld und Wald, und ich selbst kannte zwei Kater, welche sogar den Gästen ihrer Gebieterin in höchst liebenswürdiger Weise das Geleit gaben, 10 bis 15 Minuten weit, dann aber mit Schmeicheln und wohlwollendem Schnurren Abschied nahmen und zurückkehrten. — Die Katzen befreunden sich aber auch mit Thieren. Man kennt genug Beispiele von den innigsten Freundschaften zwischen Hunden und Katzen, welche dem lieben Sprichwort oder der Redensart gänzlich widersprechen. Von einer Katze wird sogar erzählt, daß sie es sehr gern gehabt habe, wenn sie ihr Freund, der Hund, im Maule in der Stube hin und her getragen. Von anderen weiß man, daß sie bei Beißereien unter Hunden ihren Freunden nach Kräften beistanden, und ebenso auch, daß sie von den Hunden bei Katzenbalgereien geschützt wurden. Manche liefern außerordentliche Beweise ihrer Klugheit: die Katzen von echten Vogelliebhabern werden nicht selten soweit gebracht, daß sie den gefiederten Freunden ihres Herrn nicht das Geringste zu Leide thun. Giebel selbst beobachtete, daß sein schöner Kater, Peter genannt, eine graue Bachstelze, welche genannter Naturforscher im Zimmer hielt, wiederholt mit dem Maule aus dem Hofe zurückbrachte, wenn der Vogel seine Freiheit gesucht hatte, — natürlich, ohne ihm irgendwie zu schaden. Und ein ganz gleiches Beispiel ist mir aus meinem Heimatdorfe bekannt geworden. Dort brachte die Katze eines Vogelfreundes zur größten Freude ihres Herrn diesem ein seit mehreren Tagen schmerzlich vermißtes Rothkehlchen zurück, welches sie also nicht nur erkannt, sondern auch gleich in der Absicht gefangen hatte, ihrem Gebieter dadurch eine Freude zu bereiten! — Gestützt auf diese Thatsachen, glaube ich, daß auch folgende Geschichte buchstäblich wahr ist: Eine Katze lebte mit dem Kanarienvogel ihres Herrn in sehr vertrauten Verhältnissen und ließ sich ruhig gefallen, daß dieser sich auf ihren Rücken setzte und förmlich mit ihr spielte. Eines Tages bemerkt ihr Gebieter, daß sie plötzlich mit großer Hast und scheinbarer Wuth auf den Kanarienvogel losstürzt, ihn mit den Zähnen faßt und knurrend und brummend ein Pult erklettert, den Kanarienvogel dabei immer fest in den Zähnen haltend. Man schreit auf, um den Vogel zu befreien; dabei bemerkt man plötzlich eine fremde Katze, welche zufällig in das Zimmer gekommen ist und erkennt erst jetzt Miezchens gutes Herz. Sie hatte ihren Freund vor ihrer Schwester, welcher sie doch nicht recht trauen mochte, schützen wollen.

Es giebt noch genug Belege für den Verstand dieses vortrefflichen Thieres. Unsere Hauskatze hatte in dem schönen Mai des Jahres 1859 vier allerliebste Junge auf dem Heuboden geworfen und dort sorgfältig vor Aller Augen verborgen. Trotz der größten Mühe konnte das Wochenbett erst nach 10 bis 12 Tagen entdeckt werden. Als Dies aber einmal geschehen war, gab sich Miez auch weiter gar keine Mühe, ihre Kinder zu verstecken. So mochten ungefähr drei oder vier Wochen hingegangen sein, da erscheint sie plötzlich bei meiner Mutter, schmeichelt und bittet, ruft und läuft nach der Thür, als wolle sie den Weg weisen. Meine Eltern folgen ihr nach, sie springt erfreut über den Hof weg, verschwindet auf dem Heuboden, erscheint über der Treppe, wirft von oben herab ein junges Kätzchen auf ein Heubündel, welches unten liegt, springt ihm nach und trägt es bis zu meiner Mutter hin, zu deren Füßen sie es niederlegt. Das Kätzchen wird natürlich freundlich auf- und angenommen und geliebkost. Mittlerweile ist die Katze wieder auf dem Heuboden angelangt, wirft ein zweites ihrer Kinder gleicher Weise herab, trägt es aber blos einige Schritte weit und ruft und schreit, als verlange sie, daß man es von dort abhole. Diese Bitte wird gewährt, und jetzt wirft die faule Mutter ihre beiden anderen Kinder noch herab, ohne sich aber nur im geringsten mit deren Fortschaffung zu befassen; und erst als ihr ganz entschieden bedeutet wird, daß man die Kleinen liegen lasse, entschließt sie sich, dieselben fortzuschleppen. Wie sich ergab, hatte die Katze fast gar keine Milch mehr und klug genug, wie sie ist, sann sie deshalb darauf, diesem Uebelstande so gut als möglich abzuhelfen, und brachte ihr ganzes Kindernest jetzt zu ihrem Brodherrn.

Auch Lenz erzählt mehrere allerliebste Geschichten, welche die Klugheit der Katze beweisen. Ein Herr in Waltershausen besaß einen Kater, welcher gewöhnt war, nie Etwas vom Tische zu

nehmen. Einst kam ein neuer Hund ins Haus, der gern naschte und zu diesem Zwecke auch auf Stühle und Tische sprang. Der Kater sah einige Male mit verdrießlichem Gesichte zu, dann setzte er sich nahe an den Tisch und war, sowie der Hund auf den Stuhl sprang, schon auf dem Tische und gab dem Näscher eine tüchtige Maulschelle. — Sehr klug war eine andere Katze, welche der Forstrath Salzmann besaß. Durch einige gelinde Schläge und Drohungen war sie vermocht worden, die Stubenvögel, deren Käfige in dem Fenster standen, in Ruhe zu lassen. Eines ihrer Jungen, welches bei ihr blieb, zeigte bald ein Gelüste nach den Vögeln. Es sprang auf den Stuhl, von da ins Fenster und wollte eben einen Braten aus dem Käfig holen, als es von einer menschlichen Hand bei dem Kopfe genommen, durch einige Hiebe eines Bessern belehrt und auf den Boden gesetzt wurde. Die Alte hatte den Versuch zum Bösen und die Abstrafung mit angesehen, war beim Nothgeschrei herbeigeeilt und leckte jetzt ihrem Schoßkindchen mitleidig die Hiebe ab. Dasselbe geschah noch zweimal; jedoch das Kätzchen wollte seine Begierde nicht zügeln und wandelte ferner auf dem Wege der Sünde. Aber die Alte ließ es nun nicht mehr aus dem Auge, sondern sprang jedesmal, wenn es zum Fenster wollte, auf den Stuhl und gab dem unbesonnenen Dinge gehörige Schläge. Da ersah sich das Kätzchen einen andern Weg, kroch auf ein Pult, das nahe am Fenster stand und ging von da grad auf die Vögel los. Die Alte aber, welche das verwegene Unternehmen bemerkt hatte, war mit einem Sprunge oben und brachte ihre Ohrfeigen so richtig an, daß von nun an jeder Raubzug unterblieb!

Die Klugheit der Katzen und ihre Anhänglichkeit an ihre Gebieter mag auch aus folgendem Bericht hervorgehen, welchen ich aus Wood's „Natural History“ entnehme.

„Vor sehr kurzer Zeit,“ so sagt eine Katzenfreundin, „starb eine der ausgezeichnetsten und vortrefflichsten Katzen, welche jemals eine Maus fing oder auf der Herdmatte saß. Ihr Name war Pret, eine Abkürzung von Prettina (Hübschchen), und sie trug diesen Namen mit vollster Berechtigung; denn sie war ebenso schön von Farbe, als seidenweich von Haar. Sie war die klügste, liebenswürdigste, lebendigste Katze, welche mir jemals meinen Weg gekreuzt hat. Als sie noch sehr jung war, wurde ich am Nervenfieber krank. Sie vermißte mich augenblicklich, suchte mich und setzte sich solange an die Thür des Krankenzimmers, bis sie Gelegenheit fand, durch die Thür zu schlüpfen. Hier that sie nun ihr Bestes, um mich nach ihren Kräften zu unterhalten und zu erheitern. Da sie jedoch fand, daß ich zu krank war, als daß ich mit ihr hätte spielen können, setzte sie sich an meine Seite und schwang sich förmlich zu meiner Krankenwärterin auf. Wenig Menschen dürften im Stande gewesen sein, es ihr in ihrer Wachsamkeit gleich zu thun, oder eine zärtlichere Sorgfalt für mich an den Tag zu legen. Es war wirklich wunderbar, zu bemerken, wie schnell sie die verschiedenen Stunden kennen lernte, zu welchen ich Arznei oder Nahrung nehmen mußte, und während der Nacht weckte sie meine Wärterin, welche zuweilen in den Schlaf fiel, regelmäßig zur bestimmten Zeit dadurch auf, daß sie dieselbe sanft in die Nase biß. Auf Alles, was mir geschah, gab sie genau Achtung, und sobald ich mich nach ihr umsah, erschien sie augenblicklich mit freundlichem Schnurren bei mir. Das Allerwunderbarste war unbedingt der Umstand, daß sie sich kaum um fünf Minuten in ihren Berechnungen irrte, es mochte Tag oder Nacht sein. In dem Zimmer, in welchem ich lag, war keine schlagende Uhr, und gleichwohl wußte sie ganz genau, in welcher Zeit wir lebten.“

„Ich bezweifle, daß irgend ein anderes Thier so sehr verlangt geliebt zu werden, wie die Katze, oder so fähig ist, die ihr erwiesene Liebe zu erwiedern. Pret war groß in ihrer Liebe und ihr Haß galt nur Wenigen. Das grollende Rollen des Donners erfüllte sie mit Schreck, und von Herzen haßte sie die gellenden, herzzerreißenden Töne von allerhand Drehorgeln. Bei Gewittern eilte sie zitternd in meinen Schoß, um sich dort Hilfe zu erbitten, oder versteckte sich auch wohl unter den Kleidern. Die Musik liebte sie nicht, am allerwenigsten aber die Drehorgel; doch ist es möglich, daß mehr die schlechte Kleidung der Leute ihr Auge verletzte, als die abscheulichen Töne ihr Ohr. Auffallend gekleidete Personen waren ihr ein Greuel, und, sobald sich Jemand zeigte, welcher häßlich gekleidet war, zeigte sie durch ärgerliches Brummen ihre Stimmung an.“

„Ihre Klugheit zeigte sich auch bei anderen Gelegenheiten. Während ihrer Kindheit lebte ein zweites Kätzchen mit ihr in demselben Hause und ärgerte Pret beständig dadurch, daß es in ihr Zimmer kam und ihr das für sie bestimmte Futter wegfraß. Pret merkte bald, daß mit dem kleinen Geschöpfe Nichts anzufangen sei, und war viel zu gutmüthig, um Gewalt zu gebrauchen. Deshalb leerte sie, sobald ihr Speise vorgesetzt wurde, rasch ihren Teller ab und verbarg die besten Bissen unter dem Tische. Einiges ließ sie aber immer auf dem Tische liegen, jedenfalls, um dem andern Kätzchen glauben zu machen, daß Dies Alles sei, was übrig geblieben. Dann bewachte sie ihre verborgenen Schätze und erlaubte dem Kätzchen, ruhig die Reste auf dem Teller zu verzehren. Sobald jene aber ihren Hunger gestillt hatte, trug sie Alles, was sie versteckt hatte, wieder auf den Teller und verzehrte es dort in Frieden. Zuweilen bedeckte sie den Teller sogar mit Papier, Tüchern oder dergleichen. — Gegen manche Thiere war sie außerordentlich freundlich, und mit einem jungen Hunde, einem Kaninchen und einem Kampfhahn (Machetes pugnax) lebte sie in der größten Freundschaft. Mir aber blieb sie doch unter allen Umständen am meisten gewogen, und wenn ich zugegen war, fraß sie blos dann, wenn sie dies in meiner unmittelbaren Nähe thun konnte."

Unzweifelhaft ließe sich noch sehr viel Aehnliches sagen; denn die wahren Katzenfreunde, d. h. diejenigen Leute, welche die Katzen der Beobachtung für würdig halten, wissen genug Züge aus ihrem Leben zu erzählen. Aus Allem geht hervor, daß die Katzen die Freundschaft des Menschen im vollsten Grade verdienen, oder daß es endlich einmal Zeit wäre, die ungerechten Meinungen und mißliebigen Urtheile über sie der Wahrheit gemäß zu verbessern und zu mildern. Zudem, däucht mich, sollte man auch dem Nutzen der Katzen mehr Rechnung tragen, als gewöhnlich zu geschehen pflegt. Wer niemals in einem baufälligen Hause gewohnt hat, in welchem die Ratten und Mäuse nach Herzenslust ihr Wesen treiben, weiß gar nicht, was eine gute Katze bedeuten will. Hat man aber jahrelang mit diesem Ungeziefer zusammengewohnt und gesehen, wie der Mensch ihm gegenüber vollkommen ohnmächtig ist, hat man Schaden über Schaden erlitten und sich tagtäglich wiederholt über die abscheulichen Thiere geärgert, dann kommt man nach und nach zu der Ansicht, daß die Katze eines unserer allerwichtigsten Hausthiere ist und deshalb nicht blos größte Schonung und Pflege, sondern auch Dankbarkeit und Liebe verdient. Mir ist die allbekannte Geschichte von dem jungen Engländer, welcher mit seiner Katze in Indien ein großes Glück machte, gar nicht so unwahrscheinlich, weil ich mir recht wohl denken kann, wie innig erfreut der von den Ratten gepeinigte König gewesen sein mag, als die Katze des Fremdlings eine so grausame Niederlage unter seinen bisher unüberwindlichen Feinden anrichtete. Schon das Vorhandensein einer Katze genügt, um die so übermüthigen Nager zu verstimmen und sogar zum Auszuge zu nöthigen. Das ihnen auf Schritt und Tritt nachschleichende Raubthier mit den nachts so unheimlich leuchtenden Augen, das furchtbare Geschöpf, welches sie am Halse gepackt hat, ehe sie noch Etwas von seiner Ankunft gemerkt haben, flößt ihnen Grauen und Entsetzen ein, und sie ziehen vor, ein derartig geschütztes Haus zu verlassen, und thun sie es nicht, so wird die Katze auch auf andere Weise mit ihnen fertig.

Es ist unglaublich, was eine Katze leisten mag in der Vertilgung der Ratten und Mäuse. Zahlen beweisen, deshalb will ich das Ergebniß der Lenz'schen Untersuchungen und Beobachtungen hier mittheilen: „Um zu wissen, wie viel denn eigentlich eine Katze in ihrem Mausevertilgungsgeschäfte leisten kann, habe ich das äußerst mausereiche Jahr 1857 benutzt. Ich sperrte am 20. September zwei semmelgelbe, dunkler getigerte Halbangorakätzchen, als sie 48 Tage alt waren, in einen kleinen, zu solchen Versuchen eingerichteten Stall, gab ihnen täglich Milch und Brod, und daneben jeder vier bis zehn Mäuse, die sie jedesmal rein auffraßen. Als sie genau 56 Tage alt waren, gab ich jeder nur Milch und dazwischen vierzehn ausgewachsene oder zum Theil doch wenigstens halbwüchsige Mäuse. Die Kätzchen fraßen alle auf, spieen Nichts wieder aus, befanden sich vortrefflich und hatten am folgenden Tage ihren gewöhnlichen Appetit..... Kurz darauf sperrte ich, als die bewußten Mausefresser entlassen waren, in denselben Stall abends 9 Uhr ein dreifarbiges $5^1/_2$ Monate altes Halbangorakätzchen, und gab ihm für die Nacht kein Futter. Das Thierchen war,

weil es sich eingesperrt und von den Gespielen seiner Jugend getrennt sah, traurig. Am nächsten Morgen setzte ich ihm eine Mischung von halb Milch, halb Wasser für den ganzen Tag vor. Ich hatte einen Vorrath von vierzig frischerlegten Feldmäusen und gab ihm davon in Zwischenräumen eine Anzahl. Als abends die Glocke 9 Uhr schlug, also während der 24 Stunden ihrer Gefangenschaft, hatte sie 22 Mäuse gefressen, wovon elf ganz erwachsen, elf wenigstens halbwüchsig waren. Dabei spie sie nicht, befand sich sehr wohl..... In jenem Jahre waren meine Katzen Tag und Nacht mit Mausefang und Mausefraß beschäftigt, und dennoch fraß am 27. September noch jede in Zeit von einer halben Stunde acht Mäuse, die ich ihr extra vorwarf..... Nach solchen Erfahrungen nehme ich bestimmt an, daß in reichen Mausejahren jede mehr als halbwüchsige Katze im Durchschnitte täglich zwanzig Mäuse, also im Jahre 7300 Mäuse verzehrt. Für mittelmäßige Mausejahre rechne ich 3650 oder statt der Mäuse ein Aequivalent an Ratten..... Uebrigens geht aus den soeben angeführten Beobachtungen, sowie aus anderen, die man leicht bei Eulen und **Busaaren**, die man füttert, machen kann, hervor, daß Mäuse sehr wenig Nahrung geben; sie könnten sonst nicht in so ungeheurer Menge ohne Schaden verschluckt werden."

Aber die Katzen nützen auch in anderer Weise. Sie fressen schädliche Kerbthiere, z. B. Maikäfer und Heuschrecken, sie tödten sogar Giftschlangen, nicht blos **Kreuzottern**, sondern selbst die so überaus furchtbare **Klapperschlange**. „Mehr als einmal habe ich gesehen," sagt **Rengger**, „daß die Katzen in **Paraguay** auf sandigem und graslosem Boden Klapperschlangen verfolgten und tödteten. Mit der ihnen eigenen Gewandtheit geben sie denselben Schläge mit der Pfote und weichen hierauf dem Sprunge ihres Feindes aus. Rollt sich die Schlange zusammen, so greifen sie dieselbe lange nicht an, sondern gehen um sie herum, bis diese müde wird, den Kopf nach ihnen zu drehen. Dann aber versetzen sie ihr einen neuen Schlag und springen zugleich auf die Seite. Flieht die Schlange, so ergreifen sie dieselbe beim Schwanze, gleichsam, um mit demselben zu spielen. Unter fortgesetzten Pfotenschlägen erlegen sie gewöhnlich ihren Feind, ehe eine Stunde vergeht, berühren aber niemals dessen Fleisch."

Ich denke nach allen diesen Angaben gewiß im Rechte zu sein, wenn ich für die so oft ungerecht behandelten Katzen ein gutes Wort einlege. Nur nach genauer Abwägung des Nutzens oder Schadens, welchen ein Thier bringt, kann man es beurtheilen und danach seine Maßregeln ergreifen. „Wer eine Katze hat, sagt **Lenz**, welche nach Kindern kratzt und beißt, überall Töpfe und Tiegel zerbricht, Bratwürstchen, Butter und Fleisch davonträgt, Küchlein und junge Bachstelzen erwürgt, nie und nirgends eine Maus und Ratte fängt, der thut sehr wohl daran, wenn er sie eher je lieber erschlägt, erschießt, ersäuft. Besitzt aber Jemand ein Kätzchen, welches der Lieblingsgespiele der Kinder ist, nirgends im Hause den geringsten Schaden thut und Tag und Nacht auf Maus- und Rattenfang geht, der handelt sehr weise, wenn er es als seinen Wohlthäter hegt und pflegt." —

Unter den Krankheiten der Katze ist die Räude die häufigste und gefährlichste, weil sie stark ansteckt und oft tödlich wird. Nach **Lenz** heilt man sie mit Schwefelblumen, die auf ein recht fettes Butterfläddchen gestrichen werden. Dieses zerschneidet man dann in Würfel und verfüttert es. Es soll sogar sehr gut sein, einer gesunden Katze einmal in ihrem Leben Schwefelfläddchen als Vorbeugemittel zu geben. Von Ungeziefer leiden die Katzen nicht bedeutend, und der Bandwurm kommt auch ziemlich selten vor. Man vertreibt ihn durch die Körner von Hagebutten, welche man verfüttert, oder durch einen Absud von Kussoblüthen.

Die Katze hat wenig Rassen oder Abarten; bei uns sind folgende Färbungen gewöhnlich: Einfarbig schwarz mit einem weißen Stern mitten auf der Brust; ganz weiß; semmelgelb und fuchsroth; dunkler mit derselben Färbung getigert; einfach blaugrau; hellgrau mit dunkelen Streifen und dreifarbig mit großen weißen und gelben oder gelbbraunen und kohlschwarzen oder grauen Flecken. Die blaugrauen sind sehr selten, die hellgrauen oder Cyperkatzen gemein, doch müssen die echten schwarze Fußballen und an den Hinterfüßen schwarze Sohlen haben. Die schönsten oder die Zebrakatzen sind mit dunkelgrauer oder schwarzbrauner Tigerzeichnung. Eigenthümlich ist, daß die dreifarbigen Katzen,

welche übrigens an einigen Orten für Hexen angesehen und deshalb erschlagen werden, immer weiblichen Geschlechts sind. Keine Farbe erbt übrigens fort, und bei einem einzigen Wurfe können so viele verschiedene Färbungen vertreten sein, als Junge sind. Daher haben diese Färbungen auch keinen thierkundlichen Werth.

Anders ist es mit gewissen Katzen, welche möglicherweise von besonderen Stammeltern herkommen.

Hierzu gehört zunächst die Angorakatze (Catus angorensis). Diese ist eine der schönsten Katzen, welche man sich überhaupt denken kann. Sie ist sehr groß und durch langes, seidenweiches Haar, welches namentlich am Halse, unterm Bauche und am Schwanze dicht steht, ausgezeichnet. Ihre Färbung ist bald rein weiß, bald gelblich oder graulich, seltener gemischt; die Sohlen und Lippen sind fleischfarbig. In ihren Sitten weicht sie am meisten von der gemeinen Hauskatze ab. Sie ist träge, schläfrig und sehr eitel; ihre Klugheit soll jedoch die der anderen Katzen fast noch übertreffen.



Die Angorakatze (Catus angorensis).

Eine höchst merkwürdige Abart der gemeinen Hauskatze ist die Manskatze, wegen des gänzlichen Mangels ihres Schwanzes, welcher blos durch einen kleinen Stummel angedeutet wird. Bis jetzt hat man noch gar keine Ahnung, wie dieser Fehler, denn für die Katze ist es ein solcher, wohl zu erklären sei. Sie ist nichts weniger als hübsch, weil sie Jedermann unwillkürlich mit anderen Katzen vergleicht und eine wesentliche Zierde derselben bei ihnen vermißt. Eine schwarze Manskatze mit ihren glänzenden Augen und ihrem Schwanzstummel erinnert lebhaft an die alten Sagenbilder, welche auf dem Blocksberge ihr Wesen treiben. Die Heimat dieses Thieres ist die Insel Man.

Außer den genannten spricht man nun noch von der Karthäuserkatze, welche sich durch langes, weiches, fast wolliges Haar und einfarbig dunkelbläulich graue Färbung auszeichnet. Ihr ähnlich ist die Khorassankatze aus Persien. Weniger bekannt sind die kumanischen Katzen aus dem Kaukasus, die rothe Tobolsker Katze aus Sibirien, die rothe und blaue Katze vom Kap der guten Hoffnung, die chinesische Katze, welche langes, seidenweiches Haar und hängende Ohren

wie ein Dachshund hat, von den Einwohnern gemästet und gegessen wird und, wie ich oben berichtete, dieselbe ist, welche als Tauschwaare zu den Kiliaken geht u. s. w. Es ist höchst wahrscheinlich, daß viele dieser letztgenannten Abarten Blendlinge sind, von welchen Arten weiß man freilich nicht. Daß sich die Hauskatze ziemlich leicht mit anderen Katzen paart, ist erwiesen. Geachtete Naturforscher haben sogar behauptet, daß sie sich mit einem Hausmarder paare und Junge erzeuge, welche diesem in Farbe und Zeichnung auffallend gleichen sollen.

Auch unser kleines Europa besitzt Katzenarten, welche denen der heißen Erdstriche an Raubsucht und Blutdurst vollkommen ebenbürtig sind und vielen von ihnen in der Größe nicht eben nachstehen. Es sind Dies die Luchse, von denen man in den übrigen Erdtheilen ebenfalls mehrere Arten kennen lernte. In der neueren Thierkunde vereinigt man sie unter eine besondere Sippe, welche sich hauptsächlich durch folgende Merkmale von den eigentlichen Katzen unterscheiden:

Der letzte Unterbackenzahn ist dreispitzig, bei den Katzen, wie wir sahen, nur zweispitzig. An der Ohrspitze steht ein Büschel vereinigter Haare. Der Schwanz erreicht nur etwas mehr, als Kopflänge und noch nicht ganz den vierten Theil der Leibeslänge. Letztere beiden Merkmale sind diejenigen, welche auch den Laien sofort ins Auge fallen, und namentlich der Haarpinsel am Ohre ist der Sippe ganz eigenthümlich.

Die Luchse waren früher über ganz Europa verbreitet, sind aber jetzt, zum Heil unserer Jagden und Herden, recht dünn geworden und finden sich blos an den äußersten Grenzen und auf den Hochgebirgen unseres Erdtheils und zwar nirgends mehr häufig. Wir beschreiben so ziemlich das Leben aller bekannten Arten, wenn wir das unseres Luchses schildern.

Der europäische Luchs, wie er seiner weiten Verbreitung wegen gewöhnlich genannt wird, (Lynx vulgaris) ist ein weit größeres Thier, als man gewöhnlich annimmt. Ich selbst bin erst durch das Museum von Christiania über die Größe belehrt worden, welche ein Luchs wirklich erreichen kann; denn in unseren deutschen Sammlungen findet man gewöhnlich nur mittelgroße Thiere. Ein vollkommen ausgewachsener Luchs ist mindestens ebenso groß wie die Leoparden, welche wir in unseren Thierschaubuden zu sehen bekommen, nur ist er etwas kürzer und hochbeiniger. Die Länge seines Leibes beträgt reichlich drei Fuß und kann wohl auch bis zu vier Fuß steigen, der Schwanz ist sechs bis neun Zoll lang, die Höhe am Widerrist beträgt zwei Fuß. An Gewicht kann der Luchskater bis sechzig, ja wie man mir in Norwegen sagte, sogar bis neunzig Pfund erreichen, und selten erlegt man einen, welcher unter vierzig Pfund schwer ist. Das Thier hat einen außerordentlich kräftigen, gedrungenen Leibesbau und verräth auf den ersten Blick seine große Kraft und Stärke. Auch seine Gliedmaßen sind sehr kräftig, und der Schwanz steht insofern mit ihnen im Einklange, als er gleich dick und ziemlich stark ist. Besonders kraftvoll erscheinen die großen Pranken; sie erinnern lebhaft an die des Löwen oder Tigers. Die Ohren sind ziemlich lang und zugespitzt und enden in einen pinselförmigen Büschel von fast zwei Zoll langen, schwarzen, dicht gestellten und aufgerichteten Haaren. Auf der dicken Oberlippe stehen mehrere Reihen steifer und langer Schnurren. Ein dichter, weicher Pelz umhüllt den Leib und verlängert sich im Gesicht zu einem langen und starken Barte, welcher zweispitzig zu beiden Seiten herabhängt und im Verein mit den Ohrbüscheln dem Luchsgesichte ein ganz seltsames Gepräge giebt. Die Färbung des Pelzes ist oben röthlichgrau und weißlich gemischt, auf Kopf, Hals und Rücken und an den Seiten dicht mit rothbraunen oder graubraunen Flecken gezeichnet. Die Unterseite des Körpers, die Innenseite der Beine, der Vorderhals, die Lippen und die Augenkreise sind weiß. Das Gesicht ist röthlich, das Ohr ist inwendig weiß, auf der Rückseite braun und schwarz behaart. Der Schwanz, welcher überall gleichmäßig und gleichdick behaart ist, hat eine breite, schwarze Spitze, welche fast die Hälfte der ganzen Länge einnimmt; die andere Hälfte ist undeutlich geringelt, mit verwischten Binden, welche unten aber nicht durchgehen. Im Sommer ist der Balg kurzhaarig und mehr

röthlich, im Winter langhaarig und mehr grauweißlich gefärbt; allein die ganze Färbung ändert in der manchfaltigsten Weise ab, und auch die Flecken erscheinen bei verschiedenen Thieren ganz verschieden. Man hat deshalb nach den Bälgen mehrere Arten von Luchsen annehmen wollen, ist jedoch in der Neuzeit überzeugt worden, daß Dies unthunlich ist; denn man hat in einem Gewölfe Junge von allen Farbenschattirungen, Veränderungen und Zeichnungen gefunden. Das Weibchen scheint sich ständig durch röthere Färbung und undeutlichere Flecken von dem Männchen zu unterscheiden, und die neugebornen Jungen sind weißlich.

Der Luchs ist den Alten bereits bekannt gewesen, denn schon Plinius erwähnt ihn unter dem Namen Lynx. In Rom wurde er unter Pompejus gezeigt. Man hatte ihn zuerst aus Gallien oder dem heutigen Frankreich eingeführt. Sehr bekannt war er nicht, und deshalb war dem Aberglauben vielfacher Spielraum gelassen. So glaubte man, daß er mit seinen funkelnden Augen durch eine Mauer zu sehen vermöge, daß sein Harn zu einem kostbaren Stein erhärte, welchen man mit dem Namen Lynkur bezeichnete, und andere dergleichen Sachen mehr. In Deutschland war er überall wohl



Der europäische Luchs (Lynx vulgaris).

bekannt, denn er mochte wohl ziemlich häufig sein. Vielfache Berichte erwähnen seiner. Noch in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts wurde er gar nicht selten in unserm Mitteldeutschland erlegt: so wurden auch vom Jahre 1773 bis 1796 allein im Thüringer Walde noch fünf Stück geschossen. Nach Glogers Angabe erlegte man zu Anfang dieses Jahrhunderts noch einen in Oberschlesien, seitdem sind in Deutschland aber blos noch drei Stück und zwar zwei in den Jahren 1817 und 1818 im Harze und einer im Jahre 1846 in Würtemberg getödtet worden. Ganz anders ist es im Hochgebirge und im Norden Europas. Tschudi sagt, daß der Luchs in der Schweiz wohl noch häufiger geschossen wird, als die eigentliche Wildkatze, und daß er vor etwa dreißig Jahren noch keine Seltenheit gewesen sei, indem allein in Bünden in einem einzigen Jahre sieben bis acht Stück erlegt wurden, während gegenwärtig nur zwei bis drei geschossen werden. In der Schweiz ist er unter dem Namen Thierwolf bekannt und findet sich noch in allen größeren Waldungen, besonders in dem Dubenwalde im Thurmansthale, einem herrlichen, finstern Urwalde, wo man Tausende von mächtigen Tannen- und Lärchenstämmen abgebrochen dastehen sieht und nie betretene, dicht verzweigte Schluchten köstliche Schlupfwinkel gewähren. Weit häufiger ist er im Norden Europas. In Schweden allein

wurden im Jahre 1835 noch 316 Stück von regierungswegen ausgelöst; in Norwegen werden jetzt noch jährlich über zwanzig Stück geschossen, in Rußland jedenfalls noch weit mehr. Auch die naturunkundigen Schweden unterscheiden mehrere Luchse nach der Färbung. Die eine Abänderung nennen sie Katlo, die andere Räflo, in Norwegen heißt er Gaupe, und unter diesen Namen ist er allgemein bekannt.

Der Luchs hält sich nur in großen, dichten, dunklen Gebirgswäldern und in öden und felsigen Gegenden auf, wo er Klüfte und Höhlen zu seinem Obdache findet oder sich im Schilfe und hohen Grase oder im Dickicht verstecken kann. Nicht selten dienen ihm Fuchs- und Dachsbaue zu seinem Aufenthalte. Bei Tage sitzt er in einsamen Gegenden, wo er sich sicher glaubt, auf Felsspitzen und abgestumpften Baumstämmen, um sich zu sonnen, nicht selten auf starken Aesten in ziemlicher Höhe über dem Boden; denn er ist im Stande, Bäume zu erklettern, und springt wohl auch von hier herab auf ein etwa vorübergehendes Thier. Wenn er auf dem Aste liegt, pflegt er, wie die wilden Katzen, sich gern zu verstecken, so daß man ihn schwer bemerkt.

Seine Bewegungen sind ziemlich langsam, aber außerordentlich kräftig und ausdauernd; seine Sinnesfähigkeiten stehen mit seiner Körperstärke im besten Einklang. Er vernimmt sehr gut, wittert schärfer, als die anderen Katzenarten, und äugt so ausgezeichnet, daß sein Gesicht seit uralten Zeiten zum Sprichworte geworden ist. Seine Stimme ist scharftönend und dem Geheul eines Hundes nicht unähnlich.

Der Luchs ist in unserem an Jagdthieren so armen Europa ein außerordentlich schädliches Raubthier. Seine große Stärke befähigt ihn, nicht blos kleineres Wild, sondern auch Edelwild aller Art, und zwar Jung wie Alt, zu bewältigen. Er lauert an den von ihm ausgespürten Wechseln, in Mitteleuropa den Hirschen und Rehen, im Norden auch den Renthieren, ja selbst Elenthieren auf, schleicht an sie heran und springt mit drei bis vier ungeheuren, zwölf bis vierzehn Fuß weiten Sätzen auf seine Beute los, faßt sie, sich fest einbeißend, im Genick, schlägt seine Krallen tief ein, hält sich somit fest und beißt nun mit seinen scharfen Zähnen die Schlagadern des Halses durch. Bis das Thier verendet, bleibt er auf ihm sitzen; ja man kennt ein Beispiel, daß ein solcher furchtbarer Reiter wider seinen Willen mit seinem Reitthiere und Schlachtopfer weiter getragen worden ist, als ihm lieb war. Eine norwegische Zeitung berichtete, daß eines Tages eine Herde Ziegen mitten am Tage aus dem benachbarten Walde in höchster Eile nach dem Gute zugelaufen kamen. Ein Thier der Herde trug auf seinem Rücken einen jungen Luchs, welcher seine Klauen so tief und fest in den Hals der Ziege eingeschlagen hatte, daß er nicht wieder loskommen konnte. Die Ziege rannte in der Angst hin und her, bis es den inzwischen hinzugekommenen Söhnen des Gutsbesitzers gelang, das Raubthier zu erschießen, ohne die Ziege zu verletzen. Fehlt der Luchs seinen Raub, so folgt er ihm nicht weiter, sondern legt sich abermals auf die Lauer und sucht sich eine andere Beute auf. Von einem großen Thiere frißt er natürlich verhältnißmäßig nur sehr wenig, zwei bis drei Pfund etwa, wenn er auch am nächsten Tage noch einmal kommt, um eine zweite Mahlzeit zu halten. Das Uebrige läßt er liegen den Füchsen und Wölfen zur Beute, welche ihn bald als freigebigen Wirth erkennen lernen und ihm folgen. Deshalb ist der Schaden, welchen er verursacht, weit größer, als man erwarten sollte, und er begnügt sich nicht einmal mit der Tödtung eines Thieres, sondern reißt in blinder Wuth und unersättlicher Mordgier soviel zu Boden, als er kann. Bechstein erzählt, daß ein einziger Luchs in Thüringen in einer Nacht dreißig Schafe getödtet habe, und Schinz kennt Beispiele, daß er in der Schweiz in kurzer Zeit dreißig bis vierzig Stück kleines Vieh abgewürgt hat. Die Art, wie er raubt, und überhaupt seine Lebensweise hat Tschudi am besten beschrieben und ich will deshalb die bezügliche Stelle aus dem mustergiltigen Werke des ausgezeichneten Naturforschers hier folgen lassen.

„Wenn in den Alpen ein Luchs gespürt wird, so wird Alles aufgeboten, dieses reißenden und gefährlichen Räubers habhaft zu werden; doch weiß der sich gar gut zu verstecken. So lange er in seinen Hochwäldern und Gebirgsklüften seine Nahrung findet, jagt er nicht weiter. Hier lebt er in den einsamsten und finstersten Schluchten mit seinem Weibchen und verräth seinen Aufenthalt nur selten durch

sein durchdringendes, widerliches Heulen. So lange es geht, liegt er in der tiefsten Verborgenheit und jagt, auf dem Anstand lauernd, der Länge nach auf einem bequemen untern Baumast im Dickicht hingestreckt, wo ihn das Laubwerk halb verhüllt, ohne ihn beim Absprunge zu hindern. Auge und Ohr in schärfster Spannung liegt er Tage lang auf dem gleichen Fleck und scheint mit halb gesenkten Lidern zu schlafen, wenn seine verrätherische Wachsamkeit am größten ist. Er lebt von der List, da sein (wie aller Katzen) stumpfer Geruchsinn, seine verhältnißmäßig geringe Schnelligkeit ihn zum offnen Angriff nicht befähigen. Geduldiges Lauern, außerordentlich leises, katzenartiges Schleichen bringt ihn zu Beute. Er ist nicht so schlau, als der Fuchs, aber geduldiger; nicht so frech, als der Wolf, aber ausdauernder, von gewandterm Sprung; nicht so kräftig, wie der Bär, aber scharfsinniger, aufmerksamer. Seine größte Kraft liegt in den Füßen, der Kinnlade und dem Nacken. Er weiß sich die Jagd bequem zu machen und ist nur wählerisch in der Beute, wenn er Fülle hat. Was er mit seinem langen, sichern Sprung erreicht, wird niedergerissen; erreicht er sein Thier nicht, so läßt er es gleichgiltig fliehen und kehrt ohne ein Zeichen von Gemüthsbewegung auf seinen Baumast zurück. Er ist nicht gefräßig, aber liebt das frische, warme Blut und wird durch diese Liebhaberei unvorsichtig. Erlauert er am Tage Nichts und wird er hungrig, so streift er des Nachts umher, oft ungeheuer weit, auf drei bis vier Alpen; der Hunger macht ihn muthig und schärft seine Klugheit und seine Sinne. Trifft er eine weidende Schaf- oder Ziegenherde, so schleicht er, schlangenartig auf dem Bauche sich windend, heran, schnellt sich im günstigen Augenblicke vom Boden auf, dem aufspringenden Thiere auf den Rücken, zerbeißt ihm die Pulsader oder das Genick und tödtet es so augenblicklich. Dann leckt er zuerst das Blut, reißt dann den Bauch auf, frißt die Eingeweide und etwas von Kopf, Hals und Schultern und läßt das Uebrige liegen. Daß er den Rest verscharre, ist nicht erwiesen, wenigstens in unseren Alpen geschieht es nicht; auch frißt der Luchs schwerlich Aas. Seine eigenthümliche Art der Zerfleischung läßt die Hirten über den Thäter nie im Zweifel. Nicht selten aber reißt er drei bis vier Ziegen oder Schafe auf einmal nieder, ja er fällt im Hunger selbst Kälber und Kühe an. Ein im Februar 1813 im Kanton Schwyz am Axenberge geschossener hatte in wenigen Wochen an vierzig Schafe und Ziegen zerfleischt. Im Sommer 1814 zerrissen drei oder vier Luchse in den Gebirgen des Simmenthales 160 Schafe und Ziegen."

„Hat der Luchs aber Wildpret genug, so hält er sich an dieses und scheint eine gewisse Scheu zu haben, sich durch Zerreißung der Hausthiere zu verrathen. Die in den Alpen lebenden Gemsen fällt er mit Vorliebe an; doch übertreffen ihn diese an Feinheit der Witterung und entgehen ihm häufig, selbst wenn er sich an ihre Wechsel und Sulzen in Hinterhalt legt. Häufiger erbeutet er Dachse, Murmelthiere, Alpenhasen, Hasel-, Schnee-, Birk- und Urhühner und greift im Nothfall selbst zu Eichhörnchen und Mäusen. Selten fällt ihm bei uns im Winter, wo er sich oft in die unteren Berge und selbst in die Thäler wagen muß, ein Reh zu; dagegen versucht er es wohl, sich unter der Erde nach den Ziegen- oder Schafställen durchzugraben, wobei einst ein Ziegenbock, der den unterirdischen Feind bemerkte, als er eben den Kopf aus der Erde hob, diesem so derbe Stöße zutheilte, daß der Räuber todt in seiner Mine liegen blieb."

„Die Luchse vermehren sich nicht stark. Im Januar oder Februar sollen sie sich ohne das gewöhnliche, abscheuliche Katzengeschrei begatten und nach zehn Wochen wirft das Weibchen in einer tief-verborgenen Höhle, oft auch in einem erweiterten Dachs- oder Fuchsbau, unter einer Baumwurzel oder einem Felsen zwei bis höchstens drei blinde Junge, denen es Mäuse, Maulwürfe, kleine Vögel und dergleichen zuträgt."

„Regelmäßige Luchsjagden finden bei der Seltenheit des Raubthieres nicht statt. Findet man auch Spuren seiner Mordgier, so ist doch der Thäter gewöhnlich sehr weit weg und flieht, wenn er förmlich gejagt wird, in ganz andere Gegenden. Stößt ihm aber der Jäger unvermuthet auf, so weicht der Luchs nicht von der Stelle und ist sehr leicht zu schießen. Er bleibt ruhig auf seinem Baume liegen und starrt den Menschen unverwandt an, wie die wilde Katze, ja der unbewaffnete Jäger überlistet ihn sogar, indem er ein Paar Kleidungsstücke vor ihn hinpflanzt und inzwischen zu Hause seine Flinte holt.

Der Luchs fixirt die Kleider so lange, bis das Gewehr bei der Hand ist und der Schuß fällt. Aber auch hier heißt es: gut gezielt! Wird die Bestie blos verwundet, so springt sie schäumend dem Jäger an die Brust, haut ihre scharfen Krallen tief ins Fleisch und beißt sich wüthend ein, ohne loszulassen. Manchmal springt sie aber nur auf den Hund, und der Jäger gewinnt Zeit zum zweiten Schuß. Hunde müssen dem Luchs unterliegen, da er viel sicherer im Angriff ist und mit großer Genauigkeit springt. Er fürchtet sie darum auch nicht, flieht gemächlich, klettert nicht bald auf einen Baum, eher in eine unzugängliche Schlucht und wird nöthigenfalls auch zweier bis dreier gewöhnlicher Jagdhunde Meister. Die Prämien auf Erlegung eines Luchses sind ziemlich hoch, in Freiburg 125 alte Schweizerfranken, in Glarus 15 Gulden, im Tessin 1 Louisd'or."

Ueber den letzten Luchs, welcher in Deutschland geschossen wurde, theilt mir der Herr Oberförster Marz aus Wiesensteig in Würtemberg durch Vermittelung eines meiner Freunde Folgendes mit: „Der Winter von 1845 auf 46 war gelinde und schneearm, dennoch hauste zur Zeit in den würtembergschen Wäldern ein Wolf, welcher unter dem Namen „Abd-el-Kader" bei den Forstleuten wohl bekannt war, eifrig verfolgt und endlich auch erlegt wurde. Mitte Januars hörte man wenig von ihm, aber gerade in dieser Zeit fand ich im Staatswalde Pfannenhalde unweit Reißenstein eine Stelle, wo ein Reh zerrissen worden war. Die großen Fetzen, welche von der Haut dalagen, ließen mich alsbald auf ein größeres Raubthier schließen, und natürlich hatte ich den Wolf in Verdacht und verdoppelte nun meine Aufmerksamkeit. Da es aber keinen Schnee gab, konnte ich nur an der steten Flüchtigkeit der Rehe beobachten, daß es im Reviere nicht sauber sei, vermochte jedoch nicht, etwas Verdächtiges zu bemerken. In der Nacht vom 11. zum 12. Februar 1846 fiel endlich ein neuer Schnee, und ich stellte alsbald meine Untersuchungen an. Am 13. Februar fand ich eine verdächtige Fährte; das Raubthier hatte auf einer lichten Stelle ein Reh geraubt und es den nahgelegenen Bergabhang gegen die Ruine Reißenstein hingeschleppt. Das Reh hatte auf einer holzlosen Stelle Haide geäßt und war von seinem Mörder beschlichen worden. Derselbe hatte sich durch einen Buchenbusch verdeckt und von diesem aus, wie sich im Schnee deutlich zeigte, einen Satz von etwa 15 Fuß Weite gemacht. Das Reh hatte zu entrinnen versucht, war aber durch einen zweiten Satz erreicht worden. Das Raubthier hatte es dann getödtet und weiter geschleppt."

„Die Fährte war mir räthselhaft, zumal ich an dem Gange wohl erkannte, daß sie nicht von einem Wolfe herrührte. In der Nacht vom 14. auf den 15. Februar fiel Thauwetter mit Sturm ein, und der wenige Schnee war denn auch bald geschmolzen. Ich machte mich aber mit Anbruch des Morgens in Begleitung zweier Waldschützen schon vor Tagesanbruch auf den Weg, um zu kreisen. Lange Zeit spürten wir vergebens, nachmittags aber konnten wir sagen, daß das fremde Thier in der Bergwand von der Neidlinger-Reißensteiner Steige an bis zum sogenannten Pfarrensteig liege. Es war zweimal aus den Bergabhängen auf die Ebene und dreimal auf den Berg hinauf zu spüren, doch entdeckten wir die Fährte, welche in Folge des Sturmes verweht und theilweise schon ganz verwischt war, nur nach sehr langem Suchen; es war ein Stück schwerer Waidmannsarbeit."

„Ich schickte nun nach Neidlingen nach Schützen, diese aber antworteten mir, sie würden nicht mit gehen, außer wenn man den Wolf frisch spüre, nur dann wollten sie kommen. Ich wußte gewiß, daß das Raubthier in der fraglichen Bergwand stecke, allein es war schon nachmittags drei Uhr und so blieb mir Nichts weiter übrig, als den Verwalter von Reißenstein um einen Knecht zu bitten, welchen ich als Treiber verwandte. Derselbe wurde unterrichtet, möglichst still an den Felsen hinzugehen, ich aber stellte mich mit meinen zwei Waldschützen vor. Der erste Trieb blieb erfolglos, im zweiten jedoch und zwar ganz in der Nähe der Ruine Reißenstein kam mir das Raubthier auf der nordöstlichen Ecke der Ruine zu Gesicht. Es schlich sich so nahe an dem Felsen hin, daß ich es nur einen Augenblick sehen konnte und zwar blos am Hintertheile, doch war mir Dies genug, zu erkennen, daß es kein Wolf sei; denn für einen solchen war die Ruthe viel zu kurz. Gleichwohl wußte ich noch immer nicht, welchen Gegner ich vor mir habe. Ich stand auf einem Felsen und hatte eine ziemlich weite Umschau, allein das Thier mochte mich wohl auch gesehen haben: denn es fiel plötzlich in eine große Flucht; doch bekam ich

zwanzig Fuß bergabwärts Gelegenheit, in dem Augenblicke, als es wieder einmal auf den Boden sprang, zweimal zu feuern. Es stürzte in die vorhandenen Büsche und verendete dort nach wenigen Schritten. Jetzt erkannte ich freilich, mit welchem Feinde meiner Schutzbefohlenen ich es zu thun gehabt hatte. Es war ein starker männlicher Luchs von der Größe eines mittlern Hühnerhundes und sehr schöner Farbe, prachtvoll getigert an den Vorderläufen, dem Gebiß nach höchstens vier bis fünf Jahre; sein Gewicht betrug 48 Pfund. Mein Schuß war ihm durchs Herz gegangen."

Erst später konnte ich im Schnee noch ausspüren, daß der Luchs auf der nordwestlichen Ecke der Ruine in einer kleinen Felsenhöhle sein Lager hatte. Dasselbe war vortrefflich gewählt; denn das Thier war versteckt und lag ganz trocken." —

Der Balg des Luchses gehört zu den schönsten und theuersten Pelzwerken; leider aber sind die Haare spröde und springen deshalb nach längerm Gebrauch. Ein Balg kostet zwanzig bis dreißig



Der Pardelluchs (Lynx pardinus).

Gulden, und die schönsten, nämlich die, welche aus Sibirien kommen, werden selbst an Ort und Stelle mit sechs bis sechzehn Rubeln bezahlt, weil die reichen Jakuten sehr gern damit ihr Kleid verzieren. Dabei sind die Häute der Vorderläufe noch nicht einmal mitgerechnet; denn diese werden abgenommen und mit $4^1/_2$ bis $3^1/_2$ Rubel das Paar bezahlt. Ein Fell des Luchses wird dort drei Zobelfellen (ohne Schnauze) oder sechs Wolfs-, zwölf Fuchs- und hundert Eichhornfellen im Werthe gleichgestellt. Die Jakuten halten auch das Fleisch des Luchses für einen vorzüglichen Leckerbissen und stellen es gleich neben das von ihnen hochgeachtete Roßfleisch. Dies nimmt uns vielleicht Wunder, allein weit merkwürdiger noch ist es, daß auch die Schweizer, wie uns Tschudi berichtet, Luchsfleisch essen und für sehr wohlschmeckend halten. Kobell erzählt, daß bei der Fürstenversammlung in Wien mehrmals Luchsbraten auf die Tafel gekommen sein soll, und fügt Dem hinzu, daß noch im Jahre 1819 in Ettal Auftrag gegeben wurde, Luchswilpret zu liefern, weil dasselbe dem Könige von Baiern als Arznei gegen den Schwindel angerathen worden war.

Junge Luchse werden so zahm, als überhaupt ein derartiges Raubthier werden kann. Man darf, ohne Gefahr sie zu verlieren, sie später frei in dem Hause laufen lassen, doch wird, nach Tschudi, ihre Neugier lästig, da sie jeden fremden Gegenstand zu beriechen pflegen und ihn dabei natürlich nicht eben schonend behandeln. Die Katzen bleiben übrigens ebensowenig im Hause neben den jungen Luchsen, als die Hunde neben einem jungen Wolfe. Man hat Beispiele, daß zahme Luchse sich mit allerlei Thieren sehr befreundet und mit ihnen lange in Frieden gelebt haben. Wie schwer es aber ist, einen jungen Luchs für die Gefangenschaft zu erhalten, sieht man am besten in Thierschaubuden und Thiergärten; hier wird man wohl niemals einen Löwen oder Leoparden vermissen, einen Luchs aber bekommt man nur äußerst selten zu sehen. Man sagt, daß die zahmen Luchse gewöhnlich an allzu großer Fettigkeit sterben, und behauptet, daß die wilden nicht älter würden, als funfzehn Jahre.

Im Süden Europas wird der gemeine Luchs durch den Pardelluchs (Lynx pardinus) — Seite 299 — vertreten. Dieser ist viel kleiner, als sein nordischer Verwandter; denn seine Körperlänge beträgt höchstens $2^1/_2$ Fuß und die seines Schwanzes fünf Zoll. Durch die Kürze seines Pelzes, den verhältnißmäßig sehr großen Backenbart und die langen Ohrpinsel, sowie die ganz verschiedene, vielfältige Zeichnung unterscheidet er sich von jenem. Die Färbung des Pelzes ist lebhaft glänzendroth und der ganze Rumpf mit länglich schwarzen Flecken besetzt, der Backenbart in der obern Hälfte fahl und schwarz, in der untern weiß, die Ohrpinsel und Ohren schwarz mit größeren Flecken. Auf dem Halse finden sich schwarze Längsstreifen; die Unterseite ist weiß, der Schwanz fahl gefleckt und mit schwarzem Ende.

Soviel man weiß, bewohnt der Pardelluchs Sardinien, Sicilien, Griechenland, die Türkei, namentlich aber die pyrenäische Halbinsel. Hier ist er unter dem Namen Lobo cerval allgemein bekannt, und man erzählt viel von seiner Stärke, Grausamkeit und Blutgier. Zumal in den ausgedehnten Waldungen des ebenen Theils von Estramadura soll er recht häufig sein. Ich selbst habe ihn während meines Aufenthalts dort aber niemals zu sehen bekommen.

In Nordamerika ersetzt der Pischu oder kanadische Luchs (Lynx canadensis) die genannten europäischen Arten. Er ist etwas schwächer, als sein europäischer Vetter; denn seine Körperlänge erreicht nur selten drei Fuß, während die seines Schwanzes blos einen halben Fuß beträgt. Der Pelz ist kürzer und reicher, als der des europäischen Luchses. Die Rückenhaare sind dunkelbraun mit grau und braun geringelter Spitze, die der Seiten an der Wurzel grau, in der Mitte röthlichweiß gewellt. Die Unterseite des Bauches und die Innenseite der Beine sind schmuzig weiß, die Ohren weiß gesäumt: der Backenbart ist schwarz gefleckt, die Schnurren sind schwarz und weiß; der Schwanz ist röthlichweiß gewellt, mit schwarzer Spitze. Seine Heimat ist ganz Nordamerika, nördlich von den großen Seen und östlich von den Felsengebirgen. Hier lebt er in waldigen Gegenden ganz nach Art unsers Luchses; doch kommt er diesem keineswegs an Stärke und Wildheit gleich. Nach der Schilderung von Richardson ist er erbärmlich feig und wagt sich auch nicht einmal an größere Säugethiere, sondern jagt blos Hasen und kleine Nagethiere oder kleine Vögel. Vor dem Menschen und den Hunden flieht er stets; wird er aber gestellt, so sträubt er im Angriff, wie alle Katzen, sein Haar, droht und faucht, läßt sich aber doch leicht besiegen, sogar mit einem Stock erschlagen. Wegen dieser Ungefährlichkeit und Häufigkeit wird er sehr lebhaft gejagt. Audubon, welcher das Thier ausführlicher beschreibt, hält Richardsons Angabe theilweise für irrthümlich. Er schildert auch diesen Luchs als ein starkes, wehrhaftes Thier, welches sich seiner Haut zu wehren weiß. Ein Gefangener des Hamburger Thiergartens bestätigt seine Ansicht; mit ihm ist durchaus nicht zu scherzen. Ungeachtet aller Bemühungen von unserer Seite hat er sich noch nicht entschließen können, ein freundschaftliches Verhältniß mit uns einzugehen. Er ist ernstruhig, aber unfreundlich, fast mürrisch. Seine Bewegungen sind kräftig, jedoch leicht und gewandt. Bei Tage liegt er stundenlang regungslos auf seinem Baumaste, nachts wandert er gemachsam im Käfig auf und nieder. Niemals



Luchse d. h. Karakals.

sieht man ihn ohne Noth umherspringen, wie die meisten übrigen Katzen Dies thun; er ist träger, als seine sämmtlichen Verwandten.

Der kanadische Luchs ist neben dem Rothluchs (Lynx rufus) aus Amerika die nützlichste Wildkatze, weil sein Fell vielfache Verwendung findet. Gerade von diesem Luchs kommen alljährlich viele Tausende von Fellen in den Handel, welche dann von unseren Kürschnern nach ihrer allgemeinen Färbung und Güte in verschiedene Sorten geschieden und mit mancherlei Namen belegt werden. Das Wildpret wird in Amerika gegessen; doch meint Audubon, daß ihm ein kräftiges Stück Büffellende unter allen Umständen lieber wäre, als Luchsfleisch, es möge zubereitet sein, wie es wolle.



Der Pischu oder kanadische Luchs (Lynx canadensis).

Von allen bisher genannten Arten, zu denen ebensowohl in der alten, wie in der neuen Welt noch andere kommen dürften, die man blos als Abänderungen ansieht, unterscheiden sich die Luchse des Südens d. h. diejenigen, welche in den gemäßigten und warmen Theilen Asiens und Afrikas wohnen.

Als echtes Wüsten- und Steppenkind muß uns unter den südlichen Luchsen der Karakal (Lynx Caracal oder Caracal melanotis) erscheinen. Das Thier erreicht nicht die Größe der nordischen Vertreter seiner Sippe; denn seine Leibeslänge beträgt blos zwei Fuß, seine Schwanzlänge aber fast zehn Zoll. Der Name Karakal soll, wie man erklärt, aus dem Türkischen stammen und Schwarzohr heißen. Und in der That sind die dunkeln Lauscher eins der Kennzeichen der schönen Katze. Der Karakal unterscheidet sich aber noch außerdem so wesentlich von seinen Sippschaftsverwandten, daß ihn die neuere Wissenschaft sogar zum Vertreter einer eignen Sippe hingestellt hat. Zwischen

dem Karakal und den übrigen Luchsen sind jedoch die Unterschiede zu unbedeutend, als daß sie zu solch einer Trennung berechtigen könnten. Bei Berücksichtigung der klimatischen und örtlichen Verhältnisse, unter denen der Karakal lebt, muß er uns, wenn ich so sagen darf, sofort begreiflich erscheinen. Er ist ein echtes Kind der Steppe oder Wüste, und als solches auf das zweckmäßigste ausgerüstet. Seine Gestalt ist schmächtig, namentlich schlanker, als die seiner nordischen Verwandten. Seine Läufe sind höher, befähigen ihn also zu besonderer Schnelligkeit und Ausdauer im Laufen; die Lauscher sind verhältnißmäßig größer und für Beherrschung weiterer Strecken geeignet. Die Färbung endlich ist ein Wüstenkleid d. h. ein dunkleres oder helleres Fahlgelb oder Braunroth ohne Flecken, welches nur an der Kehle und am Bauche ins Weißliche zieht und auf der Oberlippe durch einen großen, schwarzen Fleck, sowie durch einen schwarzen Streifen, welcher sich vom Nasenrande zum Auge zieht, und die schwarzen Ohren unterbrochen wird. Dieses Kleid ist durchaus geeignet, ihn bei seinen nächtlichen Streifereien zu verbergen. Dieselbe Gleichfärbigkeit mit der Umgebung, welche ein Thier vorzugsweise bewohnt, spricht sich bei allen Katzen sehr deutlich aus, und so auch bei dem Karakal. Die nordischen Luchse, welche vorzugsweise Wälder bewohnen, tragen ein Baum- und Felsenkleid, d. h. ihre allgemeine Färbung ähnelt der der Stämme und Aeste, sowie der der grauen Felswände des Nordens. Der Karakal ist nur in der Kindheit gefleckt, später aber ganz ungefleckt, und eine derartige Gleichfarbigkeit steht wiederum im vollständigen Einklange mit den Eigenthümlichkeiten seiner Wohnkreise; denn ein geflecktes Thier, welches auf dem einfarbigen Sandboden der Wüste dahin schleicht, würde in der hellen Nacht gerade durch seine Fleckenzeichnung leichter sichtbar werden, als durch jenes einfarbige Gewand.

Der Verbreitungskreis des Karakal ist auffallend groß. Er bewohnt ganz Afrika, Vorderasien und Indien und zwar die Wüsten ebensowohl wie die Steppen; in Waldungen findet er sich nicht. In seinem Leben ähnelt er seinen Verwandten. Er jagt alle kleineren Säugethiere und Vögel der Wüste, macht sich aber auch über Antilopen her: Dies haben mir wenigstens die Araber, welche ihn Khut el Chala nennen, wiederholt versichert. Und hiermit steht denn auch die schon längst bekannte Thatsache im vollsten Einklange, daß er in Asien und namentlich in Indien zur Antilopen-, Hasen- und Kaninchenjagd abgerichtet werden kann. Freilich behauptet man auch, daß er dem Löwen nachschleiche, um die Ueberbleibsel seines Raubes zu verzehren, oder daß er sich in förmliche Meuten zusammenrotte und gemeinschaftlich jage. Diese Angaben sind aber jedenfalls als falsch anzunehmen, und ich habe auch nirgends in Afrika etwas Aehnliches vernommen, obgleich die sehr naturkundigen Steppenbewohner mir schwerlich eine so wichtige Thatsache verschwiegen haben würden, wenn sie begründet wäre. Merkwürdig bleibt es immerhin, daß man diese Thiere zähmen und zur Jagd abrichten kann. Von dem Gepard, der eigentlichen Jagdkatze im Dienste des Menschen, wird uns eine solche Abrichtungsfähigkeit nicht Wunder nehmen, da wir ihn als die gemüthlichste und zahmste aller Katzen kennen lernen werden. Der Karakal aber ist nach meinen Beobachtungen, im Verhältniß zu seiner Größe, das wüthendste und unbändigste Mitglied der ganzen Familie. Ich habe ihn öfters in Gefangenschaft gesehen und auch von meinem Freunde Heuglin, welcher ihn längere Zeit gefangen hielt, Manches über sein Leben im Käfig erfahren. Nach allen Beobachtungen nun, welche gemacht worden sind, geht hervor, daß dieser kleine Bursche ein wahres Scheusal an Wuth und unzähmbarer Wildheit ist. Man braucht sich blos dem Käfige zu nähern, in welchem er scheinbar ruhig liegt, um seinen ganzen Zorn rege zu machen. Ungestüm springt er auf und fährt fauchend auf den Beschauer los, welchen er mit seinen scharfen Tatzen womöglich zerreißen möchte, oder aber er legt sich in die hinterste Ecke seines Kerkers auf den Boden nieder, drückt seine langen Lauscher platt auf den Schädel auf, zieht die Lippen zurück und faucht und knurrt ohne Ende. Dabei schauen die blitzenden Augen so boshaft wüthend den Beschauer an, daß man es den Alten nicht verdenken kann, wenn sie diesen Augen geradezu Zauberkräfte beilegten: denn jedenfalls ist es der Karakal, welcher den Griechen und Römern zuerst bekannt wurde und zu den eigenthümlichen Fabeln Anlaß gab, deren ich oben gedachte. In keinem einzigen Thiergarten hat es bis jetzt gelingen wollen, das wüthende

Vieh zu zähmen. Ja man hat es kaum dahin gebracht, daß es einem Wärter erlaubt hätte, in seinen Käfig zu kommen. Einem gefangenen Karakal setzte man einen starken, bissigen Hund in sein Gefängniß. Jener fiel den ihm Furcht einflößenden Gegner ohne Besinnen an und biß ihn unter fürchterlichem Fauchen und Geschrei, trotz der muthvollsten und kräftigsten Vertheidigung des Hundes, nach kurzem Kampfe nieder und riß ihm die Brust auf. Sprechenderer Beweise bedarf es nicht, um die Wildheit und Mordlust dieses Thieres glaublich zu machen.

Schon der Karakal zeichnet sich vor den nordischen Luchsen durch seine lange Standarte aus. Dieser Unterschied tritt bei den übrigen, welche wir zu betrachten haben, noch mehr hervor und sie bilden wieder Mittelglieder zwischen den langschwänzigen Katzen und den eigentlichen Luchsen.

Einer dieser Langschwänze ist der gestiefelte Luchs (Lynx caligatus), ein Bewohner der Gebirgswälder des östlichen Afrika vom Kap bis Habesch, sowie Vorderasiens und Indiens. Die



Der gestiefelte Luchs (Lynx caligatus).

Körperlänge des Thieres beträgt zwei Fuß und die des Schwanzes etwa die Hälfte. Die langen, zugespitzten Ohren tragen nur noch einen kleinen, bürstenähnlichen Pinsel, die Pelzfärbung ändert manchfaltig ab. Männchen sind immer dunkler, als Weibchen, nämlich bläulichgrau und aschgrau untermischt und dunkler gewellt. Die Weibchen sind blässer, fahlgelblich lichtröthlich gewellt, die Jungen schwarz gebändert. Die Unterseite ist röthlichweiß oder lichtockergelb, die Kehle zuweilen weiß, die Schnauze fahl. Auf den Wangen findet man oft zwei röthliche und schwärzliche Binden. Die Ohren sind außen lebhaft roth, innen aber weiß, auf den Beinen zeigen sich schwarze Querstreifen, welche sich aber mit dem Alter verwischen. Der Schwanz ist an seiner Endhälfte weiß und schwarz geringelt. Ueber die Lebensweise des Thieres ist so gut als Nichts bekannt.

Von ihm unterscheidet sich der Sumpfluchs (Lynx Chaus), welcher die sumpfigen und bewaldeten Gegenden am Kaspischen Meere und Aralsee, in Persien, Syrien, Egypten, Nubien und

Abissinien bewohnt und auch in seiner Lebensweise weit mehr Katze, als Luchs ist. Er ist, wie der **Karakal**, schlank gebaut und hochbeinig. Der Schwanz ist aber länger, die Ohrpinsel sind viel kleiner. Der Pelz ist reichlich behaart, im allgemeinen von gelblichgraulich oder grünlichgelbgraulicher Färbung, auf welcher verwaschene, dunklere Streifen sich zeigen. Von der Nase bis zu den Augen läuft ein schwarzer Streif; die Lippenränder sind schwarz, über und unter den Augen befindet sich ein weißer Fleck. Die Ohren sind oben graubraun mit schwarzer Spitze, die Unterseite ist hellockergelb und selbst weißlich. Die Körperlänge beträgt zwei Fuß und die des Schwanzes acht Zoll.

Ich bin dem **Sumpfluchs** im Nilthale mehrere Mal begegnet. Er ist in Egypten eben keine seltene Erscheinung, man bemerkt ihn nur nicht oft. In jenem Lande fehlen größere Waldungen, in welchen sich ein Raubthier verbergen könnte, fast gänzlich, und dies ist deshalb auf andere Schlupfwinkel angewiesen. Wie die **Hiäne**, welche eigentlich zwischen dem Geklüft der Wüste ihre Höhle hat, oft lange Zeit im Röhricht lebt; wie der **Schakal** und **Fuchs** das Riedgras und das Getreide be-



Der **Sumpfluchs** (Lynx Chaus).

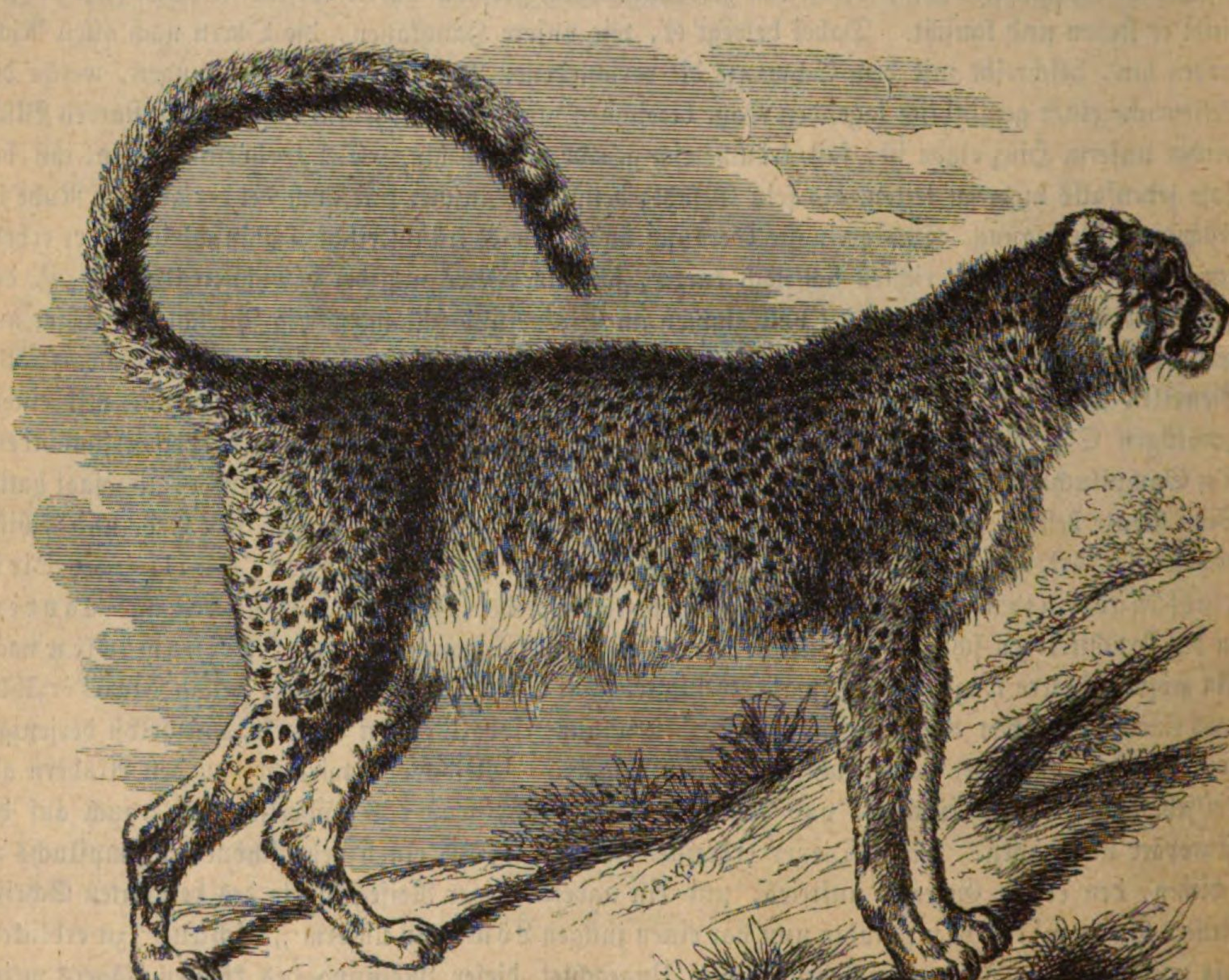
wohnen, so lebt auch der Sumpfluchs ruhig an ähnlichen Orten, ohne befürchten zu müssen, leicht aufgestört zu werden. Auf Bäume klettert er, nach meinen Beobachtungen wenigstens, niemals. Die ausgedehnten Getreidefelder, welche auf dem vom überwogenden Nile getränkten Erdreiche angelegt wurden und also nicht zeitweilig künstlich überrieselt werden, sind vorzugsweise sein Aufenthalt. Außerdem aber bewohnt er die großen Flächen, welche dichter oder dünner mit einem ziemlich hohen, scharfschneidigen Riedgrase, der **Halfa** (Poa cynosuroides), bedeckt sind, und endlich bieten ihm die trockenen Stellen im Röhricht, ja auch schon die Rohrdickichte, welche sich an den Ufern der Kanäle hinziehen oder manche Felder umzäunen, erwünschte Aufenthaltsorte. Als ich einmal ganz nahe bei der Stadt **Esneh** durch einen Garten schlenderte, fiel mir eine in dem dichten Grase dahinschleichende Katze nur ihres großen Kopfes wegen auf. Der übrige Körper war ganz in dem schossenden Getreide versteckt. Mehr, um zu untersuchen, als in der Meinung, eine wilde Katze vor mir zu haben, schoß ich auf das Thier, welches mich eben keiner großen Beachtung würdig hielt. Es verendete nach wenigen, verzweiflungsvollen Sätzen, und ich fand zu meiner Ueberraschung, daß ich unsern Sumpfluchs und zwar

ein ziemlich ausgewachsenes Männchen erlegt hatte. Von nun an wurde ich aufmerksam und bemerkte deshalb unser Raubthier auch öfter. Einen großen Luchs fand ich ruhig sich sonnend in einem Rohrgebüsche liegen. Er entkam mir aber trotz einer starken Verwundung, welche ich ihm beigebracht hatte. Die übrigen, welche ich bemerkte, entflohen regelmäßig, noch ehe ich in Schußweite an sie herangekommen war. Aus meinen Beobachtungen geht Folgendes hervor.

Der Sumpfluchs schleicht an den beschriebenen Orten ebensowohl bei Tag als bei Nacht umher, um Beute zu machen. Dabei kommt er dreist bis dicht an die Dörfer heran, und die größeren Gärten in der Nähe derselben scheinen ihm sogar besondere Lieblingsplätze zu sein. Um ihn oder wenigstens seine Spuren zu bemerken, braucht man eben nicht lange auf der Jagd herumzustreifen. Wenn man an den Rändern von Getreidefeldern, auf Rainen und Wegen, welche durch dieselben führen, Acht haben will, gewahrt man ihn häufig genug. Er schleicht nach echter Katzenart leise und unhörbar zwischen den Pflanzen dahin, welche ihn gewöhnlich zum größten Theile verstecken. Von Zeit zu Zeit bleibt er stehen und lauscht. Dabei bewegt er, wie unsere Hauskatzen, die Ohren nach allen Richtungen hin, beschreibt mit dem Schwanze die verschiedenen Biegungen und Windungen, welche die Seelenruhe einer gemüthlich jagenden Katze bezeichnen, und äugt mit jenem ruhigen, fast starren Blick, welcher unserm Hinz eigen ist, fast träumerisch gerade vor sich hin. Der Gehörsinn scheint ihn bei Tage jedenfalls mehr zu leiten, als sein Gesicht; denn die Lauscher sind auch bei der größten Ruhe in beständiger Bewegung. Das geringste Geräusch ändert dieses träumerische Dahinschleichen: er erhebt den Kopf, die Lauscher richten sich nach kurzer, schneller Bewegung der bezeichneten Stelle zu, der ganze Leib duckt sich, verschwindet vollkommen im Grase, und schlangenartig schleicht das Thier auf dem Bauche an seine Beute heran, welche wohl auch in den meisten Fällen in seine Gewalt fällt. Bisweilen sieht man auch wohl aus dem scheinbar ganz unbelebten Riedgrase heraus mit einem gewaltigen Satz ein Thier in die Höhe springen und im nächsten Augenblicke wieder verschwinden. Der Sumpfluchs hat einen Luftsprung nach irgend einem Vogel gemacht, welchen er aufgejagt hatte. Seine Beute besteht zumeist aus Mäusen und Ratten, sodann aber aus kleinen Erd- und Schilfvögeln aller Art, namentlich Wüstenhühnern, Lerchen, Regenpfeifern, Schilf- oder Riedgrasfängern (Cisticola) ꝛc. In den Gärten stiehlt er den Bauern ihre Hühner und Tauben, in den Fruchtfeldern schleicht er den Hasen und an den Wüstenrändern den Springmäusen nach. An größere Thiere wagt er sich niemals, wenigstens hat mir davon kein einziger Fellah Etwas erzählt; auch einem Menschen weicht er immer furchtsam aus, sobald er ihn bemerkt, und selbst derjenige, welchen ich verwundete, wagte nicht, mich anzuspringen. Gleichwohl wird er von den Arabern als ein sehr böses Thier gefürchtet, und diese Furcht hat sich, was das Lächerlichste ist, auch auf die Europäer übertragen. Mein Diener erdreistete sich nicht, auf einen sehr schönen Sumpfluchs zu schießen, den er im Getreide auftrieb, und ein nadelkundiger Reisegefährte des bekannten Schriftstellers Bogumil Goltz glaubte nun gar einen jungen Löwen in unserm „Tschaus“ zu erblicken, als er ihm auf der Jagd einmal begegnete. Ungeachtet dieser Meinung des kühnen Jägers meine ich, nicht zuviel zu sagen, wenn ich behaupte, daß der Sumpfluchs ein durchaus ungefährlicher und ziemlich harmloser Räuber ist. Ja ich glaube sogar behaupten zu können, daß er ebensoviel Nutzen stiftet, als Schaden anrichtet. — In der Gefangenschaft hat man ihn noch so gut als gar nicht beobachtet. Ein eingesperrter fraß zwölf Tage lang Nichts, sondern zerbiß seinen Stock und seine eignen Vorderfüße, welche ihm von dem Eisen zerschlagen worden waren. Ein anderer dagegen lebte drei Monate, fraß viel Fische, schäumte aber immer vor Zorn. Das ist Alles, was wir wissen.

Am Ende der reichen Familie, welche wir im Vorstehenden überblickten, steht ein eigenthümliches Bindeglied zwischen ihr und der nächstfolgenden, die Sippe der Jagdleoparden oder Gepards. Sie enthält, soviel man weiß, blos zwei Arten, welche sich jedoch in ihrer Gestalt und in ihrer Lebensweise so ähneln, daß ihre Unterscheidung nur für den strengen Forscher irgendwelche Wichtigkeit hat. Die Gepards tragen ihren Sippennamen Cynailurus — Hundskatze — mit vollem

Rechte; denn sie sind wirklich halb Katzen und halb Hunde. Katzenartig ist noch der Kopf, katzenartig der lange Schwanz: hundeartig aber ist der ganze übrige Körper, hundeartig zumal sind die langen Beine, deren Pfoten nur noch halbe Pranken genannt werden können. Noch ist hier die ganze Einrichtung zum Einziehen und Hervorschnellen der Klauen vorhanden, aber die betreffenden Muskeln sind so schwach und kraftlos, daß die Krallen fast immer hervorragen und deshalb, wie bei den Hunden, durch Abnutzung gestumpft werden. Das Gebiß gleicht im wesentlichen dem der Katzen, die Eckzähne aber sind ähnlich wie die der Hunde zusammengedrückt. Auch der Pelz hält die Mitte zwischen dem der Hunde und dem der Katzen. Von diesen hat er noch seine bunte Färbung, von jenen die Rauhheit oder das Struppige der Haare. Dieser Zwischenstellung entspricht das geistige Wesen der Gepards vollkommen. Ihr Gesichtsausdruck ist noch katzenähnlich, aber die Hundegemüthlichkeit spricht schon aus den Augen hervor, welche die Sanftheit des Geistes deutlich anzeigen.



Der Tschitah (Cynailurus jubatus).

Die beiden erwähnten Arten sind der Tschitah (Cynailurus jubatus), welcher Asien und der Fahhad der Araber (Cynailurus guttatus), welcher Afrika bewohnt. Unsere Abbildung zeigt uns den Ersteren.

Der Tschitah ist von etwas gedrungenerm Körperbau und niedriger auf den Beinen, als sein Sippschaftsverwandter, immer aber noch sehr schlank und schmächtig, auch hochbeiniger, als die eigentlichen Katzen. Der Kopf ist sehr klein und mehr hundeartig gestreckt, als katzenartig gerundet. Die Ohren sind breit und niedrig, die Augen durch ihren runden Stern ausgezeichnet. Der Balg ist ziemlich lang und struppig, namentlich auf dem Rücken, weshalb unser Thier auch den Namen „der Gemähnte" erhielt. Die Grundfärbung des Pelzes ist ein sehr lichtes Gelblichgrau, auf welchem schwarze und braune Flecken stehen, die auf dem Rücken dicht gedrängt sind, ja fast zusammenfließen,

sich auch an dem Bauche fortsetzen und selbst den Schwanz noch theilweise bedecken, da sie sich nur gegen das Ende hin zu Ringeln verbinden. Die Leibeslänge des Tschitah beträgt drei Fuß und zwei Zoll, die Länge des Schwanzes zwei Fuß, die Höhe am Widerrist ebensoviel. Dem afrikanischen Verwandten fehlt die Nackenmähne fast gänzlich; die Grundfarbe seines Pelzes ist fast orangengelb, der Bauch aber weiß und ungefleckt; auch die Flecken sind etwas anders, und die Spitze des Schwanzes ist weiß, anstatt schwarz.

Der Tschitah scheint einen ziemlich großen Verbreitungskreis zu haben; denn er findet sich im ganzen südwestlichen Asien. Er ist, wie seine Farbe und Gestalt anzeigt, ein echtes Steppenthier, welches sich seinen Unterhalt weniger durch seine Kraft, als durch seine Behendigkeit erwerben muß. Die Nahrung besteht hauptsächlich in den mittelgroßen und kleineren Wiederkäuern, welche in seinem Gebiete leben, und ihrer weiß er sich mit großem Geschick zu bemächtigen. Die Schnelligkeit und Ausdauer des Jagdleoparden sind nicht eben groß, und eine von ihm verfolgte Antilope würde ihn schon nach kurzem Laufe weit hinter ihren Fersen zurücklassen; der Tschitah muß also seine Schlauheit und List einsetzen, um zu seiner Beute zu gelangen. Sobald er ein Rudel weidender Antilopen oder Hirsche bemerkt, drückt er sich auf die Erde und kriecht nun schlangengleich, leise, aber behende auf dem Boden hin, um sich vor den wachsamen Augen seiner gewünschten Beute zu verbergen. Dabei berücksichtigt er alle Eigenthümlichkeiten des Wildes und kommt z. B. niemals über dem Winde angeschlichen, liegt auch still und regungslos, sobald das Leitthier des Rudels seinen Kopf erhebt, um zu sichern. So stiehlt er sich bis auf etwa funfzig Fuß heran, sucht das bestgestellte Thier aus und springt nun mit wenigen Sätzen zu ihm heran, schlägt es mit den Tatzen nieder und faßt es dann im Genick. Nach kurzem Widerstande, wobei er jedoch immerhin mehrere hundert Schritte mit fortgeschleppt werden kann, hat er sein Opfer bewältigt und trinkt nun gierig das rauchende Blut.

Solche angeborne List und Jagdfähigkeit mußte den achtsamen Bewohnern seiner Heimat auffallen und sie zu dem Versuche reizen, die Jagdkunst des Thieres für sich zu benutzen. Dies ist wirklich außerordentlich gut gelungen; denn der Jagdleopard ist durch einfache Abrichtung zu einem trefflichen Jagdthiere geworden, welches in seiner Art dem besten Edelfalken kaum nachsteht. In ganz Ostindien betrachtet man ihn allgemein als einen geachteten Jagdgehilfen. Der Schah von Persien läßt ihn sich aus Arabien kommen und hält ihn mit einer Menge Hunde in einem eignen Hause. Joseph Barbaro sah im Jahre 1474 bei dem Fürsten von Armenien hundert Stück solcher Jagdleoparden, Orlich fand das Thier noch 1842 bei einem indischen Fürsten, und Prinz Waldemar von Preußen wohnte bei Delhi einer solchen Jagd bei. Auch in Deutschland ist der Gepard als Jagdthier benutzt worden. Leopold der Erste, Kaiser von Deutschland, erhielt vom türkischen Kaiser zwei abgerichtete Tschitahs, mit denen er oftmals jagte. Die Herrscher der Mongolen trieben so großen Luxus mit unseren Thieren, daß sie oft gegen tausend Stück mit auf die großen Jagdzüge nahmen, und noch heutigen Tags sollen die Meuten dieser Katzenhunde bei einigen einheimischen Fürsten Indiens einen nicht geringen Aufwand erfordern. Ihre Abrichtung muß von besonderen Leuten besorgt werden, und auch ihr Jagdgebrauch setzt die Begleitung sehr geübter Jäger voraus, welche ungefähr die geachtete Stellung unserer früheren Falkner bekleiden: man kann sich also denken, daß dieses Jagdvergnügen eben nicht billig ist.

Es wird behauptet, daß auch der afrikanische Gepard von den Abissiniern zur Jagd abgerichtet würde; ich habe jedoch davon niemals Etwas gehört, und auch weder Rüppell noch Heuglin bestätigen jene Erwähnung. Dagegen versicherte mich Von der Decken, bei den Arabern der nördlichen Sahara gezähmte und eingeschulte Jagdleoparden gesehen zu haben.

Behufs dieser Jagd wird der Gepard behaubt und auf einen jener leichten, zweirädrigen Karren gesetzt, wie sie dem Lande eigenthümlich sind; einzelne Jäger nehmen ihn wohl auch hinter sich auf das Pferd. Man zieht nun nach den Wildplätzen hinaus und sucht, sich einem Rudel Wild soviel als möglich zu nähern. Wie überall, läßt auch das scheueste asiatische Wild einen Karren weit näher an sich herankommen, als gehende Leute. Deshalb kann man mit dem Leoparden bis auf zwei- oder

dreihundert Ellen an das Rudel heranfahren. Sobald nun die Jäger nahe genug sind, enthauben sie den Tschitah und machen ihn durch sehr ausdrucksvolle Winke und leise Aufmunterungen auf seine Beute aufmerksam.

Kaum hat das vortreffliche Thier die Beute ersehen, so erwacht in ihm das ganze Jagdfeuer, und all seine natürliche List und Schlauheit bekundet sich. Zierlich, ungesehen und ungehört schlüpft er von dem Wagen und schleicht nun in der oben angegebenen Weise sorgfältig an das Rudel heran und reißt ein Stück von ihm zu Boden. Ein Augenzeuge erzählt eine solche Jagd mit folgenden Worten:

„Kurz bevor wir unser Revier berührten, meldete uns der Kameltreiber (denn deren bedient man sich gewöhnlich zum Aufsuchen des Wildes und zum Vorbereiten der Jagdlust), daß eine halbe Meile von unserm Stande eine Herde Gazellen weide, und wir beschlossen sogleich, sie mit unseren Gepards zu verfolgen. Jeder derselben befand sich auf einem offenen, mit zwei Ochsen bespannten Karren ohne Leitern, und jeder hatte ein Gefolge von zwei Männern. Die Gepards waren mit einem Halfter an ein leichtes Halsband oben auf den Karren gebunden und wurden noch von den Beileuten an einem Riemen gehalten, welcher um die Lenden ging. Eine lederne Kappe bedeckte ihnen die Augen. Da die Gazellen außerordentlich scheu sind, so ist die beste Weise an sie zu kommen, wenn der Treiber an der langen Seite des Jagdwagens sitzt, und man baut auch darum letztern so, wie die Karren der Bauern, weil an deren Anblick die Thiere gewöhnt sind, so daß man sich ihnen auf 100 bis 200 Ellen nähern kann. Diesmal hatten wir drei Gepards bei uns und rückten auf die Stelle, wo die Gazellen gesehen worden waren, in einer Linie vor, in welcher jeder 100 Ellen vom andern entfernt blieb. Als wir eben in ein Baumwollenfeld kamen, erblickten wir vier Gazellen und mein Kutscher bemühte sich, bis auf 100 Ellen an sie zu kommen. Schnell wurden dem Gepard die Kappe und die Fesseln abgenommen, und kaum erblickte er das Wild, als er sich nach der entgegengesetzten Richtung, mit dem Bauche gänzlich zur Erde gedrückt, äußerst langsam und schmiegsam, hinter jedem Hindernisse, das im Wege lag, sich verbergend, fortschlich; sobald er indessen vermuthete, bemerkt zu werden, beflügelte er seine Schritte und war nach einigen Sätzen plötzlich mitten unter den Thieren. Er faßte ein Weibchen und rannte, indem er dieses gepackt, gegen 200 Ellen weit, gab ihm dann einen Schlag mit der Tatze, wälzte es um, und in einem Augenblicke trank er das Blut aus der geöffneten Kehle. Einer der anderen Gepards war zu derselben Zeit losgelassen worden; nachdem er aber vier bis fünf verzweifelte Sprünge gemacht hatte, mit denen er die Beute verfehlte, gab er die Verfolgung auf, kehrte knurrend zurück und setzte sich wieder auf den Karren. Als jenes Thier überwältigt worden, lief einer vom Gefolge hin, setzte dem Gepard seine Kappe auf und schnitt der Gazelle die Kehle ab, sammelte Blut in ein hölzernes Gefäß und hielt es dem Gepard unter die Nase. Die Gazelle wurde fortgeschleppt und in ein Behältniß unter dem Wagen gebracht, während dem Gepard durch ein Bein des Thieres sein Wildrecht gegeben wurde."

Sehr auffallend ist es, daß man von dem Freileben dieser so oft gezähmten Katze noch wenig oder gar Nichts weiß. Auf meinem Jagdausfluge nach Habesch erlegte mein Gefährte, van Arkel d'Ablaing, einen Gepard, welcher bei hellem Tage einer angeschossenen Gazelle nachgeschlichen war; aber er sah das Raubthier eben auch nur, ohne es länger beobachten zu können. Ueber die Fortpflanzung des Jagdleoparden ist gar Nichts bekannt. Ich habe mich in Afrika sogar bei den Nomaden vergebens hiernach erkundigt; diese Leute, welche das Thier ganz genau kennen, konnten mir eben blos sagen, daß man es in Schlingen fängt und trotz seiner ursprünglichen Wildheit binnen sehr kurzer Zeit zähmt. Daß die Zähmung so gut als gar keine Schwierigkeiten macht, wird Jedem klar, welcher einen Gepard in der Gefangenschaft gesehen hat. Ich glaube nicht zuviel zu sagen, wenn ich behaupte, daß es in der ganzen Katzenfamilie kein so gemüthliches Thier giebt, als unsern Jagdleoparden, und bezweifle, daß (vielleicht mit alleiniger Ausnahme des Löwen) irgend eine Wildkatze so zahm wird, wie er. In Afrika hielt ich selbst Gepards längere Zeit gefangen; im Hamburger Thiergarten besitzen wir sie auch. Unter allen, welche ich sah, war nicht ein einziger, welcher jemals auch nur die leisesten Spuren von Wildheit gezeigt hätte. Gemüthlichkeit ist der Grundzug

des Wesens unsers Thieres. Dem angebundenen Gepard fällt es gar nicht ein, den leichten Strick zu zerbeißen, an welchen man ihn gefesselt hat. Er denkt nie daran, Dem Etwas zu Leide zu thun, welcher sich mit ihm beschäftigt, und man darf ohne Bedenken dreist zu ihm hingehen und ihn streicheln und liebkosen. Scheinbar gleichmüthig nimmt er solche Liebkosungen an, und das Höchste, was man erlangen kann, ist, daß er etwas beschleunigter spinnt, als gewöhnlich. Solange er nämlich wach ist, spinnt er ununterbrochen nach Katzenart, nur etwas tiefer und lauter. Oft steht er stundenlang unbeweglich da, sieht träumerisch starr nach einer Richtung und spinnt dabei höchst behaglich. In solchen Augenblicken dürfen Hühner, Tauben, Sperlinge, Ziegen und Schafe an ihm vorübergehen: er würdigt sie kaum eines Blickes. Nur andere Raubthiere stören seine „ungeheure Heiterkeit“ und Gemüthlichkeit. Ein vorüberschleichender Hund regt ihn sichtlich auf: das Spinnen unterbleibt augenblicklich; er äugt scharf nach dem gewöhnlich etwas verlegenen Hunde, spitzt die Ohren und versucht wohl auch, einige kühne Sprünge zu machen, um ihn zu erreichen. Ich besaß einen Gepard, welcher so zahm war, daß ich ihn wie einen Hund am Stricke herumführen konnte und es dreist wagen durfte, mit ihm in den Straßen zu lustwandeln. Solange er es blos mit Menschen zu thun hatte, ging er immer ruhig mir zur Seite; anders aber wurde es, wenn uns Hunde begegneten. Er zeigte dann jedesmal eine so große Unruhe, daß ich auf den Gedanken kam, einmal zu versuchen, was er denn machen würde, wenn er wenigstens beschränkt frei wäre. Ich band ihn also an eine Leine von ungefähr funfzig oder sechszig Fuß Länge, wickelte mir diese leicht um Hand und Ellbogen und führte ihn spazieren. Zwei große, faule Köter kreuzten den Weg. Jack, so hieß mein Gepard, äugte verwundert, endigte sein gemüthliches Spinnen und wurde ungeduldig; jetzt faßte ich das Ende der Leine und warf die Schlingen zu Boden, so daß er Spielraum hatte. Augenblicklich legte er sich platt auf die Erde und kroch nun in der oben beschriebenen Weise an die Hunde hinan, welche ihrerseits ganz verdutzt und verwundert das sonderbare Wesen betrachteten. Je näher er den Hunden kam, um so aufgeregter, aber zugleich auch vorsichtiger wurde er. Wie eine Schlange glitt er auf dem Boden hin. Endlich glaubte er nahe genug zu sein, und nun stürzte er mit drei, vier gewaltigen Sätzen auf einen der Hunde los, erreichte ihn, trotzdem daß dieser die Flucht ergriff, und schlug ihn mit den Tatzen nieder. Dies geschah in ganz eigenthümlicher Weise. Er hieb seine Krallen nicht ein, sondern er prügelte blos mit seinen Vorderläufen auf den Hund los, bis dieser zu Boden fiel. Der arme Köter bekam plötzlich Todtenangst, als er das Katzengesicht über sich erblickte, und fing an, jämmerlich zu heulen. Sämmtliche Hunde der Straße geriethen in Aufruhr und heulten und bellten aus Mitleiden; ein dichter Volkshaufe sammelte sich, und ich mußte wohl oder übel meinen Gepard an mich nehmen, ohne eigentlich zum Ziele gekommen zu sein d. h. ohne gesehen zu haben, was er mit dem Hunde beginnen würde. Dagegen veranstaltete ich in unserm Hofe einen großen Thierkampf, welcher überhaupt, zu meiner Schande will ich es gestehn, das Ergötzlichste ist, was ich sehen kann. Ich besaß zu derselben Zeit einen fast erwachsenen Leoparden, ein rasendes, wüthendes Thier ohne Gleichen, ich möchte fast sagen, einen Teufel in Katzengestalt — doch ich habe ihn ja schon beschrieben. Die Kette des Leoparden wurde also durch einen darangebundenen Strick verlängert und er aus seinem Käfig heraus in den Hof gelassen. Der Gepard seinerseits war ungefesselt und konnte nach Belieben den Kampf aufnehmen oder abbrechen. Er befand sich gerade in höchst gemüthlicher Stimmung und schnurrte besonders ausdrucksvoll, als ich ihn herbeiholte. Kaum aber ersah er seinen Herrn Vetter, als nicht nur alle Gemüthlichkeit verschwand, sondern auch sein ganzes Aussehen ein durchaus anderes wurde. Die Seher traten aus ihren Höhlen heraus, die Mähne sträubte sich, er fauchte sogar, was ich sonst niemals vernommen hatte, und nun stürzte er sich muthig auf seinen Gegner los. Der hielt ihm auch Stand, und so begann jetzt ein Kampf und ein Fauchen, daß mir, ich will es gern zugeben, angst und bange dabei wurde. Der Leopard war bald niedergetrommelt, aber gerade jetzt wurde er furchtbar. Er lag auf dem Rücken und mißhandelte meinen Jack mit seinen vier Tatzen, daß ich mit Recht besorgt um ihn wurde. Jack achtete aber der Schmerzen nicht, sondern biß muthig auf den heimtückischen Vetter los und würde ihn jedenfalls

besiegt haben, wenn ich dem Kampfe nicht ein Ende gemacht hätte. Zwei Eimer voll Wasser, welche ich über die wüthenden Kämpen goß, unterbrachen den Streit augenblicklich. Beide sahen sich höchst verdutzt an, und der Leopard hielt es, der ihm höchst verhaßten Wasserbäder sich plötzlich erinnernd, trotz aller Wuth und alles Fauchens doch für das Beste, so schnell als möglich seinen Käfig zu suchen, welcher dann auch sofort verschlossen wurde. Jack war schon wenige Minuten nach dem Kampfe wieder ganz der Alte: er leckte, reinigte und putzte sich und begann wieder zu spinnen, als ob Nichts geschehen wäre.

Wie zahm, gemüthlich und liebenswürdig mein Jack war, mag aus Folgendem hervorgehen. Einige deutsche Damen, welche sich gerade in Alexandrien befanden, waren gekommen, um meine Thiersammlung anzusehen, hatten mich aber nicht zu Hause gefunden und somit ihrem Wunsche auch nicht genügen können. Ich versprach ihnen jetzt scherzend, wenigstens einige von meinen Thieren zu ihnen zu bringen, und führte diesen Scherz auch wirklich einmal aus, als ich erfahren hatte, daß die Damen just zusammen waren. Ich konnte mich auf Jack vollständig verlassen und durfte schon Etwas wagen. Ihn an der Leine hinter mir fortführend, betrat ich also das betreffende Haus, beschwichtigte die entsetzten Diener, welche mich mit dem fürchterlichen Raubthiere hatten sehen kommen und Lärm schlagen wollten, und stieg nun ruhig nach dem zweiten Stockwerke des Hauses empor. An dem rechten Zimmer angelangt, öffnete ich die Thüre zur Hälfte und bat um Erlaubniß, eintreten, zugleich aber auch meinen Hund mitbringen zu dürfen. Dies wurde zugestanden, und Jack trat gemächlich ein. Ein lauter Aufschrei begrüßte den Harmlosen und setzte ihn in höchste Verwunderung. Die geängstigten Damen suchten sich so gut als möglich zu retten, und sprangen in ihrer Verzweiflung auf einen großen, runden Tisch, welcher mitten im Zimmer stand. Dies aber diente blos dazu, Jack zu dem Gleichen aufzufordern, und ehe sich die Armen besannen, stand er mitten unter ihnen, spann höchst gemüthlich und schmiegte sich traulich bald an Diese, bald an Jene an. Da war denn freilich die Furcht bald verschwunden. Die beherzteste Dame begann, den hübschen Burschen zu liebkosen, und bald folgten alle übrigen ihrem Beispiele. Jack wurde der erklärte Liebling und schien nicht wenig stolz zu sein auf die ihm gewordene Auszeichnung.

Aus Diesem und dem weiter oben Mitgetheilten geht unzweifelhaft hervor, daß der Gepard auch in geistiger Hinsicht ein echtes Mittelding zwischen Katze und Hund ist, und in seinem Wesen jedenfalls mehr unserm treuen Hausfreunde entspricht, als seinen gewöhnlich tückischen und hinterlisten Verwandten. Er mag uns deshalb auch unmittelbar zu den Hunden führen.

* *
*

Gemeinsame und gleichmäßige Berücksichtigung aller Eigenthümlichkeiten eines Thieres oder einer Thierfamilie sind für den Kundigen maßgebend zur Beurtheilung und Würdigung der betreffenden Geschöpfe. Eben deshalb beschäftigen uns die Hunde (Canes) erst in der zweiten Familie.

Wollten wir die geistigen Eigenschaften und Fähigkeiten allein in Betracht ziehen, so müßten wir den Hunden unzweifelhaft die erste Stellung unter allen Raubthieren einräumen; denn die große Mehrzahl dieser ausgezeichneten Geschöpfe übertrifft in geistiger Hinsicht die Katzen bei weitem. Aber die Katzen sind einhelliger gebaut, als die Hunde, und ihre Geisteskräfte wenigstens nicht so gering, daß sie eine Voranstellung in der Reihe der Raubthiere verbieten sollten. Einzelne Naturforscher stellen zwischen die Katzen und Hunde die Hiänen als besondere Familie hin und wollen, auf den Bau des Gebisses sich stützend, in ihnen Bindeglieder zwischen den Katzen und Hunden erblicken: allein die ordnenden Thierkundigen dürfen ebensowenig das Gebiß allein berücksichtigen, als den Leibesbau oder das Wesen und den Verstand eines Thieres. Betrachtet man alle Eigenthümlichkeiten der betreffenden Thiere zusammen, so wird man geradezu genöthigt sein, die Hiänen als verbildete, mißgestaltete Hunde in leiblicher und geistiger Hinsicht anzusehen, und wird sie deshalb

höchstens an das Ende der Hundefamilie verweisen müssen, falls man nicht eine besondere Familie aus ihnen bilden will: man darf sie, die häßlichen Nachtgestalten, aber unmöglich den anmuthigen und liebenswürdigen Hunden voranstellen.

Die Hunde bilden eine ziemlich streng nach außen hin abgeschlossene Familie. In dem oben über die ganze Ordnung Mitgetheilten ist bereits hervorgehoben worden, daß die Hunde in ihrem Leibesbaue nicht so sehr von den Katzen verschieden sind, als man auf eine flüchtige Betrachtung hin wohl annehmen möchte. So entschieden sie auch ihr eigenthümliches Gepräge im äußern wie im innern Bau und ihre Eigenthümlichkeiten in der Lebensweise wie in ihren Sitten festhalten, so nahe kommen sie in leiblicher Hinsicht den Katzen. In der Größe stehen sie sämmtlich hinter den größeren Arten der vorigen Familie zurück und besitzen demgemäß auch nicht die Stärke und Furchtbarkeit jener vollendetsten Räuber. Ihre Gestalt ist mager, der Rumpf ruht auf dünnen oder hohen Beinen mit kleinen Pfoten, der Kopf ist klein, die Schnauze spitz, die stumpfe Nase vorstehend. Der Hals ist ziemlich schwach und der Rumpf in den Weichen eingezogen, der Schwanz ist kurz und oft buschig behaart. An den Vorderfüßen finden sich regelmäßig fünf, an den Hinterfüßen vier Zehen, welche sämmtlich mit starken, immer aber stumpfspitzigen und nicht zurückziehbaren Krallen bewehrt sind. Die Augen sind groß und hellem Lichte zugänglicher, als die Katzenaugen; die Ohren sind meist spitzer und größer, als bei der vorigen Familie, die Zitzen an Brust und Bauch zahlreicher. Das Gebiß ist kräftig, die Schneidezähne sind verhältnißmäßig groß, zumal die der oberen Kinnlade, und die äußeren Zähne sind fast eckzahnartig vergrößert, die Reißzähne sind schlank und etwas gekrümmt, die Lückzähne, von denen im Oberkiefer drei, im untern vier sich finden, sind weniger scharf gezackt, als bei den Katzen, die Kauzähne ziemlich stumpfe Mahlzähne, welche die Speise ordentlich zermalmen. Der Schädel ist gestreckt, namentlich die Kiefern sind verlängert. Zwanzig Brust- und Lendenwirbel, drei Kreuzbein- und achtzehn bis zweiundzwanzig Schwanzwirbel bilden die Wirbelsäule. Den Brustkasten umgeben dreizehn Rippenpaare, von welchen neun wahre und vier falsche sind. Das Schlüsselbein ist noch verkümmert, das Schulterblatt schmal, das Becken kräftig. Der Darmschlauch zeichnet sich durch einen rundlichen Magen aus; der eigentliche Darm hat vier- bis siebenfache Körperlänge.

Die Hunde zeigen in ihrer ganzen Anlage, daß sie weit weniger ausschließlich auf rein thierische Nahrung angewiesen sind, und lassen den Schluß zu, daß sie demgemäß auch weniger mordlustig und blutgierig sein werden, als die Katzen. In der That unterscheiden sie sich gerade hierin wesentlich von jenen. Sie stehen an Wildheit, an unbändiger Mordlust und an abscheulicher Blutgier sämmtlich weit hinter den Katzen zurück und geben alle eine mehr oder minder große Gutmüthigkeit kund. Der Gesichtsausdruck zeigt Dies recht deutlich; denn das Hundegesicht spricht uns freundlich an und läßt niemals das trotzige Selbstvertrauen und die Wildheit, welche sich im Katzengesicht ausdrücken, besonders bemerklich werden.

Schon in der Vorzeit waren die Hunde wenigstens in Europa weit verbreitete Säugethiere, und es steht unzweifelhaft fest, daß sie sehr früh auf der Erdoberfläche erschienen. Gegenwärtig verbreiten sie sich über die ganze bewohnte Erde und sind in den meisten Gegenden auch häufig. Einsame, stille Gegenden und Wildnisse, dieselben mögen im Gebirge oder in der Ebene gelegen sein, düstere Wälder, Dickichte, Steppen und Wüsten sind ihre Aufenthaltsorte. Einige schweifen fast beständig umher und halten sich höchstens so lange an einem Orte auf, als sie durch ihre noch unmündige Nachkommenschaft an ihn festgehalten werden, andere graben sich Höhlen in die Erde oder benutzen bereits gegrabene Baue zu festen Wohnungen. Die einen sind rein nächtliche, die anderen blos halbnächtliche Thiere und manche vollkommen Tagfreunde. Jene verbergen sich während des Tages in ihren Bauen oder in einsamen und geschützten Schlupfwinkeln, im Gebüsch, im Schilf oder hohen Getreide, zwischen öden und dunkelen Felsen u. s. w. und streifen zur Nachtzeit entweder einzeln oder in Gesellschaften durch das Land, durchwandern dabei unter Umständen viele Meilen, jagen während der Wanderung, besuchen dabei sogar größere Dörfer und Städte und ziehen sich bei Anbruch des Tages in den ersten

passenden Schlupfwinkel zurück, den sie auffinden. Nur die wenigsten leben paarweise, denn selbst diejenigen Arten, bei denen Männchen und Weibchen zeitweilig zusammenhalten, schlagen sich unter Umständen in stärkere Meuten zusammen: man kann wohl behaupten, daß alle Hunde ohne Ausnahme gesellige Thiere sind.

Hinsichtlich der Beweglichkeit geben die Hunde den Katzen wenig nach. Ihre stumpfen Krallen erlauben ihnen nicht, zu klettern, sie sind deshalb auf den Boden gebannt; auch verstehen sie nicht, so hohe und weite Sprünge auszuführen, wie die Katzen, im Uebrigen aber übertreffen sie diese ganz entschieden. Sie sind vortreffliche Läufer und besitzen eine unglaubliche Ausdauer; sie schwimmen ohne Ausnahme und zum Theil ganz meisterhaft, ja wir finden bei ihnen bereits förmliche Wasserthiere d. h. Hunde, welche sich mit wahrer Wonne in den Wellen herumtummeln. Beim Gehen treten sie blos mit den Zehen auf, wie die Katzen, ihr Gang ist aber eigenthümlich schief, weil sie die Beine nicht gerade vor sich hinzusetzen pflegen.

Ganz vorzüglich sind die Sinne der Hunde. Das Gehör steht dem der Katzen kaum nach, der Geruch dagegen ist zu einer bewunderungswürdigen Schärfe ausgebildet, und auch vom Gesicht darf man behaupten, daß es besser, als bei den Katzen ist: denn die Nachthunde stehen den Katzen gleich und die Taghunde übertreffen sie entschieden.

Noch viel ausgezeichneter sind die geistigen Fähigkeiten der Hunde. Die tiefstehenden Arten bekunden überaus große List und Schlauheit, zum Theil sogar auf Kosten des Muthes, welchen andere im hohen Grade besitzen, die höher stehenden Hunde aber und namentlich diejenigen, welche mit dem Menschen verkehren oder, besser gesagt, sich ihm hingegeben haben mit Leib und Seele, beweisen tagtäglich, daß ihre Geistesfähigkeiten einer Ausbildung fähig sind, wie bei keinem andern Thiere. Der zahme Hund und der wilde Fuchs handeln mit wahrhaft vernünftiger Ueberlegung und führen sorgfältig durchdachte Pläne aus, deren Ergebniß sie mit größtmöglicher Sicherheit im voraus abschätzen. Dieser Verstand ist es, welcher die Hunde auf das innigste mit den Menschen verbunden hat und sie über alle übrigen Thiere stellt; denn man muß dabei immer bedenken, daß der Hund ein Raubthier ist, gewöhnt, über andere Geschöpfe zu herrschen, und trotzdem seinen Verstand bereitwillig und aus wirklich vernünftigen Gründen dem höhern Menschengeiste unterordnet! Auch bei den ganz wild lebenden Arten zeigt sich dieser hohe Verstand in der großen Vorsicht, Behutsamkeit und dem Argwohn, mit welchem sie alle Handlungen verrichten. Nur der wüthendste Hunger ist im Stande, solches Betragen zuweilen in das entgegengesetzte zu verwandeln. Dabei sind die Hunde gemüthliche Burschen, aufgelegt zu Spiel und Scherz, heiter und lustig, gutmüthig und verhältnißmäßig sanft, wenn sich gleich nicht leugnen läßt, daß es, wie überall, so auch bei ihnen Ausnahmen giebt.

Die Nahrung der Hunde besteht hauptsächlich aus thierischen Stoffen, zumal aus Säugethieren und Vögeln. Sie fressen frisch erlegte Beute ebenso gern, wie Aas, für welches alle Arten sogar eine gewisse Vorliebe zu haben scheinen. Einzelne verzehren auch sehr gern Knochen, und andere finden selbst in den schmuzigsten Auswurfsstoffen des menschlichen Leibes noch eine erwünschte Speise. Außerdem fressen die Hunde Lurche, Fische, Schalthiere, Krebse, Kerbthiere oder Honig, Obst, Feld- und Gartenfrüchte, ja sogar Baumknospen, Pflanzensprossen, Wurzeln, Gras und Mos. Manche sind sehr gefräßig und tödten mehr, als sie verzehren können, doch zeigt sich der Blutdurst niemals in der abschreckenden Gestalt, wie bei den Katzen, und keinen einzigen Hund giebt es, welcher sich im Blute der von ihm getödteten Schlachtopfer mit Lust berauscht.

Die Fruchtbarkeit der Hunde ist größer, als die der Katzen; ja, die Zahl ihrer Jungen erreicht zuweilen beinahe die äußersten Grenzen der Erzeugungsfähigkeit der Säugethiere überhaupt. Im Mittel darf man annehmen, daß die Hunde zwischen vier bis neun Junge werfen; doch sind Ausnahmsfälle bekannt, in welchen eine Mutter auf einen Wurf ihrer funfzehn, und selbst einundzwanzig zur Welt brachte. Es kommt vor, daß der Vater seine Sprößlinge oder ein anderer männlicher Hund die junge Nachkommenschaft einer Hündin mit Mordgedanken verfolgt und auffrißt, wenn er es thun kann; zumal geschieht Dies bei den Wölfen und Füchsen, welche unter Umständen auch ihres

Gleichen nicht verschonen. Bei den meisten Arten macht sich die Geselligkeit, auch den ganz jungen gegenüber, geltend. Die Mütter sorgen stets in wahrhaft aufopfernder Weise für ihr Gewölfe.

Wegen der großen Anzahl, in der manche Hundearten auftreten, ist der Schaden, den die ganze Familie durchschnittlich anrichtet, ein ziemlich bedeutender, und die den Menschen beeinträchtigenden Arten werden deshalb auch überall unbarmherzig verfolgt. Dagegen leisten die kleineren Arten durch Wegfangen schädlicher Nagethiere oder durch das Aufzehren von Aas und anderm Unrathe gute Dienste und liefern zudem noch ihren Balg, ihre Haut und ihre Zähne zur Benutzung. Und wenn man Schaden und Nutzen, den die ganze Familie bringt, gegen einander abwägen will, kann man gar nicht in Zweifel bleiben, welcher von beiden der überwiegende ist; denn die eine Gruppe oder, wenn man lieber will, die eine Art der Hunde, unserer treuesten Hausfreunde, leisten dem Menschen so viele unberechenbare und unersetzbare Dienste, daß der Schaden, welchen die übrigen Mitglieder anrichten, diesem Nutzen gegenüber kaum in Betracht zu ziehen ist.

Man kann die Hunde in drei große Abtheilungen bringen und diese, wenn man will, wieder in kleinere Gruppen zerfällen. Diese Abtheilungen sind die Wölfe oder eigentlichen Hunde mit rundem Augenstern und mit kurzem Schwanz, die Füchse mit spaltenförmigem Augenstern und mit langem, buschigen Schwanze, und die Hiänen, die eigentlichen Nachthunde, mit rundem Augenstern, plumpem Leibesbau und mit abschüssigem Rücken, langem, lockern und rauhen Pelz und buschigem Schwanz. Will man noch genauer eintheilen, so kann man dann die eigenthümlichen Uebergangsglieder von einer dieser Gruppen zur andern oder selbst zu anderen Familien von den übrigen absondern, oder, wie Viele es thun, die Hiäne als eigene Familie von den Hunden gänzlich trennen.

„Durch den Verstand des Hundes besteht die Welt.“ So steht im Vendidad, dem ältesten und echtesten Theile des Zend-Avesta, eines der ältesten Werke der Menschheit.

Für die erste Bildungsstufe des Menschengeschlechts waren und sind noch heute diese Worte eine goldene Wahrheit. Der wilde, rohe, ungesittete Mensch ist undenkbar ohne den Hund — und der gebildete, gesittete Bewohner des angebautesten Theiles der Erde nicht minder. Mensch und Hund ergänzen sich hundert- und tausendfach; der Mensch und der Hund sind die treuesten aller Genossen.

Kein einziges Thier der ganzen Erde ist der vollsten und ungetheiltesten Achtung, der Freundschaft und Liebe des Menschen würdiger, als der Hund. Er ist ein Theil des Menschen selbst; er ist zu dessen Gedeihen, zu dessen Wohlfahrt unentbehrlich.

„Der Hund,“ sagt Friedrich Cuvier, „ist die merkwürdigste, vollendetste und nützlichste Eroberung, welche der Mensch jemals gemacht hat, denn die ganze Art ist unser Eigenthum geworden; jedes Einzelwesen derselben gehört dem Menschen, seinem Herrn, gänzlich an, richtet sich nach seinen Gebräuchen, kennt und vertheidigt dessen Eigenthum und bleibt ihm ergeben bis zum Tode. Und alles Dieses entspringt weder aus Noth noch aus Furcht, sondern aus reiner Liebe und Anhänglichkeit. Die Schnelligkeit, die Stärke des Geruchs haben für den Menschen aus ihm einen mächtigen Gehilfen gemacht, und vielleicht ist er sogar nothwendig zum Bestand der Gesellschaft des Menschenvereins. Der Hund ist das einzige Thier, welches dem Menschen über den ganzen Erdboden gefolgt ist.“

Der Hund ist wohl würdig, daß wir ihn ausführlich behandeln, und trotz seiner scheinbaren Allbekanntschaft, hier sehr mit Lust und Liebe seiner gedenken.

Ich sage „scheinbaren Allbekanntschaft“, denn Jedermann glaubt ihn zu kennen, gründlich und hinlänglich zu kennen, und nur der Naturforscher gesteht zu, daß er, trotz aller Nachforschungen und Vergleichungen, eigentlich noch äußerst wenig und kaum irgend etwas Sicheres über den Hund weiß.

Der Hund hat sich mit dem Menschen über die ganze Erde verbreitet. Soweit sich das Menschengeschlecht ausgedehnt hat, soweit findet man auch ihn, und selbst die armseligsten, ungesittetsten und ungebildetsten Völker haben ihn zu ihrem Genossen, Freund und Vertheidiger. Aber in keinem Lande der Erde ist er noch wild zu treffen: man findet ihn überall nur gezähmt, überall blos in Gesellschaft

des Menschen. Nicht die dunkelste Sage kann uns über seine Vorfahren Aufschluß geben, und auch die genaueste und sorgfältigste Forschung hat Dies bis jetzt noch nicht vermocht. Ueber die Abstammung des wichtigsten aller Hausthiere liegt ein scheinbar undurchdringliches Dunkel. Es giebt kein anderes Thier weiter, über welches soviele Muthmaßungen, soviele Annahmen herrschen, als über den Hund. Nach der Ansicht der Einen gehören alle Hunde der ganzen Erde nur zu einer einzigen Art, die Anderen nehmen, und jedenfalls mit Recht, mehrere Stammeltern an. Die Ersteren betrachten alle Hunde als Abkömmlinge vom Wolf, vom Schakal, vom Dingo, vom Dole und Buansu; die Anderen glauben, daß er ein Erzeugniß mehrfacher Kreuzungen zwischen diesen oder jenen der genannten, ein Blendling verschiedener wilder Hunde sei. Wo ist hier ein Ausweg zu finden, und wer hat Recht? Wir vermögen Dies nicht zu entscheiden; wohl aber sind wir befugt, die verschiedenen Annahmen gegeneinander abzuwägen, und getrost dürfen wir uns für die wahrscheinlichste aussprechen. Nach dieser müssen wir glauben, daß das Geschlecht der zahmen Hunde in verschiedene Arten zerfällt, über deren ursprüngliche Heimat keine Forschung und keine Sage irgend welchen Anhalt geben kann.

Ich halte es für unumgänglich nothwendig, hier diese sich entgegenstehenden Meinungen zweier der gründlichsten Forscher anzugeben, damit sich jeder meiner Leser selbsteigen eine Ansicht bilden kann.

„Will man den Haushund", sagt Blasius, „als Art von den übrigen Wölfen trennen, so giebt es noch jetzt keine besseren Merkmale, als der links gekrümmte Schwanz, wie es Linné angiebt."

„Das naturgeschichtliche Schicksal des Hundes gleicht dem des Menschen. Daß der Hund sich dem Herrn der Erde ganz unterworfen und angeeignet hat, ist von Folgen gewesen, wie wir ihres Gleichen in der Thierwelt nicht finden. Das Vorhandensein des Hundes ist mit dem des Menschen so eng verschmolzen, der Hund hat sich, wie der Mensch, den manchfaltigsten und gegensätzlichsten Natureinflüssen in einem solchen Maß unterwerfen müssen, um den ganzen Erdkreis erobern und beherrschen zu helfen, daß von seinem ursprünglichen Naturzustande, wie von dem des Menschen, nur willkürliche Vermuthungen uns Kunde geben können. Doch gilt Dies blos von seinen leiblichen Eigenthümlichkeiten. Ueber sein geistiges Wesen können die Stimmen nicht getheilt sein."

„Der Hund ist nach seinem Geripp, nach Schädel und nach Gebiß ein Wolf; doch ist es nach Schädel noch nach Gebiß weder möglich, ihn mit irgend einer wild vorkommenden Wolfsart zu vereinigen, noch von den bekannten Wolfsarten scharf zu trennen. Unsere europäischen Hunde schwanken in ihren Schädeleigenthümlichkeiten zwischen denen des Wolfes und des Schakals, doch so, daß sich die Eigenthümlichkeiten manchfaltigst kreuzen, verbinden und abändern. Doch wenn auch der Schädel Aehnlichkeit mit dem des Wolfes und Schakals hat, sogar entfernt an den des Fuchses erinnert, hält er doch immer etwas Eigenthümliches fest. Die Stirn tritt in der Regel etwas stärker über dem Scheitel und dem Nasenrücken hervor, als beim Wolf und Schakal. Doch darin zeigen sich erst recht gegensätzliche Abweichungen bei den verschiedenen Hunderassen. Es versteht sich, daß in diesen Eigenthümlichkeiten nur Schädel von ungefähr gleichem Alter mit einander erfolgreich verglichen werden können."

„Die Amerikaner haben Hunde gehabt, ehe durch die Spanier der europäische Hund nach Amerika gebracht wurde. In Mejiko fanden die Spanier stumme Hunde vor. Humboldt führt an, daß von den Indianern von Jauja und Huanca, ehe sie der Inka Pachacutec zum Sonnendienste bekehrte, die Hunde göttlich verehrt wurden. Ihre Priester bliesen auf skelettirten Hundeköpfen, und Hundeschädel und Hundemumien fanden sich in den peruanischen Grabmälern der ältesten Zeit. Tschudi hat diese Schädel untersucht, hält sie für verschieden von denen der europäischen Hunde und glaubt, daß sie von einer eigenen Art herrühren, die er Canis Ingae nennt; auch werden die einheimischen Hunde im Peruanischen mit dem Namen Runa-allco bezeichnet, um sie von den europäischen, die verwildert in Südamerika vorkommen, zu unterscheiden. Diese Hunde sollen besonders gegen Europäer feindlich gesinnt sein."

„Merkwürdig ist es, daß da, wo keine Vertreter der Wölfe wild vorkommen, auch der Haushund gefehlt zu haben scheint, obwohl, soweit die Geschichte des Menschen in der Vorzeit und seine Ver-

breitung über den Erdkreis reicht, der Hund dem Menschen durchgängig als Gesellschafter treu gefolgt ist. Ritter macht darauf aufmerksam, daß, wie Crawford bezeugt, in allen Gleicherländern ostwärts von Bengalen, in Hinterindien und seinen umliegenden Inseln nicht einmal irgend eine Art der ganzen Hundefamilie aufgefunden worden ist. Es scheint demnach, daß, ungeachtet der Einwirkung des Menschen, die Verbreitung der Hunde mit den wilden Wolfsarten in einem genauern Zusammenhang steht."

„Wenn es schon auffallend ist, daß die eingeborenen Hundearten sich in dem Schädelbau den wilden Wolfsarten nähern, so ist es noch auffallender, daß sie auch im Aeußern wieder den wilden Formen naherücken: wenn sie in den Zustand der Verwilderung übergegangen sind. Das gilt nicht allein von der Färbung, sondern auch von der Form des Thieres, den aufrechtstehenden, spitzen Ohren, der Behaarung und dergleichen. Schon Olivier bemerkte, daß die Hunde in der Umgebung von Konstantinopel schakalähnlich sind. Im südlichen und östlichen Rußland giebt es zahllose, halbverwilderte, in ganzen Gesellschaften umherlaufende Hunde, die dem Schakal in Farbe und Gestalt des Körpers und der Ohren häufig täuschend ähnlich sind. Die Beobachtung von Pallas, daß die Hunde mit dem Schakal in entschiedener Freundschaft leben, ist bei diesen äußern Aehnlichkeiten leicht zu begreifen."

„Es ist bekannt, daß vom Hund und Wolf Bastarde in jeder Art der Kreuzung nachgewiesen sind. Bastarde zwischen Hund und Schakal sind nach Naturbeobachtungen keine Seltenheit. Pallas erwähnt sogar, daß unter den Russen Bastarde von Hund und Fuchs als eine bekannte Sache angenommen werden, doch gründet er diese Behauptung offenbar nicht auf eigene Beobachtungen."

„Fragt man sich nun nach diesen Andeutungen, ob der Hund eine Art, eine selbstständige und getrennte, wie der Wolf, Schakal und Fuchs, so ist es schwer, die Frage zu bejahen. Kein einziges wildes Thier zeigt solche Abweichungen im Schädel, im ganzen Körperbau, in den Verhältnissen der absoluten Größe. Aber auch die Hausthiere, bei denen wir annehmen müssen, daß die Art an und für sich noch unverfälscht erhalten, nur durch Zähmung und Kultur verändert ist, wie Pferd, Esel, Rind, Ziege, Schwein, haben solche Gegensätze nicht aufzuweisen, und noch weniger läßt sich sagen, daß mehrere Arten unter dieser großen Manchfaltigkeit von Formen enthalten wären. Ebenso willkürlich, wie die Aufstellung verschiedener Menschenarten, würde es bleiben, mehrere Hundearten unterscheiden zu wollen. Es liegt offenbar hier eine Thatsache vor, die mit den sonst in der Natur und Kultur beobachteten nicht gleichlaufend ist."

„Daß in dem Sinne, wie beim Pferde und bei der Ziege, von einer Stammart des Hundes nicht die Rede sein kann, wird aus Allem wohl klar. Nach folgerichtigem Schluß ist kein Thier im wilden Zustand wahrscheinlich, welches gezähmt eine solche Manchfaltigkeit der Formen hervorbringen könnte. Aber auch von allem Unwesentlichen, der Kultur Unterworfenen abgesehen, giebt es in der Natur kein Thier, welches ganz mit dem Hunde übereinstimmte. Und doch ist es nicht wahrscheinlich, daß der Stamm eines solchen Thieres über die ganze Erdoberfläche hätte aussterben können. Es wird jetzt nicht einmal möglich sein, die in verschiedenen Gegenden der Erdoberfläche verwildert vorkommenden Hunde auszurotten. Es würde in früheren Zeiten noch viel schwerer geworden sein, die ursprünglich wilden Stämme an allen Orten auszurotten. Es ist ebenso nicht wahrscheinlich, daß eine solche Stammart bis jetzt unbeachtet und unentdeckt geblieben wäre."

„Und so bleibt darin, solange man diese Fragpunkte auf dem Gebiete der Naturforscher erhalten will, kaum ein anderer Ausweg, als sich zu der Ansicht bekennen, welcher Pallas huldigt: daß in der Zähmung und Vermischung der in verschiedenen Ländern ursprünglichen Wolfsarten der Ursprung des Haushundes zu suchen sei. Diese Ansicht ist natürlich, wie jede andere über diesen Punkt, nur eine Annahme, aber es wird, wenn sie in der Natur begründet ist, möglich sein, sie durch unmittelbare Vergleichung der Hunde- und Wolfsschädel bis zur vollen Ueberzeugung zu erheben. Man hat keine Veranlassung mehr, sich in solcher Auffassung durch die Lehren und Annahmen von Buffon beirren zu lassen. Daß sich gleichzeitig die unbeschränkte Kreuzung der Hundearten unter sich und des Hundes mit Wolf und Schakal am besten mit dieser Ansicht verträgt,

liegt auf der Hand. Daß auch die große Manchfaltigkeit der Hunde in Gestalt und Größe allein dadurch eine Analogie erhielt z. B. in den manchfaltigen, zwitterhaften Pflanzen, sogar im Thierreich unter den Hühnern, ist auch nicht ohne Gewicht. Ebenso ist die große Verwandtschaft der verwilderten Hunde in Gestalt und Farbe mit dem Schakal und der Annäherung und Freundschaft beider von großer Bedeutung. Auch die verwilderten Pferde nähern sich ursprünglich den wilden wieder. Ziegen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht den größten Theil des Jahres frei im Gebirge umhertreiben, wie in Dalmatien und manchen Gegenden Italiens, gleichen sehr der wilden Bezoarziege; bunte Kaninchen, die im Freien ausgesetzt werden, haben im Verlauf von einigen Jahren Junge, die von wilden nicht zu unterscheiden und vollkommen wild sind."

„Daß im Ganzen der Schakal in dieser Angelegenheit am meisten betheiligt sein muß, scheint mir aus der Bildung des Hundeschädels hervorzugehen, und es mag schließlich wohl nicht von blos zufälliger Bedeutung sein, daß die alten Bildungsländer der Menschheit von Indien bis zum Mittelländischen Meer mit der Heimat des Schakals fast gänzlich übereinstimmen."

Ganz im entgegengesetzten Sinne läßt sich Giebel vernehmen:

„In der That", sagt dieser bekannte Forscher, „die Aehnlichkeit gewisser Hunderassen mit dem Wolfe, anderer mit dem Fuchs, noch anderer mit dem Schakal, die vielfache Vermischung der verschiedensten Körperformen mit einander, geben der Behauptung, daß der Hund ursprünglich ein Bastard von Wolf, Fuchs oder Schakal sein möchte, für den ersten Augenblick viel Wahrscheinlichkeit. Allein, um bei dieser schnell gewonnenen Annahme sich beruhigen zu können, muß man die Bastardnatur genau erforschen. Von welchen Arten man auch Bastarde ziehen mochte, niemals vermehrten sich dieselben mit so erstaunlicher Fruchtbarkeit, wie der Hund, niemals sah man ihre Nachkommen körperlich und geistig so weit aus einander laufen, wie der Dachshund vom Windhund, der Bullenbeißer vom Neufundländer sich entfernt; im Gegentheil, die Bastarde bewahren entweder streng die Eigenthümlichkeiten beider Eltern, oder sie fallen ganz in das Geschlecht des Vaters und der Mutter zurück. Die natürlichen Gesetze, welche die Bastardbildung beherrschen, waren nun zu allen Zeiten und unabänderlich dieselben. Der heutige Bastard von Wolf und Schakal ist derselbe, welcher er zu Adams Zeiten war. Gerade die verwilderten und wilden Hunde in Asien, Neuholland und Südamerika, welche ihren wilden Eltern am ähnlichsten sein müßten, weichen entschieden ab, und überdies sind die Beispiele von Bastarden wilder Hundearten so sehr selten, daß wir unmöglich eine den ganzen Erdboden bevölkernde Nachkommenschaft aus ihnen herleiten können."

„Eine andere Ansicht läßt den Haushund in gerader Linie vom Wolf abstammen und erklärt alle Unterschiede der Hunderassen, selbst die auffälligsten, kurzweg durch Züchtigung, den Einfluß der Kultur, der Lebensweise, der Nahrung und des Klimas. Zähmen läßt sich der Wolf wohl und gewinnt dann auch Anhänglichkeit an seinen Herrn: aber durch welche Züchtigungsmittel wäre es möglich, den Wolfskopf in einen Windhund- und Bullenbeißerkopf umzuwandeln, die Beine dachsartig zu krümmen und zu verkürzen, die Körpergröße auf liliputanische Verhältnisse herabzudrücken? An der Vielgestaltigkeit der Hunderassen scheitert jeder Versuch, dieselben von einer einzigen Art oder einer einzigen Urrasse abzuleiten, mag dieselbe nun ein Wolf oder ein echter Hund gewesen sein."

„Die Natur gründet die Eigenthümlichkeit der Sippen und Arten der Säugethiere, und also auch die der Raubthiere, nicht auf die An- und Abwesenheit eines farbigen Streifen, nicht auf verschiedene Farbentöne überhaupt, sondern auf wesentliche Eigenthümlichkeiten, welche entweder in der gesammten innern und äußern Leibesbildung ausgesprochen, also durchgreifend sind, oder aber in erheblichen Formabänderungen der für das Wesen der Familie oder überhaupt nächst höheren Gruppen wichtigsten Organe beruhen, also schlechthin auffällige sind. Wird es uns möglich sein, solche durchgreifende Eigenthümlichkeiten an dem Haushunde nachzuweisen, oder nur im Gebiß und allen davon unmittelbar abhängigen Organen, in den Sinneswerkzeugen oder in den Pfoten erhebliche Formverschiedenheiten aufzufinden, so sind sie artlich verschieden und die Eigenthümlichkeiten der Art sind in der Natur begründete, nicht künstliche. Diesen Nachweis und zwar der durchgreifenden Eigen-

thümlichkeiten wird Jeder leicht verfolgen können, wenn er etwa den isländischen Hund, Pudel, Bulldoggen, Spitz, Wind- und Jagdhund, Pintscher, Neufundländer und Dachshund neben einander stellt."

„Was zunächst die Körpergröße betrifft, so ist dieselbe bei den Hunderassen ungleich mehr verschieden, als in irgend einer andern Raubthiersippe. Die kleinste Rasse erreicht noch nicht die Größe des Kopfes der riesigsten. Die größten, hinter diesen Hunderassen zurückbleibenden Verschiedenheiten kommen bei der artenreichen Katzenfamilie vor und liegen zwischen dem Kuernck (Felis minuta) auf Java, welcher noch nicht 16 Zoll Körperlänge besitzt, und Löwe und Tiger. Die Färbung des Pelzes spielt bekanntlich bei den Hunden in den verschiedensten Tönen und Mischungen von Weiß, Schwarz und Roth in einer Manchfaltigkeit, daß man von jedem Versuche, sie zur Bestimmung der Art aufzunehmen, absehen muß. Im gleichen Grade ändert die Behaarung sich ab, vom Straffen und Struppigen bis zum Feinen, Seidenartigen, Weichen, Wolligen, Glatten, Krausgelockten; sie ist sehr dicht bis ganz spärlich, ja selbst fehlend (wie bei dem sogenannten egyptischen Hunde, der aber aus Amerika stammt) sehr lang bis sehr kurz. Es ist keine Raubthiersippe bekannt, deren Arten eine gleiche Verschiedenheit in der Beschaffenheit des Pelzes darböten. Diese Unterschiede wiederholen sich in den äußeren Formen des Körpers. Die kleinen, aufrechtstehenden Ohren des Spitzes, die breiten, hängenden des Jagdhundes, die über kopflangen und langbehaarten des Wachtelhundes sind Eigenthümlichkeiten, die wir in ähnlichen Ausbildungen bei Wölfen, Schakals und Füchsen, bei allen Katzen, Mardern und Schleichkatzen vergebens suchen. Man vergleiche den fuchsähnlichen, gestreckten, dünnen, spitzschnauzigen Kopf des Windhundes mit dem kurzen, dicken des Mopses; die wechselnden Formen der Schnauze, der Nase und Lippe, der zarten Stirne und der Augen, die ganz auffallende, veränderlich lange Behaarung und Haltung des Schwanzes; die zarten und zierlichen Beine eines Schoßhündchens mit den muskelkräftigen des Doggen, die langen, dünnen des Windhundes mit den kurzen, gekrümmten des Dachshundes, die Krallen dieses mit den breiten und stumpfen des Schäfer- und Fleischerhundes: überall werden sich viel auffallendere Unterschiede, überall eine größere Manchfaltigkeit der Verhältnisse ergeben, als sonst bei den Arten irgend einer andern Raubthiersippe, auch wenn dieselben über alle Klimate verbreitet leben."

„Die in der That für Raubthiere beispiellosen Verschiedenheiten im äußern Körperbau der Hunderassen lassen schon im voraus nicht minder erhebliche in der innern Organisation erwarten, und wirklich wird der Forscher schon bei der ersten Vergleichung der Zahnformen, des Schädels und des ganzen übrigen Knochengerüstes von den augenfälligsten, eigenthümlichen Unterschieden überrascht. Außer in anderen Eigenthümlichkeiten liegt bei den fleischfressenden Raubthieren eines der entschiedensten Kennzeichen in dem sogenannten Fleischzahn, welcher nur in dieser Familie überhaupt vorkommt, und in dessen Verhältniß zu den dahinter folgenden stumpfhöckrigen Kauzähnen. Wir erkennen darin die sichersten Sippen- und Artunterschiede. Je spitzzackiger der Fleischzahn ist, desto weniger entwickelt, kleiner und unbedeutender sind die Kauzähne, und ebenso genau und sicher spricht sich dieses Verhältniß der charakteristischen Zähne in dem mehr oder weniger blutgierigen, bösartigen und grimmigen Naturell der betreffenden Thiere aus. Man kann mit dem Millimetermaß die Größe der einzelnen Zacken der Zahnkronen und diese selbst messen, und wird noch an Dutzenden von Schädeln ständige Eigenthümlichkeiten in diesem Verhältniß finden. Bei den Rassen des Haushundes ist eines Theils der Fleischzahn größer, als beide Kauzähne zusammen, bei anderen aber kleiner, bei noch anderen haben beide dieselbe Ausdehnung nach der Längsaxe des Kiefers. Solche Unterschiede weisen allein schon bei allen lebenden Raubthieren mit Entschiedenheit auf artliche Eigenthümlichkeiten und berechtigen den Vorweltskundigen bei einzelnen versteinert vorkommenden Kiefern, mit befriedigender Sicherheit auf das Wesen des untergegangenen Thieres und dessen Verwandtschaft mit dem nächststehenden lebenden und vorweltlichen zu schließen. Die Messung der einzelnen Kronenzacken der Zähne wird stets das aus der bezüglichen Größe der Zähne selbst gefundene Ergebniß weiter bestätigen. Wir können für die Hunderassen noch andere nicht minder erhebliche Verschiedenheiten im Gebiß anführen,

so die Abwesenheit des letzten obern Kauzahns, auch die des ersten Lückzahns, die veränderliche Länge, Dicke und Krümmung der Eckzähne und andere."

„Die angedeuteten Unterschiede im Naturell der Hunderassen sprechen sich gleich auffällig in der übrigen Bildung des Schädels aus. Das raubgierige Thier mit starkem Gebiß bedarf kräftigere Kiefermuskeln, und diese größere und bezeichnetere Ansatzpunkte im Schädel, als das sanftere und gutmüthigere mit feinen Zahnformen. Vergleichen wir die Schädel der schon weit auseinandergehenden Hunderassen mit einander, so finden wir viel auffallendere Unterschiede, als bei den Arten irgend einer andern Raubthiersippe, ja erheblichere, als noch bei sonst verwandten Sippen. Der hirntragende Schädeltheil geht von der Kugelgestalt, ohne hervortretende Leisten und Kamm, bis zu einer sehr stark zusammengedrückten, mit ungemein stark entwickelten Leisten über. Die Jochbogen sind entsprechend schwächer und stärker, weniger oder mehr abstehend; die Augenhöhlen größer oder kleiner; der sie hinten begrenzende obere Fortsatz ist völlig fehlend, bis sehr stark entwickelt, die Stirn breit, gewölbt, bis zur Schnauze abfallend, oder schmal, spitz, sanft abfallend, die Nasenbeine sind breit, stumpf oder spitz und schmal endend, die Zwischenkiefer bald kürzer, bald länger, an denselben hinaufreichend ꝛc. Die Eigenthümlichkeiten des Schädels gehen auf den vordern Theil der Wirbelsäule über, und die Abänderungen dieses Theils wirken wieder auf die hintere Wirbelgegend ein. Daß der Schwanz und die Gliedmaßen äußerlich, wie auch im Geripp gleich große Unterschiede im allgemeinen wie in den einzelnen Knochen bieten, brauche ich nun kaum noch zu erwähnen. Sehr wichtig für die Systematik, doch leider bisher wenig gewürdigt, ist aber noch die Erscheinung, daß einige Hunderassen an den Hinterpfoten äußerlich sowohl als im Skelett fünf vollkommen entwickelte Zehen haben, während die meisten anderen nur deren vier ausgebildet besitzen und statt der fünften blos eine Afterzehe tragen, welche im Geripp völlig fehlt. Eine Zehe mehr oder weniger bei Raubthieren reicht für die meisten Thierkundigen schon aus, die Thiere als Arten zu trennen, auch wenn dieselben in allem Uebrigen viel geringere Unterschiede bieten, als die erwähnten der Hunderassen."

„Die Unterschiede in den Weichtheilen der Hunderassen, in Form und Größe des Magens und Darms, der Leber und Milz, der Lunge und des Herzens, der Nieren und der Geschlechtstheile, des Nerven- und Muskelsystems aufzuzählen: dazu fehlen hinlängliche Beobachtungen. Wir haben zwar ausgezeichnete thierärztliche Anstalten, reichbegabte Hochschulen, vortrefflich mit Hilfsmitteln und Kräften ausgestattete Zergliederungsanstalten, aber eine vergleichende Zergliederungskunde der Hunderassen fehlt der heutigen Höhe der Wissenschaft noch gänzlich. Kein ausgesetzter Preis fördert sie, kein Thierzergliederer stellt die charakteristischen Präparate auf; die Organisationen unserer Haus- und Stubengenossen, der treusten Wächter unsers Eigenthums, unserer ergebensten Diener, unserer theilnehmendsten Freunde aus dem Thierreiche finden noch keine ernstliche Theilnahme, obwohl ihre gründliche Erkenntniß die höchsten und wichtigsten Fragen der Wissenschaft berührt. Meine hierauf bezüglichen, erst nur an drei Rassen angestellten Untersuchungen, welche bei dem Mangel der nöthigen Hilfsmittel und bei der nothwendig gewordenen weitern Ausdehnung meiner wissenschaftlichen Forschungen nur äußerst langsam fortschreiten, bestätigen indeß schon als erste Versuche die Ergebnisse, welche aus dem Bau der Zähne und des Gerippes gewonnen sind, daß nämlich auch in den Weichtheilen die Hunderassen sehr weit über die Grenzen der Rassenabänderungen und Spielarten hinausgehen. Und sind dann nun nicht auch Naturell und Lebensweise, welche sich auf den verschiedenen Leibesbau gründen, in der größten Verschiedenartigkeit in den Hunderassen vertreten? Wir haben Allesfresser, Pflanzenfresser und Fleischfresser unter den Haushunden; die Südseeinsulaner sind entschiedene Pflanzenfresser, die kamtschadalischen und Eskimohunde entschiedene Fischfresser; die Hunde auf Juan Fernando fressen nur Seehunde, und dem aufmerksamen Beobachter wird es nicht entgehen, daß selbst von unseren einheimischen Haushunden, obwohl dieselben meist von Jugend auf an gemischte Kost gewöhnt, einige Rassen entschiedene Fleischfresser sind, andere Gemüse vorziehen und dabei besser gedeihen. Das wilde, bösartige Wesen des Bergamasker- und Punahirtenhundes, des Dingo und Nippon steht in auffallendstem Gegensatz zu dem sanften unsers Pudels,

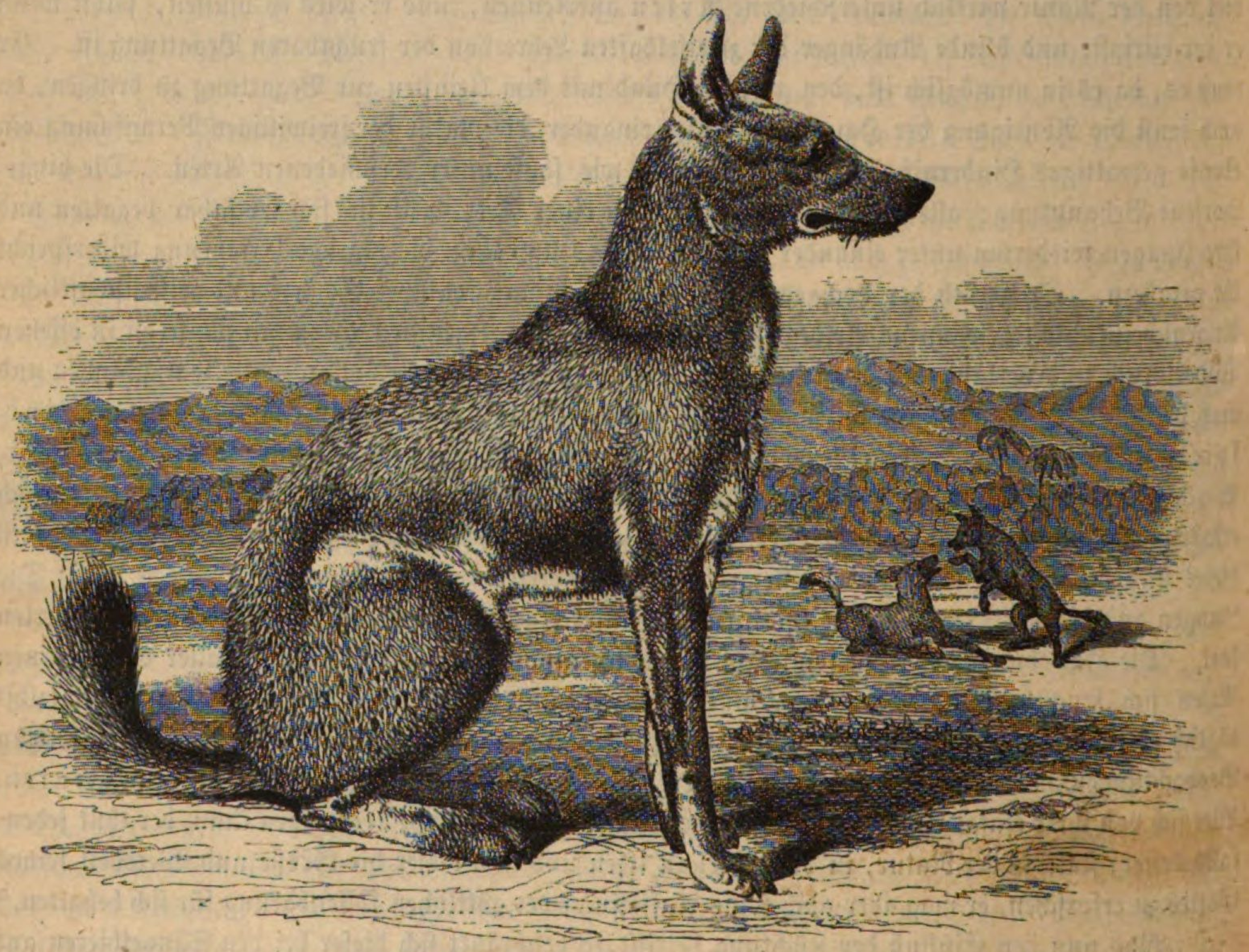
die Gelehrigkeit dieses im schroffen Gegensatz zu der Dummheit des gemeinen Hofhundes, in ebenso grellem der Gesichtsausdruck der verschiedenen Rassen. Und endlich das Vaterland, die geographische Verbreitung: auch sie ist keine allgemeine, das Vaterland kein einziges für alle Rassen. Wie der Neuholländer seinen Dingo hat, so hat Süd- und Nordamerika ursprünglich seine ganz eigenthümlichen Haushunde gehabt. In den bebauten Ländern sind die Hunderassen seit Beginn der Bildung verwischt und ausgebreitet mit dem Menschen, sodaß es nunmehr nicht leicht möglich ist, jedem Gebiet seine ursprünglichen Hunde, jeder Rasse ihre ursprüngliche Heimat nachzuweisen. Für unsern Zweck liegt an diesem Nachweis ebensowenig, wie an der Anzahl ursprünglich verschiedener Rassen."

„Wie also auch immerhin der Forscher seine Artenunterschiede macht, nach Farbe und Pelz, nach Größe, Lebensweise und Vaterland, nach Zähnen und Schädel oder nach durchgreifenden Eigenthümlichkeiten in dem gesammten Bau: jedenfalls muß er die sogenannten Hunderassen als ebenso viel von der Natur wirklich unterschiedene Arten anerkennen, und er wird es müssen, selbst wenn er der eifrigste und blinde Anhänger der zweifelhaften Lehre von der fruchtbaren Begattung ist. Er muß es, da es ja unmöglich ist, den größten Hund mit dem kleinsten zur Begattung zu bringen, da auch sonst die Abneigung der Haushunde unter einander, die Natur der freiwilligen Vermischung ein ebenso gewaltiges Hinderniß entgegengesetzt hat, wie sonst unter verschiedenen Arten. Die hingeworfene Behauptung: alle Hunderassen gehören zu einer Art, weil sie sich fruchtbar begatten und ihre Jungen wiederum unter einander, ist leichtfertig, unwahr; die tägliche Erfahrung widerspricht ihr geradezu. So geräth der hochgepriesene, angeblich mit logischer Schärfe und wissenschaftlicher Augenscheinlichkeit gewonnene Artbegriff gerade in den allergemeinsten Arten mit sich selbst in offenen Widerspruch und verläßt uns schon in seinem ersten Ausgangspunkte völlig. Alle thatsächlichen und auch lehrsätzlichen Beweise der systematischen Thierkunde also stellen uns in dem Mops und Windspiel, in Dachs- und Jagdhund, Pintscher und Pudel, Spitz und Neufundländer, Wachtelhund und Isländer ebensoviel wirklich verschiedene Arten vor, und sie alle begatten sich erfahrungsmäßig fruchtbar mit einander, sobald die natürliche Körpergröße kein leibliches Hinderniß bietet und die Erziehung und der gesteigerte Geschlechtstrieb die Abneigung überwunden hat. Die Jungen aus diesen Vermischungen pflanzen sich unter einander ebensogut wie mit den Stammarten fort. Die Haushunde beweisen somit auf das Allerentschiedenste, daß Bastarde aller verschiedenen Arten sich fruchtbar und Geschlechter hindurch miteinander begatten. Diese von der Natur selbst täglich gebotenen Thatsachen sind schlagender, als alle jene vereinzelten Versuche und zufälligen Beobachtungen an Maulthieren und Böcken, an Wolf und Fuchs, an Zeisigen und Enten. Wer sich von ihrer einfachen Wahrheit nicht überzeugen will oder nicht überzeugen kann, der thut jedenfalls besser, statt in der Natur, in der Bibel zu lesen und aus dieser die Größe und Weisheit seines Gottes zu erforschen, er mag aber auch seine Auffassung der göttlichen Offenbarung für sich behalten."

„Was nun den Einfluß der Züchtung betrifft, so beschränkt sich dieser bei den Säugethieren auf dieselben, schlechtweg unwesentlich körperlichen Eigenthümlichkeiten, nämlich auf die Größe, innerhalb enger, das Doppelte überall niemals übersteigender Grenzen, auf die Fett- und Milcherzeugung, die Haarbildung und Färbung, die bezügliche Größe der Ohren und Klauen, die Weite des Magens, die Drüsenthätigkeit und dergleichen. Dem geschicktesten Thierzüchter, den gewaltsamsten äußeren, von Klima, Nahrung, Aufenthalt, Beschäftigung gebotenen Einflüssen ist es noch in keinem Fall gelungen, einen neuen Körpertheil zu erzeugen oder die eigenthümliche Form irgend eines Organes zu ändern. Die Natur läßt ihren Kindern gewaltsam keinen Zahn und keine Zehe mehr aufdrängen oder rauben, nicht deren eigenthümliche Formen vermögen wir zu ändern, kein Muskel, kein Knochen ändert Lage und Gestalt, keiner tritt neu hinzu, keiner verschwindet spurlos. Der Magen und Darmschlauch bleibt wesentlich derselbe, welche Nahrung wir auch dem Thiere geben mögen, die Luftröhre und der Kehlkopf, Gehirn und Sinneswerkzeuge, Herz, Lungen, kurz, jedes Organ bewahrt unter allen Umständen, welche überhaupt seine Thätigkeit gestatten, die ihm ursprünglich eigenthümlich gewordene Gestalt und Bedeutung. Um dem einzelnen Wesen eine Eigenthümlichkeit zu verleihen, um

die einzelnen Thiere von einander zu unterscheiden, hat die Natur gewisse Körpertheile und Organe der Wandelbarkeit innerhalb ganz bestimmter Grenzen unterworfen, und solche Veränderungen sind eben das Zufällige, Oberflächliche, zur Bestimmung der Art Bedeutungslose. Dahin gehören die Farben, Dichtigkeit und Länge der Behaarung, die durch Fett und üppige Muskelkraft bedingte Körperform, die Einschnitte in den Leberlappen, die schwankende Anzahl der Schwanzwirbel und dergleichen."

„Die strengste Gesetzmäßigkeit der Gestaltung des thierischen Organismus, die bestimmte, wesentliche Form seiner vorherrschenden Organe, macht allein die Systematik des Thierreichs möglich. Wären die thierischen Gestalten nicht durchaus beharrliche, nicht unabänderlich dieselben, wären sie statt strengen Bildungsgesetzen, dem blosen Spiel des Zufalls überlassen, so würde jede Aufstellung von Klassen, Familien, Sippen und Arten geradezu unmöglich sein, und die ganze Thierkunde erschiene dem denkenden Menschen nur als ein lächerliches Kinderspiel. So müssen wir also zugestehen, daß



Der Kolsun oder Dole (Canis dukhunensis).

weder durch Verbastardirung, noch durch Zähmung sich derartige, den ganzen Organismus neu gestaltende Unterschiede, wie wir sie bei den Hunden finden, nie und nimmermehr erklären lassen; wir müssen annehmen, daß die Hunderassen ursprünglich im Sinne der heutigen Systematik scharf geschiedene, besondere Arten sind. Das Suchen nach einem wilden Urhunde, aus welchem sich alle übrigen herleiten ließen, oder nach wilden Arten, welche sie durch Kreuzung erzeugten, muß unter allen Umständen ergebnißlos bleiben und wird immer nur eine nutzlose Zeitverschwendung sein!"

Soweit Giebel. Sehen wir nun zu, ob die Betrachtung der einzelnen Hunde seine Ansicht wahr oder wenigstens wahrscheinlich macht.

Bevor wir zu den eigentlichen Haushunden übergehen, können wir uns zunächst mit denjenigen Arten beschäftigen, welche von den meisten Forschern entweder als Stammhunde oder als die nächsten Verwandten der Haushunde angesehen worden sind.

Hier haben wir zuerst den Kolsun oder Dole (Canis dukhunensis) zu berücksichtigen. Das Thier bewohnt Dekan, die Gebirge Nilagiri, Balaghad, Hyderabad und die östlich der Küste Coromandel gelegenen Waldgegenden; in anderen Theilen des großen Reichs scheint es nicht vorzukommen. Auch in Gegenden, welche der Kolsun bevorzugt, ist er nicht eben eine häufige Erscheinung, und viele Besucher Indiens haben ihn als ein fabelhaftes Wesen, als ein Märchen der Eingeborenen angesehen. Er ist nämlich ein sehr scheues Thier und hält sich immer fern von dem Menschen und seinen Wohnungen, dafür jene dunkelen Rohrwaldungen vorziehend, welche uns unter dem Namen von Dschungeln bekannt sind, jene Dickichte, welche sich über Hunderte von Meilen ausdehnen und dem Menschen nur hier und da den Zutritt gestatten.

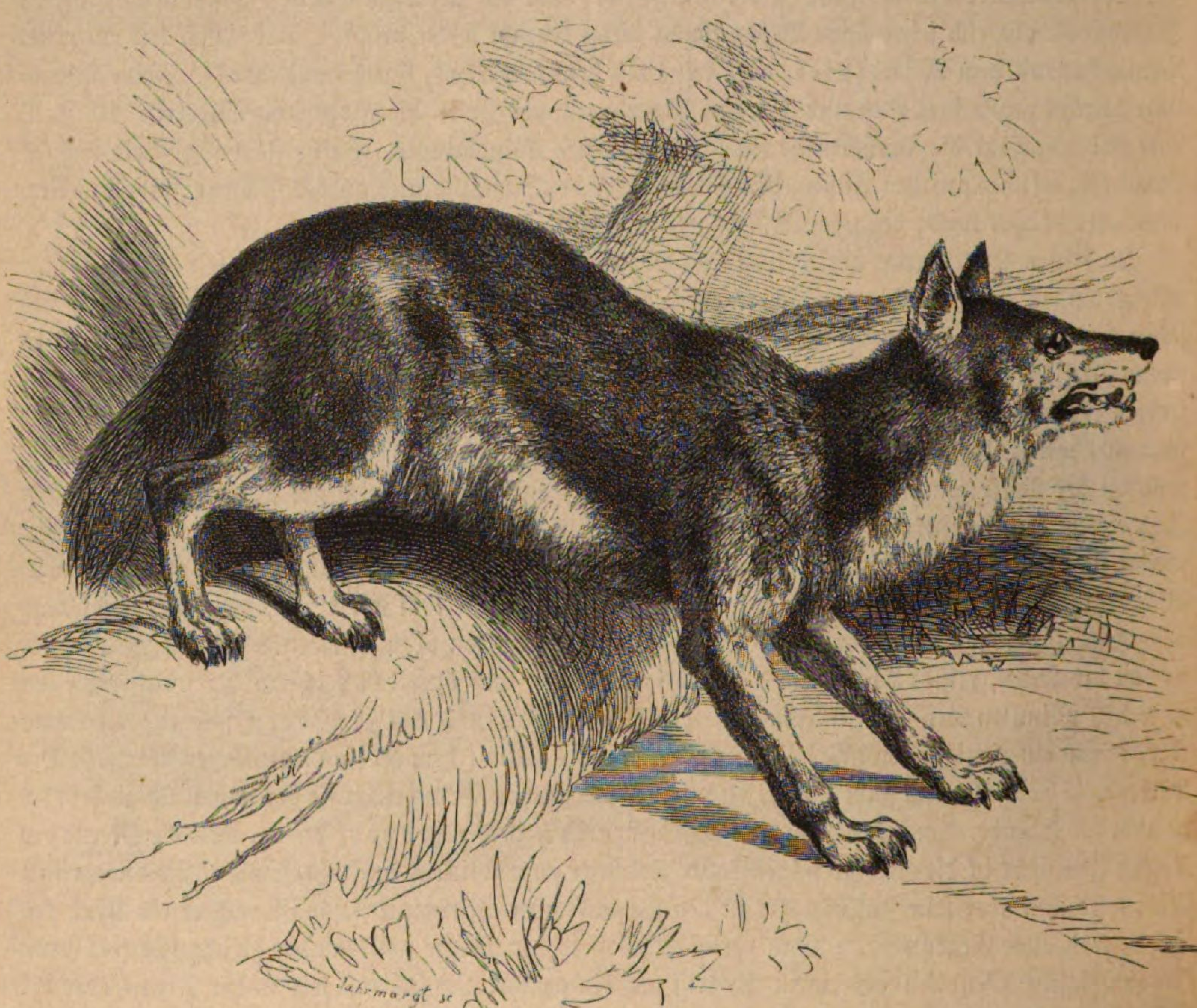
Der Entdecker des Kolsun, Oberst Sykes, hält ihn geradezu für den Stammvater unsers Haushundes, obgleich seine eigne Beschreibung dieser Ansicht widerspricht. Das Thier hat entfernte Aehnlichkeit mit dem Windspiel, aber keine mit dem Schakal, Fuchs und Wolf. Seine Leibeslänge beträgt gegen drei Fuß und die des Schwanzes acht Zoll; die Höhe am Widerrist 16 Zoll. Dies sind ungefähr die Verhältnisse eines mittelgroßen Windhundes. Seine Färbung ist ein schönes Braunroth, welches auf den Füßen, den Ohren oder der Schnauze und an der Schwanzspitze dunkler, unten aber blässer wird; der ziemlich behaarte Schwanz ist hängend.

In seinen Sitten zeigt der Kolsun viel Eigenthümliches. Er schlägt sich, wie seine Sippschaftsverwandten, in stärkere oder schwächere Meuten, deren durchschnittliche Zahl aber doch funfzig bis sechzig sein soll, jagt abweichend von den anderen Hunden ganz still oder läßt wenigstens nur in großen Zwischenräumen seine Stimme ertönen. Diese ist kein Bellen, wie das der Haushunde, sondern eher ein ängstliches Wimmern, welches dem Geheul des Haushundes ähnelt. Alle Berichte stimmen überein, daß er ein außerordentlich geschickter Jäger ist. Williamson, welcher ihn mehrmals bei der Verfolgung einer Beute beobachtet hat, glaubt, daß kein einziges Thier bei einer langen Jagd diesem Hunde entkommen könne. Hinsichtlich der Jagd ähnelt er im Ganzen dem Wolf, unterscheidet sich von ihm aber durch seinen ungewöhnlichen Muth und sein freundschaftliches Zusammenhalten. Sobald die Meute ein Thier aufgestöbert hat, jagt sie ihm mit der größten Ausdauer nach und theilt sich sogar, um ihm den Weg nach allen Seiten hin abzuschneiden. Dann packt es der eine an der Kehle, reißt es nieder und die übrigen stürzen nun über den Leichnam her und fressen ihn in wenig Minuten auf. Mit Ausnahme des Elefanten und des Nashorn soll es, wie man sagt, kaum ein einziges indisches Thier geben, welches es mit dem Kolsun aufnehmen könne. Der wüthende Eber fällt ihm zum Opfer, trotz seines gewaltigen Gewehres, und der schnellfüßige Hirsch ist nicht im Stande, ihm zu entrinnen. Am besten ist noch der Leopard daran, weil die Meute des Kolsun ihm nicht in die Zweige folgen kann, welche er augenblicklich aufsucht, sowie er sich angegriffen sieht; wird ihm aber sein Zufluchtsort in den Baumkronen abgeschnitten, so ist auch er ein Kind des Todes, trotz aller Gegenwehr. Man versichert, daß es der Meute vollkommen gleichgiltig sei, wenn ihre muthigsten Genossen bei einem Angriff auf ein gefährliches Thier, wie es der Tiger oder der Bär ist, gelichtet würden; es können zehn und mehr unter den Tatzenschlägen des Tigers verbluten oder an der Bärenbrust erdrückt werden, die übrigen verlieren den Muth nicht, sondern stürzen sich immer von neuem mit solcher Kühnheit und solchem Geschick auf ihren Gegner, daß sie ihn zuletzt doch ermüden und dann sicher noch erwürgen. Diesen blutigen Kämpfen zwischen größeren Raubthieren und dem Kolsun schreibt man die Seltenheit des Thieres zu; außerdem würde sich diese Hundeart, so glaubt man, in einer Weise vermehren, daß es in Indien bald gar keine Jagd mehr geben würde. Den Menschen soll dieser Wildhund niemals angreifen: er geht ihm vielmehr aus dem Wege, solange er kann; wird er aber angegriffen, dann beweist er seinen Muth auch dem Menschen gegenüber und ist kein zu verachtender Gegner.

Eher noch als im Kolsun glaubte man in dem Buansu oder im Buansuah den wilden Urhund zu finden und gab ihm deshalb geradezu den Namen Canis primaevus. In seiner Gestalt, seinem

Wesen und seinen Sitten hat er große Aehnlichkeit mit jenem. Er ist ebenso scheu und hält sich gerade so zurückgezogen, wie der Kolsun. Die dicksten und unzugänglichsten Wälder und andere Dickichte, mit welchen die so reiche Pflanzenwelt den dortigen Boden deckt, zieht er jedem andern Aufenthalt vor.

Der Buansu jagt ebenfalls in Meuten, unterscheidet sich aber bei seiner Jagd von dem vorigen hauptsächlich dadurch, daß er ununterbrochen Laute von sich giebt, während er läuft, und zwar stößt er ein sonderbares Gebrüll aus, welches von der Stimme des Haushundes ganz verschieden ist und ebensowenig etwas gemein hat mit dem langen Geheul der Wölfe, des Schakals oder des Fuchses. Die Zahl der Mitglieder einer Meute ist nicht groß, sondern beträgt höchstens acht bis zwölf. Nach allen Beobachtungen wird das jagende Thier durch seinen vorzüglichen Geruch geleitet; wenigstens



Der Buansu oder Buansuah (Canis primaevus).

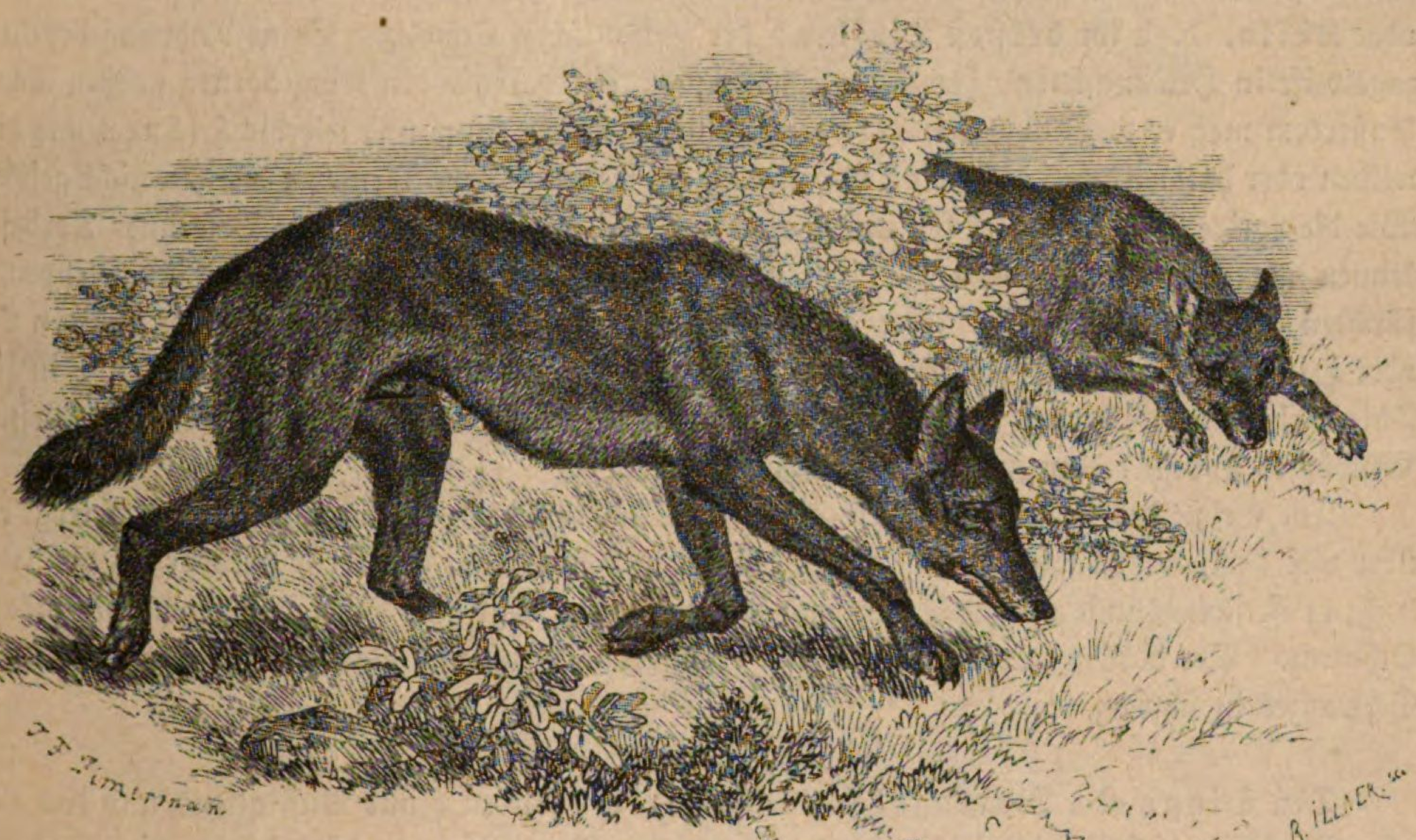
folgt es der Nase entschieden mehr, als dem Auge. Wie gesagt wird, theilt der Buansu mit dem Hiänenhund, welchen wir später kennen lernen werden, die Lust, gefährliche Raubthiere anzugreifen und zu tödten oder wenigstens zu vertreiben; aber er liebt auch den Kampf mit Schafen und Ziegen, welcher ihm weniger Anstrengung kostet, und ist deshalb ein höchst verhaßter Besucher der Gehöfte und Hürden.

Jung eingefangene Buansus sollen sehr zahm werden. Sie zeigen bald große Anhänglichkeit an ihren Pfleger, und wenn dieser es versteht, kann er sie zu trefflichen Jagdgehilfen abrichten. Leider scheint der Buansu blos seinem Herrn unterthan sein zu wollen; er ist für andere Jäger nicht nur unbrauchbar, sondern wegen seines scharfen Gebisses sogar gefährlich.

In diesen beiden Thieren sehen wir also schon durchaus wildlebende Hunde vor uns, von welchen man schwerlich sagen kann, daß sie als Nachkommen von Haushunden betrachtet werden müssen und deren Ahnen sich von den Menschen frei gemacht haben und verwildert sind; aber wir kennen noch mehr solch wilder Hunde. Ob der sehr bösartige **Rippon** (Canis javanicus) und der unzähmbare **Adjak** (Canis rutilans), der **Hund von Sumatra** (Canis sumatrensis) und andere ähnliche mit einem der genannten vereinigt werden müssen, lasse ich dahingestellt sein; ganz entschieden aber widerspreche ich Denen, welche glauben, daß alle wilden und unsere Haushunde zu einer und derselben Art gehören. Ich sah einen **Adjak** im Thiergarten von Amsterdam, wohin er von **Cheribon** gebracht worden war. In mancher Hinsicht ähnelt er freilich dem zahmen Hunde. Er läuft, sitzt, liegt zusammengekauert, wie dieser;

„Er knurrt und zweifelt, legt sich auf den Bauch,
Er wedelt — Alles Hundebrauch.“ —

Aber der erste Blick auf ihn genügt, um in ihm ein von unserm Hunde durchaus verschiedenes Thier zu erkennen. Allerdings läßt sich nicht so leicht beschreiben, worin der Unterschied liegt; allein der



Der Kaberu (Canis simensis).

vergleichende Blick eines Naturkundigen, welcher lebende Thiere zu beobachten gewohnt ist, will mir auch mehr sagen, als etwaige Maßunterschiede oder ein kleines Höckerchen zu viel und zu wenig auf einem beliebigen Zahn. Dem Adjak schaut der **Wolf** so klar aus dem Gesicht heraus, daß man gar nicht zweifeln kann, weß Geistes Kind man vor sich hat. Kein einziger Haushund hat einen solchen Gesichtsausdruck, wie die wilden; selbst der **Hund der Eskimos** ist, wenn man ihm ins Gesicht schaut, vom Wolf zu unterscheiden; der Adjak aber sieht so wild aus, wie nur irgend einer seiner freilebenden Verwandten.

Der Gefangene in Amsterdam nun wird nur mit Fleisch gefüttert; andere Stoffe rührt er gar nicht an. Gegen seine Wärter zeigt er nicht die geringste Anhänglichkeit. Er lebt in Feindschaft mit Menschen und Thieren. Bei Tage schläft er fast immer, nachts soll er sehr lebendig sein und oft wie unsinnig im Käfig umherrasen. Mehr habe ich leider nicht erfahren können.

Auch Afrika besitzt seine wilden Hunde, den von **Rüppell** in Abissinien entdeckten **Kaberu** (Canis simensis) und den vom Senegal bis zum indischen Meere verbreiteten **Dibb** oder **Wolfs**=

hund (Canis Anthus), auf welchen ich zurückkommen werde. Ersterer wird von den Balgforschern ohne Umstände als ein von dem Haushunde nicht zu unterscheidendes Thier angesehen; ist aber mindestens eine ebenso gute Art, wie der Wolf und der Schakal. Schon Eins dürfte alle Wildhunde von den Haushunden unterscheiden: sie bellen nicht! Man wird schwerlich annehmen können, daß die Haushunde erst in der Gefangenschaft des Menschen das Bellen erlernt haben, und ebensowenig kann man glauben, daß sie es verlernten, nachdem sie wild geworden. Die Vogelkundigen unterscheiden mit vollstem Rechte manche sich täuschend ähnliche Arten nach der Stimme und nach dem Gesang; warum sollte diese Unterscheidung für die Säugethiere nicht zuläßig sein? Alle wilden Hunde heulen und lassen nur zuweilen kurze, abgestoßene Töne vernehmen, welche entfernt an ein Bellen erinnern und denen des Fuchses ähneln. In meinen Augen würde diese einzige Eigenthümlichkeit hinreichend sein, sie von den Haushunden zu trennen.

Der Kaberu ist übrigens weiter verbreitet, als man glaubt. Man brachte mir ihn einmal in Kordofahn und zwar ganz im westlichsten Theile des Landes, hart an der Grenze von Dahr-el-Fuhr, woraus hervorgehen dürfte, daß er in einem großen Theile der inneren Länder Afrikas zu finden ist. Rüppell fand ihn in den meisten Gegenden Abissiniens, hauptsächlich aber in der Kulla oder Kolla, d. i. im heißen Tiefland der afrikanischen Schweiz. Seine Nahrung besteht vorzugsweise in Herdenthieren, zumal in Schafen; er thut deshalb den Eingebornen großen Schaden. Außerdem mag er wohl auch Antilopen jagen und niederreißen und wie die Hiänen und andere wilden oder halbwilden Hunde Aas und Kerbthiere fressen. Dem Menschen wird er nicht gefährlich. Wie die vorige Art, schlägt er sich in Meuten und jagt gesellschaftlich. Die Bewohner Kordofahns kennen ihn unter dem Namen Kelb el Chala oder Hund der Wildniß, Hund der Steppen, und fürchten ihn als argen Feind ihrer Herden noch weit mehr, als den ebenfalls dort fremden Simr oder Hiänenhund. Keinem der scharf und gut beobachtenden Nomaden fällt es ein, in diesem Thiere einen verwilderten Hund zu erblicken; sie halten sich einfach an das Leben und Wesen des Geschöpfes und sind eben frei von aller Schulweisheit.

Die Größe des Kaberu ist die eines starken Schäferhundes. Seine ganze Länge beträgt etwas über vier Fuß, wovon fast ein Fuß auf den Schwanz kommt; am Widerrist wird er 18 bis 19 Zoll hoch; er ist schlank und am Kopfe ganz fuchsartig gebaut, trägt auch einen dicken, buschig behaarten Schwanz. Der Rücken und die Seiten sind braunroth, Brust und Bauch weiß, die Endhälfte des Schwanzes ist schwarz.

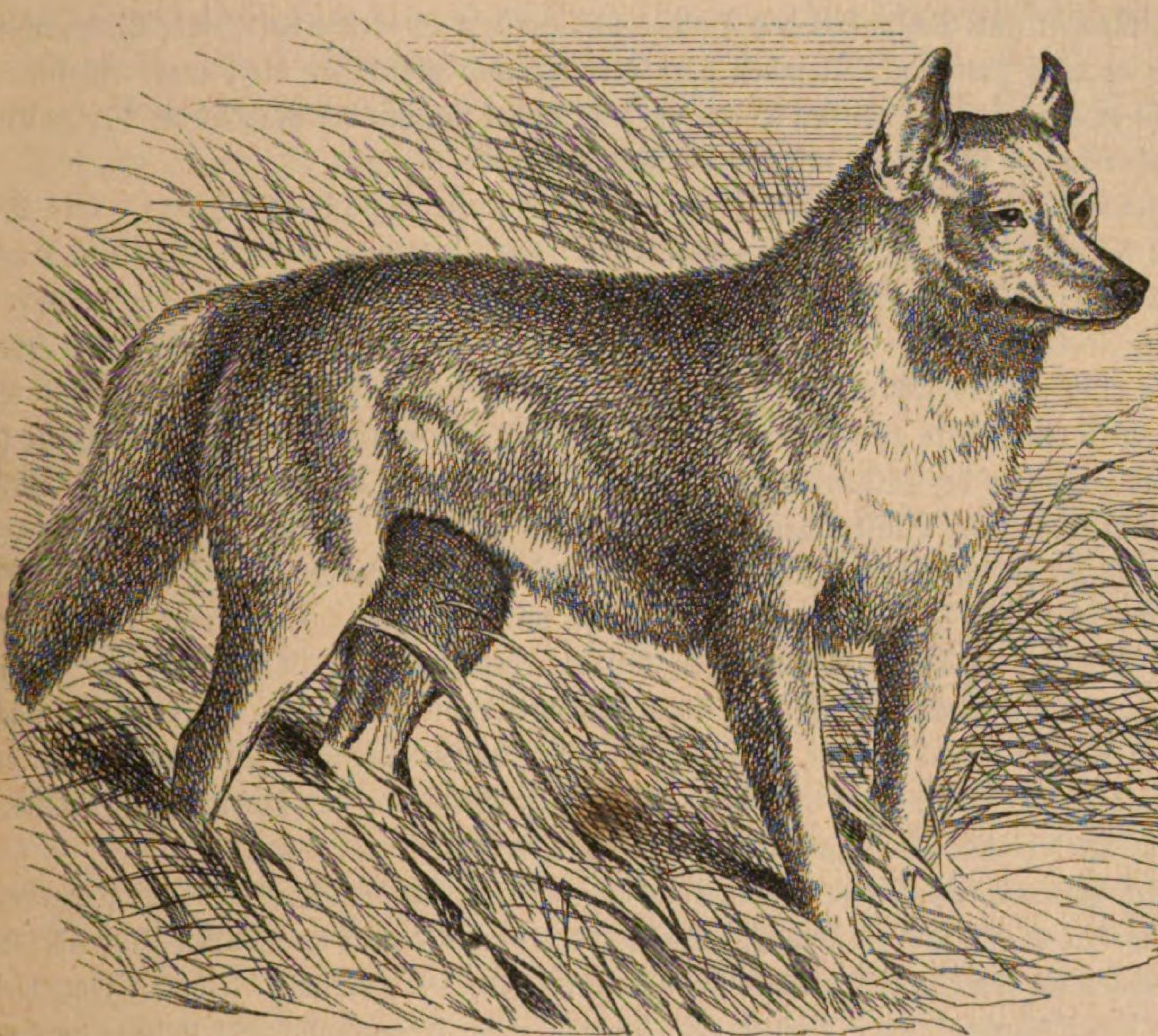
Den Dingo oder Warragal (Canis Dingo), den wilden Hund Australiens und das einzige echte Raubthier dieses Erdtheils, welches nicht zu den Beutelthieren gehört, dürfen wir ebensowenig, wie die Vorhergehenden, als verwilderten Haushund betrachten. Das Aussehen, die Farbe und die gesammte Erscheinung des Dingo erinnert an den Fuchs, obgleich jener viel stärker und größer ist, als Meister Reinecke. Seine Färbung ist gemeiniglich ein lichtes Roth, welches hier und da, namentlich auf dem Rücken und an den Seiten, mit schwarzen Haaren zierlich gesprenkelt ist. Sehr selten findet sich eine schwarze Spielart. Wie bei allen wilden Hunden ist die Schnauze lang und spitz, das Ohr kurz, der hängende Schwanz buschig, das Auge klein, schief gestellt und von bösartigem Ausdruck. Der ganze Bau ist stark und kräftig, aber doch nicht unzierlich.

Noch heutigen Tags findet sich der Dingo fast in allen dichteren Wäldern, den mit Buschwerk ausgekleideten Schluchten, in den Hainen der parkähnlichen Steppen und in letzteren selbst. Er reicht über das ganze Festland und ist überall ziemlich häufig. Man hält ihn, und wohl mit Recht, für den schlimmsten Feind, welchen die herdenzüchtenden Ansiedler überhaupt besitzen, und hat, um seinen Räubereien zu steuern, schon mehrmals große Kriegszüge gegen ihn unternommen.

In seiner Lebensweise und in seinem Betragen ähnelt der Dingo mehr unserm Fuchs, als dem Wolfe. Wie dieser, liegt er da, wo es unsicher ist, den ganzen Tag in seinem Schlupfwinkel verborgen und streift dann erst zur Nachtzeit umher, räuberisch fast alle australischen Erdthiere bedrohend. Dem

Fuchs ähnelt er auch darin, daß er nur selten in großen Gesellschaften jagt. Gewöhnlich sieht man Trupps von fünf bis sechs Stück, meistens eine Mutter mit ihren Kindern; doch kommt es auch vor, daß sich bei einem Aase viele Dingos versammeln: manche Ansiedler wollen bei solchen Gelegenheiten schon ihrer achtzig bis hundert vereinigt gesehen haben. Man behauptet, daß die Familien sehr treu zusammenhalten, ein eignes Gebiet haben und niemals in das einer andern Meute eintreten, aber ebensowenig leiden, daß diese ihre Grenzen überschreitet.

Ehe die Ansiedler regelrecht gegen diesen Erzfeind ihrer Herden zu Felde zogen, verloren sie durch ihn erstaunlich viel Schafe. Man versichert, daß in einer einzigen Schäferei binnen drei Monaten nicht weniger als 1200 Stück Schafe und Lämmer von den Dingos geraubt wurden. Größer noch, als die Verluste, welche ein Einfall des Raubthieres unmittelbar zur Folge hat, sind die mittelbaren,



Der Dingo oder Warragal (Canis Dingo).

weil die Schafe beim Erscheinen des Raubthieres wie unsinnig davon rennen, blind in die Steppe hinausjagen und dann entweder anderen Dingos oder dem Durst zum Opfer fallen. Außer den Schafen frißt der „Wildhund“ Kängurus aller Art und andere größere und kleinere Buschthiere. Er greift jedes lebende, eingeborene Thier Australiens mit unbeschreiblicher Gier und Wuth an, nur vor den Hunden fürchtet er sich. Die Hirten- und die Jagdhunde und die Dingos leben in ewiger Feindschaft: sie verfolgen sich gegenseitig mit wirklich beispiellosem Haß. Wenn mehrere Haushunde einen Dingo sehen, fallen sie über ihn her und reißen ihn in Stücke; das Umgekehrte ist der Fall, wenn ein verirrter Haushund von Dingos gefunden wird. Doch kommt es vor, daß sich zur Paarungszeit eine Dingohündin zu den Schäferhunden gesellt und mit diesen sich verträgt. „Als ich eines Morgens aus meinem Zelte trat,“ sagt ein alter Buschmann in seinen „Forschergängen durch den Wald“, „sah ich einen weiblichen Dingo mit allen unseren Hunden spielen. Sobald sie mich sah, ging sie davon. Einer unserer Hunde folgte ihr aber und blieb drei Tage lang aus; er kam zurück,

an allen Gliedern zerrissen, wahrscheinlich weil er die Eifersucht der berechtigteren Liebhaber erregt haben mochte."

Nicht selten kreuzt sich der Dingo mit zahmen Hündinnen. Diese bringen dann ein Gewölfe, welches größer und wilder zu sein pflegt, als alle übrigen Haushunde. Die Dingohündin wirft sechs bis acht Junge gewöhnlich in einer Höhle oder unter Baumwurzeln. Bei Gefahr schafft die Mutter ihre Jungen in Sicherheit. Ein Gewölfe von Dingos wurde einst in einer Felsenspalte aufgefunden; da aber die Mutter nicht zugegen war, merkte sich der Entdecker den Ort, in der Absicht, bald zurückzukehren, um der ganzen Familie auf einmal den Garaus zu machen. Als er nach einiger Zeit zurückkam, fand er zu seinem großen Aerger die Höhle verlassen; die Alte mochte die Spur des fremden Besuchers gewittert und somit den Besuch unschädlich gemacht haben.

Vor dem Menschen nimmt der Dingo regelmäßig Reißaus, wenn dazu noch Zeit ist. Er zeigt auf der Flucht alle List und Schlauheit des Fuchses und versteht es meisterhaft, jede Gelegenheit zu benutzen; wird er aber von seinen Feinden hart verfolgt und glaubt er nicht mehr entrinnen zu können, so dreht er sich mit einer wilden Wuth um und wehrt sich mit der Raserei der Verzweiflung; dabei sucht er aber immer sobald als möglich davonzukommen.

Von der Zähigkeit seines Lebens erzählt Bennett geradezu unglaubliche Dinge. Ein Dingo war von seinen Feinden überrascht und so geschlagen worden, daß man meinte, alle seine Knochen müßten zerbrochen sein; deshalb ließ man ihn auch liegen. Kaum aber hatten sich die Männer von dem anscheinend leblosen Körper entfernt, als sie zu ihrer Ueberraschung das Thier sich erheben, schütteln und so eilig als möglich nach dem Busch begeben sahen. Ein anderer, anscheinend todter Dingo war schon in eine Hütte getragen worden, wo er abgezogen werden sollte. Der Arbeiter hatte ihm bereits das Fell von der halben Seite des Gesichts abgezogen, da sprang er plötzlich auf und versuchte nach dem Mann der Wissenschaft zu beißen.

Gegenwärtig gelten alle Mittel, um den Dingo auszurotten. Jedermanns Hand ist über ihm. Man schießt ihn, fängt ihn in Fallen und vergiftet ihn mit Strychnin. Ein kleines Stück Fleisch, in welches eine Messerspitze dieses fürchterlichen Giftes gebracht worden ist, hängt man an einem Busch auf, so daß es ein paar Fuß über der Erde schwebt; dann findet man regelmäßig in nächster Nähe den armen Schelm, welcher seine Freßlust so schwer büßen mußte. Mit dem Gewehr erlegt man ihn nur zufällig; er ist zu scheu und listig, als daß er öfters vor das Rohr kommen sollte, und nicht einmal auf Treibjagden kann man seiner so habhaft werden.

Gewöhnlich hat man den Dingo für unzähmbar gehalten. In der Gesellschaft der Eingebornen Australiens findet man ab und zu Dingos, welche aber nur in einem halbwilden Zustande leben. Ihre Anhänglichkeit an den Menschen ist kaum nennenswerth. Der Dingo bleibt bei ihm, weil er ein bequemeres Leben führen kann. Von Treue, Wachsamkeit, Eigenthumsrecht weiß er nicht mehr, als sein Herr. Doch ist es zuweilen vorgekommen, daß man Dingos fast ebenso zahm gemacht hat, wie die Haushunde es sind. Ein alter Schäfer soll einen Dingo besessen haben, welcher auch viel Liebe und Anhänglichkeit an ihn zeigte. Abrichtungsfähig ist das Thier nicht, und das ist sehr schade; denn seine vortreffliche Nase würde ihn den besten Spürhund übertreffen lassen.

Alle Dingos, welche man bisher bei uns in der Gefangenschaft hielt, blieben wild und bösartig, und ihre Wolfsnatur brach bei jeder Gelegenheit durch, so daß sich ihre Wärter beständig vor ihnen zu hüten hatten. Auch gegen Thiere, die man zu ihnen brachte, zeigten sie sich unfreundlich und unduldsam. Nur mit Mühe vermochte man den Zähnen eines nach England gebrachten Dingo einen friedlichen Esel zu entreißen, und im Pariser Thiergarten sprang einer wüthend gegen die Eisengitter der Bären, Jaguare und Panther. Ein in England geborener war schon in der frühsten Jugend mißmuthig und scheu, er verkroch sich in den dunkelsten Winkel des Zimmers und schwieg, wenn Menschen, gleichviel ob Bekannte oder Fremde, zugegen waren, stieß aber, allein gelassen, ein schwermüthiges Geheul aus. Den ihn pflegenden Wärter lernte er kennen, zeigte sich aber niemals gegen denselben hündisch schwanzwedelnd oder freundlich. Gegen Fremde war er mürrisch und scheu, und

oft und gern biß er so recht heimtückisch nach Vorübergehenden. Nach jedem Angriff zog er sich in einen Winkel seines Käfigs zurück und blickte von hier aus mit boshaft funkelnden Augen sein Opfer an. Bei guter Laune gab er Proben von seiner Behendigkeit und Kraft. Gegen Haushunde war er stets äußerst unliebenswürdig, und niemals zeigte er die geringste Lust, mit ihnen in ein zärtliches Verhältniß zu treten.

Verlassen wir die Osthälfte der Erde, um auch in Amerika nach den wilden Hunden uns umzusehen, so finden wir, daß hier die Sage von den verwilderten Haushunden scheinbar nur neue Glaubwürdigkeit erhält. Die Pampas von Buenos Ayres beherbergen starke Trupps von Hunden, welche mit gezähmten hinsichtlich ihres Leibesbaues die größte Aehnlichkeit haben, sich aber doch als durchaus verschiedene Thiere bekunden. Sie graben sich weite Höhlen in die Erde, theils um ihre Jungen darin aufzuziehen, theils zu ihrem eignen Schutz gegen Kälte und Regen; sie leben ganz selbstständig von der Jagd und erbeuten Kaninchen, Rehe und Hirsche, besonders aber Kälber und Füllen der halbwilden und zahmen Herden. Entweder jagen sie allein oder in Meuten. Den Menschen greifen sie nicht an, sie fliehen ihn ängstlich. Jung eingefangene lassen sich leicht zähmen und unterscheiden sich dann, wie Rengger sagt, von den eigentlichen Haushunden nur durch ihren schärfern Sinn und größern Muth. Der genannte Naturforscher hält sie für verwilderte Abkömmlinge der von den ersten Ansiedlern zufällig zurückgelassenen europäischen Hunde. Aber wäre Dies auch wirklich wahr, so würde man sich immer noch nicht erklären können, wie die Stammeltern derjenigen Hunde nach Amerika gekommen sein sollten, welche die Spanier im Besitz der Urbevölkerung fanden, als sie zum ersten Male in Amerika landeten. Gewisse Rassen dieser indianischen Hunde haben sich heute noch erhalten und leben mit den Rothhäuten, deren Haß gegen die Europäer sie theilen. Alle diese Hunde lassen sich mit keiner der in Europa vorkommenden Rassen vereinigen und geben der Annahme Grund, daß sie ursprünglich besonderen Arten angehört haben.

Verwilderte Hunde kennt man meines Wissens nur in der alten Welt, zumal im Morgenlande. Sie leben aber immer noch in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse von dem Menschen und kennzeichnen sich sofort als Das, was sie wirklich sind.

Schon im Süden Europas leben die Hunde auf ganz anderm Fuße, als bei uns zu Lande. In der Türkei und in Griechenland umlagern Massen von herrenlosen Hunden die Städte und Dörfer, kommen wohl auch bis in das Innere der Straßen herein, betreten aber niemals einen Hof und würden auch von den Haushunden sofort vertrieben werden. Sie nähren sich hauptsächlich von Aas oder jagen bei Gelegenheit wohl auch auf eigne Faust kleinere Thiere, namentlich Mäuse und dergleichen. Auch die Hunde der südspanischen Bauern werden nur sehr wenig zu Hause gefüttert; sie streifen zur Nachtzeit weit und breit umher und suchen sich selbst ihre Nahrung. Auf den Canaren ist es nach Bolle noch neuerdings vorgekommen, daß einzelne Hunde verwilderten und unter den Schafherden bedeutenden Schaden anrichteten. So selbstständig werden jene verwilderten Hunde des Morgenlandes nicht; aber sie müssen durchaus für sich selbst sorgen und werden von keinem Menschen irgendwie unterstützt. Ich habe diese Thiere vielfach in Egypten beobachtet und will in möglichster Kürze mittheilen, was mir von ihrem Leben besonders merkwürdig erscheint.

Alle egyptischen Städte stehen zum Theil auf den Trümmern der alten Ortschaften, also gewissermaßen auf Schutthaufen. Wahre Berge von Schutt umgeben auch die meisten und die größeren, wie Alexandrien oder Kairo, in sehr bedeutender Ausdehnung. Diese Berge nun sind es, welche den verwilderten Hunden hauptsächlich zum Aufenthalt dienen. Die Thiere selbst gehören einer einzigen Rasse an. Sie kommen in der Größe mit einem Schäferhunde überein, sind von plumper Gestalt und haben einen widerwärtigen Gesichtsausdruck; die Ruthe ist lang und ziemlich buschig, wird auch in den meisten Fällen hängend getragen. Die Färbung ihres rauhen, struppigen Pelzes ist ein schmuziges, röthliches Braun, welches mehr oder weniger in das Graue oder in das Gelbe

ziehen kann. Andersfarbige, namentlich schwarze und lichtgelbe kommen vor, sind aber immer ziemlich selten.

Sie leben in vollkommenster Selbstständigkeit an den genannten Orten, bringen dort den größten Theil des Tages schlafend zu und streifen bei Nacht umher. Jeder besitzt seine Löcher, und zwar sind diese mit eigenthümlicher Vorsorge angelegt. Jedenfalls hat jeder einzelne Hund zwei Löcher, von denen eins nach Morgen, das andere nach Abend liegt; streichen die Berge aber so, daß sie dem Nordwind auf beiden Seiten ausgesetzt sind, so graben sich die Thiere auch noch auf der andern Seite ein besonderes Loch, welches sie jedoch blos dann bewohnen, wenn ihnen der kalte Wind in ihrem Morgen- oder Abendloche lästig wird. Morgens findet man sie regelmäßig bis gegen 10 Uhr in dem nach Osten hin gelegenen Loche; sie erwarten dort nach der Kühle des Morgens die ersten Strahlen der Sonne, um sich wieder zu erwärmen. Nach und nach aber werden diese Strahlen ihnen zu heiß, und deshalb suchen sie jetzt Schatten auf. Einer nach dem andern erhebt sich also, klettert über den Berg weg und schleicht sich nach dem auf der Westseite gelegenen Loche, in welchem er seinen Schlaf fortsetzt. Fallen nun die Sonnenstrahlen nachmittags auch in diese Höhlung, so geht der Hund wieder zurück nach dem ersten Loche, und dort bleibt er bis zum Sonnenuntergang liegen.

Um diese Zeit wird es in den Bergen lebendig. Es bilden sich größere und kleinere Gruppen, ja selbst Meuten. Man hört Gebell, Geheul, Gezänk, je nachdem die Thiere gestimmt sind. Ein größeres Aas versammelt sie immer in zahlreicher Menge, und ein todter Esel oder ein verendetes Maulthier wird von der hungrigen Meute in einer einzigen Nacht bis auf die größten Knochen verzehrt. Sind sie sehr hungrig, so kommen sie auch bei Tage zum Aase, namentlich wenn dort ihre unangenehmsten Gegner, die **Geier**, sich einfinden sollten, deren Beeinträchtigung in der Nahrung sie fürchten. Sie sind im höchsten Grade brodneidisch und bestehen deshalb mit allen unberufenen Gästen heftige Kämpfe. Die Geier aber lassen sich so leicht nicht vertreiben und leisten ihnen unter allen Aasfressern den entschiedensten und muthigsten Widerstand, deshalb haben sie auch von ihnen das Meiste zu leiden. Aas bleibt unter allen Umständen der Haupttheil ihrer Nahrung; doch sieht man sie auch katzenartig vor den Löchern der **Rennmäuse** lauern und schakal- oder fuchsartig auch diesen oder jenen Vogel beschleichen. Wenn ihre Aastafel einmal nicht gespickt ist, machen sie große Wanderungen und kommen dann auch in das Innere der Städte herein und streifen in den Straßen umher. Dort sind sie, weil sie allen Unrath wegfressen, geduldete, wenn auch nicht gern gesehene Gäste, und gegenwärtig kommt es wohl nur sehr selten vor, daß einzelne gläubige Mahammedaner sie, wie vormals, in ihren Vermächtnissen bedenken und für ihre Erhaltung gewissermaßen Sorge tragen.

Die Paarungszeit fällt in dieselben Monate, wie bei den übrigen Hunden, einmal in das Frühjahr, das andere Mal in den Herbst. Die Hündin wölft in eines ihrer Löcher, gräbt es aber etwas tiefer aus und bildet daraus einen förmlichen Bau, in welchem man das ganze Gewölfe nach einiger Zeit lustig mit der Alten spielen sieht. Nicht selten kommt es vor, daß eine solche Hündin, wenn die Wölfzeit kommt, sich in das Innere der Städte begiebt und sich dort, mitten in der Straße oder wenigstens in einem nur einigermaßen geschützten Winkel derselben, eine Grube gräbt, in welcher sie dann ihre Nachkommenschaft zur Welt bringt. Es scheint fast, als ob sie wisse, daß sie auf die Mildthätigkeit und Barmherzigkeit der mahammedanischen Bevölkerung zählen dürfe, und wirklich ist es auch rührend, zu sehen, wie sich die gastfreien Leute einer solchen Hundewöchnerin annehmen. Ich habe mehr als einmal beobachtet, daß vornehme Türken oder Araber, welche durch solche Straßen ritten, in denen Hündinnen mit ihren Jungen lagen, sorgfältig mit ihrem Pferde auf die Seite lenkten, damit dieses ja nicht die junge Brut beschädige. Wohl selten geht ein Egypter vorüber, ohne der Hundemutter einen Bissen Brod, gekochte Bohnen, einen alten Knochen und dergleichen zuzuwerfen. Die Mahammedaner halten es überhaupt für eine Sünde, ein Thier unnöthiger Weise zu tödten oder zu beleidigen. Aber die Barmherzigkeit geht zuweilen auch zuweit. Man findet nämlich oft räudige und kranke Hunde im größten Elend auf der Straße liegen, ohne daß eine mitleidige Hand sich fände, ihrem traurigen Dasein ein Ende zu machen. So sah ich in einer Stadt Oberegyptens einen Hund

in der Straße liegen und sich herumquälen, welchem durch einen unglücklichen Zufall beide Hinterbeine derart zerschmettert waren, daß er sie gar nicht mehr gebrauchen konnte und sie, wenn er sich mit den Vorderbeinen mühsam weiterbewegte, hintennach schleifen mußte. Ganz unzweifelhaft hatten alle Bewohner des Ortes dieses unglückliche, erbärmliche Thier schon Monate lang täglich gesehen, Niemandem aber war es eingefallen, ihm einen Gnadenstoß zu geben. Ich zog eine Pistole und schoß ihm eine Kugel durch den Kopf, mußte mich aber ordentlich gegen die Leute vertheidigen wegen meiner That.

Fängt man sich junge Hunde und hält sie lange Zeit in der Gefangenschaft, so werden sie vollständig zu Haushunden und sind dann als wachsame und treue Thiere sehr geschätzt. Bei weitem der größte Theil der jungen Straßenhunde aber findet keinen Herrn und begiebt sich, nachdem er halberwachsen ist, mit der Alten ins Freie und lebt dort genau in derselben Weise, wie seine Vorfahren.

Innerhalb ihrer eigentlichen Wohnkreise sind die verwilderten Hunde ziemlich scheu und vorsichtig, und namentlich vor dem fremdartig Gekleideten weichen sie jederzeit aus, sobald sich dieser ihnen nähert. Beleidigt man einen, so erhebt sich ein wahrer Aufruhr. Aus jedem Loche schaut ein Kopf heraus, und nach wenigen Minuten sind die Gipfel der Hügel mit Hunden bedeckt, welche ein ununterbrochenes Gebell ausstoßen. Ich habe mehrmals auf solche Hunde förmlich Jagd gemacht, theils um sie zu beobachten, theils um ihr Fleisch zu verwenden d. h. um es entweder als Köder für die Geier auszuwerfen, oder um es meinen gefangenen Geiern und Hiänen zu verfüttern. Bei diesen Jagden habe ich mich von dem Zusammenleben und Zusammenhalten der Thiere hinreichend überzeugen können und dabei auch unter andern die Beobachtung gemacht, daß sie mich schon nach kurzer Zeit vollständig kennen und fürchten gelernt hatten. In Chartum z. B. war es mir zuletzt unmöglich, solche herrenlose Hunde mit der Büchse zu erlegen, weil sie mich nicht mehr auf 400 Schritt an sich herankommen ließen. Sie sind überhaupt dem Fremden sehr abhold und kläffen ihn an, sobald er sich zeigt, aber sie ziehen sich augenblicklich zurück, wenn man sich umwendet. Gleichwohl kommt nicht selten eine starke Anzahl auf Einen los, und dann ist es jedenfalls gut, dem naseweisesten Gesellen eine Kugel vor den Kopf zu schießen. Mit den Mahammedanern oder morgenländisch gekleideten Leuten leben sie in guter Freundschaft; sie fürchten dieselben nicht im Geringsten und kommen oft so nahe an sie heran, als ob sie gezähmt wären; mit den Haushunden dagegen liegen sie beständig in Streit, und wenn ein einzelner Hund aus der Stadt in ihr Gebiet kommt, wird er gewöhnlich so gebissen, daß er sich nicht mehr rühren kann. Auch die Hunde eines Berges verkehren nicht friedlich mit denen eines andern, sondern gerathen augenblicklich mit allen in Streit, welche nicht unter ihnen groß geworden und sich sozusagen mit ihnen zusammengebissen haben.

Manchmal vermehren sich die verwilderten Hunde in das Unglaubliche, und dann werden sie zur wirklichen Landplage. Mahammed Ali ließ einmal, um dieser Pest zu steuern, ein Schiff förmlich mit Hunden befrachten und diese dann auf hoher See über Bord werfen, um sie sicher zu ertränken. Zum größten Glück sind sie der Wasserscheu nur äußerst selten ausgesetzt, ja man kennt wirklich kaum Beispiele, daß Jemand von einem tollen Hunde gebissen worden wäre. Die verwilderten Hunde gelten den Mahammedanern, wie alle Thiere, welche Aas fressen, für unrein in Glaubenssachen, und es ist deshalb dem Gläubigen verwehrt, sich näher mit ihnen zu befassen. Wird ein solches Thier aber gezähmt, so ändert sich die Sache, dann gilt blos seine beständig feuchte Nase noch für unrein.

In Konstantinopel soll das Verhältniß des Menschen zu den Hunden ein ganz ähnliches sein. „Unzertrennlich von den Gassen der Hauptstadt," sagt Hackländer, „ist der Gedanke an ihre beständigen Bewohner, die herrenlosen Hunde, welche man in zahlloser Menge auf ihnen erblickt. Gewöhnlich macht man sich von Dingen, von denen man oft liest, eine große Idee und findet sich getäuscht. Nicht so bei diesen Hunden. Obgleich alle Reisenden darüber einig sind, sie als eine Plage der Menschen darzustellen, so sind doch die meisten bei der Beschreibung dieses Unwesens zu gelinde verfahren."

„Diese Thiere sind von einer ganz eignen Rasse; sie kommen in der äußern Gestalt wohl am meisten unseren Schäferhunden nahe, doch haben sie keine gekrümmte Ruthe und kurze Haare von schmuziggelber Farbe. Wenn sie faul und träge umherschleichen oder in der Sonne liegen, muß man gestehen, daß kein Thier frecher, ich möchte sagen pöbelhafter aussieht. Alle Gassen, alle Plätze sind mit ihnen bedeckt; sie stehen entweder an den Häusern gereiht und warten auf einen Bissen, der ihnen zufällig zugeworfen wird, oder sie liegen mitten in der Straße, und der Türke, der sich äußerst in Acht nimmt, einem lebenden Geschöpfe Etwas zu Leide zu thun, geht ihnen aus dem Wege. Auch habe ich nie gesehen, daß ein Muselmann eins dieser Thiere getreten oder geschlagen hätte. Vielmehr wirft der Handwerker ihnen aus seinem Laden die Ueberreste seiner Mahlzeit zu. Nur die türkischen Kaikschi und die Matrosen der Marine haben nicht diese Zartheit, weshalb mancher Hund im goldnen Horn sein Leben endet."

„Jede Gasse hat ihre eignen Hunde, die sie nicht verlassen, wie in unseren großen Städten die Bettler ihre gewissen Standorte haben, und Wehe dem Hunde, der es wagt, ein fremdes Gebiet zu besuchen. Oft habe ich gesehen, wie über einen solchen Unglücklichen alle anderen herfielen und ihn, wußte er sich nicht durch schleunige Flucht zu retten, förmlich zerrissen. Ich möchte sie mit den Straßenjungen in gesitteten Ländern vergleichen; wie diese, wissen sie ganz gut den Fremden vom Einheimischen zu unterscheiden. Wir brauchten nur in einer Ecke des Bazars etwas Eßbares zu kaufen, so folgten uns alle Hunde, an denen wir vorbeikamen, und verließen uns erst wieder, wenn wir in eine andere Gasse traten, wo uns eine neue ähnliche Begleitung zu Theil wurde."

„So ruhig bei Tage diese Ablösung vor sich geht, so gefährlich werden die Hunde zuweilen dem einzelnen Franken, der sich bei der Nacht in den Gassen Stambuls verirrt, besonders wenn er keine Laterne trägt. Wir haben oftmals gehört, daß ein solcher, den die Bestien förmlich anfielen, nur durch Muselmänner gerettet wurde, die sein Hilferuf herbeizog; und obgleich wir stets in ziemlicher Gesellschaft und abends nie ohne Laterne ausgingen, hatten wir es doch oft nur unseren guten Stöcken zu danken, mit denen wir kräftig dreinschlugen, daß wir nicht mit zerrissenen Kleidern heimkamen."

„Sultan Mahmud ließ vor mehreren Jahren einige Tausend dieser Hunde auf einen bei den Prinzeninseln liegenden kahlen Fels bringen, wo sie einander auffraßen. Diese Verminderung hat aber Nichts genützt; denn die Fruchtbarkeit dieser Geschöpfe ist großartig; fast bei jedem Schritt findet man auf der Straße runde Löcher in den Koth gemacht, worin eine kleine Hundefamilie liegt, die hungernd den Zeitpunkt erwartet, wo sie selbstständig wird, um gleich ihren Vorfahren die Gassen Konstantinopels unangenehm und unsicher zu machen."

Auch bei den nogayischen Tartaren am asowschen Meer ist es nach Schlatter's Bericht nicht viel anders. „Der Hund genießt dort nicht soviel Werthschätzung, wie die Katze, welche das Recht hat, im Hause zu wohnen, an Allem herumzunaschen, aus einer Schüssel mit den Kindern und Erwachsenen zu essen und wohl auch auf einer Matratze mit dem Menschen zu schlafen. Sie wird zu den reinen Thieren gezählt, und der Tartar läßt es ihr, als dem Liebling des großen Profeten Mahammed, an Nichts fehlen. Der Hund hingegen darf sich nicht im Hause blicken lassen."

„Der nogayische Hund ist von mittler Größe, gewöhnlich sehr mager, mit struppigen, langen Haaren von dunkler Farbe. In den Dörfern findet man von ihnen eine übergroße und lästige Anzahl, da kein junger Hund umgebracht wird. Sie erhalten zwar zu Zeiten, wenn ein Stück Vieh geschlachtet wird, oder wenn es Aas giebt, satt zu fressen, müssen dann aber oft wieder lange hungern. Sehr häufig sieht man sie Menschenkoth fressen; sie werden sogar herbeigerufen, um den Boden davon zu säubern. Treibt Hunger den Hund in das Haus hinein, so wird er mit Stockschlägen hinausgetrieben. Nicht nur den Fremden, sondern selbst den Tartaren sind diese grimmigen Thiere eine harte Plage, indem Alles unterschiedslos angegriffen wird. In fremder Tracht ist es kaum möglich, ohne Begleitung von Tartaren durchzukommen, selbst zu Pferde hat man noch Mühe. Am besten ist es, recht langsam zu reiten; der Fußgänger muß jedenfalls langsam gehen und den langen Stock, der ihm unentbehrlich ist, nach hinten halten, weil die Hunde gewöhnlich hinten anpacken, dann aber

nur in den Stock beißen; auch thut man wohl, wenn man ihnen etwas Speise zuwirft, womit sie sich beschäftigen, bis man ein Haus erreicht hat. Schlägt man mit dem Stocke drein, so kommen auf das jammernde Geheul des getroffenen Hundes alle Hunde des Dorfes zusammen, und die Sache wird ernster, als zuvor. Dasselbe ist der Fall, wenn man schnellen Gang einschlägt oder wenn man durch Laufen sich zu retten sucht. Es sind mir mehrere Beispiele bekannt, daß Personen niedergeworfen und sehr schwer verwundet wurden. Den Knall des Schießgewehres fürchten diese Hunde am meisten; sie sind daran nicht gewöhnt und werden wie betäubt davon. Hat man nichts Derartiges bei sich und will Nichts mehr helfen, so ist das Beste, wenn man sich noch zur Zeit ruhig niedersetzt. Dies hilft gewöhnlich. Es macht die Hunde stutzen; sich verwundernd stellen sie sich in einen Kreis herum, ohne anzupacken und gehen am Ende auseinander. Zur Bewachung der Herden werden sie nicht benutzt; kommen welche auf die Steppe, so fallen sie die Viehherden, denen sie im Dorfe kein Leid thun, wüthend an, schleppen die Kälber an der Gurgel herum, erwürgen Schafe und fressen ihnen die Fettschwänze ab."

Von den Hunden des südlichen Rußland erzählt Kohl. „Im Winter," sagt er, „ziehen sich die Hunde scharenweise nach den Städten, stören im weggeworfenen Unrath und zerren an verrecktem Vieh herum. In einigen Städten, wie Odessa, gehen Wächter umher, die ein beständiges Blutbad unter den herrenlosen Hunden anrichten. Allein es hilft wenig, da man die Hundequellen in den Dörfern und Städten nicht verstopfen kann. Die Hunde sind eine wahre Landplage, sie sind Allen zur Last und fressen selbst den Gärtnern Obst und Trauben weg."

Man sollte wohl glauben, daß diese Hunde, welche sich eigentlich blos, um sich bequemer nähren zu können, an den Menschen anschließen, in günstigen Gegenden leicht vollkommen verwildern und dann denjenigen Arten durchaus gleich werden könnten, welche wir als wirklich wild, viele Naturforscher aber blos als verwilderte ansehen. Ebenso gut als Egypten Nahrung bietet für Hiänen, Schakal und Fuchs, oder die Tartarei und Rußland für Wolf, Schakal, Fuchs und Korsack, ebenso gut würden sich diese Hunde, wenn sie sich ganz von der Herrschaft des Menschen befreien wollten, selbstständig machen und ernähren können. Allein gerade da, wo die Hunde in diesem halbwilden Zustande leben, findet man niemals Meuten, welche in der Weise des Dingo, Buansuah oder des Perro cimarron der amerikanischen Steppen jagen, und somit würden gerade sie nur dazu dienen, uns einen Zweifel mehr über die Arteinheit der genannten wilden und unserer Haushunde wachzurufen.

Jene verwilderten Hunde des Südens nun mögen uns zu den eigentlichen Haushunden selbst führen. Die Beschreibung ihres Wesens und Lebens mag die unübertreffliche Kennzeichnung des Thieres eröffnen, welche der Altvater der Thierkunde, Linné, in seiner eigenthümlich kurzen und schlagenden Weise geschrieben und uns hinterlassen hat. Ich habe mich bemüht, dieselbe so treu als möglich im Deutschen wiederzugeben, obgleich Dies keine leichte Sache ist. Manche Stellen lassen sich gar nicht übersetzen; das Uebrige lautet etwa also: „Frißt Fleisch, Aas, mehlige Pflanzenstoffe, kein Kraut, verdaut Knochen, erbricht sich nach Gras; lost auf einen Stein: Griechisch Weiß, äußerst beizend. Trinkt leckend; wässert seitlich, in guter Gesellschaft oft hundertmal, beriecht des nächsten After; Nase feucht, wittert vorzüglich; läuft der Quer; geht auf den Zehen, schwitzt sehr wenig, in der Hitze läßt er die Zunge hängen; vor Schlafengehen umkreist er die Lagerstätte; hört im Schlaf ziemlich scharf, träumt. Die Hündin ist grausam gegen eifersüchtige Freier; in der Laufzeit treibt sie es mit vielen; sie beißt dieselben; in der Begattung innig verbunden; trägt neun Wochen, wölft vier bis acht, die Männchen dem Vater, die Weibchen der Mutter ähnlich. Treu über Alles; Hausgenosse des Menschen; wedelt beim Nahen des Herrn, läßt ihn nicht schlagen; geht Jener, läuft er voraus, am Kreuzweg sieht er sich um; gelehrig, erforscht er Verlornes, macht nachts die Runde, meldet Nahende, wacht bei Gütern, wehrt das Vieh von den Feldern ab, hält Renthiere zusammen, bewacht Rinder und Schafe vor wilden Thieren, hält Löwen im Schach, treibt das Wild auf, stellt Enten, schleicht im Sprunge an das Netz, bringt das vom Jäger Erlegte, ohne zu naschen, zieht in

Frankreich den Bratspieß, in Sibirien den Wagen. Bettelt bei Tische; hat er gestohlen, zieht er ängstlich den Schwanz ein; frißt gierig. Zu Hause Herr unter den Seinigen; Feind der Bettler; greift ungereizt Unbekannte an. Mit Lecken heilt er Wunden, Gicht und Krebs. Heult zur Musik, beißt in einen vorgeworfenen Stein; bei nahem Gewitter unwohl und übelriechend. Hat seine Noth mit dem Bandwurm; Verbreitung der Tollwuth. Zuletzt wird er blind und benagt sich selbst. Der amerikanische vergißt das Bellen. Die Mahammedaner verabscheuen ihn; Opfer der Zergliederer für Blutumlauf ꝛc."

Wir haben diese ausgezeichnete Beschreibung blos weiter auszuführen. Alle Haushunde kommen in der Lebensweise und in ihren Sitten so ziemlich überein, solange nicht die Beeinflussung, welche sie von den Sitten und Gewohnheiten des Menschen nothwendig mit erdulden müssen, ihnen eine andere Lebensweise vorschreibt.

Die Hunde sind mehr Tag- als Nachtthiere, obwohl sie für beide Zeiten gleich günstig ausgerüstet sind und auch ebensowohl bei Tage als bei Nacht munter und lebendig sein können. Sie jagen, wenn sie es dürfen, bei hellem Tage wie auch bei Nacht und vereinigen sich dazu gern in größeren Gesellschaften. Geselligkeit ist überhaupt ein Grundzug ihres geistigen Wesens und hat auf ihre Sitten den entschiedensten Einfluß. Sie fressen Alles, was der Mensch ißt, thierische Nahrung ebensowohl als pflanzliche, und im rohen Zustand nicht minder als zubereitet. Vor Allem aber lieben sie Fleisch, und zwar etwas fauliges mehr noch, als das frische. Wenn sie es haben können, verzehren sie Aas mit wahrer Leidenschaft, und selbst die wohlerzogensten und bestgehaltenen Hunde fressen oft gierig die schmuzigsten Auswurfsstoffe des menschlichen Leibes. Einzelne Arten ziehen Fleisch aller übrigen Nahrung vor, andere achten es weniger hoch. Von gekochten Speisen sind ihnen mehlige, besonders süße, die willkommensten, und auch wenn sie Früchte fressen, ziehen sie die zuckerhaltigen den säuerlichen besonders vor. Knochen, gute Fleischbrühe, Brod, Gemüse und Milch sind die eigensten Nahrungsstoffe eines Hundes; Fett und zuviel Salz sind ihm schädlich. Auch mit Brod allein kann man ihn füttern und gesund erhalten, wenn man ihm nur immer seine Nahrung zu bestimmten Zeiten reicht. Keine Speise darf ihm heiß gegeben werden; sie muß immer lau sein und ihm nur aus Geschirren gereicht werden, welche man beständig rein hält. Wenn ein alter Hund sich täglich einmal recht sattfressen kann, hat er vollkommen genug Nahrung erhalten; besser jedoch ist es, wenn man ihn zweimal füttert: und giebt man ihm abends soviel, daß er genügend gesättigt ist, so hütet er eifriger und sicherer den ihm anvertrauten Posten, als ein hungriger, welcher leicht bestochen werden kann. Wasser trinken alle Hunde viel und oft; sie schlappen es schöpfend mit der Zunge ein, indem sie dieselbe löffelförmig krümmen und die Spitze etwas nach vorn biegen. Das Wasser ist allen zur Erhaltung ihrer Gesundheit unbedingt nothwendig.

In gewissen Gegenden haben die Hunde natürlich ihre eigene Nahrung. So fressen sie, wie bemerkt, auf Kamtschatka und auch im größten Theile Norwegens blos Fische, hingegen gewöhnen sie sich da, wo viel Trauben gezogen werden, leicht an solche Kost und thun dann großen Schaden. Bei Bordeaux haben, wie Lenz angiebt, die Winzer das Recht, jeden Hund, der sich ohne Maulkorb in den Weinbergen sehen läßt, auf eine beliebige Art vom Leben zum Tode zu bringen. Man sieht daher dort viele Hundegalgen, an welche die Verbrecher aufgehängt werden. Auch in den ungarischen Weinbergen sollen die Haushunde viel Schaden anrichten, weil dort die Trauben fast ganz bis auf die Erde herabhängen.

Wenn die Hunde überflüssige Nahrung besitzen, verscharren sie dieselbe, indem sie ein Loch in den Boden graben und dieses dann mit Erde zudecken. Bei Gelegenheit kehren sie dann zurück und graben sich den verborgenen Schatz wieder aus, aber es kommt auch vor, daß sie derartige Orte vergessen. Um Knochensplitter aus dem Magen zu entfernen, fressen sie gern Gras, namentlich solches von Quecken, und als Abführmittel gebrauchen sie Stachelkräuter.

Der Hund kann vortrefflich laufen und schwimmen, ja auch bis zu einem gewissen Grade klettern, aber nicht leicht, ohne Schwindel zu bekommen, an steilen Abgründen hingehen. Sein Gang geschieht

in einer eigenthümlichen schiefen Richtung, wie Jeder, der ihn genau beobachtet, bemerken kann. Bei eiligem Laufe ist er im Stande, große Sprünge zu machen, nicht aber auch jähe Wendungen, Kreuz- und Querbewegungen auszuführen. Das Schwimmen versteht jeder Hund von Hause aus, obwohl einige Arten weit besser, als andere. Einige lieben das Wasser außerordentlich; verwöhnte Hunde scheuen es in hohem Grade. Das Klettern habe ich von den Hunden hauptsächlich in Afrika beobachtet. Hier erklimmen sie mit großer Gewandtheit Mauern und die wenig geneigten Hausdächer, und laufen mit unfehlbarer Sicherheit wie Katzen auf den schmalsten Absätzen hin. — In der Ruhe sitzt der Hund entweder auf den Hinterbeinen oder legt sich auf die Seite oder den Bauch, indem er die Hinterfüße auswärts legt, die Vorderfüße vorwärtsstreckt und zwischen sie seinen Kopf legt; selten streckt er die Hinterbeine dabei auch nach rückwärts aus. Große, schwere Hunde legen sich im Sommer gern in den Schatten und zuweilen auf den Rücken. Bei Kühle ziehen sie die Füße an sich und stecken die Schnauze zwischen die Hinterbeine. Die Wärme lieben alle und ebenso eine weiche Unterlage; dagegen vertragen sie nur äußerst selten eine Decke, welche sie birgt, und die Nase wenigstens muß stets unter einer solchen hervorschauen. Ehe sich der Hund niederlegt, geht er einige Male im Kreis umher und scharrt sein Lager auf, oder versucht Dies wenigstens zu thun. Das Scharren macht ihm Vergnügen; er kratzt oft mit den Vorder- oder Hinterbeinen gleichsam zu seiner Unterhaltung.

Alle Hunde schlafen gern und viel, aber in Absätzen, und ihr Schlaf ist sehr leise und unruhig, häufig auch von Träumen begleitet, welche sie durch Wedeln mit dem Schwanze, durch Zuckungen, Knurren und leises Bellen kundgeben. Reinlichkeit lieben sie über Alles, und der Ort, wo sie gehalten werden und namentlich, wo sie schlafen sollen, muß immer rein sein. Ihren Unrath setzen sie gern auf kahlen Plätzen, besonders auf Steinen ab und decken ihn zuweilen mit Mist oder Erde zu, welche sie mit den Hinterfüßen nach rückwärts werfen. Selten gehen die männlichen Hunde an einem Haufen, Stein, Pfahl oder Strauch vorüber, ohne sich hierbei ihres Harns zu entledigen, und zwar thun sie Dies, wenn sie über neun Monate alt geworden sind, nach Linné'scher Angabe. Dagegen schwitzen sie wenig am Körper, selbst beim stärksten und anhaltendsten Laufe; ihr Schweiß sondert sich auf der Zunge ab, welche sie, wenn sie erhitzt sind, keuchend aus dem Munde strecken.

Die Sinne des Hundes sind scharf, aber bei den verschiedenen Arten nicht gleichmäßig ausgebildet. Geruch, Gehör und Gesicht scheinen obenanzustehen, und zwar zeichnen sich die einen durch besseres Gehör, die anderen durch besseren Geruch vor den übrigen aus. Auch der Geschmack ist ihnen nicht abzusprechen, obwohl sich derselbe in eigenthümlicher Weise äußert. Alle Reizungen, welche ihre Sinneswerkzeuge zu sehr anregen, sind ihnen verhaßt. Am unempfindlichsten sind sie noch gegen das Licht; sehr empfindlich aber gegen laute und gellende Töne oder scharfe Gerüche. Glockengeläute und Musik bewegt sie zum Heulen; kölnisches Wasser, Salmiakgeist, Aether und dergleichen ruft wahres Entsetzen bei ihnen hervor, wenn man solche Dinge ihnen unter die Nase hält. Der Geruch ist bei manchen in wunderbarer Weise entwickelt und erreicht eine Höhe, welche wir geradezu nicht begreifen können. Wie wichtig der Geruchsinn für das Leben der Hunde ist, geht schlagend aus Untersuchungen hervor, welche Biffi und nach ihm Schiff anstellten. Sie zerschnitten säugenden Hunden den Riechnerven (Tractus olfactorius) und den Riechkolben (Bulbus olfactorius). Nachdem Dies geschehen war, krochen die Hündchen scheinbar gesund im Lager umher; aber sie konnten die Zitzen der Mutter nicht mehr finden, und es blieb gar nichts Anderes übrig, als sie mittelst einer Spritze zu ernähren. Sie machten Saugversuche an einem erwärmten Schafspelz, und merkten die Nähe der Mutter gewöhnlich erst durch Berührung. Als sie zu laufen begannen, verirrten sie sich oft und fanden das Lager nicht wieder. Fleisch und Brod in der Milch ließen sie liegen, zogen später das Fleisch dem Brod nicht vor, merkten das Futter nur durch das Gesicht und ließen sich deshalb leicht täuschen in der allersonderbarsten Weise. Die Feuchtigkeit und Wärme eines Gegenstandes leitete sie dabei oft gänzlich falsch. Sie ließen trocknes Fleisch liegen, leckten aber den eigenen Harn und den eigenen Koth auf. Schweflige Säure und andere starke Gerüche beachteten sie gar nicht; Ammoniak und Aether bewirkten nach längerer Zeit Niesen, aber erst viel später, als bei

anderen Hunden. Als sie größer wurden, zeigten sie nicht die geringste Anhänglichkeit an den Menschen.

Ueber das geistige Wesen der Hunde lassen sich Bücher schreiben; es dürfte also sehr schwer sein, dasselbe mit kurzen Worten zu schildern. Die beste Beschreibung der Hundeseele hat Scheitlin gegeben, und ich will deshalb aus dieser Bruchstücke hier folgen lassen:

„So groß die leibliche Verschiedenheit der Hunde ist, die geistige ist noch viel größer; denn die einen Hundearten sind völlig ungelehrig, die anderen lernen alles Mögliche augenblicklich. Die einen kann man nicht, die anderen schnell ganz zähmen, und was die einen hassen, das lieben andere. Der Pudel geht von selbst ins Wasser, der Spitz will immer zu Hause bleiben. Die Dogge läßt sich auf den Mann, der Pudel nicht hierzu abrichten. Nur der Jagdhund hat eine solche feine Spürnase; nur der Bärenhund beißt den Bären zwischen die Hinterbeine; nur der lange Dachshund, dem in der Mitte ein paar Beine zu mangeln scheinen, ist so niedrig gebaut und so krummbeinig, um in Dachslöcher hineinkriechen zu können, und thut Dies mit derselben Wollust, mit welcher der Fleischerhund in Bogen läuft und hinter den Kälbern und Rindern herhetzt.“

„Der Hund von Neufundland ist es, der den Wolf nicht fürchtet, daher vortrefflich zur Herdenbewachung dient und meisterhaft gräbt, schwimmt, taucht und Menschen herausholt. Auch der Fleischerhund mißt sich mit dem Wolfe, ist ein guter Herdenwächter, jagt auf wilde Schweine und jedes andere große Thier, ist verständig und dem Herrn treu zugethan, geht aber nicht ins Wasser, wenn er nicht muß. Man benutzt und mißbraucht ihn zur Hetze, wodurch er ganz nach psychologischer Ordnung immer schärfer und besonders gegen Kälber, die, weil sie nicht ausschlagen, von ihm nicht gefürchtet werden, eine wahre Bestie wird. Sein Blutdurst ist äußerst widrig, und seine Wuth, zu beißen, Blut zu trinken, Thierüberreste herumzuzerren und zu fressen, gehört zu seinen schlechtesten Eigenschaften. Dem Windhunde wird beinahe aller Verstand, Erziehungsfähigkeit und Treue an seinem Herrn ab-, dafür kindische Neigung, von Unbekannten sich schmeicheln zu lassen, zugesprochen; doch kann man ihn zur Jagd auf Hasen ꝛc. abrichten. Die Wachtelhunde deuten mit ihrem Namen auf Das, wozu sie von Natur taugen. Denn der Hund und jedes andere Thier muß durch irgend Etwas von sich aus kund thun, wozu es Lust hat, ehe man es abrichten will. Zum blosen Vergnügen, sich im Arme sanft tragen zu lassen, mit der Dame auf dem Sopha zu schlafen, am warmen Busen zu liegen, Ungünstlinge anzuknurren, in der Stube zu bleiben, mit der Dame aus einem Glase zu trinken, von einem Teller zu speisen und sich küssen zu lassen, dazu wird das Bologneser- und Löwenhündchen gehalten. Am Jagdhunde wird ein scharfer Geruch und viel Verstand und die größte Gelehrigkeit nebst treuer Anhänglichkeit an seinen Herrn gelobt. Ebenso verständig und ein guter Wächter ist der Haus- oder der Hirtenhund. Der Spitz oder Pommer soll kluger, gelehriger, lebhafter und geschickter Art sein und gern beißen, als Haushund wachsam und in einzelnen Abarten tückisch und falsch sein. Dem Menschen ergeben, aber ohne seinen Herrn zu kennen, Schläge nicht fürchtend, unersättlich und doch mit Geschicklichkeit lange zu hungern fähig, gehört zur Kennzeichnung des Nordhundes. Der Doggen Art ist Treue bei wenig Verstand; sie sind gute Wächter, wilde, muthige Gegner auf wilde Schweine, Löwen, Tiger und Panther; sie achten auch ihr eigenes Leben fast für Nichts, merken auf jeden Wink des Auges und der Hand, wie vielmehr auf das Wort ihres Herrn, lassen sich auf den Mann abrichten, nehmen es mit drei, vier Mann auf, berücksichtigen Schüsse, Stiche und zerrissene Glieder nicht und balgen sich mit ihres Gleichen greulich herum. Sie sind sehr stark, reißen den stärksten Menschen zu Boden, erdrosseln ihn, bannen ihn, auf ihm herumspringend, auf eine Stelle, bis er erlöst wird, und halten rasende Wildschweine am Ohr unbeweglich fest. Leitsam sind sie im höchsten Grade. Sie haben ein wenig mehr Verstand, als man meint. Am tiefsten unter den Hunden steht unleugbar der Mops. Er ist eigentlich dumm; er ist durch geistige Versinkung entstanden und kann sich begreiflich durch sich selbst nicht heben. Er erfaßt den Menschen nicht und der Mensch ihn nicht.“

„Der vollkommenste Hund ist der Pudel, und was Gescheites und Braves am Hunde gerühmt wird, bezieht sich vereint auf ihn."

„Der Hundeleib ist für die Zeichnung und Ausstopfung schon zu geistig. Seine Seele ist unleugbar so vollkommen, als die eines Säugethiers sein kann. Von keinem Thiere können wir so oft sagen, daß ihm vom Menschen Nichts mehr, als die Sprache, mangelt, von keinem Säugethiere haben wir so viele Darstellungen aller Abänderungen, von keinem so eine außerordentliche Menge von Erzählungen, die uns seinen Verstand, sein Gedächtniß, seine Erinnerungskraft, sein Schließungsvermögen, seine Einbildungskraft oder sogar sittliche Eigenschaften, als da sind: Treue, Anhänglichkeit, Dankbarkeit, Wachsamkeit, Liebe zum Herrn, Geduld im Umgang mit Menschenkindern, Wuth und Todeshaß gegen die Feinde seines Herrn ꝛc. kundthun sollen, weswegen kein Thier so oft, als er dem Menschen als Muster vorgestellt wird. Wie viel wird uns von seiner Fähigkeit, zu lernen, erzählt! Er tanzt, er trommelt, er geht auf dem Seile; er steht Wache; er erstürmt und vertheidigt Festungen; er schießt Pistolen los; er dreht den Bratspieß; zieht den Wagen; er kennt die Noten, die Zahlen, Karten, Buchstaben; er holt dem Menschen die Mütze vom Kopfe; bringt Pantoffeln und versucht Stiefel und Schuhe wie ein Knecht auszuziehen; er versteht die Augen- und Mienensprache und noch gar vieles Andere."

„Gerade seine Verderbtheit, gerade seine List, sein Neid, Zorn, Falschheit, Geiz, seine Zanksucht, sein Haß, seine Geschicklichkeit, sein Leichtsinn, seine Neigung zum Stehlen, seine Fähigkeit, aller Welt freundlich zu sein ꝛc. bringen ihm den gewöhnlichen Menschen nahe. Würmer, Käfer und Fische lobt und tadelt man nicht, aber den Hund! Man denkt, es lohne sich der Mühe, ihn zu strafen und zu belohnen. Man gebraucht in Urtheilen über ihn gerade die Ausdrücke, die man von dem Menschen braucht. Man macht ihn wegen seiner geistigen und sittlichen Vorzüge zum Reise- und Hausgenossen, zum Lebensgefährten und lieben Freunde; man lohnt ihm seine Liebe und Anhänglichkeit durch Anhänglichkeit und Liebe; man macht ihn zum Tischgenossen, man räumt ihm wohl gar eine Stelle im Bette ein; man kost ihn, pflegt ihn sorgfältig, giebt ihn an den Arzt, wenn er leidend ist, trauert mit ihm, um ihn und weint, wenn er gestorben; man setzt ihm ein Denkmal."

„Nicht ein einziger Hund ist dem andern weder körperlich noch geistig gleich. Jeder hat eigne Arten und Unarten. Oft sind sie die ärgsten Gegensätze, so daß die Hundebesitzer an ihren Hunden einen unersetzlichen Stoff zu gesellschaftlichen Gesprächen haben. Jeder hat einen noch gescheitern! Doch erzählt etwa Einer von seinem Hunde hundsdumme Streiche, dann ist jeder Hund ein großer Stoff zu einer Charakteristik, und wenn er ein merkwürdiges Schicksal erlebt, zu einer Lebensbeschreibung. Selbst in seinem Sterben kommen Eigenheiten vor."

„Nur wer kein Auge hat, sieht die ihm ursprünglichen und entstandenen Eigenschaften nicht. Und welche Verschiedenheit einer und derselben Hundeart! Jeder Pudel z. B. hat Eigenheiten, Sonderbarkeiten, Unerklärbarkeiten; er ist schon viel ohne Anleitung. Er lehrt sich selbst, ahmt dem Menschen nach, drängt sich zum Lernen, liebt das Spiel, hat Launen, setzt sich Etwas in den Kopf, will Nichts lernen, thut dumm, empfindet lange Weile, will thätig sein, ist neugierig u. s. w. Einige können nicht hassen, andere nicht lieben; einige können verzeihen, andere nie. Sie können einander in Gefahren und zu Verrichtungen beistehen, zu Hilfe eilen, Mitleid fühlen, lachen und weinen oder Thränen vergießen, zur Freude jauchzen, aus Liebe zum verlornen Herrn trauern, verhungern, alle Wunden für ihn verachten, den Menschen ihres Gleichen weit vorziehen, und alle Begierden vor den Augen ihres Herrn in dem Zügel halten oder schweigen. Der Pudel kann sich schämen, kennt Raum und Zeit vortrefflich, kennt die Stimme, den Ton der Glocke, den Schritt seines Herrn, die Art, wie er klingelt, kurz er ist kein halber, ein Zweidrittelmensch. Er benutzt ja seinen Körper so gescheit, als der Mensch den seinigen, und wendet seinen Verstand für seine Zwecke vollkommen an, doch mangelt ihm das letzte Dritttheil."

„Wir müssen wesentlich verschiedene Geister, die nicht in einander verwandelt werden können, unter den Hunden annehmen. Der Geist des Spitzes ist nicht der des Pudels; der Mops denkt und

will anders, als der Dachshund. Der Mops ist dumm, langsam, flegmatisch; der Metzgerhund melancholisch, bittergallig, blutdurstig; der Spitz heftig, jähzornig, engherzig, bis in den Tod gehässig; der Pudel immer lustig, immer munter, alle Zeit durch der angenehmste Gesellschafter, aller Welt Freund, treu und untreu, dem Genuß ergeben, wie ein Kind nachahmend, zu Scherz und Possen stets aufgelegt, der Welt und Allen ohne Ausnahme angehörig, während der Spitz nur seinem Hause, der Metzgerhund nur dem Thiere, der Dachshund nur der Erdhöhle, der Windhund nur dem Laufe, die Dogge nur dem Herrn, der Hühnerhund nur dem Feldhuhn angehört. Blos der Pudel befreundet sich mit allen Dingen, mit der Katze, dem Gegensatz, mit dem Pferde, dem Kollegen, mit dem Menschen, dem Herrn, mit dem Hause, es bewachend, mit dem Wasser, aus dessen Tiefe er gern Steine holt, mit dem Vogel des Himmels, zu welchem er hoch hinaufspringt, ihn zu fangen, mit der Kutsche und dem Wagen, indem er unter ihnen herläuft. Doggen vertreten Wächter, Soldaten, Mörder, bannen und erdrosseln Menschen. Die Windspiele und Jagdhunde vertreten die Jäger mit angeborenen Jägerbegabungen. Wie leicht sind sie an das Horn zu gewöhnen, wie achtsam sind sie auf den Schuß und jedes Jagdzeichen! Wie verstehen sie so genau alle Stimmen und Bewegungen des Wildes, wie geschickt ist der Hühnerhund, zu lernen, wie er das gefundene Thier anzeigen, festbannen, welches Bein er erheben oder vorstrecken muß, je nachdem er Dieses oder Jenes erblickt. Zwar lehrt ihm schon viel die Natur, und er muß gar nicht Alles vom Menschen lernen, er lehrt sich Manches selbst. Aber der Pudel lehrt sich selbst noch weit mehr, an ihm ist Alles Seele, er macht nichts Dummes, oder nur, wenn er selbst es will. In allen Hundearten ist mehr Trieb, in ihm mehr Verstand. Wie rast der Jagdhund der Jagd zu, wie tobt er keuchend athemlos dem Wild nach! Wie wüthet der Dogge auf den Feind los! Wie niederträchtig umrennt der Metzgerhund mit lechzender, herabhängender Zunge und falschem Auge im Halbkreis die vor ihm angstvoll trippelnden Kälber! Wie roh fällt er sie an, wenn sie sich auf die Seite verirren; wie gleichgiltig ist er gegen ihren Schmerz, ja er scheint ihm noch zu gefallen! Wie stürzt der Hühnerhund auf die erlegten Vögel, hingerissen von der Wuth, sie zu erdrosseln! Nichts von allem diesen Unedlen, Unwürdigen, Schimpflichen am Pudel, wenn er nicht verzogen wurde, wenn man ihn, sei es auch nur naturgemäß, seinem eignen Genius überlassen hat. Der Pudel ist von Natur gut, jeder schlechte ist durch Menschen schlecht gemacht geworden."

Doch ich muß ein Ende finden und darf selbst unserm Scheitlin nicht weiter folgen. Was ließ sich über den Verstand des Hundes nicht Alles noch sagen! Fürwahr, man darf es dem Zoroaster nicht verdenken, wenn er in diesem Thiere den Begriff alles thierisch Edlen und Vollkommenen vereinigt sieht. Müssen wir doch Alle am Hunde unsern treusten Freund, unsern liebsten Gesellschafter aus dem ganzen Thierreich erblicken; sind wir doch im Stande, uns mit ihm förmlich zu unterhalten.

„Ich habe Hunde gekannt," sagt Lenz, „die fast jedes Wort ihres Herrn zu verstehen schienen, auf seinen Befehl die Thür öffneten und verschlossen, den Stuhl, den Tisch oder die Bank herbeibrachten, ihm den Hut abnahmen oder holten, ein verstecktes Schnupftuch und dergleichen aufsuchten und brachten, den Hut eines ihnen bezeichneten Fremden unter anderen Hüten durch den Geruch hervorsuchten u. s. w. Ueberhaupt ist es eine Lust, einen klugen Hund zu beobachten, wie er die Ohren und Augen wendet, wenn er den Befehl seines Herrn erwartet, wie entzückt er ist, wenn er ihm folgen darf, und wie jämmerlich dagegen sein Gesicht, wenn er zu Hause bleiben muß; wie er ferner, wenn er voraus gelaufen und an einen Scheideweg gekommen, sich umsieht, um zu erfahren, ob er links oder rechts gehen müsse; wie glückselig er ist, wenn er einen recht klugen, wie beschämt, wenn er einen dummen Streich gemacht hat; wie er, wenn er ein Unheil angestellt hat und nicht gewiß weiß, ob sein Herr es merkt, sich hinlegt, gähnt, den Halbschlafenden und Gleichgiltigen spielt, um jeden Verdacht von sich abzuwälzen, dabei aber doch von Zeit zu Zeit einen ängstlichen, ihn verrathenden Blick auf seinen Herrn wirft; wie er ferner jeden Hausfreund bald kennen lernt, unter den Fremden Vornehm und Gering leicht unterscheidet, vorzüglich einen Ingrimm gegen Bettler hegt u. s. w. Hübsch sieht sich's auch mit an, wenn ein Hund seinem Herrn zu Gefallen Trüffeln sucht, für die er doch von

Natur eigentlich gar keine Liebhaberei hat; wie ein anderer seinem Herrn den Schubkarren ziehen hilft und sich umsomehr anstrengt, jemehr er sieht, daß sein Herr es thut."

Aus diesem Allen geht hervor, daß die Hundearten unter einander mindestens in eben demselben Grade geistig verschieden sind, wie sie leiblich von einander abweichen. Außerordentliche und unverwüstliche Treue und Anhänglichkeit an den Herrn, unbedingte Folgsamkeit und Ergebenheit, strenge Wachsamkeit, Sanftmuth, Milde im Umgang, dienstfertiges und freundliches Betragen: dies sind die hervorragendsten Züge ihres geistigen Wesens; allein kein einziger Hund vereinigt sie alle in gleich hoher Ausbildung. Der eine Zug tritt mehr zurück, der andere mehr hervor. Mehr, als man annimmt, thut dabei die Erziehung. Nur gute Menschen können Hunde gut erziehen, nur Männer sind fähig, sie zu etwas Vernünftigem und Verständigem abzurichten. Frauen sind keine Erzieher, und deshalb sind die Schoshunde auch stets verzogene, verzärtelte, launenhafte und nicht selten heimtückische Geschöpfe. Der Hund wird ein treues Spiegelbild seines Herrn; je freundlicher, liebreicher, aufmerksamer er behandelt, je besser, reinlicher er gehalten wird, jemehr und je verständiger man sich mit ihm beschäftigt, um so verständiger und ausgezeichneter wird er, und genau das Gegentheil geschieht, wenn er umgekehrt behandelt wird. Der Bauernhund ist ein roher, plumper, aber ehrlicher Gesell; der Schäferhund ein verständiger Hirt, der Jagdhund ein vortrefflicher Jäger, welcher die Kunst der Jagd selbst auf eigne Faust betreibt. Der Hund eines vornehmen Nichtsthuers ist ein fauler, üppiger Gesell und eigentlich weit ungezogener, als der rohe, ungebildete des Bauern. Jeder Hund nimmt den Ton des Hauses an, in welchem er lebt; er ist verständig, wenn er bei vernünftigen Leuten wohnt; er wird zum hochmüthigen Narren, wenn sein Herr durch Stolz die Hohlheit seines Kopfes ausfüllen muß; er beträgt sich freundlich gegen Jedermann, wenn es in seinem Haus gesellig hergeht, oder er ist ein grämlicher Einsiedler, wenn er bei einem alten Junggesellen oder bei einer ältern Jungfrau wohnt, welche wenig Zuspruch hat. Unter allen Umständen fügt er sich in die verschiedenartigsten Verhältnisse, und immer giebt er sich dem Menschen mit ganzer Seele hin. Diese hohe Tugend wird leider gewöhnlich nicht erkannt, und deshalb gilt heute noch das Wort „hündisch" für entehrend, während es eigentlich gerade das Gegentheil bedeutet. Die Allseitigkeit der Befähigung erhebt den Hund auf die höchste Stufe, die Treue zum Menschen macht ihn zu dessen unentbehrlichstem Genossen. Er gehört ganz und gar seinem Herrn an und opfert ihm zu Liebe sich selbst auf. In seinem Gehorsam, mit welchem er alle Befehle seines Gebieters ausführt, in der Bereitwilligkeit, mit welcher er sich den schwersten Arbeiten unterzieht, er sich in Lebensgefahr begiebt, kurz, in dem beständigen Bestreben, dem Herrn unter allen Umständen zu nützen und zu dienen: darin liegt sein Ruhm, seine Größe. Wenn man ihn Speichellecker und Schwanzwedler schimpft, vergesse man nicht, daß der Hund sich dieser Kriecherei und Erniedrigung nur seinem Herrn und Wohlthäter gegenüber schuldig macht; gegen diesen wedelnd und kriechend, weist er sofort dem eintretenden Fremden die Zähne und ist sich jeden Augenblick seiner Stellung bewußt.

Manche eigenthümliche Sitten sind fast allen Arten gemein. So heulen und bellen sie den Mond an, ohne daß man dafür eigentlich einen Grund auffinden könnte. Sie rennen Allem, was schnell an ihnen vorübereilt, nach, seien es Menschen, Thiere, rollende Wagen, Kugeln, Steine oder dergleichen, suchen es zu ergreifen und festzuhalten, selbst wenn sie recht wohl wissen, daß es ein durchaus unnützbarer Gegenstand für sie ist. Sie sind gegen gewisse Thiere im höchsten Grade feindlich gesinnt, ohne daß dazu ein sicherer Grund vorhanden wäre. So hassen alle Hunde die Katzen und den Igel; sie machen sich bei letzterm förmlich ein Vergnügen daraus, sich selbst zu quälen, indem sie wüthend in das Stachelkleid beißen, obgleich sie wissen, daß Dies erfolglos ist und ihnen höchstens blutige Nasen und Schnauzen einbringt. Doch Jeder von uns kennt ja diese Eigenthümlichkeiten aus eigner Erfahrung.

Merkwürdig ist ein sehr starkes Vorgefühl des Hundes bei Veränderung der Witterung. Er sucht deren Einflüssen im voraus zu begegnen; ja, er zeigt sogar dem Menschen schon durch einen widerlichen Geruch, den er ausdünstet, den kommenden Regen an.

In seinem Umgange mit Menschen beweist der Hund ein Erkennungsvermögen, welches uns oft Wunder nehmen muß. Daß alle Hunde den Abdecker kennen lernen und mit äußerstem Haß verfolgen, ist sicher. Ebenso gewiß ist es aber auch, daß sie augenblicklich wissen, ob ein Mensch ein Freund von ihnen ist oder nicht. Daß die Ausdünstung gewisser Personen ihnen besonders angenehm oder unangenehm ist, dürfte wohl nicht zu bezweifeln sein: allein Dies würde immer noch Nichts für diesen Fall beweisen. Manche Menschen werden, sobald sie in ein Haus treten, augenblicklich mit größter Freundlichkeit von allen Hunden begrüßt, selbst wenn ihnen diese noch nicht vorgestellt worden und ganz fremd sind. Ich kenne Frauen, welche sich nirgends niederlassen können, ohne nach wenigen Minuten von sämmtlichen Haushunden umlagert zu werden.

Bei dem Umgange des Hundes mit dem Menschen kann man auch sehr gut den wechselnden Ausdruck des Hundegesichts beobachten. Die hohe geistige Fähigkeit des Thieres spricht sich in seinem Gesicht ganz unverkennbar aus, und es wird wohl Niemand leugnen wollen, daß jeder Hund seinen durchaus besondern Ausdruck hat, daß man zwei Hundegesichter ebensowenig wird verwechseln können, wie zwei Menschengesichter.

Unter sich leben die Hunde gewöhnlich nicht besonders verträglich. Wenn zwei zusammenkommen, welche sich nicht kennen, geht's erst an ein gegenseitiges Beriechen, dann fletschen beide die Zähne, und die Beißerei beginnt, falls nicht zarte Rücksichten obwalten. Um so auffallender sind Freundschaften von der größten Innigkeit, welche einzelne, gleichgeschlechtige Hunde zuweilen eingehen. Solche Freunde zanken sich nie, suchen sich gegenseitig, leisten sich Hilfe in der Noth &c. Auch mit anderen Thieren werden manchmal ähnliche Bündnisse geschlossen; selbst das beliebte Sprichwort von der Zuneigung zwischen Hund und Katze kann zu Schanden werden.

Der Geschlechtstrieb ist bei den Hunden sehr ausgeprägt; er zeigt sich bei allen Arten als Aeußerung einer heftigen Leidenschaft, als ein Rausch, selbst als eine Art vorübergehender Krankheit und macht sie mehr oder weniger närrisch. Wird er nicht befriedigt, so kann der Hund unter Umständen krank, sogar toll werden. Dabei ist der männliche Hund nicht ärger betheiligt, als der weibliche, obgleich sich bei diesem die Sache in einem andern Lichte zeigt. Die Hündin ist zweimal im Jahre läufisch, zumeist im Februar und im August, und zwar währt dieser Zustand jedesmal 9 bis 14 Tage. Um diese Zeit versammelt sie alle männlichen Hunde der Nachbarschaft um sich, selbst solche, welche eine halbe Stunde weit von ihr entfernt wohnen. Wie diese von einer begattungslustigen Hündin Kunde bekommen, ist geradezu unbegreiflich. Man kann nicht wohl annehmen, daß sie durch den Geruch soweit geleitet würden, und gleichwohl ist eine andere Erklärung ebensowenig denkbar. Das Betragen beider Geschlechter unter sich ist ein höchst eigenthümliches. Es ist ebenso anziehend, als abstoßend, es erregt ebenso unsere Heiterkeit, als unsern Widerwillen. Der männliche Hund ist im höchsten Grade aufgeregt und folgt der Hündin auf Schritt und Tritt. Dabei wirbt er mit allen möglichen Kunstgriffen um deren Zuneigung. Sein ganzes Gesicht wird ein anderes; jede seiner Bewegungen ist gehobener, stolzer und eigenthümlicher; er sucht sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln liebenswürdig zu machen. Dahin gehört das Beschnuppern, das freundliche Anschauen, das sonderbare Aufwerfen des Kopfes, die wirklich zärtlichen Blicke, das bittende Gekläff und dergleichen. Gegen andere Hunde ist er mißgelaunt und eifersüchtig. Finden sich zwei gleich starke auf gleichem Wege, so giebt es eine tüchtige Beißerei; sind mehrere vereinigt, so geschieht Dies nicht, aber nur aus dem Grunde, weil alle übrigen männlichen Hunde sofort auf ein paar Zweikämpfer losstürzen, tüchtig auf sie hineinbeißen und sie dadurch auseinandertreiben. Gegen die Hündin sind alle gleich liebenswürdig, gegen alle ihre Mitbewerber gleich abscheulich, und deshalb hört auch das Knurren und Kläffen, Zanken und Beißen nicht auf. Die Hündin selbst zeigt sich äußerst spröde und beißt beständig nach den sich ihr nahenden Liebhabern. Sie knurrt, zeigt die Zähne und ist sehr unartig, ohne jedoch dadurch die hingebenden Liebhaber zu erzürnen oder zu beleidigen. Endlich scheint sie doch mit ihnen Frieden zu schließen und giebt sich den Forderungen ihres natürlichen Triebes hin. Dabei ist es nun widerwärtig, daß sie in Vielmännigkeit lebt und mehr als einem Hunde die Bei-

wohnung gestattet, und es ist deshalb unrichtig, wenn Scheitlin behauptet, daß nur unter den Menschen, „diesen Unnaturen", hier und da ein Weib viel Männer habe. Eine wahre Ehe findet bei den Hunden niemals statt; denn sobald die Laufzeit vorüber ist, sind alle Hunde, wenn auch nicht gleichgiltig, so doch weit weniger für den Gegenstand ihrer so heißen Liebe eingenommen.

Dreiundsechzig Tage nach der Paarung wölft die Hündin an einem dunkeln Orte drei bis zehn, gewöhnlich vier bis sechs, in äußerst seltenen Fällen aber funfzehn, ja selbst zwanzig Junge, welche schon mit den Vorderzähnen zur Welt kommen, jedoch zehn bis zwölf Tage blind bleiben. Die Mutter liebt ihre Kinder über Alles, säugt, bewahrt, beleckt, erwärmt, vertheidigt sie und trägt sie nicht selten von einem Ort zum andern, indem sie dieselben sanft mit ihren Zähnen an der schlaffen Haut des Halses faßt. Ihre Liebe zu den Sprößlingen ist wahrhaft rührend; man kennt Geschichten, welche nicht nur unsere vollste Hochachtung, sondern unsere Bewunderung erregen müssen. So erzählt Bechstein eine Thatsache, welche fast unglaublich ist. „Ein Schäfer in Waltershausen kaufte regelmäßig im Frühjahr auf dem Eisfelde Schafe ein, und seine Hündin mußte ihn natürlich auf dem achtzehn Meilen weiten Geschäftswege begleiten. Einst kam dieselbe in der Fremde mit sieben Jungen nieder, und der Schäfer war genöthigt, sie deshalb zurückzulassen. Aber siehe! anderthalb Tage nach seiner Rückkehr zu Hause findet er die Hündin mit ihren sieben Jungen vor seiner Hausthüre. Sie hatte streckenweise ein Hündchen nach dem andern die weite Reise fortgeschleppt und so den langen Weg vierzehnmal zurückgelegt und, trotz ihrer Entkräftung und Erschöpfung, das überaus schwere Werk glücklich beendet."

Man sagt, daß die Hündin unter ihrem Gewölfe immer einige bevorzugte Lieblinge habe, und daß man genau zu erkennen vermöge, welcher Hund eines Gewölfes der vorzüglichste sein werde, wenn man der Hündin ihre sämmtlichen Jungen wegtrage und dann beobachte, welches von ihren Kindern sie zuerst aufnehme und nach ihrem alten Lager zurückbringe. Dieser Erstling soll, wie man versichert, immer der vorzüglichste Hund sein. Wahrscheinlich ist übrigens die Sache nicht, so begründet, als man sie angenommen hat; denn die Hündin liebt alle ihre Kinder mit gleicher Zärtlichkeit.

Gewöhnlich läßt man einer Hündin nur zwei bis drei, höchstens vier Junge von ihrem Gewölfe, um sie nicht zu sehr zu schwächen; denn die kleinen Burschen brauchen viel Nahrung, und die Alte ist kaum im Stande, ihnen soviel Milch zu liefern, als sie bedürfen. Daß der Mensch, der Schutzherr des Thieres, eine säugende Hündin besonders gut und kräftig füttern muß, braucht wohl nicht erwähnt zu werden. Jeder Hundebesitzer hat soviel Liebe zu seinem treuen Hausgenossen, daß er der Hundemutter schon im voraus in einer stillen Ecke, an einem lauen Ort, ein weiches Lager zurecht macht und ihr dann in jeder Weise behilflich ist, ihre Kinder aufzuziehen. Solange die Hündin säugt, ist ihr Herz einer besonders großen Liebe fähig, und deshalb duldet sie es auch, wenn man ihr fremde Hunde, ja sogar andere Thiere, wie Katzen und Kaninchen, anlegt. Ich habe Letzteres oft bei Hunden versucht, jedoch bemerkt, daß säugende Katzen noch viel freundlicher gegen Pflegekinder waren, als die Hundemütter, welche bei aller Herzensgüte ein Zusammenrunzeln der Nasenhaut und ein leises Knurren selten unterdrücken konnten.

Gewöhnlich läßt man die jungen Hunde sechs Wochen lang an der Alten saugen. Ist sie noch kräftig und wohlbeleibt, so kann man auch noch ein paar Wochen zugeben; es schadet den Thieren nichts. Wenn man die Jungen entwöhnen will, füttert man die Alte einige Zeit lang sehr mager, damit ihr die Milch ausgeht, dann duldet sie schon selbst nicht, daß ihre Jungen noch länger an ihr saugen. Nunmehr gewöhnt man diese an leichtes Futter und hält sie vor allen Dingen zur Reinlichkeit an. Schon im dritten oder vierten Monate wechseln sie ihre ersten Zähne, im sechsten Monate bekümmern sie sich nicht viel mehr um die Alte, und nach zehn, bisweilen schon nach neun Monaten sind sie selbst zur Fortpflanzung geeignet. Will man sie erziehen oder, wie man gewöhnlich sagt, abrichten, so darf man nicht früher beginnen, als bis sie ein Jahr alt geworden sind. Früher sind sie noch zu schwach und zu klein, im hohen Alter aber begreifen sie schwer oder nicht. Was man Alles aus ihnen machen kann, gehört nicht hierher oder würde uns wenigstens zu weit von unserer Aufgabe

ablenken. Wer sich vom Hause aus nicht mit der Abrichtung von Thieren befaßt hat, thut entschieden am besten, wenn er Dies von einem darauf eingeübten Mann besorgen läßt.

Der Hund tritt schon im zwölften Jahre in das Greisenalter ein. Dieses zeigt sich an seinem Leibe ebensowohl, als an seinem Betragen. Namentlich auf der Stirn und der Schnauze ergrauen die Haare, das übrige Fell verliert seine Glätte und Schönheit, das Gebiß wird sehr stumpf oder die Zähne fallen sogar aus. Der Hund selbst wird träge, faul und gleichgiltig gegen Alles, was ihn früher erfreute oder entrüstete; manche verlieren die Stimme fast gänzlich und werden blind. Man kennt übrigens Beispiele, daß Hunde ein Alter von zwanzig, ja sogar von sechsundzwanzig und dreißig Jahren erreicht haben. Doch sind Dies nur seltne Ausnahmen. Viele Hunde enden ihr Leben durch Krankheiten; denn sie sind solchen vielfach ausgesetzt.

Eine sehr häufig vorkommende Hundekrankheit ist die Räude, gewöhnlich eine Folge von zu fetter und zu stark gesalzener Nahrung, schlechtem Wasser, wenig Bewegung und Unreinlichkeit. Junge Hunde leiden oft an der Staupe oder Hundeseuche, einer Erkältung, welche Entzündung der Schleimhäute herbeiführt und am häufigsten zwischen dem vierten oder neunten Monat vorkommt. Wohl mehr als die Hälfte der europäischen Hunde erliegen dieser Krankheit oder verderben doch durch sie. Die entsetzlichste Krankheit aber ist die Tollheit oder Wuth, und sie ist schon aus dem Grunde äußerst verderblich, weil durch sie nicht blos die übrigen Hunde und Hausthiere, sondern auch der Mensch aufs höchste gefährdet wird.

Gewöhnlich tritt diese fürchterliche Seuche erst bei älteren Hunden ein, zumeist im Sommer bei sehr großer Hitze oder im Winter bei allzu großer Kälte. Wassermangel und Unterdrückung des Geschlechtstriebes scheinen die Hauptursachen ihrer Entstehung zu sein. Man erkennt die Wuth daran, daß der Hund zunächst sein früheres Betragen ändert, tückischfreundlich wird und gegen seinen Herrn knurrt, dabei eine ungewöhnliche Schläfrigkeit und Traurigkeit zeigt, beständig warme Orte aufsucht, öfters nach dem Futter schleicht, ohne zu fressen, begierig Wasser, aber immer nur in geringer Menge, zu sich nimmt und sich überhaupt unruhig und beängstigt geberdet. Untrügliche Kennzeichen sind auch, daß er seine Stimme ändert, indem der Anschlag gleich in ein rauhes, heiseres Heulen übergeht, daß er seine Freßlust verliert, nur mit Beschwerlichkeit schlucken kann, geifert, einen trüben Blick bekommt, gern viel fortgeht, kalte Körper beleckt und bei zunehmender Krankheit um sich schnappt und ohne Ursache beißt. Bei Annäherung von Thieren und Menschen knurrt er. Im Verlauf der Krankheit tritt gewöhnlich Verstopfung ein, die Ohren werden schlaff, das kranke Thier läßt den Schwanz hängen, sein Auge wird matt, der Blick schielend. Später röthet sich das Auge und wird entzündet. Der Hund ist unempfänglich für Liebkosungen, achtet nicht mehr des Herrn Befehl, wird immer unruhiger und scheuer, der Blick wird starr oder feurig, der Kopf senkt sich tief herab, Augen- und Backengegend schwellen an, die Zunge wird stark geröthet und hängt aus dem Maule, an dessen Seiten zäher Schleim herabquillt. Bald knurrt er blos noch, ohne zu bellen, kennt auch Personen und zuletzt seinen eignen Herrn nicht mehr. So sehr er nach Getränk lechzt, so wenig vermag er es hinabzuschlingen; selbst wenn es ihm gewaltsam beigebracht wird, verursacht es ihm Würgen und krampfhaftes Zusammenziehen der Schlundmuskeln. Nunmehr tritt Scheu gegen das Wasser und jede andere Flüssigkeit ein. Er magert schnell ab, besonders in den Weichen; er legt sich nicht mehr nieder, sondern schleicht schielend mit gesenktem Schwanze unruhig umher.

Jetzt erst entwickelt sich die Krankheit, entweder zur stillen oder zur rasenden Wuth. Bei der stillen Wuth sind die Augen entzündet, aber trübe und starr, die Zunge wird bläulich und hängt oft weit aus dem Maule heraus. Weißer Schaum überzieht die Mundwinkel; das Maul ist immer offen, der Unterkiefer ist gelähmt und hängt schlaff herab. Mit eingezogenem Schwanze und gesenktem Kopfe läuft der Hund taumelnd und unstet oft Meilen weit den geraden Weg fort und beißt, was ihm in den Weg kommt, besonders aber andere Hunde. Stößt er dabei auf ein Hinderniß, welches ihm nicht gestattet, den geraden Weg zu verfolgen, so taumelt er im Kreise herum, fällt öfters nieder und schnappt dabei nach Luft.

Bei der rasenden Wuth funkelt das Auge, der Stern erweitert sich, das Maul steht offen, ist nur wenig von Geifer benetzt und die bläuliche Zunge hängt aus dem Maule herab. Schon bei der Entwickelung dieser Krankheitsform zeigt der Hund einen großen Grad von Trotz und Falschheit, selbst gegen seinen Herrn, schnappt unwillkürlich nach Fliegen oder nach Allem, was ihm in die Nähe kommt, fällt das Hausgeflügel an und zerreißt es, ohne es zu fressen, lockt andere Hunde zu sich heran und fällt dann wüthend über sie her, fletscht die Zähne, verzerrt das Gesicht, winselt, leckt mit der entzündeten Zunge seine Lippen und schnalzt auch mittelst derselben, wobei ihm oft schon wäßriger Geifer aus dem Munde tritt. Später verfolgt er mit aufgerichtetem Schwanze und hoch aufgehobenen Beinen den geraden Weg im Freien, wobei ihm nur unüberwindliche Hindernisse von der einmal eingeschlagenen Richtung abzubringen vermögen. Vom Wasser wendet er sich taumelnd ab, schwimmt aber doch noch zuweilen durch Bäche und Pfützen. Er beißt Alles, was ihm entgegen kommt, oft auch leblose Gegenstände; der angehängte Hund beißt sogar in seine Kette. Wie es scheint, peinigen die fürchterlichsten Schmerzen das arme Thier, denn es stirbt unter den gräßlichsten Zuckungen, gewöhnlich am sechsten oder achten, bisweilen am vierten, selten erst am neunten Tage.

Schon die Griechen kannten die Tollwuth des Hundes, obwohl sie in Südeuropa weit seltner ist, als bei uns. In den Ländern des kalten oder gar des heißen Erdgürtels kommt die Seuche nur selten oder gar nicht zum Ausbruch, wahrscheinlich, weil weder hier noch da der Hund sich selbst überlassen wird. Bisher hat man noch kein sicheres Mittel gegen die Wuthkrankheit aufgefunden, und Dies ist um so trauriger, weil leider noch immer viele Menschen in Folge der Ansteckung ihr Leben verlieren. Nach amtlichen Nachrichten sind vom Jahre 1810 bis 1819 im preußischen Staate 1666 Menschen in Folge des Bisses von tollen Hunden gestorben. Geht der Wuthgeifer einmal in das Blut eines andern Thieres über, so ist es in den allermeisten Fällen verloren, falls nicht augenblicklich ein geübter und erfahrner Arzt bei der Hand ist, welcher die Wunde mit glühendem Eisen, Höllenstein oder anderen Aetzmitteln ausbrennt, durch Schröpfköpfe Blut entzieht, mit Salzwasser die Wunde auswäscht, ausschneidet ꝛc. Ausbrennung des Giftes durch die eine oder die andere Art ist wohl das sicherste Mittel, denn die sämmtlichen übrigen, welche man bisher angewendet hat, haben sich noch nicht bewährt.

In der Neuzeit will man beobachtet haben, daß unter Hunden, welche beständig Maulkörbe tragen müssen, die Wuth seltner ist, als unter jenen, welchen in gerechter Würdigung des biblischen Gesetzes das Maul nicht verbunden wurde. In Berlin soll sich seit Einführung der Maulkörbe im Jahr 1854 die Wuth (der Hunde nämlich) auffallend vermindert haben. Während man 1845 dreißig und in den folgenden Jahren 17, 3, 17, 30, 19, 10, 68 und 83 tolle Hunde der Thierarzneischule zuführte, erhielt man 1854 nur von vier, 1855 von einem, 1856 von zwei, und in den Jahren 1857 bis 1861 von gar keinem tollwüthigen Hunde Kenntniß. Einstweilen ist noch nicht viel auf diese Zusammenstellung zu geben: die Beobachtungszeit ist noch zu kurz, als daß sie Berechtigung zu richtigen Schlüssen gewähren könnte.

Das untrüglichste Kennzeichen von der Gesundheit eines Hundes ist seine kalte und feuchte Nase. Wird diese trocken und heiß, und trüben sich die Augen, zeigt sich Mangel an Appetit ꝛc., so kann man überzeugt sein, daß sich der Hund unwohl befindet. Man sperrt ihn dann in einen wohlverwahrten Stall, läßt ihn dort hungern und giebt ihm zuletzt Leinöl, welches unter gute Speise gemischt wird. Ein großer Hund erhält einen Eßlöffel voll Oel, ein kleiner einen halben; Dies wiederholt man einige Male. Leberthran leistet dieselben Dienste. Hilft das blose Leinöl nicht, so streut man am folgenden Tage einen halben Theelöffel voll gestoßenen Schwefel auf ein Butterbrödchen, klappt es zusammen und giebt es dem Leidenden. Füttert man außerdem den Hund mit süßer oder saurer Milch und etwas gutem Brod, so braucht man bei keiner Krankheit ein anderes Mittel anzuwenden. —

Alle Hunde sind von Schmarotzern geplagt. Sie leiden oft entsetzlich an Flöhen und Läusen, und an gewissen Orten auch an Holzböcken oder Zecken. Die Flöhe und Läuse vertreibt man bald, wenn man unter das Strohlager des Hundes eine Schicht Asche auf den Boden streut, oder das Fell

des Thieres mit persischem Insektenpulver dick einstreut. Die Zecken, welche die Hunde am meisten peinigen, vertreibt man, indem man etwas Branntwein, Salzwasser oder Tabaksaft auf sie träufelt. Man muß sich hüten, sie gewaltsam auszureißen, weil sonst leicht der Kopf in der Saugwunde stecken bleibt und dort Eiterung und Geschwüre verursacht. Schwieriger ist den Bandwürmern beizukommen. Namentlich Jagdhunde leiden an diesen abscheulichen Schmarotzern, weil sie häufig das Fleisch und die Eingeweide von Hasen und Kaninchen verzehren, in denen der Bandwurm als Finne lebt. Er läßt sich, wie alle Würmer, nur sehr schwer vertreiben, doch dürfte in den meisten Fällen ein Absud der abissinischen Kussoblüthe dazu wohl hinreichend sein. Außerdem wird empfohlen, dem Hunde Hagebutten sammt den darin befindlichen Körnern und Härchen in das Fressen zu geben. —

Der Nutzen, welchen der Hund als Hausthier leistet, ist kaum zu berechnen. Was er den gesitteten und gebildeten Völkern ist, weiß jeder Leser aus eigner Erfahrung, fast noch mehr aber ist er den ungebildeten oder wilden Völkerstämmen. Auf den Südseeinseln wird sein Fleisch gegessen, ebenso bei den Tungusen, Chinesen, Grönländern, Eskimos und den Indianern Nordamerikas. „Auf der Goldküste von Afrika," so erzählt Bosmann, „wird der Hund ordentlich gemästet zu Markte gebracht und lieber, als alles andere Fleisch, gegessen. Ebenso in Angola, wo man zuweilen für einen Hund mehrere Sklaven gegeben hat." In Neuseeland und auf den kleinen Inseln des Südmeeres hält man die Hunde für einen bessern Leckerbissen, als Schweinefleisch. In China sieht man oft Metzger, die mit geschlachteten Hunden beladen sind; sie müssen sich aber immer gegen den Angriff anderer, noch frei herumlaufender Hunde vertheidigen, welche sie scharenweise anfallen. Noch neuerlich sah ein Reisender in China überall in den Läden der Metzger geschlachtete Hunde. In dem nördlichen Asien giebt sein Fell Kleidungsstoffe her, und selbst in Deutschland werden Hundefelle zu Mützen, Taschen und Muffen verarbeitet. Aus Knochen und Sehnen bereitet man Leim; das zähe und dünne Hundeleder wird lohgar zu Tanzschuhen und weißgar zu Handschuhen verwendet. Das Haar benutzt man zum Ausstopfen von Polstern; Hundefett dient zum Einschmieren von Räderwerk ꝛc., früher galt es als Hausmittel gegen Lungenschwindsucht. Sogar der Hundekoth war als „Griechisch-Weiß" (Album graecum) ein Arzneimittel; seinen eigenthümlichen Namen erhielt dasselbe, weil die Griechen zuerst auf seine Benutzung aufmerksam machten.

Schon seit den frühesten Zeiten wurde der Nutzen der Hunde gewürdigt, und deshalb rühmen auch die Schriften aller Völker die trefflichen Thiere. Gleichwohl war die Behandlung, welche sie erfuhren, und die Achtung, in der sie standen, eine sehr verschiedene. Sokrates hatte die Gewohnheit, bei dem Hunde zu schwören. Alexander der Große war über den frühzeitigen Tod eines Lieblingshundes so betrübt, daß er ihm zu Ehren eine Stadt mit Tempeln bauen ließ. Homer besingt den Argus, den Hund des Ulysses, in wahrhaft rührender Weise. Plutarch rühmt Melampithos, den Hund des Handelsmannes von Korinth, welcher seinem Herrn durch das Meer nachschwamm. Der treue Phileros ist durch griechische Grabschriften verewigt worden. In römischen Schriften wird des Hundes eines Verurtheilten gedacht, welcher dem in die Tiber geworfenen Leichnam seines Herrn unter traurigem Geheul schwimmend nachfolgte. Soter, der einzige überlebende von den hündischen Wächtern, welche Korinth vertheidigten, empfing auf Kosten des Staats ein silbernes Halsband mit den darauf gestochenen Worten: „Korinths Vertheidiger und Erretter". Plinius stellt die Rüden sehr hoch und erzählt viel Merkwürdiges von ihnen. Wir erfahren z. B., daß die Kolophonier wegen ihrer beständigen Kriege große Hundeherden unterhielten, daß die Hunde immer zuerst angriffen und in keiner Schlacht ihre Dienste versagten. Als Alexander der Große nach Indien zog, hatte ihm der König von Albanien einen Hund von ungeheurer Größe geschenkt, welcher Alexander sehr wohl gefiel. Er ließ deshalb Bären, Wildschweine und dergleichen Thiere gegen ihn, aber der Hund lag stockstill und wollte nicht aufstehen. Alexander glaubte, daß er faul wäre, und ließ ihn umbringen. Als Solches der albanesische König erfuhr, schickte er noch einen zweiten Hund gleicher Art und ließ sagen, Alexander solle nicht schwache Thiere gegen die Dogge schicken, sondern Löwen und Elefanten, er, der König, habe nur zwei solcher Hunde gehabt; ließe Alexander diesen um-

bringen, so habe er nicht einen gleichen. Alexander der Große ließ ihn also auf einen Löwen, dann auf einen Elefanten; der Hund aber erlegte beide. Justinus berichtet, daß die Könige Habis und Cyrus in der Jugend von Hunden ernährt worden sind. Gar nicht zu zählen sind die Schriftsteller, welche die Treue des Hundes rühmen. Die Spartaner opferten dem Gott des Kriegs auch einen Hund; junge, säugende Hunde durften von dem Opferfleische fressen. Die Griechen errichteten ihnen sogar Bildsäulen: demungeachtet war bei ihnen das Wort Hund ein Schimpfwort. Die alten Egypter gebrauchten die Hunde zur Jagd und hielten sie, wie man aus den Abbildungen auf Denkmälern sehen kann, sehr hoch. Bei den Juden hingegen war der Hund verachtet, was viele Stellen aus der Bibel beweisen; und heutigen Tages ist Dies bei den Arabern kaum anders. Hoch geehrt war der Hund bei den alten Deutschen. Als die Cimbern im Jahr 108 v. Chr. von den Römern besiegt worden waren, mußten Letztere erst noch einen harten Kampf mit den Hunden bestehen, welche das Gepäck bewachten. Bei den alten Deutschen galt ein Leithund zwölf Schillinge, ein Pferd dagegen nur sechs. Wer bei den alten Burgundern einen Leithund oder ein Windspiel stahl, mußte öffentlich dem Hunde den Hintern küssen oder sieben Schillinge zahlen. Die kanarischen Inseln haben, wie Plinius berichtet, ihren Namen von den Hunden erhalten. In Peru wurde, nach Humboldt, der Hund bei einer Mondfinsterniß solange geschlagen, bis die Finsterniß vorüber war.

Wirklich spaßhaft ist es, was die alten Schriftsteller noch Alles von der Benutzung des Hundes zu Arzneizwecken aufgeführt haben. Der ganze Hund war eigentlich nur Ein Arzneimittel. Namentlich Plinius ist unermüdlich in Aufzählung der verschiedenen Heilkräfte des Hundes. Außer ihm leisten Sextus, Hipokrates, Galen, Faventius, Marellus, Bontius, Aeskulap und Amatos auch das Ihrige. Ein lebender Hund, bei Brustschmerzen aufgelegt, thut vortreffliche Dienste; wird er aufgeschnitten und einer schwermüthigen Frau auf den Kopf gebunden, so hilft er sicher gegen die Schwermuth. Nach Sextus heilt er sogar Milzkrankheiten. Mit allerlei Gewürz gekocht und gegessen, dient er als Mittel gegen fallende Sucht; doch muß es dann ein säugender Hund sein, welcher mit Wein und Myrrhen zubereitet wurde. Ein junger Jagdhund hilft gegen Leberkrankheiten. Wird eine Frau, welche früher schon Kinder geboren hatte, unfruchtbar, dann befreit sie gekochtes Hundefleisch, welches sie in reichlicher Menge genießt, von ihrer Schwäche. Sehniges Fleisch dagegen ist ein Vorkehrmittel gegen Hundebiß. Die Asche eines zu Pulver gebrannten Hundes dient gegen Augenleiden, und werden mit ihr die Augenbrauen gestrichen, so erhalten sie die schönste Schwärze. Eingesalzenes Fleisch von tollen Hunden giebt ein Mittel gegen Hundewuth. Die Asche vom Schädel eines gesunden Hundes vertreibt alles wilde Fleisch, heilt den Krebs, schützt gegen Wasserscheu, mildert, wenn man sie mit Wasser zu sich nimmt, Seitenstechen und Geschwülste aller Art &c.; die Asche von dem Schädel eines tollen Hundes ist gut gegen Gelbsucht und Zahnschmerz. Das Hundeblut wird vielfach angewandt. Gegen die Krätze ist es vortrefflich, den Pferden vertreibt es das Keuchen; wird es in reichlicher Menge getrunken, so ist es ein Gegengift, welches für Alles brauchbar ist; wird ein Haus damit angestrichen, so schützt es gegen die verschiedensten Krankheiten. Das Hundefett wird benutzt, um Muttermäler und Gesichtsblüthen zu vertreiben, unfruchtbare Weiber fruchtbar zu machen: dazu muß aber der ganze Hund gekocht und das Fett oben von der Brühe abgeschöpft werden; gegen Lähmung wird es zu einer Salbe verwandt: doch darf es dann blos von jungen Hunden herrühren; mit Wermuth versetzt heilt es die Taubheit. Das Hundegehirn ist, auf Leinwand gestrichen, bei Beinbrüchen gut; es hilft aber auch für Blödigkeit der Augen. Hundemark vertreibt Ueberbeine und Geschwülste. Die Milz ist gegen Milzbrand und Milzschmerzen vortrefflich; am besten wirkt sie, wenn sie aus einem lebenden Hunde ausgeschnitten worden ist. Die rohe Leber wird gegen die Wuthkrankheit empfohlen; doch muß sie stets von einem Hunde von demselben Geschlecht genommen werden, welches der Beißende hatte. Gegen dieselbe Krankheit brauchte man auch Würmer aus dem Aase eines tollen Hundes. Das Leder wird angewandt gegen schweißige Füße; ein dreifaches Halsband davon schützt gegen Bräune; ein Gurt von Hundeleder vertreibt das Leibschneiden. Das Haar des Hundes in ein Tuch gewickelt und auf die Stirn gebunden, lindert Kopfschmerzen, schützt auch

gegen Wasserscheu und heilt dieselbe, wenn es auf die Wunde gelegt wird, die ein toller Hund verursachte. Die Galle mit Honig versetzt ist eine Augensalbe, hilft aber auch gegen Flechten, und wenn sie mit einer Feder, anstatt mit der Hand aufgestrichen wird, gegen die Fußgicht, thut auch zur Bestreichung von Häusern treffliche Dienste. Die Milch ist sehr gut, wenn sie getrunken wird; mit Salpeter versetzt hilft sie gegen den Aussatz; mit Asche vermischt erzeugt sie Haarwuchs oder befördert schwere Geburten. Der Harn von jungen Hunden ist, wenn er gereinigt worden, ein Mittel, überflüssigen Haarwuchs zu vertreiben. Mit den Zähnen reibt man kleinen Kindern die Kinnlade und erleichtert dadurch das Zahnen. Wirft man den linken Oberreißzahn ins Feuer, so vergehen die Zahnschmerzen, sobald der Rauch vergangen ist; wird der Zahn zu Pulver gerieben und mit Honig versetzt, so ist diese Mischung ein Mittel gegen dieselben Schmerzen. Der Koth giebt vortreffliche Pflaster gegen Geschwüre; er kann sogar gegen die Bräune, die Ruhr benutzt werden — doch, wer wollte das Alles noch zusammenzählen! Bemerkenswerth ist es, daß noch heutigen Tages manche dieser Mittel in Gebrauch sind, namentlich bei den Landleuten; schade dagegen, daß sich die Homöopathie bis jetzt dieser vortrefflichen Mittel noch nicht in wünschenswerther Vollständigkeit bediente. —



Der nackte oder afrikanische Hund (Canis africanus).

So haben wir denn den Hund im Allgemeinen verfolgt, von seinem Ursprung bis zu seinem Ende, soweit wir Dies konnten, und es wird nun wohl an der Zeit sein, wenn wir uns mit einigen der Hauptarten dieses merkwürdigen Geschlechts beschäftigen. Hierbei muß ich im voraus bemerken, daß wir aus dem zahllosen Heere der Formen — Reichenbach führt ihrer 195 (!) auf — blos die wichtigsten hervorheben können. Und auch Dies geschieht nur ausnahmsweise, gewissermaßen aus Dankbarkeit für die Liebe, welche die Hunde uns beweisen. Bei allen übrigen Hausthieren werde ich kürzer sein können, als hier: — einfach deshalb, weil kein anderes Geschöpf in dem Grade Hausthier geworden ist, wie der Hund.

Ein bei uns sehr selten vorkommendes, fast haarloses Thier ist der nackte oder afrikanische Hund (Canis africanus), so genannt, weil er, wie man annimmt, ursprünglich dem Innern von Afrika angehörte und von dort nach Nordafrika und über Guinea nach Manila, China, auf die Antillen und Bahama-Inseln, sowie über das Festland von Süd- und Mittelamerika verbreitet wurde. Wegen seiner Merkmale, die durch den einen seiner Namen schon ausgedrückt sind, ist er sehr leicht kenntlich. Der Leib ist etwas gestreckt, schmächtig, gegen die Weichen stark eingezogen, der Rücken stark gekrümmt, die Brust schmal, der Hals mittellang, aber dünn, der Kopf länglich und

hoch, die Stirn stark gewölbt, die Schnauze ziemlich lang, nach vorn verschmälert und zugespitzt, die mittellangen, etwas breiten, zugespitzten und halb aufrechtstehenden Ohren sind nackt, wie der übrige Körper, und gegen die Spitze etwas umgebogen, die Lippen kurz und straff. Hohe, ziemlich schlanke und zarte Beine, deren Vorderhaar ganz gerade ist, ein sehr dünner, ziemlich langer Schwanz, und der Mangel der Afterzehe an den Hinterfüßen sind seine übrigen Kennzeichen. Nur in der Nähe des Schwanzes, um den Mund herum und an den Beinen finden sich einige Haare; sonst ist die übrige Haut vollkommen nackt und deshalb der Hund ein häßliches Thier. Denn auch die schwarze Hautfärbung, welche bei uns nach einiger Zeit ins Grauliche übergeht und hier und da fleischfarbige Flecken zeigt, ist unschön. Die Länge des Körpers beträgt zwei Fuß, die des Schwanzes zehn Zoll, die Höhe am Widerrist einen Fuß.

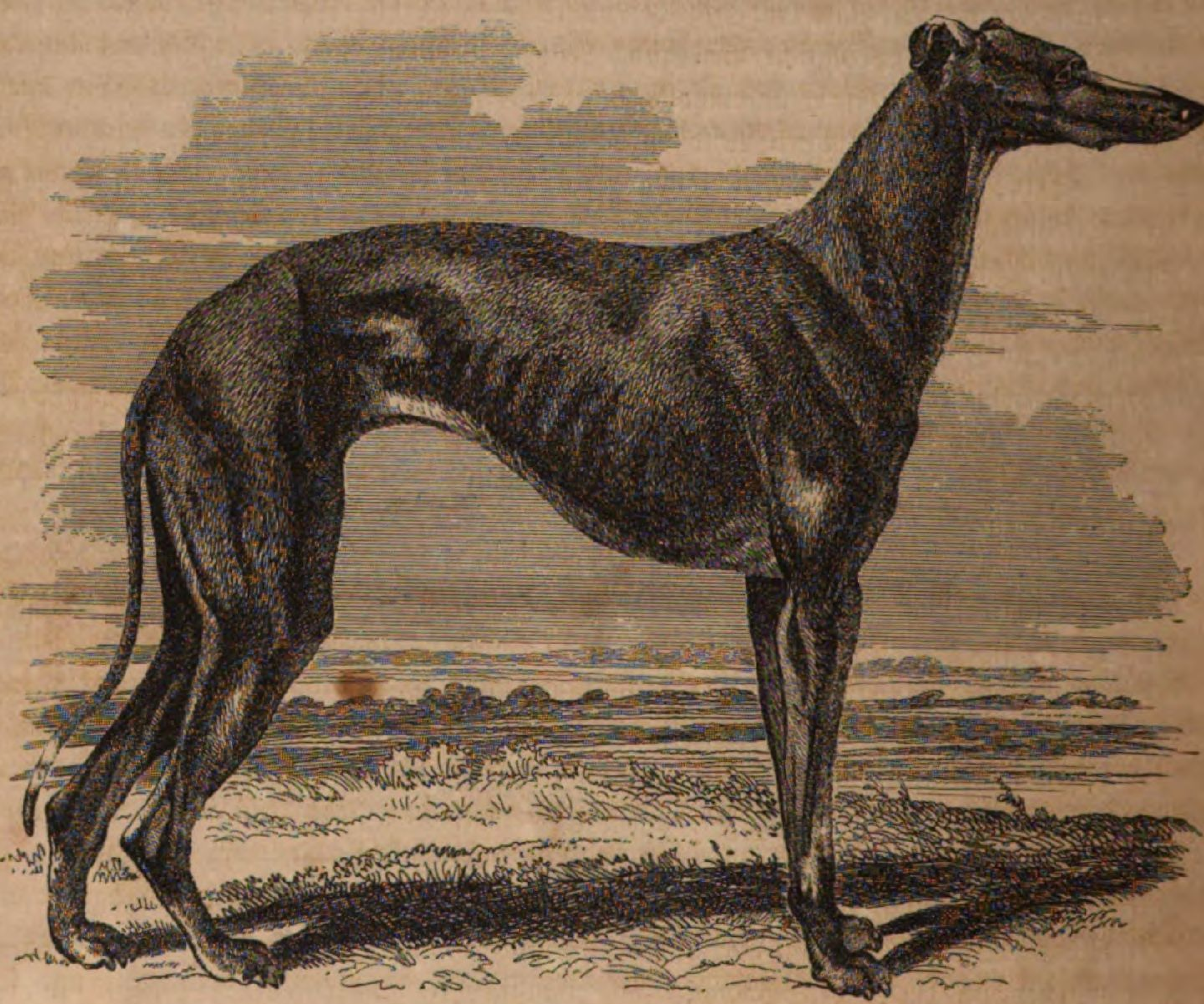
In seinem eigentlichen Vaterlande soll der nackte Hund zur Antilopenjagd verwendet werden und für diese Jagd eine vorzügliche Bewegung besitzen. Aeußerst leicht, beweglich und im Laufen ebenso schnell, als anhaltend, ist er unermüdlich in der Verfolgung einer aufgefundenen Spur und versteht es vortrefflich, dem verfolgten Wild durch allerlei Abwege näher zu kommen und es sicherer einzuholen. Seine geistigen Fähigkeiten sollen gering sein; doch werden Gutmüthigkeit, Wachsamkeit und treueste Anhänglichkeit an den Herren von ihm gerühmt. Unter den Sinnen scheinen Geruch- und Gehörsinn am meisten ausgebildet zu sein, und deshalb ist er als Spürhund zu gebrauchen.

In unserm Klima kann der nackte Hund wegen seiner Zartheit und Empfindlichkeit gegen rauhe Witterung nur als Stubenthier gehalten werden und dauert in der Regel nicht sehr lange aus. Seine Zärtlichkeit gegenüber den Einflüssen der Witterung ist so groß, daß er selbst an den wärmsten Tagen noch oft zittert. Auch bei der sorgfältigsten Pflege und trotz aller künstlichen Mittel, um ihn gegen die Rauhheit des Wetters zu schützen, unterliegt er häufig Krankheiten, welche er sich durch Erkältungen zugezogen hat.

Auf den nackten Hund können wir die Windhunde (Canis Grajus) folgen lassen; auch schon deshalb, weil sie sich den wirklich wild vorkommenden Hunden am meisten nähern.

Die Gestalt der Windhunde ist bekannt und außerdem auf unserer Abbildung vortrefflich wiedergegeben. Ein äußerst schlanker, zierlicher Leib, mit dünnen, hohen Gliedmaßen, spitzem, zierlichem Kopfe und weitem Brustkasten kennzeichnen die Thiere. Der langausgestreckte Kopf, die lange Schnauze, die ziemlich langen, schmalen, zugespitzten, halbaufrechtstehenden, gegen die Spitze umgebogenen und mit kurzen Haaren besetzten Ohren, die kurzen und straffen Lippen geben dem Kopfe das eigenthümliche, zierliche Ansehen, und bedingen zugleich die verschiedene Ausbildung der Sinne. Der Windhund vernimmt und äugt vortrefflich, hat dagegen nur einen schwachen Geruchssinn, weil die Nasenmuscheln in der spitzen Schnauze sich nicht gehörig auszubreiten vermögen, und so die Nervenentwickelung des betreffenden Sinnes nie zu derselben Ausbildung gelangen kann, wie bei den anderen Hunden. An dem gestreckten Leib fällt die Brust besonders auf. Sie ist breit, groß, ausgedehnt und giebt verhältnißmäßig sehr großen Lungen Raum, welche auch bei dem durch eilige Bewegung außerordentlich gesteigerten Blutumlauf zur Reinigung des Blutes hinreichenden Sauerstoff aufnehmen können. Die Weichen dagegen sind aufs äußerste angezogen, gleichsam, um dem durch die Brust erschwerten Leib wieder das nöthige Gleichgewicht zu geben. Wir haben denselben Leibesbau schon bei den Langarmaffen und einen ähnlichen bei dem Gepard bemerken können und finden ihn bei vielen Thieren wieder; er ist ein untrügliches Zeichen, daß solche Geschöpfe schneller und anhaltender Bewegung fähig sind. Die Läufe des Windhundes sind außerordentlich fein gebildet. Man sieht an ihnen jeden Muskel und namentlich auch die starken Sehnen, in welche diese Muskeln endigen. Aber auch an dem Brustkasten bemerkt man alle Zwischenrippenmuskeln, und manche Windhunde sehen aus, als ob ihre Muskeln von einem geschickten Zergliederer bereits bloßgelegt wären. Der Schwanz ist sehr dünn, ziemlich lang und reicht weit unter das Fersengelenk herab; er wird entweder zurückhängend getragen oder nach rückwärts gestreckt und etwas nach auf-

wärts gebogen. Nur an ihm findet sich bei einzelnen Abarten oder Rassen eine dichtere und längere Behaarung, und zwar sind es regelmäßig die schnellsten Windhunde, welche einen dicker behaarten Schwanz tragen. Auf dem übrigen Körper ist die Behaarung dicht anliegend, fein und glatt; manche Rassen sind aber auch am Körper verhältnißmäßig langhaarig. Ein röthliches Gelb oder die bekannte Rehfarbe ist die allgemeine Färbung dieses Haares, und gerade die vollendetsten Windhunde, nämlich die persischen und innerafrikanischen, tragen fast ausschließlich ein derartig gefärbtes Haarkleid. Gefleckte Windspiele sind seltener; sie sind gleichsam unnatürliche Geschöpfe und regelmäßig schwächlicher, als die einfarbigen. Die Körperlänge eines großen Windhundes beträgt zwei, ja selbst drei Fuß, die des Schwanzes 1½ Fuß, die Höhe am Widerrist zwei Fuß drei Zoll, häufig noch darüber.



Der Windhund (Canis Grajus).

Hinsichtlich des geistigen Wesens unterscheidet sich der Windhund sehr von allen übrigen Verwandten. Er ist ein im höchsten Grade selbstsüchtiges Geschöpf. Aus diesem Grunde hängt er auch nicht mit besonderer Treue seinem Herrn an, sondern läßt sich von Jedermann schmeicheln und neigt sich zu Jedem hin, der ihm freundlich ist. Gegen Liebkosungen ist er empfänglich, wie kein anderer Hund; er ist aber auch ebenso leicht erzürnt und fletscht schon bei der kleinsten Neckerei die Zähne. Eine große Eitelkeit und ein gewisser Stolz ist ihm nicht abzusprechen; Zurücksetzungen verträgt er nicht. Bei lebhafter Erregung nimmt sein Herzschlag eine kaum glaubliche Unregelmäßigkeit und Schnelligkeit an; er zittert dabei oft am ganzen Leibe. Alle diese Eigenschaften machen die Windhunde nur bis zu einem gewissen Grade als Gesellschafter des Menschen tauglich. Haben sie einen Herrn, welcher ihnen beständig schmeichelt, so befinden sie sich wohl und zeigen auch eine gewisse Anhänglichkeit. Allein ihre Untreue wird augenblicklich kund, sobald ihnen ein anderer Mensch sich freundlicher

zeigt, als der eigene Herr. Ihre Untreue ist geschichtlich. Als Eduard III. starb, zog ihm seine Buhle noch schnell einen kostbaren Ring vom Finger, und sein Windspiel verließ ihn im Augenblicke des Todes und schmiegte sich seinen Feinden an. Wie unendlich erhaben erscheinen uns diesen treulosen Thieren gegenüber die Hunde, welche ihr Leben auf dem Grabe ihres Herrn verhauchten und jahrelang einen geliebten Menschen nicht vergessen konnten! Wie gewaltig sticht dagegen das Betragen „des Hundes vom Grabe" ab, welcher sieben Jahre lang auf dem Todtenhügel seines Lieblings wohnte und lebte und endlich auf demselben auch verschied!

Wie der Windhund gegen den Menschen sich zeigt, so benimmt er sich auch gegen andere Hunde. Er liebt sie nicht, sie sind ihm sogar fast gleichgiltig: — kommt es aber zu einer Balgerei, so ist er sicher der Erste, welcher zubeißt, und dann ist er sehr gefährlich. Denn trotz seiner schlanken, feinen Gestalt ist er stark, und sobald es zum Knurren kommt, benutzt er seine Größe, hält dem Gegner seine Schnauze immer übers Genick, packt, sobald sich jener rührt, fest zu, sucht ihn empor zu heben und schüttelt ihn, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Dabei ist er so gemein, daß er auch mit kleinen Hunden anbindet, welche andere, edeldenkende Hunde stets mit einer gewissen Herablassung behandeln und wenigstens niemals beißen; ja, es kommt häufig genug vor, daß ein Windhund kleinere Hunde in wenigen Augenblicken todtschüttelt. Dennoch ist das Thier nützlich und manchen Völkerschaften zu ihrer Jagd geradezu unentbehrlich. Weit mehr nämlich, als der Windhund im Norden benutzt wird, gebraucht man ihn im Süden, namentlich in allen Steppenländern. Die Tartaren, Perser, Kleinasiaten, die Beduinen, Kabilen, die Araber, Sudahnesen, Inder und andere mittelafrikanische und asiatische Völkerschaften achten ihn überaus hoch, im Werthe oft einem guten Pferde gleich. Unter den Araberstämmen der Wüste oder vielmehr der Wüstensteppen am Rande der Sahara geht das Sprichwort:

„Ein guter Falk, ein schneller Hund, ein edles Pferd,
Sind mehr als zwanzig Weiber werth."

Die Wahrheit dieses Sprichwortes begreift man, wenn man unter den Leuten gelebt hat.

Bei uns freilich wird der Windhund eben nicht häufig gebraucht. Die Jagd mit ihm ist für den Wildstand äußerst schädlich und deshalb auch an vielen Orten untersagt. Nur große Gutsbesitzer machen sich ab und zu das Vergnügen, mit ihm zu jagen. Dazu wird er leicht abgerichtet. Wenn er ein und ein halbes Jahr alt geworden, nimmt man ihn an die Leine und sucht es dahin zu bringen, daß er an dieser ruhig geht. Anfangs bringt man ihn mit einem alten Windhund auf ein Revier, wo es wenig Hasen giebt, und hetzt erst blos junge Hasen, welche aber noch nicht weit von dem Hunde entfernt sein dürfen. Die Gegend muß eben und frei sein, und man muß zu Pferde überall hinkommen können, damit man auch zur rechten Zeit bei dem Hunde anlangt, wenn er einen Hasen gefangen hat.

Es ist ein schönes Schauspiel, solche Jagd mit anzusehen. Der Hase ist so dumm nicht, wie er aussieht, und spielt dem unerfahrenen Hunde manche Tücke. In rasender Eile jagt dieser seinem Wilde nach, er macht Sätze von wirklich unglaublicher Entfernung, nicht selten solche, welche mit denen der größeren Katzen wetteifern, von acht, zehn und zwölf Fuß, und so ist es kein Wunder, daß er dem Hasen bald genug auf den Leib rückt. Jetzt ist er dicht herangekommen, — im nächsten Augenblick wird er ihn fassen — nein, so schnell geht das nicht! Der Hase hat plötzlich einen Haken geschlagen und rennt rückwärts; der Hund aber, der in gerader Flucht ihm nacheilte, ist weit über ihn hinausgestürzt, fällt fast auf die Erde, sieht sich wüthend um, geräth in äußersten Zorn, sucht und sieht endlich den Hasen bereits auf anderthalbhundert Schritte Entfernung dahinlaufen. Jetzt wirft er sich herum, rast ihm nach, faßt ihn bereits wieder — da schlägt der Hase einen zweiten Haken und dem Hunde ergeht es wie das erste Mal. In dieser Weise würde die Jagd ohne Ende fortdauern, wenn man nicht zwei Hunde auf einen Hasen laufen ließ. Da freilich endet sie weit schneller; denn während der Eine den Hasen verfolgt, schneidet der Andere ihm den Bogen ab, und so trifft das Sprichwort ein: „Viele Hunde sind der Hasen Tod." Hat nun endlich der Hund den Hasen gefangen, so muß

man sobald als möglich zur Stelle sein; denn die allermeisten Windhunde schneiden ihre Beute an und haben sie manchmal bereits halb aufgefressen, wenn der Jäger herbeikommt. Ein Windhund, welcher die anderen hiervon abhält, wird Retter genannt, und Derjenige, welcher im Stande ist, einen Hasen allein ohne Hilfe zu erhaschen, Solofänger; Beide werden außerordentlich theuer bezahlt und sind sehr gesucht.

Während im Norden die Windhunde sich vielfach durch ihren Leibesbau und ihre Behaarung unterscheiden, gehören die des Südens, wie es scheint, mehr oder weniger einer Rasse an. Der persische Windhund mag sie uns kennen lernen. Er ist ein ebenso edles, als anmuthiges Thier. Die Behaarung ist seidenweich; ihre Färbung ist ein leichtes Isabellgelb, welches nicht selten ins Weißliche zieht, häufig aber bis zur echten Rehfarbe dunkelt. Auf den alten egyptischen Denkmälern findet man diese Rasse unter anderen, namentlich gefleckten Windhunden abgebildet, woraus also hervorgeht, daß dieses vortreffliche Thier schon im grauen Alterthum benutzt wurde. Ich meinestheils habe ihn in Kordofahn kennen gelernt.

Alle Steppenbewohner, und zwar die festsitzenden ebensogut, wie die herumwandernden, verehren den Windhund in ganz ungewöhnlicher Weise. Es wurde mir nicht möglich, ein Windspiel käuflich an mich zu bringen, weil die Leute sich durchaus nicht auf den Handel einlassen wollten. Besondere Gebräuche, welche zum Gesetz geworden sind, bestimmen gewissermaßen den Werth des Thieres. So muß, um ein Beispiel zu geben, in Jemen nach altem Brauch und Recht Jeder, welcher ein Windspiel erschlägt, soviel Weizen zur Sühne geben, als erforderlich ist, den Hund zu bedecken, wenn er so an der Standarte aufgehängt ist, daß er mit der Schnauzenspitze eben den Boden berührt. Bei dem verhältnißmäßig hohen Preise, welchen der Weizen in jener Gegend hat, beansprucht dies eine ganz außerordentliche Summe; denn ein derartig aufgehangener Windhund erfordert bei dem geringen Fallwinkel des Getreides, wenn er bedeckt sein will, einen Haufen von vielen Scheffeln.

Im Jahre 1848 verlebte ich mehrere Wochen in dem Dorfe Melbeß in Kordofahn und hatte hier vielfache Gelegenheit, den innerafrikanischen Windhund zu beobachten. Die Dorfbewohner nährten sich, obgleich sie Getreide bauten, hauptsächlich von der Viehzucht und der Jagd. Aus diesem Grunde hielten sie blos Schäfer- und Windhunde, die ersteren bei den Herden, die letzteren im Dorfe. Es war eine wahre Freude, durch das Dorf zu gehen; denn vor jedem Hause saßen drei oder vier der prächtigen Thiere, von denen einer immer den andern an Schönheit übertraf. Sie waren wachsam und schon hierdurch von ihren Verwandten sehr verschieden. Sie schützten das Dorf auch gegen die nächtlichen Ueberfälle der Hiänen und Leoparden; nur in einen Kampf mit dem Löwen ließen sie sich nicht ein. Am Tage waren sie ruhig und still, nach Einbruch der Nacht aber begann ihr wahres Leben. Man sah sie dann auf allen Mauern herumklettern; selbst die Strohdächer der Tokhahl oder runden Hütten mit kegelförmigem Dache bestiegen sie, wahrscheinlich um dort einen geeigneten Standpunkt zum Ausschauen und Lauschen zu erhalten. Ihre Gewandtheit im Klettern erregte billig meine Verwunderung. Schon in Egypten hatte ich beobachtet, daß die Dorfhunde nachts mehr auf den Häusern, als auf den Straßen sich aufhalten. Hier aber sind alle Hüttendächer glatt und eben, in Melbeß dagegen waren dies nur die wenigsten: gleichwohl waren auch hier die Hunde oben ebenso heimisch, als unten auf der flachen Erde. Wenn nun die Nacht hereinbrach, hörte man anfangs wohl hier und da Gekläff und Gebell, bald jedoch wurde es ganz ruhig, und man vernahm höchstens das Geräusch, welches die Hunde verursachten, wenn sie über die Dächer wegliefen, unter denen man lag. Doch verging während meines ganzen Aufenthaltes keine Nacht, ohne daß sie Gelegenheit gefunden hätten, dem Menschen zu dienen. Eine Hiäne, ein Leopard oder ein Gepard, wilde Hunde und andere Raubthiere näherten sich allnächtlich dem Dorfe. Ein Hund bemerkte die verhaßten Gäste, schlug in eigenthümlich kurzer Weise heftig an, und im Nu war die ganze Meute lebendig. Mit wenig Sätzen sprang jeder Hund von seinem erhabenen Standpunkte herab; in den Straßen bildete sich augenblicklich eine Meute, und diese stürmte nun eilig vor das Dorf hinaus,

um den Kampf mit dem Feinde zu bestehen. Gewöhnlich war schon nach einer Viertelstunde die ganze Gesellschaft wieder versammelt: der Feind war in die Flucht geschlagen, und die Hunde kehrten siegreich zurück. Blos wenn ein Löwe erschien, bewiesen sie sich feig und verkrochen sich heulend in einen Winkel der Seriba oder der dornigen Umzäumung des Dorfes.

Jede Woche brachte ein Paar Festtage für unsere Thiere. Am frühen Morgen vernahm man zuweilen mitten im Dorfe den Ton eines Hornes, und dieser rief ein Leben unter den Hunden hervor, welches gar nicht zu beschreiben ist. Als ich den eigenthümlichen Klang des Hornes zum ersten Male vernahm, wußte ich ihn mir durchaus nicht zu deuten; die Hunde aber verstanden sehr wohl, was er sagen sollte. Aus jedem Hause hervor eilten drei oder vier Stück mit wilden Sprüngen, jagten dem Klange nach, und in wenigen Minuten hatte sich um den Hornbläser eine Meute von wenigstens 50 oder 60 Hunden versammelt. Wie ungeduldige Knaben umdrängten sie den Mann; sie sprangen an ihm empor, heulten, bellten, kläfften, wimmerten, rannten unter sich hin und her, knurrten einander an, drängten eifersüchtig diejenigen weg, welche dem Mann am nächsten standen: — kurz, sie zeigten in jeder Bewegung und in jedem Laut, daß sie aufs äußerste erregt waren. Als ich nun aus den meisten Häusern die jungen Männer mit ihren Lanzen und verschiedenen Schnuren und Stricken hervortreten sah, verstand ich freilich, was der Hornlaut zu sagen hatte: er war das Jagdzeichen. Nun sammelte sich die Mannschaft um die Hunde, und Jeder suchte sich seine eignen aus dem wirren Haufen heraus. Ihrer Vier bis Sechs wurden immer von einem Manne geführt; dieser hatte aber oft genug seine Noth, um die ungeduldigen Thiere nur einigermaßen zügeln zu können. Das war ein Drängen, ein Vorwärtsstreben, ein Kläffen, ein Bellen ohne Ende! Endlich schritt der ganze Jagdzug geordnet zum Dorfe hinaus, dabei ein wirklich prachtvolles Schauspiel gewährend. Man ging selten weit, denn schon die nächsten Wälder boten eine ergiebige Jagd, und diese war, Dank dem Eifer und Geschick der Hunde, für die Männer eine verhältnißmäßig sehr leichte. An einem Dickicht angekommen bildete man einen weiten Kessel und ließ dann die Hunde los. Diese drangen in das Innere des Dickichts ein und fingen fast alles jagdbare Wild, welches sich dort befand. Man brachte mir Trappen, Perlhühner, Frankoline, ja sogar Wüstenhühner, welche von den Hunden gefangen worden waren. Mehr brauche ich wohl nicht zu sagen, um die Gewandtheit dieser vortrefflichen Thiere zu beweisen. Eine Antilope entkam ihnen nie, weil sich jedesmal ihrer Vier oder Sechs vereinigten, um sie zu verfolgen. Die gewöhnliche Jagdbeute bestand aus Antilopen, Hasen und Hühnern, doch wurden auch andere Thiere von den Hunden erbeutet, z. B. Wildhunde (Canis simensis), Steppenfüchse (Vulpes famelica) und andere Raubthiere, und man versicherte mich, daß ein Leopard, ein Gepard oder eine Hiäne den Windhunden jedesmal erliegen müsse.

Diese Hunde sind der Stolz der Steppenbewohner und werden deshalb auch mit einer gewissen Eifersucht von diesen unter sich festgehalten. Bei den festwohnenden Arabern in der Nilniederung findet man sie nicht, und nur selten kommt ein Steppenbewohner mit zwei oder drei seiner Lieblingsthiere bis zum Nil herab. Bei solchen Gelegenheiten verlieren die Leute gewöhnlich einen ihrer Hunde, und zwar durch die Krokodile. Die am Nil und seinen Armen gebornen und dort aufgewachsenen Hunde werden von den Krokodilen niemals überrascht. Sie nahen sich, wenn sie trinken wollen, dem Strom immer nur mit der allerverständigsten Vorsicht und tappen nie blindlings zu, wie die der Verhältnisse unkundigen Steppenhunde. Ein Nilhund, um Dies kurz zu beschreiben, kommt vorsichtig zum Flußufer, beobachtet das Wasser von dort ganz genau, schreitet bedachtsam näher bis zu dem Spiegel des Wassers heran, heftet die Augen fest auf das trügerische Element und trinkt in Absätzen, bei der geringsten Bewegung des Wassers sich eilig zurückziehend; der Steppenhund dagegen denkt gar nicht daran, daß im Wasser Etwas verborgen sein könne, springt unbesorgt in den Strom, um sich auch Brust und Leib zu kühlen, und fällt so den Krokodilen sehr häufig zum Opfer. Ob Dies eine der Hauptursachen ist, daß man unmittelbar am Nil selbst keine Windhunde hält, oder ob noch andere Ursachen mitwirken, weiß ich nicht zu sagen.

Ueber die Windhunde des westlichen Theiles der Wüste mag uns General Daumas belehren: „In der Sahara, wie in allen übrigen Ländern der Araber, ist der Hund nicht mehr, als ein vernachlässigter, beschwerlicher Diener, welchen man von sich stößt, wie groß auch die Nützlichkeit seines Amtes sei, gleichviel ob er die Wohnung bewachen oder das Vieh hüten muß: — nur der Windhund allein genießt die Zuneigung, die Achtung, die Zärtlichkeit seines Herrn. Der Reiche sowohl, als der Arme, betrachten ihn als den unzertrennlichen Genossen aller ritterlichen Vergnügungen, welche die Beduinen mit so großer Freude üben. Man hütet diesen Hund, wie seinen eigenen Augapfel; man giebt ihm sein besonderes Futter, läßt ihn, so zu sagen, mit sich aus einer Schüssel speisen und sieht mit großer Sorgfalt auf die Reinhaltung der Rassen. Ein Mann der Sahara durchreist gern seine zwanzig, dreißig Meilen um für eine edle Hündin einen edlen Hund zu finden!"

„Der Windhund der besten Art muß die flüchtige Gazelle in wenig Zeit erreichen. „Wenn der „Slugui" eine Gazelle sieht, welche weidet, fängt er sie, ehe sie Zeit hatte, den Bissen im Munde hinab zu schlingen," — sagen die Araber, um die Schnelligkeit und Güte ihrer Hunde zu versinnlichen."

„Geschieht es, daß eine Windhündin sich mit einem andern Hunde einläßt und trächtig wird, so tödten die Araber ihr die Jungen im Leibe, sobald sie sich einigermaßen entwickelt haben. Und nicht allein ihre Kinder verliert solch eine ungerathene Hündin, sondern unter Umständen auch das eigne Leben. Ihr Besitzer läßt sie ohne Gnade umbringen: „Wie," ruft er aus, „du, eine Hündin von Erziehung, eine Hündin von edler Geburt, wirfst dich weg und läßt dich mit dem Pöbel ein? Es ist eine Gemeinheit ohne Gleichen; stirb mit deinem Verbrechen!"

„Wenn eine Windhündin Junge geworfen hat, verlieren die Araber keinen Augenblick, um diese Jungen gehörig zu beobachten und sie zu liebkosen. Nicht selten kommen die Frauen herbei und lassen sie an ihren eignen Brüsten trinken. Je größern Ruf die Hündin hat, um so mehr Besuche empfängt sie während ihres Wochenbettes, und Alle bringen ihr Geschenke, die Einen Milch, die Andern Kuskusu, und kein Versprechen, keine Schmeichelei giebt es, welche nicht angewandt würde, um ein junges, edles Hündchen zu erlangen. „Ich bin dein Freund, mein Bruder, thue mir den Gefallen und gieb mir das, worum ich dich bitte; ich will dich gern begleiten, wenn du zur Jagd hinausgehst; ich will dir dienen und dir andere Freundlichkeiten erzeigen." Auf alle diese Bitten antwortet der Herr der Hündin, dem solche Bitten gespendet werden, gewöhnlich, daß er noch nicht Gelegenheit gehabt habe, für sich selbst den ihm anstehenden Hund des Gewölfes auszusuchen, und unter sieben Tagen gar Nichts sagen könne. Solche Zurückhaltung hat ihren Grund in einer Beobachtung, welche die Araber gemacht haben wollen. In dem Gewölfe der Windhündin giebt es immer ein Hündchen, welches auf allen übrigen liegt, sei es zufällig oder in Folge seiner eigenen Anstrengungen. Um sich nun vollends von der Güte dieses Thieres zu versichern, nimmt man es von seinem Platze weg und beobachtet, ob es sich in den ersten sieben Tagen wiederholt denselben erobert. Geschieht Dies, so hat der Besitzer die größten Hoffnungen, einen vorzüglichen Hund in ihm zu erhalten, und es würde vergeblich sein, ihm den besten Negersklaven als Tauschmittel zu bieten: er verkauft den Hund sicherlich nicht. Eine andere Ansicht läßt diejenigen Hunde als die besten erscheinen, welche zuerst, zu dritt und zu fünft geboren werden."

„Mit dem vierzigsten Tage werden die jungen Windhunde entwöhnt; demungeachtet erhalten sie aber noch Ziegen- oder Kamelmilch, soviel sie mögen, und dazu Datteln und Kuskusu. Nicht selten sieht man Araber, welche für die jungen, der Mutter entwöhnten Hunde milchreiche Ziegen festhalten, damit die hochgeachteten Thiere an denselben saugen können."

„Ist der Windhund drei oder vier Monate alt geworden, so beginnt man, sich mit seiner Erziehung zu beschäftigen. Die Knaben lassen vor ihm Spring- und Rennmäuse laufen und hetzen den jungen Fänger auf dieses Wild. Es dauert nicht lange, so zeigt das edle Thier bereits große Lust an dieser Jagd, und nach wenigen Wochen ist es schon soweit gekommen, daß es auch auf andere, größere Nager verwendet werden kann. Im Alter von fünf und sechs Monaten beginnt man bereits

mit der Jagd des Hasen, welche ungleich größere Schwierigkeiten macht. Die Diener gehen zu Fuß, den jungen Windhund an der Hand führend, nach einem vorher ausgekundschafteten Hasenlager, stoßen den Schläfer auf, feuern den Hund durch einen leisen Zuruf zur Verfolgung an und fahren mit diesem Geschäft fort, bis der Windhund auch Hasen zu fangen gelernt hat. Von dem Hasen steigt man zu jungen Gazellen auf. Man nähert sich diesen mit aller Vorsicht, wenn sie zur Seite ihrer Mütter ruhen, ruft die Aufmerksamkeit der Hunde wach, begeistert sie, bis sie ungeduldig werden, und läßt sie dann los. Nach einigen Uebungen betreibt der Windhund auch ohne besondere Aufmunterung die Jagd leidenschaftlich."

„Unter solchen Uebungen ist das edle Thier ein Jahr alt geworden und hat beinahe seine ganze Stärke erreicht. Seine Sinne haben sich entwickelt, und namentlich der Geruch, welcher bei ihm nicht in dem Grade verkümmert erscheint, als bei anderen Windhunden, hat seine volle Ausbildung erhalten, demohngeachtet wird der Slugui noch nicht zur Jagd verwandt, höchstens, nachdem er 15 oder 16 Monate alt geworden ist, gebraucht man ihn wie die übrigen. Aber von diesem Augenblicke an muthet man ihm auch fast das Unmögliche zu, und er macht das Unmögliche möglich."

Wenn jetzt dieser Hund ein Rudel von 30 oder 40 Antilopen erblickt, zittert er vor Aufregung und Vergnügen und schaut bittend seinen Herrn an, welcher erfreut ihm zu sagen pflegt: „Du Judensohn, sage mir nur nicht mehr, daß du sie nicht gesehen hast. Ich kenne dich, Freund, aber will dir gern zu Willen sein." Jetzt nimmt er seinen Schlauch herab und befeuchtet dem Judensohne und Freunde Rücken, Bauch und Geschlechtstheile, überzeugt, daß der Hund hierdurch mehr gestärkt werde, als durch alles Uebrige. Der Windhund seinerseits ist voll Ungeduld und wendet seine Augen bittend nach seinem Herrn. Endlich sieht er sich frei, jauchzt vor Vergnügen auf und wirft sich wie ein Pfeil auf seine Beute, immer sich das schönste und stattlichste Stück des Rudels auswählend. Sobald er eine Gazelle oder andere Antilope gefangen hat, erhält er augenblicklich sein Waidrecht, das Fleisch an den Rippen nämlich, — Eingeweide würde er mit Verachtung liegen lassen."

„Der Windhund ist klug und besitzt sehr viel Eitelkeit. Wenn man ihm vor der Jagd eine schöne Antilope zeigt, er aber nicht im Stande ist, diese zu bekommen, sondern dafür eine andere niederreißt und dafür gescholten wird, ist er sehr unglücklich und zieht sich schamvoll zurück, auf sein Wildrecht verzichtend. Die Erziehung, welche er genießt, macht ihn unglaublich eitel. Ein edler Windhund frißt niemals von einem schmuzigen Teller und trinkt nie Milch, in welche Jemand seine Hand getaucht hat. Seine Erzieher haben ihn so verwöhnt, daß er die beste Abwartung verlangt. Während man anderen Hunden kaum Nahrung reicht, sondern sie vielmehr zwingt, sich mit dem Aase und mit den Knochen zu nähren, welche die Windhunde verschmähen, während man sie wüthend aus den Zellen stößt und vom Tisch wegjagt, schläft der Windhund zur Seite seines Herrn auf Teppichen und nicht selten in einem Bette mit seinem Besitzer. Man kleidet ihn an, damit er nicht von der Kälte leidet, man belegt ihn mit Decken, wie ein edles Pferd, man giebt sich Mühe, ihn zu erheitern, wenn er mürrisch ist, und alles Dies, weil seine Unarten, wie man sagt, ein Zeichen seines Adels sind. Man findet Vergnügen darin, ihn mit allerlei Schmuck zu behängen; man legt ihm Halsbänder und Muscheln um und behängt ihn, um ihn vor dem Blicke des bösen Auges zu schützen, mit Talismanen; man besorgt seine Nahrung mit größter Sorgfalt und giebt ihm überhaupt nur das Essen, welches man selbst für Leckerbissen hält. Und nicht genug damit; der Windhund begleitet seinen Herrn, wenn dieser seine Besuche macht und empfängt wie dieser die Gastfreundschaft im vollsten Maße; er erhält sogar seinen Theil von jedem Gericht."

„Der edle Windhund jagt nur mit seinem Herrn. Solche Anhänglichkeit und die Reinlichkeit des Thieres vergilt die Mühe, welche man sich mit ihm giebt. Wenn nach einer Abwesenheit von einigen Tagen der Herr zurückkommt, stürzt der Windhund jauchzend aus dem Zelte hervor und springt mit einem Satze in den Sattel, um den von ihm schmerzlich Vermißten zu liebkosen; dann sagt der Araber zu ihm: „Mein lieber Freund, entschuldige mich, es war nothwendig, daß ich dich verließ: aber ich gehe nun mit dir; denn ich brauche Fleisch, ich bin des Dattelnessens müde, und du wirst wohl so

gut sein, mir Fleisch zu verschaffen." Der Hund benimmt sich bei allen diesen Freundlichkeiten, als wisse er sie Wort für Wort in ihrem vollen Werthe zu würdigen."

„Wenn ein Windhund stirbt, geht ein großer Schmerz durch das ganze Zelt. Die Frauen und Kinder weinen, als ob sie ein theures Familienglied verloren hätten. Und oft genug haben sie auch viel verloren; denn der Hund war es, welcher die ganze Familie erhielt. Ein Slugui, welcher für den armen Beduinen jagt, wird niemals verkauft, und nur in höchst seltenen Fällen läßt man sich herbei, ihn einem der Verwandten oder einem Marabut, vor dem man große Ehrfurcht hat, zu schenken.

Der Preis eines Slugui, welcher die größeren Gazellen fängt, steht dem eines Kameles gleich; für einen Windhund, welcher größere Antilopen niederreißt, bezahlt man gern soviel, wie für ein schönes Pferd."

Die Perser benutzen ihre Windhunde, welche den afrikanischen außerordentlich ähneln, ebenfalls hauptsächlich bei der Antilopenjagd, stellen ihnen aber in ihren **Baizfalken** ganz vortreffliche Ge-



Der italienische Hund (Canis familiaris).

hilfen. Alle vornehmen Perser sind leidenschaftliche Freunde dieser gemischten oder vereinigten Hetzjagden und wagen bei wahrhaft haarsträubenden Ritten das Leben mit Freuden bei solch edlem Vergnügen. Sobald sie in ihrer Ebene eine Antilope erblicken, lassen sie den Baizfalken steigen, und dieser holt natürlich mit wenig Flügelschlägen das sich flüchtende Säugethier ein und zwingt es auf eigenthümliche Weise zum Feststellen. Geschickt einem Stoße des spitzen Hornes ausweichend, schießt er schief von oben herab auf den Kopf der Antilope, schlägt dort seine gewaltigen Fänge ein, hält sich trotz alles Schüttelns fest und verwirrt das Thier durch Flügelschläge, bis es nicht mehr weiß, wohin es sich wenden soll, und solange im Kreise herumtaumelt, bis die Windhunde nachgekommen sind, um es für ihren Herrn fest zu machen. Außerdem benutzt man denselben Hund auch noch zur Jagd des **Ebers** und des wilden **Esels** (Asinus hemionus), und namentlich der letztere soll dem Jäger und seinem schnellen, vierfüßigen Gehilfen viel zu schaffen machen. Seinem natürlichen Triebe folgend, eilt der aufgescheuchte wilde Esel augenblicklich den felsigen Abhängen zu, in welchen er den größten Theil

seines Lebens verbringt und der Uebung im Klettern wegen die größten Vortheile vor dem persischen Pferde hat. Nur solche gewandte Geschöpfe, wie die eingebornen Windhunde es sind, können ihm in jene Gebiete folgen, aber auch sie müssen oft genug ihre Beute aufgeben, müssen es thun, obgleich man mehrere Hundemeuten in der Verfolgung des ebenso flüchtigen als muthigen Esel abwechseln läßt.

Man sagt, daß der persische Windhund ein sehr zweifelhafter Begleiter seines Herrn sei und zuweilen denselben zur Flucht nöthige, indem er geradezu mörderisch über ihn herfalle. Doch bedarf Dies wohl noch sehr der Bestätigung. —

Andere Rassen dieser Art zeichnen sich durch eine dichtere Behaarung und buschigere Standarte aus. Hierher gehört hauptsächlich der russische, während der schottische und irische einen dicht behaarten Schwanz tragen. Wie andere werden sie vielfach bei Wolfsjagden oder auch bei Bären- oder Schweinshatzen benutzt.



Der dänische Hund.

Das allerzierlichste Mitglied der ganzen Windhundgesellschaft ist der sogenannte italienische Hund. Er verdient seines überaus zarten und feinen Leibesbaues wegen der Erwähnung. Den anderen Windhunden gegenüber ist er ein wahrer Zwerg; aber er ist ein höchst wohlgebildeter Zwerg, bei welchem jeder Körpertheil im genausten Verhältnisse steht. Sein ganzes Gewicht übersteigt selten 6 oder 7 Pfund, und die allerausgezeichnetsten wiegen sogar blos vier Pfund, trotz ihrer Höhe von 14 oder 15 Zoll. Man hat zwar versucht, das niedliche Geschöpf zur Jagd der Kaninchen abzurichten, allein es eignet sich hierzu weit weniger, als zu der Rolle eines Schoshündchens oder Lieblings von Damen, denn der italienische Windhund läßt sich leichter und gründlicher verziehen, als jeder andere Hund. Ein liebebedürftiges und erziehungslustiges Frauenherz findet in ihm geradezu einen unübertrefflichen Gegenstand, ein Wesen, welches in kurzer Zeit an Eigenwillen, Empfindlichkeit und Empfindsamkeit selbst das verweichlichste Menschenkind übertrifft. Abgesehen von diesen Eigenschaften ist der

schmucke, zierlich gebaute Hund aber ein wirklich reizendes Geschöpf. Jeder Körpertheil an ihm ist zierlich und fein gebildet, jede Bewegung von ihm ist leicht, gefällig und anmuthig. Die Färbung ist eine sehr wechselnde; am häufigsten sieht man ein eigenthümliches Graubraun mit goldigem Schimmer.

Als einfacher Blendling zwischen Windhund und Bullenbeißer wird der große dänische Hund — siehe Bild Seite 353 — angesehen. Man sieht ihn in Deutschland selten, in England aber als den treuen Begleiter von Pferden und Wagen häufiger. Es ist ein großes schönes Thier von edler Form mit schlanken Beinen und glattem Schwanz, schmalen und kurzen Ohren und großen, schönen Augen; die Schnauze ist zugespitzt, aber, wie das ganze Thier, immer noch weit kräftiger, als die des Windhundes. Seine Färbung spielt ins Braune, Mäusefarbene und Schwärzliche; die Brust und die Kehle sind jedoch immer weißlich. Früher wurde er viel zur Hatz auf Rothwild benutzt, gegenwärtig ist bekanntlich diese Jagd außer Gebrauch gekommen. Der dänische Windhund gilt als ein treues, gutmüthiges und wachsames Thier.

Genauer auf die manchfaltigen Rassen und Bastarde dieser Art einzugehen, möge mir nachgesehen werden, weil wir ohnehin nur bei genauester Behandlung dieser verschiedenen Abweichungen etwas Genügendes erhalten würden.

An den dänischen Hund können wir die Bullenbeißer und die ihnen nahe stehenden Rassen der großen Hühnerhunde anreihen.

Bei dem eigentlichen Bullenbeißer (Canis Molossus) ist der Leib gedrungen dick, gegen die Weichen nur wenig eingezogen, der Rücken nicht gekrümmt, die Brust breit und tiefliegend, der Hals ziemlich kurz und dick, der Kopf rundlich, hoch, die Stirne stark gewölbt, die Schnauze kurz, nach vorn verschmälert und sehr stark abgestumpft. Die Lippen hängen zu beiden Seiten über (klaffen vorn aber nicht) und triefen beständig von Geifer; die ziemlich langen und mittelbreiten Ohren sind gerundet, halb aufrecht stehend, gegen die Spitze umgebogen und hängend. Die Beine sind von mittler Höhe, dick und stark; an den Hinterpfoten ist keine Afterzehe vorhanden. Der Schwanz ist am Grunde dick, gegen das Ende zu verschmälert, ziemlich lang; er reicht bis an das Fersengelenk. Selten wird er gerade oder nach rückwärts gestreckt, sondern meistens in die Höhe gerichtet und vorwärts gebeugt. Die Färbung ist entweder fahl oder bräunlichgelb, bisweilen mit einem schwärzlichen Ueberfluge, oder auch bräunlich; die Schnauze, die Lippen und die äußeren Enden der Ohren sind schwarz: doch giebt es, wie bei allen Hunden, vielfache Abänderungen. Gewöhnlich beträgt die Körperlänge $2^1/_2$ Fuß, die des Schwanzes etwas über 1 Fuß, die Höhe am Widerrist gegen 2 Fuß.

Als muthmaßliche Heimat des Bullenbeißers kann Irland betrachtet werden; wenigstens finden sich dort die ausgezeichnetsten Rassen, welche man überhaupt kennt. Die Thiere sind schwer und plump, und ihr Lauf deswegen weder anhaltend, noch rasch. Dagegen besitzen sie eine überaus große Stärke, viel Entschlossenheit und einen unglaublichen Muth, ja, man kann sagen, daß sie mit wenigen Ausnahmen als die muthigsten aller Thiere angesehen werden können. Diese hervorragende Eigenschaft ist so wohl bekannt, daß sie zum Sprichwort geworden ist. Ihrer Stärke wegen sind die Bullenbeißer zu schwerer und gefährlicher Jagd und zu Kämpfen mit wilden Thieren besonders geeignet. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts veranstalteten die Engländer Kampfspiele zwischen Bullenbeißern und Stieren; selbst gegen Bären und Löwen kämpften die Hunde mit vielem Glück: man rechnete nur drei Doggen auf einen Bären, vier auf einen Löwen.

Die geistigen Fähigkeiten des Bullenbeißers sind nicht so ausgezeichnet, wie die der übrigen gescheiten Hunde, keineswegs aber so tief stehend, wie man gewöhnlich angenommen hat. Man glaubte, in dem Bullenbeißer ein Thier der rohen Stärke vor sich zu sehen, und gab sich vom Anfang an dem Glauben hin, daß es in geistiger Hinsicht durchaus Nichts leisten könne. Doch ist diese Ansicht unbegründet; denn jeder Bullenbeißer gewöhnt sich an den Menschen und opfert mit Vergnügen sein Leben für ihn auf. Er eignet sich vortrefflich zum Wachen und Hüten unsers Hauses oder unserer Güter

und vertheidigt das ihm Anvertraute mit wirklich beispiellosem Muthe. Als Reisebegleiter in gefährlichen, einsamen Gegenden ist er gar nicht zu ersetzen. Es sind Fälle genug bekannt, daß er seinen Herrn gegen fünf bis sechs Räuber mit dem größten Erfolge vertheidigt hat; ja, man weiß Geschichten, in denen er als Sieger aus solchen ungleichen Kämpfen hervorging, trotz unzähliger Wunden, welche er erhalten hatte. Auch als Wächter bei Rinderherden wird er verwendet und versteht es, selbst den wildesten Stier zu bändigen; denn er ist geschickt genug, sich im rechten Augenblick in das Maul des Ochsen einzubeißen und so lange dort sich fest zu hängen, bis sich der Stier geduldig der Uebermacht des Hundes fügt. Zum Kampf gegen große Raubthiere, wie Bären und Wölfe, Wildschweine, Löwen rc. läßt er sich leicht abrichten und steht deshalb bei allen Völkern, welche mit derlei Raubgezüchte zu thun haben, im hohen Ansehen. In den alten Thierhetzen auf Auerochsen und anderes schwere Wild wurde er vielfach verwendet, und in Amerika wird er noch heutigen Tages bei den Stier-



Der Bullenbeißer (Canis Molossus).

gefechten benutzt. Anderen Hunden gegenüber beträgt er sich sehr anständig. Er sucht nur selten Streit und läßt sich besonders von kleineren Hunden viel gefallen. Auch erträgt er Neckereien lange. Bei fortgesetzter Reizung aber greift er, ohne vorher zu warnen oder viel zu bellen und ohne zu irgend welcher List seine Zuflucht zu nehmen, von vorn an, begnügt sich aber gewöhnlich, seinen Gegner zu Boden zu werfen und ihn festzuhalten, falls dieser keinen fernern Widerstand versucht. Gegen seinen Herrn ist der Bullenbeißer treu und anhänglich, ohne sich ihm indeß aufzudrängen; gegen Fremde jedoch bleibt er immer gefährlich, er mag frei sein oder an der Kette liegen, und wenn er auf Leute gehetzt wird, ist er wahrhaft furchtbar.

Ihm sehr nahe stehen die eigentlichen Doggen. Es sind sehr große und starke Thiere mit kurzer, dicker, vorn gerad abgestumpfter Schnauze, deren Oberlippen, obgleich sie an den Seiten herab-

hängen, vorn den Mund nicht schließen und so beständig das Gebiß sehen lassen. Die Nase ist nicht selten gespalten, der Pelz ist kurzhaarig und gewöhnlich von Farbe einfach roth, oft aber auch bunt. In früheren Zeiten, wo das Land noch unsicherer war, als gegenwärtig, hielt man die Doggen noch in ziemlicher Menge, gegenwärtig findet man sie nur bei Liebhabern. „Die Englischen Docken," sagt v. Flemming in seinem Volkommenen teutschen Jäger, Leipzig 1717, „welche große Herren anfänglich aus England und Irrland mit vielen Unkosten bringen lassen, werden jetziger Zeit in Teutschland auferzogen. Und geben denen allergrößten und schönsten den Namen Cammer-Hunde, weil sie solche meistens des Nachts in ihrem Schlaff-Gemach bei sich haben, damit, wann Mörder einfallen sollten, diese solche Bösewichte niederreißen, ihren Herrn aber erretten mögten. Nächst diesen werden andere Englische Docken Leib-Hunde genennet, welche an Hirsche, Schweine und Wölfe gehetzt werden, sonderlich müssen dieselben angewiesen werden, daß sie ein wildes Thier ja nicht vor den Kopff anfallen, sondern zur Seite an die Ohren fassen, und zu beiden Seiten sich anlegen. Denn sonst ein Bär sie zerreißen, ein Hirsch sein Gehörn vorwerffen und dieselben spießen, das wilde Schwein hauen, der Wolf aber stetig umb sich schnappen und herrumb beißen würde. Im Stall liegen sie ein jeder besonders vor sich an Ketten und hat jeder seinen Fraß absonderlich vor sich stehen. — Die Bären- oder Bollbeißer sind von dieser vorgemeldeten Art eine besondere Gattung, welche zwar dicke und schwer, zum fangen aber ungemein hitzig erbittert sind. Sie sehen böse und tückisch auf, und werden insgemein zur Podolischen und Ungarischen Büffel-Ochsen-Hatz, wie auch zuweilen die Bäre damit zu hetzen, gebraucht. Sie werden anfänglich an mäßige Sauen gehetzet, endlich an kleine Bären. Man muß dieselben, wenn sie sich fest einbeißen und verfangen, geschwind mit einer starken rauhen Gänsefeder in die Kehle kützeln, alsdann lassen sie selbst loß. Der Bär schmeisset mit Ohrfeigen umb sich, bis die Herrschaft überdrüssig wird, sodann werden die Hunde an sich angeruffen, und der Bär entweder in einen Kasten gethan, oder von der Herrschaft ihme mit dem Fang-Eysen der Rest gegeben, nachdem die Cammer- oder Leibhunde vorgerücket und denselben gefangen, darzu dann von anwesenden Jägern mit Wald- und Hüffthörnern geblasen wird."

Mit diesen Worten sind die Doggen fast hinlänglich beschrieben. Bei uns sieht man gewöhnlich nur eine mittelgroße Rasse, welche höchstens die Größe eines mittelmäßigen Hühnerhundes erreicht, oft aber nur halb so groß ist. Die Farbe dieses Thieres ist regelmäßig ein lichtes Isabellgelb; es finden sich aber auch, obwohl selten, Doggen, welche dunkler gefärbt sind. Die starken Knochen, die breite Brust und vor Allem der ausgezeichnete Bau des Kopfes läßt die Doggen nie verkennen. Der Kopf ist hinten breit und dick, die Backenmuskeln sind ganz erstaunlich stark, die Schnauze ist kurz, die Nase eingedrückt und wird dadurch sehr häßlich, oder aber sie ist gespalten, so daß jedes Nasenloch fast für sich besonders zu liegen scheint; die Schneidezähne stehen oft unregelmäßig, z. B. einige hinter den anderen; die Spitze der Unterkinnlade tritt vor die der Oberkinnlade; Eck- und Backzähne sind gewaltig; die Augen sind groß und der Blick düster.

Der eigentliche Bulldogg wird zumal in England sehr häufig gehalten und heißt deshalb bei uns auch geradezu englische Dogge. Man sieht ihn, noch mehr, als den Bullenbeißer, für ein wüthendes, unzugängliches und stumpfsinniges Thier an; doch kann man ihm diese Eigenschaften nur in beschränkter Weise zuschreiben. Seinem Herrn gegenüber zeigt der Bulldogg immer Treue und Anhänglichkeit; doch muß er denselben vollkommen kennen gelernt und erfahren haben, daß dessen geistige Kraft seine leibliche unter allen Umständen unterjochen kann; denn sonst glaubt das Thier nicht selten, das auch an den Menschen versuchen zu dürfen, was es an allen Thieren sich zu Schulden kommen läßt. Die Dogge ist sehr bissig und herrschsüchtig und zeigt unter Umständen eine wahre Freude, ein anderes Thier todtzubeißen. Dabei muß man rühmend anerkennen, daß ihr Muth noch größer ist, als ihre wirklich furchtbare Stärke. Sie wagt sich an jedes Thier, selbst an das gefährlichste: ein wüthender Ochse, ein hungriger, gefährlicher Wolf, ein Löwe erscheinen einer echten Dogge noch keineswegs als unüberwindliche Gegner: sie versucht wenigstens, inwiefern sie jener Meister werden kann. Lenz erzählt in seinem vorzüglichen Werke mehrere Thatsachen, von denen ich nur die eine

anführen will. „Im Jahre 1850 sah ich in Gotha eine Menagerie, bei der sich ein großer schöner Wolf befand. Am folgenden Tage zwängte sich der Wolf aus seinem Käfig und verbreitete unter den vielen Zuschauern großen Schrecken. Ein Bulldogg des Menageriebesitzers, der ruhig in einer Ecke gelegen, hatte Alles beobachtet, sprang plötzlich aus eignem Antrieb hervor und verbiß sich fest in die Kehle des Wolfs. So gewann der Mann Zeit, aus einem vom Zelte geschnittenen Stricke eine Schlinge zu fertigen, die er dann dem Wolfe über den Kopf warf. Hund und Mann schafften nun gemeinschaftlich den Wolf nach dem Käfig hin; dort kam er aber todt an, die Dogge hatte ihn in ihrem Diensteifer erwürgt."

Was er einmal gefaßt hat, läßt er so leicht nicht wieder los. Dies sieht man deutlich, wenn man ihn in einen Stock oder in ein Tuch beißen läßt; denn dann kann man ihn an diesem Gegenstand in die Höhe heben, auf den Rücken werfen und andere Dinge mit ihm vornehmen, ohne daß er ausläßt.

Von der Mordlust des Thieres erzählt Lenz Folgendes: „Ich bekam ein erwachsenes Bulldoggweibchen kleinster Sorte, das ein Fuhrmann von Köln mitgebracht, das vor Hunger ganz elend aussah und nur aus Haut und Knochen zu bestehen schien. Ich bewillkommnete die am ganzen Leibe zitternde Jammergestalt und sprach ihr Trost zu, den sie auch, da er von gutem Futter begleitet war, ohne Bedenken annahm. Dann wollte ich sie in einem Stalle unterbringen, wobei ich mit ihr durch einen Raum mußte, in welchem ich eine Menge Kaninchen hielt. Sobald ich hineintrat, sprang die Bestie augenblicklich mit der Wuth eines Tigers auf ein großes Kaninchen und hatte es im Nu im Rachen. Im nächsten Augenblicke hatte ich das Ungeheuerchen mit der rechten Hand beim Kragen und in der Luft; mit der linken riß ich am Kaninchen, konnte es aber nur in Fetzen aus dem festgeschlossenen Maule zerren. Erst gab ich nun der schwebenden Sünderin einige tüchtige Ohrfeigen, die sie annahm, als ob sie gar Nichts davon merkte, alsdann warf ich die bewußten Fetzen zur Thür hinaus und setzte mein Bulldöggchen, umsomehr an Reue und Besserung glaubend, weil es wieder zu zittern und zu beben begann, zur Erde. Sowie es diese berührte, that es zwei Sätze und hatte wieder ein Kaninchen im Maul, dessen Knochen ich brechen hörte. Ich nahm sogleich die rückfällige Sünderin wieder beim Genick, riß ihr die Beute weg, theilte einige Ohrfeigen aus und sorgte nun dafür, daß der Kaninchenstall verschlossen blieb. Meinem Geflügel that sie glücklicherweise Nichts, und Katzen, gegen die sie, wie ich später sah, sehr feindlich gesinnt war, hatte ich damals nicht. Mit mir vertrug sie sich übrigens vortrefflich, sah bald bei gutem Futter ganz behäbig aus und zog mit mir zu Bekannten und Verwandten auf Rattenfang. In diesem Geschäfte zeigte sie einen wüthenden Eifer, wie z. B. aus folgender Thatsache zu ersehen: Ich hatte ein großes, tiefes Faß mit Falldeckel aufgestellt und bald war eine gewaltige Ratte darin. Dieses Faß brachte ich auf einen freien Platz; es sammelte sich ein Kreis von Zuschauern, und ich holte eilig meinen Hund. Diesen mußte ein Zuschauer beim Halsband fassen. Indeß ging ich ans Faß, nahm leise den Deckel ab, warf ihn weg und wollte es nun so senken, daß die Ratte plötzlich zur Freude der Umstehenden hervorspringen sollte. Sowie ich aber das Faß zu senken begann, hatte der Hund den Braten gemerkt, sich losgerissen, sauste an meinem Kopfe vorbei, hoch empor und hinab ins Faß, tumultuirte dort eine Zeit lang mit der zwischen seinen Beinen herumrasenden Ratte und erlegte sie, während eine Menge Köpfe herbeigeeilt waren und verwundert in den Abgrund des Fasses schauten ....."

„Noch gröber trieben's zwei große Bulldoggs, die einem meiner ehemaligen Schüler, als er preußischer Reiteroffizier war, von einem Freunde als Geschenk zugesandt wurden. Sie langten zusammengekoppelt an und waren von einem Steckbriefe begleitet, welcher besagte, „ihr bisheriger Herr könne sie nicht zum Guten bringen und wolle sie los sein." Der Offizier wollte die wüthend aussehenden Bestien auch nicht haben, stieg gleich am andern Morgen zu Pferde und ließ die Hunde frei umherlaufen, um sie einem entfernt wohnenden Gutsbesitzer anzubieten. Unterwegs begegnete der Zug einer Schweineherde. Die Hunde fielen über sie her, wollten ein Stück erwürgen, aber die Leute sprangen zu, schlugen den einen todt, den andern halbtodt. Der Offizier verweilte einige Zeit,

verhandelte mit den Leuten über den angerichteten Schaden, ritt dann weiter und freute sich, seine scheußlichen Begleiter los zu sein. Indeß war der Halbtodte wieder auf die Beine gekommen, fühlte sich an dem Ort, wo er die Niederlage erlitten, nicht ganz sicher und zog seinem Herrn nach. Dieser ritt aus Mitleid langsam. Dem Hunde wurde es dennoch schwer, mitzukommen; er legte sich daher quer vor das Pferd, um es zum Stehen zu bringen. Der Herr ritt um ihn herum und langsam weiter. Das wiederholte sich einigemal. Endlich bekam's der Hund satt, sprang, wie das Pferd um ihn herum wollte, an dessen Schnauze und biß sich da fest ein. Der Herr zog eine Pistole und schoß ihn todt."

Die Eigenschaften der Doggen waren schon den Römern bekannt und sie deshalb außerordentlich geschätzt, weil sie sich mehr, als alle übrigen Hunde, eigneten, eine Hauptrolle in den blutigen Spielen des Circus zu übernehmen. Nachdem England römische Provinz geworden war, gab es daselbst besondere Beamte, welchen die Erziehung und Auswahl der nach Rom zu sendenden Doggen oblag. Dort kämpften diese zur Freude des Volks mit zahlreichen wilden Thieren, und diese römische Belustigung erbte sich auch auf spätere Zeiten fort, indem namentlich in England noch zu Zeiten der Elisabeth und Jacobs I. große Thierkämpfe angestellt wurden. Stow schildert ein Gefecht, welches drei Doggen einem Löwen lieferten. Der erste Hund wurde sogleich am Nacken gefaßt und herumgeschleppt; dem zweiten erging's nicht besser; der dritte aber erfaßte den König der Thiere an der Lippe, hielt ihn fest, bis er durch Krallenhiebe abzulassen genöthigt wurde, überlebte, obgleich schwer verwundet, allein den Sieg über den Gegner, welcher, sobald er sich frei fühlte, erschöpft und zu fernerem Kampfe ungeneigt, über die Hunde wegsprang und in dem geeignetsten Winkel seines Käfigs Schutz suchte.

Ihre Eigenschaften machen die Doggen nicht gerade zu angenehmen Gefährten des Menschen. Man kennt viele Beispiele, daß sie ihren eignen Herrn in Belagerungszustand erklärten und ihn nicht von der Stelle ließen, und namentlich eine Geschichte, welche erzählt wird, ist sehr lustig. Ein einsam wohnender Junggesell nämlich hatte eine große Bulldogge gekauft und brachte sie hoch erfreut mit Hilfe ihres frühern Besitzers auf sein Zimmer. Am andern Morgen will er sich aus dem Bett erheben: in demselben Augenblick aber springt die Dogge auf ihn zu, stemmt trotzig beide Füße gegen das Bett und droht ihm mit ihrem furchtbaren Gebiß so verständlich, daß er augenblicklich einsieht, nur die größte Ruhe könne ihn vor dem Viehe schützen. So oft er den Versuch erneuert, sich anzukleiden, wiederholt sich dieselbe Geschichte, und so ist er gezwungen, ruhig liegen zu bleiben. Nun will aber der Zufall, daß ihn gerade an diesem Tage Niemand besucht, und er hat das Vergnügen, seinem schönen Hunde zu Liebe den ganzen Tag hungernd und dürstend im Bette zu verweilen. Der frühere Herr errettet ihn endlich von dem ungeschlachten und unhöflichen Thiere.

Man begreift, warum die Bulldoggen gegenwärtig wenig gehalten werden. So ganz geistesarm, als man gewöhnlich glaubt, sind sie jedoch nicht, es giebt sogar einzelne, welche an Verstand fast mit dem Pudel wetteifern. So kannte ich einen solchen Hund, welcher durch seine Verständigkeit viel Vergnügen machte. Er war auf alles Mögliche abgerichtet und verstand, so zu sagen, jedes Wort. Sein Herr konnte ihn z. B. nach mancherlei Dingen aussenden, er brachte sie gewiß. Sagte er: „geh, hole eine Kutsche!" so lief er auf den Warteplatz der Lohnfuhrwerke, sprang in einen Wagen hinein und bellte so lange, bis der Kutscher Anstalt machte fortzufahren; fuhr er nicht richtig, so begann der Hund von neuem zu bellen, und unter Umständen lief er wohl auch vor dem Wagen her bis vor die Thür seines Herrn. Derselbe Hund trank bairisches Bier leidenschaftlich gern und unterschied es von anderen Biersorten mit untrüglicher Sicherheit. Hatte er nun eine gehörige Menge zu sich genommen, so wurde er oft betrunken, und dann ergötzte er Jedermann durch tolle Streiche aller Art.

Eine große Rasse dieser Hunde benutzte man in früheren Zeiten in der scheußlichsten Weise. Man richtete sie ab, Menschen einzufangen, niederzuwerfen oder sogar umzubringen. Schon bei der Eroberung von Mejiko wandten die Spanier derartige Hunde gegen die Indianer an und einer der-

selben, Namens Bezerillo, ist berühmt oder berüchtigt geworden. Ob er zu der eigentlichen Kubadogge gehört hat, welche man als einen Bastard von Bullenbeißer und Bluthund ansieht, ist nicht mehr zu bestimmen. Er wird beschrieben als mittelgroß, von Farbe roth, nur um die Schnauze bis zu den Augen schwarz. Hieraus läßt sich allerdings nicht feststellen, zu welcher Rasse er gehörte. Seine Kühnheit und Klugheit waren gleich außerordentlich. Er genoß unter allen Hunden einen hohen Rang und erhielt doppelt soviel Fressen, wie die übrigen. Beim Angriff pflegte er sich in die dichtesten Haufen der Feinde zu stürzen, die Indianer beim Arm zu fassen und sie so gefangen wegzuführen. Gehorchten sie, so that der Hund ihnen weiter Nichts, weigerten sie sich aber, mit ihm zu gehen, so riß er sie augenblicklich zu Boden und erwürgte sie. Indianer, welche sich unterworfen hatten, wußte er genau von den Feinden zu unterscheiden und berührte sie nie. So grausam und wüthend er auch war, bisweilen zeigte er sich doch viel menschlicher, als seine Herren. Man erzählt z. B. Folgendes: Eines Morgens wollte sich der Hauptmann Jago de Senadza den grausamen Spaß machen, von Bezerillo eine alte, gefangene Indianerin zerreißen zu lassen. Er gab ihr daher ein Stückchen Papier mit dem Auftrage, den Brief zu dem Statthalter der Insel zu tragen, in der Voraussetzung, daß der Hund, welcher nach dem Abgehen der Alten gleich losgelassen werden sollte, die alte Frau ergreifen und zerreißen werde. Als die arme, schwache Indianerin den wüthenden Hund auf sich losstürzen sah, setzte sie sich schreckerfüllt auf die Erde und bat ihn mit rührenden Worten, ihrer doch zu schonen. Dabei zeigte sie ihm das Papier vor und versicherte ihm, daß sie es zum Befehlshaber bringen und ihren Auftrag doch erfüllen müßte. Der wüthende Hund stutzte bei diesen Worten, und nach kurzer Ueberlegung näherte er sich liebkosend der Alten. Dieses Ereigniß erfüllte die Spanier mit Erstaunen und erschien ihnen als etwas Uebernatürliches und Geheimnißvolles. Wahrscheinlich deshalb wurde auch die alte Indianerin von dem Statthalter nachher freigelassen. — Bezerillo endete sein Leben in einem Gefechte gegen die Karaiben, welche ihn durch einen vergifteten Pfeil erlegten. Daß solche Hunde von den unglücklichen Indianern als vierbeinige Gehilfen der zweibeinigen Teufel erscheinen mußten, ist leicht zu begreifen.

Zur Schande der Neuzeit benutzte man noch im Jahre 1798 diese Hunde zu gleichen Zwecken, und zwar waren es nicht die Spanier, sondern — die Engländer, welche die Menschenjagd vermittelst der Hunde betrieben. In englischen Naturgeschichten findet man freilich aus diesem Grunde den Bluthund von Kuba kaum erwähnt: das großprahlerische Volk schämt sich, seine eignen schmachvollen Sünden zu bekennen. Dennoch ist es nur zu wahr, daß auch die Engländer, welche gegenwärtig vorgeben, die Sklaverei zu bekämpfen, ihre eifrigsten Anhänger waren. Die Maronneger auf Jamaika hatten sich empört und waren mit gewöhnlichen Waffen nicht zu besiegen; der Aufstand wurde immer drohender und der Krämergeist zagte: da ließ die englische Regierung aus Kuba Negerjäger mit ihren Hunden kommen! Schon die Ankunft derselben genügte, um die gegenüber jeder andern Bekämpfung furchtlosen Neger zur Unterwerfung zu veranlassen!

In Kuba gebraucht man die fürchterlichen Thiere heut noch ebensowohl zur Verfolgung entlaufener Neger oder Räuber und Verbrecher, als zur Bewältigung wilder Ochsen und als Hatzhunde beim Stiergefecht. Man wendet auf die Erhaltung der reinen Rasse viel Aufmerksamkeit und bezahlt besonders tüchtige mit außerordentlich hohem Preise. Ihre Farbe ist gelblichbraun, schwärzlich um die Schnauze.

Eine andere den Römern ebenfalls schon bekannte Dogge ist die von Tibet. Es ist ein herrliches, schönes und großes Thier von wahrhaft ehrfurchteinflößendem Aeußern. Der Leib und alle seine Glieder sind stark und kräftig; die Lunte, welche gewöhnlich aufwärts getragen wird, ist buschig; die Ohren hängen herab; die Lefzen schließen vorn den Mund nicht, hängen aber zu beiden Seiten der Schnauze tief herunter. Eine am Außenwinkel des Maules entspringende, bis zur Schnauze reichende Hautfalte, welche mit einer andern in Verbindung steht, die über die Brauen schief herabhängt, geben dem Gesicht ein furchterweckendes Ansehen.

Die Griechen und Römer geben eine genaue Beschreibung von diesem Hunde und sprechen mit Bewunderung von seinen Leistungen gegen Auerochsen, wilde Eber und selbst Löwen. Neuere Nachrichten erhielt man in den letztvergangenen Jahrzehnten, und erst vor kurzem gelangte eines dieser Thiere lebend nach England, wahrscheinlich dasselbe, von welchem unsere schöne Abbildung zeugt. Man sieht aus der ganzen Gestalt, daß diese Dogge der Riese unter allen Hunden ist und sich gleichwohl dabei durch ebenso große Schönheit, seiner Gestalt wie seiner Farbe auszeichnet. Letztere ist zum größten Theil schwarz, die Schnauze und die Brauengegend ist gelblich, die Behaarung ist lang und rauh.

In seiner Heimat gilt dieses prächtige Thier für ebenso brauchbar, als lenksam; man findet ihn deshalb in allen Gebirgsdörfern Tibets (denn in der Hauptstadt des Landes kommt er nicht vor)



Die Dogge von Tibet.

und zwar ebensowohl als Wächter des Hauses, wie der Herden. Es geschieht sehr oft, daß ein tibetanisches Dorf ganz allein der Wachsamkeit dieser Hunde überlassen wird, während die sämmtliche männliche Bevölkerung entweder draußen bei den Herden in den Feldern oder auf der Jagd sich befindet. Dann dienen die Hunde zum Schutze der Frauen und Kinder und gewähren beiden eine vollkommene Sicherheit. Neuere Berichterstatter behaupten, daß der Muth des Thieres nicht im Verhältniß mit seiner Kraft stände, Andere sagen, daß er als verständiges Thier blos wirklich furchtbare Feinde mit voller Kraft anfalle. Gegen Weiße soll er einen unauslöschlichen Haß bewahren und aus diesem Grunde auch noch wenig bei uns verbreitet sein. Doch dürfte diese Angabe wohl auf einem Irrthum beruhen, da es als ganz unzweifelhaft feststeht, daß ein jung aufgezogener Hund sich seinem Herrn regelmäßig treu anschließt und dann Nichts mehr von Haß gegen denselben weiß.

Mit diesen schönen Hunden sind die berühmten St. Bernhardshunde in Gestalt und in Größe nahe verwandt. Nach Ansicht der Einen sind diese trefflichen Thiere eine Mittelrasse von der englischen Dogge und dem spanischen Wachtelhund; nach Aussage Anderer sollen sie von einer dänischen Dogge abstammen, welche ein neapolitanischer Graf Mazzini von einer nordischen Reise mitbrachte und mit dem wallisischen Schäferhunde paarte.

„Die Bernhardiner Doggen", sagt Tschudi, „sind große, langhaarige, äußerst starke Thiere, mit kurzer, breiter Schnauze und langem Behang, von vorzüglichem Scharfsinn und außerordentlicher Treue. Sie haben sich durch vier Geschlechter rein fortgepflanzt, sind aber jetzt nicht mehr rein vorhanden, nachdem sie durch ihren treuen Dienst bei Lawinen umgekommen sind. Eine nahverwandte Rasse wird nachgezogen und ein junges Thier zu 6 bis 10 Louisdor verkauft. Die Heimat dieser



Der St. Bernhardshund.

edlen Thiere ist das Hospiz des St. Bernhard, 7880 Fuß über dem Meere. Jener traurige Gebirgssattel, wo in der nächsten Nähe ein acht- bis neunmonatlicher Winter herrscht, indem der Thermometer sogar bis — 27° R. steht, während in den heißesten Sommermonaten und im ganzen Jahre kaum zehn ganz helle Tage ohne Sturm und Schneegestöber oder Nebel kommen, wo, um es kurz zu sagen, die jährliche Mittelwärme niedriger steht, als am europäischen Nordkap. Dort fallen blos im Sommer große Schneeflocken, im Winter dagegen trockne, kleine, zerreibliche Eiskrystalle, die so fein sind, daß der Wind sie durch jede Thür- und Fensterfuge zu treiben vermag. Diese häuft der Wind oft, besonders in der Nähe des Hospizes zu 30 bis 40 Fuß hohen, lockeren Schneewänden an, welche alle Pfade und Schlünde bedecken und beim geringsten Anstoß in die Tiefe stürzen."

„Die Reise über diesen alten Gebirgspaß ist nur im Sommer bei ganz klarem Wetter gefahrlos, bei stürmischem Wetter dagegen und im Winter, wo die vielen Spalten und Klüfte verdeckt sind vom

Schnee, dem fremden Wanderer ebenso mühvoll, als gefahrvoll. Alljährlich fordert der Berg eine kleine Anzahl von Opfern. Bald fällt der Pilger in eine Spalte, bald begräbt ihn ein Lawinenbruch, bald umhüllt ihn der Nebel, daß er den Pfad verliert und in der Wildniß vor Hunger und Ermüdung umkommt, bald überrascht ihn der Schlaf, aus dem er nicht wieder erwacht. Ohne die echt christliche und aufopfernde Thätigkeit der edlen Mönche wäre der Bernhardspaß nur wenige Wochen oder Monate des Jahres gangbar. Seit dem achten Jahrhundert widmen sie sich der frommen Pflege und Errettung der Reisenden. Die Bewirthung der Letzteren geschieht unentgeltlich. Feste, steinerne Gebäude, in denen das Feuer des Herdes nie erlöscht, können im Nothfall ein paar hundert Menschen beherbergen. Das Eigenthümlichste ist aber der stets gehandhabte Sicherheitsdienst, den die weltberühmten Hunde wesentlich unterstützen. Jeden Tag gehen zwei Knechte des Klosters über die gefährlichsten Stellen des Passes: einer von der tiefsten Sennerei des Klosters hinauf in das Hospiz, der andere hinunter. Bei Unwetter oder Lawinenbrüchen wird die Zahl verdreifacht und eine Anzahl von Geistlichen schließen sich den „Suchern" an, die von den Hunden begleitet werden und mit Schaufeln, Stangen, Bahren und Erquickungen versehen sind. Jede verdächtige Spur wird unaufhörlich verfolgt, stets ertönen die Signale; die Hunde werden genau beobachtet. Diese sind sehr fein auf die menschliche Fährte dressirt und durchstreifen freiwillig oft tagelang alle Schluchten und Wege des Gebirgs. Finden sie einen Erstarrten, so laufen sie auf dem kürzesten Wege nach dem Kloster zurück, bellen heftig und führen die stets bereiten Mönche dem Unglücklichen zu. Treffen sie auf eine Lawine, so untersuchen sie, ob sie nicht die Spur eines Menschen entdecken, und wenn ihre feine Witterung ihnen davon Gewißheit giebt, machen sie sich sofort daran, den Verschütteten freizuscharren, wobei ihnen die starken Klauen und die große Körperkraft wohl zustattenkommen. Gewöhnlich führen sie am Halse ein Körbchen mit Stärkungsmitteln oder ein Fläschchen mit Wein, oft auf dem Rücken wollene Decken mit sich. Die Zahl der durch diese klugen Hunde Geretteten ist sehr groß und in den Geschichtsbüchern des Hospizes gewissenhaft verzeichnet. Der berühmteste Hund der Rasse war Barry, das unermüdlich thätige Thier, das in seinem Leben mehr als vierzig Menschen das Leben rettete."

Diesen Hund hat ein Dichter verherrlicht, und Tschudi führt das schöne Gedicht in seinem ausgezeichneten Werke vollständig an. Ich weiß jedoch ein noch besseres Gedicht, wenn es gleich nicht in gebundener Rede geschrieben worden ist. Es ist die Beschreibung, welche Scheitlin von dem Barry giebt. „Der allervortrefflichste Hund, den wir kennen", sagt er, „war nicht derjenige, welcher die Wachmannschaft der Akropolis in Korinth aufgeweckt; nicht derjenige, der als Bezerillo Hunderte der nackten Amerikaner zerrissen; nicht der Hund des Henkers, der auf den Befehl seines Herrn einen ängstlichen Reisenden zum Schutz durch den langen, finstern Wald begleitete; nicht Drydens „Drache", der, sobald sein Herr ihm winkte, auf vier Banditen stürzte, etliche erwürgte, und so seinem Herrn das Leben rettete; nicht derjenige, der zu Hause anzeigte, des Müllers Kind sei in den Bach gefallen; noch der Hund in Warschau, der von der Brücke in den Strom hinabsprang und ein kleines Mädchen dem Tode in den Wellen entriß; nicht Aubry's, der wüthend den Mörder seines Herrn oft anpackte und im Kampfe vor dem König zerrissen hätte; nicht Benevenuto Cellini's, der die Goldschmiede, als man Juwelen stehlen wollte, sogleich aufweckte: sondern Barry, der Heilige auf dem St. Bernhard! Ja Barry, du höchster der Hunde, du höchstes der Thiere! Du warst ein großer, sinnvoller Menschenhund mit einer warmen Seele für Unglückliche. Du hast mehr als vierzig Menschen das Leben gerettet. Du zogst mit deinem Körblein und Brod und einem Fläschlein süßer, stärkender Erquickung am Halse aus dem Kloster, in Schneegestöber und Thauwetter Tag für Tag, zu suchen Verschneite, Lawinenbedeckte, sie hervorzuscharren oder, im Falle der Unmöglichkeit, schnell nach Hause zu rennen, damit die Klosterbrüder mit dir kommen mit Schaufeln und dir graben helfen. Du warst das Gegentheil von einem Todtengräber, du machtest auferstehen. Du mußtest, wie ein feinfühlender Mensch, durch Mitgefühl belehren können, denn sonst hätte jenes hervorgegrabene Knäblein gewiß nicht gewagt, sich auf deinen Rücken zu setzen, damit du es in das

freundliche Kloster trügest. Angelangt, zogst du an der Klingel der heiligen Pforte, auf daß du den barmherzigen Brüdern den köstlichen Findling zur Pflege übergeben könntest. Und als die süße Last dir abgenommen war, eiltest du sogleich aufs neue zum Suchen aus, auf und davon. Jedes Gelingen belehrte dich und machte dich froher und theilnehmender. Das ist der Segen der guten That, daß sie fortwährend Gutes muß gebären! Aber wie sprachst du mit den Gefundenen? Wie flößtest du ihnen Muth und Trost ein? Ich würde dir die Sprache verliehen haben, damit mancher Mensch von dir hätte lernen können. Ja, du wartetest nicht, bis man dich suchen hieß, du erinnertest dich selbst an deine heilige Pflicht, wie ein frommer, Gott wohlgefälliger Mensch. Sowie du nur von fern die Ankunft von Nebel und Schneewetter sahst, eiltest du fort."

„Was wäre aus dir geworden, wenn du ein Mensch gewesen wärst? Ein heiliger Vincenz, ein Stifter von hundert barmherzigen Orden und Klöstern. So thatest du unermüdlich, ohne Dank zu wollen, zwölf Jahre. Ich hatte die Ehre, auf dem Bernhard dich kennen zu lernen. Ich zog den Hut, wie sich's gebührte, ehrerbietig vor dir ab. Du spieltest soeben mit deinen Kameraden, wie Tiger mit einander spielen. Ich wollte mich mit dir befreunden, aber du murrtest, denn du kanntest mich nicht. Ich aber kannte schon deinen Ruhm und deinen Namen und seinen guten Klang. Wäre ich unglücklich gewesen, du würdest mich nicht angemurrt haben. Nun ist dein Körper ausgestopft im Museum zu Bern. Die Stadt that wohl daran, daß sie dich, da du alt und schwach geworden und der Welt nicht mehr dienen konntest, ernährte, bis du starbst. Wer deinen Körper wohl ausgestopft nun in Bern sieht, ziehe den Hut ab und kaufe dein Bild daselbst, und hänge es in Rahmen und Glas an die Wände seines Zimmers, und kaufe dazu auch das Bild des zarten Knaben auf deinem Rücken, wie du mit ihm vor der Klosterpforte stehst und klingelst, und zeige es den Kindern und Schülern und sage: gehe hin und thue desgleichen, wie dieser barmherzige Samariter that, und werfe dafür von den Wänden die Bilder von Robespierre, Marat, Hannickel, Abellino und andere Mörder- und Raubbildnisse zum Fenster hinaus, auf daß das junge Gemüth von Hunden lerne, was es beim Menschen verlernte."

Auch auf dem Gotthard, dem Simplon, der Grimsel, Furka und allen anderen Hospizen werden, nach Tschudi, vorzügliche Hunde gehalten, welche eine äußerst feine Witterung des Menschen besitzen, öfters Neufundländer oder Bastarde von solchen. Die Hospizbewohner versichern überall daß diese Thiere besonders im Winter das Nahen eines Wetters schon auf eine Stunde vernähmen und durch unruhiges Umhergehen untrüglich anzeigten. So hoch berühmt aber, wie Barry, ist kein anderer Hund geworden von ihnen allen. —

Zu den eigentlichen Doggen gehört auch noch das Zerrbild der Hunde, wenn ich so sagen kann, der Mops, eigentlich ein Bullenbeißer im Kleinen, mit ganz eigenthümlich abgestumpfter Schnauze und schraubenförmig gerolltem Schwanze. Sein gedrungener, kräftiger Bau und das mißtrauische, bösartige Wesen macht ihn den Bulldoggen außerordentlich ähnlich, und deshalb hat man ihn oft auch für eine bloße Spielart der Letzteren angesehen. Inwieweit Dies begründet ist, lassen wir dahingestellt sein und können es um so eher, als die Möpse gegenwärtig fast ausgestorben sind. Nur in Rußland finden sie sich noch einzeln: unserm Maler stand ein Paar, welches der Thierschausteller Kreuzberg im Innern Rußlands angekauft hatte. Der Mops ist oder war der echte Altejungferhund und ein treues Spiegelbild solcher Frauenzimmer, bei denen die Bezeichnung „Alte Jungfer" als Schmähwort gilt. Er war nämlich launenhaft, unartig, verzärtelt und verhätschelt im höchsten Grade, und jedem vernünftigen Menschen ein Greuel. Die Welt wird also Nichts verlieren, wenn dieses abscheuliche Thier mit sammt seiner Nachkommenschaft den Weg alles Fleisches geht. Bastarde vom Mops und anderen Hunden findet man noch häufig genug.

Eine von den Genannten sehr verschiedene Gruppe ist die der Dächser. Der eigentliche Dachshund (Canis Vertagus) ist jedenfalls einer der eigenthümlichsten und merkwürdigsten aller Hunde.

Der lange, walzenförmige, nach unten eingekrümmte Leib mit dem eingebogenen Rücken, welcher auf so kurzen, gekrümmten Ständern ruht, der große Kopf und die große Schnauze mit dem tüchtigen Gebiß, die hängenden Ohren, die großen Pranken mit den scharfen Krallen und das kurze, glatte, straffe Haar kennzeichnen das Thier. Das Merkwürdigste am ganzen Hunde sind die Beine. Sie sind sehr kurz, plump und stark, die vorderen haben das Handgelenke nach einwärts gebogen, so daß sich beide fast berühren, von da an aber sind sie plötzlich wieder nach auswärts gekrümmt. An den Hinterpfoten ist eine etwas höher gestellte, gekrallte Afterzehe vorhanden. Der Schwanz ist an der Wurzel dick, gegen das Ende zu verschmälert; er reicht ziemlich bis an das Fersengelenk hinab und wird hoch nach aufwärts gerichtet und stark nach einwärts gebeugt, selten gerade ausgestreckt getragen. Die kurze



Die Möpse.

Behaarung ist grob, aber glatt und von ziemlich wechselnder Färbung. Oben ist sie gewöhnlich schwarz oder braun, unten rostroth, nicht selten auch einfarbig braun oder gelblich, ja selbst grau oder gefleckt. In der Regel finden sich ein Paar hellrostrothe Flecken über beiden Augen; doch kommen solche auch bei anderen Hunden vielfach vor. Die Länge des Körpers beträgt $2^1/_2$ Fuß, die des Schwanzes fast einen Fuß, die Höhe am Widerrist aber selten mehr als elf Zoll.

Man ist darüber vollkommen im Unklaren, woher der Dachshund stammt, obgleich man ziemlich allgemein annimmt, daß seine ursprüngliche Heimat in Spanien zu suchen sein dürfte. Im Verhältniß zu seiner geringen Größe ist der Dachshund ein außerordentlich starkes Thier, und mit dieser löblichen Stärke steht auch sein großer Muth im besten Einklange. Aufs Jagen ist er so erpicht, wie kaum ein anderer Hund, und würde zu aller möglichen Jagd verwendet werden können, wenn er nicht die Unart

besäße, unter keiner Bedingung auf seinen Herrn zu achten und das Erjagte gewöhnlich anzuschneiden. Alle Dächser besitzen eine sehr feine Spürnase und ein außerordentlich feines Gehör, dagegen ein verhältnißmäßig schlechtes Gesicht. Muth und Verstand im hohen Grade, Tapferkeit und Ausdauer sind ihnen allen eigen. So können sie zu jeder Jagd gebraucht werden, denn selbst auf Schweine gehen sie tolldreist los und wissen sich auch prächtig vor dem wüthenden Eber zu schützen, welcher sie ihres niedern Baues halber ohnehin nicht so leicht fassen kann, wie einen größern Hund. Ihre Klugheit ist außerordentlich. Sie sind gelehrig, treu, munter und angenehm, wachsam und von Fremden schwer zu Freunden zu gewinnen. Aber diesen vortrefflichen Eigenschaften stehen eine Menge anderer entgegen, welche dem Menschen unter Umständen die Dächser verleiden können. Sie sind nämlich auch listig und diebisch, und im Alter werden sie ernst, mürrisch, bissig und oft tückisch, ja sie knurren und fletschen die Zähne sogar gegen ihren eignen Herrn. Gegen andere Hunde sind sie äußerst zänkisch und kampflustig und streiten fast mit jedem, welcher sich ihnen naht, selbst mit den größten Hunden, die ihnen eine offenbare Niederlage in Aussicht stellen. Bei solchen Beißereien mit großen Hunden sind sie wahrhaft niederträchtig listig; denn sobald der große Hund es versucht, sich zu vertheidigen,



Die Dächser.

werfen sie sich auf den Rücken und versuchen den Gegner in die empfindlichsten Theile des Unterleibes zu beißen, um ihn hierdurch zu verscheuchen oder zu zwingen, von fernerm Kampfe abzustehen.

Bei der Jagd hat man nun vollends seine Noth mit ihnen. Der Dächser nimmt die Verfolgung des Wildes mit einer unglaublichen Gier auf und begiebt sich mit Hast in die ärgsten Dickichte, sie mögen aus einer Baumart bestehen, aus welcher sie wollen; er findet, Dank seiner vortrefflichen Sinne, auch bald ein Wild auf; aber nun vergißt er Alles. Er mag früher wegen seines Ungehorsams soviel Prügel bekommen haben, als er nur will, — ganz gleichviel; der Jäger mag pfeifen, rufen, nach ihm suchen, — hilft Alles Nichts: solange er das Wild vor Augen hat oder dessen Fährte verfolgt, geht er seinen eignen Weg mit einer Willkür, welche bei Hunden geradezu beispiellos ist. Stundenlang folgt er dem aufgescheuchten Hasen, stundenlang scharrt und gräbt er an einem Bau, in welchen sich ein Kaninchen geflüchtet hat; unermüdlich jagt er hinter dem Reh drein und vergißt dabei vollständig Raum und Zeit. Ermüdet er, so legt er sich hin, ruht aus und setzt dann seine Jagd fort. Erwischt er ein Wild, z. B. ein Kaninchen, so schneidet er es an und frißt im günstigsten Falle die Eingeweide, wenn er aber sehr hungrig ist, das ganze Thier auf. Er weiß, daß er dafür bestraft werden wird, er versteht genau, daß er Unrecht thut; doch das ist ihm ganz gleichgiltig: die Jagdbegierde überwindet alle Furcht vor Strafe, alle besseren Gefühle im ganzen Hunde.

Aus all diesen Gründen ist der Dachshund nur zu einer Jagdweise zu gebrauchen, nämlich, unterirdisch wohnende Thiere aus ihren Wohnungen herauszutreiben. Schon sein niederer Bau, die krummgebogenen Beine und die kräftigen Pranken mit den scharfen Zehen deuten darauf hin, daß er zum Graben und zum Befahren von Bauen unter Grund außerordentlich geeignet ist, und sein Muth, seine Stärke und seine Ausdauer sichern ihm bei solchen Jagden den besten Erfolg. Dächser mit sehr gekrümmten Beinen sind weniger gut, als die, deren Ständer mehr gerade sind. Sie sind unfähig, sehr zu laufen, oder ermüden wenigstens eher; die Jäger haben sie aber doch gern, eben wahrscheinlich, weil sie das Gepräge des Dachshundes am besten ausdrücken.

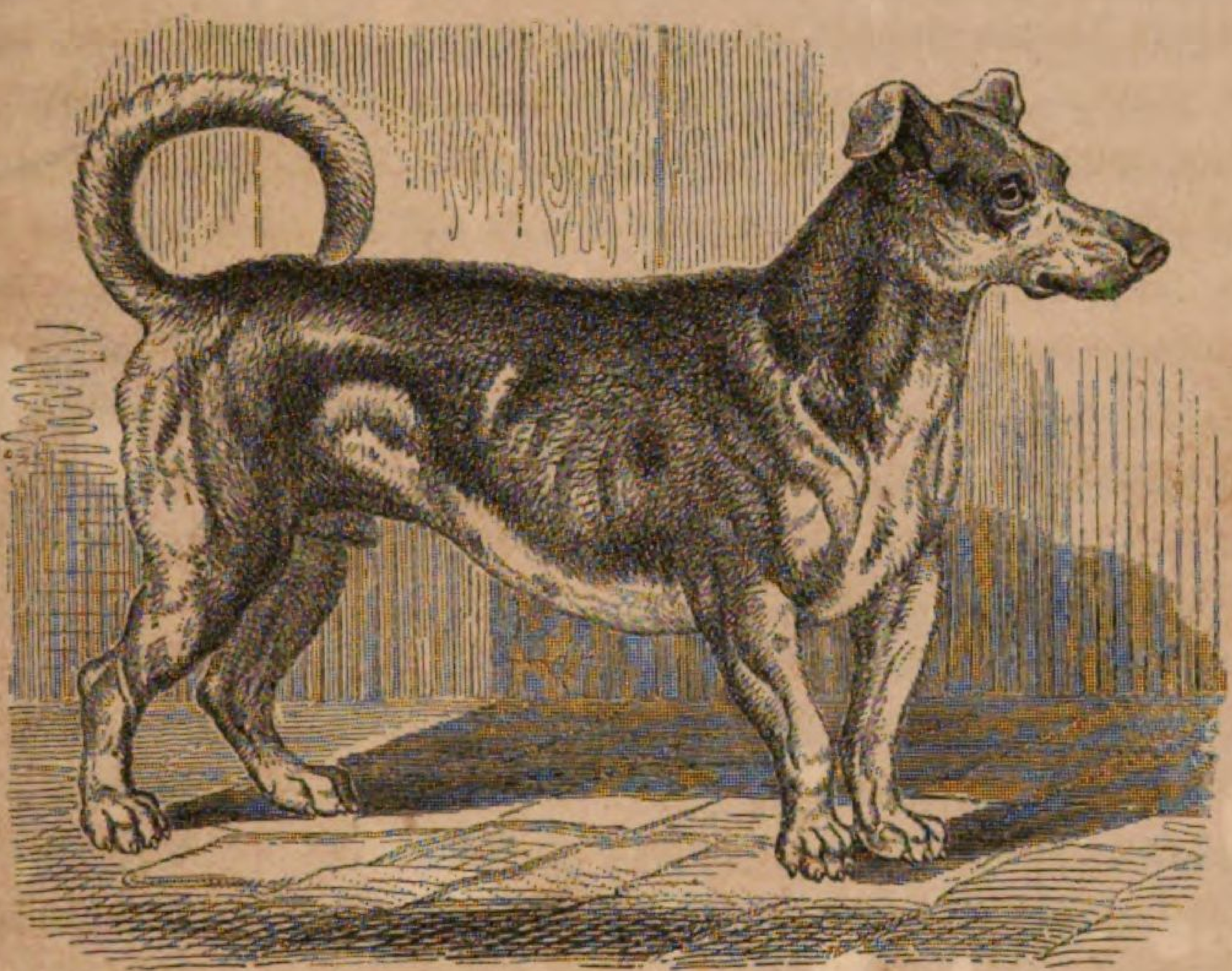
Einer Abrichtung bedarf der Dachshund nicht. Man sucht sich Junge von einem recht guten Alten zu verschaffen und hält sie im Sommer in einem freien Zwinger, im Winter in einem warmen Stall, vermeidet dabei auch Alles, was sie einschüchtern könnte; denn der ihnen angeborne Muth muß ihnen in allen Umständen gestählt oder wenigstens erhalten werden. „Für den Hauptzweck," sagt Lenz, „zum Eindringen in Dachs- und Fuchsbaue, verwendet man den Dachshund nicht eher, als bis er ein Jahr alt ist. Das erste Mal führt man ihn an der Leine oder trägt ihn in einem Korbe im Mai an einen Fuchsbau, worin Junge sind, läßt einen guten alten Hund vorweg hinein und einen Jungen unter dem Zuruf: „faß das Füchschen" hinterdrein. Weigert er sich, darf man ihn nicht zwingen wollen; man nimmt ihn auf, macht einen Einschlag über dem Fuchsbau bis zu den jungen Füchsen und läßt ihn hinab, um sie zu erwürgen. Dies wiederholt man einige Male und braucht ihn erst dann allein. So oft er dabei aus dem Bau kommt, um nach seinem Herrn zu sehen, wird er schnell ein wenig aufgenommen. Dies macht ihn um so begieriger, wieder hineinzukriechen. Erst nach langer Zeit bringt man ihn an den alten Fuchs. In dem Bau muß der gute Dachshund den Fuchs in den Kessel treiben und dann in geringer Entfernung solange vor ihm liegen und laut sein, bis vor ihm eingeschlagen ist. Kann er den Fuchs nicht aus dem Kessel treiben, so muß er ihn aus dem Baue herausbeißen."

„Ich jagte sonst öfters," fährt Lenz fort, „mit zwei Dachshündchen, die so klein waren, daß sie bequem neben einander in die Röhre des Fuchsbaues gingen. Sie waren aber so scharf, daß sie jeden Fuchs unbarmherzig austrieben. Einst brachten sie aus einem Loche, das von dichtem Gebüsch umgeben war, einen hervor. Der Fuchs kam so vor mich zu stehen, daß die Mündung meiner Flinte nahe über seinem Kopfe war, konnte aber, von hinten durch die wüthenden Zwerge bedrängt, nicht rückwärts. Er hielt inne und sah mich starr an. Ich konnte mich nicht gleich entschließen, abzudrücken, sondern beobachtete ihn erst ungefähr anderthalb Minuten lang, wobei seine Blicke jeden Biß verriethen, den ihm die Hunde von hinten gaben. Endlich drückte ich ab und zerschmetterte ihm den Kopf. Ein andermal trieben dieselben Hündchen einen Fuchs heraus; der eine hatte sich so fest in den Schenkel gebissen, daß ihn der Fuchs eine Strecke und zwar soweit mit sich fortschleppte, bis er geschossen wurde."

Von dem Dachs oder Fuchs wird unser Hund oft sehr heftig gebissen; Dies behelligt ihn aber gar nicht; er ist viel zu muthig, als daß er sich aus dergleichen ruhmvollen, im Kampfe erworbenen Wunden Etwas machen sollte, und brennt nachher nur um so eifriger auf die Verfolgung der ihm unausstehlichen Geschöpfe.

Wie neidisch die Dachshunde sein können, erfuhr ich an einem, welchen mein Vater besaß. Der Hund war ein abgesagter Feind aller übrigen Geschöpfe, welche sich auf unserm Hofe befanden. Er lebte mit keinem Thiere in Frieden, und am meisten stritt er sich mit einem Pintscher herum, dessen erbärmliche Feigheit ihm freilich regelmäßig den Sieg sicherte. Nur wenn sich beide Hunde in einander verbissen hatten, hielt auch der Pintscher ihm Stand, und dabei kam es vor, daß sie förmlich zu einem Knäuel geballt, nicht blos über die Treppen, sondern auch von da über eine Mauer hinabrollten, sich über die Gartenbeete fortwälzten und nun in lauter Burzelbäumen den ganzen Berg hinunterkollerten, aber doch ihren Kampf nicht eher einstellten, als bis sie im günstigern Falle von dem Zaune aufgehalten, im ungünstigern Falle aber durch das Wasser des Baches, in welchen sie oft mit einander fielen, abgekühlt wurden. Dieser Todfeind sollte einmal die Arznei für den erkrankten Dächser werden.

Letzterer lag äußerst elend da und hatte schon seit Tagen jede Nahrung verschmäht. Vergeblich waren die bisher angewandten Hausmittel geblieben: der Hund näherte sich, so schien es, schnell seinem Ende. Im Hause herrschte, trotz des Gedenkens an seine vielen unliebenswürdigen Eigenschaften, große Betrübniß, und namentlich meine Mutter sah seinem Hinscheiden mit Kummer entgegen. Endlich kam sie auf den Gedanken, noch einen Versuch zu machen. Sie brachte einen Teller voll des leckersten Fressens vor das Lager des Kranken. Er erhob sich, sah mit Wehmuth auf die saftigen Hühnerknochen, auf die Fleischstückchen, aber er war zu schwach, zu krank, als daß er sie hätte fressen können. Da brachte meine Mutter den andern Hund herbei und gebot diesem, den Teller zu leeren. Augenblicklich erhob sich der Kranke, wankte taumelnd hin und her, richtete sich fester und gerader auf, bekam gleichsam neues Leben und — stürzte sich wie unsinnig auf den Pintscher los, knurrte, bellte, schäumte vor Wuth, biß sich in seinem Feinde fest, wurde von dem tüchtig abgeschüttelt, blutig gebissen und jedenfalls so erregt, erzürnt und erschüttert, daß er anfangs zwar wie todt zusammenbrach, allein von Stunde an sich besserte, und nach kurzer Zeit von seinem Fieber genas.



Der Turnspit.

In Frankreich und England wurde der Dachshund häufig zum Wenden des Bratspießes abgerichtet und verdankt diesem Geschäfte seine englische Benennung Turnspit. Man versichert, daß die dazu benutzten Hunde ganz genau wußten, wenn ihre Zeit abgelaufen war, und daß diejenigen sich hartnäckig weigerten, den Bratspieß zu drehen, welche nicht an der Reihe waren, während sie sonst, sobald sie von dem Herrn oder den abgelösten Hunden aufgefordert wurden, ohne Weigerung an ihr Geschäft gingen.

Noch gegenwärtig giebt man sich in England viel Mühe mit der Zucht der Dächser, und hat dort auch viele Abarten erzielt. Namentlich unterscheidet man drei Unterrassen. Den kurzhaarigen Dächser, welcher unserm deutschen ähnelt, den rauhen und stachelhaarigen schottischen Dachshund, welcher meist weiß oder sandfarbig ist und sich besonders durch sein dichtes Haarkleid auszeichnet, welches oft die Augen ganz bedeckt, und den Otterhund, den kleinsten und häßlichsten von allen. Er wird auch Skye Terrier genannt, weil auf der Insel Skye diese Hunde am häufigsten zu finden sind. Gegenwärtig werden sie hauptsächlich zu der Jagd benutzt, von welcher ihr Name herrührt. Früher wurden sie namentlich in Wales zur Hasenjagd gebraucht, und deshalb heißen sie noch heut zu Tage Welsh Harrier. Der Otterhund ist ein kühnes, muthiges, lebendiges Thier, und diese Eigenschaften bewährt es auch bei der Jagd, zu welcher es hauptsächlich verwendet wird. Bei der

Verfolgung des **Fischotters** muß der Hund oft im Wasser jagen und deshalb im Schwimmen und Tauchen Meister sein. Seinen Muth hat der Otterhund von Nöthen; denn sein Gegner versteht sein scharfes und kräftiges Gebiß gehörig zu gebrauchen und bringt dem Verfolger oft schwerere Wunden bei, als der Dachshund ihm. Dazu ist der Otter der glatthaarigste von allen Mardern und versteht es, selbst dann noch dem Hunde zu entgehen, wenn dieser ihn bereits gepackt hat. Aber das vortreffliche Thier, welches der Mensch benutzt, um den sehr geschätzten Pelz des schlauen Wasserjägers zu erlangen, ist mit allen Eigenschaften ausgerüstet, welche ihm einen glücklichen Erfolg sichern. Mit Ausnahme des Bullenbeißers und Bulldoggen soll es wenig Thiere geben, welche mit so hohem Muthe kämpfen, wie der Otterhund. Man versichert, daß ein Angriff von Letzterem, so klein und unbedeutend das Thier auch scheint, gefährlicher ist, als vom Bulldoggen. Dieser läßt Das, was er ergriffen hat, allerdings so leicht nicht wieder los und wird aus diesem Grunde gefährlich. Der Otterhund aber beißt mindestens ebenso tief, wie jener, und außerordentlich oft und schnell hinter einander. Deshalb soll er nicht nur sehr viele, sondern auch sehr schlimme Wunden hervorbringen.

„Der **Otterhund** kann das allerschlimmste Wetter und die Veränderung der Wärme aushalten und ist befähigt, auch in der kältesten Jahreszeit wiederholt Bäder in dem eisigen Wasser ohne Gefahr zu ertragen. Sein hartes, rauhes und verwirrtes Kleid, welches den Einflüssen der Kälte sehr widersteht, leistet ihm allerdings vortreffliche Dienste, und die Gewöhnung thut das Ihrige dazu. Namentlich auf den Felsen der Hebriden, wo die Ottern sich sehr häufig finden, werden diese Hunde benutzt. Die Jäger landen in Kähnen an irgend einer kleinen Insel und lassen hier ihre Hunde frei. Diese klettern überall auf und in den Felsen herum und durchstöbern jede Höhle. Sobald ein Hund einen Otter findet, jagt er ihn aus seinem Schlupfwinkel hervor und packt ihn; die anderen Hunde eilen zur Hilfe: es entsteht eine wüthende, lärmende Balgerei; der Otter wehrt sich fürchterlich, wird aber doch zuletzt von der muthigen Schar todt gebissen und dann dem Jäger überliefert. Dieser stellt sich übrigens schon von vorn herein in der Nähe des Meeres auf, um den zum befreundeten Elemente flüchtenden Thieren den Weg abzuschneiden.

„Ueber die Abstammung dieser Hunde ist man übrigens noch keineswegs im Klaren, und auch die Ansicht, daß der Otternhund Dachshund sei, bedarf noch sehr der Bestätigung. Namentlich widerspricht die ziemlich bedeutende Größe des Thieres dieser Annahme. Seine Höhe vom Fuß bis zur Schulter beträgt nämlich nicht selten zwei Fuß, aber es giebt auch kleinere und niedrigere, und gerade diese sollen die besten sein.

Weit zahlreicher, als die Abtheilung der Dächser ist die Gruppe der eigentlichen **Jagdhunde** (Canis sagax). Es sind schöne, große oder mittelgroße Thiere, deren Leib etwas schwach, gestreckt, sogar etwas schlank, gegen die Weichen ein wenig eingezogen und auf dem Rücken nicht gekrümmt ist. Der Hals ist ziemlich lang und dick; die Brust breit und vorstehend; der Kopf länglich, ziemlich erhaben und mit starkem Knochenkamm. Die Stirne ist schwach gewölbt, die Schnauze nicht sehr lang, nach vorn hin verschmälert und etwas abgestumpft. Die Füße sind von mittler Höhe, schlank und voll und stark, die vorderen immer vollkommen gerade. An den Hinterpfoten ist eine gekrallte Afterzehe vorhanden. Der am Grunde dicke, gegen das Ende zu verdünnte Schwanz reicht etwas unter das Fersengelenk und wird sehr verschiedenartig getragen. Die Behaarung ist bald kurz und fein, bald lang und grob, und der Schwanz bald eine sehr buschige Fahne, bald wieder dünn und spärlich behaart. Kurz, es finden sich alle möglichen Abstufungen und Abänderungen, und nur die große Gestalt und namentlich das treue, gutmüthige Gesicht sind allen echten **Jagdhunden** gemein. Die Färbung ist ebenfalls ganz verschiedenartig. Schwarz und Rothbraun, oder Weiß mit Flecken kommt am häufigsten vor. Gewöhnlich befindet sich auch über dem Auge ein rundlicher, bräunlichgelber Flecken.

Schon bei uns ist die Zahl der Abarten dieser Gruppe eine außerordentlich große, noch weit mehr von ihnen aber kennt man in England, wo für die Zucht dieser Thiere von jeher sehr viel gethan worden ist.

Alle eigentlichen Jagdhunde sind geborene Jäger, und wenn sie Dies nicht sind, taugen sie eben Nichts. Mehr, als bei jedem andern Hunde, kommt es bei ihnen auf die Rasse oder Unterrasse an, und regelmäßig findet man hier, daß gute Mütter oder gute, geschickte Eltern auch vortreffliche Junge erzeugen. Alle sind kräftig, schnell und durch ihre ausgezeichneten Sinne, namentlich durch den überaus feinen Geruch, vor den übrigen Hunden zur Jagd befähigt. Sie gehen nach der Spur und besitzen ein so scharfes Spürvermögen, daß sie die Fährte eines Wildes noch nach Stunden, ja sogar nach Tagen durch den Geruch wahrnehmen können. Deshalb bedient man sich ihrer zum Aufspüren und Aufsuchen des Wildes und namentlich des Haarwildes und richtet sie zu diesem Zwecke besonders ab.

Es ist ziemlich gleichgiltig, welche von den unzähligen Rassen wir zuerst betrachten. Wir können die bekanntesten, die Hühnerhunde, wählen. Sie sind mittelgroß und ziemlich stark gebaut. Ihre Schnauze ist lang und dick, die Nase zuweilen gespalten; die Ohren sind breit, lang und hängend, weshalb man sie auch geradezu den Behang nennt. Das Haar ist kurz bei den Vorstehhunden, länger bei den eigentlichen Hühnerhunden, ziemlich lang bei den sogenannten Wasserhunden, welche ihren Namen auch regelmäßig bethätigen. Die Färbung ist bei uns zu Lande gewöhnlich weiß mit braunen, seltner mit schwarzen Flecken, doch giebt es auch ganz weiße, braune, schwarze oder gelbe. Die Ruthe wird gewöhnlich in der Jugend gestutzt, weil der Hund sie später, wenn er vor dem Wilde steht, bewegt und das Wild leicht verscheuchen würde, wenn man sie ihre volle Länge erreichen ließe.

Die Hühnerhunde sind ganz ausgezeichnete, kluge, gelehrige, folgsame und jagdbegierige Thiere und zur Jagd auf allerlei Wild geradezu unentbehrlich. Sie spüren das Wild weniger durch scharfe Verfolgung der Fährte aus, als vielmehr durch Wittern desselben, und zwar giebt es Hühnerhunde, welche schon aus einer Entfernung von 16 bis 18 Schritten mit aller Sicherheit ein Jagdthier durch den Geruchssinn wahrnehmen. Bei der Jagd selbst gehen alle höchst verständig zu Werke.

„Ich habe mich," sagt Diezel, „seit einer langen Reihe von Jahren fortwährend damit beschäftigt, die Fähigkeit der bei uns vorkommenden Thiere zu vergleichen, und mich immer fester überzeugt, daß sie alle bei weitem von einem übertroffen werden, nämlich von dem gewöhnlichen Begleiter des Jägers, von dem Vorstehhund (Canis avicularius)."

„Dieses Thier muß jedoch, wenn meine Behauptung auf ihn anwendbar sein soll, von ganz reiner Abkunft sein und alle seine natürlichen Anlagen, namentlich einen sehr scharfen Geruch besitzen. Er muß ferner nicht vereinzelt erzogen werden, sondern unmittelbar unter den Augen seines Führers aufgewachsen sein, damit er gleich von Jugend an jedes Wort und jeden Wink verstehen lernt. Endlich muß auch sein Herr alle Eigenschaften eines guten Lehrers, worunter die Geduld keine der geringsten ist, im vorzüglichen Grade besitzen, ja er muß sogar ein sicherer Schütze sein; denn nur wenn alle Erforderniſſe mit einander vereinigt sind, kann der Lehrling jenen bewunderungswürdigen Grad von Folgsamkeit, Selbstbeherrschung und Geschicklichkeit erreichen, welchen ich hier in einigen kurzen Sätzen zu schildern versuchen will."

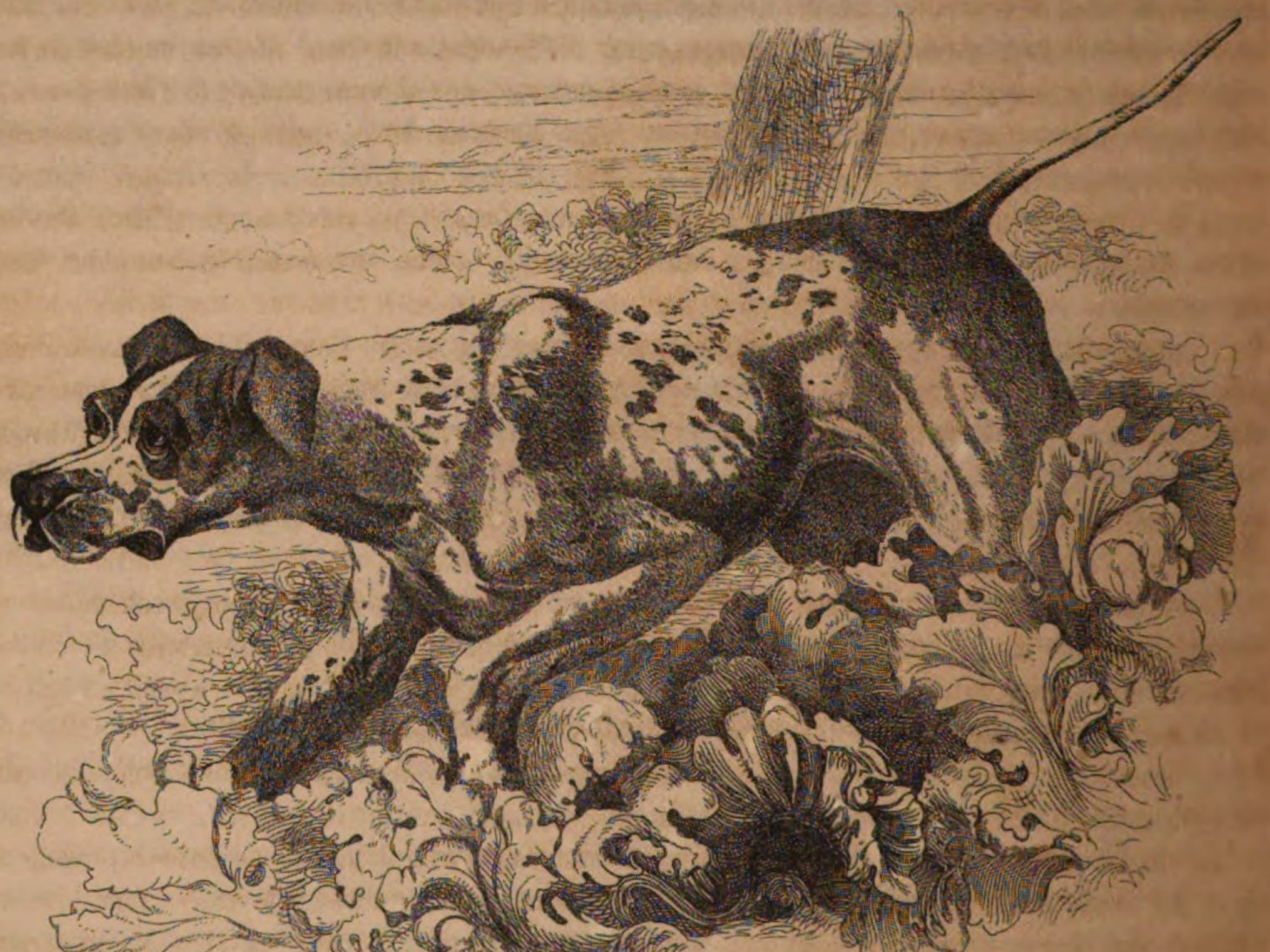
„Ein vollkommen abgerichteter, stets zweckmäßig geführter Hund, im Alter von drei bis vier Jahren, sucht, seinem natürlichen Triebe folgend, mit immer dem Winde entgegengehaltener Nase das Wild auf, indem er bald rechts bald links sich wendet. Auch bleibt er von Zeit zu Zeit einmal stillestehen und sieht sich nach seinem Gebieter um, der nun durch eine Bewegung dem Hund die Gegend bezeichnet, welche er absuchen soll. Diese Winke werden auf das genaueste befolgt."

„Kommt ihm nun die Witterung irgend eines bedeutenden Wildes in die Nase, so hört auf einmal die sonst unaufhörliche Bewegung des Schweifes auf. Sein ganzer Körper verwandelt sich in eine Art von Bildsäule. Oft auch schleicht er nach Katzenart und mit leichten Tritten dem Gegenstand näher, ehe er ganz fest steht. Nach wenigen Augenblicken wendet er nun den Kopf nach seinem Herrn, um sich zu überzeugen, ob dieser ihn bemerkt hat oder nicht, und ob er sich nähert."

„Es giebt sogar Hunde, welche, wenn der Oertlichkeit nach Solches nicht möglich ist (z. B. im Walde oder im hohem Getreide, wo man es nicht sehen kann), das gefundene Wild auf kurze Zeit verlassen, um ihren Herrn aufzusuchen und an Ort und Stelle zu führen. Doch thaten Dies von den vielen Hunden, welche ich in meinem Leben besessen und geführt, nur einige, und nicht schon in der ersten Zeit, sondern sie lernten es erst in späteren Jahren."

„Eine der schönsten Gelassenheitsproben für junge, feurige Hunde ist die, wenn sie das dicht vor ihren Augen von dem Jäger getroffene Thier flattern und dann fallen sehen, dasselbe aber nicht greifen dürfen. Und auch dieser großen Versuchung lernt ein folgsamer Hund bald widerstehen und wagt es nicht eher, zu apportiren, als bis er von seinem Herrn die Erlaubniß dazu erhalten hat."

„Ein ebenso schwieriger und fast noch schwierigerer Punkt ist die tief in des Hundes Natur liegende Begierde, jeden ihm ins Gesicht kommenden Hasen zu verfolgen. Hier hat er einen um so



Der Vorstehhund (Canis avicularius).

schwerern Kampf zu bestehen, als es ja unstreitig die Bestimmung des Hundes ist, das Wild zu verfolgen und zu fangen. Es muß augenscheinlich der Hund seine Natur hier verleugnen, und er verleugnet sie auch wirklich. Denn nachdem er eine Viertelstunde lang vor dem Lager des Hasen gestanden hat, darf er, wenn dieser endlich aufsteht und entflieht, ihm dennoch keinen Schritt nachfolgen, viel weniger noch im Lager selbst oder im Augenblick des Entweichens ihn ergreifen oder tödten. Er darf es sogar dann nicht thun, wenn ein in voller Flucht begriffener Hase sich seinen Zähnen gleichsam freiwillig darbietet und, so zu sagen, in den Rachen hineinlaufen würde."

„Der unkundige Zuschauer, welcher Zeuge eines solchen Auftrittes ist, kann nicht anders glauben, als daß ein solcher Hund ganz gleichgiltig und ohne alle Leidenschaft sei, daß der Hase für ihn gar keinen Reiz habe. Aber wie sehr trügt hier der Schein! Nicht Gleichgiltigkeit, nicht Mangel an Lust, anders zu handeln, wenn ich so sagen darf, ist es, was ihn davon abhält, sondern der Gehorsam, das Gefühl der Unterwürfigkeit, die Furcht vor der Strafe."

„Die Natur scheint hier unter den Händen der Kunst gleichsam untergegangen zu sein; allein sie ist es nicht, sie schlummert nur, oder vielmehr, sie schweigt, weil sie schweigen muß, weil ihre Stimme nicht laut werden darf.“

„Man beobachte denselben Hund, der unmittelbar unter den Augen seines Führers diesen hohen Grad von Selbstbeherrschung zeigte, wenn er allein oder sich selbst überlassen ist, oder wenn er einen Führer hat, den er nicht achtet. Er wird sich dann der Begierde zu jagen so gewiß überlassen, als jeder andere auch. Daher kommt es dann auch, daß in der ersten Zeit der Abrichtung selbst Hunde, die in der Nähe ihres Herrn schon ziemlich folgsam sind, noch manchen Fehler begehen, sobald man ihnen gestattet, sich weit zu entfernen. Es sei mir vergönnt, einige Beispiele davon anzuführen, wie groß der Hang dieser Hunde ist, das Wild zu verfolgen. Schon viele Hunde wurden mit Schrotschüssen verwundet, weil sie, auf mehrmaliges Rufen und Pfeifen nicht achtend, sich der Begierde gleichsam blindlings überlassen hatten. Sie schrieen im Augenblick der Verwundung laut auf, ließen sich aber dadurch doch nicht von der Fortsetzung der Verfolgung abhalten. Andere wurden so stark getroffen, daß sie sogleich umkehren mußten. Aber kaum war eine Stunde verflossen, kaum hatten sie sich ein wenig wieder erholt, als sie auch wieder jedem vorkommenden Hasen ebenso leidenschaftlich nachsetzten, wie zuvor.“

„Der merkwürdigste Fall dieser Art, welcher mir vorgekommen ist, war folgender: Eine Vorstehhündin, welche aber nicht von mir erzogen und abgerichtet, sondern blos meiner Führung auf einige Zeit anvertraut war, stand am Rande eines ziemlich breiten Grabens dicht vor einer Rebhühnerkette. Als ich mich näherte, um zu schießen, stand unfern von uns ein junger Hase auf. Den Hund durchzuckte die Lust, hinter ihm herzujagen, wie ein elektrischer Schlag, und gewiß würde er es augenblicklich gethan haben, hätte nicht meine Näherung und ein lauter Warnungsruf ihn noch nothdürftig zurückgehalten. Er blieb daher in seiner frühern Stellung, wandte aber, den zuerst gefundenen Gegenstand gleichsam ganz aufgebend, den Kopf immer nach der Seite hin, wo der Hase lief, und zitterte dabei sichtlich am ganzen Leibe. Jetzt stiebten die Rebhühner auf, und ich schoß davon zwei. Allein anstatt wie gewöhnlich diese mit dem größten Eifer zu apportiren, sprang der Hund, ohne im geringsten auf die herabgefallenen Vögel zu achten, augenblicklich über den Graben und setzte dem schon längst entflohenen Hasen nach.“

„So sehr hatte Dies schon vom ersten Augenblick an seine ganze Seele beschäftigt. Man berechne, welchen Kampf, welchen Grad von Selbstüberwindung es ihm gekostet haben mag, einer so reizenden Versuchung zu widerstehen!“ —

„Einen höchst anziehenden Anblick gewährt es dem Zuschauer, sogar Dem, welcher nicht selbst Jäger oder Jagdkenner ist, wenn er die Vorsicht wahrnimmt, mit welcher sich der Vorstehhund dem aufgefundenen Federwild nähert. Wenn er z. B. bei Mangel an günstigem Wind nicht ganz sicher weiß, nach welcher Seite hin die Rebhühner gelaufen sind, so kehrt er schnell um, umkreist in großen Bogen, wo er sie vermuthet, und jede große Annäherung sorgfältig vermeidend, spürt er auf diese Weise endlich den Platz auf, wo sie festliegen, und hier erst bleibt auch er selbst augenblicklich feststehen. Beim Absuchen der Getreidestücken läuft der erfahrne Hund nicht etwa in die Frucht selbst hinein, sondern blos an der Seite des Ackers hin, jedoch so, daß ihm der Wind von dem Wilde her entgegenweht; denn auf der entgegengesetzten Seite wird er den Zweck des Auffindens nicht so sicher erreichen.“

„Den höchsten Grad von Verstand dieser Art sah ich einst, als ich mit einigen Bekannten zu Anfang des Sommers einen Spaziergang machte, um deren Hunde, welche im Rufe vorzüglicher Befähigung standen, mir vorführen zu lassen. Sämmtliche Felder waren mit Frucht bedeckt; ich war daher nicht wenig gespannt darauf, wie man es anfangen werde, um hier Gelegenheit zu haben, die drei Hunde, welche wir bei uns hatten, arbeiten zu sehen. Bald aber überzeugte ich mich, daß dieser Zweck ganz gut erreicht wurde; denn diese Hunde, einer wie der andere, suchten im sogenannten Sommerbau, nämlich den Gersten-, Hafer- und Kartoffeläckern, deren Frucht noch weiter zurück war,

ganz unbefangen hin und her; sobald sie aber an einen Roggen= oder Weizenacker kamen, änderte sich alsbald ihr ganzes Wesen und ihre Bewegungen; denn sie setzten jetzt nicht mehr hin und her, wie sie es zuvor in der noch niedrigen Frucht gethan hatten, sondern es unterstand sich keiner mehr, einen solchen Acker mit hohem Getreide zu betreten. Vielmehr suchten sie jetzt nur noch im langsamen Trabe, und zwar immer nur in der äußersten Furche, auf der Seite, wo sie den besten Wind hatten, um das Wild in die Nase zu bekommen. Als ich meine Verwunderung über diese Vorsicht äußerte und zugleich den Wunsch aussprach, zu erfahren, auf welche Weise man sie dazu gebracht hatte, die Fruchtstücke so genau zu unterscheiden, erwiederte man, das Dies sehr leicht und bald dadurch bewerkstelligt worden wäre, indem man sie zwar sehr oft auf einen Spaziergang mitgenommen, ihnen aber nie gestattet habe, einen Acker mit schon hohem Getreide zu betreten, sowohl um jeden Verdruß mit den Feldbesitzern zu vermeiden, als auch, um die Hunde stets im Auge zu behalten."

„Ich besaß einst einen Hund, welcher fast menschliche Ueberlegung zeigte, und ich will nur einen einzigen Fall davon hier mittheilen. Wenn ich in Dienstgeschäften aus dem Walde zurückkam, führte mich mein Weg gewöhnlich an einem kleinen, sumpfigen Weiher vorüber, wo in der Streichzeit, d. i. in den Frühlings= und Herstmonaten, fast immer Heerschnepfen (Telmatias gallinago) zu liegen pflegten. Dies wußte mein Hund sehr wohl. Er eilte darum schon in der Entfernung von mehreren tausend Schritten vor mir voraus, suchte einen solchen Vogel auf und blieb vor demselben stehen, drehte aber sogleich seinen Kopf nach mir, um sich zu überzeugen, ob ich rechts ab die Straße verlassen und mich nach dem Weiher wenden oder meines Wegs gehen würde, da Letzteres jedesmal geschah, wenn ich entweder keine Lust oder keine Zeit zum Schießen hatte. Solange nun dem Hunde noch Hoffnung übrig blieb, daß diese von ihm angezeigte Schnepfe von mir werde aufgesucht werden, blieb er fest und unbeweglich mit immer nach mir gerichteten Augen stehen. Sobald ich aber, ohne mich zu nähern, vorüber gegangen war, stieß er sie heraus und verließ sogleich den Sumpf, ohne weiter aufzusuchen. Dieses Verfahren hat er mehr als dreißig Mal wiederholt, und viele meiner Bekannten waren Augenzeugen davon."

„Schon mehrmals ist mir auch der Fall vorgekommen, daß, während meine Hunde im vollen Suchen begriffen oder doch überhaupt in lebhafter Bewegung waren, plötzlich innehaltend, sie sich flach auf den Boden niederwarfen und in dieser Stellung liegen blieben. Wenn ich nun der Richtung ihrer Blicke folgend nachforschte, was wohl die Ursache ihres Benehmens sein möge, so war es gewöhnlich irgend ein Wild, gewöhnlich ein Hase, den ich oft noch in sehr großer Entfernung laufen oder vielmehr auf uns zukommen sah; denn nur in dem einzigen Falle, wenn er in gerader Linie sich uns näherte, nicht aber, wenn er seine Richtung seitwärts vorbei nahm, legten sich die Hunde nieder, wie ein Raubthier, welches auf die Annäherung seines Opfers lauert, um dasselbe, wenn es nahe genug herangekommen, sicherer zu erhaschen, zuvor aber sich vor dessen Augen soviel als möglich zu bergen sucht."

„Ein Hühnerhund, welcher einem meiner Freunde gehörte, bemerkte einst, während er von weitem eine Jagd auf einer Insel von geringem Umfange mit ansah, daß einer von den hin= und hergesprengten Hasen sich über eine schmale Brücke, dem einzigen zu der Insel führenden Eingang, in das Freie gerettet hatte. Als er nun abermals jenseits des Wassers einen Hasen erblickte, eilte er, auf jede Art der Verfolgung verzichtend, in vollem Laufe nach der Brücke hin, legte sich dort flach auf den Boden und erwartete in dieser Stellung den nächsten Flüchtling, um sich desselben so recht auf dem kürzesten Wege zu bemächtigen. Um zum Schluß zu kommen, erwähne ich blos noch, daß derselbe Hund, welcher die gesunden Hasen vor sich sieht, ohne sich zu rühren, die angeschossenen halbe Stunden weit unermüdet verfolgt, sobald sein Herr es ihm befiehlt oder vielmehr es ihm erlaubt; denn der innere Trieb fordert ihn dazu auf, jede Schweißfährte so weit als möglich zu verfolgen. Durch die Abrichtung hat er aber gelernt, das endlich gefangene oder aufgefundene Thier ohne die geringste Verletzung herbeizubringen. Auch als aufgestellter Wächter entspricht er jeder Erwartung; denn halbe Tage lang bleibt er unbeweglich neben dem Gewehr oder der Jagdtasche seines Herrn im Walde liegen. Kein Unbekannter darf es wagen, sich zu nahen oder sie zu nehmen."

Wie fest manche Hühnerhunde vor dem Wilde stehen, mag aus folgender Thatsache hervorgehen, welche Lenz erwähnt. In England hat man ein prachtvolles Gemälde verfertigt, welches einen schwarzen Vorstehhund, Namens Pluto, und einen weiblichen, Namens Juno, darstellt, wie Beide vor einem Rebhuhn stehen. Der Maler zeichnete $1^1/_4$ Stunde lang, und Beide standen während dieser Zeit wie versteinert.

Der Hund lernt alle diese Jagdgriffe allerdings erst nach langer Abrichtung, aber wohl bei keinem andern Thiere sieht man besser, wieviel es leisten kann, wenn der Mensch es lehrt und gut behandelt, als bei dem Hühnerhund. Ein gut abgerichteter Jagdhund ist ein wirklich wunderbares Thier und verdient seinen lateinischen Namen, Canis sagax, in vollem Maße. Er ist auch ein Menschenhund, wie Scheitlin sagt; denn er beweist wahren Menschenverstand. Er weiß genau, was er zu thun hat, und ein schlechter Jäger, welchen ein gut geschulter Jagdhund begleitet, wird von diesem nicht selten in der allerempfindlichsten Weise getadelt. So kannte ich einen Hühnerhund Namens Basko, welcher wohl Alles leistete, was man jemals von einem seiner Art verlangen konnte. Sein Herr war ein ganz vorzüglicher Schütze, welcher gewöhnlich unter zwanzig Schüssen auf fliegendes Wild keinen oder nur einen Fehlschuß that. Dessen Hund war freilich verwöhnt und zu gleicher Zeit im höchsten Grad ehrgeizig. Einst kommt der Sohn eines Freundes unsers Waidmanns zu ihm, ein junger Aktenmensch, welcher die Feder allerdings besser gebrauchen konnte, als das Gewehr, und bittet um die Erlaubniß, ein wenig zu jagen. Der Förster gewährt ihm Dies mit den Worten: „Gehen Sie, aber schießen Sie gut, sonst nimmt es Basko gewaltig übel." Die Jagd beginnt, Basko wittert nach kurzer Zeit eine Kette Hühner aus und steht wie ein Marmorbild vor derselben. Er erhält den Befehl, sie aufzutreiben. Die Hühner fliegen, der Schuß knallt, aber kein Stück von dem Wilde stürzt herab. Basko sieht sich äußerst verwundert um und beweist augenscheinlich genug, daß seine gute Laune verschwunden sei. Er geht aber doch noch einmal mit, findet eine zweite Kette Hühner, und es geht wie das erste Mal. Da kommt er dicht an den Schützen heran, wirft einen Blick der tiefsten Verachtung auf ihn und eilt spornstreichs nach Hause. Noch nach Jahr und Tag war es demselben Jäger unmöglich, den Hund, welcher ein für die Jagd begeisterter war, mit sich auf das Feld zu nehmen: die Verachtung gegen den Schützen war zu tief in seinem Herzen eingewurzelt.

Es ist leicht erklärlich, daß ein so gut erzogener Hund auch einen vortrefflichen Erzieher haben muß, wenn aus ihm Etwas werden soll. Die Abrichtung ist ein sehr schwieriges Geschäft und wird blos von wenigen Erwählten verstanden. Wie schon bemerkt, sind große Geduld, Ernst und Liebe zum Thiere Haupterforderniße eines Erziehers, und deshalb läßt sich wohl mit voller Bestimmtheit behaupten, daß eine Frau nun und nimmermehr einen Jagdhund würde erziehen können. Ich will versuchen, denjenigen meiner Leser, welche noch gar keinen Begriff von der Art und Weise der Erziehung eines Jagdhundes haben, eine kurze Beschreibung davon zu geben, und gestehe ganz ehrlich, daß ich mich dabei auch auf andere Angaben und namentlich auf die Angaben Dietrichs aus dem Winckell stützen muß, weil ich selbst schwerlich im Stande sein dürfte, einen Hund so zu erziehen, wie er erzogen werden muß.

Wenn der junge Hühnerhund ein Jahr alt geworden ist, beginnt man mit der Abrichtung, am liebsten im Februar, und wenn Dies nicht geht, im Juli oder August. Während der ganzen Lehrzeit muß er an einem ganz ungestörten Ort eingesperrt oder angebunden werden und darf durchaus keine Gelegenheit zu Zerstreuung oder Spielerei haben, dort auch von Niemandem, als von seinem Herrn besucht, gefüttert und getränkt werden. Eine Stunde vor jedem Unterricht erhält er eine mäßige Mahlzeit, dann nimmt man das Thier an eine zehn Fuß lange Leine, deren Ende zugleich ein Halsband bildet, versieht sich mit einer kurzen Peitsche und lehrt dem Hunde zunächst den Dressurbock (ein $1^1/_2$ Zoll dickes, 16 Zoll langes, fest mit Bindfaden umwickeltes Strohbündel) aufnehmen. Man legt dem Hunde zuerst die Leine an, zieht ihn unter dem Zurufe „hierher!" und mit einem bestimmten Pfiffe an sich, lobt und streichelt ihn, wenn er von selbst kommt, oder schafft ihn mit Gewalt

herbei, wenn er störrisch ist. Sobald er auf den Ruf folgt, wird er noch ein wenig herumgeführt, und zwar, indem man sich bald rechts, bald links wendet und dabei „herum!“ ruft. Dann wird er nach seinem Wohnplatz zurückgebracht und ihm Gelegenheit gegeben, das Gelernte ordentlich durchzudenken. In einer andern Stunde beginnt das Apportiren. Man legt den Dressurbock auf die Erde, zieht den Hund an der Leine dicht herbei, drückt seinen Körper platt auf den Boden und hält ihn dort in liegender Stellung, schiebt ihm mit der andern Hand den Bock ins Maul und ruft „Faß!“ greift ihn dabei von oben herab hinter die Eckzähne, öffnet ihm die Kinnlade und schiebt ihm den Bock bis unter die Fänge, ruft nochmals „Faß!“ und schließt mittelst der Hand das Maul. Nach kurzer Zeit läßt man ihn los, und indem man „Aus!“ ruft, nimmt man ihm den Bock wieder ab. Wenn er das Maul nicht selbst öffnet, reibt man ihm den Bock gegen das Zahnfleisch oder dreht ihm das Halsband derart zusammen, daß er unwillkürlich das Maul aufsperrt. In einer spätern Lehrstunde läßt man ihm, während er den Bock im Maule hat, aufstehen und einige Schritte weit gehen und nimmt ihm denselben unter dem Zurufe „Aus!“ wieder ab. Nach und nach hört man auf, ihm das Maul zuzuhalten, während er den Bock faßt und läßt ihn denselben aus immer größeren Entfernungen herbeiholen, wobei man immer „Apportez“ sagt. Will er Etwas nicht thun, so wird er jedesmal ohne Umstände dazu gezwungen und Dies solange, bis er es gern ausführt. Später nimmt man anstatt des Bockes Stücken Holz und andere Dinge, endlich einen Hasenbalg und schließlich Hasen, Rebhühner, zuletzt auch Raubthiere, Raubvögel, Elstern und Krähen, kurz, lauter Thiere, welche er nur höchst ungern aufnimmt und trägt. Nachdem er diese Kunst begriffen hat, wird ihm das Verlorensuchen beigebracht. Man geht mit dem Winde und läßt unbemerkt Etwas fallen, was er gern apportirt, wendet nach einigen Schritten mit dem Zuruf: „Such verloren!“ um, und leitet ihn auf demselben Wege gegen den Wind zu dem Gegenstand hin, indem man ihm denselben zeigt und „Apportez“ ruft. Diese Uebung wird weiter und weiter ausgedehnt, bis er auch Dieses begriffen hat. Hierauf muß er das Vorstehen lernen, wieder mit seinem Bock, welchen man vor ihm auf den Boden wirft, während man den Kopf ihm zur Erde drückt und „tout beau“ oder, wenn er es nach einiger Zeit ergreifen soll, „Avancez“ ausruft. Alles Dies wird in einem umschlossenen Raum vorgenommen, erst mit, später auch ohne Leine. Hat nun der Hund die Sache gut begriffen, so nimmt man ihn mit sich auf das Feld hinaus, immer noch an der Leine und mit der Peitsche in der andern Hand. Hier läßt man ihn an einem freien Orte, wo Wild ist, gegen den Wind suchen und schwenkt ihn dabei abwechselnd rechts und links, indem man „herum“ ruft. Durch die Worte „Such, Such!“ feuert man ihn, durch ein leises „Sachte, Sachte“ beruhigt man ihn, wenn er zu hitzig ist, und durch einen starken Ruck an der Leine bezeichnet man ihm seine Unzufriedenheit, wenn er nicht gehorchen will. Sucht er nach Mäusen, Lerchen und anderen kleinen Thieren, wird er unter dem Zuruf „Pfui“ abgehalten, und niemals schießt man ein solches Thier vor ihm. Ist er bei der Suche folgsam geworden, so bringt man ihn dann an Orte, wo es Rebhühner, aber wenig Hasen giebt, und läßt ihn an der Leine unter dem Winde suchen, ruft ihm, sobald er Etwas in die Nase bekommen hat, zu „Such!“ und läßt ihn, sobald er festliegt oder steht, kreisen, bis man die Hühner erblickt. Hierauf geht man zurück, führt ihn unter dem Zurufe „Hierher!“ ab, läßt ihn nochmals vorgehen, wieder kreisen und stößt endlich die Hühner, ohne zu schießen, auf, gestattet aber ihm das Nachfahren durchaus nicht. Fallen die Hühner wo anders ein, so verfährt man wie vorher und sucht endlich eins im Sitzen oder, wenn es aufsteht und der Hund nicht hinterdrein fährt, im Fluge zu schießen, wobei man sich aber sehr vor einem Fehlschusse zu hüten hat. Ist das Huhn gefallen, so läßt man es sich bringen und sieht streng darauf, daß er es nicht schüttelt oder zerbeißt. Nach dem Schusse darf er nie schwärmen, sondern wird gleich herangerufen und muß, bis der Jäger geladen hat, ruhig neben ihm sitzen. Auf Hasen lehrt man ihn in ähnlicher Weise. Im Walde bringt man ihm zunächst bei, daß er sich nie weit von dem Schützen entfernen kann, und geht deshalb zuerst in buschreiche Orte, wo man ihn immer übersehen kann. Zum Schluß endlich führt man ihn an das Wasser und läßt ihn hier zuerst in ganz seichtem Wasser apportiren und veranlaßt ihn, später immer tiefer und tiefer

in dasselbe hineinzugehen; niemals aber darf man einen jungen Hund in das Wasser werfen, weil er sonst leicht zu große Scheu davor bekommt.

Diese Bemerkungen gelten für die Abrichtung aller Jagdhunde, sie mögen heißen, wie sie wollen, und es kommt nur darauf an, daß man gute Rassen bekommt, welche schon von Geburt an größere Begabung zeigen, als andere. Die Zahl dieser Rassen oder Arten oder wie man sie sonst nennen will, ist sehr ansehnlich und, wie bemerkt, sind namentlich die Engländer groß im Züchten der Hunde. Deshalb werde ich auch vorzugsweise die englischen Hunde zum Grunde legen, um meinen Lesern eine Ueberschau über die vorzüglichsten derselben zu bieten. Unser Bild auf Seite 370 zeigt uns den eigentlichen englischen Vorstehhund, den Pointer, einen der vorzüglichsten aller Hunde. Ihm ähneln die Parforcehunde am meisten, obgleich sie größtentheils anders verwendet werden. Man gebraucht sie nämlich in Meuten von 8 bis 40 Stück und läßt sie ein bestimmtes Wild solange verfolgen, bis sie dasselbe entweder einholen und festpacken oder doch wenigstens feststellen. Jede einzelne Meute wird blos auf eine und dieselbe Wildart abgerichtet, weil man die Erfahrung gemacht hat, daß sie



Der Hirschhund.

verderben, wenn man diesen Grundsatz nicht befolgt. In früheren Zeiten wandte man große Mühe auf die Zucht dieser Hunde, und auch gegenwärtig werden in England noch Summen dafür ausgegeben, welche geradezu ins Unglaubliche gehen. Die Hunde wohnen in förmlichen Schlössern und werden besser genährt und erhalten, als manche Menschen. Mit Recht sagt ein englischer Schriftsteller deshalb, daß es weit besser um das Land aussehen würde, wenn man die Summen, welche die Zucht und Haltung der Fuchshunde fordern, zum Vortheile der Schulen oder anderer gemeinnützigen Anstalten, kurz zum Nutzen der Menschen ausgeben wollte. Die hauptsächlichsten Parforcehunde sind:

Der Hirschhund (Canis acceptorius), der größte dieser Unterabtheilung, wie man sagt, ein Abkömmling von dem Bluthund und Windhund, deren beider Eigenschaften er auch in sich vereinigt. Er ist ausgezeichnet durch sein scharfes Spürvermögen und seine außerordentliche Schnelligkeit. Gegenwärtig befinden sich nur noch wenige Ueberreste im Besitz der Königin von England. Früher war es anders. Namentlich Georg III. war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Hirschhetze, an welcher er oft persönlich theilnahm. Nicht selten hetzte man mit solchem Eifer, daß von den hundert berittenen

Jägern, welche anfangs hinter dem Hirsche drein ritten, zuletzt nur noch zehn oder zwanzig übrig waren, wenn das flüchtige Wild von den Hunden gepackt wurde. Man durchritt in Windeseile unglaubliche Entfernungen und setzte die Jagd oft solange fort, daß ein großer Theil der Pferde und selbst viele Hunde dabei zu Grunde gingen. Funfzig englische Meilen hinter einem Hirsche herzureiten war keineswegs ein seltner Fall. Jetzt ist es freilich anders, da die Bebauung des Bodens dieser Jagd viel zu große Hindernisse in den Weg legt.

Gegenwärtig jagt man aber immer noch mit den Fuchshunden (Canis vulpicapus), welche als die vorzüglichsten aller englischen Jagdhunde angesehen werden. Berühmte Männer haben sich mehr



Der Fuchshund.

mit ihnen als mit anderen Dingen beschäftigt, dicke Bücher sind über sie geschrieben worden, und noch heutigen Tages erwecken sie bei den Großen Englands weit mehr Theilnahme, als ganze Völkerschaften. Der Ursprung des Fuchshundes ist ungewiß. Man nimmt an, daß er von dem alten englischen Hunde abstammt und durch verschiedene Kreuzung, an welcher eine ganze Menge anderer Hunde theilnahmen, zu der Vollkommenheit gebracht worden ist, welche er zeigt. Er besitzt die Schnelligkeit des Windhundes, den Muth des Bulldoggen, die Feinheit des Geruchs vom Bluthund, die Klugheit des Pudels: kurz, er vereint gleichsam alle guten Gaben der Hunde in sich. Seine Schnelligkeit ist wirklich unglaublich. Bei einem Wettrennen durchlief ein Hund, Blaumütze genannt, eine Länge von fast $4^1/_2$ englische Meilen in acht Minuten und wenigen Sekunden, und das bereits erwähnte Rennpferd Flying-Childres, welches auf demselben Grunde lief, erreichte das Ziel kaum eine

halbe Minute früher, als er. Wenn man dabei die körperliche Beschaffenheit beider Thiere in Rechnung zieht, muß man wahrhaft über die Schnelligkeit des Hundes erstaunen; denn sie ist verhältnißmäßig eine ungleich größere, als die jener unübertrefflichen Pferde. Dabei ist nur zu verwundern, daß das schnelle Thier immer noch Stunden braucht, um einen Fuchs wirklich zu erreichen; denn man muß wohl bedenken, daß die Hunde in Meuten jagen, Reinecke aber sich vor allen zu decken hat. Jedenfalls wirft diese Thatsache auch ein helles Licht auf die Gewandtheit und Schnelligkeit des letztern. Gegenwärtig währt eine Fuchshetze selten länger, als drei bis vier Stunden, während sie früher einen ganzen Tag in Anspruch nahm: zu solcher Güte hat man endlich die Fuchshunde gebracht.

Etwas größer, als der Fuchshund, ist der Hasenhatzhund (Canis Bracca), welcher zu der Jagd verwendet wird, die sein Name andeutet. Er ähnelt in seiner Gestalt und in seinem Betragen dem Fuchshund vollständig. Zur Zeit wird auf seine Zucht nur noch wenig Mühe verwendet.



Der Beagle.

Der kleinste von allen Parforcehunden ist der Stöberhund (Canis irritans). Er erreicht blos elf Zoll Schulterhöhe. Man gebraucht ihn in voller Meute zur Hasenhetze und erfreut sich hauptsächlich an seiner wohlklingenden Stimme, welche, wenn die Meute stark ist, ein herrliches Geläute giebt. Sein Geruchsinn ist so fein, daß er einen einmal verfolgten Hasen immer wieder auffindet und auftreibt, und er läuft so ausdauernd, daß er den Hasen trotz seiner Schnelligkeit und seiner Kreuz- und Quersprünge doch einholt und niedermacht. Berühmt war die Meute des Obersten Hardy. Sie bestand aus 22 Stück Hunden, welche sämmtlich das angegebene Maß noch nicht einmal erreichten. Man trug sie zur Jagd hin und von derselben zurück in Körben, welche auf Pferde geladen wurden. Bei der Hetze liefen sie regelmäßig in Reih und Glied. In einer schönen Nacht wurden sie ihrem Eigenthümer gestohlen, und derselbe hat nie wieder erfahren, was aus ihnen geworden ist. — Gegenwärtig sind auch diese Hunde selten geworden.

Ganz das Gegentheil von diesen kleinen, zierlichen Thieren ist der Bluthund (Canis sanguinarius), welchen man jetzt auch nicht oft mehr sieht. In den guten, alten Zeiten wurde das Thier häufig als Diebsfänger benutzt und diente dem Lande zur Sicherung vor Räubern, welche in jener Zeit überall

ihr Unwesen trieben. Er war so klug, daß er die Fährte eines Diebes selbst dann verfolgte, wenn derselbe seinen Weg in einem Bach oder Flüßchen fortgesetzt hatte, um den Hund zu täuschen. Dieser suchte dann beide Ufer des Flusses solange ab, bis er die Fährte des nach dem Lande zurückgekehrten Diebes von neuem auffand und verfolgen konnte.

Auch im Kriege wurden Bluthunde angewandt, so noch in den Kriegen zwischen England und Schottland. Heinrich VIII. brachte sie sogar auf seinen Kriegszügen mit nach Frankreich, und Graf Essex hatte allein 800 Stück von ihnen bei seinem Heere in Irland. Gegenwärtig dienen sie zum Aufsuchen eines angeschossenen Wildes und nehmen den Schweiß allerdings besser auf, als alle übrigen Jagdhunde. Die Farbe der echten Bluthunde ist lohbraun und auf dem Rücken fast schwarz. Sie haben 28 englische Zoll Schulterhöhe oder darüber, sind stark gebaut und zeichnen sich namentlich durch die breite und lange Schnauze aus, an welcher die Oberlippe über die Unterlippe herabhängt.



Der Bluthund.

Die Ohren sind breit und hängen lang herunter, der Scheitel ist hoch und gewölbt, der Blick ernst, klug und edel. Man sagt, daß sie heftigen Gemüthes wären und deshalb als gefährliche Thiere angesehen würden. Ihr Blutdurst soll so groß sein, daß sie selbst auf ihren eignen Herrn losgehen, wenn sie einmal eine Beute niedergemacht haben. Die Stimme des Thieres ist so eigenthümlich langgezogen, laut und tief, daß man sie niemals vergessen kann, wenn man sie nur einmal gehört hat. Ueber seine Abkunft ist man völlig im Unklaren.

Von diesen glatthaarigen Hunden unterscheidet sich der eigentliche englische Hühnerhund, der Setter (Canis sequax). Eigentlich ist er ein Mittelding zwischen Hühner- und Wachtelhund. Er hat ganz die Eigenschaften des Vorstehhundes, geht aber leichter, als dieser, ins Wasser. Man kennt auch von ihm eine Menge von Abarten, deren ausführliche Beschreibung wir den wahren Hundefreunden überlassen wollen.

Der eigentliche Wasserhund (Canis aquatilis), der Retriever der Engländer, ein stämmiger und starker Hühnerhund von dunkler Farbe ist, wie man sagt, ein Erzeugniß der Kreuzung zwischen Neufundländer und Hühnerhund oder zwischen Wasserwachtelhund, Hühnerhund und Pintscher. Die Höhe eines großen Wasserhundes schwankt zwischen 22 bis 24 Zoll. Sein Leib ist gedrungen, und seine Glieder sind stark. Das Fell ist langhaarig und dunkelfarbig, ein feiner Geruch zeichnet ihn aus. Man benutzt ihn ausschließlich zur Jagd auf Wasserwild, und in dieser leistet er wirklich das Vorzüglichste.

Außer den genannten haben wir noch die Saurüde (Canis Rudo) zu erwähnen. Sie ist ein Mischling von vielen ganz verschiedenen Hunden, wie man sagt, hauptsächlich von Bulldoggen mit Windhund und Pintscher. Die Kennzeichen der beiden ersten vereinigt sie wenigstens in sich. Sie



Der Setter.

ist stark, ohne plump zu sein, schnell, kräftig und muthig, und diese Eigenschaften machen sie zur Jagd auf schweres Wild besonders geeignet. Auch sie ist gegenwärtig im Aussterben begriffen, wie das Wild, zu dessen Jagd sir diente.

Mehrere sehr verschiedenartige Hunde pflegt man unter dem Namen der Seidenhunde zusammenzufassen. Zu ihnen gehören einige der ausgezeichnetsten Thiere der ganzen Gesellschaft, welche wir haben: ich will zunächst blos den Pudel und den Neufundländer nennen. Der eigentliche, große Seidenhund (Canis extrarius) scheint ursprünglich in Italien zu Hause gewesen zu sein. Er ist ein sehr schönes Thier, von $2^1/_2$ Fuß in der Länge, mit mehr als Fuß langer Fahne und einer Höhe am Widerrist von etwa $1^1/_2$ Fuß. Der Leib ist etwas gedrungen und gegen die Weichen eingezogen, der Rücken nicht gekrümmt, die Brust breit und kaum vorstehend; der Hals kurz und dick, der

Kopf länglich und ziemlich erhaben; die Schnauze nicht sehr lang, nach vorn etwas verschmälert und zugespitzt. Die Ohren sind lang, breit, gerundet, vollständig hängend und mit sehr langen Haaren besetzt, die Lippen kurz und straff. Die Füße sind von mittler Länge, nicht dick und ziemlich stark, die vorderen vollkommen gerade; die Hinterfüße ohne Afterzehen. Der Schwanz ist mittelstark und mittellang, reicht etwas unter das Fersengelenk und wird, stark nach rückwärts gebeugt, aufwärts getragen. Die Behaarung ist lang, zottig, aber seidenartig. Die Schnauze und die Vorderseite der Füße sind kurz behaart, die Hinterseite derselben aber, der Kopf, der Bauch und der Schwanz, besonders an der Unterseite, mit langen, zottigen Haaren bedeckt. Die Oberseite des Körpers ist gewöhnlich schwarz, Brust, Bauch, Füße, die Lippen und Wangen bräunlichgelb, und auch über den Augen findet sich ein bräunlicher Flecken. Außerdem kommen aber auch röthlichbraune, schwarz und weiße und sehr häufig gefleckte mit gelbbraunen, rothbraunen oder schwarzen Flecken auf weißem Grunde vor. Diese



Der Wasserhund. (Siehe Seite 379.)

Kennzeichen gelten für die ganze Gruppe, welche wieder in eigentliche Seidenhunde, Wachtelhündchen und Pudel zerfällt. Die ersteren sind bei uns die seltensten, und zumal den großen Seidenhund sieht man wenig, eher den Malteserseidenhund, welcher seiner Kleinheit wegen oft als Schoshündchen gehalten wird; von ihm unterscheidet sich der große Seidenhund nur durch seine bedeutende Größe.

Alle Seidenhunde sind leicht und schnell, aber nicht ausdauernd. Sie haben feinen Geruch und großen Verstand, ohne jedoch besonders gelehrig zu sein. Zur Jagd auf kleines Wild und namentlich auf Federwild werden einige und vor allen die Wachtelhunde vielfach benutzt, doch bedürfen sie einer sehr sorgfältigen Erziehung, weil ihre ursprüngliche Jagdbegierde so groß ist, daß sie häufig durch Dick und Dünn gehen und kaum durch Zurufe zu bändigen sind. Selbst bei der besten Erziehung zittern sie vor Begierde bei Auffindung einer Spur und sind nicht im Stande, ihre Freude oder ihren Eifer zu verbergen, sondern kläffen und bellen fast fortwährend. Sie werden aus diesem

Grunde noch weit häufiger in der Stube gehalten, als zur Jagd benutzt. Die Engländer haben sich große Mühe mit ihrer Zucht gegeben und deshalb auch eine Menge von Spielarten erzielt, welche sie in Jagd- und Tändelhunde trennen. Unter den Wachtelhunden unterscheiden sie wieder Springer, das heißt solche, welche lustig durch Dick und Dünn und namentlich durch niederes Dorngestrüpp hindurchjagen, und Schnepfenhunde, welche hauptsächlich zur Jagd auf Waldschnepfen verwendet werden. Sie werden trotz ihres Lautgehens hochgeachtet, und in Wahrheit ist ein hinter der Beute dahinjagender Hund ein Gegenstand der Freude für Jeden, welcher Sinn für derartige Jagd hat.

Die Schnepfenhunde sind kleiner, als die Springer. Sie wiegen selten mehr als 12 Pfund, sehr oft nur 9 oder 10 Pfund. Außerordentlich lebendig und thätig, wie sie sind, verrichten sie ihre Arbeit mit einem geradezu unerschöpflichen Grade von Selbstbewußtsein und Vergnügen. Dabei sind sie sehr muthig und behalten auch in anderen Klimaten ihre ursprüngliche Kühnheit bei, selbst in dem heißen Indien, welches die besten nordischen Hunde bald verdirbt. Kapitän Williamson erzählt, daß eines dieser kleinen tolldreisten Thiere einstmals sogar einem Tiger muthig entgegenging. Das gewaltige Raubthier schaute den kleinen Kläffer anfangs verwundert an, dann aber stand es auf, von dem Gebelfer des zudringlichen Naseweis gestört, und flüchtete! Der Erzähler versichert, daß es einen unbeschreiblichen Anblick gewährt habe, die beiden in Größe und Kraft so verschiedenen Thiere hinter einander zu sehen, den großen, gewaltigen Tiger mit gehobenem Schweife voran und den muthigen kleinen Hund zankend und bellend hinterdrein. Und Dies ist nicht der einzige Fall, in welchem man den Muth dieser niedlichen Thiere erprobt fand. Ein anderer Offizier von dem bengalischen Geschützwesen jagte in der Nähe eines Rohrdickichts nach Trappen, Florikans und Pfauen, als plötzlich ein Tiger hervorbrach. Augenblicklich wurde derselbe von den Hündchen gestellt, und obgleich die muthigsten und kühnsten mit zwei Tatzenschlägen niedergelegt wurden, hielten die anderen doch Stand und ruhten nicht eher, als bis sich der Tiger zurückgezogen hatte.

Die kleinsten Wachtelhündchen, werden gewöhnlich König-Karlshündchen genannt, aus dem Grunde, weil König Karl II. von England sie außerordentlich liebte und stets einige bei sich hatte. Sie sind durch ihre dunkle Farbe, welche übrigens oft ins Bräunliche spielt, die weiße Vorderbrust, das seidenweiche, lange Haar und das große lange Behänge ausgezeichnet. Die allerbesten und geschätztesten von ihnen wiegen blos fünf Pfund und die größten nicht mehr als sieben. Sie sind als Stubenhunde außerordentlich beliebt, denn sie sind schmuck, munter und gelehrig: wenn sie richtig behandelt werden, sind sie die unterhaltendsten Gesellschafter, welche man sich denken kann. Sie selbst sind ewig auf lustige Streiche bedacht und lassen sich mit sehr geringer Mühe erheiternde Kunststücke lehren.

Noch kleiner, als diese, sind die Blenheims-Wachtelhündchen, welche gegenwärtig in England vielfach als Schoshündchen der Damen in größerem Ansehen stehen. Unangenehm ist, daß ihre Augen beständig thränenfeucht sind, und ihnen von einem Winkel aus diese Thränen ohne Unterlaß über die Wangen herablaufen.

Während wir sie mit Fug und Recht die Zwerge der ganzen Gruppe nennen können, müssen wir den Neufundländer (Canis terrae novae) als den Riesen unter den Seidenhunden ansehen. Das gewaltige, prächtige Thier soll ein doppelter Bastard des großen Pudels mit dem französischen Fleischerhund sein, welcher in Neufundland seine Rasse bis zur Stunde in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten hat. Es ist sehr ungewiß, um welche Zeit sich diese Rasse in Neufundland gebildet und wer hierzu Veranlassung zunächst geboten hat. Man weiß gewiß, daß die Engländer bei ihrer ersten Niederlassung in Neufundland im Jahre 1622 diese Hunde noch nicht vorfanden, und

nimmt deswegen mit großer Wahrscheinlichkeit an, daß die Stammeltern, jedenfalls vortreffliche und ausgezeichnete Hunde, nach der Ansiedlung gebracht worden sind. „Der **Neufundländerhund**," sagt **Fitzinger**, „trägt wie alle Bastarde die Kennzeichen seiner elterlichen Abstammung unverkennbar an sich. Er vereinigt mit der Gestalt, Größe und Stärke des französischen Fleischerhundes, welcher selbst ein Bastard des großen **Windhundes** und **Jagdhundes** ist, zum Theil die Behaarung und Gestalt der Ohren, welche zu den klimatischen Abänderungen des großen **Seidenhundes** gehört. Es ist ein gewaltiges, starkes und kräftiges Thier mit breitem, langen Kopfe, etwas verdickter Schnauze, mittelgroßen, hängenden, zottig behaarten Ohren, starker Brust, kräftigem Halse, mit ziemlich hohen, starken



Der Neufundländer.

Beinen, mit dichter, langer, zottiger, krauslicher, weicher, fast seidenartiger Behaarung, mit ziemlich langem, zottigen Schwanze und mit stark ausgebildeten Schwimmhäuten zwischen den Zehen. Seine Färbung ist sehr verschiedenartig. Viele sind schwarz mit einem lebhaften, rostgelben Flecken über jedem Auge und rostgelben Flecken an der Kehle und an den Fußgelenken. Etwas weniger häufig ist er schwarz und weiß, oder braun und weiß gefleckt, oder einförmig schwarzbraun und weiß."

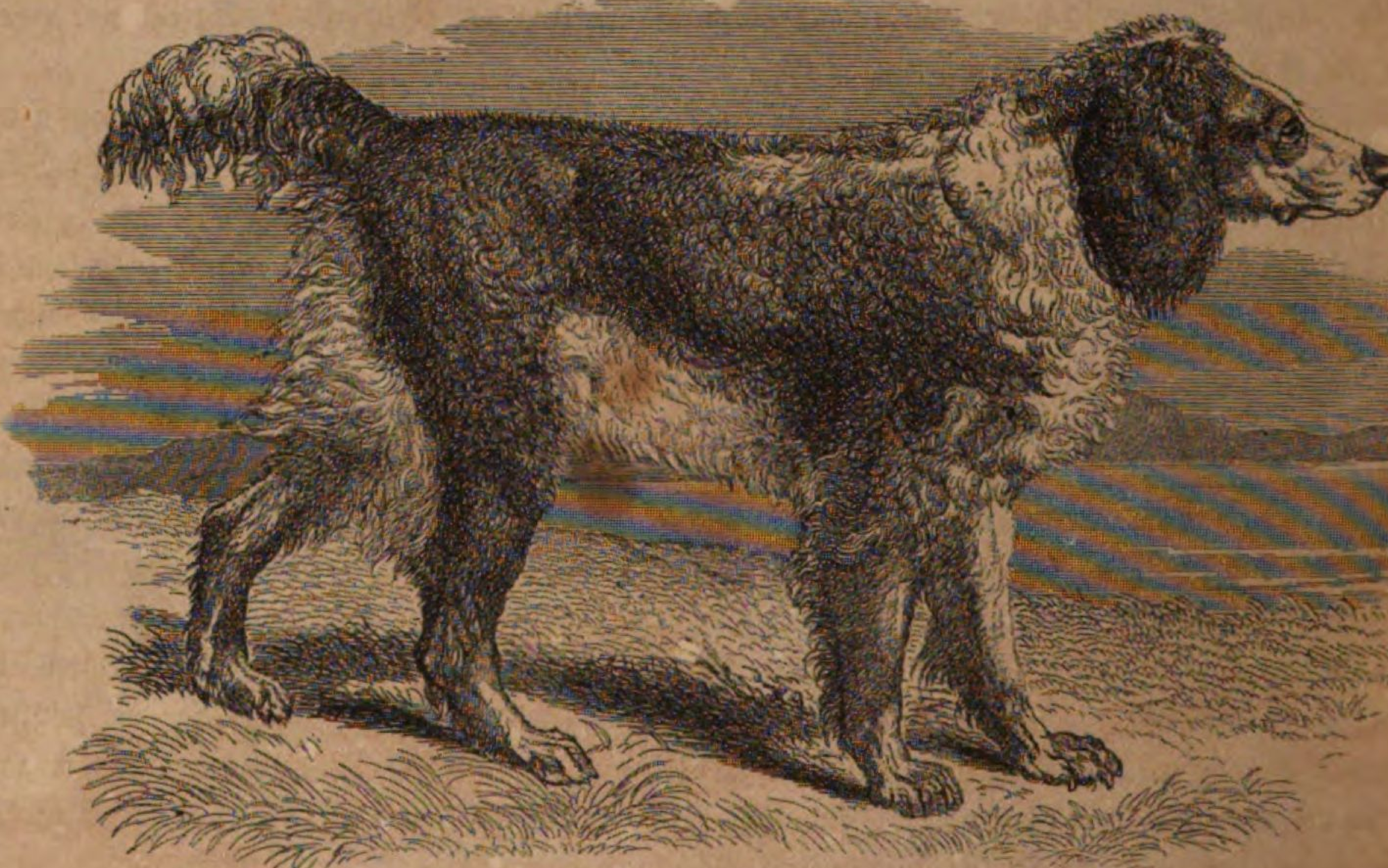
Mit Recht gilt der Neufundländer für eine der schönsten Rassen und ist sehr gesucht; denn auch seine Eigenschaften stehen mit seiner äußern Schönheit im Einklang und verkünden den guten Stamm, von welchem er herrührt. Seinem Herrn ist er im höchsten Grade treu und anhänglich; dabei ist er verständig und außerordentlich gelehrig. Selbstverständlich muß man darauf sehen, seine natürlichen Begabungen bei der Abrichtung auszubilden, um das Thier zu dem in seiner Art vollkommensten zu machen. Der Neufundländer ist nämlich der beste aller Wasserhunde; das Wasser scheint sein eigentlich heimisches Element zu sein. Er schwimmt leidenschaftlich gern und mit der größten Leichtig-

keit, taucht wie ein Seethier und kann Stunden lang im Wasser aushalten. Einmal fand man eines dieser Thiere in einer weiten Meeresbucht, Meilen vom Lande entfernt, und mußte wohl annehmen, daß es viele Stunden lang im Meere herumgeschwommen war. Dem Neufundländer ist es vollkommen gleichgiltig, in welcher Weise er schwimmen muß; denn er geht ebensogut gegen den Strom oder Wellenschlag, als mit beiden. Ohne irgend welche vorausgegangene Abrichtung holt er unermüdlich jeden Gegenstand aus dem Wasser, selbst bei der strengsten Kälte, und bringt ihn seinem Herrn. Der Mensch kann ihn überhaupt nicht mehr vergnügen, als wenn er ihm Gelegenheit giebt, sich viel im Wasser aufzuhalten, und schwerlich dürfte man etwas Lustigeres sehen können, als einen guten Schwimmer, welcher sich in Gesellschaft seines Neufundländers im Meere herumtreibt. Der Hund ist dann außer sich vor Freude, daß auch der Mensch gleich ihm mit dem Wasser vertraut ist, und bemüht sich nach Kräften, diese Freude an den Tag zu legen. Er macht dann Burzelbäume und treibt das tollste Zeug aus lauter Uebermuth; schwimmt bald vor seinem Herrn, bald hinter ihm her, taucht unter ihm weg, thut, als wolle er ihn ein Stückchen tragen oder stützen: kurz, er spielt förmlich im Wasser. Und wenn endlich der Herr ermüdet nach dem Ufer sich wendet, bemüht sich der Hund, ihn noch zum neuen Wettschwimmen aufzufordern.

Diese außerordentliche Befähigung des Neufundländers für das Wasser macht ihn zu einem sehr nützlichen Thiere an allen Seeküsten. Man kennt Hunderte von Beispielen, wo durch den Muth und die Kraft des vortrefflichen Geschöpfes ertrinkende Menschen gerettet worden sind. Viele Schiffer haben ihn stets bei sich, weil er vorkommenden Falls die ganze Mannschaft zu retten im Stande ist. Bei Schiffbrüchen z. B. ist er oft mit einem Seile im Maule ans Land geschwommen, und hat so die Rettung der Mannschaft vermittelt, oder aber ist vom Lande aus in die See gegangen und hat einen der Schiffbrüchigen nach dem andern herüberbugsirt. Auch als Kinderwärter ist er unübertrefflich, namentlich in Ortschaften, welche in der Nähe tiefer Gewässer liegen. Man darf auch das kleinste Kind ganz dreist seiner Wachsamkeit und Treue anvertrauen, weil man sicher ist, daß dem Kinde, solange der Hund sich bei ihm befindet, nicht das Geringste zu Leide geschieht. Die Beispiele, in denen er sich bei diesen Geschäften bewährt hat, sind gar nicht zu zählen. — Sobald er einen Menschen im Wasser in Gefahr sieht, stürzt er sich augenblicklich in das ihm befreundete Element, eilt zu jenem hin, schiebt ihm die Schnauze unter die Achsel und hebt ihn mit derselben über den Wasserspiegel empor. Auch halb erfrorne Leute hat er mehrmals vor dem sichern Tode bewahrt, indem er ganz nach Weise der Bernhardiner Hunde handelte. Das Land wittert er von Schiffen aus in großer Entfernung, zuweilen auf mehr als zehn englische Meilen, und giebt Dies durch Bellen zu erkennen. Zu diesen vortrefflichen Eigenschaften kommt noch seine große Gutmüthigkeit und Sanftheit, sowie die unauslöschliche Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten; — ebenso bewahrt er freilich auch erlittene Unbill und Strafe in seinem Gedächtniß auf und wird Leuten, welche ihn mit Absicht quälen, manchmal doch gefährlich.

In Neufundland selbst findet man fast nur die schwarzen Hunde dieser Art, welche um Nase Kehle und Fußgelenke gelblich sind und über jedem Auge einen gelben Fleck haben. Dort erhält sich die Rasse sehr rein, während Dies bei uns leider nicht immer der Fall ist. Uebrigens wird das edle Thier in seiner Heimat sehr schlecht behandelt. Man spannt ihn vor einen kleinen Wagen oder Schlitten, läßt ihn Holz schleppen oder beladet seinen breiten Rücken sogar mit Eselsbürden, und dabei nährt man ihn mit dem erbärmlichsten Futter, welches es geben kann, mit alten, halbverfaulten oder verdorbenen Fischen und dergleichen. Viele der schönen Thiere gehen unter der elenden Behandlung zu Grunde, und andere lassen sich, wenn sie sich einmal von ihren Tyrannen befreien können, mancherlei Vergehen zu Schulden kommen, indem sie die Herden räuberisch überfallen und so großen Schaden anrichten. Außer zu jenen Arbeiten benutzt man sie in Neufundland auch noch zur Vertreibung des amerikanischen Wolfes, und zwar mit dem besten Erfolg, weil das starke Thier jenen feigen und erbärmlichen Räuber mit leichter Mühe bewältigt und gewöhnlich im Kampfe todtbeißt.

Gegen andere Hunde benimmt er sich mit sehr großer Würde und läßt sich erstaunlich viel gefallen, doch spielt er den kleinen Kläffern, wenn es ihm zu bunt wird, manchmal einen schlimmen Streich. So erzählt man, daß ein Neufundländer einen kleinen Hund, der ihn beständig ärgerte, plötzlich beim Kragen faßte, mit ihm ins Meer sprang und ihn wohl eine halbe Meile weit hinausschleppte, ihn dann aber in das Wasser warf und es ihm überließ, sich mit Mühe und Noth selbst wieder an das Land zu haspeln. Noch schlimmer erging es einem kampflustigen Bulldoggen, welcher den Neufundländer eines Schiffers ohne Ursache angriff und sich in dessen Kehle verbiß. Vergebens versuchte der Große, das wüthende Vieh abzuschütteln. Da kam er auf einen guten Gedanken. Er lief mit ihm nach dem Theerkessel, dessen Inhalt gerade lustig brodelte, und tauchte den Bulldoggen gelind mit den Hinterbeinen dahinein. Daß dieser augenblicklich losließ, kann man sich denken, und schwerlich hat er jemals wieder einen Neufundländer angegriffen, nachdem ihn der erste, an dem er seinen Uebermuth versuchen wollte, für sein Leben gezeichnet hatte.



Der Wasserwachtelhund.

Man unterscheidet zweierlei Rassen des Neufundländers, die eine, welche uns unsere Abbildung (S. 382) zeigt, ein Thier von 32 Zoll Höhe, und eine andere, kleinere, welche höchstens 24 Zoll hoch wird. Letztere bezeichnet man auch wohl mit dem Namen Labradorhund oder Saint-Johns-Hund. Wenn man diesen mit dem langhaarigen Hühnerhund kreuzt, erhält man den englischen Wasserhund.

Als Uebergangsglied von dem Neufundländer zu den Pudeln oder aber zu den Wachtelhunden, wie man will, kann man den Wasserwachtelhund (C. crispus) betrachten, welcher hauptsächlich in England gezüchtet wird; in Deutschland wenigstens habe ich ihn noch nicht gesehen. Es ist ein mittelgroßes Thier von etwa 22 Zoll Schulterhöhe und hübschem, ebenmäßigen Körperbau, ausgezeichnet durch die verhältnißmäßig breiten Pranken, welche ihm das Schwimmen sehr erleichtern. Das Behänge ist sehr lang; denn die Ohren sammt ihren Haaren messen von einer Spitze zur andern mehr, als die Schulterhöhe des Thieres beträgt. Der Wasserwachtelhund verdient seinen Namen in der That. Er ist ein bewundernswürdiger Schwimmer und Taucher und geht zu jeder Zeit und bei jedem Wetter mit Lust in das Wasser, in welchem er sehr ausdauert. Sein Fell ist beständig merkwürdig fett und

erleichtert ihm aus diesem Grunde den Aufenthalt im Wasser nicht wenig; denn ein wirklicher Wasserwachtelhund wird schon wenige Minuten, nachdem er den Fluthen entstiegen, wieder trocken. Diese Eigenschaften haben natürlich seit langer Zeit die Aufmerksamkeit der Jäger auf ihn gezogen und ihn zu einem Liebling aller Wasserjäger gemacht.

Einer der bekanntesten Seidenhunde und, seiner geistigen Fähigkeiten wegen, auch der merkwürdigste von ihnen ist der **Pudel** (Canis genuinus). Ihn zu beschreiben ist fast unnöthig, da er so ausgezeichnet ist, daß Jedermann ihn kennt. Der gedrungene Körperbau mit den langen, wolligen, zottigen Haaren, welche hier und da förmliche Locken bilden und den ganzen Hund dicht einhüllen, die langen und breiten Ohren kennzeichnen ihn vor seinen übrigen Verwandten. Ein schöner Pudel muß ganz weiß oder ganz schwarz sein, er darf höchstens bei ganz schwarzer Farbe einen weißen Stirn- oder Brustflecken haben.



Der Pudel.

Der Pudel zeigt durch seine Liebe für das Wasser seine Verwandtschaft mit den übrigen Seidenhunden an. Er schwimmt gut und gern und kann wohl auch zur Jagd abgerichtet werden. Weit mehr aber eignet er sich zum Gesellschafter des Menschen, und als solcher leistet er das Größte, was überhaupt ein Thier zu leisten vermag. Um ihn vollständig zu kennzeichnen, borge ich mir **Scheitlins** Meisterworte und zwar aus dem Grunde, weil ich es für Unrecht halte, etwas anerkannt Gutes, auf irgendwelche Weise umschrieben, als eigenes Erzeugniß zu Markte zu tragen.

„Der Pudel ist unter allen Hunden am besten gebaut. Er hat die schönste Kopfform, den wohlgebildetsten Leib, die schönste Gestalt, eine volle, breite Brust, wohlgebaute Beine, ist nicht hoch und nicht niedrig, nicht lang und nicht kurz und stellt sich am würdigsten dar. Schon körperlich ist er zu allen Künsten vorzugsweise geeignet. Tanzen kann er von selbst lernen; denn seine halb-

menschliche Natur treibt ihn, sich an seinem Herrn aufzurichten, auf zwei Beine zu stellen und aufrecht zu gehen. Bald genug merkt er, daß er es könne, und er thut es sehr oft von selbst, wenn er will."

„Sein Geschmacksinn ist fein; er unterscheidet zwischen Speisen sehr genau; er ist ein Leckermaul. Sein Geruchsinn ist berühmt. Er kennt die Kinder seines Herrn durch ihn und findet mit Hilfe derselben seine verlorne Spur. Giebt man ihm von einem verlornen Kinde einen Schuh oder sonst Etwas zu riechen, so kann er durch die Festhaltung des Eindrucks dieses Geruchs das verlorne Kind von selbst finden. Kaum jemals täuscht er sich, ihm ist der Geruch als Erkennungsvermögen angewiesen. Er fühlt auch fein. Für körperliche Schmerzen ist er sehr empfindlich; er ist wehleidig. Sein Gehör ist vortrefflich. Von weitem kennt er die Stimme, unterscheidet sie auch dem Sinne nach, kennt den Unterschied der Glocken und Klingeln, kennt die Art und Weise und den Ton des Schrittes seiner Hausgenossen. Aber sein Gesicht ist zurückgeblieben, er sieht nicht gut, er kennt seinen Herrn durch das Gesicht nur, wenn er ziemlich nahe ist."

„Der Ortsinn ist im Pudel ausgezeichnet. Er findet den Weg nach Hause Stunden und Tage weit her. Er läuft in der Stadt oder auf dem Lande willkürlich herum und besucht, mit der Gewißheit zu finden, irgend ein Haus, in welchem er mit seinem Herrn, sei es auch nur einmal, gewesen, in welchem ihm wohlgethan worden ist. Deshalb kann er abgerichtet werden, Brod beim Bäcker, Fleisch in der Fleischerei zu holen. Sein Zeitsinn ist merkwürdig; er merkt an den Tagen, daß der Sonntag kommt; er kennt, wie der hungrige Mensch, die Mittagsstunde und die Schlachttage im Schlachthause. Die Farben kennt er genau und unterscheidet die Dinge mit Hilfe derselben deutlich. Sonderbar ist der Eindruck der Musik auf ihn: manche Werkzeuge kann er wohl leiden, andere gar nicht."

„Der Pudel hat ein außerordentlich scharfes Wahrnehmungsvermögen. Nichts entgeht ihm, und darum heißt er gescheit. Er ist ein vollkommner Beobachter und lernt deshalb nicht blos die Worte, sondern auch die Mienen und Blicke seines Herrn ausgezeichnet verstehen. Sein Gedächtniß ist im hohen Grade treu. Jahrelang bleibt ihm die Form und die Farbe seines Herrn in der Seele; jahrelang verliert er den Weg irgend wohin nicht. Man nennt den Hund schon wegen seines unterscheidenden Geruchsinns gescheit: wie vielmehr wird man ihn wegen seines getreuen Gedächtnisses gescheit nennen, da man ja im täglichen Leben jedes Kind mit gutem Gedächtniß für gescheit hält und selbst einen dummen Gelehrten, d. h. Vielwisser, für gescheit hält. Dieses Gedächtniß ist eine Hauptursache zur Gelehrigkeit des Pudels. Doch bedarf er auch dazu Geduld, Gutmüthigkeit und Folgsamkeit. Er kann wirklich trommeln, Pistolen losschießen, an Leitern hinaufklettern, frei mit einer Schar Hunde eine Anhöhe, die von anderen Hunden vertheidigt wird, erstürmen und mit Kameraden eine Komödie spielen lernen. Wir wissen, daß man auch Pferden und Elefanten (aber blos diesen!) Aehnliches und Gleiches lehren kann."

„Zwei Dinge kommen noch dazu: des Pudels Nachahmungssucht und sein Ehrgefühl d. h. seine Eitelkeit. Immer schaut er seinen Herrn an, immer schaut er, was er thut, immer will er ihm zu Diensten stehen. Er ist der rechte Augendiener; er denkt, wie ein Kind vom Vater, was Dieser thut, ei recht, er müsse oder dürfe es ebenfalls thun. Nimmt der Herr eine Kegelkugel, so nimmt er zwischen seine Pfoten auch eine, will sie anbeißen und plagt sich, wenn es ihm nicht gelingen will. Sucht jener Steine behufs wissenschaftlicher Behandlung, so sucht auch der Pudel Steine. Gräbt der Herr irgendwo, so fängt auch er mit den Pfoten zu graben an. Sitzt Jener im Fenster, so springt auch Dieser auf die Bank neben ihn, legt beide Tatzen aufs Gesimse und guckt ebenfalls in die schöne Aussicht hinaus. Er will auch einen Stock oder Korb tragen, weil er den Herrn oder die Köchin einen tragen sieht. Er trägt ihn sorgfältig, stellt ihn vor die Leute hin, geht von einer Person zur andern, um zu zeigen, wie geschickt er sei, und wedelt mit dem Schwanze selbstgefällig. Während des Tragens bekümmert er sich gar nicht um andere Hunde; er scheint sie als Taugenichtse zu verachten, sie aber scheinen ihn zu achten."

„Der Pudel ist der geachtetste (aber nicht der gefürchtetste) und auch beliebteste Hund, weil er der gutmüthigste ist. Kindern ist er ganz besonders lieb, weil er sich auf jede Weise necken und auf sich reiten, sich zupfen und zerren läßt, ohne zu knurren, zu beißen und ungeduldig zu werden. So gefräßig er ist, so kann man ihm doch das Fressen oft aus seinem Rachen wieder hervorholen, was sehr wenige Hunde zulassen. Den, welcher ihn einmal geschoren, kennt er für sein ganzes Leben und schaut ihn darum an, wo er ihn trifft. Kommt er nach Jahresfrist wieder ins Haus, um ihn zu scheren, so rennt er augenblicklich weg und verbirgt sich: er will nicht geschoren sein. Aber seinen Mann kennend, läßt er sich willig aus dem Winkel und Dunkel hervorziehen und fügt sich ohne Widerspruch in die Nothwendigkeit. Wird er von einem tollen Hund gebissen und kommt der Henker ihn zu holen, so weiß er augenblicklich, was ihm droht. Er verbirgt sich, sein Auge wird sogleich trübe und erschrocken, doch wehrt er sich nicht. Den Todesstich oder Schlag empfängt er, wie die Pferde, mit ruhigem Herzen. Wird er krank und einem Arzt übergeben, so unterzieht er sich der Kur sehr gutwillig, und wie der Orang merkt er schnell, was ihm dienlich sei. Kein Thier erkennt so schnell die Meisterschaft des Menschen, daß es ihm gehorchen solle und müsse, und daß der Gehorsam das Beste für ihn sei."

„Sehr artig ist zu sehen, wie er seinen Herrn sucht. Er läuft mit gesenktem Kopfe die Straße lang, steht still, besinnt sich, kehrt wieder um, bleibt an der andern Ecke der Straße wieder still stehen, denkt mehr, als er schaut, beschreibt Diagonalen, um schneller irgendwo zu sein ꝛc. Artig zu sehen ist auch, wenn er ausgehen will und nicht soll, seinen Herrn überlisten will, wie er ihn zu überschleichen sucht, thut, als wenn er nicht fort wolle, wenn man ihn nicht anschaut, plötzlich den Reißaus nimmt oder mit füchsischer, überhündischer List an der Wand ein Bein aufhebt, als ob er pissen müsse, damit man ihn hinausjage, und wenn man ihn hinausjagt, augenblicklich, ohne zu pissen, zum Schlachthause oder zu einer von seinen Buhlen läuft; wenn man ihm aber nicht glaubt, endlich alle Hoffnung entwischen zu können aufgiebt, mit vollkommener Entsagung sich unter den Tisch legt und das Pissen läßt und vergißt. Er hat vollkommen wie ein Mensch gelogen."

„Es darf uns nicht Wunder nehmen, wenn viele Beobachter dem Pudel menschliche Verstandsgeschicklichkeit zuschreiben. Und wirklich ist kein Mensch in Beobachtungsumständen geschickter, keiner äußert seine Ungeduld, wenn man ihn nicht berücksichtigt, besser, als der Pudel. Er prüft vorher sorgfältig, ehe er entscheidet, und er will sich nicht täuschen und auch nicht ausgelacht werden."

„Mit Prügeln kann man dem Pudel Nichts lehren; er ist nur ängstlich, verwirrt, thut immer weniger, ganz wie ein Kind, das weinend lernen muß. Doch listig thut er auch bisweilen ganz dumm. Mit Gutem kann man ihn sogar ans Widrige gewöhnen und Dinge essen oder trinken lehren, welche er sonst verschmäht. Manche Pudel werden und sind so recht eigentliche Kaffeefraubasen und ziehen das Getränk unbedingt allen anderen vor."

„Sonderbar ist es, daß der Pudel, je gutmüthiger und verständiger er ist, um so minder ein guter Hauswächter ist, desto minder auf den Menschen abgerichtet werden kann. Er liebt und schätzt alle Menschen; will man ihn gegen einen Menschen reizen, so schaut er nur seinen Herrn und dessen Gegner an, als ob er denke, es könne seinem Herrn nicht möglich sein, ihn auf einen seines Gleichen zu hetzen. Man könnte seinen Herrn morden, ohne daß er sich für ihn wehrte. Gegen seinen Herrn ist er stets unterwürfig im höchsten Grade, er fürchtet nicht nur die Schläge, sondern schon den Unwillen, das Wort, den drohend verweisenden Finger."

„Pferde und Hunde scheinen unter allen Thieren am ersten erschreckt werden zu können, der Pudel kann sogar erstaunen, d. h. es kann seine Beurtheilungskraft plötzlich stillgestellt werden. Ein Pudel verfolgte einen Raben auf einer Wiese. Der Rabe stellt sich gegen ihn, auf einmal ruft er den Hund an: „Spitzbube, Spitzbube"! — erschrocken fährt der Hund zurück, sein Verstand stand ihm still: ein Thier, ein Vogel und — eine Menschenstimme!"

„Der Pudel ist nie gern allein; immer sucht er Menschen auf. Die ersten sind ihm die besten. Er giebt sich nicht gern mit Hunden anderer Art ab, und will er spielen, so thut er's mit Pudeln,

wenigstens vorzugsweise. Mit solchen erfreut er sich dann sehr. Andere Hunde scheint er zu hassen oder sie ihn, wahrscheinlich, weil sie ihn als einen besondern Menschenfreund und Vorgezogenen oder als den höchstbegabten unter den Hunden ansehen und ihn darum nicht leiden mögen."

„Der Pudel liebt die Freiheit ungemein. Er kommt und geht wieder. An der Kette ist kein Hund gern, am allerwenigsten der Pudel, er versteht, sich davon auf alle Weise loszumachen, und erprobt darin seine Künste, Stricke zu zerreißen und zu zerbeißen. Aus Schleifen zieht er den Kopf; er kann gerade so wie ein Mensch jauchzen, wenn er entkettet wird, und vor Freude ganz unsinnig thun." —

Von seinen Erfindungsgaben, um sich freizumachen, erzählt **Giebel** eine anmuthige Geschichte. „In einer der Hundesteuer unterworfenen, großen Stadt fing der Abdecker, wie üblich, alle markenlose Hunde ein und steckte Groß und Klein, Alt und Jung, Schön und Häßlich in einen weiten Schuppen, wo sie ihr unverschuldetes Unglück in dem lautesten Jammergeheul beklagten. Der verständige Pudel allein saß ruhig, in sein Schicksal ergeben, im Winkel des Gefängnisses und sah bald, auf welche Weise die Thüre geöffnet wurde. Der Weg zur Freiheit war ihm damit gezeigt. Er ging flugs an die Thüre, zog mit der Pfote den Drücker nieder, öffnete die Thür, und auf seinen Wink folgte die ganze Schar der Gefangenen. Im Sturmschritt und lärmend eilte sie, im Thore die Wache unter das Gewehr rufend, in die Stadt hinein, und jeder kehrte zu seinem Herrn vergnügt zurück."

Doch was ließe sich nicht über den Pudel noch Alles sagen! Man könnte ja über ihn allein ein ganzes Buch schreiben!

Aus einer Kreuzung zwischen **Pudel** und **Spitz** oder **Wachtelhund** sollen die beliebtesten aller Schoshündchen hervorgehen, der **Zwergpudel**, das **Löwenhündchen** und der **Bologneserhund**. Ersterer verdient seinen Namen in der That und Wahrheit; denn er ist so klein, daß man ihn fast zu den fabelhaften Thieren rechnen möchte. Er weiß sofort die Aufmerksamkeit aller Menschen auf sich zu ziehen und findet mindestens ebensoviel Theilnahme, als das merkwürdigste, aus fremden Ländern zu uns gekommene Thier. Seine Farbe ist gewöhnlich weiß und der wollige Pelz so zart und fein, daß man sich kaum etwas Schöneres denken kann. Er muß sich durch sein Gebell ordentlich ausweisen, daß er ein wirklicher Hund ist: man ist sonst versucht, ihm Dies kaum zu glauben. Dieses Gebell ist aber so eigenthümlich, so hündisch kindlich, daß man es, einmal gehört, nie wieder vergessen kann.

Außer diesen Genannten giebt es nun noch eine Menge von Abarten, welche wir unberücksichtigt lassen wollen. Wenden wir dafür unsere Aufmerksamkeit einer andern, sehr merkwürdigen Gruppe zu, den **Pintschern** (Canis Gryphus) nämlich. Viele Naturforscher zählen sie noch zu der vorigen Gruppe, und in der That haben wenigstens einige wegen ihres Haarkleides und der Bildung der Schnauze, der Ohren und des Schwanzes, wegen ihrer Gutmüthigkeit und Treue, ihrer Munterkeit und Spiellust Vieles mit dem Pudel gemein. Der Bau des Schädels und des Geripps weicht jedoch entschieden ab und läßt sie als eigenthümliche Hunde erscheinen. Man unterscheidet hauptsächlich die **glatthaarigen** und **stachelhaarigen** oder die **Ratten-** und **Affenpintscher**. Erstere ähneln in ihrem Gesammtbau dem **Dachshund**, unterscheiden sich von ihm aber durch die höheren und geraden Beine und die ganz aufrechtstehenden oder nur mit der Spitze überhängenden Ohren. Die meisten sind dunkelfarbig, gefleckte kommen schon seltner vor. Ihr Körper ist ziemlich schlank, der Kopf stark, die Schnauze ist lang und gerade abgestumpft, die Beine sind mittelhoch und gerade, der Schwanz ist glatt, er wird nach rückwärts oder vorwärts gekrümmt getragen. In der Jugend schneidet man den Pintschern gewöhnlich den Schwanz und die Ohren ab und verhäßlicht hierdurch die Thiere in unverantwortlicher Weise.

Alle Pintscher sind äußerst kluge, höchst muntere und über alle Maßen jagdbegierige Hunde. Sie fangen mit der größten Liebhaberei **Ratten**, **Mäuse**, aufwühlende **Maulwürfe**, und sind geradezu

unermüdlich in der Verfolgung dieser Thiere. Als Hausgenosse des Menschen sind sie eben nicht zu empfehlen, weil sie wegen ihrer steten Unruhe ihrem Herrn oft mehr Verdruß, als Freude machen; dagegen eignen sie sich vortrefflich für Leute, welche reiten oder mit schnellen Pferden fahren; denn am allerliebsten begleitet der Pintscher seinen Herrn, wenn er tüchtig rennen und laufen muß. Doch selbst bei den schnellsten Ritten macht er sich noch immer Zeit, jedes Mauseloch zu untersuchen und jeden Maulwurf im Aufwerfen seiner Haufen zu stören. Die Nase hoch gegen den Wind getragen, späht er nach allen Seiten hin, und wo Etwas raschelt, naht er sich vorsichtig und leise, steht eine Zeit lang unbeweglich, thut plötzlich einen Sprung, schlägt mit den Vorderfüßen in die Erde und hat im nächsten Augenblicke das unterirdisch lebende Geschöpf im Maule. Genau auf dieselbe Weise jagt er Maulwürfe, und zwar mit solchem Eifer, daß er bei einem längern Spaziergang, wie Lenz sagt, regelmäßig vier bis fünf und zuweilen 14, ja 18 Stück fängt. Die Maulwürfe frißt er nicht, sondern begräbt sie, von den Mäusen dagegen frißt er soviel, bis er vollkommen gesättigt ist, die übrigen wirft er weg.

Die Fähigkeit im Fangen von Ratten hat natürlich die Aufmerksamkeit der Engländer besonders auf ihn gezogen, und weil dieses launenhafte und grillige Volk, d. h. die reichen Nichtsnutzer desselben, ohnehin nicht wissen, was sie anfangen sollen, um die liebe Zeit todtzuschlagen, sind sie frühzeitig darauf verfallen, große Rattenjagden abzuhalten und dabei ihre Hunde in Thätigkeit zu setzen. Damit die Sache doch auch nach Etwas Klang hat, werden dabei außerordentlich hohe Wetten gemacht, und das Vergnügen bekommt hierdurch, wie Dies bei den Engländern überhaupt gewöhnlich, durchaus das Gepräge des Glückspiels. Man kreuzt den Pintscher noch mit dem kleinen Bullboggen und erhält dann den wahren Rattenpintscher, welcher unter dem englischen Namen „Bullterrier“ oder Bullboggpintscher bekannt geworden ist. Dieser leistet allerdings Unglaubliches im Fangen und Todtbeißen der Ratten; denn seine Ausdauer und Geschicklichkeit ist wirklich bewunderungswürdig. Gewisse Leute der City Londons übernehmen es, für die vornehmen, jungen Nichtsthuer die nöthige Anzahl von Ratten herbeizuschaffen. Mit diesen Thieren begiebt man sich nun in eine alte Niederlage, in einen Keller oder andere derartige Orte, stellt sich ringsum an den Wänden auf, um dem Wild und seinen Verfolgern größtmöglichen Spielraum zu gewähren, und läßt nun die Ratten zu Dutzenden, oft zu Hunderten auf einmal laufen. Eine bestimmte Anzahl von Hunden, gewöhnlich aber doch nur zwei, werden hierauf ausgesetzt. In einigen verrufenen Stadtvierteln Londons giebt es sogar förmliche Kampfplätze für diese Ratten: Sandplätze, ringsum mit Planken umhegt, hinter denen die Zuschauer Platz nehmen. Der Besitzer derselben gehört regelmäßig den untersten Volksschichten an und empfängt von den Zuschauern, außer einem gewissen Eintrittsgeld, auch noch eine Summe für jeden Rattenkopf. Sobald sich eine Anzahl von Zuschauern gesammelt hat, bringt er seine Rattenkäfige herbei und läßt die Thiere laufen. Es giebt zunächst ein unerhörtes Durcheinander; die unglückseligen Ratten durchstöbern den ganzen Raum des Sandplatzes, in der Hoffnung, einen Ausweg zu finden; rennen in schrecklicher Weise an einander und geberden sich, als empfänden sie eine Vorahnung ihres gräßlichen Endes. Sobald sie sich einigermaßen beruhigt haben, bringt der Vorsteher der Arena die Pintscher herbei und läßt sie laufen. Und nun beginnt ein Schlachten und Morden ohne Gleichen. Wood berichtet, daß er einen dieser Bullboggpintscher gekannt habe, welcher unter dem Namen Tiny wahrhaft berühmt geworden ist. Derselbe wog blos $5^1/_2$ Pfund, und gleichwohl war er der allerärgste Feind der Ratten, den man sich denken konnte. In einem Zeitraume von 28 Minuten 5 Sekunden — mit solcher Gewissenhaftigkeit beobachteten die Zuschauer das großartige Schauspiel! — hatte er 50 Ratten erbissen, und man berechnet, daß dieses ausgezeichnete Thier während seines Lebens mehr als 5000 Ratten erlegt habe, eine Menge, welche, wie mein Berichterstatter hinzufügt, $1^1/_2$ Tonne an Gewicht gehabt haben mag. Er konnte nicht zurückgescheucht werden, weder durch die Zahl, noch die Größe seines Wildes, und freute sich am meisten, wenn er recht starken Ratten zu Leibe konnte. Seine Jagd betrieb er in einer sehr regelrechten und klugen Weise. Zuerst suchte er sich die stärksten und kräftigsten Ratten aus, um so die schwierigste Arbeit zu

verrichten, während seine Kräfte noch frisch waren; dann wurde es ihm leicht, die übrigen zu vertilgen, selbst wenn er schon etwas angegriffen von seiner Arbeit war. In seinen jungen Jahren rannte er mit solch außerordentlicher Behendigkeit auf dem Sandplatze herum, daß es hieß, man könne den Schwanz von seinem Kopfe nicht unterscheiden. In seinen alten Tagen saß er jeden Abend an günstigen Stellen, wie eine Katze, lauernd an den Rattenlöchern und paßte an ihnen mit großer Sorgfalt auf. Selten blieb seine Jagd erfolglos. Die Jagdbegierde auf sein Wild wurde der Grund zu seinem Tode. Er war in einem Zimmer eingesperrt und hörte in einem andern Raum eine Ratte nagen, welche er nicht bekommen konnte. Dies versetzte ihn in so große Aufregung, daß er schließlich ein hitziges Fieber davon trug und an diesem zu Grunde ging.

Dieser Hund gehörte einem Reichen und hatte es deshalb verhältnißmäßig gut, während es den gewöhnlichen Schaustellerhunden oft, nachdem sie ihre Pflicht und Schuldigkeit im vollsten Maße gethan haben, ebenso zu ergehen pflegt, wie es den Ratten durch sie erging. Die biedern Engländer sind nämlich noch nicht zufrieden, die Mörderei unter den Ratten mit angesehen zu haben, sondern verlangen noch mehr und kaufen am Ende des Schauspiels regelmäßig dem Besitzer seinen Hund ab, verschaffen sich einen größern Bulldoggen und lassen durch diesen nunmehr den kleinen Hund zerreißen. Daß an solcher Barberei nicht gewöhnliche Leute, nicht blos die niederen Volksklassen, sondern gerade die Vornehmen und Hochstehenden besondern Gefallen finden, versteht sich von selbst; denn gerade sie pflegen der Barbarei und Unmenschlichkeit nach besten Kräften Vorschub zu leisten.

Eine größere Abart des Bullenpintschers wurde früher angewandt, um Füchse aus ihrem Bau zu treiben, und einer oder zwei von ihnen genügten vollkommen zu diesem Zweck. Man nannte sie Fuchspintscher und hielt sie in großen Ehren. Gegenwärtig sind sie außer Gebrauch gekommen.

Die geistigen Fähigkeiten aller Pintscher sind sehr beachtenswerth. Sie zeigen einen großen Verstand, viel Selbstüberlegung und Geschicklichkeit, sich in alle Lagen möglichst gut zu finden. Man kennt viel Beispiele, daß solche Hunde den Werth des Geldes zu würdigen und sich daher Münzen zu verschaffen wußten, um dafür Eßwaaren zu kaufen. Ein Hund mit Namen Peter stahl kleine Geldmünzen, wo er sie nur finden konnte und lief damit zum Bäcker hin, um sich dort Gebäck zu kaufen. Als ihm einmal der Bäcker, dessen eifriger Kunde er war, einen angebrannten Zwieback hinlegte, verließ er ihn im Augenblick und besuchte fortan einen auf der andern Seite der Straße, welcher seinen neuen Kunden nach Verdienst ehrte.

Der Muth der Pintscher ist wirklich großartig, und zumal der Bulldoggpintscher beweist sich hierin ganz als echter Abkömmling des Bulldoggen. Anderson erzählt in seinem Werk über den See Ngami einige sehr anziehende Thatsachen. Einer dieser Hunde, Namens Venus, wagte sich sogar an ein verwundetes Nashorn, welches fliehen wollte, und verbiß sich so geschickt in dessen Oberlippe, daß der gewaltige Riese nicht im Stande war, den kleinen Kläffer abzuschütteln, und so den Jägern zu einem zweiten Schusse, welcher tödlich wurde, Gelegenheit geben mußte. In einer sehr jagdreichen Gegend, in welcher es namentlich viele Schakale gab, erlegte dieser kleine Hund einen seiner wilden und bedeutend stärkern Vettern auf sehr listige Art. An demselben Ort, welchen er sich zum Baden und Trinken auserkoren hatte, streifte eines Tages ein Schakal vorbei und erblickte den kleinen Hund. Dieser verkroch sich augenblicklich vor ihm und sah so kläglich aus, daß dem Schakal der Gedanke kommen mochte, hier sei mit leichter Mühe eine Mahlzeit zu gewinnen. Er nahte sich also kühn seiner vermutheten Beute, mußte aber sehr bald einsehen, daß er es mit einem Wesen zu thun hatte, das ihm nicht nur gewachsen, sondern überlegen war. Denn kaum war er nahe genug, als Venus ihm mit einem geschickten Satz an die Gurgel sprang und sich hier so fest verbiß, daß der Schakal nach wenigen Minuten erstickend verendete.

Sehr verschieden von dem gewöhnlichen Pintscher ist einer der sonderbarsten Hunde, was Gestalt und Aussehen anlangt, der Affenpintscher nämlich. Ihn macht seine Häßlichkeit schön, und deshalb

wird er von Liebhabern eifrig gesucht und hochgeachtet. Wenn er von guter Rasse ist, ist sein Körper außerordentlich lang im Verhältniß zu seinen Gliedern, und der ganze Hund erscheint fast dachshundartig gebaut. Der Hals ist sehr stark, der Leib verlängert, so daß die ganze Länge des Thieres dreimal größer ist, als seine Höhe. Das Haar ist lang und straff, es fällt über den ganzen Körper und die Glieder, sowie dick und verworren über das Gesicht herab, so daß die Augen und die Nase unter der üppigen Bedeckung kaum sichtbar sind. Bei gewissen Rassen ist das Haar allerdings weicher, immer aber bleibt diese eigenthümliche Verworrenheit und Ungleichmäßigkeit. Bei uns zu Lande findet man diese echte Rasse seltner, sondern sieht zumeist Affenpintscher, welche ebenso hochbeinig sind, als die Rattenpintscher; das struppige Gewand der eigentlichen Affenpintscher haben sie jedoch ebenfalls. Wenn ich sagte, daß die Häßlichkeit diesen Hund schön mache, meine ich natürlich blos die des Leibes,



Der Affenpintscher.

denn geistig betrachtet muß der Hund als einer der besten angesehen werden. Es ist ein sehr munteres und unterhaltendes Thier, dem Menschen im höchsten Grade zugethan, schmeichelnd und liebkosend gegen seine Freunde und sehr brav im Kampf mit anderen Hunden. Auch er eignet sich vortrefflich zur Rattenjagd und wird sogar hier und da zur Kaninchen- oder Wachteljagd mit Erfolg verwendet.

Die letzte Gruppe der Hunde, welche wir betrachten wollen, umfaßt diejenigen, welche dem Menschen am treuesten dienen und am meisten von ihm geknechtet werden, die Haushunde.

Zu dieser Gruppe gehört der Pyrenäenhund, der Pommer, der Spitz, der ungarische Wolfshund, der Hund in Lappland, in Kamtschatka, der Hund der Hasenindianer, der

Eskimos und der Hund von der Baffinsbay; ebenso auch der Zigeunerhund, der chinesische, der isländische, der sibirische Hund und andere. Als allgemeine Kennzeichen der Thiere gelten folgende Eigenschaften: der Leib ist etwas gedrungen, ziemlich dick, nur gegen die Weichen ein wenig eingezogen, der Rücken ist leicht gekrümmt, die Brust kaum vorstehend; der Hals ist ziemlich kurz und dick, der Kopf länglich, wenig erhoben; die Stirn ist schwach gewölbt, die Schnauze nicht sehr lang, nach vorn ziemlich stark verschmälert und zugespitzt; die Füße sind von mittler Höhe, dick und stark, die vorderen vollkommen gerade; der Schwanz ist nicht sehr dünn, oft sogar buschig, ziemlich lang, reicht etwas unter das Fersengelenk und wird entweder gerade nach rückwärts gestreckt oder nach links geringelt aufwärtsgebogen getragen; die Ohren sind kurz, nicht sehr schmal, zugespitzt und aufrechtstehend mit mittellangen Haaren besetzt; die Lippen sind kurz und straff; an den Hinterpfoten ist keine Afterzehe vorhanden; eine zottige, lange und grobe Behaarung, welche auf der Schnauze und der Vorderseite der Beine sich bedeutend verkürzt, sind noch Gemeingut aller hierhergehörigen Hunde. Die Färbung ist natürlich sehr verschieden: bei allen dunkleren aber befindet sich über dem Auge jederseits ein rundlicher, bräunlichgelber Flecken. Als mittle Größe des Körpers gilt etwa eine Länge von zwei Fuß drei Zoll, die Höhe am Widerrist beträgt 20 bis 22 Zoll. Der Schwanz mißt etwas über einen Fuß.

Der eigentliche Haushund wird als einer von den Hauptstammarten aller Hunde angesehen, und von einigen Naturforschern als ursprünglich in Frankreich heimisches Thier betrachtet. Er ist ein starker, aber keineswegs besonders schwerer Gesell; deshalb ist er in seinem Laufe ziemlich rasch und ausdauernd. Dabei besitzt er Verstand in hohem Grade und zeichnet sich ebenso durch seinen Scharfsinn und seine Klugheit, wie durch seine Wachsamkeit, Anhänglichkeit, Treue oder seinen Muth und seine Tapferkeit aus. Alle diese Eigenschaften stempeln ihn ganz von selbst zu Dem, was er ist. Man verwendet ihn mit dem größten Vortheil als Wächter des Hauses, wie als Hüter und Lenker der Herden oder aber auch als Zugthier, und jede seiner Aufgaben weiß er zur größten Zufriedenheit seines Herrn zu lösen. Er ist derjenige Hund, welcher vielen Völkerschaften geradezu unentbehrlich ist und die Leistungen der verschiedenartigsten Hausthiere in sich vereinigt. Einige Völker halten ihn wie ein Kind, andere mißhandeln ihn auf die schnödeste Weise: und gleichwohl bleibt sich seine Treue und sein Diensteifer überall gleich. Er lernt alle seine Fertigkeiten von selbst, ohne seinem Herrn besondere Mühe zu machen, und zeigt dabei eine Geduld, eine Ausdauer, eine Lust an seinen eignen Fortschritten und zu gleicher Zeit einen Muth, welcher manchem Menschen als Vorbild dienen könnte.

Von allen diesen Hunden verdient der eigentliche Schäferhund (Canis pecuarius) zunächst genannt zu werden. Er zeichnet sich vor den anderen Haushunden dadurch aus, daß die Spitzen seiner Ohren nicht überhängen; im Uebrigen ähnelt er seinen nächsten Verwandten. Er ist ein ganz vortreffliches Thier, welches nach kurzer Zeit jeden Blick und Wink des Schäfers kennen und mit seltner Ausdauer jegliche Beschwerde ertragen lernt. Es giebt solche Schäferhunde, welche wirklich jedes Wort ihres Herrn verstehen. Ein glaubenswürdiger Beobachter erzählte mir, daß er selbst gehört habe, wie ein Schäfer seinem Hund befahl, den „Raps“ besonders in Acht zu nehmen. Das Thier stutzte einen Augenblick, wahrscheinlich, weil er das Wort früher noch nicht gehört hatte. Weizen und Roggen, Gerste und Hafer, Wiese und Feld waren ihm bekannte Dinge: vom Raps jedoch wußte er noch Nichts. Nach kurzer Ueberlegung machte er die Runde um die Herde, untersuchte die einzelnen Felder und blieb endlich bei demjenigen stehen, dessen Frucht sich von den ihm bekannten Getreidearten unterschied: — das mußte das Rapsfeld sein, und dem war auch wirklich so! Man verwendet den Hund gewöhnlich schon im ersten Jahre seines Alters als Wächter der Herden, muß ihn aber in der Jugend seiner ihm angebornen Bissigkeit und Heftigkeit wegen zuweilen züchtigen. Mit der Zeit lernt er seinen ganzen Wirkungskreis vollständig ausfüllen. Es ist keineswegs gleichgiltig, welches Thier er zu hüten hat; denn er muß nach den verschiedenen Hausthieren sein Betragen einrichten. Der Hund des Kuhhirten muß stets seinen Herrn beobachten und aufmerken, was er be-

fiehlt. Rinder, welche nicht sogleich gehorchen, muß er wirklich beißen; denn sonst haben sie keine Furcht vor ihm. Treibt er die Kuh vor sich her, so darf er ihr nur nach den Hinterbeinen beißen, nie nach dem Schwanze oder an die Seiten, am allerwenigsten nach dem Euter. Schlägt eine Kuh nach ihm aus, so muß er sich gut in Acht nehmen, aber dennoch beißen; widersetzt sich ein Ochse oder eine Kuh geradezu mit den Hörnern, so trägt er, wenn er seinem Amte gewachsen ist, dennoch den Sieg davon, indem er das Thier in die Schnauze beißt und sich daran festhängt. Die spanischen Hirten benutzen während des Hütens auch noch die Schleuder und wissen sie mit unfehlbarer Sicherheit zu gebrauchen. Ein Ochse, welcher einige Mal durch einen ihm an den Kopf geworfenen Stein vom Hirten gestraft worden ist, darf sich vor dem Hunde in Acht nehmen, denn dieser merkt sich den störrischen sehr bald und erlaubt ihm schon nach kurzer Zeit blos die allerbeschränktesten Bewegungen



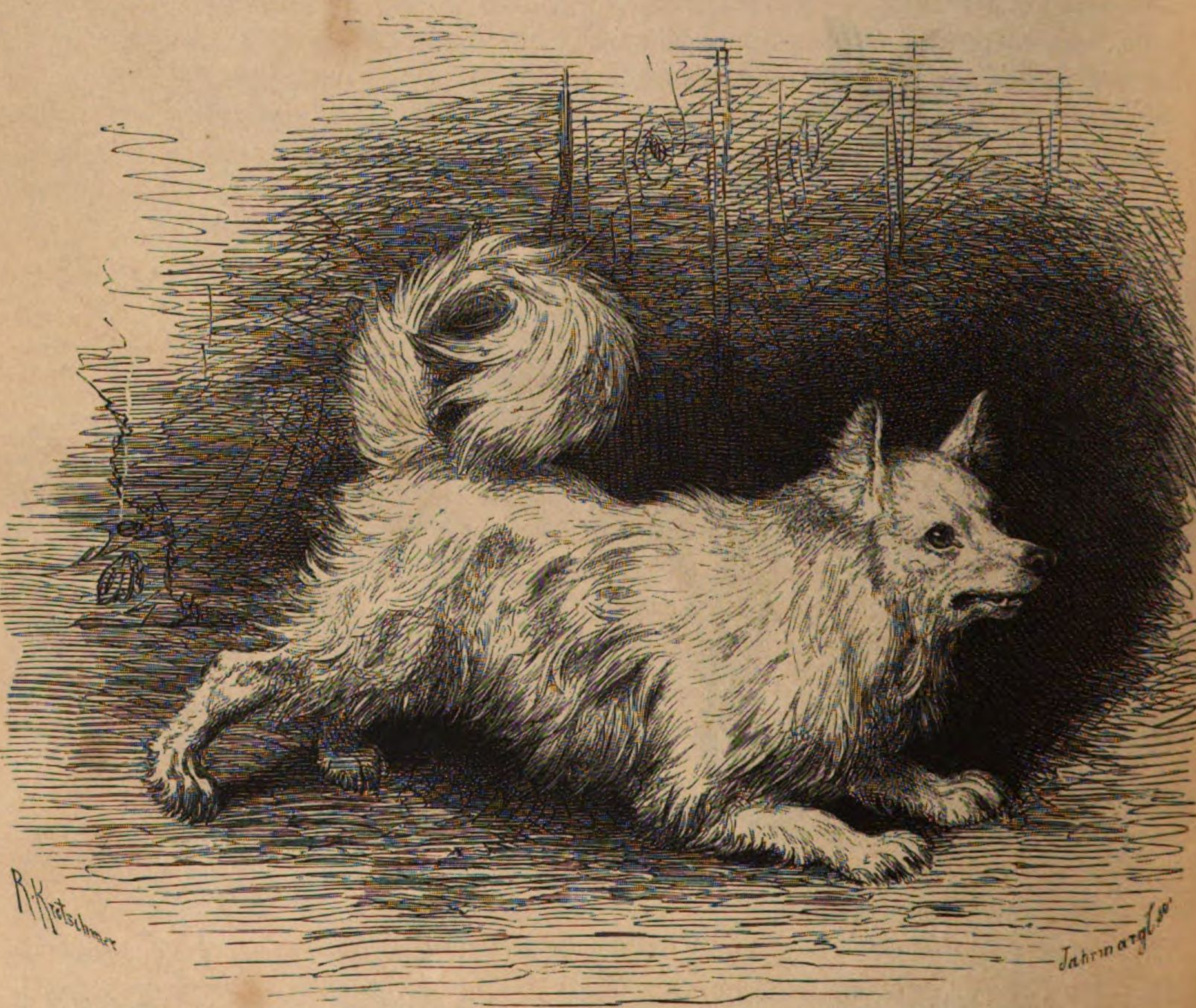
Der Schäferhund (Canis pecuarius).

innerhalb eines gewissen Kreises. Starke Hammel muß der Schäferhund auch beißen, jedoch blos in die Hinterbeine; Lämmer, trächtige oder säugende Schafe aber darf er niemals beißen, sondern er muß dann blos so thun, als ob er beißen wollte.

Uebrigens wird der Hirtenhund ab und zu auch mit zur Jagd benutzt, muß Trüffeln suchen, in gefährlichen Gegenden mit Wölfen oder Schakalen kämpfen ꝛc. Und alles Dieses lernt er in wirklich bewunderungswürdiger Weise: — kurz sein Verstand ist außerordentlich und der Nutzen, welchen er leistet, gar nicht zu berechnen. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn behauptet wird, daß ohne ihn das Hüten des Viehes unmöglich sein würde. Trotz seiner außerordentlichen Arbeiten erreicht dieser Hund immerhin ein durchschnittliches Alter von 10 bis 12 Jahren.

Ihm gegenüber ist der Spitz ein großer Herr. Dieser in seiner Art ebenfalls ganz vortreffliche Hund wird in vielen Gegenden Deutschlands, zumal in Thüringen, als Wächter auf Bauerhöfen zum

Bewachen des Hauses und Hofes, oder von Fuhrleuten als Hüter ihrer Wagen benutzt. Bei den Letzteren fehlt er wohl selten und übernimmt hier zugleich noch eine andere Rolle: er erheitert und erfreut durch sein munteres Wesen den in gleichmäßiger Weise seinen Tag verbringenden Mann bei dem schwierigen Geschäft. Der Pommer gilt für die beste Rasse, weil er bei großer Treue und Anhänglichkeit besonders aufmerksam und lebhaft ist, dabei weder Regen noch Kälte scheut, ja gewöhnlich im Hause oder Hofe dort am liebsten zu liegen pflegt, wo der Wind am schärfsten pfeift. Nach ihm ist die Rasse Canis Pomeranus zubenannt worden. Uebrigens ähneln ihm die übrigen Spitze sämmtlich mehr oder weniger. Sie alle zeigen einen großen Hang zur Freiheit und taugen deshalb gar nicht als Kettenhunde, während sie als herumstreifende Wächter unersetzbar sind, ihrer Treue und Unbestechlichkeit wegen.



Der Spitz.

Die Größe des Spitzes ist mittelmäßig oder klein; die Schnauze ist spitz, die Ohren stehen aufrecht, und der Schwanz ist gerollt. Ein echter Spitz muß einfarbig weiß, schwarz, grau, gelb oder fuchsroth sein, kann aber dabei eine weiße Bläſſe auf Stirn und Brust und weiße Pfoten haben; beim rothen sieht man es gern, wenn er ein schwarzes Gesicht hat. Der Pelz ist etwas kurz oder lang, fein oder stachelhaarig, bei dem Pommer ist er immer sehr weich und stets reinweiß.

Nicht minder nützlich, als die beiden genannten, ist der Eskimohund (Canis borealis), welcher im ganzen Norden der Erde von den ungesitteten Völkerschaften, die dort ihre Heimat haben, als das wichtigste aller Hausthiere angesehen werden muß. Er bekundet durch seine ganz aufrechtstehenden



Hunde (Eskimos).

Ohren die größere Freiheit, in welcher er lebt. Allerdings ist Dies nur bezüglich zu nehmen; denn die Freiheit beschränkt sich blos auf einen Theil des Jahres, während er zu gewissen Jahreszeiten in der allerschändlichsten Knechtschaft lebt, welche man sich denken kann. Der Eskimohund hat im ganzen Norden der alten Welt, also auch in Asien und Lappland, höchst ähnliche Verwandte und wird ebenso zum Hüten des Viehes wie zum Ziehen von Schlitten benutzt. Wir wollen uns bei seinen Arbeiten als Renthierhirt nicht aufhalten, sondern mehr auf letztere Beschäftigung Rücksicht nehmen.

Der Eskimohund, welchen unsere Abbildung mit ausgezeichneter Treue darstellt, bringt fast sein ganzes Leben unter dem Joche zu. Entweder muß er Schlitten ziehen oder kleine Lasten tragen, und im Norden von Amerika und seinen benachbarten Inseln ist er wirkliches oder einziges Jochthier, welches der Mensch dort sich zu eigen gemacht hat. Nur während der kurzen Sommerzeit gestattet ihm sein eigennütziger Herr eine gewisse Freiheit, während des Winters ist er vollendeter Sklave.

Der Eskimohund ist größer, als unser gewöhnlicher Schäferhund. Wenn er wohl genährt ist, muß man ihn einen schönen Hund nennen, aber leider wird ihm die Nahrung, wenn er sich nicht selbst solche verschafft, von seinem Herrn so sparsam zugemessen, daß er viele Monate hindurch mehr einem Geripp, als einem lebenden Wesen, ähnelt. Sein Verhältniß zu dem Menschen ist eigenthümlicher Art. Er weiß, daß er Sklave ist, und versucht, die Kette der Sklaverei zu brechen. Es ist etwas vom wölfischen Wesen in ihm, in leiblicher Hinsicht sowohl, wie in geistiger. Dem arktischen Wolf gleicht er so sehr durch seine dichte Behaarung, die aufrechtstehenden Ohren, die Breite des Oberkopfes und die spitzige Gestalt der Schnauze, daß beide, aus einiger Entfernung gesehen, gar nicht unterschieden werden können. Während Parry's zweiter Polarreise wagte einst eine Jagdgesellschaft nicht, auf einen Trupp von zwölf Wölfen zu feuern, welche einige Eskimos bedrohten, weil sie, über die Art der Thiere im Ungewissen, fürchteten, einige von den Hunden zu tödten, die den einzigen Reichthum jener gutmüthigen Menschen ausmachen. Der Eskimohund raubt und stiehlt, wie nur Einer, aber auf der andern Seite ist er auch wieder so hündisch demüthig, wie nur ein von Furcht gepeinigter Sklave es sein kann. Vor den Schlitten wird immer blos ein ziemlich starker Trupp gespannt, welcher unter Leitung eines ältern und erfahrenen Hundes seinen Weg verfolgt; von einer Lenkung des Schlittens nach unsern Begriffen seitens des Menschen kann keine Rede sein. Jeder einzelne Hund ist an einen Lederriemen gespannt, welcher vermittelst eines höchst einfachen Kummts an ihm befestigt ist. Eine Weile geht Alles gut. Plötzlich aber gerathen zwei von dem Gespann aus irgend welcher Ursache in Feindschaft. Aus dem Knurren entsteht bald eine Beißerei, das ganze Gespann verwirrt sich in einen undurchdringlichen Knäuel, Alles knurrt, bellt, beißt, wüthet durch einander, und nicht einmal die mit Macht geschwungene Peitsche des Schlittenführers bringt Ordnung in den Haufen. Endlich hat sich der Hundeballen so arg verwirrt, daß an keine freie Bewegung mehr zu denken ist, und nun hat der Eskimo seine liebe Noth, die Thiere wieder zu entwirren und von neuem einzuspannen. Dann geht die Fuhre weiter, und die Peitsche wird etwas öfter gebraucht.

Ohne dieses Hausthier würden die Eskimos gar nicht bestehen können. Die Hunde leisten ihnen alle nur möglichen Dienste. Mit einer Bürde von 30 Pfund beladen, begleiten sie ihre Herren, wenn sie zu ihren langdauernden Jagden ausziehen. Ihrer sechs bis acht ziehen einen Schlitten, welcher mit fünf bis sechs Personen oder einem Gewicht von 600 bis 800 Pfund besetzt ist, acht bis zehn Meilen weit in einem Tage. Nach langer Ruhe und guter Fütterung vor einen Schlitten gespannt, sind sie kaum zu zügeln und durchlaufen auf ebener Bahn mehr als zwei geographische Meilen in einer Stunde. Spüren sie ein Renthier unterwegs, so laufen sie wie rasend in der Richtung desselben und ruhen nicht eher, als bis sie den Jäger schußgerecht an das Wild gebracht haben. Außerdem helfen sie bei der Seehund-, Bären- und Otterjagd, halten Wache, vertheidigen ihren Herrn in Gefahr und leisten noch hundert andere Dienste. Und gleichwohl fühlen die Eskimos nicht die geringste Liebe zu ihnen, sondern betrachten sie höchstens als belebte Maschinen, welche einzig und allein zu dem Zwecke geschaffen worden sind, ihnen Dienste zu leisten. Aus diesem Grunde sind sie auch die unnachsichtigsten und grausamsten Herren, welche die armen Thiere geradezu regelrecht quälen, sie Hunger und Durst leiden

lassen, peitschen, mit Fußstößen behandeln und ihrer Geduld Dinge zumuthen, welche selbst einem Engel zu toll sein dürften. Daß die Hunde nun nicht große Zuneigung zu ihrem Herrn besitzen, versteht sich ganz von selbst.

Merkwürdig ist die starke Härung, welche sich bei diesen echt nordischen Thieren zeigt. Während des Winters ist ihr Pelz dick und wollig, und bei der Frühjahrhärung hängt die Wolle in großen dicken Flocken um sie herum, bis der glatte, schöne Sommerpelz durchgebrochen ist. —

Unter ganz ähnlichen Verhältnissen leben die Hunde der **Hasenindianer**, und auch an der nördlichen Küste Asiens kennt man kein anderes Zugthier als den Hund. „Unter den zahmen Thieren auf Kamtschatka," sagt **Steller**, „gebührt den Hunden wegen Alterthums und Nutzens das Vorrecht, und machen sie allein die ganze Klasse der kamtschadalischen zahmen Thiere aus. Die Kamtschadalen behaupten, daß sich ihr Adam, **Kuttka**, vormals der Hunde nicht bedient, sondern den Schlitten selber gezogen habe. Damals hätten die Hunde wie Menschen geredet. Es sei aber einstmals geschehen, daß Kuttka's Nachkommen in einem Kahne den Fluß abwärts getrieben. Als sie nun am Ufer einige zottige Hunde erblicket und diese ihnen zugerufen: „Was seid ihr für Leute?" so hätten sie nicht geantwortet, sondern wären hurtig vorbeigeschwommen. Darüber hätten sich die Hunde dergestalt erzürnet, daß sie beschlossen, ins künftige kein verständiges Wort mehr mit irgend einem Menschen zu sprechen, welches sie auch bis zu dieser Stunde gehalten. Doch wären sie noch so neugierig, daß sie alle Fremden anbellten und befragen wollten, wer sie seien und woher sie kämen."

„Ohne diese Hunde kann Niemand, so wenig, als an anderen Orten ohne Pferd und Rindvieh, leben. Die kamtschatkischen Hunde sind verschiedenfarbig, hauptsächlich aber dreierlei: weiß, schwarz und wolfsgrau, dabei sehr dick- und langhaarig. Sie ernähren sich von alten Fischen. Vom Frühjahr bis in den späten Herbst bekümmert man sich nicht im geringsten um sie, sondern sie gehen allenthalben frei herum, lauern den ganzen Tag an den Flüssen auf Fische, die sie sehr behend und artig zu fangen wissen. Wenn sie Fische genug haben, so fressen sie, wie die Bären, nur allein den Kopf davon, das Andere lassen sie liegen. Im Oktober sammelt Jeder seine Hunde und bindet sie an den Pfeilern der Wohnung an. Dann läßt man sie weidlich hungern, damit sie sich von dem Fett entledigen, zum Laufen fertig und nicht engbrüstig werden mögen, und alsdann gehet mit dem ersten Schnee ihre Noth an, so daß man sie Tag und Nacht mit gräßlichem Geheul und Wehklagen ihr Elend bejammern hört. Ihre Kost im Winter ist zweifach, die eine zur Ergötzung und Erstärkung, nämlich stinkende Fische, die man in Gruben verwahrt und versäuren läßt, weil auf Kamtschatka Nichts stinkend wird (denn wenn auch die Itälmen und Kosacken solche Fische mit großem Appetit verzehren, die wie Aas stinken, bei welchen ein Europäer in Ohnmacht fallen oder die Pest besorgen möchte, sprechen sie, es sei gut sauer, und pflegen daher zu sagen, daß in Kamtschatka Nichts stinke). Diese sauern Fische werden in einem hölzernen Trog mit glühenden Steinen gekocht und dienen ebensowohl zur Speise der Menschen, als zum Hundefutter. Die Hunde werden mit diesen Fischen allein zu Hause, wenn sie ausruhen, oder auf der Reise des Abends, wenn sie die Nacht über schlafen, gefüttert; denn wenn man sie des Morgens damit füttert, werden sie von diesen Leckerbissen so weichlich, daß sie auf dem Wege ermüden und nur Schritt für Schritt gehen können. Das andere Futter besteht in trockner Speise, von verschimmelten und an der Luft getrockneten Fischen. Damit füttert man sie des Morgens, um unterwegs ihnen einen Muth zu machen. Weil nun das Meiste daran Gräten und Zähne, die Hunde aber mit der größten Begierde darüber herfallen, verrichten sie mehrentheils die Mahlzeit mit einem blutigen Maule. Uebrigens suchen sie sich selber Speise auf und stehlen grausam, fressen Riemen und ihrer Herrn eigne Reisekost, wo sie dazukommen können; steigen wie Menschen auf den Leitern in die Balagans oder Wohnungen und plündern Alles, ja, was das Lächerlichste ist, Niemand ist im Stande, seine Nothdurft zu verrichten, ohne immer mit einem Prügel um sich zu schlagen. Sobald man die Stelle verläßt, sucht einer den andern unter vielem Beißen um das Depositum zu übervortheilen. Demungeachtet frißt kein kamtschatkischer Hund Brod, wo er auch noch so hungrig. Der Koth von den Hunden ist wegen der vielen, unter beständigem Ziehen ausgepreßten Galle gelb und auch an Be-

schaffenheit von dem menschlichen nicht zu unterscheiden, stinkt dabei aber so heftig, daß man sich kaum davor auf dem Schlitten erhalten kann. Von dem heftigen Ziehen und Anstrengen wird das Geblüt, sowohl in den inwendigen als äußerlichen Theilen, mit solcher Gewalt gepreßt, daß auch die Haut zwischen den Zehen der Füße röthlich wie Blut wird, und man kann daran einen guten Hund erkennen, daß sein After so hochroth, wie das schönste Scharlach, ist. Dabei sind die kamtschatkischen Hunde sehr leuteschen, unfreundlich, fallen keinen Menschen an und bekümmern sich nicht im Geringsten um des Herrn Güter, gehen auch auf kein Thier oder Wild, aber stehlen, was sie bekommen, sind sehr furchtsam und schwermüthig und sehen sich beständig aus Mißtrauen um, sie mögen thun, was sie wollen. Sie haben nicht die geringste Liebe und Treue für ihren Herrn, sondern suchen denselben allezeit um den Hals zu bringen; mit Betrug muß man sie an die Schlitten spannen. Kommen sie an einen schlimmen Ort, an einen steilen Berg oder Fluß, so ziehen sie aus allen Kräften, und ist der Herr genöthigt, um nicht Schaden zu nehmen, den Schlitten aus den Händen zu lassen, so darf er sich nicht einbilden, solchen eher wieder zu erhalten, bis sie an einen Ruheplatz kommen, es sei denn, daß der Schlitten zwischen den Bäumen stecken bleibt, wo sie jedoch keine Mühe sparen, Alles in Stücke zu zerbrechen und zu entlaufen. Woraus man siehet, wie sehr die Lebensart unvernünftige Thiere verändert und welchen großen Einfluß sie auf die Hundeseele hat."

„Man kann sich nicht genug über die Stärke der Hunde verwundern. Gewöhnlich spannt man nur vier Hunde an einen Schlitten; diese ziehen drei erwachsene Menschen mit $1^1/_2$ Pud Ladung behend fort. Auf vier Hunde ist die gewöhnliche Ladung fünf bis sechs Pud. Leicht beladen kann ein Mensch in einem Tage in schlimmen Wegen und tiefem Schnee 30 bis 40 Werste zurücklegen, bei gutem Wege 80 bis 100 Werste, und hat man sich sowohl an dem pentschinischen See, als Werchnoi Ostrog und an den Flüssen Kamtschatkas landeinwärts nimmermehr Hoffnung zu machen, daß man bei dem größten Ueberfluß von Pferden sich derselben auf Winterreisen werde bedienen können, obwohl im Sommer sich sowohl geschwinder als bequemer damit würde reisen lassen. Im Winter sind die Pferde nicht zu gebrauchen wegen des allzutiefen Schnees, über welchen die Hunde hinlaufen, ein Pferd aber bis an den Leib einfällt, wie auch wegen der vielen steilen Gebirge und engen Thäler, unwegsamen, dicken und grausen Wälder und vieler Ströme und Quellen, so entweder gar nicht zufrieren oder doch wenigstens nicht so hart, als daß es ein Pferd ertragen könne. Wegen der erschrecklichen und öftern Sturmwinde hat man auch niemals oder selten auf einen gebahnten Weg zu hoffen. Allein auf dem Fluß Kamtschatka, so fest gefrieret, bleibet große Hoffnung übrig, daß daselbst die Pferde im Winter sehr nützlich können verwendet werden."

„Dieser Ursachen wegen werden die Hunde allezeit nöthige und nützliche Thiere bleiben und ihnen niemals bei aller Kultivirung die Last, zu ziehen, abgenommen werden. Man findet ebenso große Liebhaber von Hunden, als anderswo von Pferden, und kann leicht Jemand an einen kamtschadalischen Schlitten für Hund und Hundegeschirr 60 bis 80 Rubel anwenden."

„Ungeachtet nun die Reise mit Hunden sehr beschwerlich und gefährlich und man fast mehr entkräftet wird, als wenn man zu Fuße ging, und man bei den Hundeführen und Fahren so müde, als ein Hund selber wird, so hat man doch dabei diesen Vortheil, daß man über die unwegsamsten Stellen damit von einem Ort zum andern kommen kann, wohin man weder mit Pferden noch, wegen des tiefen Schnees, sonst zu Fuße kommen könnte. Sie sind außer dem Ziehen gute Wegweiser und wissen sich auch in den größten Stürmen, wo man kein Auge aufmachen kann, zurecht und nach den Wohnungen zu finden. Sind die Stürme so hart, daß man liegen bleiben muß, was sehr oft geschieht, so erwärmen und erhalten sie ihren Herrn, liegen neben demselben ein bis zwei Stunden ruhig und still, und hat man sich unter dem Schnee um Nichts zu bekümmern, als daß man nicht allzutief vergraben und erstickt werde. Oft kommet es vor, daß ein Sturm einige Tage, ja eine ganze Woche fortwähret. Die Hunde liegen während dieser Zeit beständig still, wenn sie aber die äußerste Hungersnoth treibt, so fressen sie Kleider und alle Riemen vom Schlitten ab, und man kann sich nicht genug über ihre starke Natur verwundern, worin sie die Pferde bei weitem übertreffen. So hat man auch vor den Stürmen

allezeit die sicherste Nachricht von dem herannahenden oder kommenden Ungewitter durch die Hunde: denn wenn sie im Schnee graben und sich dabei legen, mag man sich sicherlich einen Ort aufsuchen, wo man sich vor dem Sturm verbergen kann, wofern man zuweit von Wohnungen entfernt."

„Die kamtschatkischen Schlitten sind nach Kräften der Hunde und nach der gebirgigen Gegend dergestalt ausgedacht, daß solche der geschickteste Mechanikus nicht besser hätte erfinden können. Sie scheinen ihren Grund aus der Anatomie und Bildung des menschlichen Körpers zu haben. Oben ist ein länglichhohler Korb, der aus lauter gebogenen Hölzern und zwei dünnen, langen Stöcken besteht, daran dieselben mit Riemen festgebunden sind. Dieses Gegitter nun ist überall und auf allen Seiten mit Riemen umwunden und biegt sich Alles daran, ohne zu zerbrechen; bricht auch ein Hölzchen, so lassen doch die Riemen den Korb nicht auseinanderfallen. In diesen Korb packt man fünf Pud schwer, und wenn ein Mensch darauf sitzt, kann man noch zwei Pud sehr bequem mit sich führen. Dieser Korb ist auf zwei krummgebogene Hölzer aufgebunden, welche wiederum auf den Schlittenläufern festgemacht sind. Letztere sind nicht über $1/3$ Zoll dick, der ganze Schlitten aber wiegt nicht über 16 Pfund. Obgleich nun daran Alles so dünn und biegsam ist, so widerstehen die Schlitten doch solcher Gewalt, daß man sich nicht genug darüber wundern kann. Man fähret damit öfters dergestalt an Bäumen an, daß sich der Schlitten fast doppelt zusammenbiegt und doch keinen Schaden leidet. Man fähret damit über die höchsten Gebirge und steilsten Klippen und behält allezeit soviel Kräfte, daß man den Schlitten erhalten oder vor allem Sturz und Fall bewahren kann. Man sitzet darauf mehrentheils auf einer Seite, um zugleich bei einer gefährlichen Stelle von demselben herabspringen zu können. Zuweilen setzet man sich auf mehreren Orten darauf, wie auf ein Pferd. Die Hunde laufen ihren Weg, will man zur Linken, so schlägt man mit dem Stock zur rechten Seite an die Erde oder an den Schlitten, will man zur Rechten, schlägt man an die linke Seite des Schlittens; will man still halten, steckt man den Stock vor den Schlitten in den Schnee; fährt man einen steilen Berg hinab, so steckt man den Stock in Schnee zwischen das Vorderbogenholz und hemmt dadurch ein. Ungeachtet man nun fährt, so wird man doch ebenso müde, als wenn man zu Fuß ginge, weil man die Hunde beständig zurückhalten, bei schlimmen Wegen vom Schlitten abspringen, daneben herlaufen und den Schlitten halten muß; fährt man einen Berg hinauf, so muß man ohnedies zu Fuße gehen. Außer den Sturmwinden werden die Hundereisen gefährlich und beschwerlich wegen der vielen Flüsse, die selten in dem härtesten Winter zufrieren, oder bei gelinder Witterung aller Orten gleich wieder aufthauen, und hat man folglich immer zu befürchten, hineinzufallen und zu ertrinken, welches auch alle Jahre geschieht. Noch eine Beschwerde verursachen die dichten Wälder, durch welche man fahren muß. Selten trifft man einen geraden Baum an, sondern fährt zwischen den Aesten und Zweigen immer hin, dabei man immer in Sorge steht, Arme und Beine zu zerbrechen oder die Augen aus dem Kopfe zu verlieren. Ueberdies haben die Hunde die schelmische Eigenschaft, daß sie aus allen Kräften ziehen und laufen, wenn sie an einen solchen Wald, Fluß oder steilen Abhang kommen, weil sie wissen, daß sie ihren Herrn herabwerfen, den Schlitten zerbrechen und auf diese Art von der Last, zu ziehen, befreit werden können."

„Der andre Hauptnutzen der Hunde, weshalb sie auch so häufig gehalten und gezogen werden, ist, daß man sowohl den abgelebten Schlittenhunden, als den zur Fahrt untauglichen, die Häute abnimmt und zweierlei Kleider daraus machet, welche in dem ganzen Lande von großem Nutzen und großem Werth sind. Diese Kleider haben vor dem übrigen Pelzwerk folgende Vorzüge: erstens sind sie die prächtigsten Staats- und Feiertagskleider von uralten Zeiten her, und pfleget sich Einer gegen den Andern, seine Ehre zu retten, also vernehmen zu lassen, wo es zu Rangstreitigkeiten und Rühmen kommt: „Wo warst Du Kerl, da ich und meine Vorfahren schon Hundskuklanken trugen? Was hattest Du dazumal für Kleider an?" Bis zur Stunde kann man allezeit einen Hundskuklanken für einen aus Fuchs oder Biber gemachten vertauschen. Zweitens sind die Hundefelle sehr warm, drittens sehr dauerhaft, da sie in den größten Strapazen wenigstens vier Jahre aushalten, während ein Renthier- oder Mufflonfell einen Winter dient und dann kahl wird; viertens brauchen diese Kleider

nicht so sehr, wie andere, in Acht genommen zu werden, sie lassen die Haare nicht fahren und sind allezeit trocken."

„Je längere Haare die Hunde haben, je höher werden sie geschätzt. Diejenigen Hunde aber, so hohe Füße, lange Ohren, spitzige Nasen, ein breites Kreuz, unten breite Füße und nach den Ohren zu dicke Köpfe haben, stark fressen und munter sind, werden von Jugend auf zu Schlittenhunden auserlesen und auf folgende Art belehrt und abgerichtet. Sobald sie sehen, werden sie sammt der Mutter in eine tiefe Grube gelegt, daß sie weder Menschen noch Thiere zu sehen bekommen, und ernähren selbe dadrinnen. Wenn sie von der Hündin abgewöhnt sind, legen die Kamtschadalen solche abermals in eine Grube, bis sie erwachsen. Nach einem halben Jahre spannen sie dieselben mit andern gelernten an den Schlitten und fahren mit ihnen einen kurzen Weg. Weil die jungen Thiere nun hund- und leutescheu sind, so laufen sie aus allen Kräften. Sobald sie wieder nach Hause kommen, müssen sie wieder in die Grube, solange und soviel, bis sie von nichts Anderm wissen, des Ziehens gewohnt werden und eine weite Reise verrichtet haben. Alsdann werden sie unter den Wohnungen neben andere gebunden und erhalten als Ausstudirte im Sommer ihre Freiheit. Aus dieser Erziehung sind hernach ihre mores herzuleiten."

„Der größte Verdruß bei der Hundefahrt ist der, daß sie, sobald sie angespannt werden, den Kopf gegen den Himmel erheben und erschrecklich zu heulen und zu wehklagen anfangen, nicht anders, als wenn sie den Himmel wegen ihrer harten Umstände anrufen wollten. Sobald sie aber in das Laufen kommen, schweigen sie auf einmal Alle still. Darauf geht der andere Verdruß an, daß Einer um den Andern zurückspringet, seine Nothdurft verrichtet, und während sie diese Zeit ausruhen, so brauchen sie hierin die List, daß allezeit einer nach dem andern seine Nothdurft verrichtet, auch wohl manchmal nur halb, und geben sie öfters umsonst dieses Geschäft vor. Kommen sie an Ort und Stelle, so liegen sie ermüdet da, als wenn sie todt wären."

„Diejenigen Hunde aber, welche die Kamtschadalen zur Hasen-, Zobel-, Fuchs- und Mufflonsjagd abrichten, füttern sie öfters mit Krähen, die man in Ueberfluß hat, wovon sie den Geruch bekommen und nach diesen, wie nach allem Wild und Vögeln laufen. Mit solchen Hunden treiben die Kamtschadalen im Juli Enten, Gänse und Schwäne, wenn sie in die Felder fallen, und auch in den großen Inseeen in ziemlicher Menge zusammen."

Im übrigen Sibirien werden die Hunde etwas besser behandelt. „Der sibirische Hund," sagt Wrangel, „hat auffallende Aehnlichkeit mit einem Wolf, sein Gebell gleicht ganz dem Geheul desselben. Im Sommer bringt er die größte Zeit im Wasser zu, um gegen Stechfliegen in Sicherheit zu sein; im Winter hat er sein Lager tief im Schnee. Das vollständige Gespann eines Schlittens besteht aus zwölf Köpfen. Ein besonders gut abgerichteter Hund befindet sich an der Spitze und leitet die übrigen. Hat dieses Thier nur ein einziges Mal einen Weg zurückgelegt, so erkennt es nicht nur aufs genaueste die zu nehmende Richtung, sondern auch die Orte, wo man zu verweilen pflegt, selbst wenn die Hütten tief unter dem Schnee verborgen sind. Er hält plötzlich auf der gleichförmigen Oberfläche still, wedelt mit dem Schwanze und scheint dadurch seinen Herrn einzuladen, die Schaufel zu ergreifen, um den engen Gang in die Hütte zu finden, welche einen Rastort gewähren soll. Im Sommer muß derselbe Hund Boote stromaufwärts ziehen; hindert ihn ein Felsen, weiter vorwärts zu gehen, so stürzt er sich ins Wasser und setzt seinen Weg am andern Ufer fort. Dafür werden ihm täglich zehn halbverfaulte Häringe als Futter gereicht!"

„Der Hund ist den Sibiriern unentbehrlich. Als im Jahre 1821 eine Seuche unter den Thieren wüthete und eine jukagirische Familie Alles verlor, mit Ausnahme von zwei ganz kleinen Hunden, welche noch nicht sehen konnten, da theilte die Hausfrau ihre eigne Milch zwischen diesen beiden Hündchen und ihrem Kinde und hatte die Freude, daß diese beiden Hunde die Stammeltern einer sehr starken Rasse wurden. Im Jahre 1822 waren die Einwohner am Kolymaflusse, nachdem sie ihre meisten Hunde durch die Seuche eingebüßt hatten, in die traurigste Lage versetzt. Sie mußten ihr Brennholz selbst herbeischleppen; dabei fehlte ihnen sowohl Zeit als Kräfte, die an verschiedenen, weit

entfernten Orten gefangenen Fische nach Hause zu bringen. Endlich waren sie gezwungen, während aller dieser Arbeiten, welche äußerst langsam vonstattengingen, die Jagd der Vögel und Pelzthiere fast ganz zu verabsäumen. Eine furchtbare Hungersnoth, welche viele Menschen hinraffte, war die Folge des Mangels an Hunden, welche hier nie ersetzt werden können, weil es bei dem rauhen Klima und kurzen Sommer ganz unmöglich ist, das nöthige Futter für die Pferde anzuschaffen, und endlich, weil der Hund ganz flüchtig über den Schnee hinwegläuft, wo das schwere Pferd beständig versinken würde."

Von diesen Thieren kann man in Wahrheit das Wort Zoroasters anwenden: „Durch den Verstand des Hundes besteht die Welt."

Der Hund hat uns bewiesen, was die Erziehung eines Thieres über dasselbe vermag: der Wolf, unsers treuen Hausfreundes nächster Verwandter, macht uns mit dem Hunde im Urzustande bekannt. Zwischen jenem erzogenen und diesem wilden Hunde ist der Unterschied so groß, daß wir den Einen in dem Andern nicht wiedererkennen, und so ist es erklärlich, wenn wir den Wolf regelmäßig im höchsten Grade einseitig auffassen und beurtheilen. Der Haushund schwebt uns vor, wenn wir uns mit dem Wolfe beschäftigen; wir denken an Bildung und Gesittung, wo wir es mit Wildheit zu thun haben: es wird also, ganz abgesehen von der mit ins Spiel kommenden Selbstsucht, unser Urtheil ein falsches.

Wenige Thiere sind, mindestens dem Namen nach, so allgemein bekannt geworden, als der Wolf. Von ihm berichtet die älteste Geschichte und das älteste Märchen, er spielt seine Rolle in den frühsten Völkersagen und in heutigen Ammengeschichten, er ist den wilden Völkern nicht weniger verhaßt, als den gesitteten. Wo er auch erscheint, tritt er als Feind des Menschen auf, und dieser hat seine Feinde wenn auch nicht richtiger beurtheilt, so doch oft schärfer beobachtet, als die meisten seiner Freunde unter den Thieren.

Der Wolf (Canis Lupus oder Lupus vulgaris) hat etwa die Gestalt eines großen, hochbeinigen, dürren Hundes, welcher den Schwanz hängen läßt, anstatt ihn aufgerollt zu tragen. Bei schärferer Vergleichung zeigen sich die Unterschiede namentlich im Folgenden: Der Leib ist hager, der Bauch eingezogen, die Läufe sind klapperdürr und schmalpfotig. Die langhaarige Lunte hängt bis auf die Fersen herab, die Schnauze ist im Verhältniß zu dem dicken Kopf gestreckt und spitzig, die breite Stirn fällt schief ab, die Seher stehen schief, die Lauscher immer aufrecht. Der Pelz ist nach dem Klima der Länder, welche der Wolf bewohnt, verschieden, ebensowohl hinsichtlich seines Haarwuchses, als seiner Färbung. In den nördlichen Ländern ist die Behaarung lang, rauh und dicht, am längsten am Unterleib und an den Schenkeln, buschig am Schwanze, dicht und aufrechtstehend am Halse und an den Seiten; in südlichen Gegenden ist der Pelz kürzer und rauher. Die Färbung ist gewöhnlich fahlgraugelb mit schwärzlicher Mischung, welche an der Unterseite lichter, oft weißlichgrau erscheint. Im Sommer spielt die Gesammtfärbung mehr in das Röthliche, im Winter mehr in das Gelbliche, in nördlichen Ländern mehr in das Weiße, in südlichen mehr in das Schwärzliche. Die Stirne ist weißlichgrau, die Schnauze gelblichgrau, immer aber mit Schwarz gemischt. Die Lippen sind weißlich, die Wangen gelblich und zuweilen undeutlich schwarz gestreift. Ein ausgewachsener Wolf erreicht gewöhnlich fünf Fuß Leibeslänge, wovon $1\frac{1}{2}$ Fuß auf den Schwanz kommen. Die Höhe am Widerrist beträgt etwa $2\frac{1}{2}$ Fuß. Das Weibchen unterscheidet sich von dem Männchen durch einen etwas schwächern Körperbau, eine spitzere Schnauze und einen dünnern Schwanz.

Sehr fraglich ist es übrigens, ob man alle Wölfe Europas als verschiedene Ausprägungen ein und derselben Art oder als wirklich verschiedene Arten anzusehen hat. Auch beim Wolf werden feststehende Unterscheidungsmerkmale der nordischen und südlichen Thiere bemerklich, welche mindestens

ebenso gewichtig sind, als gewisse Unterschiede, von denen aus man auf Artverschiedenheit anderer Hunde schließen zu dürfen glaubt.

Noch heutigen Tages ist der Wolf weit verbreitet, so sehr auch sein Gebiet gegen frühere Zeiten beschränkt worden ist. Er findet sich gegenwärtig noch in ganz Europa, obgleich er sich in den bevölkertsten Ländern dieses Erdtheils nur in den Hochgebirgen aufhält. In Spanien ist er in allen Gebirgen und selbst in den größeren Ebenen eine ständige Erscheinung; in Griechenland, Italien und Frankreich findet er sich häufig genug; in der Schweiz ist er seltener geworden, im mittlern und nördlichen Deutschland gänzlich ausgerottet, im Osten aber mitunter sehr gemein. Polen, Rußland, Schweden, Norwegen und Lappland sind diejenigen Länder, in welchen er jetzt noch in namhafter Menge auftritt. Außerdem findet er sich im ganzen nördlichen und mittlern Asien, und ein ihm sehr



Der Wolf (Canis Lupus).

naher Verwandter auch in Nordamerika, von Mejiko und Florida bis an die Küste des Eismeers. Nach Angabe einzelner Reisenden soll er in Nordwestafrika vorkommen. In Asien geht er bis Nepal. Auf Island und auf den Inseln des Mittelmeers hat man ihn nie gefunden, und in Großbritannien ist er schon vor Jahrhunderten gänzlich ausgerottet worden.

Die Alten kannten den Wolf sehr genau. Alle Naturforscher der Römer und Griechen gedenken seiner: schon ihnen erscheint er als ein gespensterhaftes Ungeheuer, wie später unter dem Namen Wehrwolf uns Deutschen. Im vorigen Jahrhundert wurden selbst in Deutschland sehr viel Wölfe getödtet, und auch in diesem Jahrhundert sind nach amtlichen Angaben immerhin noch Tausende erlegt worden. Innerhalb der Grenzen Preußens wurden im Jahre 1819 noch 1080 Stück geschossen. In Pommern allein wurden erlegt im Jahre 1800 hundertachtzehn Stück, 1801 hundertneun Stück, 1802 hundertzwei, 1803 sechsundachtzig, 1804 hundertzwölf, 1805 fünfundachtzig, 1806 sechsund=

siebzig, 1807 zwölf, 1808 siebenunddreißig, 1809 dreiunddvierzig. Sie wurden dann seltener, folgten jedoch im Jahre 1812 den sich aus Rußland zurückziehenden Franzosen und kamen nun wieder in sehr großer Menge vor. So wurden im Kösliner Regierungsbezirk im Jahre 1816 bis 1817 hundertdreiundfunfzig Stück getödtet. Jetzt sind sie sehr selten geworden. Die Zahl der Wölfe, welche jährlich in Rußland erlegt und von den Behörden ausgelöst werden, ist nicht genau bekannt, jedenfalls ist es aber eine sehr erhebliche Menge. Dasselbe ist in Schweden und Norwegen der Fall. In diesen drei nördlichen Reichen sind sie die hauptsächlichsten Störer der öffentlichen Ruhe und Sicherheit und bringen jährlich ungeheuren Schaden: — ich will weiter unten darüber ausführlicher reden.

Der Wolf bewohnt einsame, stille Gegenden und Wildnisse, namentlich dichte, düstere Wälder, Brüche mit morastigen und trockenen Stellen und im Süden die Steppen. In Mitteleuropa findet er sich nur in den Hochgebirgen, schon in Spanien aber liegt er häufig genug in den Getreidefeldern und oft gar nicht sehr entfernt von bewohnten Gebäuden. Bei Tage hält er sich in versteckten Plätzen auf und vermeidet es mit Sorgfalt, sich irgendwie bemerklich zu machen. Zur Nachtzeit streift er einzeln oder paarweise nach Nahrung umher. Im Sommer ist er selten zu großen Gesellschaften vereinigt, im Winter aber bildet er Rudel von bedeutender Anzahl. Seine Beweglichkeit bedingt einen bedeutenden Nahrungsverbrauch, und deshalb wird er empfindlich schädlich, getrieben vom Hunger sogar gefährlich. Im Winter fällt er alle Thiere und zuweilen auch den Menschen an, und reißt Alles nieder, was er erreichen kann. Seine Beute ermüdet er durch eifrige Verfolgung, seltner beschleicht er einzelne Thiere. Zuweilen tödtet er mehr, als er verzehrt; namentlich unter den wehrlosen, in Herden lebenden Thieren richtet er manchmal entsetzliche Verwüstungen an: der „Wolf im Schafstall“ ist ja zum Sprichwort geworden. Unter Schafherden wüthet er nicht selten in erschrecklicher Weise: es kann vorkommen, daß er in einer Nacht den dritten Theil einer ziemlich zahlreichen Herde niederwürgt und tödtet. Seine liebste Nahrung bilden die größeren Jagd- und Hausthiere, doch verschmäht er auch kleine Wirbelthiere, ja selbst niedere Thiere nicht. Er frißt ebensowohl Säugethiere, als Geflügel von jeder Größe, überhaupt Alles, was er fassen und überwältigen kann: Hirsche ebensogut wie Mäuse, Gänse wie kleinere Vögel, Frösche, Maikäfer u. s. w. Den Zügen der Lemminge folgt er in den nordosteuropäischen Tundren, wie Islawin berichtet, oft durch Hunderte von Wersten und nährt sich dann einzig und allein von jenen Wühlmäusen. Das Aas liebt er, wie alle Hunde, leidenschaftlich; es will scheinen, als zöge er es dem frischen Fleische vor. Im Winter durchstreift er mit anderen seiner Art gemeinschaftlich bedeutende Strecken. So folgt er Gebirgszügen mehr als funfzig Meilen weit und wandert über Ebenen von hundert Meilen Durchmesser. Dabei legt er in einer Nacht bedeutende Strecken zurück und ändert erst dann seine Wanderung, wenn er einen passenden Versteck für den Tag findet. Bei diesen Raubzügen bildet er gewöhnlich lange Rotten; die einzelnen Thiere laufen dabei nicht blos in einer Reihe hinter einander her, sondern treten, wie die Indianer auf ihren Kriegszügen, auch gewöhnlich in dieselben Fußtapfen, und es wird dann schwer, zu erkennen, wie stark eine solche Meute ist. Sobald die Bande eine Beute bemerkt, umringt sie dieselbe und sucht ihr auf der Flucht immer soviel als möglich den Weg abzuschneiden, bis sie Eins erreicht und niederreißt. Dann fällt die ganze Gesellschaft unter wüthendem Knurren und Heulen über das verendende Thier her und frißt es bis auf die Knochen auf. Wenn der Hunger den Wolf peinigt, ist er ein abscheuliches Thier, obgleich er dann gerade eine ihm sonst gänzlich mangelnde, rühmenswerthe Eigenschaft zeigt: Muth nämlich. Der hungrige Wolf überwältigt Pferde und Rinder, deren Hufen und Hörnern er im Sommer sorgfältig ausweicht, und greift manchmal, obschon äußerst selten, rücksichtslos auch den bewehrten Menschen an, selbst wenn er sieht, daß dieser mehrere seiner Gefährten mit seiner Feuerwaffe niedergestreckt hat. Gewöhnlich bleibt bei diesen Todten ein Theil des Rudels zurück, um sie in der scheußlichsten Weise zu begraben — in dem Innern ihres bellenden Magens. Auch kranke Wölfe werden unter Umständen von ihren Mitbrüdern aufgefressen. Im allergrößten Nothfalle, d. h. nur dann, wenn ihm thierische Kost gebricht, nimmt der Wolf seine Zuflucht zu Pflanzennahrung und begnügt sich mit Mos und Baumknospen. Im hohen Norden,

wo ihm auch diese Kost mangelt, verzehrt er oft unverdauliche Stoffe, um seinen Hunger zu stillen, z. B. alte Kleidungsstücke, Garn, altes Schuhwerk und dergleichen, welche Dinge er sich in der Nähe der Wohnungen aus dem Kehricht hervorsucht. Den Menschen fällt er unter allen Umständen nur dann an, wenn ihn der wüthendste Hunger dazu zwingt. Hat er aber einmal gesehen, wie leicht der Mensch zu überwältigen ist, so zieht er später sein Fleisch dem aller übrigen Thiere vor. Er schleicht sich dann oft in die Dörfer hinein, selbst bei hellem Tage, um Kinder zu rauben. Häufig genug soll es vorgekommen sein, daß er auch Leichen aus der Erde gegraben und diese gefressen hat.

Aus allen diesen Angaben mag hervorgehen, wie schädlich dieses Raubthier ist oder werden kann. Bei den Nomadenvölkern oder allen denen, welche Viehzucht treiben, ist er entschieden der schlimmste ihrer Feinde. Es kommt vor, daß er die Viehzucht wirklich unmöglich macht. So wurde ein Versuch, das so nützliche Ren auch auf den südlichen Gebirgen Norwegens zu züchten, oder in Herden zu halten, durch die Wölfe vereitelt. Man hatte Renthiere aus Lappland gebracht und der Obhut einiger Lappen übergeben, welche ihrem Geschäfte auch wirklich so gut vorstanden, daß nach wenigen Jahren die Herden von Hunderten auf Tausende gewachsen waren. Mit der Vermehrung der Renthiere nahm aber die Zahl der Wölfe derart überhand, daß man zuletzt gezwungen war, die Renthiere theils zu tödten, theils verwildern zu lassen, um nur die Plage wieder loszuwerden. In der russischen Provinz Liefland wurden in dem Jahre 1823 bei den Behörden als den Wölfen zur Beute gefallene Thiere angemeldet: 15,182 Schafe, 1807 Rinder, 1841 Pferde, 3270 Lämmer und Ziegen, 4190 Schweine, 703 Hunde und 1873 Gänse und Hühner. Im Großherzogthum Posen wurden im Jahre 1820 neunzehn Erwachsene und Kinder zerrissen, und doch hatte die preußische Regierung in den vorhergehenden Jahren 4618 Thaler Schußgeld für erlegte Wölfe bezahlt. Dem Rückzug der Franzosen folgten die vierbeinigen Raubmörder durch ganz Deutschland bis an den Rhein und richteten überall namhaften Schaden an. In Lappland ist das Wort Friede gleichbedeutend mit „Ruhe vor den Wölfen“. Man kennt blos einen Krieg, und dieser gilt den Raubthieren, welche das lebendige Besitzthum der armen Nomaden des Nordens oft in der empfindlichsten Weise schädigen. Auch in Spanien verursachen die Wölfe bedeutende Verluste. Während meiner Anwesenheit in diesem schönen Lande, im Winter von 1856 zu 1857, fand man einmal zwei jener muthigen Sicherheitsbeamten, welche Spanien von menschlichen Räubern befreit haben, todt inmitten einer Schar von Wölfen, welche sie vorher erlegt hatten. Die tapferen Männer hatten gekämpft, solange ihr Pulver und Blei ausgereicht hatte, und selbst dann noch mit dem Bayonnet sich vertheidigt, waren aber endlich doch unterlegen, vielleicht mehr der Ermattung und der Kälte, als den hungrigen Wölfen.

Es ist kein Wunder, wenn diese gefährlichen Thiere, zumal da, wo sie in Menge auftreten, nicht blos unter den Menschen, sondern auch unter den Thieren Angst und Schrecken verursachen. Die Pferde werden im hohen Grade unruhig, sobald sie einen Wolf wittern, die übrigen Hausthiere, mit Ausnahme der Hunde, ergreifen die Flucht, wenn sie nur die geringste Wahrnehmung von ihrem Hauptfeinde erlangt haben. Für gute Hunde aber scheint es kein größeres Vergnügen zu geben, als die Wolfsjagd, wie ja überhaupt die Hunde sich dadurch auszeichnen, daß sie gerade diejenige Jagd am liebsten betreiben, welche die gefährlichste ist. Dabei ist es merkwürdig, daß der Haß zwischen zwei so nahen Verwandten, wie es der Hund und Wolf sind, eine so unbeschreibliche Höhe erreichen kann. Ein Hund, welcher auf eine Wolfsfährte gesetzt wird, vergißt Alles, geräth in die namenloseste Wuth und ruht nicht eher, als bis er seinen Feind am Kragen hat. Dann achtet er keine Verwundung, nicht einmal den Tod seiner Gefährten. Noch sterbend sucht er sich an dem Wolf festzubeißen. Aber auch andere Hausthiere wissen sich gegen den Wolf zu vertheidigen. „In den südrussischen Steppen,“ sagt Kohl, „wohnen die Wölfe in selbst gegrabenen Höhlen, die oft klaftertief sind. Kaum sind sie irgendwo häufiger, als in den waldigen und buschigen Ebenen der Ukraine und Kleinrußlands. Jede menschliche Wohnung ist dort eine wahre Festung gegen die Wölfe, und mit 12 bis 14 Fuß hohen Dornmauern umgeben. Diese Thiere umschleichen in der Nacht immerfort die Herden der russischen Steppen. Den Pferdeherden nahen sie sich mit Vorsicht, suchen einzelne Füllen wegzuschnappen, die sich zuweit

von der Herde weggewagt haben, oder beschleichen auch einzelne Pferde, springen ihnen an die Gurgel und reißen sie nieder. Merken die übrigen Pferde den Wolf, so gehen sie ohne weiteres auf ihn zu und hauen, wenn er nicht weicht, mit den Vorderhufen auf ihn los, ja die Hengste packen ihn auch mit den Zähnen. Oft wird der Wolf schon auf den ersten Schlag erlegt, oft aber macht er eine schnelle Wendung, packt das angreifende Pferd an der Gurgel und reißt es zu Boden. Auch viele zugleich erscheinende Wölfe sind nicht im Stande, eine Pferdeherde zum Weichen zu bringen; sie sind im Gegentheil, wenn sie sich nicht bald zurückziehen, in Gefahr umringt und erschlagen zu werden." In Spanien erzählte man mir, daß auch die Schweine, welche dort in den großen Eichwaldungen gehütet werden, sich muthig vertheidigen, wenn sie von Wölfen angefallen werden. Eine starke Bache hatte in einem solchen Kampfe zwei ihrer Feinde niedergerissen, war aber schließlich doch unterlegen, und man fand die drei verendeten Thiere neben einander. Anders, als die Pferde, benehmen sich die Schafe der Steppen gegen den Wolf, wie Kohl ebenfalls berichtet. „Hat dieser bemerkt, daß Schäfer und Hunde nicht zur Hand sind, so packt er das erste, beste Schaf und reißt es nieder. Die übrigen fliehen zwei- bis dreihundert Schritt weit, drängen sich dicht zusammen und gaffen mit den dümmsten Augen der Welt nach dem Wolfe hin, bis er kommt und sich noch eins holt. Nun reißen sie wieder einige hundert Schritt aus und erwarten ihn abermals." An die Rindviehherden wagt sich gewöhnlich kein Wolf, weil der ganze Schwarm sich gleich über ihn hermacht und ihn mit den Hörnern zu spießen sucht. Er trachtet nur darnach, abgesonderte Kälber oder auch erwachsene Rinder zu erlegen, und springt diesen ebenso an die Kehle, wie dem Pferde. Schwächere Hausthiere sind verloren, wenn sie nicht rechtzeitig einen sichern Zufluchtsort erreichen können, und der Wolf folgt ihnen auf seiner Jagd durch Sumpf und Mor, ja selbst durch das Wasser.

Der Wolf besitzt alle Begabungen und Eigenschaften des Hundes: dieselbe Kraft und Ausdauer, dieselbe Sinnesschärfe und denselben Verstand. Aber er ist einseitiger und erscheint weit unedler, als der Hund, — unzweifelhaft einzig und allein deshalb, weil ihm der Erzieher seines Verwandten, der Mensch, fehlt. Der Haushund ohne den Menschen ist auch nicht mehr, als ein Wolf! Dieser ist einzig und allein auf sich selbst angewiesen; seine guten Eigenschaften werden nicht geweckt: deshalb kommt er uns oft als das gerade Gegentheil des Hundes vor. Sein Muth steht in gar keinem Verhältniß mit seiner Kraft. So lange der Wolf nicht hungrig ist, ist er eines der feigsten und furchtsamsten Thiere, die es giebt. Er flieht dann nicht blos vor Menschen und Hunden, vor einer Kuh oder einem Ziegenbock, sondern auch vor einer Herde Schafe, sobald sich die Thiere zusammenrotten und ihre Köpfe gegen ihn richten. Hörnerklang und anderes Geräusch, das Klirren einer Kette, lautes Schreien u. s. w. vertreibt ihn regelmäßig. Der ihm fehlende Muth wird aber durch seine natürliche Schlauheit und List ersetzt. Bei seiner Jagden legt er oft genug Zeugniß ab von seinem Verstande. Er weiß die Thiere, deren er sich bemächtigen will, so zu überraschen, daß es denselben nur selten gelingt, ihm zu entgehen, und auch die, welche ihm an Stärke überlegen sind, überwältigt er durch seine List. Den Pferden, Rindern, Hirschen und Elenthieren springt er in den Nacken, denn er kennt ihre Waffen und weiß diesen sorgfältig auszuweichen. Es ist wiederholt von guten Beobachtern versichert worden, daß der einzeln jagende Wolf, ehe er sich an Pferde schleicht, sich oft in Schlamm oder wenigstens in Wasser wälze und dann dieses den Pferden in die Augen schleudere, um sie auf Augenblicke zu blenden, worauf er ihrer leicht Meister werden kann. Die muthigen Pferde und Rinder werden, wenn eine Meute Wölfe sie überfällt, schließlich doch die Beute der Raubthiere, weil sie sich nicht nach allen Seiten hin gleichmäßig vertheidigen können. Und so geschieht es, daß der feige Räuber sogar das Auerkalb trotz der kräftigsten und gefahrdrohendsten Vertheidigung seiner Mutter in seine Gewalt bekommt.

Die Sinne des Wolfes sind ebenso scharf, wie die des zahmen Hundes. Geruch, Gehör und Gesicht sind gleich vortrefflich. Es wird behauptet, daß er nicht blos spüre, sondern auch auf große Strecken hin wittere. Daß er auch leises Geräusch in bedeutender Entfernung vernimmt und zu deuten weiß, ist sicher. Ebenso versteht er es genau, welchem Thiere eine Fährte angehört, die er zufällig

auf seinen Streifereien gefunden hat. Er folgt dieser dann, ohne sich um andere zu bekümmern: es wird behauptet, daß er, wenn er einer Fährte folgt, oft an anderen Thieren vorüberläuft. Seine elende Feigheit, seine List und die Schärfe seiner Sinne zeigt sich bei seinen Ueberfällen. Er ist dabei überaus vorsichtig und behutsam, um ja seine Freiheit und sein Leben nicht aufs Spiel zu setzen. Niemals verläßt er seinen Hinterhalt, ohne vorher genau ausgespürt zu haben, daß er auch sicher sei. Mit größter Vorsicht vermeidet er jedes Geräusch bei seinem Zuge. Sein Argwohn sieht in jedem Stricke, jeder Oeffnung, in jedem unbekannten Gegenstande eine Schlinge, eine Falle oder einen Hinterhalt. Deshalb vermeidet er es immer, durch ein offnes Thor in einen Hof einzubringen, falls er irgendwie über die Einfriedigung springen kann. Angebundene Thiere greift er ebenfalls nur im äußersten Nothfall an, jedenfalls weil er glaubt, daß sie nur als Köder für ihn hingestellt worden sind.

Anders benimmt er sich freilich, wenn ihn der quälende Hunger zur Jagd treibt. Dieser verändert das Betragen und läßt den Wolf namentlich seine Vorsicht und List ganz vergessen, stachelt aber auch seinen Muth an. Der hungrige Wolf ist geradezu tollkühn und fürchtet sich vor gar Nichts mehr. Es giebt dann für ihn wirklich kein Schreckmitttel, und eine Rotte solcher Thiere ist deshalb für Mensch und Thier im höchsten Grad gefährlich. Gewöhnlich frißt der Wolf seine Beute gleich auf einmal auf, und seine Freßfähigkeit ist so großartig, daß er ein ganzes Schaf oder Reh recht gut bewältigen kann. Hat er sich gesättigt, ohne seine Beute aufgezehrt zu haben, so nimmt er von dieser entweder noch einen tüchtigen Schlägel mit oder kehrt am nächsten oder zweiten Tage zu derselben zurück, um weiter zu fressen. Seinen Magen reinigt er, wie die Hunde, von den Knochensplittern durch Grasfressen.

Bei älteren Wölfen beginnt die Ranzzeit Ende Dezembers und währt bis Mitte Januars; bei jüngeren hingegen tritt sie erst Ende Januars ein und währt bis Mitte Februars. Die Männchen kämpfen auf Tod und Leben um die Weibchen, und ein im Zweikampf unterliegender liebesbrünstiger Wolf wird ohne große Umstände von seinem Nebenbuhler aufgefressen. Abweichend von dem Hunde tragen die Wölfe ziemlich lange, nämlich dreizehn, nach Anderen vierzehn Wochen. Das Weibchen wölft in einsamen düsteren Wäldern, entweder in einem selbstgegrabenen Loche, unter Baumwurzeln, an einem Ufer, auch in einem alten verlassenen Dachs- oder Fuchsbau, welchen es vergrößert hat, auf ein mit Mos ausgelegtes Lager, je nach ihrem Alter drei bis neun, gewöhnlich aber vier bis sechs Junge. Das Gewölfe bleibt neun bis vierzehn Tage lang blind und saugt fünf bis sechs Wochen. Die Mutter verbirgt es so lange, bis die Jungen laufen können, sorgfältig vor anderen Wölfen; denn der Herr Gemahl frißt ohne weiteres seine eigne Nachkommenschaft auf, wenn er sie erwischen kann. In der Nähe des Gewölfes vermeidet die Alte jede Räuberei, um das Lager ja nicht zu verrathen. Wittert sie bei der Zurückkunft von einem Ausfluge etwas Verdächtiges, so trägt sie die Jungen nach Hundeart weg in ein anderes Lager. Sie liebt und pflegt ihre Kinder mit großer Zärtlichkeit und vertheidigt sie aufopfernd gegen jede Gefahr, am allermuthigsten gegen die Angriffe, welche ihnen von anderen Wölfen drohen. Anfänglich kaut sie ihnen die Fleischnahrung vor, später bringt sie ihnen kleine Thiere, rupft diese und legt sie ihnen so vor, bis die jungen Wölfe im Stande sind, die ihnen lebend gebrachten Thiere selbst zu tödten und zu verzehren. Wie die Füchse, spielen auch die Wölfe vorher lange mit ihrer Beute und üben sich an ihr im Fangen. Nachdem das Gewölfe soweit gekommen ist, daß es selbst würgen kann, sucht die Mutter mit ihm die Gesellschaft anderer Wölfe wieder auf, und diese sollen den jungen Nachwuchs nunmehr mit großer Artigkeit und Liebe empfangen. Die Jungen wachsen bis ins dritte Jahr und werden in diesem fortpflanzungsfähig. Das Alter, welches sie überhaupt erreichen, dürfte sich auf 12 bis 15 Jahr belaufen. Viele mögen dem Hungertode erliegen; andere sterben an den vielen Kankheiten, welchen die Hunde überhaupt ausgesetzt sind. —

Durch vielfache Versuche ist es zur Genüge festgestellt, daß durch Paarung des Wolfes mit der Hündin, oder des Hundes mit der Wölfin Bastarde entstehen, welche wahrscheinlich wiederum fruchtbare Junge erzeugen. Diese Bastarde halten nicht immer die Mitte zwischen Wolf und Hund, und auch die Jungen eines Wurfes sind sehr verschieden. In der Regel sind sie mehr dem Wolfe ähnlich, obwohl

auch hundähnliche vorkommen. Manche Naturforscher haben deshalb geglaubt, den gemeinen Wolf als die Stammart unsers Hundes ansehen zu müssen. Sie haben aber dabei vergessen, sich von ihrer unseligen Einpaarlertheorie frei zu machen, zu deren Gunsten überhaupt schon der großartigste Unsinn in die Welt geschwatzt worden ist. Die Verbastardirung von Wolf und Hund ist niemals eine freiwillige gewesen; denn die natürliche Abneigung, welche zwischen beiden Thieren besteht, ist so groß, daß sie nur unter seltenen Umständen überwunden werden kann. Gewöhnlich suchen sich Beide stets sorgfältig zu meiden, und zur Begattung im Freien kommt es wohl niemals, während Dies z. B. zwischen wilden und zahmen Kaninchen, zwischen wilder und zahmer Ente, Gans, Truthahn und Perlhuhn, kurz zwischen solchen wilden und zahmen Thieren, welche jetzt noch im Freien und in der Gefangenschaft leben, gar keine Schwierigkeit hat.

Jung aufgezogene und verständig behandelte Wölfe werden sehr zahm und zeigen große Anhänglichkeit zu ihrem Herrn. Cuvier berichtet von einem solchen, welcher ganz wie ein junger Hund aufgezogen worden war und nach erlangtem Wachsthum von seinem Herrn dem Pflanzengarten geschenkt wurde. „Hier zeigte er sich einige Wochen lang ganz trostlos, fraß äußerst wenig und benahm sich ganz gleichgiltig gegen seinen Wärter. Endlich aber faßte er eine Zuneigung zu Denen, die um ihn waren und sich mit ihm beschäftigten, ja es schien, als hätte er seinen alten Herrn vergessen. Letzterer kehrte nach einer Abwesenheit von achtzehn Monaten nach Paris zurück. Der Wolf vernahm seine Stimme trotz dem geräuschvollen Gedränge mitten in den Gärten der Menagerie, und überließ sich, da man ihn in Freiheit gesetzt, den Ausbrüchen der ungestümsten Freude. Er wurde hierauf von seinem Freunde getrennt, und von neuem war er, wie das erste Mal, ganz trostlos. Nach dreijähriger Abwesenheit kam der Herr abermals nach Paris. Es war gegen Abend, und der Käfig des Wolfes war völlig geschlossen, so daß das Thier nicht sehen konnte, was außerhalb seines Kerkers vorging; allein sowie es die Stimme des nahenden Herrn vernahm, brach es in ängstliches Geheul aus, und sobald man die Thüre des Käfigs geöffnet hatte, stürzte es auf seinen Freund los, sprang ihm auf die Schultern, leckte ihm das Gesicht und machte Miene seine Wärter zu beißen, wenn diese versuchten, ihn wieder in sein Gefängniß zurückzuführen. Als ihn endlich sein Erzieher wieder verlassen, erkrankte er und verschmähte alle Nahrung. Seine Genesung verzögerte sich sehr lange; es war dann aber immer gefährlich für einen Fremden, sich ihm zu nähern."

Aehnliches wird in der schwedischen „Zeitschrift für Jäger und Naturforscher" von einer Jagdfreundin, Katharine Bedoire, erzählt: „Bei Gysinge kaufte mein Mann im Jahr 1837 drei junge Wölfe, welche eben das Vermögen, zu sehen, erhalten hatten. Ich wünschte, diese kleinen Geschöpfe einige Zeit behalten zu dürfen. Sie blieben ungefähr einen Monat bei einander und hatten während dieser Zeit ihre Wohnung in einer Gartenlaube. Sobald sie mich im Hofe rufen hörten: „Ihr Hündchen!" kamen sie mit Geberden von Freude und Zuthulichkeit, die zum Verwundern waren. Nachdem ich sie gestreichelt und ihnen Futter gegeben hatte, kehrten sie wieder in den Garten zurück. Nach Verlauf eines Monats wurde das eine Männchen an den Gutsbesitzer v. Uhr und das Weibchen an den Gutsbesitzer Thore Petree verschenkt. Da dasjenige, welches wir selbst behielten, nun einsam und verlassen war, nahm es seine Zuflucht zu den Leuten des Gehöftes; meistens jedoch folgte es mir und meinem Manne. Sonderbar war es, wie dieser Wolf zutraulich wurde, daß er sich, sobald wir zusammen ausgingen, neben uns legte, wo wir ruheten, aber nicht duldete, daß irgend Jemand sich uns auf mehr als zwanzig Schritte nahete. Kam Jemand näher, so knurrte er und wies die Zähne. Sowie ich nun auf ihn schalt, leckte er mir die Hände, behielt aber die Augen auf die Person gerichtet, welche sich uns nähern wollte. Er ging in den Zimmern und in der Küche umher, wie ein Hund, war den Kindern sehr zugethan, wollte sie lecken und mit ihnen spielen. Dies dauerte fort, bis er fünf Monate alt und bereits groß und stark war, und mein Mann beschloß, ihn anzubinden, aus Furcht, daß er bei seinem Spielen mit den Kindern dieselben mit seinen scharfen Klauen ritzen oder sie einmal blutend finden und dann Lust bekommen könnte, schlimm mit ihnen zu verfahren. Indeß ging er auch nachher noch oftmals mit mir, wenn ich einen Spaziergang machte. Er hatte seine Hütte

bei der Eisenniederlage, und sobald im Winter Kohlenbauern kamen, kletterte er auf die Steinmauern hinauf, wedelte mit dem Schwanze und schrie laut, bis sie herzukamen und ihn streichelten. Hierbei war er jederzeit angelegentlich beschäftigt, ihre Taschen zu untersuchen, ob sie Etwas bei sich hätten, was zum Fressen taugte. Die Bauern wurden Dies so gewohnt, daß sie sich damit beschäftigten, Brodbissen blos zu dem Zwecke in ihre Rocktaschen zu stecken, um sie den Wolf darin suchen zu lassen. Dies verstand er denn auch recht gut, und er verzehrte Alles, was man ihm gab. Außerdem fraß er täglich drei Eimer Futter. Bemerkenswerth war es auch, daß unsere Hunde anfingen, mit ihm aus dem Eimer zu fressen; kam aber irgend ein fremdes Thier und wollte die Speise mit ihm theilen, so wurde er wie unsinnig vor Zorn. Jedesmal, wenn er mich im Hofe zu sehen bekam, trieb er ein arges Wesen, und sobald ich zur Hütte kam, richtete er sich auf die Hinterläufe empor, legte die Vorderpfoten auf meine Schultern und wollte mich in seiner Freude belecken. Sowie ich wieder von ihm ging, heulte er vor Leidwesen darüber. Wir hatten ihn ein Jahr lang; da er aber, als er ausgewachsen war, des Nachts arg heulte, so beschloß Beboire, ihn todtschießen zu lassen. — Mit dem Wolfe, welchen der Gutsbesitzer v. Uhr erhielt, ereignete sich der merkwürdige Umstand, daß er mit einem der Jagdhunde seines Besitzers in derselben Hütte zusammen wohnte. Der Hund lag jede Nacht bei ihm, und sobald er Fleisch zu fressen bekam, vermochte er es niemals über sich, dasselbe ganz aufzuzehren, sondern trug es in die Hütte zum Wolfe, welcher ihm dabei alle Zeit mit freundlicher Geberde entgegenkam. Nicht selten geschah es, daß auch der Wolf seinen Freund auf dieselbe Weise belohnte."

Ich habe diese Geschichten ausführlich mitgetheilt, weil mir die Wölfe des Hamburger Thiergartens genug Belege für die Wahrheit jener Mittheilungen gegeben haben und geben. Soviel steht fest: der Wolf ist der Erziehung fähig und der Zähmung d. h. des Umgangs mit vorurtheilsfreien Menschen würdig. Wer ihn zu behandeln versteht, kann aus ihm ein Thier bilden, welches dem Haushunde im Wesentlichen ähnelt. Ein freies Thier muß aber freilich anders behandelt werden, als ein seit undenklichen Zeiten unter Botmäßigkeit des Menschen stehender Sklave.

Es ist erklärlich, daß die Wolfsjagd schon seit den ältesten Zeiten in einen wahren Vertilgungskrieg ausartete. Nach den Gesetzen Karls des Großen durfte Jedermann Wölfe und Bären tödten. „Wolffen und Beeren, an den brichet nyemand keynen Frid," so lautet das Gesetz deutsch übersetzt in der zu Straßburg 1507 erschienenen Ausgabe des „Sachsenspiegels". Wer einen zahmen Wolf, oder Hirsch oder Bären oder einen bissigen Hund hielt, mußte nach Karls des Großen Gesetz den Schaden, welchen ein solches Thier anrichtete, bezahlen: „Wer behaltet einen anfelligen Hund oder einen czamen Wolff oder Hirß, oder Beeren, wa sig icht schaden thund, das soll der gelten (bezahlen), des sy seind."

In früheren Zeiten wurden die meisten Wölfe in Schlingen und Fallen gefangen. In Tellereisen fängt man ihn, wie den Fuchs. Man muß aber die Vorsicht gebrauchen, stärkere Tellereisen zu nehmen und diese mittelst einer Kette fest anzubinden. Auch gegenwärtig ist die erstere Fangart noch nicht außer Gebrauch gekommen; allein man hat doch erst seit Ausbildung des Feuergewehrs einen wirklichen Ausrottungskrieg mit Erfolg unternehmen können. Es würde zu weit führen, wenn ich die verschiedenen Jagdarten hier ausführlich angeben wollte. Gleichwohl halte ich es für nicht unnöthig, wenigstens die merkwürdigsten kurz zu schildern.

Zur Vertilgung des Wolfes gelten alle Mittel. Pulver und Blei ebensogut, wie das tückisch gestellte Gift, die verrätherische Schlinge und Falle, der Knüppel und jede andere Waffe. Die meisten Wölfe werden gegenwärtig wohl mit Brechnuß und in der neuern Zeit hauptsächlich mit Strychnin, bekanntlich den eigentlichen wirksamen Bestandtheilen der Brechnuß, getödtet. Wenn im Winter die Nahrung zu mangeln beginnt, bereitet man für den Wolf ein getödtetes Schaf zu und legt es aus. Das Thiere wird abgestreift und das Gift in kleinen Mengen überall in das aufgeschnittene Fleisch eingestreut. Dann zieht man die Haut wieder darüber und wirft den Köder nun auf den bekannten Wechselstellen der Wölfe aus. Die Wirkung ist furchtbar. Kein Wolf frißt sich an einem derartig vergifteten Thiere satt, sondern bezahlt gewöhnlich schon in den ersten Minuten seine Freßgier mit dem

Tode. Sobald er die Wirkung des Giftes verspürt, läßt er das Fleisch liegen und sucht sich durch die Flucht zu retten. Allein schon nach wenigen Schritten versagen ihm die Glieder ihren Dienst. Furchtbare Krämpfe reißen ihn zu Boden. Der Kopf wird von den Zuckungen in das Genick zurückgeworfen, der Rachen weit aufgerissen, und in einem solchen Anfalle endet das Thier sein Leben. Diese Vertilgungsart ist wohl die ergiebigste, weil der Wolf mit blinder Gier auf solches Fleisch stürzt. Vortheilhaft sind auch die Fallgruben. Sie sind etwa zehn Fuß tief und haben acht Fuß im Durchmesser. Man überdeckt sie mit einem leichten Dach aus schmalen, biegsamen Zweigen, Mos und dergleichen, und bindet in ihrer Mitte einen Köder an. Damit der Wolf nicht Zeit habe, vorher lange Untersuchungen zu machen, wird die Grube mit einem etwa $3^1/_2$ Fuß hohen Zaun umgeben, und dieser dient auch gleich noch dazu, die Menschen gegen das Hinabfallen in solche Gruben zu sichern. So muß der Wolf, um zu seiner Beute zu gelangen, mit einem Satze über den Zaun wegspringen, bricht dann augenblicklich durch und fällt hinab in die Tiefe. Der schweizer Naturforscher Geßner berichtet einen wirklich lustigen Fall, welcher zugleich von der Feigheit des Wolfes Zeugniß ablegt. Er erzählt, daß der Jäger Gobler in einer solchen Wolfsgrube einmal einen dreifachen Fang auf einmal gemacht habe: einen Wolf, einen Fuchs und ein altes Weib, von denen Jedes aus Furcht vor den Anderen die ganze Nacht sich nicht gerührt hatte!

In volkreichen Gegenden bietet man die Mannschaft zu großen Treibjagden auf. Die Auffindung einer Wolfsspur war das Zeichen zum Aufbruch ganzer Gemeinden. Die schweizer Chronik erzählt: „Sobald man einen Wolf gewahr wird, schlecht man Sturm über ihn, alsdann empört sich eine ganze Landschaft zum Gejägt, bis er umgebracht oder vertrieben ist.“ Jeder waffenfähige Mann war verpflichtet, und übte gern diese Pflicht, an der Wolfsjagd Theil zu nehmen. In den größeren Förstereien Polens, Posens, Ostpreußens, Litthauens u. s. w. hat man eigens zur Wolfsjagd breite Schneißen durch den Wald gehauen und diesen dadurch in kleinere Vierecke abgetheilt. Die drei Seiten eines solchen Vierecks, welche unter dem Winde liegen, werden, sobald Wölfe gespürt worden sind, mit Schützen bestellt und auf der andern Seite die Treiber hineingeschickt. Gewöhnlich erscheint der Wolf schon nach dem ersten Lärm fuchsartig und pfeilschnell an der Schützenlinie, wo ihm ein schlimmer Empfang bereitet wird. Bei solchen Jagden gebrauchen blos die ausgezeichnetsten Schützen die Kugel, die meisten anderen Jäger laden ihre Doppelgewehre mit großen Schroten, sogenannten Posten, welche man in Norwegen geradezu Wolfsschrote nennt, und schießen ihn damit, wenn sie ordentlich gezielt haben, auch regelmäßig zusammen. Bei einem Aase auf der Schießhütte wird der Wolf ebenfalls oft erlegt. Ja, es giebt Leute, welche einen dick vollgefressenen Wolf aufsuchen und ohne weiteres mit dem Knüppel todtschlagen.

Diese Jagdart erinnert am lebhaftesten an die Jagden, welche die Bewohner der russischen Steppe auf die Wölfe abhalten. Bei diesen erscheint das Gewehr nämlich geradezu als Nebensache. Der aufgetriebene Wolf wird von den berittenen Jägern solange verfolgt, bis er nicht mehr laufen kann und dann todtgeschlagen. Schon nach einer Jagd von ein paar Stunden versagen dem Wolf die Kräfte. Er stürzt, rafft sich von neuem zu verzweifelten Sätzen auf, schießt noch eine Strecke weiter vorwärts und giebt sich endlich verzweiflungsvoll seinen Verfolgern hin. Man kann sich keinen scheußlichern Anblick denken, als den des mattgehetzten Wolfs. Die Zunge hängt ihm einen halben Fuß lang aus dem geifernden Maule; der weißgelbe, zottige Pelz steht vom Körper ab und ein abscheulicher Geruch strömt von ihm aus. Mit eingeknickten Hinterläufen macht er Kehrt gegen die Verfolger. Diese aber, welche ihren Gegner genau kennen, steigen vom Pferde und schlagen ihn entweder todt oder schieben ihm einen Lappen, einen alten Hut in den Rachen und packen ihn am Genick, knebeln ihn und nehmen ihn mit sich nach Hause. So berichtet Hamm, welcher die Steppen Rußlands mehrfach durchreiste. Kohl erzählt, daß die Pferdehirten eine außerordentliche Geschicklichkeit in der Wolfsjagd besäßen. Ihre ganze Waffe besteht aus einem Stock mit eisernem Knopf. Diesen werfen sie dem gejagten Wolf, selbst wenn ihr Pferd im schnellsten Laufe begriffen ist, mit solcher Geschicklichkeit auf den Pelz, daß der Feind regelmäßig schwer getroffen niedersinkt.

Sehr eigenthümlich ist die Jagdweise der Lappen. Wie ich oben bemerkte, ist der Wolf für sie der Schrecken aller Schrecken, ich möchte sagen, ihr einziger Feind. Und wirklich bringt ihnen kein anderes Geschöpf soviel en Schaden, wie er. Während des Sommers und auch mitten im Winter sind ihre Renthiere den Angriffen des Raubthieres preisgegeben, ohne daß sie viel dagegen thun könnten. Die Meisten besitzen zwar das Feuergewehr und wissen es auch recht gut zu gebrauchen: allein die Jagd mit diesem ist bei weitem nicht so erfolgreich, als eine andere, welche sie ausüben. Sobald nämlich der erste Schnee gefallen ist und noch nicht jene feste Kruste erhalten hat, welche er im Winter regelmäßig bekommt, machen sich die Männer zur Wolfsjagd auf. Ihre einzige Waffe besteht in einem langen Stock, an welchem oben ein scharfschneidiges Messer angefügt wurde, so daß der Stock hierdurch zu einem Sper umgewandelt worden ist. An die Füße schnallen sie sich die langen Schneeschuhe, welche ihnen ein sehr schnelles Fortkommen ermöglichen. Jetzt suchen sie den Wolf auf und verfolgen ihn laufend. Das Thier, welches bis an den Leib im Schnee waten muß, ermüdet sehr bald und kann auch einem Skyläufer nicht entkommen. Der Verfolger nähert sich dem gehetzten Wolf mehr und mehr, und wenn er ihn auf eine waldlose Ebene herausgebracht hat, ist derselbe verloren. Das Messer war anfänglich mit einer Hornscheibe überdeckt; diese sitzt aber so locker auf, daß ein einziger Schlag auf das Fell des Wolfs genügt, sie abzuwerfen, und nunmehr bekommt das Raubthier soviel Stiche, als erforderlich sind, ihm seine Lebenslust für immer zu verleiden. Bei weitem die meisten Wolfsfelle, welche aus Norwegen kommen, rühren von den Lappen her und werden auf diese Weise erlangt.

Der größte Nutzen, welchen wir vom Wolf ziehen können, besteht in Erbeutung seines Winterfells, welches, wie bekannt, als gutes Pelzwerk vielfach angewendet wird. Die schönsten Felle kommen aus Schweden, Rußland, Polen, Frankreich und werden mit sechs bis acht Thaler bezahlt. Außerdem bezahlen alle Regierungen noch ein besonderes Schußgeld für den getödteten Wolf, gleichviel ob derselbe erschossen, erschlagen, gefangen oder vergiftet worden ist. In Norwegen z. B. beträgt dies heute noch beinahe ebensoviel, als das Fell werth ist. Die Felle werden umsomehr geschätzt, je weißer sie sind, und deshalb sind die nördlichen immer besser, als die aus südlichen Ländern. Außer dem Pelz verwendet man aber auch die Haut hier und da zu Handschuhen, Pauken- und Trommelfellen. Das grobe Fleisch, welches nicht einmal die Hunde fressen wollen, wird blos von den Kalmücken und Tungusen gegessen.

In Spanien, wo das Fell, wie erklärlich, keinen großen Werth hat, macht sich der Jäger auf andere Weise bezahlt. Sobald er nämlich einen Wolf erlegt hat, ladet er denselben auf ein Maulthier und zieht nun mit diesem von Dorf zu Dorf, zunächst zu den größeren Herdenbesitzern, später aber, nachdem der Wolf vielleicht bereits ausgestopft worden ist, auch von Haus zu Haus zum größten Entzücken der lieben Jugend. Die größeren Herdenbesitzer bezahlen ganz bedeutende Summen für einen erlegten Wolf: und somit kann es kommen, daß der Jäger von einem erlegten Wolfe einen Gewinn zieht, welcher 20 bis 25 Thaler unsers Geldes übersteigt.

Im waadtländischen Jura besteht heute noch, wie Tschudi berichtet, eine ganz eigenthümliche Ausbildung der Wolfsjagd. Dieselbe gehört nämlich ausschließlich einer bestimmten Jagdgesellschaft an, welche ihre Beamten, Sitzungen und Gerichtsbarkeiten hat. Von dem Anführer werden die Jäger in zwei Rotten getheilt. Die Einen, mit Flinten bewaffnet, stellen sich auf den Anstand, während die blos mit Knütteln Bewehrten das Wild mit Lärm den Anderen zujagen. Sobald es erlegt ist, verkünden Posaunen den Tod des Raubthieres im Dorfe. Nun folgt auf Kosten seines Pelzes ein sehr großes Fest und dabei wird Derjenige, welcher den Befehlen des Führers zuwider gehandelt hat, mit Wassertrinken bestraft und mit strohernen Ketten gebunden. Da man nur dann Mitglied dieser Gesellschaft werden kann, wenn man schon drei glückliche Wolfsjagden mitgemacht hat, pflegen die Väter schon kleine Kinder auf dem Arm zur Wolfsjagd mitzunehmen.

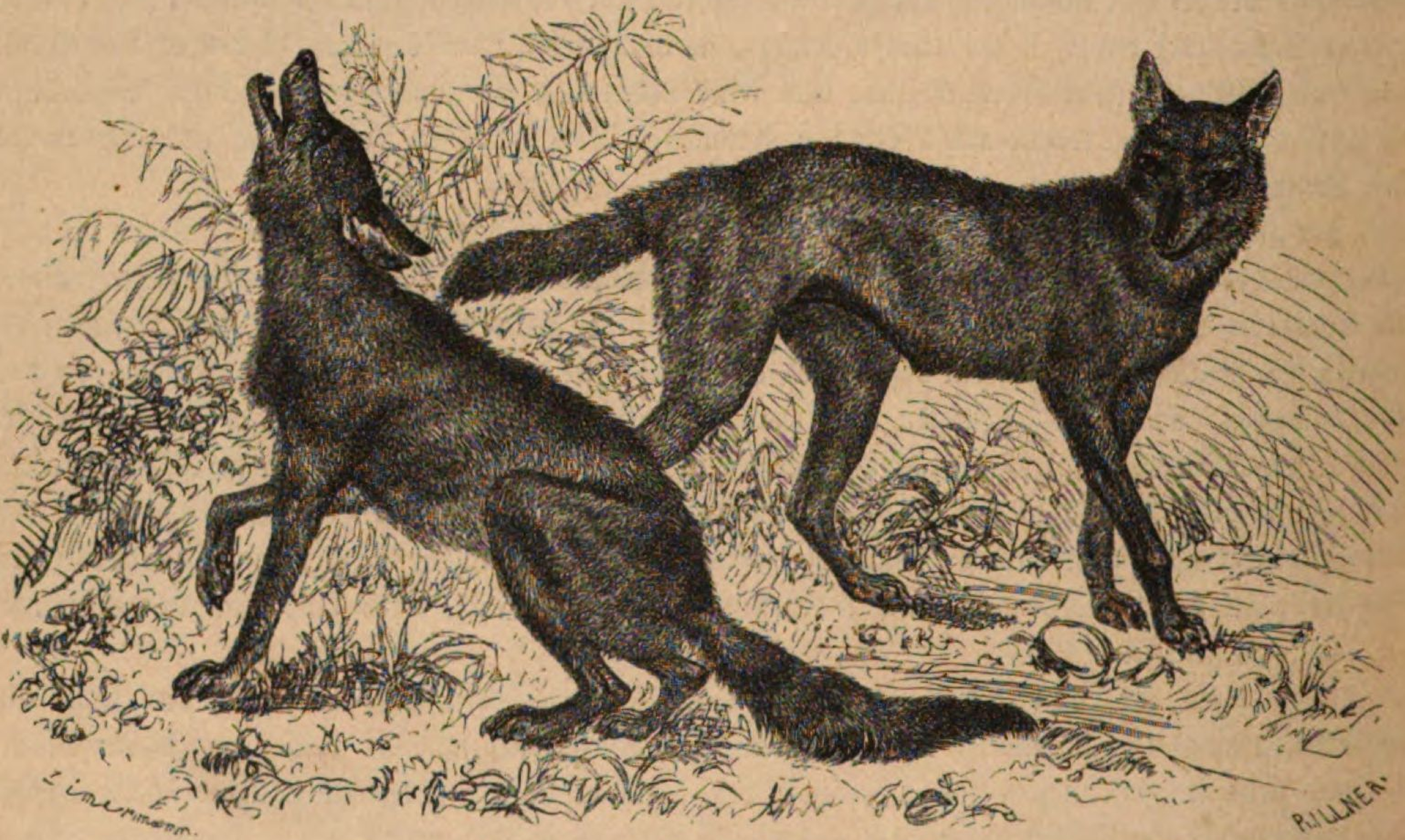
Blos die Kamtschadalen jagen, wie Steller erzählt, den Wolf nicht, sondern bezeigen ihm eher eine gewisse Verehrung. Sie behaupten sogar, daß der Wolf die Ursache sei, wenn ein Weib

Zwillinge gebäre, und halten ihn gewissermaßen für den Vater des zweiten Kindes. Diese Annahme entschuldigt das betreffende Weib aber nicht; man rechnet es ihr als Strafe der Sünde an, wenn sie Zwillinge gebärt.

Der Jagdgeschichten, welche vom Wolfe handeln, giebt es so viele, daß wir sie hier gänzlich unbeachtet lassen müssen. Wer Freude daran hat, mag in der überhaupt vortrefflichen Naturgeschichte von Lenz, im Tschudi, Winckell und an anderen Orten nachlesen.

Mehrere Naturforscher unterscheiden gegenwärtig den schwarzen amerikanischen Wolf (Lupus occidentalis), als Art von den übrigen, während man ihn früher als blose Abänderung ansah. Die Unterschiede zwischen Beiden sind in Wahrheit nicht eben bedeutend; sie begründen sich hauptsächlich auf die dunklere Farbe des Pelzes.

Der amerikanische Wolf ähnelt seinem östlichen Verwandten in jeder Hinsicht. Er besitzt dasselbe Wesen, dieselbe Kraft und dieselbe Feigheit, wie Jener. Im Käfig macht er die sonderbarsten Bewegungen und flüchtet sich gewöhnlich furchtsam in die Ecken, wagt auch nie, seinen Wärter an-



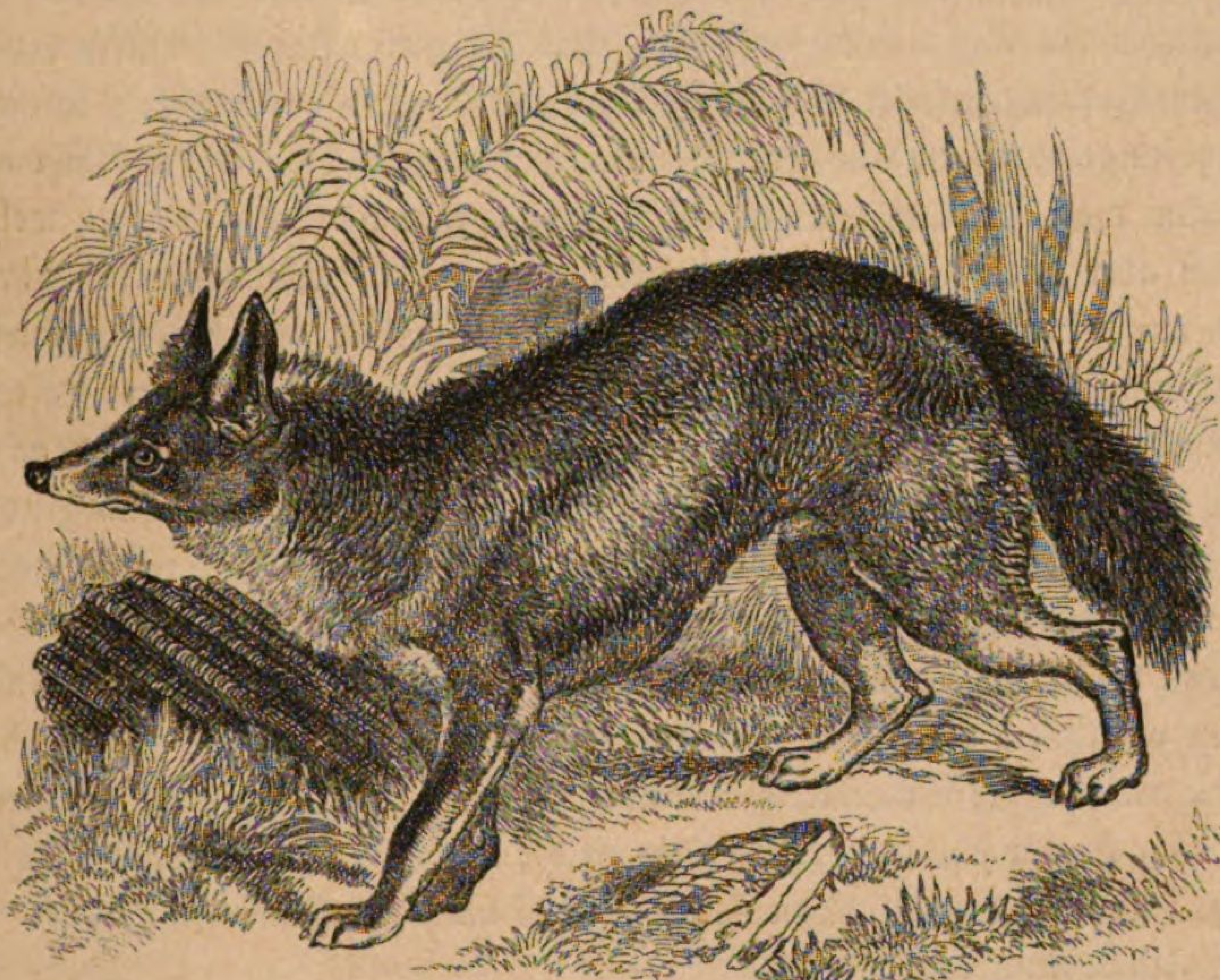
Der Abu el Hossein (Canis Lupaster).

zugreifen. Dieselbe Feigheit zeigt er am ersten Tage seiner Einkerkerung. Hiervon erzählt uns Audubon als Augenzeuge ein Beispiel. „Ein Landwirth, welcher sehr viel von diesen Strolchen auszustehen gehabt hatte, legte endlich mehrere Gruben um seine Besitzungen an. In eine derselben waren eines Tages drei große Wölfe gefallen, zwei schwarze und ein gefleckter. Zum nicht geringen Erstaunen des berühmten Forschers ging der Pächter ruhig in die Grube, packte die Wölfe an den Hinterläufen, als sie zitternd auf dem Boden lagen, durchschnitt mit seinem Messer die Achillessehnen, um die Thiere an der Flucht zu hindern, und tödtete sie erst dann mit größter Ruhe. Die Eskimos fangen die amerikanischen Wölfe in eigenthümlichen Fallen, welche eigentlich nichts Anderes, als vergrößerte Mäusefallen sind. Das Innere wird mit einem Köder versehen, zu welchem der Wolf nur mühsam gelangen kann. Sobald er sich gefangen hat, wird er von außen mit Speren zusammengestochen."

In Ostafrika lebt ein diesem Wildhunde nicht unähnlicher Wolf, der „Abu el Hossein" der Araber (Canis Lupaster). Er ist bedeutend kleiner, als unser Isegrimm, diesem aber ähnlich, von

aschgrau gelblichem Grunde, schwarz und fuchsroth gezeichnet, mit deutlich hervortretendem, dunklen Halsbande. Ueber sein Freileben ist wenig bekannt, und auch über die Gefangenen, welche in Thiergärten lebten, fehlen Beobachtungen. Nach den Berichten, welche mir wurden, gleicht das Leben des Thieres anderen kleineren Wölfen.

Alle kleinen Wölfe pflegt man unter dem gemeinsamen Namen Schakale zu vereinigen. Es finden sich die zu dieser Gruppe gehörigen Mitglieder ebensowohl in der alten, wie in der neuen Welt. Afrika und Asien sind jedoch reicher an Arten, als Amerika. Unter den Naturforschern herrscht über die Schakale eine große Unklarheit, ja vollständige Verwirrung; zumal die altweltlichen Arten bedürfen noch sehr der genaueren Bestimmung. Einem Laien würde es ganz unmöglich sein, sich durch den Wust von widersprechenden Ansichten, welche über diese Thiere gäng und gebe sind, hindurchzuarbeiten, und selbst der Forscher muß sich sehr bemühen, wenn er nach den vorhandenen Beschreibungen das betreffende Thier bestimmen will.



Der gemeine Schakal (Canis aureus).

Der gemeine Schakal (Canis aureus) ist dasselbe Thier, welches die Alten Thos und Goldwolf nannten, und wahrscheinlich der bei dem Bubenstreiche Simsons erwähnte „Fuchs", welchen jener edle Recke benutzte, um den Philistern ihr Getreide anzuzünden. Sein Name ist persischen Ursprungs, er rührt vom Worte Sjechal her, welches die Türken in Schikal umgewandelt haben. Bei den Arabern heißt er Dieb oder Dihb, der Heuler, — und einen bessern Namen könnten auch wir ihm nicht geben. Er ist im Morgenlande überall bekannt; man spricht mit demselben Wohlgefallen von seinen Thaten, mit welchen wir des Fuchses gedenken. Nordafrika und Nordasien bilden seine eigentliche Heimat, nach neueren Beobachtungen kommt er aber auch in Europa und zwar in Dalmatien und Griechenland vor. In Mittel-, Ost-, West- und Südafrika sowie in Indien wird er durch andere, ihm mehr oder weniger ähnliche Arten vertreten.

Der Schakal ist kräftig gebaut, hochbeinig und kurzschwänzig; seine Schnauze ist spitzer, als die des Wolfes, aber stumpfer, als die des Fuchses. Die buschige Standarte hängt bis zu den Füßen herab. Die Lauscher sind ziemlich klein, die Augen haben einen runden Stern. Ein mittellanger, rauher Balg von schwer beschreiblicher Färbung deckt den Leib. Die Grundfarbe ist ein schmutziges Fahl- oder Graugelb, welches auf dem Rücken und an den Seiten mehr ins Schwarze zieht, bisweilen

auch schwarz gewellt erscheint. Die Unterseite ist gelblichroth oder lichtgelb, die Kehle weißlich, der Kopf aber röthlich, mit Grau gemischt. Die Lippen sind schwarz, die Lauscher an der Innenseite weiß. Die Läufe sind ebenfalls fahl oder gelbroth. Seine Leibeslänge beträgt zwei Fuß und etwas darüber, die des Schwanzes zehn Zoll, die Höhe am Widerrist $1^1/_2$ Fuß.

Namentlich in Kleinasien, Persien und den Euphratländern, in Palästina und Nordegypten ist der Schakal einer der häufigsten Wildhunde überhaupt. In Europa findet er sich nur in Morea und auf wenigen Halbinseln Dalmatiens, überall selten. Er bewohnt bergige Gegenden lieber, als Ebenen. Wälder bilden seine bevorzugte Heimatsstätte.

In seiner Lebensweise stellt er sich so recht eigentlich als Bindeglied zwischen Wolf und Fuchs dar. Dem Letztern ähnelt er mehr, als dem Erstern. Bei Tage hält er sich zurückgezogen; gegen Abend begiebt er sich auf seine Jagdzüge, heult laut, um andere seiner Art herbeizulocken, und streift nun mit diesen umher. Er liebt die Geselligkeit sehr, obwohl er auch einzeln umherjagt. Man darf ihn vielleicht den dreistesten und zudringlichsten aller Hunde nennen. Er scheut sich nicht im geringsten vor menschlichen Niederlassungen, sondern dringt frech in das Innere der Dörfer, ja selbst der Gehöfte und Wohnungen ein und nimmt dort weg, was sich grade findet. Durch diese Zudringlichkeit wird der Schakal weit unangenehmer und lästiger, als durch seinen berühmten Nachtgesang, welchen er mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer vorzutragen pflegt. Sobald die Nacht wirklich hereingebrochen ist, vernimmt man ein vielstimmiges, im höchsten Grade klägliches Geheul, welches dem unserer Hunde ähnelt, sich aber durch größere Vielseitigkeit auszeichnet. Wahrscheinlich dient dieses Geheul hauptsächlich anderen der gleichen Art zum Zeichen: die Schakale heulen sich gegenseitig zusammen. Jedenfalls ist es nicht als ein Ausdruck der Wehmuth unsrer lieben Thiere anzusehen; denn der Schakal heult auch bei reichlicher Mahlzeit, z. B. in der Nähe eines großen Aases, gar erbärmlich und kläglich, daß man meint, er habe seit wenigstens acht Tagen keinen Bissen zu sich genommen. Sobald der eine seine Stimme erhebt, fallen die anderen regelmäßig ein, und so kann es kommen, daß man von einzelnliegenden Gehöften aus zuweilen die allersonderbarste Musik vernehmen kann, weil die Töne aus allen Gegenden der Windrose heranschallen. Unter Umständen wird man ordentlich erschreckt durch das Geheul; denn es ähnelt manchmal dem Hilferuf oder Schmerzenslaut eines Menschen. Durch die Ausdauer, mit welcher die Schakale ihre Nachtgesänge vortragen, können sie unerträglich werden. Zumal wenn man im Freien schläft, verderben sie oft die Nachtruhe vollständig. Somit kann man es den Morgenländern nicht verdenken, wenn sie die überall häufigen Thiere sehr hassen und diesem Haß durch grauenvolle Flüche Ausdruck geben.

Zum Haß berechtigen übrigens auch noch andere Thaten der Schakale. Der geringe Nutzen, welchen sie bringen, steht mit dem Schaden, den sie verursachen, in gar keinem Verhältnisse. Nützlich werden sie nur durch Wegräumen des Aases und Vertilgung allerhand Ungeziefers, hauptsächlich durch Mäusefang, schädlich aber wegen ihrer unverschämten Spitzbübereien. Sie fressen nicht nur alles Genießbare weg, sondern stehlen noch allerhand Ungenießbares aus Haus und Hof, Zelt und Zimmer, Stall und Küche. Sie nehmen mit, was ihnen gerade paßt, und ihre Freude am Diebstahl ist vielleicht ebenso groß, als ihre Gefräßigkeit. Im Hühnerhofe spielen sie ganz die Rolle unsers Reinecke. Sie morden mit der Gier des Marders und stehlen, wenn auch nicht mit der List, doch mit der Frechheit des Fuchses. Unter Umständen machen sie sich übrigens auch über ein vereinzeltes Herdenthier, über Lämmer und Ziegen her, verfolgen ein kleines Wild oder plündern die Obstgärten und Weinberge. An der Meeresküste nähren sie sich von todten Fischen, Weichthieren und dergleichen. Den größeren Raubthieren folgen sie in Rudeln nach, um alle Ueberreste seiner Mahlzeit zu vertilgen. Die Reisezüge begleiten sie oft Tage lang, drängen sich bei jeder Gelegenheit ins Lager hinein und stehlen und plündern hier nach Herzenslust. Bei ihren Raubzügen gehen sie Anfangs langsam, in Absätzen, heulen dazwischen einmal, wittern, lauschen, äugen und folgen dann, sowie sie eine Spur aufgefunden haben, irgend welchem Wilde mit großem Eifer, fallen, wenn sie nahe genug sind, plötzlich über ihre Beute her und würgen sie ab. Tritt ihnen bei solchen Jagdzügen ein Mensch in den Weg, so weichen

sie ihm zwar aus und zerstreuen sich nach rechts und links, finden sich aber bald wieder zusammen und verfolgen ihren Weg, wie früher. Die Morgenländer sagen ihnen nach, daß sie unter Umständen auch den Menschen angriffen, zwar nicht den Erwachsenen und Gesunden, wohl aber Kinder und Kranke. Jedenfalls richten sie Unfug genug an, um die Abwehr des Menschen hervorzurufen. In manchen Gegenden werden sie buchstäblich zur Landesplage. Nur ihre nahen Verwandten, die Hunde, vermögen sie im Zaum zu halten, und diese sind dann auch ihretwegen in allen Dörfern massenhaft vorhanden, stürmen, sobald ihnen das Geheul der Schakale deren Ankunft verkündet, denselben entgegen und treiben sie mit Vergnügen in die Flucht.

Die Ranzzeit des Schakal fällt in den Frühling und giebt natürlich den verliebten Männchen zu den allergroßartigsten Heulereien Grund und Ursache. — Sieben bis neun Wochen später wölft die Hündin fünf bis acht Junge auf ein wohl verborgenes Lager, ernährt, schützt und unterrichtet diese nach Wolfs- oder Fuchsart im Gewerbe und zieht nach ungefähr zwei Monaten mit ihnen in das Land hinaus. Die hoffnungsvollen Sprossen haben sich um diese Zeit schon fast alle Fertigkeiten der Alten erworben; namentlich das Heulen verstehen sie bereits meisterhaft, und das Stehlen lernen sie, Dank ihren guten Anlagen, auch rasch genug.

Jung eingefangene Schakale werden bald sehr zahm, jedenfalls weit zahmer, als Füchse. Sie gewöhnen sich ganz an den Herrn, folgen ihm, wie ein Hund, lassen sich liebkosen oder verlangen Liebkosungen, wie dieser, hören auf den Ruf, wedeln freundlich mit dem Schwanze, wenn sie gestreichelt werden, kurz, zeigen eigentlich alle Sitten und Gewohnheiten der Haushunde. Selbst alt gefangene gewöhnen sich mit der Zeit an den Menschen, so bissig sie auch anfänglich sich zeigen.

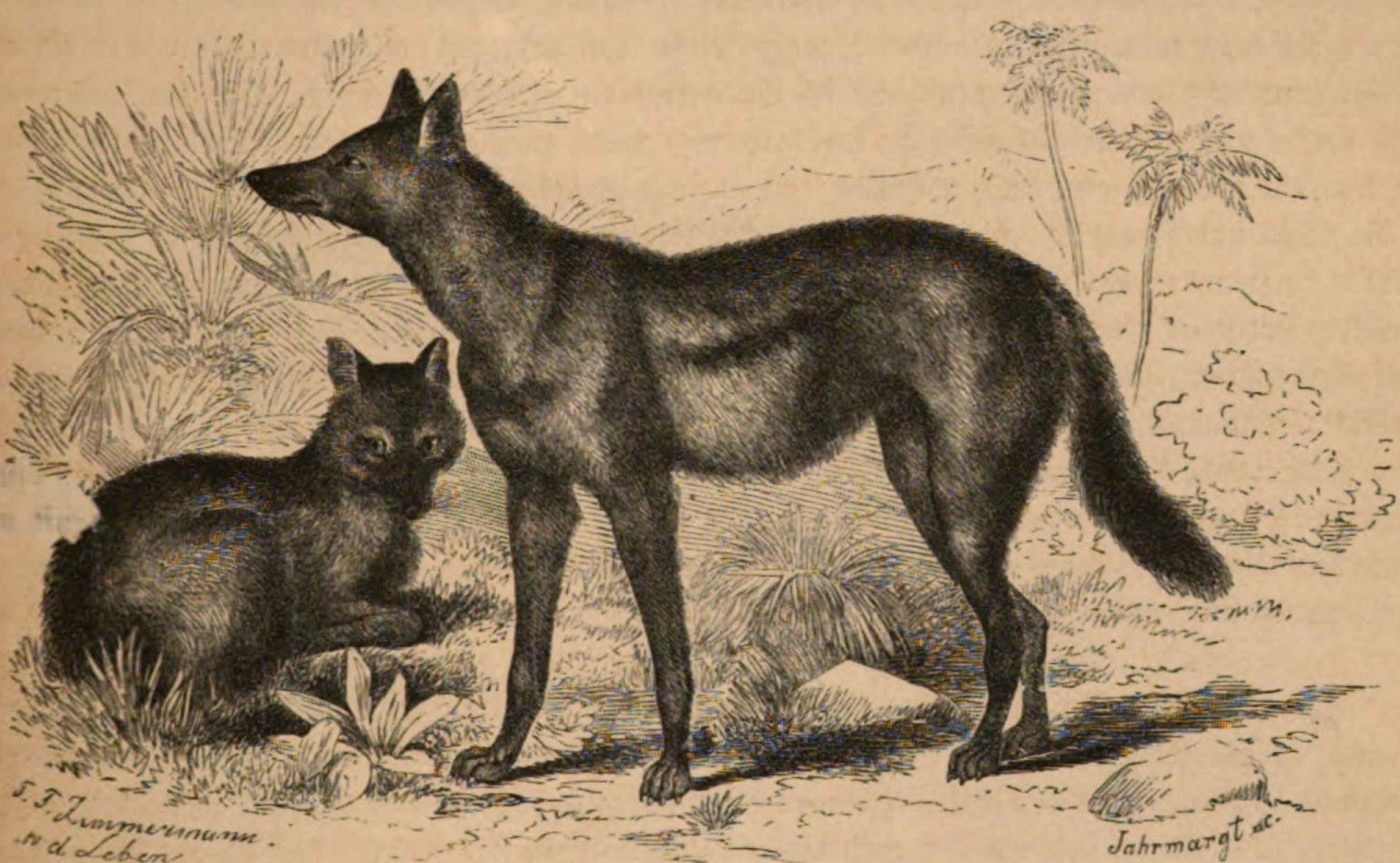
Einige Naturforscher glauben, daß der indische Schakal (Canis indicus) nichts Anderes, als eine Spielart des europäischen sei, und Andere wollen auch den in Süd- und Mittelafrika häufigen Schabrakenschakal (Canis mesomelas) nicht als besondere Art erkennen. Ueber den Ersteren enthalte ich mich des Urtheils. Ich habe ihn zwar lebend vor mir, kann ihn aber nicht mit dem europäischen vergleichen und kenne keine Beschreibung, welche mir genügend wäre. Der Schabrakenschakal hingegen kann nur, von Dem mit dem eigentlichen Schakal zusammengestellt werden, welcher beide Thiere niemals gesehen hat. Es gehört keineswegs ein besonders geübter Blick dazu, um die beiden Thiere sofort von einander zu unterscheiden; denn nicht blos Größe und Färbung, sondern auch Gestalt und Gliederung sind verschieden. Der Schabrakenschakal wird etwas größer, als der gemeine, und zeichnet sich vor diesem hauptsächlich durch seine auffallend großen Lauscher und die beinahe bis zum Boden, jedenfalls weit über die Ferse herabhängende Lunte aus. Seine Färbung ist ein schönes, lebhaftes Rostroth, welches nach unten zu in Gelblichweiß übergeht. Die ganze Oberseite deckt eine seitlich scharf begrenzte Schabrake von schwarzer Färbung mit weißlicher Fleckenzeichnung. Auf dem Halse wird diese Schabrake durch eine weiße Linie eingefaßt, welche nach hinten hin undeutlich wird. Die Fleckenzeichnung ändert sich, je nach der Lage der Haare, da sie überhaupt nur durch das Zusammenfallen einer Menge von Haarspitzen entsteht, welche sämmtlich licht gefärbt sind. Die Kehle, die Brust und der Bauch sind weiß oder lichtgelb. An den Innenseiten der Läufe dunkelt diese Farbe, und zwischen den Vorderläufen geht sie in grau über. Das Kinn ist röthlich, aber sehr hell, wenig von der lichtern Kehle abstechend. Auf dem Kopfe mischt sich Grau unter die allgemeine rostrothe Färbung. Der Rücken der sehr spitzen, fuchsartigen Schnauze ist schwarz, während die Lippen sehr licht, fast weiß erscheinen. Die Lippen sind außen und am Rande lebhaft rostroth, innen mit gilblichen Haaren besetzt. Vor ihnen steht jederseits ein gelber Fleck, und ein ähnlich gefärbter umrandet auch das braune, rundsternige Auge, unter dem sich dann noch ein dunklerer Streif hinzieht. Ein dunkles Halsband, wie es die meisten übrigen Hunde und namentlich die Schakale zeigen, fehlt dem Schabrakenschakal gänzlich. Die Lunte ist an der Wurzel rostfarben, wie der übrige Leib, sodann aber, in den letzten Zweidritteln der Länge, schwarz. Der Balg ist sehr dick, die Haare fein und kurz, der Wollflaum schimmert überall durch.

Nach meinen Erfahrungen beginnt die Heimat des schwarzrückigen oder Schabrakenschakals in Mittelnubien. Von hier aus reicht er längs der Ostküste Afrikas hinauf bis zum Kap, und wahrscheinlich auch quer durch den ganzen Erdtheil bis zur Westküste. Er findet sich ebensowohl in der Steppe, als in den Wäldern, vorzugsweise jedoch in Gebirgsländern. Am Kap und in Habesch ist er sehr häufig. An der Ostküste des rothen Meeres breitet sich eine schmale Wüstensteppe, die Samchara, aus, welche vielfach von Regenstrombetten durchfurcht ist, deren Ufer gewöhnlich üppige Dickichte bilden. Hier darf man ihn regelmäßig vermuthen; denn diese Dickichte sind reich an Hasen und Frankolinen und gewähren ihm somit vielfache Gelegenheit, Beute zu machen. Er ist frecher und zudringlicher, als jeder andere Wildhund. Seine eigentliche Jagdzeit ist zwar die Nacht, doch sieht man ihn auch bei Tag häufig genug umherlungern, selbst unmittelbar in der Nähe der Dörfer. In den Frühstunden begegnet man ihm überall, im Gebüsch ebensowohl, als in der pflanzenleeren Ebene. Erst in den Vormittagsstunden trabt er seinem Lager zu. Nachts ist er ein regelmäßiger Gast in den Dörfern und selbst in der Mitte des Lagerplatzes; denn nicht einmal das Feuer scheint ihn auf seinen Diebeszügen zu hindern. Ich habe ihn wiederholt zwischen den Gepäckstücken und den lagernden Kamelen umherstreifen sehen, und auf meiner ersten Reise in Afrika hat er mir sogar auf dem nur vermittelst eines Bretes mit dem Lande verbundenem Schiffe einen Besuch gemacht. Bei den Eingebornen Afrikas ist er äußerst verhaßt, weil er alle nur denkbaren Sachen aus den Hütten wegschleppt und unter dem Hausgeflügel, und sogar unter den kleinen Herdenthieren, manchmal arge Verheerungen anrichtet. Die Somali versichern, daß er ihren Schafen die Fettschwänze abfresse; in Sudahn weiß man davon aber Nichts: hier kennt man ihn nur als sehr eifrigen Jäger der kleinen Antilopen, der Mäuse, Erdeichhörnchen und anderer Nager. Bei dem Aas ist er ein regelmäßiger Gast; er scheint solche Speise leidenschaftlich gern zu fressen. Wie Burton berichtet, betrachten die Somali das Geheul des Schabrakenschakal als ein Vorzeichen des kommenden Tages: sie schließen von ihm aus auf gutes oder schlechtes Wetter. In Abissinien oder im Sudahn beachtet man diese Musik nicht, obgleich man [illegible]e oft genug zu hören bekommt. Ich meinestheils muß gestehen, daß mir das Geheul dieser Schaka[illegible] [illegible]als lästig geworden ist, sondern mir immer eine ergötzliche Unterhaltung gewährt hat.

Ueber die Fortpflanzung unsers Wildhundes fehlen zur Zeit noch genügende Beobachtungen. Mir wurde erzählt, daß die Zahl des Gewölfes vier bis fünf betrage, und daß man die Jungen zu Anfang der großen Regenzeit finde. Im Innern Afrikas fällt es Niemand ein, das wirklich nette Thier zu zähmen; wir erhalten deshalb auch nur aus dem Kaplande ab und zu einen dieser Schakale lebendig. Wenn man sich viel mit einem solchen Gefangenen beschäftigt, gewinnt man bald sein Vertrauen. Der Schabrakenschakal ist im Grunde ein gutmüthiger, verträglicher Bursche, welcher jedenfalls mehr, als der Fuchs, zur Geselligkeit und zum Frieden geneigt ist. So scheu und wild er sich anfänglich auch geberdet, so rasch erkennt er liebevolle Behandlung an und sucht sie durch dankbare Anhänglichkeit zu vergelten. Ein fast ausgewachsenes Männchen dieses Wildhundes, welches ich für unsern Thiergarten in London ankaufte, war anfänglich im höchsten Grade scheu und bissig, tobte beim blosen Erscheinen des Wärters wie unsinnig im Käfig umher, machte Sprünge von vier bis sechs Fuß Höhe und suchte auf alle Arten, vor dem Menschen sich zu verbergen oder ihm zu entkommen. Ein ähnliches Entsetzen bewies es gegen verwandte Wildhunde, mit denen es zusammen gehalten wurde, und oftmals kam es eben dieser Scheu und Furchtsamkeit wegen zu argen Beißereien unter der sehr gemischten Gesellschaft. Das Alles aber verlor sich bald. Der Schabrakenschakal erkannte das Vergebliche seines Sträubens und befliß sich fortan eines anständigen Betragens. Schon nach wenig Wochen nahm er, vielleicht durch das gute Beispiel seiner Mitgefangenen ermuntert, dem Wärter das ihm vorgehaltene Fleisch oder Brod aus der Hand; nach etwa Monatsfrist hatte sich seine Scheu soweit verloren, daß er traulich auf den Ruf herbeikam und die dargebotene Hand liebevoll beleckte. Auch zu seinen Mitgefangenen faßte er allgemach Vertrauen, und mit dem Vertrauen stellte sich eine gewisse Freundschaft ein, welche freilich durch einen vorgehaltenen fetten Bissen zuweilen kleine Unterbrechungen erhielt, im Ganzen aber doch thatsächlich bestand.

Während des Haarwechsels, welcher im September vor sich ging, bekam unser Schakal vorübergehend ein ganz eigenthümliches Aussehen. Seine schwarze Schabrake verlor sich in wenig Tagen bis auf spärliche Ueberbleibsel. Das neue Grannenhaar wuchs aber sehr rasch wieder heran, und bereits nach vier Wochen hatte er sein neues, schöneres Kleid angelegt.

Dem eigentlichen Schakal nahe verwandt ist ein noch sehr wenig bekannter Wildhund Mittelafrikas, welchen ich für den von Cuvier aufgestellten Wolfshund (Canis Anthus) halten muß. Auch dieser Hund gilt, wie bereits bemerkt, als eine Abart des Schakal, und ein verdorrter Balg oder eine schlechte Abbildung von ihm mag wohl auch mit einem zusammengeschrumpften Schakalbalge oder mit einem fehlerhaften Schakalbilde eine gewisse Aehnlichkeit haben. Das lebende Thier aber zeigt mit dem Schakal eben nur soviel Aehnlichkeit, wie mit jedem andern Hunde. Seine Gestalt ist ebenso bezeichnend für ihn, als die Behaarung und die Färbung. Ich habe den Wolfshund auf meinen früheren Reisen in Afrika einigemal zu sehen bekommen, und gegenwärtig besitzen wir eine



Der Wolfshund (Canis Anthus).

Hündin, welche in Sansebar eingefangen wurde und von dort aus uns unmittelbar zukam. Sie ist, obgleich noch nicht vollständig erwachsen, doch schon bedeutend größer, namentlich höher, als der Schakal, vor diesem aber hauptsächlich durch die Schlankheit ihres Leibes- und Gliederbaues ausgezeichnet. Der Kopf ist lang und schmal, die Schnauze sehr verlängert, jedoch nicht fuchsartig zugespitzt. Die Lunte reicht bis auf den Boden herab, die Lauscher sind mittelgroß, spitzig, die Seher schief gestellt von lichtbrauner Färbung, der Stern, wie beim Fuchs, eiförmig und senkrecht. Der Balg besteht aus langen, locker aufliegenden, straffen Grannen, welche das dünne Wollhaar vollständig bedecken.

Die allgemeine Färbung ist ein schwer zu bestimmendes fahles Graubraun, welches auf den Seiten dunkelt, auf dem Rücken dagegen stark ins Rothbraune schimmert. Der Rücken wird jederseits durch einen entschieden hervortretenden lichten, zollbreiten Streifen von der dunkeln Seite getrennt. Ueber dem hintern Schenkel, welcher oben und vorn lichtbraun, hinten und unten fahlgrau ist, verläuft eine dunkle Binde. Ein ähnlich gefärbtes Band zieht sich um die Vorderbrust. Im Uebrigen ist die Unterseite lichtgelb, fast weiß, mit Unterbrechung eines dreieckigen, dunklern Fleckes zwischen

den Vorderläufen und einer graulichen Stelle zwischen den Hinterschenkeln. Der Kopf ist röthlichfalb mit weißerm Schimmer, die Oberlippe seitlich, wie das Kinn, dunkelgrau, der Lippenrand weiß. Die Läufe sind rostfarben, die Vorderläufe, wie bei den meisten Hunden, vorn am Handgelenke schwarz gestreift. Der Schwanz ist an der Wurzel grau, an der Spitze weiß, im übrigen aber schwarz.

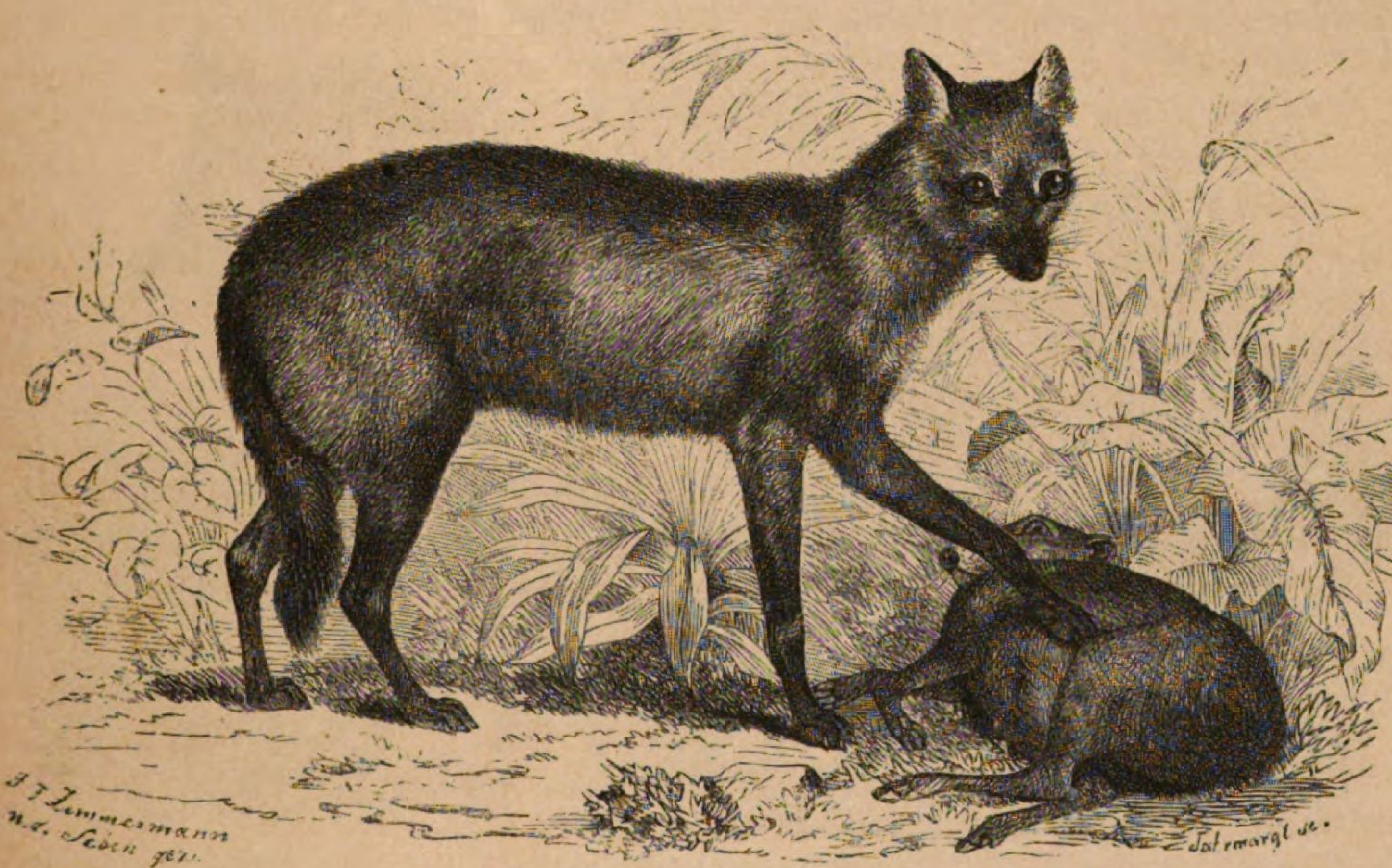
Der Wolfshund gehört nicht gerade zu den häufigen Erscheinungen des innern Afrika. Er findet sich einzeln wahrscheinlich in allen Steppenländern, kommt aber weit seltner zu Gesicht, als irgend ein anderer Wildhund. Seine Lebensweise unterscheidet ihn von dem Schakal. Er ist viel vorsichtiger, scheuer und ein vollkommenes Nachtthier. Bei Tage liegt er im sichern Schlupfwinkel wohl verborgen, und nur der Zufall bringt ihn vor das Auge des Jägers. Seine Hauptnahrung scheint aus Mäusen und anderen kleinen Nagern zu bestehen; zuweilen soll er jedoch auch, wie mir von den Sudahnesen versichert wurde, kleine Herdenthiere angreifen. Auf Vögel ist er, wie man an unserm Gefangenen sehen kann, sehr erpicht; Hühnern zumal, welche an seinem Käfig vorübergehen, folgt er mit größter Theilnahme.

Unsere gefangene Wolfshündin ist scheu und furchtsam, obwohl sie sich ihrer Haut zu wehren weiß. Anfangs setzte sie meinen Liebkosungen Mißtrauen entgegen, allgemach aber verlor sich ihre Scheu, und nach einigen Wochen hatte ich ihr Vertrauen wirklich gewonnen. Sie kam auf meinen Ruf herbei und gestattete, daß ich sie berührte, und wenn auch anfangs bedenkliches Nasenrümpfen zur Vorsicht mahnte, erreichte ich endlich doch meinen Zweck und durfte sie streicheln. Gegenwärtig ist sie zahm und freundlich, mir jedenfalls sehr zugethan, obgleich sie ihr Mißtrauen noch nicht vollständig überwunden hat. Mit den Genossen ihres Käfigs hält sie ihrerseits Frieden; Zudringlichkeiten derselben weist sie aber entschieden zurück. Eine Stimme habe ich von ihr noch nicht vernommen. Auf kleine Thiere, Ratten und Sperlinge z. B., ist sie sehr gierig, nicht minder gern frißt sie Früchte: Pflaumen, Kirschen, Birnen und Milchbrod gehört zu ihren ganz besonderen Leckereien. Gegen die rauhe Witterung unseres Nordens scheint sie höchst empfindlich zu sein: sie liegt an kalten Tagen nach Hundeart zusammengerollt regungslos und erhebt sich dann, auch wenn man sie ruft, nur ungern, während sie sonst augenblicklich ans Gitter kommt. Am lebendigsten ist sie an warmen Sommerabenden, dann läuft sie ohne Unterlaß im Käfig auf und nieder.

Auch Amerika besitzt Hunde, welche dem altweltlichen Schakal sehr ähnlich sind. Ein solcher ist der Karasissi oder Maikong, der Savannenhund der Ansiedler (Canis cancrivorus), welchen die Indianer Südamerikas seit uralten Zeiten gezähmt und als Jagdgehilfen benutzt haben. Wir besitzen in unserm Thiergarten gegenwärtig auch diesen Hund, und ich kann daher das lebende Thier meiner Beschreibung zu Grunde legen. Der Maikong ist schlank gebaut und hochläufig, sein Kopf ist kurz, breit und ziemlich stumpfschnauzig. Die Lunte hängt fast bis zum Boden herab, die Lauscher sind mittelgroß, die Seher schief gestellt, dunkelrothbraun gefärbt, der Stern ist länglichrund. Der Balg besteht aus mittellangen, rauhen Grannen, welche das spärliche Wollhaar vollständig bedecken. Seine Gesammtfärbung ist ein ziemlich gleichmäßiges Fahlgrau, welches auf dem Rücken, zumal in der Schultergegend, wegen der hier schwarz endenden Haare dunkelt und nach unten durch Fahlgrau in Gelblichweiß und Reinweiß übergeht. Die Augengegend ist lichter, gelblichweiß, die Lauscher außen am Grunde röthlichfahl, an der Spitze braunschwarz, innen mit gelbweißen Haaren besetzt, licht gerandet. Sehr dunkel sind außer dem Rücken die Lippen und die Schnauzenspitze, ein Kinnfleck und die Läufe bis zum Hand- oder Fersengelenke, licht, d. h. gelblichweiß, außer den schon genannten Theilen die Umrandung der Augen und ein vollständiges Kreuz an der Schlüsselbeingegend, welches von der Kehle an bis zur Oberbrust herabreicht und seitlich in ziemlich breiten Streifen bis gegen die Achseln hin sich fortsetzt. Die einzelnen Haare sind gelblich oder weißlich an der Wurzel, sodann grau und endlich dunkel zugespitzt.

Schon die Spanier fanden diesen Wildhund auf den Antillen als Hausthier vor. Seitdem ist er von dort verschwunden; gegenwärtig aber wird er noch immer von vielen Indianern wenigstens

als halbes Hausthier benutzt. „Bergreiche Gegenden," sagt Robert Schomburgk, „mit dazwischen gestreuten waldigen Steppen, sowie die Umsäumung der Savannenflüsse scheinen der Lieblingsaufenthalt des schlauen und klugen Thieres zu sein. Dort lebt und jagt es in ganzen Koppeln. In der offenen Savanne scheinen die Thiere ihre Jagdbeute mehr mit den Augen, als mit der Nase auszuspähen. Im Walde ist das Gegentheil der Fall: hier verfolgen sie auch ihre Beute jedesmal unter lautem Gebell. Gelingt es einer Koppel, eine Niederung zu beschleichen und unbemerkt in diese einzudringen, so entgehen ihr nur einige der auf den Dächern und nahen Gesträuchen schlafenden Hühner und Papageien. Ein solcher Ueberfall des Federviehstandes und die ihn begleitende Würgerei unter demselben geschieht so geräuschlos, daß die beraubten Besitzer meist erst ihren Verlust mit anbrechendem Morgen kennen lernen. Die Beute verzehren die Räuber niemals an dem Orte, wo sie dieselbe gewürgt, sondern immer erst im Walde oder in einem sonstigen Schlupfwinkel. Die Indianer versicherten uns, daß sie selbst Rehe und die Nachzügler der Wasserschweinherden jagen, um das endlich ermattete Thier niederzureißen."



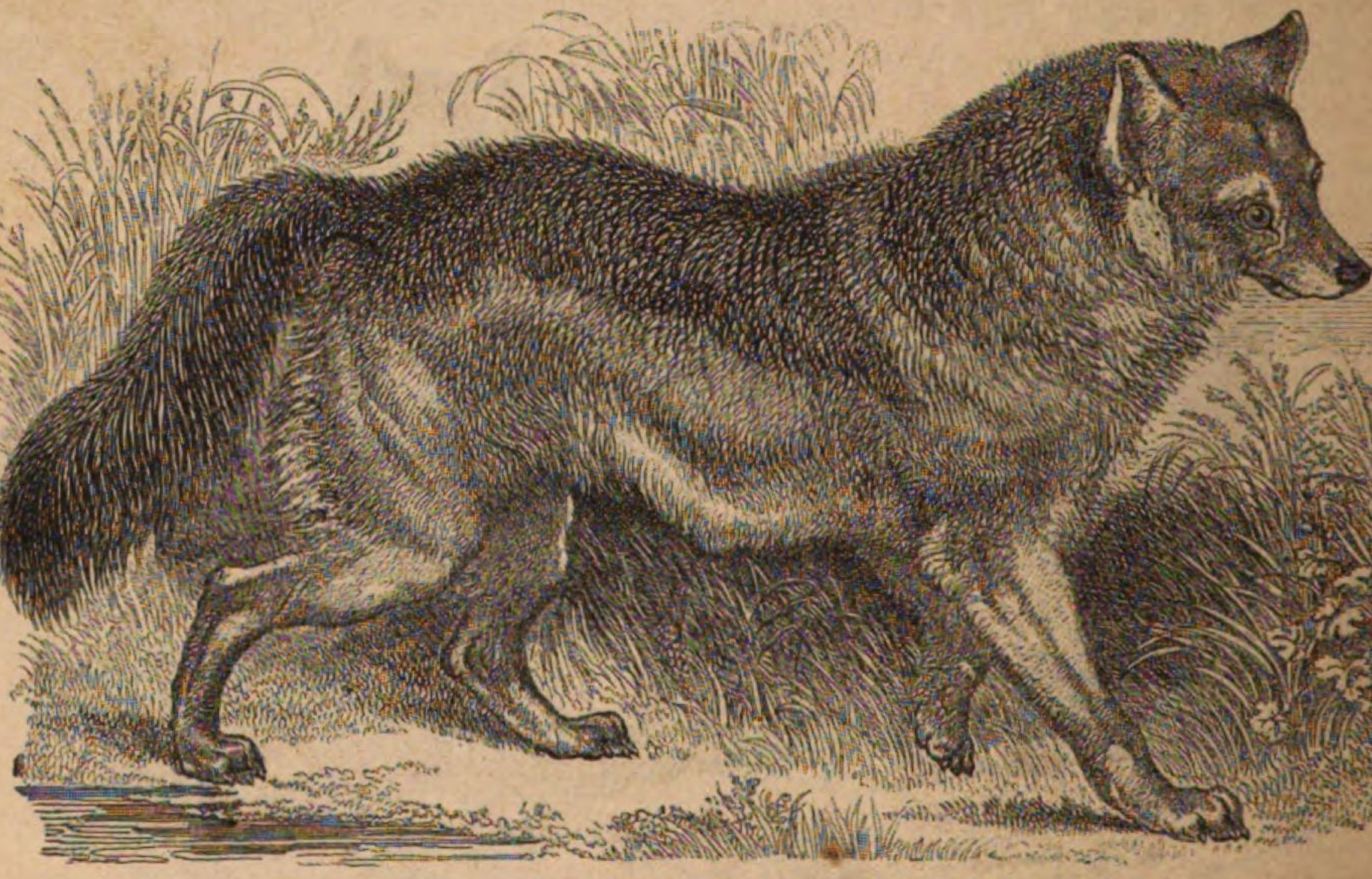
Der Karasissi oder Maikong (Canis cancrivorus).

„Für die Indianer hat der Maikong namentlich aus dem Grunde besondern Werth, daß aus der Kreuzung desselben mit ihren Hunden sehr gesuchte Jagdhunde hervorgehen. Die Bastarde schlagen in ihrer Gestalt mehr nach dem Hunde, als nach dem Maikong. Sie sind ungemein schlank, tragen die Ohren immer aufgerichtet und übertreffen in Bezug auf Ausdauer, Fertigkeit und Gewandtheit im Aufsuchen und Jagen des Wildes jeden andern Hund. In der Ansiedlung wird ein solcher Blendling, welcher zur Jagd auf Rehe, Wasserschweine und Tapire abgerichtet ist, gewöhnlich mit zehn bis zwölf Thalern bezahlt. Der Besitz eines gezähmten Maikong gehört daher zu den besonderen Reichthümern der Indianer. Doch muß das Thier fortwährend an Stricken gehalten werden, da ihm keine Abrichtung seine Raubgelüste abgewöhnen kann. Schrankenlose Verwirrung bringt er unter dem Federvieh seines Herrn hervor, sobald ihm die Nachlässigkeit des Besitzers den Strick nicht festgebunden. Gekochtes Fleisch, Fische und Früchte sind das Futter, womit ihn der Indianer erhält."

„Der von mir auf das Schießen oder Fangen des Maikongs eingesetzte Preis trieb die versammelten Indianer fast täglich zu allgemeinen Treibjagden in die Niederungen und Thäler am

Torong und Yauwise, bei denen jedesmal das Gras des Gebietes, welches abgejagt werden sollte, in Brand gesetzt wurde. Hatte das prachtvolle Schauspiel für uns auch schon seit längerer Zeit den Reiz der Neuheit verloren, so wurde dieser hier doch immer wieder durch die wunderbare Beleuchtung erneuert, die es über die lieblichen Thäler und Felsenschluchten warf, wenn die Feuersäule sich in ununterbrochenem Wechsel über Hügel und Berge, durch Thäler und Schluchten wälzte."

Ueber unsern Gefangenen brauche ich nach vorstehender Schilderung kaum noch Etwas zu sagen: das Thier erinnert durch sein ganzes Wesen und Betragen so vollständig an den altweltlichen Schakal, daß ich wenigstens keinen Unterschied herauszufinden vermag. Er nährt sich nach anderer Wildhunde Art von allerlei Futter, obwohl er das Fleisch jeder andern Nahrung vorzuziehen scheint; doch frißt er auch Früchte und Milchbrod sehr gern. Uns gegenüber zeigte er sich anfänglich scheu und mißtrauisch, wie der Schabrakenschakal, später aber in gleicher Weise freundlicher und liebenswürdiger, je größeres Zutrauen er gewann. Während ich diese Zeilen schreibe, ist er schon recht zahm, und jedenfalls läßt sich erwarten, daß er mit der Zeit sich innig an uns anschließen wird.



Der Prairiewolf (Canis latrans).

Ein sehr bekannter amerikanischer Hund ist der Prairiewolf (Canis latrans). Er bildet gewissermaßen ein Uebergangsglied von den Wölfen zu den Füchsen. Seine Gestalt ist noch wolfartig, der Kopfbau, die niederen Läufe und der ziemlich lange dicke Schwanz aber erinnern an den Fuchs. Der Leib ist dick und erscheint wegen des ungewöhnlich reichen Balges noch dicker, als er wirklich ist. Der Hals ist kurz und kräftig, der Kopf schlanker, als der des Wolfes, oben breit, an der Schnauze zugespitzt. Das Ohr ist ziemlich groß, unten breit, oben aber nicht gerundet. Das Auge, dessen Färbung ein lichtes Braun ist, besitzt einen runden Stern. Die Färbung des Balges ist ein schmuziges Gelblichgrau, welches auf Ohr und Nasenrücken in das Rostfarbene, auf Oberhals und Rücken aber in das Schwärzliche übergeht, weil hier alle Haare in schwarzen Spitzen endigen. Die Seiten des Halses, der Vorderblätter, der Hinterschenkel und die Läufe an ihrer äußern Seite sind hellrostroth oder hellgelb. Die Unterseite und die innere Seite der Beine sind weißlich. Die Lauscher sind rostfarben, hier und da mit schwärzlichen Haarspitzen; ihre innere Seite ist mit weißlichen Haaren dicht bedeckt. Der Lippenrand ist weißlich, die Umgebung der Augen hellfahl oder bräunlichgrau mit weißen Haarspitzen. Ueber das Handgelenk zieht sich ein schmaler, schwarzer Streifen; der Schwanz ist an der Wurzel fahl

und schwarz gemischt, an der Spitze tiefschwarz. Auf dem Rücken werden die Haare im Winter über vier Zoll lang. Sie sind an ihrer Wurzel aschgrau, hierauf gelbroth, dann schwarzbraun geringelt, hierauf weißlich und an der Spitze wieder schwarzbraun. Verschiedene Abänderungen kommen vor.

Der Prairiewolf ist weit über das Innere Nordamerikas verbreitet und reicht wahrscheinlich nach Süden hin bis Mejiko; wenigstens nimmt man an, daß der dort unter dem Namen „Cayote" bekannte Wildhund derselben Art angehört. Besonders gemein ist er in den Ebenen des Missouri, in Kalifornien und Kolumbien. Englische Naturforscher behaupten, daß er in großen Rudeln lebe und dem Wilde sehr gefährlich werde; namentlich folge er den Bisonherden und falle mit unverschämter Frechheit über jeden kranken, ermatteten oder verwundeten Stier her, um ihn aufzufressen. Prinz Max von Wied, dem wir, neben Audubon, die beste Beschreibung verdanken, sagt dagegen, daß der Prairiewolf nur einzeln oder paarweise vorkommt und nach Art unserer europäischen Wölfe lebt. Er raubt Alles, was er bezwingen kann, und gleicht auch hinsichtlich der Schlauheit vollständig unseren Wölfen und Füchsen. Des Nachts kommt er oft bis in die indianischen Dörfer hinein, und im Winter sieht man ihn auch nicht selten am Tage herumtraben, wie unsern Wolf bei tiefem Schnee und Kälte. In der Ranzzeit bewohnt er selbstgegrabene Baue oder Höhlen, und hier soll im April die Wölfin ihre sechs bis zehn Junge werfen. Die Ranzzeit fällt in den Januar und Februar und erregt die Prairiewölfe, wie alle Hunde, auf das höchste. Um diese Zeit vernimmt man ihre Stimme in der Prairie: ein sonderbares, am Ende etwas gezogenes Bellen, welches dem Lautgeben unserer Füchse ähnelt.

In die Falle geht der Prairiewolf weit seltener, als der Wolf oder Fuchs, und wenn er es thut, geschieht es nicht zu der Freude des Jägers, weil der Pelz keinen Werth hat und von den Pelzhändlern nicht beachtet wird. Diesem fügt der genannte Naturforscher noch hinzu, daß viele indianische Hunde den Prairiewölfen in der Gestalt nicht wenig gleichen, und es zu vermuthen sei, daß Vermischungen zwischen beiden Thieren zuweilen vorkommen.

Ueber das Gefangenleben kann ich auch aus eigener Anschauung berichten. Wir besitzen in unserm Garten einen Prairiewolf, welcher im Zimmer aufgezogen wurde und ebenso artig ist, wie ein gutmüthiger Hund, obgleich nur gegen Bekannte. Er hat ganz das Wesen des Haushundes. Bei dem Anblick seiner Freunde springt er vor Freuden hoch auf, wedelt mit dem Schwanze und kommt dann an das Gitter heran, um sich liebkosen zu lassen. Die ihm schmeichelnde Hand leckt er jedoch nicht: er beriecht sie höchstens. Wenn er allein ist, langweilt er sich und fängt dann jämmerlich zu heulen an. Giebt man ihm aber Gesellschaft, so mißhandelt er diese, falls er es nicht mit besseren Beißern zu thun hat, als er einer ist. Aus Raummangel mußte er mit einem Wolfshunde, einem Schabrakenschakal und einem indischen Schakal zusammengesperrt werden. Da gab es anfangs arge Raufereien. Später zeigte er sich übellaunisch gegen seine Genossen, hielt sich auch immer zurückgezogen. Einen Nasenbär, welcher den Nebenkäfig bewohnte, erwischte er einmal am Schwanze, biß diesen in der Mitte seiner Länge ab und verspeiste ihn ohne Umstände. Lebende Thiere, welche an seinem Käfig vorübergehen, versetzen ihn stets in große Aufregung, Hühnern namentlich folgt er mit der größten Begierde, so lange er sie sehen kann. Er ist an Hausmannskost gewöhnt worden und zieht Brot entschieden dem Fleische vor, verachtet aber auch dieses nicht. Kleine Säugethiere und Vögel schlingt er mit Haut und Haar oder Federn hinab. Dabei ist er so gierig, daß er sich leicht überfrißt und dann die Speise wieder erbricht; er frißt das Ausgebrochene aber, wie es die Hunde zu thun pflegen, unter Umständen auch wieder auf. Reicht man ihm mehr Nahrung, als er wirklich zu sich nehmen kann, so verscharrt er diese geschwind in eine Ecke seines Käfigs und hütet diese Speise dann mit Argusaugen, jeden seiner Kameraden mit Knurren bedrohend, sobald dieser dem Winkel nur halbwegs zu nahe kommt.

Höchst empfänglich zeigt er sich gegen die Klagen anderer Thiere. In das Geheul der Wölfe stimmt er stets mit ein, und selbst das Gebrüll oder Gebrumm der Bären beantwortet er. Redet man ihn mit klagender Stimme an, ihn gleichsam bedauernd, so heult und winselt er, wie mancher Haushund unter gleichen Umständen Dies zu thun pflegt. Er zeigt ein außerordentliches Verständniß

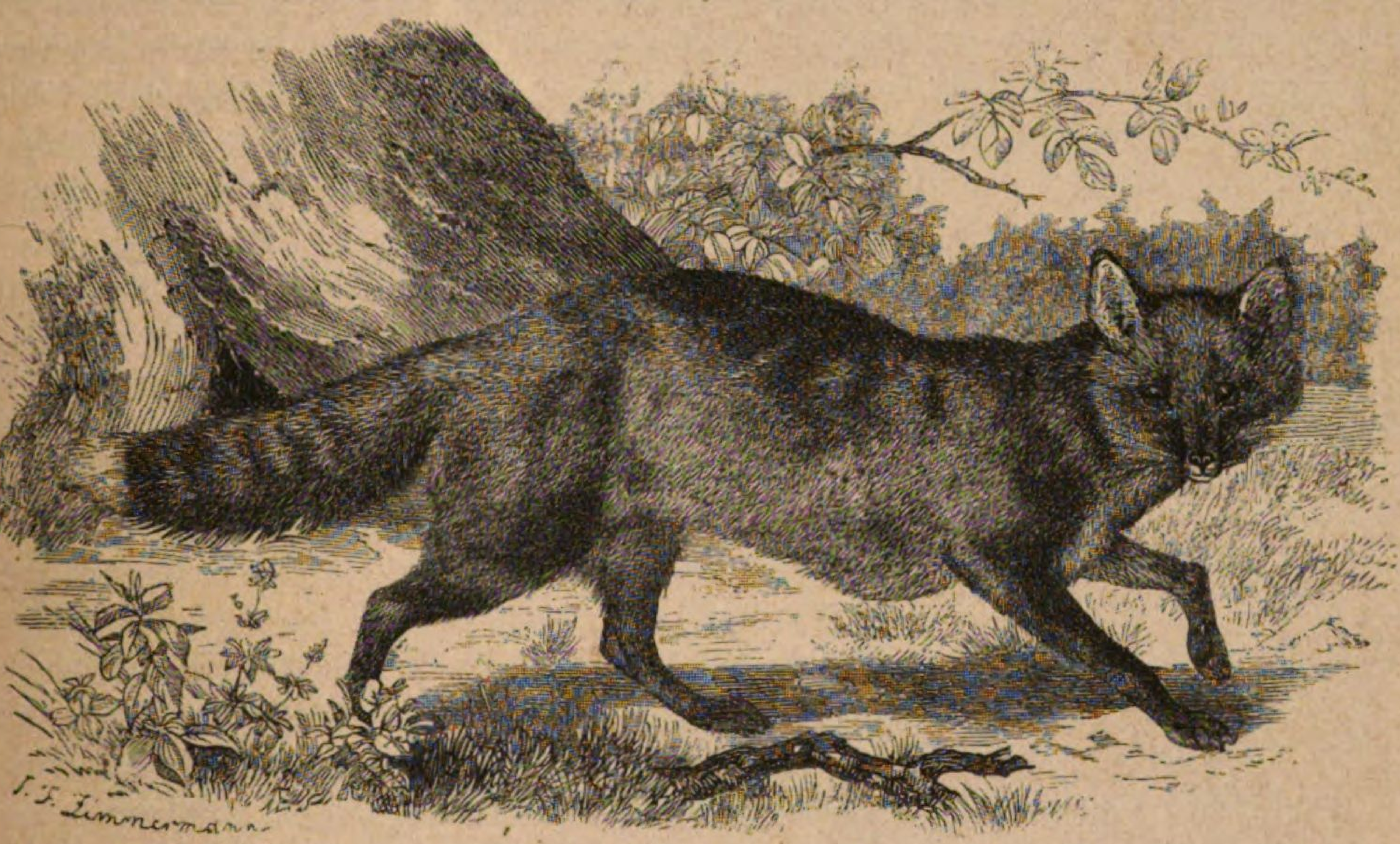
für die Betonung verschiedener Laute und bezüglich Worte, ganz wie ein Hund. Er fürchtet sich, wenn man ihn hart anredet; er versteht Schmeicheleien und läßt sich durch klagende oder bedauernde Worte zur tiefsten Wehmuth hinreißen. Auch die Musik preßt ihm stets laute Klagen aus; doch ist es mit seiner Heulerei nicht so ernsthaft gemeint. Er läßt sich förmlich zureden, wie ein Mensch, und schweigt, sobald man die Stimme verändert und ernsthaft ruhig mit ihm spricht. Sein Gedächtniß ist bewunderswürdig. Er vergißt ebensowenig Liebkosungen, als Beleidigungen. Gegen Letztere sucht er sich zu rächen, auch nach längerer Zeit, Erstere nimmt er mit größtem Dank entgegen. Sein Wärter mußte ihn einmal von einem Käfig in den andern bringen und dazu natürlich fangen. Dies nahm er übel und biß plötzlich nach dem sonst sehr geliebten Manne. Hierauf wurde er von Rechts wegen bestraft. Seit dieser Zeit aber hegt er einen tiefen Groll gegen seinen Wärter, obgleich dieser ihn fortan gut und freundlich behandelte und regelmäßig fütterte. Mir dagegen ist er, obgleich ich ihm nur selten Etwas zu fressen reichte, im hohen Grade zugethan, und niemals denkt er daran, nach mir zu beißen. Seinen alten Herrn liebt er noch immer, obwohl dieser ihn sehr selten besucht. Er erkennt mich von Weitem und begrüßt mich regelmäßig durch ein äußerst freundliches Gesicht und einladendes Schwanzwedeln, sobald ich mich zeige. Wenn ich ihn mit der Hand streichle, legt er sich gern auf den Rücken, wie Hunde Dies thun, und ich darf dann mit ihm spielen, ihm die Hand zwischen das kräftige Gebiß schieben, ja ihn selbst an dem Felle zausen, ohne daß er Solches jemals übelnehmen sollte.

Die eigentlichen Füchse unterscheiden sich von den Haushunden, Wölfen und Schakalen durch den Schädelbau, den länglichrunden, etwas schiefstehenden Augenstern und den langen, buschigen, behaarten Schwanz, noch mehr aber durch ihre geistigen Fähigkeiten und ihre Lebensweise. Jedes Mitglied der theilnahmswerthen Gesellschaft verdient eine besondere Beschreibung; denn jeder Fuchs ist ein durchaus selbstständig handelndes Geschöpf und hat mehr oder weniger seine Eigenthümlichkeiten, obgleich selbstverständlich einer dem andern mehr oder weniger ähnelt. Mir thut es ordentlich leid, daß ich mich beschränken muß und nur von den Ausgezeichnetsten der Ausgezeichneten reden darf.

Unter den in Europa einheimischen und wildlebenden Säugethieren steht der gemeine Fuchs (Vulpes vulgaris) unzweifelhaft obenan. Kaum ein einziges anderes Mitglied der ersten Klasse genießt einen so hohen Ruhm und erfreut sich einer so großen Bekanntschaft, wie Freund Reinecke, das Sinnbild der List, Verschlagenheit, Tücke, Frevelhaftigkeit und, wie ich sagen möchte, gemeinen Ritterlichkeit. Ihn rühmt das Sprichwort, ihn preist die Sage, ihn verherrlicht das Gedicht, und einer unserer größten Meister hielt ihn für würdig, seinen Gesang ihm zu widmen. Es ist gar nicht anders möglich: der Gegenstand einer so allgemeinen Theilnahme muß ein ausgezeichnetes Geschöpf sein. Und das ist denn auch unser Schlaukopf und Strauchdieb in jeder Hinsicht. Wir müssen ihm unsere Achtung zollen seiner geistigen, wie leiblichen Eigenschaften wegen, wir müssen ihn gewissermaßen liebgewinnen. Gleichwohl erfreut sich Reinecke keineswegs unserer Freundschaft. Trotz der Achtung, welche seine Fähigkeiten uns einflößen, wird er von uns verfolgt und befehdet, wo sich nur immer Gelegenheit dazu bietet. Es scheint fast, als bestände zwischen dem Menschen und Thiere ein Wettstreit, als bemühe sich der Mensch, ihm gegenüber zu zeigen, daß die geistigen Fähigkeiten des Erdenbeherrschers denn doch noch die des Fuchses überträfen — und Reinecke seinerseits läßt es sich angelegen sein, seinem Verfolger immer und immer wieder zu zeigen, daß man auch trotz aller Hindernisse noch zu leben verstehe.

Der Fuchs ist ein vollendetes Thier in seiner Art. „Zierlicher, als seine Verwandten in Tracht und Haltung“, sagt Tschudi, „feiner, vorsichtiger, berechnender, biegsamer, von großem Gedächtniß und Ortsinn, erfinderisch, geduldig, entschlossen, gleich gewandt im Springen, Schleichen, Kriechen

und Schwimmen, scheint er alle Erfordernisse des vollendeten Strauchdiebes in sich zu vereinigen und macht, wenn man seinen geistreichen Humor hinzunimmt, den angenehmen Eindruck eines abgerundeten Virtuosen in seiner Art.“ Reinecke ist unbedingt der allervollendetsten Spitzbuben einer. Mit seinen leiblichen Begabungen stehen seine geistigen Fähigkeiten nicht blos im Einklange, sondern diese ersetzen ihm gewissermaßen die Mängel seiner leiblichen Ausrüstung, anderen, besser begabten Raubthieren gegenüber. So versteht auch Reinecke sein Handwerk zu treiben und wahrlich, er läßt sich kaum von einem zweiten Geschöpfe übertreffen. Ihm scheint Nichts unerreichbar, seiner List und Tücke kein Wild zu schnell oder zu stark, seiner Behendigkeit Nichts zu rasch, seiner Leichtigkeit Nichts zu gewandt zu sein. Die Gefahr würdigt er vollkommen, aber er fürchtet sie nicht; denn für ihn sind alle Netze, Fallen, Schlingen und Jagdwaffen eigentlich kaum da; für ihn findet sich aus jeder Verlegenheit noch ein Ausweg, und nur die noch größere Menschenlist oder die durch Verbindung mit des Fuchses eigenen Familiengenossen unberechenbar vermehrte Macht des Menschen kostet unserm Strauchdieb Haut und Haar.



Der gemeine Fuchs (Vulpes vulgaris).

Reinecke lebt, hundertfach durch Wort und Bild gezeichnet, in Jedermanns Anschauung und ist deshalb wohl bekannt. Dennoch verdient er den weniger mit der Natur Vertrauten besonders vorgestellt zu werden. Sein Kopf ist breit, die Stirn platt, die Schnauze, welche sich plötzlich verschmälert, lang und dünn. Die Seher sind schief und die Lauscher, welche am Grunde sich verbreitern und nach oben zuspitzen, aufrecht gestellt. Der Leib erscheint seines ziemlich dichten Haarkleides wegen dick, ist in Wahrheit aber ungemein schlank, jedoch äußerst kräftig und der umfassendsten Bewegungen fähig. Die Läufe sind dünn und kurz, die Standarte oder Lunte aber lang und buschig; der Balg ist sehr reichlich, dicht, weich, und hinsichtlich seiner Färbung ein wirklich vollendeter zu nennen. Reinecke sammt seiner ganzen edlen Sippschaft trägt ein Kleid, welches seinem Räuberthum in der allervortrefflichsten Weise entspricht. Die Färbung desselben paßt ebenso zum Laubwalde, als zum Nadelholzbestande, er sei hoch oder niedrig; sie ist für die Haide, wie für das Feld, für das Stein- oder Felsengeklüft gleich geeignet. Es ist ein fahles, grauliches Roth, welches sich der Bodenfärbung förmlich anschmiegt und mit ihr wirklich auch mehr oder weniger wechselt. Mehr als anderen Thieren scheint dem Fuchse der Rock nach dem Lande angepaßt zu sein; denn der südliche Fuchs ist

von dem nördlichen und der Gebirgsfuchs von dem der Ebene nicht unwesentlich in der Färbung verschieden. Seine im Norden in der Steppe und Wüste lebenden Verwandten zeigen uns ihre Gleichfärbigkeit mit dem Boden noch deutlicher, wie wir später sehen werden. Wenn wir das Gewand unsers Raubgesellen genau prüfen, finden wir, daß die Farbenvertheilung etwa folgende ist: Auf der ganzen Oberseite ist der Pelz rost- oder gelbroth gefärbt, die Stirn, die Schultern und der Hintertheil des Rückens bis zur Schwanzwurzel sind mit Weiß überlaufen, weil die einzelnen Haare an dieser Stelle in eine weiße Spitze endigen; die Lippen, Wangen und die Kehle sind weiß und ein weißer Streifen zieht sich auch an den Beinen herab. Brust und Bauch sind aschgrau, die Weichen weißgrau, die Vorderläufe roth, die Lauscher wie die Pranken oder Zehen schwarz, die Standarte rostroth oder gelbroth, schwärzlich überlaufen und ihre Blume oder Spitze weiß. Alle diese Färbungen gehen ganz unmerklich in einander über, keine sticht grell von der andern ab: und daher kommt es eben, daß das ganze Kleid für alle Verhältnisse so außerordentlich geeignet ist. Der vorsichtig dahinschleichende Fuchs ist kaum zu bemerken, eben weil seine ganze Umgebung ihm ähnlich gefärbt ist und ihn dadurch deckt. Alle Verwandten unsers schlauen Burschen haben mehr oder weniger dieselbe Färbung, nur, daß sie nach der Oertlichkeit verschieden und den durch sie bedingten Abweichungen entsprechend ist. So ist der Balg der Wüstenfüchse sandgelb, der der Steppenfüchse fahlgelb gefärbt, und die Schnee- oder Eisfüchse tragen je nach der Breite ihrer Heimat im Winter ein bläuliches oder schneeweißes, im Sommer aber ein graulisches Gewand. Jede einzelne Fuchsart weicht hinsichtlich ihrer Färbung vielfach ab und so auch unser Reineke.

Der schönste Rothfuchs ist der nördliche, welcher jedoch ebenfalls sehr abändert. Je weiter man nun von dem Norden nach Süden herabkommt, um so kleiner, schwächer und weniger roth zeigt sich der Fuchs. In flachen, sumpfigen Gegenden ist er am schlechtesten, finden sich aber bergige Strecken dazwischen, so zeigt er sich in diesen wieder etwas besser. In Deutschland findet man die schönsten Füchse in der nördlichen Schweiz und Tirol. Im südlichen Theile Tirols und der Schweiz ist er als Bergfuchs noch immer ziemlich groß und rauh, aber schon mehr grau, und es kommen auch einzelne sogenannte **Kohlfüchse** vor. In der Lombardei und dem Venetianischen zeigt der Fuchs ein ganz anderes Gepräge; er ist hier kleiner, grauer und fahlgelber, und es finden sich bereits viel Kohlfüchse. Ebenso ist er in Südfrankreich, und in Spanien ist er nun schon ganz klein und fahl geworden. Aus diesem Grunde hat man die südlichen Füchse als Art von den unsrigen und namentlich von den nordischen unterschieden, ob mit Recht oder Unrecht, lassen wir dahingestellt sein. Die Unterschiede sind jedenfalls ziemlich hervorstechend, da sie sich auch auf die Größe beziehen.

Unser Fuchs ist etwa $2^1/_4$, einschließlich der Lunte aber etwas über $3^1/_2$ Fuß lang. Die Höhe am Widerrist beträgt etwas über einen Fuß. Die Füchsin ist schlanker gebaut und hat gewöhnlich eine spitzere Schnauze.

Reineke bewohnt den größten Theil der nördlichen Hälfte unserer Halbkugel. Er geht durch ganz Europa, Nordafrika, West- und Nordasien, ja selbst nach Amerika hinüber. Man vermißt ihn nirgends ganz und trifft ihn in manchen Gegenden sehr häufig an. Seine Allseitigkeit läßt ihn aller Orten passende Wohnplätze finden, wo andere Raubthiere, aus Mangel an solchen, sich nicht aufhalten können, und seine List, Schlauheit und Gewandtheit befähigt ihn, diese Wohnsitze mit einer Hartnäckigkeit und Starrsinnigkeit zu behaupten, welche geradezu ohne Beispiel dasteht. Auf kein Thier wird so eifrig und unerbittlich Jagd gemacht, wie auf den Fuchs, und gleichwohl ist es den Menschen bisher noch durchaus nicht gelungen, ihn zu vermindern: er ist nicht auszurotten.

Die Geselligkeit scheint der Fuchs nicht besonders zu lieben, denn er lebt paarweise und am liebsten einzeln. Seine Wohnplätze werden immer mit äußerster Vorsicht gewählt. Es sind tiefe, gewöhnlich verzweigte Höhlen im Geklüft, zwischen Wurzeln oder anderen günstigen Stellen, welche am Ende in einen geräumigen Kessel münden. Wenn es nur irgend angeht, gräbt er sich diese Baue nicht selbst, sondern bezieht alte, verlassene Dachsbaue oder zwingt **Grimbart**, den mürrischen Einsiedler, seine Wohnung zu räumen, sei es, daß er ihn hinausbeißt oder durch seinen abscheulich riechenden

Unrath austreibt, indem er denselben dem reinlichen Gesellen vor die Thüre setzt. Der Hauptbau, neben welchem der Fuchs noch mehrere Nothbaue von geringererer Ausdehnung zu besitzen, bezüglich anzulegen pflegt, hat nicht selten eine Tiefe von zehn Fuß, einen Umfang bis zu funfzig Fuß und einen Kessel von drei Fuß Durchmesser. Seine Gänge oder Röhren stehen durch vielfach sich durchkreuzende Querröhren mit einander in Verbindung und münden auch an verschiedenen Orten nach außen; nur zu dem eigentlichen Kessel führt eine einzige Röhre. Bei Verfolgung flieht der Fuchs in die erste, beste Röhre, welche er kennt, jedoch niemals geraden Weges, sondern stets auf Umwegen, um seine Feinde zu täuschen. Dabei ist es ihm dann vollkommen gleichgiltig, ob er seine Wohnung oder die eines seiner Mitbrüder betritt.

Bei Platzregen, Sturm, kalter Witterung und während der Paarungszeit, auch im Sommer während der größten Hitze, oder solange die Füchsin kleine Junge hat, findet man unsern Buschklepper regelmäßig in seinem Bau; bei günstiger Witterung aber schleicht er durch sein Gebiet und ruht da aus, wo sich gerade ein passendes Plätzchen findet, gewöhnlich im Dickicht, im Rohr, im Getreide, im Riedgrase. Die egyptischen Füchse besitzen nur höchst selten wirkliche Baue, sondern leben unter dem milden Himmel des Landes jahraus, jahrein im Freien, und blos die Füchsin bereitet sich für ihre Jungen eine nicht eben große Röhre mit einem geräumigen Kessel, um ihre Lieblinge wenigstens die erste Zeit zu verbergen.

Der Fuchs scheint zu seinen Jagdzügen die Nacht dem Tage vorzuziehen; jedoch jagt er auch recht gern angesichts der Sonne, an stillen Orten lieber noch, als in der Dunkelheit. Wie der Hund, hält auch er die Wärme sehr hoch. Bei schönem Wetter legt er sich auf einen alten Baumstamm oder Stein, um sich zu sonnen, und verträumt in behaglichster Gemüthsruhe manches Stündchen. Mit Einbruch der Dämmerung oder schon gegen Abend endigt diese Beschaulichkeit, und er beginnt nun einen seiner Schleich- und Raubzüge. Aeußerst vorsichtig strolcht er langsam dahin, äugt und wittert von Zeit zu Zeit, sucht sich beständig zu decken und wählt deshalb immer die günstigsten Wege zwischen Gestrüpp, Steinen, hohen Gräsern und dergleichen. Er achtet auf Alles und bemerkt auch das Geringste, noch ehe andere Thiere davon eine Ahnung bekommen. Seine Sinnesfähigkeiten kommen ihm dabei vortrefflich zu statten: er vernimmt, äugt und wittert außerordentlich scharf und weiß mit überraschender Schlauheit jede gemachte Beobachtung zu benutzen. List und Verstellung sind ihm zur zweiten Natur geworden. Ein auf die Jagd gehender Fuchs sieht harmlos aus und ist doch entschieden eins der gefährlichsten Raubthiere, welche wir in bewohnten Gegenden noch besitzen. Seine Jagd gilt allem möglichen Gethier, von dem jungen oder kranken Reh an bis zu dem Käfer oder der Raupe herab, wenn auch Mäuse wohl den Haupttheil seiner Mahlzeiten bilden dürften. Der Jägerei wird er ungemein verhaßt, denn er verschont weder Jung noch Alt, verfolgt die Hasen und Kaninchen aufs eifrigste, plündert die Nester aller an der Erde brütenden Vögel aus und frißt die Eier, wie die Jungen und die Eltern. Er wagt es sogar, ein Reh- oder Hirschkälbchen zu beschleichen, wenn er glaubt, daß dieses einen Augenblick lang unbewacht ist, obgleich er weiß, daß ihn die Mutter, sobald sie ihn bemerkt, abtreibt und, wenn sie ihn erreichen kann, mit den starken Vorderläufen dergestalt durchprügelt, daß er lendenlahm davonhinkt. Er versucht es sogar, die flugbegabten, alten Vögel zu überlisten und kommt nicht selten zum Ziele. Außerdem plündert er die Herden des zahmen Geflügels und schleicht zur Nachtzeit bis in die Höfe einzelnstehender Bauerngüter ein. Er schwimmt und wadet durch Sumpf und Mor, um den auf dem Wasser brütenden Vögeln beizukommen: es sind Fälle bekannt, daß er brütende Schwäne erwürgt hat. Wenn er ein gutes Versteck besitzt, schleicht er dem Hausgeflügel selbst bei hellem Tage nach. In großen Gärten ist er sicherlich ein viel häufigerer Gast, als man gewöhnlich glaubt. Dort fängt er sich Heuschrecken, Maikäfer und deren Larven, Regenwürmer ꝛc., oder sucht sich süße Birnen, Pflaumen, Wein und andere Beeren zusammen. An dem Bache lungert er herum, um eine schöne Forelle oder einen dummen Krebs zu überraschen; am Meeresstrande frißt er den Fischern die Netze aus; im Walde entleert er die Schneißen der Jäger. Im Nothfalle verzehrt er Aas und, wenn er dieses nicht hat, Kerfe aller Art: Käfer, Wespen,

Bienen, Fliegen ꝛc. So kommt es, daß seine Tafel fast immer wohl bestellt ist und er nur dann in einige Noth geräth, wenn sehr tiefer Schnee ihm seine Jagd besonders erschwert.

Es würde selbst den Raum unsers Buches überschreiten, wollte ich alle die Listen und Verstellungskünste hier anführen, deren er sich bedient, um sein Wild zu beschleichen. Dagegen muß ich wohl erwähnen, daß er, falls er sich ungestört glaubt, mit den gefangenen Thieren, und namentlich mit den Mäusen, erst lange spielt, bevor er sie tödtet, und daß, wenn er Junge hat, er die Thiere diesen wo möglich lebendig zuträgt, um die junge Räuberbrut im Fangen zu unterrichten.

Bei allen seinen Jagdzügen, gilt ihm die eigene Sicherheit als erstes Gesetz; ihr ordnet er alle seine Lüste und Begierden unter, und eben deshalb entgeht er so vielfachen Nachstellungen. Niemals greift er eine Herde an: er weicht den Schafen fast ebenso ängstlich aus, wie den Hunden; niemals raubt er in der Nähe seines Aufenthaltsortes oder gar in der Umgebung seines Baues. Verdächtige Beute untersucht er vorher genau, und läßt sie weit lieber im Stiche, ehe er sich der Gefahr aussetzt; deshalb schleppt er nimmermehr todte Körper weg. Aus demselben Grunde geht er so schwer die Köder an, welche man ihm stellt, um ihn zu berücken. Erst nachdem er Alles sorgfältig geprüft hat, wendet er sich rascher, doch auch jetzt noch auf Umwegen, seinem Ziele zu.

Ganz anders benimmt er sich, wenn er sich vollkommen sicher weiß. Dann verwandelt sich seine Furcht in eine wirklich unverschämte Frechheit. Er kommt bei hellem Tage in den Hof, holt sich angesichts der Bewohner ein Huhn, eine Gans, macht sich mit seiner Beute ganz offen davon und trägt sie ruhig seines Weges, selbst wenn ihm die Hunde auf den Balg kommen. Nur im äußersten Nothfalle läßt er so schwer Errungenes im Stiche, und regelmäßig kommt er dann zurück, um zu sehen, ob er es nicht noch wegbringen könne. Dieselbe Frechheit bemerkt man bei ihm auch unter Umständen, welche ihm die schleunigste Flucht zur Nothwendigkeit machen. So packte ein Fuchs, welcher in einem Treiben von Hunden gejagt wurde und schon zweimal die Schrote um sich herum hatte pfeifen hören, in vollster Flucht einen kranken Hasen und trug ihn eine Strecke weit fort. Ein anderer hob sich bei einem Kesseltreiben aus dem von den Jägern umstellten Felde, packte einen verwundeten Hasen, erwürgte ihn vor den Augen der Jagdgesellschaft, verscharrte ihn rasch noch im Schnee und entfloh dann mitten durch die Linie der Treiber und Schützen. Ein dritter, welcher in einer Scheune gefangen war und dort mit Knitteln und Heugabeln erschlagen werden sollte, entwischte der drohenden Gefahr glücklich, rannte lustig davon, bemerkte auf der nächsten Wiese Gänse, würgte schnell zwei von ihnen und nahm eine mit sich hinweg, gleichsam zum Hohne Derer, welche ihm den Hals brechen wollen. Forstrath Liebig erzählt, daß ein Fuchs in Mähren auf den Hof eines Bauern kam, um Hühner zu würgen, mit dem Stocke verjagt wurde, wiederkehrte, nochmals vertrieben wurde und zum dritten Male einrückte, dabei aber sein Leben lassen mußte. Aehnliche Beispiele ließen sich wohl noch mehrere auffinden. Solche Züge aus dem Leben des Thieres, solche Beweise von Geistesgegenwart können dem Unbetheiligten nur Vergnügen gewähren und eine gewisse Hochachtung für den schlauen Burschen abnöthigen. Die Achtung verliert sich aber bald, wenn man daran denkt, daß der vortrefflichste aller Raubritter bei seinen Zügen mehr umbringt, als er wirklich auffressen kann, und daß er, wenn er es vermag, ein entsetzliches Blutbad unter der wehrlosen Herde anrichtet.

Der Lauf des Fuchses ist schnell, ausdauernd, behend und im höchsten Grade gewandt. Er versteht zu schleichen, unhörbar auf dem Boden dahinzugleiten, aber auch zu laufen, zu rennen und außerordentlich weite Sätze zu machen. Selbst gute Jagdhunde sind selten im Stande, ihn einzuholen. Bei rascherem Laufe trägt er die Lunte gerade nach rückwärts gestreckt, während er sie beim Gehen auf der Erde schleppt. Wenn er lauert, liegt er fest auf dem Bauche, wenn er ruht, legt er sich nicht selten, wie der Hund, zusammengerollt auf die Seite, oder auch selbst auf den Rücken; sehr häufig sitzt er auch ganz nach Hundeart auf dem Hintern und schlägt dabei die buschige Standarte zierlich um seine Vorderläufe. Sein Schlaf ist ziemlich fest; wenigstens ist es möglich, sich dem schlafenden Fuchs einigermaßen zu nähern. Freilich ist er bei Treibjagden immer noch der Erste, welcher an der Schützenreihe erscheint und spähend umherschaut, wo ein Ausweg zu gewinnen. Seine Stimme ist ein

kurzes Gekläff, welches mit einem stärkern und höhern Kreischen endet. Man vernimmt es übrigens von erwachsenen Füchsen blos vor stürmischem Wetter, bei Gewittern, bei großer Kälte und zur Zeit der Paarung; die Jungen freilich schreien und kläffen, sobald sie hungrig sind oder sich langweilen. Im Zorn oder bei großer Gefahr knurrt oder heult der Fuchs; einen Schmerzenslaut vernimmt man von ihm blos dann, wenn er von einer Kugel getroffen worden ist: bei jeder andern Verwundung schweigt er hartnäckig still. Im Winter, namentlich bei Schnee und Frost, schreit er laut und klagend, am öftersten aber hört man ihn zur Zeit der Paarung.

Die Ranzzeit fällt auf das Ende Februars und dauert einige Wochen. Dabei werden unter den verschiedenen Mitbewerbern lebhafte Händel ausgekämpft. Zwei Füchse beißen sich oft mit großer Wuth einer Füchsin wegen. In Egypten, wo sie bei weitem nicht so vorsichtig sind, als bei uns, treiben sie die Paarung ganz offen im Felde und vergessen sich in der Liebesaufregung so weit, daß sie den Menschen oft nahe herankommen lassen. Ich selbst habe einmal die Füchsin eines sich gerade begattenden Paares mit der Kugel erlegt und Dasselbe von einem meiner dortigen Jagdgefährten gesehen. Sechszig Tage oder auch neun Wochen nach der Begattung, nämlich Ende Aprils oder Anfangs Mai, wölft die Füchsin im hintersten Kessel ihres Baues drei bis sechs, zuweilen aber acht bis neun Junge, welche zehn bis vierzehn Tage blind bleiben. Sie verläßt nun den Bau fast gar nicht mehr, und wird anfangs durch den Fuchs mit Nahrung versehen und auch später bei den Jagden zu Gunsten ihrer Jungen von ihm unterstützt. Schon einen Monat nach ihrer Geburt wagen sich die netten, mit röthlichgrauer Wolle bedeckten Raubjunker in stiller Stunde heraus vor den Bau, um sich zu sonnen und unter einander oder mit der gefälligen Alten zu spielen. Beide Eltern tragen ihnen Nahrung in Menge zu, von allem Anfange an auch lebendiges Wildpret: Mäuse, Vögelchen, Frösche und Käfer; die Mutter lehrt die hoffnungsvollen Sprößlinge, diese Thiere zu fangen, zu quälen und zu verzehren. Sie ist jetzt vorsichtiger, als je, sieht in dem unschuldigsten Dinge schon Gefahr für ihr Gewölfe und führt es bei dem geringsten Geräusche in den Bau zurück. Daher kommt es, daß es nur höchst selten dem Beobachter gelingt, die spielende Familie zu bemerken. Wenn die Kleinen eine gewisse Größe erlangt haben, liegen sie bei gutem Wetter gern morgens und abends vor dem Baue und erwarten die Heimkunft der Alten: währt ihnen diese zu lange, so bellen sie und verrathen sich hierdurch zuweilen selbst. Sobald die Alte irgend eine Nachstellung merkt, trägt sie die Jungen im Maule nach einem andern Baue, oft ziemlich weit weg. Schon im Juli begleitet das Gewölfe die jagende Alte oder macht sich wohl auch allein auf die Jagd, sucht in der Dämmerung ein junges Häschen, Mäuschen, Vögelchen und andere Thierchen zu überraschen, und wäre es auch nur ein Käfer. „Sie haben," sagt Tschudi, „schon ganz die Art der Alten. Die längliche, spitze Schnauze sucht emsig am Boden die Fährte, die feinen Oehrchen stehen gerade aufgerichtet, die kleinen, graugrünen, schief blitzenden Aeuglein visiren scharf das Revier, die reichwollige Standarte folgt leise dem leisen Auftritte der Sohlen. Bald steht der junge Jäger mit den Vorderfüßen auf einem Steine und spürt umher, bald duckt er sich in den Busch, um die Ankunft der Nestvögel zu erwarten, bald steht er heuchlerisch harmlos am Bergstalle, um den nächtlicher Weile das muntere Volk der Mäuse das Heugesäme durchsucht." Schon Ende Juli verlassen die jungen Füchslein den Bau gänzlich, und beziehen mit ihrer Mutter die Getreidefelder, welche ihnen reichen Fang versprechen und vollkommene Sicherheit gewähren. Nach der Ernte suchen sie dichte Gebüsche, Haiden und Röhricht auf, bilden sich inzwischen zu vollkommen gerechten Jägern und schlauen Strauchdieben aus, und trennen sich endlich im Spätherbst gänzlich von der Mutter, um auf eigene Faust ihr Heil zu versuchen.

Lenz theilt Beobachtungen mit, welche die Mutterliebe der alten Füchsin auf das glänzendste beweisen. „Am 19. April 1830 grub der Jäger des Herrn von Mergenbaum zu Nilsheim, in Gesellschaft des Hauptmanns Deßloch, Hofgärtners Resserl und mehrerer Andrer, einen Bau mit jungen Füchsen aus. Nachdem ein scharfer Dachshund eine kurze Zeit den Füchsen vorgelegen hatte und die Röhren mit Schützen besetzt waren, wurde an der Stelle, wo der Hund die Füchse verrathen, stark auf den Bau geklopft, welches Klopfen die Füchsin zu dem schnellen Entschluß brachte,

die Flucht zu ergreifen. Sie vergaß aber dabei ihrer Jungen nicht, nahm eins derselben ins Maul, brach neben dem vorliegenden Hunde durch, sprang aus dem Baue und ließ auch jetzt das Kleine nicht fallen, obgleich mehrere Flinten ganz aus der Nähe, jedoch ohne zu treffen, auf sie abgefeuert wurden." — „In der Nähe eines Gutes," erzählt Eckström, ein schwedischer Naturforscher, „hatte ein Fuchspaar seinen Bau und Junge darin. Der Verwalter stellte eine Jagd auf die alten Füchse an, erwischte sie aber nicht. Da wurden Tagelöhner aufgeboten, den Bau zu graben. Zwei Junge wurden getödtet, und das dritte nahm der Verwalter mit sich auf den Hof, legte ihm ein Hundehalsband an und band es dicht vor seinem Kammerfenster an einen Baum. Dies wurde am Abend des nämlichen Tages bewerkstelligt. Am Morgen, als die Leute im Gehöfte erwachten, wurde sogleich ein Mensch hinausgeschickt, um nachzusehen, wie es mit dem jungen Fuchse stände. Er stand sehr trübselig an derselben Stelle, hatte aber einen fetten Truthahn mit abgebissenem Kopfe vor sich. Nun wurde die Magd herbeigerufen, welche die Aufsicht über das Hühnerhaus hatte, und mit Thränen im Auge mußte sie gestehen, daß sie vergessen hatte, die Truthühner einzutreiben. In Folge angestellter Untersuchung fand sich, daß der alte Fuchs während der Nacht vierzehn Truthühner geschlachtet hatte, deren zerstückte Körper hier und da im Wohn- und Viehhofe herumlagen; eins hatte er, wie schon gesagt, vor sein angefesseltes Junge gelegt."

Sehr jung eingefangene Füchse lassen sich leicht aufziehen, weil sie sich ohne Mühe an Hundekost gewöhnen. Sie werden, wenn man sich viel mit ihnen abgiebt, bald und sehr zahm und erfreuen uns durch ihre Munterkeit und Beweglichkeit. Während meines Aufenthalts in Egypten besaß ich eine Zeit lang einen, welcher mir innerhalb meiner Wohnung wie ein Hund auf dem Fuße nachlief und mich sehr liebte. Gleichwohl schien er es nicht gern zu haben, wenn ich ihn auf den Arm nahm und ihm wie den Hunden schmeichelte. Er that zwar so, als ob er vor Zärtlichkeit und Glück ganz außer sich sei, leckte mich und fächelte wie ein Hund bei großer Hitze: es war aber Alles blos Heuchelei; denn er bezweckte durch seine Schmeicheleien nichts Anderes, als so schnell wie möglich wieder wegzukommen. Dann ließ er sich auch so leicht nicht wieder fangen, obwohl er immer jene heuchlerische Miene annahm, wenn ich mich ihm näherte. Auf den Hühnerhöfen meiner Nachbarn wußte er in der allerkürzesten Zeit sehr genau Bescheid und verfehlte auch nicht, so oft er konnte, sich von dort ein Hühnchen zu holen. Bei dem geringen Preise, welchen die Hühner in Egypten haben, war die Bezahlung der durch ihn umgebrachten Hühner eben keine große Ausgabe für mich, und ich leistete sie schon aus dem Grunde sehr gern, um meinem Fuchs auch sein Vergnügen zu lassen und die Leute nicht gar zu sehr gegen ihn aufzubringen. Leider schien er die Zuneigung, welche er früher trotz seiner Diebereien genossen hatte, endlich doch verscherzt zu haben: man brachte ihn eines Tages als Leiche.

„Von mehreren Füchsen, welche ich aufgefüttert habe," erzählt Lenz, „war der letzte, ein Weibchen, der zahmste, weil ich ihn am kleinsten bekam. Er fing eben an, selbst zu fressen, war aber doch schon so boshaft und beißig, daß er, wenn er eine Lieblingsspeise vor sich hatte, dabei immer knurrte und, wenn ihn auch Niemand störte, doch rings um sich in Stroh und Holz biß. Durch freundliche Behandlung ward er bald so zahm, daß er sichs gern gefallen ließ, wenn ich ihm ein eben gemordetes Kaninchen aus dem blutigen Rachen nahm und statt dessen den Finger hineinlegte. Ueberhaupt spielte er, selbst als er erwachsen war, außerordentlich gern mit mir, war außer sich vor Freude, wenn ich ihn besuchte, wedelte wie ein Hund und sprang winselnd um mich herum. Ebenso freundlich war er gegen jeden Fremden; ja, er unterschied Fremde schon auf funfzig Schritt weit, wenn sie um die Hausecke kamen, sogleich von mir und lud sie mit lautem Gewinsel ein, zu ihm zu kommen, eine Ehre, welche er mir und meinem Bruder, die wir ihn für gewöhnlich fütterten, in der Regel nicht erwies, wahrscheinlich, weil er wußte, daß wir doch kämen. Kam ein Hund, so sprang er, jener mochte groß oder klein sein, ihm mit feuersprühenden Augen und grinsenden Zähnen entgegen. Er war am Tage ebenso munter, wie bei Nacht. Sein Liebstes war, wenn er an mit Fett geschmierten Schuhen nagen oder sich darauf wälzen konnte. Anfangs befand er sich frei in einem eigens für ihn gebauten Stalle. Gab ich ihm da z. B. einen recht großen, beißigen Hamster, so kam er gleich mit funkelnden Augen

leise geschlichen und legte sich lauernd nieder. Der Hamster faucht, fletscht die Zähne und fährt grimmig auf ihn los. Er weicht aus, springt mit den geschmeidigsten Wendungen rings um den Hamster herum oder hoch über ihn weg und zwickt ihn bald mit den Pfoten, bald mit den Zähnen. Der Hamster muß sich unaufhörlich nach ihm wenden und drehen und wirft sich endlich, wie er Das satt kriegt, auf den Rücken und sucht mit Krallen und Zähnen zugleich zu fechten. Nun weiß aber der Fuchs, daß sich der Hamster auf dem Rücken nicht drehen kann; er geht daher in engem Kreise um ihn herum, zwingt ihn dadurch aufzustehen, packt ihn, während er sich wendet, beim Kragen und beißt ihn todt. Hat sich ein Hamster in einer Ecke festgesetzt, so ist es dem Fuchs unmöglich, ihm beizukommen; er weiß ihn aber doch zu kriegen, denn er neckt ihn so lange, bis er vor Bosheit einen Sprung thut, und packt ihn im Augenblick, wo er vom Sprunge niederfällt. — Einst, da er kaum die Hälfte seiner Größe erreicht hatte und noch nie ins Freie gekommen war, benutzte ich die Gelegenheit, wo bei einem Feste wohl achtzig Menschen versammelt waren, und setzte ihn zur Schau auf den drei Fuß breiten Rand eines runden, kleinen Teiches. Die ganze Gesellschaft versammelte sich sogleich rings um das den Teich umgebende Geländer, und der Fuchs schlich nun, betroffen über den unbekannten Platz und den Anblick der vielen Menschen, behutsam um den Teich herum, und während er die Ohren bald anlegte, bald aufrichtete, bemerkte man in seinem kummervollen Blicke deutlich die Spuren ernsten Nachdenkens über seine gefährliche Lage. Er suchte, wo gerade Niemand stand, Auswege durch das Geländer, fand aber keinen. Dann fiel es ihm ein, daß er gewiß in der Mitte am sichersten sein würde, und weil er nicht wußte, daß man im Wasser sinkt, so that er vom Ufer, das etwa einen Fuß hoch war, einen großen Satz nach der Mitte zu, erschrak aber nicht wenig, wie er plötzlich untersank, suchte sich indeß doch gleich durch Schwimmen solange zu halten, bis ich ihn hervorzog, worauf er sich den Pelz tüchtig ausschüttelte. — Einstmals fand er Gelegenheit, bei Nacht und Nebel seinen Stall zu verlassen, ging in den Wald spazieren, gelangte am folgenden Tage nach Reinhardsbrunn, ließ sich aber dort ganz gemüthlich von Leuten anlocken, aufnehmen und zu mir zurückbringen. — Das zweite Mal, wo er ohne Erlaubniß spazieren gegangen, traf er mich zufällig im Walde wieder und sprang voller Seligkeit an mir empor, so daß ich ihn aufnehmen konnte. — Das dritte Mal suchte ich ihn in Begleitung von sechzehn Knaben in den Ibenhainer Berggärten. Als wir in Masse kamen, hatte er keine Lust, sich einfangen zu lassen, saß mit bedenklicher Miene an einem Zaun und sah uns mit Mißtrauen an. Ich ging ihm von unten her langsam entgegen, redete ihm freundlich zu; er ging ebenso langsam rückwärts bis zur obern Ecke des Zauns, wo ich ihn zu erwischen hoffte. Dort hielt ich ihm die Hand entgegen, bückte mich, ihn aufzunehmen, aber wupp! da sprang er mit einem Satze über meinen Kopf hin, riß aus, blieb aber auf etwa funfzig Schritt stehen und sah mich an. Jetzt schickte ich alle die Knaben in weitere Ferne, parlamentirte und hatte ihn bald auf dem Arme. — Als ich ihm zum erstenmal ein Halsband umthat, machte er vor Aerger drei Ellen hohe Sprünge, und als ich ihn nun gar anlegte, wimmerte, wand und krümmte er sich ganz verzweiflungsvoll, als wenn er das schrecklichste Bauchweh hätte, und wollte Tage lang weder essen noch trinken. — Als ich einmal einen recht großen Kater in seinen Stall warf, war er wie rasend, fauchte, grunzte, sträubte alle Haare, machte ungeheure Sprünge und zeigte sich feig. Gegen mich aber bewies er sich desto tapferer; denn als ich einmal seine Geduld erschöpft hatte, gab er mir einen Biß in die Hand, ich ihm eine Ohrfeige, er mir wieder einen Biß und ich ihm wieder eine Ohrfeige; beim dritten Bisse packte ich ihn am Halsband und hieb ihn jämmerlich mit einem Stöckchen durch; er wurde aber desto rasender, war ganz außer sich vor Wuth und wollte immer auf mich losbeißen. Das ist das einzige Mal gewesen, wo er mich oder sonst Jemand absichtlich gebissen hat, obgleich Jahre lang täglich mit ihm Leute spielten und manche ihn neckten." —

Reinecke steckt jahraus, jahrein im Waldbann und ist vogelfrei; für ihn giebt es keine Zeit der Hegung, keine Schonung. Man schießt, fängt, vergiftet ihn, gräbt ihn aus seinem sichern Bau und schlägt ihn mit dem gemeinen Knüppel nieder, hetzt ihn zu Tode, holt ihn mit Schraubenziehern aus der Erde heraus, kurz, sucht ihn zu vernichten, wo immer nur möglich und zu jeder Zeit. Wäre

er nicht so gescheit und schlau: der Mensch hätte ihn längst vollkommen ausgerottet. Er aber setzt List gegen List und seine Klugheit gegen den Menschenverstand ein und lebt so, trotz aller Befehdung, ungeachtet seiner Vogelfreiheit, sein gemüthliches Waldleben fort. Wollte ich hier alle Arten des Fuchsfanges ausführlich beschreiben, ich müßte noch mehrere Seiten füllen. Es giebt kaum eine Fangart, welche man nicht schon versucht, und keine Waffe, welche man nicht gegen den Fuchs gebraucht hätte. Wenn man sehr vorsichtig ist, schießt man ihn auf dem Anstande, indem man ihn durch Nachahmung des Lautes eines jungen Hasen oder einer Maus herbeilockt, oder auf Treibjagden und erlegt ihn bei hellem Mondschein von der Schießhütte aus — einem in die Erde gegrabenen, von dichtem Gebüsch verdeckten und oben mit Erde und Moos bedachten Gemache, vor dem ein freier, womöglich von Gebüsch umgebener Platz sich befindet, auf welchem der Fuchs geludert d. h. durch Aas geködert wird. — Lebendig fängt man ihn in Fallen aller Art, am häufigsten aber noch im Schwanenhalse und Tellereisen oder auch in dem sogenannten Kunstbau. Dieser wird in der Nähe des eigentlichen Fuchsbaues angelegt und besteht nur aus einer Röhre, welche in einem Bogen hufeisenförmig umläuft und für beide Enden nur einen einzigen Eingang hat. Der hinterste Theil dieser Röhre wird etwas erweitert und höher angelegt, als der Eingang, damit sich kein Wasser dort ansammle. Die Röhre selbst ist mit Steinplatten allseitig ausgekleidet und liegt etwa zwei Fuß in der Erde. Ueber dem Kessel liegt eine größere Platte dicht unter dem Boden, welche man mit leichter Mühe abheben kann. Wenn nun der Fuchs nachts auf seine Jagd ausgegangen ist, schleicht man leise zu seinem Bau und verstopft hier alle Röhren. Der Heimkehrende versucht vergeblich, in das Innere seiner Wohnung einzudringen und flüchtet sich, weil ihm der Tag über den Hals kommt, in den nebenanstehenden Kunstbau, aus welchem er dann mit geringer Mühe ausgehoben wird. Der Fang mit dem Schwanenhalse erfordert einen echten Jäger, welcher mit der Lebensweise und den Sitten des Thieres genauer vertraut ist. Er glückt nur vom Anfang Novembers bis Ende Januars, wo die Nahrung knapp ist; denn wenn der Fuchs viel zu fressen hat, fällt es ihm gar nicht ein, den Köder anzugehen. Schon mehrere Tage, bevor man das Eisen stellt, muß man Lockspeise oder, wie die Jäger sagen, Vorwurf auf den Platz legen und somit den Fuchs an diesen gewöhnen. Erst wenn er mehrere Nächte die Speise aufgenommen hat, wird das gereinigte und mit etwas Witterung bestrichene Eisen fangbar gestellt, mit frischer Füllung und frischem Vorwurfe versehen und sorgfältig den Blicken verborgen. Die größte Vorsicht ist hierbei erforderlich; man darf niemals sichtbare Spuren seiner Anwesenheit zurücklassen; kein Fuchseisen darf fest angekettet werden, sonst beißt sich der Fuchs, der sich nur mit dem Laufe gefangen hat, denselben ab und entflieht ꝛc.

Bei allen Fuchsjagden hat man Gelegenheit, die Schlauheit, den Muth und die Selbstbeherrschung des Thieres zu beobachten. „Unglaublich ists," sagt Dietrich aus dem Winckell, „wie vorsichtig der Fuchs auf für ihn eingerichteten Fangplätzen zu Werke geht. Ich hatte einst die Freude, Augenzeuge zu sein, als im harten Winter nach einem fest angekirrten Fuchs das Eisen gelegt worden war. Es fing eben an zu dämmern, als Reinecke, durch Hunger getrieben, herangetrabt kam. Emsig und ohne Arg nahm er die entferntesten Vorwurfsbrocken an, setzte, so oft er einen verzehrte, sich gemächlich nieder und wedelte mit der Standarte. Je näher er dem Orte kam, wo das Eisen lag, desto behutsamer wurde er, desto länger besann er sich, ehe er Etwas nahm, desto öfter kreisete er den Platz. Gewiß zehn Minuten blieb er unbeweglich vor dem Abzugsbissen sitzen, sah ihn mit unbeschreiblicher Lüsternheit an, wagte es aber dennoch nicht zuzugreifen, bis er wieder drei- oder viermal das Ganze umkreist hatte. Endlich, als er ganz sicher zu sein glaubte, ging er wieder vor das Eisen, streckte den einen Vorderlauf nach dem Brocken aus, konnte ihn aber nicht erreichen. Wieder eine Pause, während welcher er wie vorher unverwandt den Abzugsbissen anstarrte. Endlich, wie in Verzweiflung, fuhr er rasch darauf los, und in dem Augenblicke war er mit der Halskrause geziert."

Der Fuchs zeigt einen unglaublichen Muth und große, bewunderungswürdige Selbstbeherrschung bei Gefahr und im Elend. Winckell hatte einst einem Fuchs den Vorderlauf dicht unterm Blatt mit der Büchse entzweigeschossen. Beim Ausreißen schlug ihm dieser immer um den Kopf; darüber

ärgerlich, fuhr er mit der Schnauze herum, biß den Lauf schnell ab und war nun ebenso flüchtig, als fehlte ihm Nichts. Ueberhaupt besitzt der Fuchs eine überraschende Lebenszähigkeit. Es sind mehrere Beispiele bekannt, wo für todt gehaltene Füchse plötzlich wieder auf- und davonsprangen. Ganz scheintodte bissen die Leute, welche sie längere Zeit schon getragen hatten, plötzlich fürchterlich; Wildungen sah sogar, daß ein Fuchs, dem man den Balg schon bis zu den Ohren abgestreift hatte, den Abstreifer noch tüchtig in die Finger biß. Auf drei Beinen laufen verwundete Füchse noch ebenso schnell, als auf vieren, ja sie sind selbst dann noch weggelaufen, wenn man sie angeschossen und ihre Hinterläufe eingehesset d. h. durch einander gesteckt hatte, wie man es bei den erlegten Hasen zu thun pflegt.

Nur wenn der Fuchs sehr hungrig ist, läßt er sich baizen oder ködern, und auch dann erscheint er selten vor zehn Uhr des Nachts auf dem Luderplatze. Der Hunger läßt ihn zuletzt seine Klugheit gänzlich aus den Augen setzen: er macht schließlich einen wahren Wolf aus ihm. Es ist ein ganz gewöhnlicher Fall, daß von hungrigen Füchsen schwer Verwundete ihrer eigenen Art zerrissen und aufgefressen worden sind. Ein Bekannter Winckells traf einen Fuchs darüber an, einen andern, welcher sich über Nacht im Schwanenhalse gefangen hatte, zu verzehren, und zwar that er das mit so vieler Lüsternheit, daß der Jäger im Freien herangehen und sich durch Erlegung des Räubers für den zerrissenen Balg des gefangenen Fuchses bezahlt machen konnte. Die jungen Füchse fressen zuweilen ihre Brüder, ja selbst ihre Mutter auf. Förster Müller sah mit an, wie sechs junge Füchse miteinander spielten, dann zankten und dabei den einen blutig bissen. Der Verwundete suchte zu entkommen, wurde aber augenblicklich von der ganzen Schar mörderisch angefallen, umgebracht und aufgefressen. Aehnlich erging es einem jungen Fuchse, welcher angeschossen worden war, sich aber noch bis zu seinem Baue fortschleppte. Als man letztern kurze Zeit darauf öffnete, hatten ihn seine Brüder bereits verzehrt. Wildmeister Euler schoß eine säugende Füchsin und legte sie neben dem Bau in ein Loch, fand aber am andern Morgen nur noch den Balg und die Knochen: das Uebrige hatten die jungen Füchschen verzehrt. Gefangene Füchsinnen haben sogar ihre Kinder aufgefressen.

Außer dem Menschen hat der Fuchs übrigens immer noch eine Anzahl von Feinden. Wenn ihn der Wolf fangen kann, frißt er ihn ohne Umstände auf, und die Hunde haben so großen Groll auf ihn, daß sie ihn wenigstens zerreißen. Merkwürdig ist es aber, daß trächtige oder säugende Füchsinnen häufig von den männlichen Hunden geschont und gar nicht verfolgt werden. Die übrigen Säugethiere können Reinecke Nichts anhaben: unter den Vögeln hat er aber mehrere sehr gefährliche Feinde. Der Habicht nimmt junge Füchse ohne Zögern weg, der Jagdedelfalke (?) des Nordens halberwachsene und der Steinadler sogar erwachsene, obgleich ihm Dies zuweilen sehr schlecht bekommt. Tschudi berichtet einen solchen Fall. „Ein Fuchs lief über den Gletscher und wurde blitzschnell von einem Steinadler gepackt und hoch in die Lüfte geführt. Der Räuber fing bald an, sonderbar mit den Flügeln zu schlagen und verlor sich hinter einem Grat. Der Beobachter stieg zu diesem heran — da lief zu seinem Erstaunen der Fuchs pfeilschnell an ihm vorbei: — auf der andern Seite fand er den sterbenden Adler mit aufgebissener Brust. Dem Fuchs war es gelungen, den Hals zu strecken, seinen Räuber bei der Kehle zu packen und diese durchzubeißen. Wohlgemuth hinkte er nun von dannen, mochte aber wohl sein Leben lang die sausende Luftfahrt nicht vergessen. In den übrigen Thierklassen hat der Fuchs keine Feinde, welche ihm gefährlich werden könnten, wohl aber solche, welche ihn belästigen, so namentlich viel Flöhe. Daß er diese durch ein sorgfältig genommenes Bad in ein im Maule getragenes Bündel Mos treibe und dann durch Wegwerfen dieses Bündels sich jene unangenehmen Gäste vom Halse schaffe, ist eine Fabel.

Es ist erwiesen, daß der Fuchs fast alle Krankheiten des Hundes theilt und auch von der fürchterlichen Tollwuth befallen wird. Ja, man kennt sogar Beispiele, daß er, von dieser entsetzlichen Seuche getrieben, bei hellem Tage in das Innere der Dörfer kam und hier Alles biß, was ihm in den Weg lief. Glücklicher Weise sind solche Fälle selten, wie denn überhaupt wohl auch die wenigsten Füchse ihr Leben durch Krankheiten enden dürften. Ebenso selten mögen sie aber wohl

das höchste Ziel ihres Alters, zwölf bis funfzehn Jahre, erreichen; denn der Mensch ist ihnen doch gar zu auffässig.

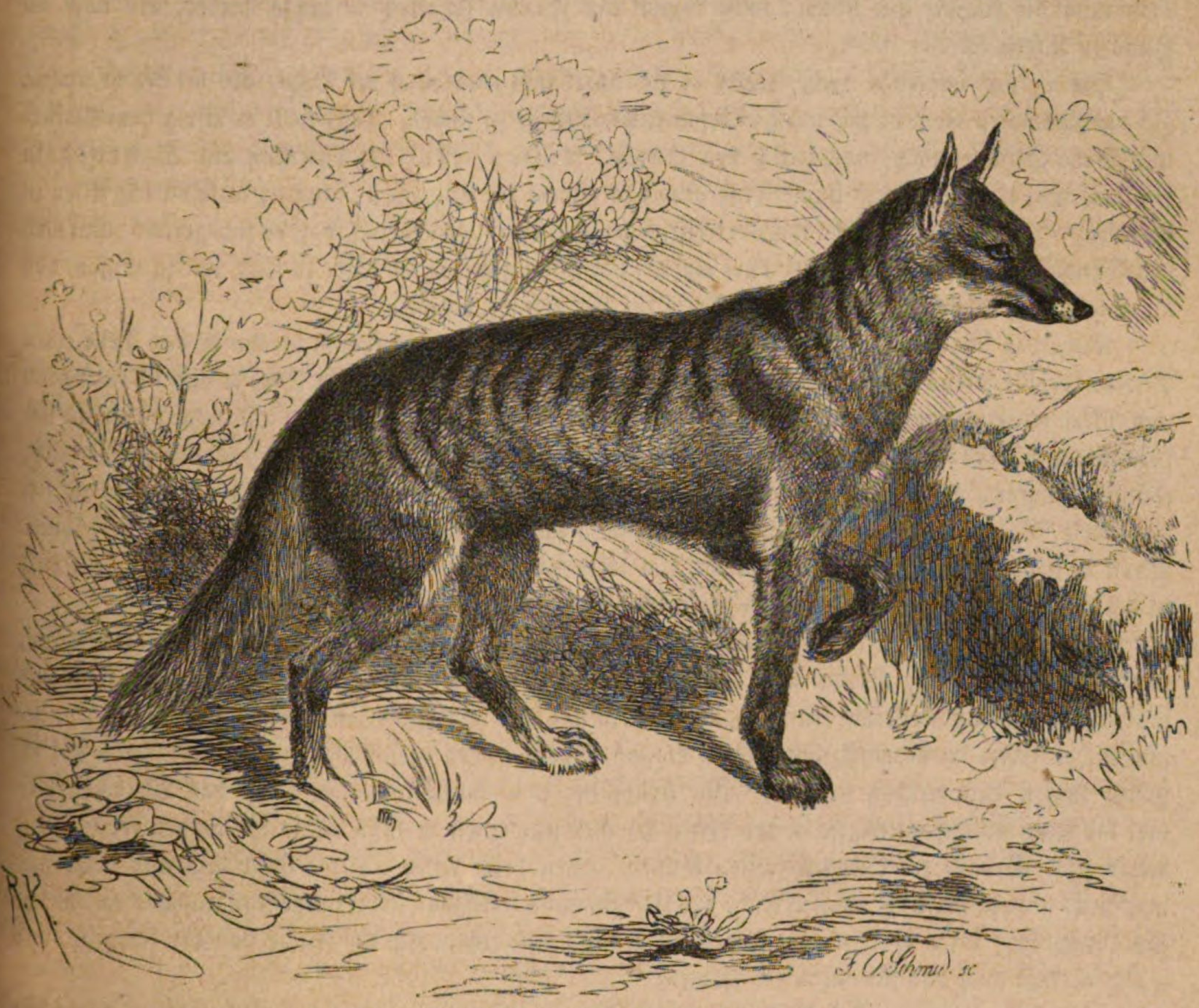
In früheren Zeiten vergnügten sich die hohen Herrschaften noch ganz besonders mit dem Prellen der gefangenen Füchse. Man brachte die Thiere in einen rings umschlossenen Hof und trieb sie über schmale und lange Netze hinweg, welche an dem einen Ende von einem Herrn, an dem andern von einer Dame gehalten wurden. Die Mitte des Netzes lag am Boden auf, und über sie mußten die Füchse weglaufen. Sobald sich nun einer gerade auf dem Netze befand, wurde dieses schnell straff gezogen, das Thier flog in die Höhe und fiel derb auf den Boden nieder, oder unter Umständen auch auf einen Herrn, auf eine Dame, auf andere Netze ꝛc., bis es endlich doch sich auf einem harten Gegenstande zerschmetterte. Wenn im Freien geprellt wurde, umhegte man den Platz mit hohen Tüchern und bildete innerhalb derselben mehrere Gassen, durch welche die Füchse getrieben wurden, um auf die Netze zu kommen. „Die gnädigsten Herrschaften sehen,“ wie Flemming erzählt, „dem Prellen mit Vergnügen zu und delectiren sich an den vielfältigen Luftsprüngen und Capriolen der Füchse und Hasen, und dem Umfallen und Stolpern der Cavalliers und Dames, welche sämmtlich in grüner, mit Gold und Silber verchamarirter Kleidung erschienen sind. Sie schicken mit vielfältigem Prellen die Füchse und Hasen nach mancherley wunderlichen Figuren in die Luft, daß die Herrschaft ihr Vergnügen haben kann. Soll es nun bald zu Ende gehen, so werden junge Sauen herausgelassen, und die machen denn bey den Dames unter den Reifröcken einen solchen Rumor, daß nicht zu beschreiben....“

Es ist immer anziehend, die Lebensweise ähnlicher Thiere vergleichend zu betrachten: deshalb glaube ich, der langen Beschreibung des Lebens unsers Fuchses noch die Lebensschilderung anderer, engerer oder weiterer Verwandten hinzufügen zu dürfen, gleichsam zur Ergänzung des Fuchsbildes überhaupt. Ein solcher Verwandter Reineckes ist der Aguarachay der Guaraner oder der brasilianische Fuchs (Vulpes Azarae). Das Thier ähnelt im Ganzen seinem nordamerikanischen Vertreter und auch unserm gemeinen Fuchs, ist aber kleiner, als Beide, dabei verhältnißmäßig kräftiger gebaut und besitzt einen runden Augenstern. Seine Länge beträgt 2 bis $2^1/_2$ Fuß, die der Lunte 14 Zoll. Die Färbung wechselt. Gewöhnlich sind Nacken und Rücken schwarz, Scheitel und Kopfseiten grau, die Seiten dunkelgrau, weil aus schwarzen und weißen Haaren gemischt, Brust und Bauch schmuzig-isabellgelb, die Läufe vorn braun, hinten schwarz, die Pfoten braun. Eine weiße Bläße im Gesicht, ein hellgelber Augenring, ein ockergelber Ohrfleck und die gleichgefärbte Gurgel stechen von jener Färbung ab. Die langen Borsten im Gesicht, eine Augenbinde und alle nackten Theile sind schwarz. Der Pelz besteht aus weichem Wollhaar und etwas gekräuselten, ziemlich rauhen Grannen, welche verschieden geringelt sind und an den verschiedenen Körpertheilen die betreffende Färbung durch ihre helleren oder dunkleren Spitzen hervorbringen. Manchfaltige Abänderungen in der Färbung und Zeichnung erschweren es, diese Art immer zu erkennen; auch sind die Forscher noch verschiedner Ansicht: die Einen vereinigen, die Anderen trennen die Abweichungen.

Das Vaterland des Aguarachay (sprich Agaratschai) ist ganz Südamerika, vom stillen bis zum atlantischen Weltmeer, vom Gleicher bis zur Südspitze Patagoniens. Er findet sich in der Höhe, wie in der Tiefe, scheint aber gemäßigte Landstriche den heißen Gegenden vorzuziehen. In den Andes steigt er bis zu 16,000 Fuß über die Meeresfläche empor. In Paraguay bewohnt er das offene Gestrüpp und meidet ebensowohl die großen Waldungen, wie die offenen Stellen, obgleich er beide auf seinen Jagdzügen besucht. Er ist überall häufig, hält sich in einem bestimmten Gebiete auf, im Sommer und Herbst allein, im Winter und Frühling paarweise, verschläft den Tag und zieht abends aus, um Agutis, Pakas, Kaninchen, junge Rehkälber, wildes und zahmes Geflügel zu berücken, soll auch dem Jaguar als Bettler und Schmarotzer folgen, verschmäht selbst Frösche und Eidechsen nicht, fängt Krebse und Krabben und wird seiner Häufigkeit, Raubgier und Dieberei wegen zur Landplage.

Wir verdanken Azara, Rengger und Tschudi treffliche Lebensbeschreibungen des Thieres; die beste hat Rengger gegeben:

„Ich habe zuweilen auf meinen Reisen, wenn ich die Nacht im Freien zubrachte, auf Augenblicke diesen Fuchs im Mondschein beobachten können. War ich bei einer Hütte gelagert, wo Bisamenten gehalten wurden, so sah ich ihn sich mit der größten Vorsicht nähern, immer unter dem Winde, damit er Menschen und Hunde schon von weitem wittern könnte. Mit leisem, ganz unvernehmbaren Tritt schlich er längs der Umzäunung oder durch das Gras, machte oft große Umwege, bis er in die Nähe der Enten kam, sprang dann plötzlich auf eine derselben los, ergriff sie mit den Zähnen beim Halse, so daß sie kaum einen Laut von sich geben konnte und entfernte sich schnell mit seinem Raube, ihn hoch empor haltend, um im Laufe nicht gehindert zu werden. Erst in einiger Entfernung, wenn er sich gesichert glaubte, verzehrte er die Beute, wie man an den zurückgelassenen Federn und Knochen wahr-



Der Aguarachay oder brasilianische Fuchs (Vulpes Azarae).

nehmen konnte. Wurde er durch Geräusch gestört, so zog er sich sogleich in das dichteste Gebüsch zurück, kam aber später von einer andern Seite wieder und versuchte von neuem. Manchmal erschien er vier bis fünf mal in der Nähe einer Hütte, bis er den günstigsten Augenblick wahrgenommen hatte. Gelingt ihm der Fang nicht in einer Nacht, so macht er die folgende neue Versuche. Ich hatte einem Fuchse, welcher mir eine Ente geraubt hatte, mehrere Nächte hinter einander auflauern lassen. Er zeigte sich aber nicht, obschon wir jeden Morgen die frische Fährte in der Nähe fanden. Die erste Nacht hingegen, wo er Niemanden auf der Lauer bemerkte, besuchte er den Hühnerhof."

„Im Walde und auf offenem Felde ist der Aguarachay in der Verfolgung der Beute weniger behutsam, weil er hier weniger Feinde zu befürchten hat und die kleinen Säugethiere, welche er nicht unversehens überfallen kann, bald einholt. Bei der Verfolgung hält er, wie die Jagdhunde, die Nase

nahe am Boden, spürt auf der Fährte hin und windet dann mit emporgehaltener Nase von Zeit zu Zeit. Sind die Zuckerrohre ihrer Reife nahe, so besucht er die Pflanzung, und zwar nicht allein der vielen dort lebenden Mäuse, sondern auch des Zuckerrohrs selbst wegen. Er frißt nur einen kleinen Theil der Pflanzen, denjenigen nämlich, der sich gleich über der Wurzel findet und den meisten Zucker enthält, beißt aber jedesmal zehn und mehr Pflanzen an oder ab und richtet bedeutenden Schaden an."

In weniger bewohnten Gegenden wird der Aguarachay oder die Zorra der spanischen Südamerikaner, oft außerordentlich frech. Göring erzählte mir, daß er unsern Fuchs auch bei Tage ganz in der Nähe der Gehöfte gesehen habe. Das Thier besitzt ein ganz vortreffliches Gedächtniß und merkt es sich genau, wo es einmal Beute gemacht hat. Auf dem Hühnerhofe, welchem er einen Besuch abstattete, mag man die Hühner gut hüten: sonst kommt die Zorra sicherlich so lange wieder, als noch ein Huhn zu finden ist.

Wo er sich ungestört weiß, treibt er sich überhaupt ebensoviel bei Tage, als bei Nacht umher. In den Sümpfen weiß er mit großer Geschicklichkeit Wege zu finden. Dort stellt er eifrig dem Wasser- und Sumpfgeflügel nach, namentlich den Enten, Rallen, Wasserhühnchen und Wehrvögeln (Palamedea) nach und weiß immer eins oder das andere der tölpischen Jungen, ja selbst die Alten zu berücken. Die Gauchos, welche ihn vortrefflich kennen, erzählten Göring, daß er sich gerade dann nach den Sümpfen verfüge, wenn Jäger dort wären: die Leute glauben, er wäre so klug, um zu wissen, daß die Jäger doch einen oder den andern Vogel für ihn erlegen würden.

Einzelnen Reitern gegenüber zeigt er sich oft sehr neugierig: er kommt, wenn er den Tritt eines Pferdes vernimmt aus dem Gebüsch hervor, stellt sich offen mitten auf die Straße und schaut Reiter und Pferd unverwandt an, läßt auch Beide manchmal bis auf funfzig Schritte und noch näher an sich herankommen, bevor er sich zurückzieht. Ein solcher Rückzug geschieht keineswegs mit großer Eile, sondern langsam, Schritt für Schritt. Der Fuchs trollt in aller Gemüthlichkeit davon und schaut sich noch viele Male nach der ihn fesselnden Erscheinung um, fast als wolle er Roß und Reiter verhöhnen. Merkt er dagegen, daß man Miene macht, ihn zu verfolgen, so sucht er so eilig als möglich sein Heil in der Flucht und ist dann in kürzester Frist im dichten Gestrüpp verschwunden.

„Im Winter, zur Zeit der Begattung," fährt Rengger fort, „suchen sich beide Geschlechter auf, und lassen dann häufig abends und bei Nacht den Laut A-gua-a vernehmen, welchen man sonst nur hört, wenn eine Wetterveränderung bevorsteht. Männchen und Weibchen bauen sich nun ein gemeinschaftliches Lager im Gebüsch, unter losen Baumwurzeln, in den verlassenen Höhlen des Tatu u. s. w. Einen eignen Bau graben sie nicht. Im Frühjahr, d. h. im Weinmonat, wirft das Weibchen hier drei bis fünf Junge, welche sie in den ersten Wochen nur selten verläßt. Das Männchen trägt ihnen Raub zu. Sobald die Jungen fressen können, gehen beide Alten auf die Jagd aus und versorgen ihre Brut gemeinschaftlich. Gegen Ende des Christmonds trifft man schon junge Aguarachays an, welche der Mutter auf ihren Streifereien folgen. Um diese Zeit trennt sich der Fuchs von der Familie, und später verläßt auch das Weibchen die Jungen."

„Der Aguarachay wird in Paraguay sehr häufig als Säugling eingefangen und gezähmt. Geschieht das Letztere mit Sorgfalt, so kann er zum Hausthier gemacht werden. Ich sah ihrer zwei, welche fast so zahm waren, wie Haushunde, obgleich nicht so folgsam. Beide waren ganz jung einer säugenden Hündin angelegt und mit deren Gewölfe aufgezogen worden. Ihren Herrn lernten sie bald kennen, kamen auf seinen Ruf zu ihm, suchten ihn zuweilen von selbst auf, spielten mit ihm und beleckten seine Hände. Gegen unbekannte Personen waren sie gleichgiltig. Mit ihren Stiefgeschwistern hatten sie sich gut vertragen; beim Anblick fremder Hunde sträubten sie ihr Haar und fingen an zu bellen. Sie liefen frei umher, ohne daß sie zu entfliehen suchten, obgleich sie oft ganze Nächte hindurch vom Hause abwesend waren. Durch Schläge konnten sie von einer Handlung abgehalten, aber weder durch Güte noch durch Gewalt zu Etwas gezwungen werden. Die Gefangenschaft hatte ihre angestammte Lebensweise nur wenig verändert. Sie schliefen den größten Theil des Tages hindurch, wachten gegen Abend auf, liefen dann einige Zeit im Hause herum und suchten sich ihre Nahrung auf oder spielten

mit ihrem Herrn. Mit einbrechender Nacht verließen sie das Haus und jagten, wie die wilden, in Wald und Feld oder stahlen von den benachbarten Hütten Hühner und Enten weg; gegen Morgen kehrten sie nach Hause zurück. Allein auch da war das zahme Geflügel nichts weniger als sicher vor ihnen, falls sie dasselbe unbemerkt rauben konnten; sowie sie sich aber beobachtet glaubten, warfen sie keinen Blick auf die Hühner."

„Da beide Thiere ihren Stiefgeschwistern sehr zugethan waren, begleiteten sie dieselben gewöhnlich, wenn ihr Herr mit ihnen auf die Jagd ritt, und halfen das Wild aufsuchen und verfolgen. Ich selbst habe mit diesen Füchsen mehreremal gejagt und war erstaunt über ihren äußerst feinen Geruch, indem sie im Aufsuchen und Verfolgen einer Fährte die besten Hunde übertrafen. War ein Wild aufgestochen, so verloren sie nie die Spur, dieselbe mochte auch noch so oft durch andere gekreuzt sein. Am liebsten jagten sie Rebhühner, Agutis, Tatus und junge Feldhirsche, alles Thiere, welchen sie auf ihren nächtlichen Streifereien nachzustellen gewöhnt waren. Auch große Hirsche, Pekaris und selbst den Jaguar halfen sie jagen. Währte aber die Jagd mehrere Stunden fort, so ermüdeten sie viel früher, als die Hunde, und kehrten dann nach Hause zurück, ohne auf das Zurufen ihres Herrn zu achten."

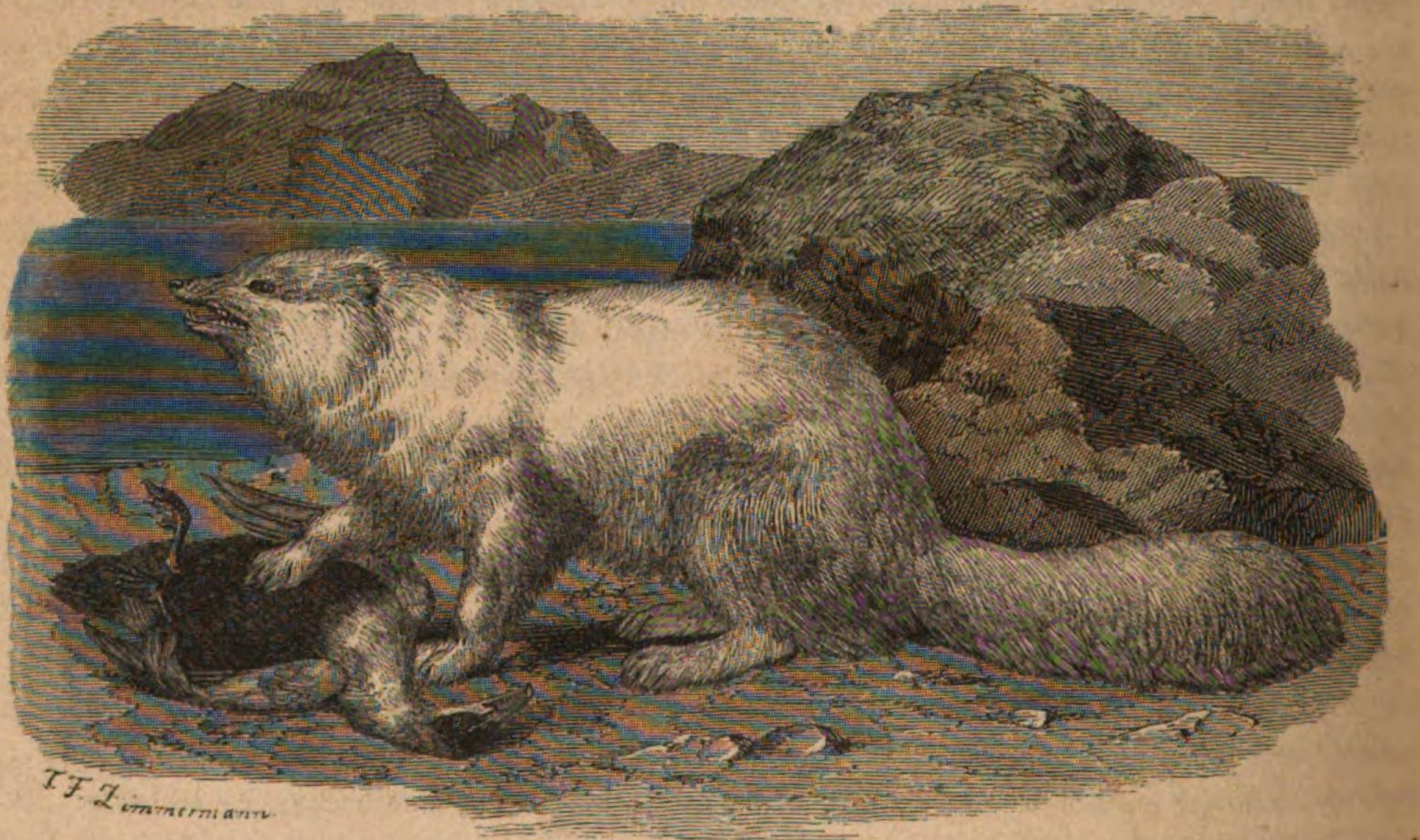
„Bei dieser Gelegenheit beobachtete ich eine sonderbare Gewohnheit des Aguarachay, von welcher mir schon Jäger gesprochen hatten. Wenn er nämlich ein Stück Leder oder einen Lappen Tuch oder sonst einen ihm unbekannten Gegenstand auf seinem Wege antrifft, ergreift er denselben mit den Zähnen, trägt ihn eine Strecke weit und versteckt ihn dann in einem Gebüsch oder im hohen Grase, worauf er seinen Lauf fortsetzt, ohne später zu der Stelle zurückzukehren. Dieser Sitte wegen müssen die Reisenden, welche die Nächte unter freiem Himmel zubringen, ihre Zäume, Sättel und Gurte gut verwahren, sonst werden sie ihnen leicht von dem Aguarachay weggetragen, nicht aber, wie Azara behauptet, gefressen. Mir wurde auf meiner Reise ein Zaum, einem meiner Reisegefährten ein Schnupftuch entwendet: Beides fanden wir am andern Morgen in einiger Entfernung von unserm Lager unversehrt im dichten Gestrüpp wieder." (Tschudi fand in einer Höhle des Thieres ein Stück Steigbügel, einen Sporen und ein Messer, welche ebenfalls von dem Aguarachay herbeigeschleppt worden waren).

Der Balg des Aguarachay wird nur selten, das Fleisch aber, seines widrigen Geruches und Geschmackes wegen, niemals von den Eingebornen Paraguays benutzt. Dennoch wird ihm des Schadens wegen, den er anrichtet, häufig nachgestellt. Man fängt ihn in Fallen oder schießt ihn abends auf der Lauer oder hetzt ihn mit Hunden zu Tode. Zu diesem Ende sucht man ihn aus dem Gebüsch, in dem er sich versteckt hat, ins Freie zu treiben, damit ihn die berittenen Jäger zugleich mit den Hunden verfolgen können. Anfangs läuft er sehr schnell, so daß ihn die Reiter beinahe aus den Augen verlieren. Nach einer Viertelstunde aber fängt er an, müde zu werden, und wird nun bald eingeholt. Gegen die Hunde sucht er sich zu vertheidigen, wird aber sogleich von ihnen in Stücke zerrissen. Es hält übrigens schwer genug, einen Aguarachay aus seinem Schlupfwinkel hinaus ins Freie zu treiben, indem ihm die Hunde in der Gewandtheit weit nachstehen, durch das verschlungene Gebüsch und die stachlichen Bromelien durchzuschlüpfen. — In Peru zahlt der Grundbesitzer für jeden Fuchs, welcher ihm abgeliefert wird, ein Schaf. Die Indianer stellen deshalb dem Aguarachay, welcher dort Atoj heißt, eifrig nach, und die Herdenbesitzer ihrerseits suchen eine Ehre darin, ihre Gebäude mit möglichst vielen ausgestopften Fuchsbälgen zu verzieren. — Außer dem Menschen mag der Aguarachay keinem andern Feinde unterliegen. Sein scharfes Gehör und seine äußerst feine Nase sichern ihn vor jedem unversehenen Ueberfall, und der Verfolgung entgeht er dann leicht durch seine Schnelligkeit.

Auch im Thierreich giebt es ausgeartete Mitglieder guter Familien; auch hier finden sich Verwandte, welche sich leiblich außerordentlich nahe stehen und geistig doch in jeder Hinsicht unterscheiden. Ein solcher, wirklich aus der Art geschlagner Bursch ist der Eis-, Polar- oder Steinfuchs (Vulpes lagopus), einer der nächsten Vettern unsers Reinecke und ihm gleichwohl in Sitten und Lebensweise durchaus unähnlich, eines der einfältigsten und zugleich zudringlichsten, der dümmsten und doch auch schlausten Glieder der Fuchsfamilie. Ich selbst bin auf meinen vieljährigen Reisen von keinem Thier

mehr überrascht oder in Erstaunen versetzt worden, als gerade von dem Eisfuchse. Kein anderes mir bekanntes Säugethier, kein Vogel, ja kein Wirbelthier überhaupt, scheint in gleich störrischer Weise an dem einmal Gewohnten festzuhalten und alle Erfahrungen so hartnäckig in den Wind zu schlagen, wie dieser nordische Fuchs, der Verwandte des unsrigen, welcher sich bekanntlich mit überraschender Fähigkeit in jede Ortsgelegenheit zu schicken und alle Erfahrungen auf das beste zu benutzen weiß.

Den Eisfuchs kennzeichnen seine geringere Größe (sein Leib ist höchstens zwei Fuß und seine Standarte nur einen Fuß lang), seine kurzen Läufe, seine stumpfe und starke Schnauze, seine kurzen, rundlichen Lauscher und der sehr dichte, langhaarige, fast filzige Balg, welcher im Sommer wie im Winter eine der Oertlichkeit vollkommen entsprechende Färbung hat. Wie die meisten nordischen Thiere, wechselt auch er zweimal sein Kleid und erscheint so im Sommer entweder felsen= oder erdfarbig, im Winter aber schnee= oder eisfarbig. Vielfache Abänderungen kommen nun vor. Es giebt reinweiße mit schwarzer Schwanzspitze, eisblaue, bleifarbige, braune oder röthlichbraune, auch im Winter, und im Sommer schmuziggraue, braunröthliche, braune u. s. w.



Der Eisfuchs (Vulpes lagopus).

Wie der Name sagt, bewohnt der Eisfuchs die Polargegenden oder die Länder, in denen es viel Eis giebt, und zwar die der alten Welt ebensogut, wie die der neuen, die Inseln nicht seltner, als das Festland. Bei ihm ist es wirklich anzunehmen, daß er sich mit den Eisbergen über die ganze nördliche Erde verbreitet hat; wenigstens sah man sehr viele oft auf solchen natürlichen Fähren im Meere schwimmen oder fand ihn, als einziges Landsäugethier, auf Eilanden, welche weit von anderen entfernt sind, in überraschender Menge vor, konnte also nur annehmen, daß er hier einmal eingewandert. Aus freiem Antriebe geht er nicht leicht über den sechzigsten Grad nördlicher Breite nach dem Süden hinab; ausnahmsweise kommt er nur in Sibirien südlicher vor. An allen Orten, welche ihn beherbergen, ist er häufig, am häufigsten aber doch auf Inseln, von denen er nicht so leicht wieder auswandern kann. So ist er denn auch allen nordischen Völkern sehr bekannt. Die Russen nennen ihn „Hündchen“ (Pessez), die Tartaren Weißfuchs (Aik=tilkoe), die Jakuten Kyrrsa, die Samojeden Noga und Sellero, die Ostjäken Kiön, die Turgusen Tschitara &c.

Man kann eben nicht sagen, daß der Eisfuchs bei dem Menschen besonders beliebt sei. Seine Dreistigkeit und Unverschämtheit erbittern vielmehr alle Leute gegen ihn; man betrachtet ihn geradezu als Landplage.

Nur bei bevorstehendem Unwetter oder an Orten, an denen er sich nicht recht sicher fühlt, zieht er sich in Höhlen im Geklüft oder auch in selbstgegrabene Röhren zurück und wagt sich dann blos des Nachts heraus, um auf Raub auszugehen. An allen Orten jedoch, wo er auch bei Tage nicht nöthig hat, sich vor dem Menschen zu verbergen, nimmt er sich nicht die Mühe, selbst Gruben und Höhlen für sich zu scharren, sondern lauert unter Steinen, Büschen, abgeworfenen Argalihörnern und ähnlichen Verstecken auf Beute. Er ist kein Kostverächter und nimmt mit aller thierischen Nahrung vorlieb. Unter den Säugethieren fällt ihm Alles zur Beute, was er bewältigen kann; am liebsten jagt er auf Mäuse. Die Züge der Lemminge verfolgt er oft Meilen weit und setzt ihnen auch über die Flüsse und Meere nach. Man versichert, daß oft der vierte Theil des Zuges solcher Mäuse ihm zur Beute wird. Aus der Klasse der Vögel raubt er Schneehühner, Regenpfeifer, Strand- und Seevögel, sobald er diese erwischen kann, und namentlich den Bruten dieser Thiere wird er sehr verderblich. Außerdem beansprucht er Alles, was das Meer von Thieren auswirft, sie mögen einer Klasse angehören, welcher sie wollen. Im Nothfall frißt er selbst thierischen Auswurf und dergleichen, oder er dringt in das Innere der Häuser ein und stiehlt hier weg, was sich forttragen läßt, selbst ganz unnütze Dinge. Wenn er viel Nahrung hat, vergräbt er einen Theil derselben und sucht ihn zu gelegener Zeit wieder auf. Dasselbe thut er auch, wenn er fürchtet, von dem Menschen gestört zu werden. Diese Vorrathskammern werden, nachdem sie gefüllt sind, wieder zugescharrt und mit der Schnauze so glatt geebnet, daß man sie nicht im geringsten bemerken kann.

Man trifft den Eisfuchs häufig in Gesellschaften; gleichwohl herrscht keine große Eintracht unter diesen: es finden vielmehr blutige Kämpfe statt, welche für den Zuschauer sehr viel Ergötzliches haben. Einer faßt dabei den Andern, wirft ihn zur Erde, tritt mit den Füßen auf ihm herum und hält ihn so lange fest, bis er ihn hinreichend gebissen zu haben glaubt. Dabei schreien die Kämpen, wie die Katzen. Wenn sie ungeduldig werden, heulen sie mit heller Stimme; ein freiwilliges Bellen dagegen hat man selten von ihnen gehört.

Die geistigen Fähigkeiten des Thieres sind keineswegs gering; demungeachtet zeigen sich gerade bei der Beobachtung des Geistigen die sonderbarsten Widersprüche, und man geräth oft in Zweifel, wie man diese oder jene Handlung zu beurtheilen habe. List, Verschlagenheit, Kunstfertigkeit, kurz, Verstand zeigten Alle, welche beobachtet wurden: dabei aber bemerkte man eine Dummdreistigkeit, wie bei kaum einem andern Thiere. Hiervon habe ich mich selbst überzeugen können. Wir, mein norwegischer Jäger und ich, begegneten nach Sonnenuntergang einem dieser Füchse auf dem Doverfjeld in Norwegen und schossen siebenmal nach ihm, ohne ihn bei der herrschenden Dämmerung genau auf das Korn nehmen und somit auch erlegen zu können. Anstatt nun die Flucht zu ergreifen, folgte uns dieser Fuchs noch wohl zwanzig Minuten lang, wie ein gutgezogner Hund seinem Herrn, und erst da, wo das felsige Gebiet endete, hielt er es für gerathen, umzukehren. Er ließ sich durch gutgezielte Steinwürfe ebensowenig vertreiben, als er sich von den hart vorüberpfeifenden Kugeln hatte in die Flucht schlagen lassen. Mein Jäger erzählte mir, daß er das Thier mehrmals mit den Händen gefangen hätte, weil es ohne Umstände auf ihn zugekommen und sich neugierig fragend vor ihm hingesetzt habe. Einmal wurde ihm sogar von Eisfüchsen die Renthierdecke angefressen, unter welche er sich gelegt hatte. Seine einsam im Gebirg stehende Hütte wurde des Winters regelmäßig von ihnen geplündert, und er mußte förmliche Vorsichtsmaßregeln ergreifen, um diese zudringlichen Thiere los zu werden. Ich erwähne diese Thatsachen nur flüchtig, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, um zu beweisen, daß der Eisfuchs sich überall gleichbleibt.

Die ausführlichste und zugleich anziehendste Schilderung dieser Thiere hat schon im vorigen Jahrhundert der berühmte Seefahrer Steller gegeben; und wenn dieselbe auch vielfach im Auszuge nacherzählt worden ist, halte ich es doch für angemessen, sie hier vollständig folgen zu lassen.

„Von vierfüßigen Landthieren giebt es auf Behringseiland nur die Stein- oder Eisfüchse, welche ohne Zweifel mit dem Treibeis dahingebracht worden und, durch den Seeauswurf genährt, sich unbeschreiblich vermehrt haben. Ich habe die Natur dieser an Frechheit, Verschlagenheit und Schalkhaftig-

keit den gemeinen Fuchs weit übertreffenden Thiere nur mehr als zu genau während unsers unglückseligen Aufenthalts auf diesem Eilande kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Die Geschichte der unzähligen Possen, die sie uns gespielt, kann wohl der Affenhistorie des Albertus Julius auf der Insel Sarenburg die Waage halten. Sie drängten sich in unsere Wohnungen sowohl bei Tage, als bei Nacht ein, und stahlen Alles, was sie nur fortbringen konnten, auch Dinge, die ihnen gar Nichts nutzten, als Messer, Stöcke, Säcke, Schuhe, Strümpfe, Mützen u. s. w. Sie wußten so unbegreiflich künstlich eine Last von etlichen Pud von unseren Vorrathsfässern herabzuwälzen und das Fleisch daraus zu stehlen, daß wir es anfangs kaum ihnen zuschreiben konnten. Wenn wir einem Thier das Fell abzogen, so geschah es oft, daß wir zwei bis drei Stück Füchse dabei mit Messern erstachen, weil sie uns das Fleisch aus den Händen reißen wollten. Vergruben wir Etwas noch so gut und beschwerten es mit Steinen, so fanden sie es nicht allein, sondern schoben, wie Menschen, mit den Schultern die Steine weg und halfen, unter denselben liegend, einer dem andern aus allen Kräften. Verwahrten wir Etwas auf einer Säule in der Luft, so untergruben sie dieselbe, daß sie umfallen mußte, oder einer von ihnen kletterte wie ein Affe oder Katze hinauf und warf das darauf Verwahrte mit unglaublicher Geschicklichkeit und List herunter. Sie beobachteten all unser Thun und begleiteten uns, wir mochten vornehmen, was wir wollten. Warf die See ein Thier aus, so verzehrten sie es, ehe noch ein Mensch dazu kam, zu unserm größten Nachtheil; und konnten sie nicht Alles gleich auffressen, so schleppten sie es stückweise auf die Berge, vergruben es vor uns unter Steinen und liefen ab und zu, solange noch was zu schleppen war. Dabei standen andere auf Posten und beobachteten der Menschen Ankunft. Sahen sie von fern Jemand kommen, so vereinigte sich der ganze Haufe und grub gemeinschaftlich in den Sand, bis sie einen Biber oder Seebären so schön unter der Erde hatten, daß man keine Spur davon erkennen konnte. Zur Nachtzeit, wenn wir auf dem Felde schliefen, zogen sie uns die Schlafmützen und Handschuh von und unter den Köpfen und die Biberdecken und Häute unter dem Leibe weg. Wenn wir uns auf die frisch geschlagenen Biber legten, damit sie nicht von ihnen gestohlen würden, so fraßen sie unter dem Menschen ihnen das Fleisch und Eingeweide aus dem Leibe. Wir schliefen daher allezeit mit Knütteln in den Händen, damit wir sie, wenn sie uns weckten, damit abtreiben und schlagen könnten."

„Wo wir uns auf dem Wege niedersetzten, da warteten sie auf uns, und trieben in unserm Angesicht hunderterlei Possen, wurden immer frecher, und wenn wir still saßen, kamen sie so nahe, daß sie die Riemen von unsern neumodischen, selbstverfertigten Schuhen, ja die Schuhe selbst auffraßen. Legten wir uns, als ob wir schliefen, so berochen sie uns bei der Nase, ob wir todt oder lebendig seien; hielt man den Athem an sich, so zupften sie wohl gar an der Nase und wollten schon anbeißen. Bei unserer ersten Ankunft fraßen sie unsere Todten, während daß Gruben für sie gemacht wurden, die Nase und Finger an Händen und Füßen ab, machten sich auch wohl gar über die Schwachen und Kranken her, daß man sie kaum abhalten konnte. Einen Matrosen, der in der Nacht auf den Knien sitzend zur Thür der Hütte hinausharnen wollte, haschte ein Fuchs an dem entblößten Theil und wollte seines Schreiens ungeachtet nicht bald loslassen. Niemand konnte, ohne einen Stock in der Hand, seine Nothdurft verrichten, und den Koth fraßen sie gleich so begierig, wie die Schweine oder hungrigen Hunde weg. Jeden Morgen sah man diese unverschämten Thiere unter den am Strande liegenden Seelöwen und Seebären herumlaufen und die schlafenden beriechen, ob nichts Todtes darunter sei: fanden sie solches, so ging es gleich an ein Zerfleischen, und man sah sie alle mit Schleppen bemüht. Weil auch besonders die Seelöwen des Nachts im Schlaf ihre Jungen erdrücken, so untersuchten sie, dieses Umstands gleichsam bewußt, alle Morgen ihre Herden Stück für Stück und schleppten die todten Jungen wie Schinder davon."

„Weil sie uns nun weder Tag noch Nacht ruhen ließen, so wurden wir in der That dergestalt auf sie erbittert, daß wir Jung und Alt todtschlugen, ihnen alles Herzeleid anthaten und, wo wir nur konnten, sie auf die grausamste Art marterten. Wenn wir des Morgens vom Schlaf erwachten, lagen immer zwei oder drei Erschlagene vor unseren Füßen, und ich kann wohl während meines

Aufenthalts auf der Insel auf mich allein über zweihundert ermordete Thiere rechnen. Den dritten Tag nach meiner Ankunft erschlug ich binnen drei Stunden über siebenzig mit einem Beil, aus deren Fellen das Dach über unserer Hütte verfertigt ward. — Aufs Fressen sind sie so begierig, daß man ihnen mit der einen Hand ein Stück Fleisch vorhalten und mit der andern die Axt oder den Stock führen konnte, um sie zu erschlagen. Wir legten einen Seehund hin, standen mit einem Stock nur zwei Schritte davon und machten die Augen zu, als ob wir sie nicht sähen: bald kamen sie angestiegen, fingen an zu fressen und wurden erschlagen, ohne daß sich daran die andern hätten spiegeln und entlaufen sollen. Wir gruben ein Loch oder Grab und warfen Fleisch oder ihre todten Kameraden hinein; ehe man sichs versah, war die ganze Grube voll, da wir denn mit Knütteln Alles erschlugen. Obgleich wir ihre schönen Felle, deren es hier wohl über ein Drittheil der bläulichen Art giebt, nicht achteten, auch nicht einmal abzogen, lagen wir doch beständig gegen sie, als unsere geschwornen Feinde, zu Felde. Alle Morgen schleppten wir unsere lebendig gefangenen Diebe bei den Schwänzen zur Hinrichtung oder Bestrafung vor die Kaserne auf den Richtplatz, wo einige enthauptet, anderen die Beine zerschlagen oder eines nebst dem Schwanze abgehauen wurde. Einigen stach man die Augen aus, andere wurden bei den Füßen paarweise und lebendig aufgehangen, da sie sich einander todtbeißen mußten. Einige wurden gesenget, andere mit Katzen zu Tode gepeitscht. Das Allerlächerlichste ist, wenn man sie erst beim Schwanze festhält, daß sie aus allen Kräften ziehen, und dann den Schwanz abhaut; da fahren sie einige Schritte voraus und drehen sich, wenn sie den Schwanz missen, über zwanzigmal im Kreise herum. Dennoch ließen sie sich nicht warnen und von unsern Hütten abhalten, und zuletzt sah man unzählige ohne Schwanz oder mit zwei oder drei Beinen auf der Insel herumlaufen."

„Wenn diese geschäftigen Thiere einer Sache Nichts anhaben können, wie z. B. Kleidern, die wir zuweilen ablegten, so loseten und harnten sie darauf, und dann geht selten einer vorbei, der Dies nicht thun sollte. Aus Allem ersah man, daß sie hier nie einen Menschen mußten gesehen haben, und daß die Furcht vor den Menschen den Thieren nicht angeboren, sondern auf lange Erfahrung gegründet sein müsse."

Diese Ansicht Stellers ist jedenfalls unrichtig; denn wenn die Eisfüchse überhaupt Erfahrung befolgen wollten, müßten sie sich in Norwegen ganz anders zeigen, als auf Behringseiland. Sie sind aber hier und da dieselben. Genau an den nämlichen Orten, wo in Skandinavien Eisfüchse leben, kommen auch Rothfüchse vor, und Freund Reinecke zeigt sich in Lappland gerade ebenso listig und verschlagen, wie bei uns zu Lande.

Die Ranzzeit des Eisfuchses fällt, seinen heimatlichen Verhältnissen entsprechend, etwas später, als die des Rothfuchses, nämlich in die Monate April und Mai. Die Begattung verrichten die Eisfüchse mit vielem Geschrei, wie die Katzen. Sie rammeln Tag und Nacht und beißen sich aus Eifersucht grausam, wie die Hunde. Mitte oder Ende Juni wölft das Weibchen in Höhlen und Felsenritzen neun bis zehn, ja selbst zwölf Junge. Den Bau pflegen die Füchsinnen am liebsten oben auf den Bergen oder am Rande derselben anzulegen. Sie lieben ihre Jungen außerordentlich, fast zu sehr; denn sie verrathen dieselben, in der Absicht, sie vor Gefahren zu schützen. Sobald sie nämlich einen Menschen auch nur von fern erblicken, beginnen sie zu bellen, wie die Hunde, wahrscheinlich, um die Leute von ihrem Bau abzuhalten. Und hiervon mag wohl ihr russischer Name „Hündchen" herkommen. Bemerken sie, daß man ihren Bau entdeckt hat, so tragen sie die Jungen im Maule nach einem verborgenen Ort, tödtet man aber die letzteren, so verfolgen Einen die Mütter mit großer Begier Tag und Nacht durch viele Meilen und lassen, wie Steller sagt, nicht eher ab, bis sie ihrem Feind einen Possen gespielt haben oder selbst erschlagen worden sind.

Man jagt die Eisfüchse theils, um sie auszurotten, theils, um ihren Balg zu verwerthen, obgleich dieser nicht eben sehr geschätzt wird. Die meisten Felle gehen von Rußland nach China, und Ende vorigen Jahrhunderts betrug die durchschnittliche Zahl immer noch Tausende jährlich. Aus Mangasea allein sind in gewissen Jahren 40,000 Felle ausgeführt worden. Je dunkelblauer die Felle sind,

um so größern Werth haben sie im Handel; und man unterscheidet ungefähr zwischen den dunkelen und hellen fünf Abstufungen. Der Fang ist eigenthümlich. Bei hohem Schnee graben sich die Füchse in diesen eine Röhre und wohnen in der Tiefe derselben. Das ist die Zeit, in welcher ihnen die Ostjäken und Samojeden am meisten nachstellen. Wo man sie erlangen kann, graben sie die Leute mit einem breiten Spaten aus Renthierhorn heraus, fassen sie ohne weiteres beim Schwanze und schleudern sie mit dem Kopfe gegen den Boden, um sie hierdurch zu tödten. Der Jäger erfährt sehr bald, ob sich ein Fuchs in einer solchen Röhre befindet oder nicht. Er legt das Ohr an die Mündung, und wenn sich das Thier darin rührt, scharrt er mit dem Spaten den Schnee weg; hierdurch wird der schlafende Fuchs aufgeweckt und verräth durch Gähnen und Niesen seine Gegenwart. Vor Erdröhren stellt man wohl auch Netze und Schlingen. Außer dem Menschen besitzen die Eisfüchse in den Seeadlern und Jagdedelfalken gefährliche Feinde. Steller beobachtete, daß ein Seeadler einen Eisfuchs mit den Klauen erfaßte, ihn emporhob und dann fallen ließ, um ihn auf der Erde zu zerschmettern.

Jung eingefangene Eisfüchse werden ziemlich zahm und können dahin gebracht werden, ihrem Herrn wie ein Hund nachzufolgen. Sie sind aber immer reizbar, und sobald sie angerührt werden, knurren sie boshaft, wie Hunde, und ihre grünen, glänzenden Augen blitzen dann feurig und tückisch. Mit anderen ihrer Art vertragen sie sich nicht gut in einem Käfig. Zwei Eisfüchse des Hamburger Thiergartens fielen über den dritten her und bissen ihn todt, wobei der Bruder des Ermordeten eifrig mit half.

Auch in der Gefangenschaft tritt der Farbenwechsel in der Behaarung regelmäßig ein, gleichviel, ob das Thier in seinem eignen Klima oder ob es warm oder kalt gehalten wird. Ein in Petersburg beständig in einem warmen Zimmer eingesperrter Eisfuchs erhielt seinen Winterpelz genau um die bestimmte Zeit, wie in der Freiheit.

Von den übrigen Fuchsarten will ich blos noch die hier erwähnen, welche sich durch besondere Eigenthümlichkeiten in der Lebensweise oder durch auffallende Färbung wesentlich unterscheiden. Zu den kleinsten und wildesten Arten aller Füchse gehört der Vertreter unseres Reinecke in Asien, der Korsack, wie ihn die Russen nennen, die Kirsa der Mongolen (Vulpes Corsac). Das Thier bewohnt alle tartarischen Steppen, von der Wolga und dem Kaspischen Meere an durch das ganze mittlere Asien hindurch bis an den Baikalsee. Seine Größe steht ungefähr in der Mitte zwischen der des Eisfuchses und der unserer Hauskatze: er ist 20, der Schwanz 12 Zoll lang. In der Gestalt ist er dem Fuchs ganz ähnlich. Die Färbung seines Balges ist rothgelb im Sommer, bräunlichgelb oder weißfahl im Winter; die Lunte ist unten schwarz und grau gefleckt.

Der Korsack liebt einsame und trockne Stellen, namentlich solche in der Nähe von Flüssen als Aufenthalt und verbirgt sich hier bei Tage in Höhlen und unterirdischen Gängen, welche er sich selbst, aber nicht eben tief, in die Erde gräbt und mit zwei, drei oder vier Ausgängen versieht. Abweichend von der Sitte unsers Fuchses finden sich in diesen Bauen immer zwei oder mehrere Korsacks zusammen: sie scheinen also die Geselligkeit besonders zu lieben. Das Thier verfolgt hauptsächlich einige Mäusearten und größere Nager, Vögel, welche nachts auf der flachen Erde schlafen, Eidechsen und Frösche oder auch Fische. Wasser soll der Korsack im Freileben niemals trinken, in der Gefangenschaft trinkt er aber wenigstens Milch sehr gern. Hier frißt er Schaf- und Rindfleisch, aber nur gekocht, und läßt es stehen, wenn er lebendige oder frisch getödtete Vögel und Fische haben kann.

Seines weichen, dichten, warmen und gut aussehenden Winterbalges wegen wird er eifrig gejagt, besonders von den Kirgisen, Karakalpaken, Truchmenen und anderen diesseits des Urals wohnenden Nomadenstämmen. Man wendet alle nur denkbare Mittel an, um sich seiner zu bemächtigen. Außer den Fallen und Schlingen, welche man vor einen Ausgang seiner Höhlen stellt, jagt man ihn auch mit Hunden, welche man vor den Röhren seines Baues aufstellt. Der Fuchs selbst

wird ausgeräuchert und sucht sein Heil natürlich in schnellster Flucht, ist aber dann auch regelmäßig verloren. Aber die Tartaren haben noch viel gefährlichere Jagdthiere für ihn abgerichtet. Sie bedienen sich nämlich gezähmter Steinadler, wohl auch Jagdedelfalken, zu seinem Fang, und solchen geflügelten Räubern kann der arme Bursche natürlich nicht entgehen. Die Kirgisen fangen ihn häufig mit dem Krätzer d. h. einem Werkzeug, welches einem doppelten Korkzieher ähnelt und an einer Stange befestigt wird. Mit diesem fahren sie in den Bau des Fuchses und bohren durch Drehen die beiden Spitzen fest in den Balg des armen Schelms und ziehen ihn dann gewaltsam hervor. Ein so eingekrätzerter Fuchs zittert, wenn er an das Tageslicht kommt, am ganzen Leibe und läßt Alles über sich ergehen, ohne auch nur einen Versuch zu machen, sich zu wehren!



Der Korsack (Vulpes Corsac).

Die gedachten Stämme allein bringen jährlich 40 bis 50,000 Felle in den Handel, ohne diejenigen, welche sie selbst verbrauchen. In Rußland trägt man den Korsack weniger, um so öfterer aber in China, wo er über Kiächta eingeführt wird.

Ueber den gefangenen Korsack hat namentlich Hablitzel hübsche Beobachtungen gemacht. Ungeachtet aller Versuche ist es ihm niemals gelungen, einen Korsack zu zähmen, und selbst derjenige, welchen er ganz jung erhalten und beständig unter seiner Aufsicht hatte, gestattete seinem Herrn nie, ihn anzugreifen, ohne sich nach Kräften dagegen zu wehren. Nur seinem Wärter, der ihn fütterte, erlaubte er Dies. Sobald sich aber ein Anderer ihm näherte, empfing er denselben mit funkelnden Augen, zeigte ihm murrend die Zähne und biß um sich, soviel er nur konnte. Sah er ein, daß er

mit seinem Beißen Nichts ausrichten konnte, so begann er vor lauter Angst zu zittern und verrichtete auf beiderlei Art seine Nothdurft. Bei Tage verhielt er sich ruhig und schlief gewöhnlich, mit Eintritt der Nacht aber wurde der Trieb nach Freiheit in ihm rege, und er bemühte sich dann unaufhörlich, von der Kette sich loszuarbeiten. Dabei winselte er, beinahe wie ein Fuchs. Die Gesellschaft anderer Thiere verabscheute er gänzlich, mit Seinesgleichen dagegen vertrug er sich sehr gut. Drei Korsacks, welche Hablitzel besaß, lagen fast beständig dicht neben einander, oft einer förmlich in den Andern gerollt. —

In der Nähe der Kapstadt, häufiger aber noch in der Karu, jener öden Wüstensteppe Südafrikas, lebt ein kleiner, schmucker Fuchs von fahler Farbe: der Kama (Vulpes Caama). Seines vortrefflichen Felles wegen stellen die Kaffern und Hottentotten dem hübschen Thiere lebhaft nach; denn aus den Fellen bereiten sich jene Afrikaner Karosse oder Decken, für sie das Höchste ihrer Wünsche,



Der Kama (Vulpes Caama).

weil der Karoß als das Vorzüglichste aller ihrer Kleidungsstücke gilt. Man kann sich denken, wie viele dieser kleinen Füchse ihr Leben lassen müssen, bevor nur eine einzige solche Decke fertig wird. Doch der Balg ist so werthvoll, daß viele Stämme der Kaffern die Fuchsjagd für die lohnendste halten von allen denen, welche sie überhaupt betreiben.

Der Kama soll ein eifriger und gefährlicher Feind aller Erdvögel und noch mehr von deren Brut sein. Große Gewandtheit setzt ihn in den Stand, auch nachts die schlafenden Vögel zu überrumpeln, ja man behauptet, daß er sich selbst an Straußeneier mache und wirklich fähig wäre, ein ganzes Ei des Riesenvogels auf eine Mahlzeit zu fressen. Diese Behauptung aber beruht wohl blos auf den Anschauungen der Kaffern über die Eßfähigkeit eines Geschöpfes, soweit solche durch die eigenen Erfahrungen begründet sind: denn bekanntlich ist ein einziges Straußenei hinreichend, um vier Menschen zu sättigen, und es ist unmöglich, anzunehmen, daß ein Füchslein, welches kaum halb so groß ist, als unser Reinecke, eine größere Eßlust zeigen sollte, als vier Menschen zusammengenommen. Das kleine

Thierchen ist nicht einmal im Stande, ein so großes Ei fortzuschleppen; aber es weiß sich doch zu helfen, wie unsre in jeder Hinsicht vortreffliche Zeichnung es recht hübsch darstellt. Der Fuchs rollt das Ei einfach vom Neste aus bis zu seinem Baue hin und öffnet es hier in einer ebenso einfachen als gescheiten Weise. Für sein schwaches Gebiß ist die harte Schale viel zu stark; sie erlaubt den scharfen Zähnen wegen der Glätte und des großen Durchmessers des Eies nicht einmal eine ordentliche Ansatzfläche. So muß der Kama auf andere Mittel denken, um sie zu zerschellen. Im Bau angekommen, rollt er das Ei über einige Steine hinab, bis es zerbricht; dann ist er geschwind bei der Hand und leckt den herausfließenden Inhalt gierig auf.

Die beständige Verfolgung, welcher der Kama ausgesetzt ist, hat ihn weiter und weiter zurückgedrängt. In der Nähe der Kapstadt ist er bereits gänzlich vertrieben, und auch im Innern kann er nicht eben häufig sein, weil man ihn so selten in Sammlungen findet. Viele unserer Lehrbücher führen ihn nicht einmal auf; vielleicht verwechseln sie ihn mit anderen Arten Mittelafrikas, welche Manche ebenfalls nicht als selbstständig anerkennen wollen, einfach deshalb, weil — ihre Zähne merkwürdigerweise mit denen anderer Füchse übereinstimmen. So Etwas ist für einen Museumsmenschen ein hinlänglicher Grund, um an der Artselbstständigkeit eines Thieres zu zweifeln.

Von allen bisher genannten Füchsen unterscheiden sich zwei afrikanische Arten durch ihren außerordentlich zierlichen Bau und die großen Lauscher, welche bei beiden Arten (oder Sippen, wie man in der Neuzeit mit Fug und Recht bestimmt) alles gewöhnliche Maß weit übertreffen. Eine dieser Arten bewohnt die Wüste, die andre die Steppe, und beide geben sich als treue Kinder ihrer Heimat kund. Wer auch nur oberflächlich mit den Erzeugnissen des Landes bekannt ist, welches sie beherbergt, muß sie augenblicklich als Wüsten- oder Steppenthiere erkennen und wird sogar im Stande sein, ohne von ihrem Aufenthalt Etwas zu wissen, sie sofort unter den übrigen Wüsten- oder Steppenthieren einzureihen. Ich habe schon einmal erwähnt, daß alle Thiere, welche die Wüste hervorbrachte, eigenthümlich gestaltet und gezeichnet sind. Die große Allmutter giebt den Geschöpfen, welche sie in ihrem Schose hegt, das entsprechendste Gewand: alle Wüstenthiere zeichnen sich vor den übrigen nicht blos durch das Kleid aus, sondern noch mehr durch den leichten und schönen Leibesbau. Das Kleid hat unter allen Umständen mehr oder weniger die Färbung des Sandes; denn alle Abweichungen von dem Sandgelb, welche vorkommen, sind unwesentlich. Der Leib ist verhältnißmäßig klein, dabei aber äußerst zierlich und leicht gebaut, und gleichwohl zu den schnellsten Bewegungen und zu überraschender Ausdauer befähigt. Dazu besitzen sämmtliche Wüstenthiere eine Schärfe der Sinne, wie sie in solcher Einhelligkeit nur bei wenig anderen Geschöpfen gefunden wird, und allen endlich wohnt ein frischer, fröhlicher Geist inne, eine Liebe zur Freiheit, ein Hang zur Unabhängigkeit und ein Selbstbewußtsein ohne Gleichen. Nicht blos der gelbbraune Beduine ist frei, leiblich, wie geistig, auch die höheren Thiere seiner Heimat sind es; auch sie leben und athmen blos, wenn sie ihre Wüste um sich haben. In der Färbung kommen Abweichungen, Veränderungen vor: in dem geistigen Wesen sind sich alle Wüstenthiere gleich.

Man möchte versucht werden, bei Betrachtung der Wüstenthiere einmal gläubiger Nachbeter der unheilvollen Zweckmäßigkeitslehre zu sein; denn wirklich sind die Wüstenthiere auf das allerzweckmäßigste eingerichtet. Die Wüste ist zu arm an Nahrung, als daß sie große Thiere ernähren könnte. Es finden sich deshalb in ihr nur verhältnißmäßig kleine, zierliche Geschöpfe, deren geringe Körpergröße wenig Nahrung bedarf. Und auch diese spärliche Nahrung kann nicht so ohne Beschwerde errungen werden: deshalb verlieh die Wüste ihren Kindern die nöthige Behendigkeit und Ausdauer; deshalb schärfte sie ihnen die Sinne, um auch das Wenige wahrzunehmen, was sie ihnen bieten konnte. Große Lauscher setzen unsern Fuchs oder alle Wüstenthiere überhaupt in den Stand, auch das geringste Geräusch zu vernehmen, die scharfen Seher gestatten ihm und ihnen einen weiten Ueberblick, die feine Nase bringt jeden Geruch zum Bewußtsein. Ihr dem Erdboden gleichgefärbter Balg verbirgt sie selbst

auf ganz kahlen Stellen den Blicken in überraschender Weise. So sind sie alle wohlbefähigt, in ihrer Heimat zu leben und glücklich zu sein. Auch unsere kleinen Räuber sind ganz vortrefflich ausgerüstet, auf dem Gebiet als Jäger aufzutreten. Sie machen immer noch genug Beute, um sich ohne große Sorge ernähren zu können.

Wenn die gluthstrahlende Sonne sich zur Erde neigt und alle Tagesgeschöpfe noch einmal neulebendig geworden sind in der Kühle des Abends, da denkt eine mehr oder weniger düstere und dennoch so schmucke Schar daran, ihr Tage- oder besser Nachtwerk zu beginnen. Von den greulichen Hiänen und den heulenden Schakalen, welche um diese Zeit hungrig nach Nahrung umherstreifen, will ich hier nicht reden, und der Karakal, der Wüstenluchs, ist uns bereits bekannt geworden. Es gilt jetzt, noch einen dieser Räuber, und zwar den zierlichsten und schmuckften von allen, meinen Lesern vorzustellen. Das ist der Fenek oder Wüstenfuchs (Megalotis Zerda), ein Thier, welches noch besser, als die Gazelle selbst, die Wüste kennzeichnet. Man denke sich ein Fuchsgesicht, zart und fein, listig, pfiffig und schlau im Ausdruck, wie das unsers Reinecke. Aus diesem Fuchsgesicht treten aber ein Paar ungewöhnlich große Augen hervor, und zu beiden Seiten dieses Gesichts strecken sich gewaltige Lauscher, so großartige Ohren heraus, wie sie nicht nur in der ganzen Fuchssippe, sondern nicht einmal in der Hundefamilie wiederzufinden sind. Auf ungemein zarten, zierlichen Füßchen ruht der schlanke Leib, und eine dicke, lange und buschige Lunte endet ihn. Das ganze Thier zeigt augenblicklich an, daß es ebenso gewandt, als behend sein muß, und giebt schon äußerlich die vorzügliche Schärfe seiner Sinne kund.

Mit der Dämmerung hört man zuweilen ein leises Kreischen, das nicht wohl beschrieben werden kann, und sieht, wenn man glücklich ist, zwischen den Sandhügeln, zwischen dem Geklüft oder in den Niederungen zwischen dem Grase unsern Fenek dahinschleichen, äußerst bedachtsam, äußerst vorsichtig, lauernd, äugend, witternd, lauschend nach allen Seiten hin. Da ist Nichts, was der Aufmerksamkeit dieses durchgebildeten Raubgesellen entginge. Die Heuschrecke dort, welche den letzten Abendsprung macht, hat soviel Geräusch hervorgebracht, daß es die großen Lauscher des Fenek wohl vernommen haben, und mehr neugierig, als eßlustig, schleicht die zierliche Gestalt herbei, um ihr den Garaus zu machen. Oder die gewandte Eidechse hat sich geregt, und im Nu ist der Fenek bei der Hand, um zu sehen, was es gebe. Doch seine Hauptnahrung besteht in anderen Thieren, namentlich in Vögeln. Wehe der Wüstenlerche, welche zufällig nahe des Weges sitzt, den der Fenek wandelt! Sie ist verloren, wenn sie nur einmal den Flügel regt; sie ist ein Kind des Todes, wenn sie, träumerisch an ihr einfaches Lied gedenkend, einen einzigen Ton vernehmen läßt! Wehe auch dem Flughuhn, gerade ihm strebt der Fuchs am eifrigsten nach! Er braucht nicht viel zu fangen: ein einziges giebt einen leckern Braten, hinreichend für ihn und vielleicht auch für seine hungrige Sippschaft. Da muß man ein Schleichen sehen, wenn in die feine Nase des feinen Stromers eine Witterung gekommen ist von einer Flughuhnkette! Vielleicht hat blos eines oder das andere den Pfad gekreuzt, auf welchem der Gaudieb dahinstrolcht, aber Das genügt. Sorgfältig wird die Fährte aufgenommen, mit tiefgesenkter Nase geht es weiter, lautlos, unhörbar und unsichtbar. Der Fenek kennt die Flughühner wohl, und sein Auge ist schärfer, als das der meisten Reisenden. Er läßt sich nicht täuschen von ähnlich gefärbten Steinen oder Erdhaufen, denn auch seine Nase und sein herrliches Gehör sprechen ein Wörtchen mit beim Aufspüren. So gering auch das Geräusch ist, welches ein Flughuhn hervorbringt, wenn es in seinem Federwamse nestelt, so wenig sichtbar die Bewegung scheint, welche ein sorgenvolles Männchen macht, auch im halben Schlafe noch, um zu sichern, und so unbedeutend, für uns unbegreiflich der Geruch ist, welchen die Fährte eines Huhnes zurückließ: dem Fenek entgeht es nicht. Sieh da! er hat die volle Ueberzeugung gewonnen: und jetzt schleicht er heran, fast auf dem Bauche kriechend, unwahrnehmbar für Auge, wie für Ohr. Dort, hinter dem letzten Busche macht er Halt. Wie glühen die Augen, wie sind die Lauscher gebreitet und vorgespannt, wie gierig spürt er nach den sich sicher träumenden, schlummermüden Vögeln hin. Die ganze Gestalt ist lebendig, und doch sieht man keine Bewegung. Die



Wüstenfüchse.

ganze Seele des Fuchses liegt in seinem Gesicht, und doch erscheint das so starr und ruhig, wie er selbst, welcher aus Wüstensand geformt zu sein scheint. Da, ein einziger Sprung, ein kurzes Flattern: das Flughuhn hat geendet. Schnell stürmen die anderen empor, schallend klatschen die Flügelschläge. Sie irren unsicher in der Nacht umher und fallen nach kurzer Zeit wieder ein im Riedgrase, vielleicht kaum wissend, welcher nächtliche Besucher sie aufgescheucht.

Der Fenek ist der kleinste aller Füchse. Er ist sammt seiner Standarte, deren Länge sieben bis acht Zoll beträgt, höchstens zwei Fuß lang und am Widerrist kaum acht Zoll hoch. Der ganze Leibesbau ist ungemein fein, der Kopf sehr zugespitzt, die Augen sind groß und wegen ihrer runden Augensterne, die von einer braunen Regenbogenhaut eingefaßt werden, besonders merkwürdig. Das Ausgezeichnetste am ganzen Thiere sind aber unzweifelhaft die Lauscher. Sie haben fast Kopfeslänge und sind etwas mehr als halb so breit. Das Thier gewinnt durch sie ein wahrhaft abenteuerliches Ansehen. Die Lauscher machen den Fenek gewissermaßen den Fledermäusen ähnlich und sind zu seiner Kennzeichnung durchaus wesentlich. Ihre Innenränder sind weiß behaart und zwar derartig, daß von der Ohröffnung zwei Haarbüschel aufsteigen, welche sich, so zu sagen, in einem Bart fortsetzen nach der obern Spitze hin, dort aber kürzer und dünner werden. Die kleine Schnauze zieren lange, borstenartige Schnurren, welche ebenfalls wesentlich zu dem äußern Gepräge des Thieres gehören. Der Balg ist seidenweich und verstärkt sich zur Winterzeit durch ein sehr dichtes Wollhaar, welches sich während der Raue durch Anstreichen des Körpers an Aesten u. s. w. flockenartig löst. Man sollte eigentlich nicht glauben, daß der Fenek in seiner warmen Heimat einen dichten Balg nöthig hätte, allein der kleine Gesell ist gegen die Kälte äußerst empfindlich und verlangt des genügenden Schutzes. Die Färbung der ganzen Oberseite ähnelt durchaus der des Sandes, die Unterseite ist weiß, und auch über dem Auge befindet sich ein weißer Flecken, vor demselben aber ein dunklerer Streifen. Die sehr lange buschige Standarte ist fast ockerfarben, ein Fleck an der Wurzel und die Blume sind schwarz. Bei dem Weibchen ist der Balg immer mehr strohgelb, wie er auch bei zunehmendem Alter bei weitem lichter wird.

Das merkwürdige Thier wurde zuerst von Skjöldebrand, dem schwedischen Consul in Algier, bekannt gemacht und später von Bruce beobachtet und abgebildet. Die Mauren nennen es Zerda, die Araber Fenek, und diesen Namen führt unser Füchschen auch in allen Nilländern. Es bewohnt den ganzen Norden Afrikas, findet sich aber blos in den echten Wüsten, und zwar in den Niederungen, welche reich an Wasser sind und mehr das Gepräge der Steppen tragen, obwohl sie nicht den Reichthum dieser Letzteren nachweisen können.

An geeigneten Orten ist der Fenek nicht grade selten, aber er wird, weil er sehr vorsichtig und flüchtig ist, gar nicht häufig gefangen; wenigstens kommt er in Thiergärten und Thierschaubuden immer nur äußerst selten und einzeln vor, ja selbst in den Museen ist er noch keineswegs eine gewöhnliche Erscheinung.

Seine Naturgeschichte war bis in die neueste Zeit sehr unklar. Anfänglich berichtete man die allersonderbarsten Dinge über ihn. Es wurde erzählt, daß er gar nicht wie andere Füchse in Bauen, sondern wie Katzen auf Bäumen lebe. Man behauptete, daß er weniger kleinen Vögeln nachstelle, als vielmehr Datteln und anderen Früchten, welche seine Hauptnahrung ausmachen sollten, und dergleichen mehr. Rüppell ist der Erste, welcher diesen Angaben widerspricht und den Fenek als echten Fuchs hinstellt; seine Beschreibung ist aber noch immer kurz und für uns unvollständig und ungenügend. Da hat mir nun mein lieber Freund und Reisegefährte Dr. L. Buvry, welcher den Fenek sowohl im Freien, als in der Gefangenschaft genau beobachtete, eine gar anmuthige und nette Beschreibung ausdrücklich für dieses Werk mitgetheilt. Einen guten Theil von dieser Schilderung habe ich bereits im Vorstehenden verwendet, das Uebrige ist Folgendes:

„Das Wesen des Fenek ist durch seine eigenthümliche Leibesgestalt genugsam ausgeprägt; denn die zarten, dünnen Läufer zeigen die Behendigkeit und Schnellfüßigkeit, welche er besitzen muß, auf den ersten Blick, und das Gesicht spricht so deutlich von der Scharfsichtigkeit, Feinhörigkeit, Klugheit und

Schlauheit des Fuchses, daß sein Ausdruck nicht falsch verstanden werden kann. Man darf wohl sagen, daß es kaum einen vollendetern Fuchs, als dieses Wüstenkind, giebt."

„Wie der Fuchs legt auch der Fenek einen Bau unter der Erde an, am liebsten in der Nähe des schachtelhalmähnlichen Pfriemenkrauts, welches den spärlichen Pflanzenwuchs der Wüstengegend Algeriens bezeichnet, wahrscheinlich, weil in der Nähe desselben der Boden immer etwas fester ist und den vielen Röhren, welche zu dem Kessel im Baue des Fenek führen, einige Haltbarkeit gewährt. Gewöhnlich sind diese Röhren nur flach, und auch der Kessel liegt nicht tief unter der Oberfläche der Erde. Er ist unten mit Palmenfasern, Federn und Haaren ausgefüttert und besonders ausgezeichnet durch seine große Reinlichkeit. Das Graben versteht der Fenek meisterhaft. Seine Vorderläufe arbeiten dabei so schnell, daß man den Bewegungen derselben mit den Augen nicht folgen kann. Dieser Gewandtheit verdankt das Thier zuweilen die Rettung seines Lebens; denn bei Verfolgung scharrt sich der Fenek geradezu in die Erde ein, wie ein Gürtel- oder Schuppenthier. In Begleitung eines Haufens berittener Araber verfolgte ich einstmals einen Wüstenfuchs, welcher in geringer Entfernung vor uns hertrabte, und sah mit Verwunderung, daß er plötzlich vor unseren Augen entschwunden war. Aber ich kannte seine Kniffe, und sein Kunststückchen sollte ihm diesmal schlecht bekommen. Ich stieg vom Pferde, grub ihm nach und zog nun das überraschte Thier unter dem Jubel meiner Begleiter lebendig aus seinem Schlupfwinkel hervor."

„Nach den Berichten der Eingebornen soll die Füchsin im Monat März drei bis vier Junge wölfen. Dieselben sollen blind zur Welt kommen, ein ungemein zierliches Aussehen haben und mit gelblichen Haaren bedeckt sein. Allen Aussagen zufolge liebt die Mutter, das kleine reizende Gewölfe mit derselben Zärtlichkeit, wie unsre Füchsin ihre Nachkommenschaft."

„Bei Tage schläft der Fenek in seinem Bau. Dabei rollt er sich zusammen und verbirgt seinen feinen Kopf fast ganz unter der buschigen Standarte, nur die Lauscher bleiben frei. Das geringste Geräusch schreckt das schlafende Thier augenblicklich auf. Wird der Wüstenfuchs überrascht, so wimmert er wie ein kleines Kind und bezeugt dadurch gewissermaßen einen unangenehmen Eindruck der gestörten Ruhe. Mit sinkender Sonne verläßt er den Bau und wendet sich zunächst den Tränkplätzen zu. Dabei hat man bemerkt, daß er niemals geradenwegs über die Sanddüne geht, sondern immer die Tiefen derselben aufsucht und sich somit möglichst gedeckt fortschleicht. Die Brunnen der Niederungen bestehen zumeist aus einfachen trichterartigen Löchern, weil der sandige, von Thonerde durchsetzte Boden senkrecht eingeteufte Schachte unmöglich macht. Um diese Löcher herum ist die Erde meistens etwas feucht, und hier prägt sich die Fährte des Fenek gewöhnlich so deutlich aus, daß man den eigenthümlichen Bau der eng zusammenstehenden Pranken mit den überragenden, namentlich an den Hinterläufen stark hervortretenden Krallen deutlich wahrnehmen kann."

„Der auf Jagd ausziehende Fenek kommt zuerst zum Brunnen und säuft hier anhaltend und begierig, bis er vollkommen gesättigt ist. Nach diesem ersten Geschäfte sucht er seinen Hunger zu stillen, und dabei kommt ihm seine feine Nase trefflich zu Statten. Hier überrascht er eine große Wüstenlerche, da eine Isabellenlerche, und wenn dieselbe auch auffliegt, er versteht es dennoch, ihr wieder aufzulauern, und erlangt sie schließlich gewiß. Kleine Vögel sind seine Lieblingsspeise. Deshalb schont er auch kein Nest, dasselbe mag Eier oder Junge enthalten. Fehlen ihm Vögel oder Eier, so nimmt er mit Eidechsen, Käfern und Heuschrecken vorlieb, ja er verschmäht es auch nicht, mit den Rennmäusen (Meriones) oder Springmäusen (Dipus) anzubinden, obgleich ihm diese kaum weniger Arbeit verursachen, als die Vögel. Von Ersteren fand ich oftmals Haare und Ueberreste in dem Baue des Fenek. Gelegentlich stattet unser Füchslein auch den Palmenhainen einen Besuch ab, und hier gewähren ihm die umherliegenden Datteln einen Leckerbissen; denn, wie unser Reinecke, verschmäht auch er Früchte keineswegs, ja er verspeist selbst Wassermelonen."

„Man fängt den Fenek in Haarschlingen, welche bei Tage in den Ausgang seines Baues befestigt werden, oder man gräbt ihn aus; doch ist die letztere Fangart oft erfolglos. Sehr eigenthümlich ist es, daß der Fuchs die Schlinge, in welcher er sich gefangen hat, nicht entzwei beißt, was unser

Reinecke ganz unzweifelhaft thun würde. Er versucht es selbst dann nicht, wenn bei seinen Anstrengungen, frei zu werden, sich die Schlingen so fest zusammenschnüren, daß die Lederhaut zerrieben und das rohe Fleisch des Laufes bloßgelegt wird. Der Grund ist wahrscheinlich in dem allzufeinen Gebiß zu suchen; denn dies ist überhaupt nicht dazu eingerichtet, feste Körper zu bewältigen, und die Muskelkraft der Kiefern ist auffallend gering. Einen Beweis hierzu lieferten mir drei lebende Feneks, welche, wenn sie nicht frei waren, d. h. in der Stube umherlaufen durften, in einem leichten Käfig eingesperrt wurden. Dieser war vorn blos durch ein Gitter von ungefähr zollstarken Fichtenstäben verschlossen, und obwohl die Füchse an den Stäben bei Nacht fortwährend arbeiteten, ist es ihnen doch niemals gelungen, sich durchzubeißen."

„In der Gefangenschaft ist der Fenek, vorzüglich wenn er jung in die Gewalt des Menschen kam, ein äußerst lebendiger, höchst vergnüglicher Gesellschafter. Er wird sehr bald zahm und mit seinem neuen Herrn vertraut. Manche werden so anhänglich, daß sie dem Menschen folgen, aus= und eingehen und abends in ihren Käfig zurückkehren. Weniger verträglich ist er mit anderen seiner Art. Mehrere Feneks beißen sich wohl sogar gelegentlich, und die Weibchen haben nicht selten unter der schlechten Laune des Männchens zu leiden; ja, bei mir ereignete es sich sogar, daß ein unzarter und unhöflicher Mann ein reizendes Weibchen umbrachte. Alle meine Gefangenen liebten die Wärme über Alles, und oftmals ist es vorgekommen, daß sie sich in noch glühender Kaminasche den Pelz und die Pfoten verbrannten, ohne den Platz zu verlassen. Vor offnem Feuer muß man sie schützen; denn ich erlebte es mehrmals, daß sie ohne weiteres in dasselbe hineinsprangen. Wenn ich speiste, saß mein Lieblingsfenek stets zu meinen Füßen und las sorgsam Alles auf, was ich vom Tische warf. Milch und Semmel gehörten zu seinen bevorzugten Speisen. In meiner Stube hatte ich auch Käfige mit Vögeln hängen, welche das Thier lebhaft anzogen. Es war seine Hauptbeschäftigung, stundenlang den Bewegungen der Vögel zu folgen. Er entwickelte dabei ein bewunderungswürdiges Mienenspiel, bei welchem die Begierde nach den fröhlichen Vögeln entschieden sehr deutlichen Ausdruck gewann."

„Bei zweckmäßiger Behandlung und guter Pflege kann der Fenek lange in der Gefangenschaft aushalten. Mein Liebling lebte noch zwei Jahre im Berliner Thiergarten und endete nur durch ein trauriges Mißverständniß sein Dasein. Er folgte nämlich heimlich dem Wärter, als dieser seinen Käfig verließ, und ging mit ihm in den Behälter des Schakals. Dieser ungastliche Gesell erwürgte ihn aber augenblicklich zum größten Leidwesen Aller, welche den liebenswürdigen und eigenthümlichen Burschen kennen gelernt hatten. — Vor Erkältung muß man diese echten Söhne der glühenden Sahara besonders in Acht nehmen, weil sie in Folge einer Erkühlung von einer Augenkrankheit befallen werden, welche fast immer mit dem Tode endet." —

In den letzten Jahren habe ich den Fenek in verschiedenen Thiergärten gesehen. Einer mir sehr auffallenden Beobachtung, welche ich in Paris machte, muß ich hier Erwähnung thun. Im Raubthierhause des Jardin des Plantes lebte ein Pärchen, welches der Kälte wegen noch in dem heizbaren Raume gehalten und von den Wärtern selten besucht wurde. Um so größer schien die Freude der Thiere zu sein, wenn endlich Jemand kam. Sie geberdeten sich wie unsinnig, hüpften und sprangen lebhaft umher, ließen freudige Töne hören und kamen zuletzt so in Aufregung, daß sie sich begatteten! Ich besuchte sie mehrere Male: es geschah jedes Mal Dasselbe, und ich darf also wohl vermuthen, daß die schließlich eintretende Brunst nichts Anderes war, als die Folge der maßlosen Aufregung der Thiere. Dieses merkwürdigen Gebahrens ungeachtet, muß ich meinem Freunde beistimmen: der Fenek ist der liebenswürdigste Fuchs der Erde.

Das letzte Mitglied der zahlreichen Fuchsgesellschaft ist der Löffelhund (Otocyon megalotis), welcher Südafrika angehört. Er gleicht seiner äußern Erscheinung nach einem Fuchse und zwar am meisten unserm Fenek, ist sogar mit diesem mehrmals verwechselt worden. Allein er ist bedeutend größer und hochbeiniger, als der Fenek; seine Schnauze ist viel kürzer, und nur die Ohren sind denen des Fenek gleich und fast ebenso groß.

Bis jetzt kennt man blos eine einzige Art dieser Sippe, deren Kennzeichen die folgenden sind: Kleiner, dicker Kopf, kurze Schnauze, außergewöhnlich dem Kopf gleichlange, aufrechtstehende Lauscher; gelblichgrau auf dem Rücken, die Pfoten und die buschige Standarte dunkler, an der Unterseite weißlicher Pelz. Die Ohren sind außen grauweiß gerändert und schwarz gespitzt, der Kopf grau mit schwarzem Nasenrücken.

Ueber die Lebensweise des Löffelhundes ist Nichts bekannt; man weiß blos, daß auch er in unterirdischen Bauen lebt, wie seine übrigen Verwandten. De Lalande brachte einige lebend mit sich nach Paris, und aus diesem Grunde trägt das Thier wohl auch in einigen Lehrbüchern den Namen Canis Lalandii.

Den Uebergaang von den eigentlichen Hunden zu den in dieselbe Familie gehörenden oder wenigstens innig verwandten Hiänen bildet eines der merkwürdigsten und zugleich am schönsten gezeichneten Thiere, der Hiänen-, Steppen- oder gemalte Hund (Lycaon pictus). Man hat auch ihn, weil er nirgends hin recht passen will, zum Vertreter einer eignen Sippe erhoben. Er ist ein echtes Mittelglied zwischen Hund und Hiäne nicht blos leiblich, sondern auch geistig, obschon das Hündische vorwiegend sein dürfte. Da wir die Kennzeichen der Sippe zugleich beschreiben, wenn wir die des Thieres selbst angeben, können wir uns kurz fassen. Der Leibesbau des Hiänenhundes ist schlank, aber dennoch kräftig. Die Gliedmaßen sind fast von gleicher Länge und vierzehig. Der Kopf ist stark und stumpfschnauzig. Die Lauscher sind groß und namentlich breit, sie stehen, wie bei allen wilden Hunden und Hiänen, aufrecht; die Seher sind groß, und ihr Stern ist rund. Die Standarte ist mittellang und nicht sehr buschig. Eine Rückenmähne fehlt gänzlich, wie denn auch blos der Kopf an die Hiäne erinnert, während alles Uebrige eigentlich den Hunden ähnelt.

Der Steppen- oder Hiänenhund hat ungefähr die Größe eines schmächtigen Wolfes oder mittelgroßen Fleischerhundes, und in seiner Gestalt die größere Aehnlichkeit mit Letzterm. Bei aller Schlankheit und Leichtigkeit des Baues macht er doch den Eindruck eines kräftigen und starken Thieres; und hiermit stimmen auch alle Beobachtungen überein.

Es giebt kaum zwei von diesen Hunden, welche vollkommen gleich gezeichnet wären; nur am Kopf und am Nacken hat die Zeichnung eine gewisse Beständigkeit. Weiß, Schwarz und Ockergelb bilden die Hauptfarben. Bei dem Einen ist die weiße, bei dem Andern die schwarze Farbe vorherrschend und so gleichsam Grundfarbe, von welcher die lichteren oder dunkleren Flecken ziemlich grell abstechen. Auch die Flecken sind unregelmäßig, bald kleiner, bald größer, sehr verschieden gestaltet und oft über den ganzen Leib vertheilt, und nur der eine kehrt regelmäßig wieder. Die weißen und ockerfarbenen Flecken sind immer schwarz gesäumt. Beständiger ist, wie gesagt, die Färbung des Gesichts. Hier ist die Schnauze bis zu den Augen hinauf schwarz, und diese Färbung setzt sich auch noch in langen Streifen zwischen den Augen und Ohren, längs des Scheitels, des Oberkopfes und Nackens fort. Die Lauscher sind schwarz, die Seher braun; in der Regel ist auch die Lunte ziemlich gleichmäßig gezeichnet. Ihre Wurzel ist ockerfarben, ihre Mitte schwarz und ihre buschige Blume weiß oder ockergelb. Die Leibeslänge des erwachsenen Thieres beträgt drei Fuß drei Zoll, die des Schwanzes einen Fuß und vier Zoll, die Höhe am Widerrist einen Fuß und zehn Zoll. Unsere Abbildung bekundet eine treue Auffassung des Thieres.

Der Steppenhund ist, wie die neuen Forschungen lehren, über einen großen Theil Afrikas verbreitet. Früher kannte man ihn nur aus der Kapgegend. Später fand ihn Rüppell in der Bahindawüste auf, und neuere Reisende haben ihn am Kongo, wie im Mozambik beobachtet. Er ist ein echtes Steppenthier, bunt am Leibe und lebendig vom Geiste. Das Hündische spricht sich in seinem Wesen vorwiegend aus. Er ist Tag- und Nachtthier und liebt zahlreiche Gesellschaften; deshalb findet man ihn stets in Meuten oder Rudeln von 30 bis 40 Stück vereinigt. In früheren Zeiten war er am Kap eine häufige Erscheinung, und vielfache Berichte erwähnen seiner. Daß dabei manchfaltige Ausschmückungen seiner Naturgeschichte mit unterliefen, versteht sich von selbst, und noch heute sind wir

nicht im Stande, das Wahre immer und überall von dem Unwahren zu säubern. Der Kapuziner Zucchelli giebt in seiner „Missions- und Reisebeschreibung nach Kongo", welche anfangs des vorigen Jahrhunderts erschien, eine ziemlich ausführliche Beschreibung von ihm. „Es wird nicht undienlich sein," sagt er, „hier Etwas derjenigen Thiere zu gedenken, welche einen natürlichen Haß gegen alle anderen Thiere im Walde haben und dieselben verfolgen und jagen, nämlich die Mebbien. Diese Mebbien sind eine Art wilder Hunde, welche jagen, aber doch von den Wölfen sehr verschieden sind. Sie scheinen vielmehr die Eigenschaft der Spürhunde zu haben und von der Natur erschaffen zu sein, die anderen schädlichen Thiere wegzutreiben. Befinden sie sich in dem Walde, so braucht sich kein Wandersmann vor reißenden Thieren zu fürchten. Als einst einer von unsrer Mission zu Bamba



Der Steppenhund (Lycaon pictus).

durch die Wüste reisen wollte, besprach er sich vorher mit dem Fürsten, ob er Dies der Löwen und Panther wegen wohl wagen dürfte, und der Fürst erwiderte ihm, daß er ganz ohne Gefahr reisen könne, weil er vor etlichen Tagen in jener Gegend die Mebbien gesehen habe, welche den Weg von allen grimmigen Thieren gereinigt haben würden. Sie vertreiben also die wilden Thiere, obschon sie selbst solche sind, und gleichwohl sind sie dem Menschen überaus zugethan und fügen ihnen nicht den geringsten Schaden zu; deshalb läßt man sie auch ohne Scheu in die Dörfer und sogar bis in die Höfe kommen."

„Ihr Widerwille gegen andere wilde Thiere ist so groß, daß sie die grausamsten Raubthiere, wie Löwen und Panther, anfallen und trotz deren Stärke durch ihre Menge überwältigen und nieder-

reißen. Was sie des Tags über an Beute gemacht haben, das theilen sie des Abends unter einander, und wenn Etwas übrig geblieben ist, so schleppen sie es bis in die Dörfer hinein, damit auch die Menschen Etwas zu genießen bekommen. So fahren sie einen Tag und eine Woche fort, bis die Gegend von allen wilden Thieren gereinigt ist; dann gehen sie an einen andern Ort und setzen ihre Jagd in derselben Weise fort."

Man erkennt aus dieser Darstellung leicht die Zeit, in welcher sie geschrieben wurde, und die Unklarheit der Beobachtung. Gleichwohl habe ich sie hier mittheilen wollen, weil ich es für sehr lehrreich und unterhaltend ansehe, auch die ersten Nachrichten über ein Thier zu berücksichtigen. Ganz anders ist der Bericht von Kolbe, welcher dieselben Thiere an dem Vorgebirge der guten Hoffnung bemerkte. Hier heißen sie „wilde Hunde", welche oft in die Dörfer der Hottentotten und in die Häuser der Europäer laufen. Sie fügen dem Menschen kein Leid zu, richten aber unter den Schafen großen Schaden an, wenn sie nicht vertrieben werden; denn sie reißen oft 60 bis 100 Stück Schafe nieder, beißen ihnen den Bauch auf, fressen ihnen die Eingeweide aus und laufen dann davon.

Nun vergeht eine lange Zeit, bis desselben Thieres wieder Erwähnung geschieht. Erst Burchell fand den Hiänenhund in der Nähe des Kigariep wieder auf und beobachtete ihn vielfach, brachte auch ein Stück lebendig mit nach England. Dieser Forscher, welcher unsern gemalten Hund Jagdhiäne nennt, bestätigt, daß er bei Tage und in Gesellschaft jagt und eine Art von Gebell hören läßt, welches lebhaft an das der Hunde erinnert. Er rühmt auch den Muth und die Munterkeit des Thieres den Hiänen gegenüber, welche nur bei Nacht wie feige Diebe herumschleichen.

Rüppell brachte sieben Stück von seiner ersten afrikanischen Reise mit nach Hause. Er hatte sie in der Bahiudawüste in Südnubien erbeutet. Sie waren dort unter dem Namen Simr wohlbekannt und wurden als sehr schädliche Thiere betrachtet. Man redete ihnen sogar nach, daß sie den Menschen angriffen, obwohl Dies unwahrscheinlich ist. Gewöhnlich lagen sie in der Nähe der Brunnen im Hinterhalt, um auf Antilopen und andere kleine Thiere zu lauern.

Ich selbst habe mich vergeblich bemüht, eines der schönen Thiere habhaft zu werden, obgleich mir wiederholt von seinem Vorhandensein erzählt wurde.

Das Neueste, welches wir über das Leben der in mehr als einer Hinsicht merkwürdigen Thiere haben, berichtet Gordon Cumming, ein sehr eifriger Jäger und guter Beobachter. Er lernte die Steppenhunde im Norden der Kapansiedelung genau kennen. Als er einstmals in einem Versteck bei einer Quelle auf Wild lauerte, sah er ein von vier gemalten Hunden verfolgtes, von Blut triefendes Gnu heranspringen und sich in das Wasser stürzen. Hier machte es Halt und bot den Hunden die Stirn. Alle vier waren an Kopf und Schultern mit Blut bedeckt, ihre Augen glänzten in gieriger Mordlust, und sie wollten eben ihre Beute packen, als Cumming mit dem einen Lauf seiner Doppelbüchse das Gnu, mit dem andern einen Hund niederschoß. Die drei noch übriggebliebenen Steppenhunde begriffen nicht, woher das Unheil gekommen, und umkreuzten äugend und sichernd den Ort; da schoß Cumming einen zweiten an, und alle drei eilten davon. „Diese Hunde", erzählt er, „jagen im Innern der Ansiedelung in Meuten, deren Zahl bis auf sechzig steigt, mit einer ungeheuern Ausdauer, so daß sie selbst die größte und stärkste Antilope ermatten und überwältigen. An die Büffel wagen sie sich, soviel ich weiß, nicht. Sie verfolgen das Wild, bis es nicht weiter kann, reißen es dann augenblicklich zu Boden und verzehren es in wenigen Minuten. Vor dem Menschen fürchten sie sich weniger, als irgend ein reißendes Thier. Die Weibchen erziehen ihre Jungen in großen Höhlen, die sie in den öden Ebenen graben. Nähert sich der Mensch den Höhlen, so laufen die Hunde weg, ohne ihre Brut zu vertheidigen. Die Verheerung, welche sie unter den Herden der Boers anrichten, sind unglaublich. Sie tödten und verstümmeln viel mehr Schafe, als sie verzehren können. Ihre Stimme ist dreifach verschieden: sehen sie plötzlich einen gefährlich scheinenden Gegenstand, so bellen sie laut; des Nachts, wenn sie in Menge beisammen und durch irgend Etwas aufgeregt sind, geben sie Töne von sich, welche klingen, als ob Menschen sprächen, denen dabei die Zähne vor Frost klappern; wenn sie sich sammeln, so stoßen sie einen wohlklingenden Laut aus, der etwa so klingt, wie der zweite Laut des

Kukukrufes. Sie behandeln alle zahmen Hunde mit der äußersten Verachtung, warten ihren Angriff ab, kämpfen aber dann mit vereinten Kräften und zerreißen die Feinde gewöhnlich. Die Haushunde erwiedern die Feindseligkeit mit Ingrimm und bellen stundenlang, wenn sie die Stimme der wilden auch nur von fern hören."

Einst hatte sich Cumming in der Nähe eines Wasserbehälters in mondheller Nacht versteckt, ein Wildebeest niedergestreckt, auch eine Hiäne angeschossen und war eingeschlafen, bevor er wieder geladen. Nach einiger Zeit ward er durch sonderbare Töne geweckt, träumte, daß Löwen ihn umlagerten, erwachte mit einem lauten Schrei und sah sich rings von einer Masse knurrender und zähnefletschender, wilder Hunde umgeben. Sie spitzten die Ohren, streckten die Hälse nach ihm aus, während ein Trupp von ungefähr vierzig in etwas größerer Entfernung hin- und hersprang, ein anderer unter Zank und Streit vom Wildebeest fraß. Cumming erwartete, ebenfalls zerrissen zu werden, sprang aber schnell auf, schwenkte seine Decke und redete die wilde Versammlung mit lauter Stimme an. Dies wirkte. Die Thiere zogen sich weiter zurück und bellten aus Leibeskräften. Er begann zu laden: aber der ganze Schwarm war verschwunden, ehe er Feuer geben konnte.... Noch in derselben Nacht kamen 15 Hiänen, machten sich an das Wildebeest, und am andern Morgen waren von diesem nur noch die größten Knochen übrig. Im Lande der Bakalaharis lief eine Meute wilder Hunde, ein Kudu verfolgend, an Cummings Wagen vorbei und rissen die Antilope ganz nahe bei den Zugochsen, die eben an einer Quelle getränkt wurden, nieder. — Ein geschickter und tüchtiger englischer Jäger versichert, daß die Vortrefflichkeit der Nase und die Jagdfähigkeit der Thiere wahrhaft bewunderungswürdig sei. Eine Meute dieser wilden Hunde übertrifft sogar die bestgeschulten Fuchshunde. Sehr häufig entkommt diesen der Verfolgte, bei den wilden Hunden ist Dies nur äußerst selten oder niemals der Fall. Unser Jäger glaubt die Krone der Jagdfähigkeit den wilden Hunden ertheilen zu können. Er versichert, daß ihre Befähigung zur Jagd eine wirklich außerordentliche ist. Immer sind die Thiere äußerst vorsichtig, wenn sie sich einem wilden Ochsen, Zebra oder einem andern kräftigen Thiere nähern; um so dreister und kühner aber fallen sie über eine Herde von wehrlosen Wiederkäuern her. Sie scheinen besonderes Vergnügen daran zu finden, den Ochsen die Schwänze abzubeißen, und hiermit bringen sie den Thieren nicht blos eine schmerzliche Verletzung bei, sondern verursachen ihnen auch eine große Unbequemlichkeit für spätere Zeiten. Denn das Klima von Afrika ist, wie das aller heißen Länder, geeignet, eine wahrhaft wunderbare Vermehrung lästiger Fliegen zu begünstigen. Und so kommt es, daß der arme Ochse, welcher seinen Wedel verloren, von den Schnaken und anderen beschwingten Schmarotzern im höchsten Grade leiden muß. Aber die Hiänenhunde sind nicht eben vorsichtig im Gebrauch ihrer Zähne, sondern beißen manchmal auch mehr ab, als den Schwanz.

Sehr schade ist es, daß alle Versuche, den prächtigen Hiänenhund zu zähmen, bis jetzt erfolglos geblieben sind. Man hat zwar jung aufgezogene fast gänzlich ihrer Wildheit entwöhnt, und sie sogar dahin gebracht, mit anderen Thieren in Frieden und Freundschaft zu leben, selbst mit dem von ihnen so gehaßten Löwen oder der von ihnen wahrhaft verachteten Hiäne: — allein zu einem eigentlichen Hausthier hat man ihn doch noch nicht umwandeln können. Im Jahre 1859 sah ich zu meiner großen Freude einen sehr schön gehaltenen und fast erwachsenen Steppenhund in einer Thierschaubude in Leipzig. Der Besitzer derselben besaß außer ihm auch noch zwei junge Nilpferde, die ersten, welche nach Deutschland gekommen waren, und bot somit dem Kundigen einen seltenen Genuß. Der Hund ergötzte Jedermann durch seine außerordentliche Lebendigkeit und Beweglichkeit. Bei meinen vielfachen Besuchen in jener Bude habe ich ihn kaum eine Minute ruhig gesehen. Allerdings konnte er auch nur diejenigen Bewegungen ausführen, welche ihm seine Kette zuließ: allein niemals sprang er in derselben einförmigen Weise hin und her, in welcher sich andere eingesperrte Raubthiere zu bewegen pflegen: er wußte vielmehr die manchfaltigsten Abwechslungen in seine Sprünge zu bringen. Die Lust, größere Thiere anzugreifen, war bei ihm sehr ausgeprägt; denn so oft sich ihm die Nilpferde näherten oder ihm auch nur einen Theil ihres Körpers näher wandten, versuchte er es,

sie wenigstens zu zwicken, da ihm das dicke Fell seiner Genossen natürlich undurchdringlich war. Aeußerst spaßhaft sah es aus, wenn er ein Nilpferd am Kopfe angriff. Der ungeschlachte Riese öffnete dann gutmüthig ernst seinen ungeheuern Rachen, als wolle er dem übermüthigen Hund anrathen, sich in Acht zu nehmen, und dieser versuchte es dann auch wirklich nicht, den gar zu gefährlich aussehenden, aber im Grunde doch ganz harmlosen Wasserbewohner anzugreifen. Er war so gut gezähmt, als er vielleicht gezähmt werden kann, und freute sich ungemein, wenn sein Wärter sich ihm näherte und ihn liebkoste. Gleichwohl waren die Hände dieses Mannes über und über mit Bißwunden bedeckt, welche der Hund ihm beigebracht hatte, wahrscheinlich gar nicht in böser Absicht, sondern eben nur aus reinem Uebermuth und besonderer Lust zum Beißen.

Die Betrachtung des lebenden Steppenhundes ließ sogleich jede Aehnlichkeit zwischen ihm und der Hiäne verschwinden. Schon das kluge, geweckte, muntere und listige, ja übermüthige Gesicht des behenden Gesellen zeigte einen ganz andern Ausdruck, als das dumme, störrische und geistlose der Hiäne. Noch auffallender aber wurde der Unterschied zwischen beiden, wenn man die leichten und zierlichen Bewegungen des Hundes mit denen der Hiäne verglich. Der Hund erschien auch dem Uneingeweihten gleichsam als ein vollendetes Erzeugniß des freundlichen, hellen Tages, während die Hiäne ein echtes Kind der Nacht in jeder Hinsicht ist.

Unter den Thieren der Schaubuden finden sich regelmäßig einige, denen sich, Dank den vortrefflichen Erläuterungen der erklärenden Thierwärter, die besondere Aufmerksamkeit der Schaulustigen zuzuwenden pflegt! Der Erklärer pflegt diese Thiere als wahre Scheusale darzustellen und dichtet ihnen die fürchterlichsten Eigenschaften an. Mordlust, Raubgier, Grausamkeit, Blutdurst, Hinterlist und Tücke ist gewöhnlich noch das Geringste, was der Mann ihnen, den Hiänen, zuschreibt. Er lehrt sie regelmäßig auch noch als Leichenschänder und Todtenausgräber kennen und erweckt sicherlich ein gerechtes Entsetzen in den Gemüthern aller naturunkundigen Zuschauer. Die Wissenschaft hat es bis jetzt noch nicht vermocht, solchen Unwahrheiten zu steuern; diese haben sich vielmehr allen Belehrungen zum Trotz seit uralter Zeit frisch und lebendig erhalten.

Es giebt wenig Thiere, deren Kunde mit so vielen Fabeln und abenteuerlichen Sagen ausgeschmückt worden wäre, als die Geschichte der Hiänen. Schon die Alten haben die unglaublichsten Sachen von ihnen erzählt. Man behauptete, daß die Hunde Stimme und Sinne verlören, sobald sie der Schatten einer Hiäne träfe; man versicherte, daß die scheußlichen Raubthiere die Stimme des Menschen nachahmen sollten, um ihn herbeizulocken, dann plötzlich zu überfallen und zu ermorden; man glaubte, daß ein und dasselbe Thier beide Geschlechter in sich vereinige, ja selbst nach Belieben das Geschlecht ändern und sich bald als männliches, bald als weibliches Wesen zeigen könne. Das Merkwürdigste bei der Sache ist, daß diese Fabelei Wiederklang findet bei allen Völkerschaften, welche die Hiänen kennen lernten. Namentlich die Araber sind reich an Sagen über die Hiäne. Man glaubt steif und fest, daß Menschen von dem Genusse des Hiänengehirnes rasend werden, und vergräbt den Kopf des erlegten Raubthieres, um bösen Zauberern die Gelegenheit zu übernatürlichen Beschwörungen zu nehmen. Ja, man ist sogar fest überzeugt, daß die Hiänen selbst nichts Anderes sind, als verkappte Zauberer, welche bei Tage in Menschengestalt umherwandeln, bei Nacht aber die Hiänenmaske annähmen, allen Gerechten zum Verderben. Ich selbst bin mehrere Male von meinen arabischen Dienern herzlich und dringend gewarnt worden, auf Hiänen zu schießen, und schauerliche Geschichten wurden mir über die Gewalt der verlarvten, höllischen Geister mitgetheilt.

„Diese verzauberten Menschen, die von Allah, dem Erhabenen Verdammten“, so sagte mir mein Diener Ali, „können durch den blosen Blick ihres bösen Auges das Blut in den Adern des Gottseligen zum Stocken und das Herz zum Stillstehen bringen, die Eingeweide austrocknen und den Verstand verwirren. Einer unserer Herrscher, Churschid Pascha, ließ viele von den Dörfern verbrennen, — Gott segne ihn dafür! — in denen sich solche Zauberer befanden, und dennoch ist ihre

Anzahl immer noch groß genug, und sie sind übermächtig, zum Schaden der Gläubigen. Zwar wird sie Allah in den tiefsten Pfuhl der Hölle schleudern: allein während sie leben, thut der Gläubige wohl, ihnen aus dem Wege zu gehen und den Bewahrer zu bitten, daß er ihn vor den aus seinem Himmel herabgeschleuderten Teufeln in Gnaden bewahre. Jener Fürst starb eines frühen Todes, denn er verfuhr hart gegen alle Zauberer, und wahrlich! — nur der Blick des bösen Auges hat ihn unter die Erde gebracht. Glaube mir, ich selbst war in großer Gefahr; nur der Allmächtige hat mir geholfen und mein Herz gutem Rath geöffnet. Meine Ohren waren bereit, die Stimme des Warners zu meinem Herzen zu führen. Ich wollte mit einem meiner Brüder Jagd anstellen auf jene nächtlichen Geister der Hölle, die sich gar heftig auf dem Leichnam eines Kameles stritten. Allein noch zur rechten Zeit wurde ich durch den Sohn eines weisen Scheich davon abgehalten. „Hört, o Ihr Gläubigen, auf die Stimme der Wesen, welche Ihr für Hiänen haltet; gleicht sie wohl der Stimme eines Thieres? Sicherlich nicht! Gleicht sie nicht vielmehr dem Weherufe eines jammernden Menschen? Gewiß! O, so glaubet mir, daß diese, welche Ihr für Thiere haltet, nichts Anderes, als große Sünder sind, welche über ihre entsetzliche Missethat jammern und klagen. Und wird diese Stimme nicht zugleich dem Gelächter eines Teufels gleich? So glaubet, daß der Verworfene aus ihnen spricht! Wisset, daß von diesen Zauberwesen schon großes Unheil gestiftet worden ist. Ich kenne einen jungen Mann, der eine Hiäne tödtete. Er fühlte sich am andern Tage schon vollkommen entmannt; er war zu einem Weibe gewandelt worden. Ich kenne einen Andern, dessen Gebein von Stunde an vertrocknete, nachdem er einen solchen Zauberer getödtet hatte. Laßt ab, meine Brüder!" Wir thaten es, und die ganze Nacht hindurch hörte ich das Heulen der Hiänen. Es war, als ob sich die Diener des Teufels (Gott schütze uns vor ihm!) gestritten hätten. Das waren keine Thiere, das waren wirkliche Zauberer, das waren die Söhne des Verfluchten. Meine Glieder zitterten vor Schrecken, meine Zunge ward dürr; meine Augen dunkelten, ich schlich mich unter Zagen hinweg und suchte mein Lager. So glaube auch Du mir, daß Du Uebles thust, wenn Du Dein Gewehr auf Jene abfeuerst, die Du für Thiere hältst. Zwar sind sie, die höllischen Zauberer, verflucht und die Söhne des Verfluchten, ihnen wird nie das Glück blühen, sie werden nimmermehr die Freuden des Vaters genießen und besäßen sie einen Harem gleich dem des Sultan; sie werden das Paradies nie zu sehen bekommen, sondern in der tiefsten Nacht der Hölle wimmern und ewig verloren sein: aber dem Frommen ist es nicht zuträglich, sie aufzusuchen, und Dich, o Herr, habe ich als gerechten Mann erkannt; darum vernimm denn meine Warnung!"

Das Märchen und die Sage sucht sich immer seine Gestalten. Ein Thier, von welchem soviel Wunderbares berichtet oder geglaubt wird, muß irgend etwas Absonderliches in seiner Gestalt zeigen. Dies finden wir denn auch bei den Hiänen bestätigt. Sie ähneln den Hunden und unterscheiden sich gleichwohl in jedem Stücke von ihnen. Sie gehören zur ganzen Familie und stehen vereinzelt für sich da. Ihr Anblick ist keineswegs anmuthig, sondern entschieden abstoßend. Alle Hiänen sind häßlich, weil sie eben blos Andeutungen von einer Gestalt sind, welche wir in viel vollendeterer Weise kennen. Einzelne Forscher sehen sie als Zwittergestalten zwischen Hund und Katze an. Wir aber können dieser Anschauung nicht beipflichten, weil die Hiänen eine ganz eigenthümliche Gestalt für sich selbst haben. Der Leib ist gedrungen, der Hals dick, der Kopf stark und die Schnauze kräftig und unschön. Die krummen, vorderen Läufe sind länger, als die hinteren, der Rücken wird dadurch abschüssig, das Thier hinten niederer, als es am Widerrist ist. Die Lauscher sind nur spärlich behaart und unedel geformt, die Seher liegen schief, funkeln unheimlich, sind unstät und zeigen einen abstoßenden Ausdruck. Der dicke, scheinbar steife Hals, die buschig behaarte Lunte, welche nicht über das Fersengelenk hinabreicht, und der lange, lockere, rauhe Pelz, welcher sich längs des Rückens in eine schweineähnliche Borstenmähne verlängert, die düstere, nächtige Färbung der Haare endlich, dies Alles vereinigt sich, den ganzen Eindruck zu einem recht unangenehmen zu machen. Zudem sind alle Hiänen Nachtthiere, besitzen eine widerwärtige, mißtönende, kreischende oder wirklich gräßlich lachende Stimme, sind gierig, gefräßig, verbreiten einen üblen Geruch und haben nur unedle, fast hinkende Bewegungen, offenbaren auch gewöhnlich etwas ganz Absonderliches in ihrem Wesen: — kurz, man kann sie unmöglich schön

nennen. Die vergleichende Forschung findet noch andere ihnen eigenthümliche Merkmale auf. In dem sehr kräftigen Gebiß sind die Schneidezähne sehr entwickelt, die großen Eckzähne aber plump und kegelförmig, die drei Lückzähne haben starke eingedrückte Kronen. Am Schädel ist der Schnauzentheil breit und stumpf, der Hirnkasten eng, die Jochbögen und Leisten sind stark und abstehend, die Halswirbel, von denen die Alten glaubten, daß sie zu einem einzigen Stücke verschmölzen, sehr kräftig; sie bieten den hier besonders entwickelten Muskeln vielfache Ansatzflächen. Mächtige Kaumuskeln, große Speicheldrüsen, die hornigbewarzte Zunge, eine weite Speiseröhre und eigenthümlich ausgedehnte Drüsen in der Aftergegend kennzeichnen die Thiere noch anderweitig.

Der Verbreitungskreis der Hiänen ist ein sehr ausgedehnter. Sie finden sich in dem größten Theile Süd- und Westasiens bis zum Altai, besonders häufig sind sie jedoch in ganz Afrika, und dieser Erdtheil ist deshalb auch als ihr eigentliches Vaterland anzusehen.

Bei Tage sieht man sie nur, wenn sie durch einen Zufall aufgescheucht wurden; freiwillig verläßt keine Hiäne ihren Schlupfwinkel. Die Nacht muß schon vollständig hereingebrochen sein, ehe sie daran denken, ihre Raubzüge zu beginnen. In stark bewohnten Gegenden wagen sie sich selten bis in die Nähe der Menschen heran; in dünner bevölkerten Landstrichen aber kommen sie auf ihren nächtlichen Wanderungen dreist bis in das Innere der Ortschaften herein. Etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang vernimmt man in den einsamsten Gebirgs- oder Waldgegenden, in der Steppe oder selbst in der Wüste das Geheul der einzeln oder in kleinen Gesellschaften herumschweifenden Thiere. In den Urwäldern Mittelafrikas und namentlich in den Uferwaldungen des blauen Flusses bilden diese Heuler einen förmlichen Chor; denn sobald die eine mit ihrem abscheulichen Nachtgesange beginnt, stimmen die anderen augenblicklich ein. Das Geheul der gewöhnlichen (gestreiften) Hiäne ist sehr mißtönend, aber nicht so widerlich, als man gesagt hat. Ich und meine ganze Reisegesellschaft sind durch dasselbe stets im hohen Grade belustigt worden. Das Geschrei oder Geheul selbst ist sehr verschieden. Heisere Laute wechseln mit hochtönenden, kreischende mit murmelnden oder knurrenden ab. Dagegen zeichnet sich das Geheul der gefleckten Art durch ein wahrhaft fürchterliches Gelächter aus, ein Lachen, wie es die gläubige Seele und die rege Phantasie etwa dem Teufel und seinen höllischen Gesellen zuschreibt, scheinbar ein Hohnlachen der Hölle selbst. Wer diese Töne zum ersten Male vernimmt, kann sich eines gelinden Schauders kaum entwehren, und der unbefangene Verstand erkennt in ihnen sofort einen der hauptsächlichsten Gründe für die Entstehung der verschiedenen Sagen über unsere Thiere. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich die Hiänen mit ihren Nachtgesängen gegenseitig zusammenheulen, und soviel ist sicher, daß die Musik augenblicklich in einer Gegend verstummt, sobald einer der Heuler irgend welchen Fraß gefunden hat. Besondere Erscheinungen, welche Verwunderung erregen oder Schrecken verursachen, werden von der gestreiften Hiäne immer mit Geheul, von der gefleckten mit Gelächter begrüßt. So erschien, als wir in der Neujahrsnacht von 1850 zu 1851 mitten im Urwald am blauen Fluß ein großes Feuer angezündet hatten, um nach unsrer Weise das Fest zu feiern, auf der Höhe des steilen Uferrandes mit einem Male eine gestreifte Hiäne, trat so weit vor, daß sie grell von den Flammen beleuchtet und hierdurch Allen sichtbar wurde, begann nun ein wahrhaft jämmerliches Geheul, blieb aber ganz feststehen und starrte in das Feuer. Erst die Antwort, welche wir ihr durch ein schallendes Gelächter gaben, vertrieb sie von ihrem Schauplatz und jagte sie in das Dunkel der Wälder zurück. Das Hiänengeheul ist geradezu unzertrennlich von einer Nacht im Urwalde; es ist immer das tonangebende, und die einzelnen anderen Stimmen sind gleichsam begleitende; denn die übrigen Raub- oder Nachtthiere des Waldes, wie Löwe, Panther, Elefant, Wolf und Nachteule stimmen blos zuweilen in das endlose Nachtlied der Hiänen.

Solange die Nacht währt, sind die herumstreifenden Thiere in steter Bewegung, und erst gegen den Morgen hin ziehen sie sich wieder nach ihren Ruheplätzen zurück. In die Städte und Dörfer kommen sie, nach meinen Beobachtungen, selten vor zehn Uhr nachts, dann aber auch ohne Scheu, selbst ohne sich durch die Hunde beirren zu lassen. In der Stadt Sennaar am blauen Flusse traf ich, von einem Gastmahle heimkehrend, um Mitternacht eine sehr zahlreiche Gesellschaft von Hiänen

an und hielt sie, weil mich die Thiere sehr nahe an sich herankommen ließen, zuerst für Hunde, bis mich der kreischende, heisere Laut, den die eine ausstieß, belehrte, mit welchen Gästen ich es zu thun hatte. Ein einziger Steinwurf verjagte sie augenblicklich, und sie stoben nun wie dunkle Geister nach allen Seiten hin durch die Straßen der Stadt.

Bei ihren Wanderungen wird die Hiäne ebensowohl durch den Geruch, wie durch das Gehör und Gesicht geleitet. Ein stinkendes Aas versammelt regelmäßig zwei oder mehrere Hiänen. Ebenso werden die häßlichen Gesellen durch eine eingezäunte Herde von Schafen, Ziegen oder Rindern herbeigelockt und umschleichen dann mit lüsternen Blicken, bezüglich mit unheimlich grünlichfunkelnden Augen ärgerlich die dichte Umzäunung, welche sie nicht zu durchdringen vermögen, und setzen durch ihr Geheul die eingeschlossenen Hausthiere in gewaltigen Schreck. Die wachsamen Hunde jener Gegenden treiben sie stets ohne große Mühe zurück; sie sind trefflich eingeschult, augenblicklich nach der Seite hinzustürzen, von welcher ihren Schutzbefohlenen eine Gefahr drohen könnte. Es kommt niemals vor, daß eine Hiäne den muthigen Wächtern Stand hielte; sie ergreift vielmehr immer die Flucht vor der Meute, kommt aber nach sehr kurzer Zeit wieder zurück. Sobald sie eine Beute gewittert hat, verstummt sie und trottet nun, so leise sie kann, — denn zum Schleichen bringt sie es nicht, — in kurzen Absätzen näher und näher, äugt, lauscht und wittert, so oft sie stillsteht, und ist jeden Augenblick bereit, die Flucht wieder zu ergreifen. Die gefleckte Art ist etwas muthiger, als die gestreifte, verhältnißmäßig zu ihrer Größe aber immer noch ganz erbärmlich feig und furchtsam. Alle Hiänen greifen nur Thiere an, welche sich gar nicht wehren, namentlich Schafe, Ziegen, junge Schweine und dergleichen, und auch diese regelmäßig von der Seite. Einen Ochsen oder ein Pferd zerreißen sie äußerst selten, und häufig genug sind Fälle vorgekommen, daß sie sogar ein muthiger Esel in die Flucht geschlagen hat. Sie richten also blos unter den schwächeren Hausthieren Schaden an. In diesem Kreise aber sind die Verwüstungen, welche sie verursachen, sehr bedeutend. Am liebsten ist es ihnen unter allen Umständen, wenn sie ein Aas finden. Um dieses herum beginnt regelmäßig ein Gewimmel, welches kaum zu schildern ist. Sie sind die Geier unter den Säugethieren, und ihre Gefräßigkeit ist wahrhaft großartig. Dabei vergessen sie alle Rücksichten und auch die Gleichgiltigkeit, welche sie sonst zeigen. Man hört es sehr oft, daß die Fressenden in harte Kämpfe gerathen; es beginnt dann ein Krächzen, Kreischen und Gelächter, daß Abergläubische wirklich glauben können, alle Teufel der Hölle seien los und ledig. Durch die Aufräumung des Aases werden sie nützlich; der Schaden, welchen sie den Herden zufügen, übertrifft jedoch jenen geringen Nutzen weit, weil das Aas auch durch andere, viel bessere Arbeiter aus der Klasse der Vögel und der Kerbthiere weggeschafft werden würde. Im tiefen Innern Afrikas sind die Hiänen noch heutigen Tages die Bestatter der Leichname armer oder unfreier Leute, welche ihnen gleichsam zum Fraße vorgeworfen werden, und noch während der türkischen Herrschaft war es gar nichts Seltenes, daß in Sennar und Obeïd während der Nachtzeit menschliche Leichname von den Hiänen gefressen wurden. In Südostafrika graben sie die nur leicht verscharrten Leichen der Hottentotten aus, und hierauf mögen sich alle die bösen Nachreden gründen, an denen sie noch jetzt zu leiden haben. Den Reisezügen durch Steppen und Wüsten folgen sie in größerer oder geringerer Zahl, gleichsam, als ob sie wüßten, daß ihnen aus solchen Zügen doch ein Opfer werden müsse. Im Nothfalle begnügt sich das gefräßige Vieh aber auch mit thierischen Ueberresten aller Art, selbst mit trocknem Leder und dergleichen. Auf den Schlachtplätzen, welche im Innern Afrikas immer vor der Ortschaft liegen, raffen sie das am Boden vertrocknete, stinkende Blut gierig auf und verschlingen dabei häufig eine Menge von Erde oder Straßenschmuz; um die Kothhaufen der Dorfbewohner sieht man sie regelmäßig beschäftigt.

Von der Beute, welche eine Hiäne gefaßt hat, läßt sie sich nicht wieder abtreiben. Sie nimmt dann wenigstens ein Stück derselben mit, und was sie einmal im Rachen trägt, giebt sie lebendig nicht wieder her, selbst wenn sie geschlagen oder sonst wie gemißhandelt wird. Vielfach ist hin- und hergestritten worden, ob die Hiänen auch den Menschen angreifen oder nicht. Die gestreifte thut es ganz entschieden nicht, die gefleckte aber greift Kinder oder schlafende Erwachsene wirklich an und schleppt sie mit sich weg; denn ihre Kraft ist so groß, daß sie bequem einen Menschen forttragen

kann. An erwachsene Männer wagt aber auch sie sich wohl nur äußerst selten, und deshalb fürchtet Niemand die leibliche Stärke des Thieres, umsomehr freilich ihre unheilvollen, zauberischen Kräfte.

Um die Zeit, in welcher es die meiste Beute giebt, im Innern Afrikas also zu Anfang der Regenzeit und im Norden im Frühlinge, wölft die Hiäne in einer selbstgegrabenen kunstlosen Röhre oder Felsenhöhle auf den nackten Boden drei, höchstens vier Junge, welche sie, solange diese blind und klein sind, zärtlich liebt und mit vielem Muthe vertheidigt, später aber, nachdem die Jungen größer geworden, feig verläßt, sobald Gefahr droht. Die Jungen haben eine dichte, feine, aschgraue Behaarung mit einem schwarzen Streifen auf der Firste des Rückens, von welcher gleichgefärbte auf die Seite herablaufen, und zwischen denen sich zerstreutstehende Flecken befinden.

Im frühester Kindheit eingefangene Hiänen kann man sehr leicht zähmen und sie halten auch die Gefangenschaft sehr gut und dauernd aus, werden aber meistens im Alter staarblind.

Des Schadens wegen, welchen diese Raubthiere anrichten, werden sie von den europäischen Ansiedlern und auch von einigen andern Völkerschaften ziemlich regelmäßig und lebhaft verfolgt. Man schießt sie, fängt sie in Fallen oder Fallgruben, vergiftet sie und greift sie lebendig. Letztere Fangart wird namentlich in Egypten angewandt, und ich kann sie den übereinstimmendsten Nachrichten vieler glaubwürdigen Männer zufolge verbürgen. Der Hiänenfänger begiebt sich mit einem weißen Teppich an einen Felsspalt des Gebirges, in welchen er Hiänen zu finden hoffen darf, weil ihm derselbe als Schlupfwinkel seit Jahren bekannt ist. Vorsichtig weiterschreitend oder, wenn es eine Höhle ist, kriechend, dringt er nach dem Lager des Thieres vor, bis die grünlichfunkelnden Augen ihm seine Beute verrathen. Sobald er sich nähert, zieht sich die Hiäne zornig schreiend zurück, soweit sie kann. Am hintern Ende der Höhle endlich macht sie Halt, der Fänger nähert sich ihr, wirft ihr den Teppich über den Kopf und sich dann selbst auf ihn und die Hiäne, sucht, das Thier soviel als möglich in denselben zu verwickeln und bringt es dahin, daß der wüthende Nächtling sich im Teppich festbeißt. Dann hat er leichtes Spiel: er bindet die Beine zusammen und wirft schließlich eine Schlinge über den Hals, um daran die Hiäne zu erdrosseln, oder auch blos auf die Schnauze, um diese zuzuschnüren. Ist Dies einmal geschehen, dann wird die Hiäne, so sehr sie sich auch wehrt, leicht wehrlos gemacht. Von den Mahammedanern wird kein einziger Theil einer Hiäne benutzt, weil das ganze Thier mit Recht als unrein gilt. Bei den kriegerischen Stämmen der Wüste hält man es sogar für entehrend, sich mit einer Hiäne in Kampf einzulassen, und jede Waffe, welche gebraucht worden ist, ein solches Thier zu tödten, hat damit in der Meinung der Krieger eine Scharte erhalten, welche niemals wieder ausgewetzt werden kann; sie gilt wenigstens zum fernern Gebrauch der Krieger für unfähig. Deshalb benutzen auch die Araber des Westens, wie Jules Gerard erzählt, eine ganz eigenthümliche Waffe gegen die Hiänen, welche wohl sonst niemals mehr angewendet werden dürfte. Sie fassen nämlich eine Hand voll feuchten Schlamm oder einen ähnlichen Stoff und stellen sich dann vor die liegende Hiäne, strecken ihre Hand aus und sagen spottend: „Sieh, mein Thierchen, wie schön ich dich schmücken will mit dieser Henna!“ (Bekanntlich die rothfärbenden Blätter eines Strauches, welche die arabischen Weiber benutzen, um sich ihre Nägel und inneren Handflächen roth zu färben.) Sobald dann die Hiäne sich erhebt, werfen sie ihr geschickt die Salbe in die Augen, hüllen sie in den Teppich und fesseln sie, bevor sie wieder vollkommen zu Sinnen gekommen ist; dann bringen sie die Beute in ihre Dörfer und überantworten das unglückliche Geschöpf hier den Frauen und Kindern, welche es zu Tode steinigen.

In der Vorwelt waren die Hiänen über einen weit größern Theil der Erde verbreitet, als gegenwärtig, und fanden sich auch in Deutschland ziemlich häufig, wie die vielfach aufgefundenen Knochen der Höhlen- und der Vorweltshiänen hinlänglich beweisen. Gegenwärtig leben, so viel man weiß, vier Arten der Gruppe, von denen drei echte, die vierte aber ein vermittelndes Bindeglied zwischen diesen und den Zibetkatzen ist.

Zu der ersten Sippe gehören die gefleckte Hiäne (Hyaena crocuta), der Strandwolf (Hyaena brunnea) und die gestreifte Hiäne (Hyaena striata). Erstere ist, wie ich bereits bemerkte, die

größte und stärkste der jetzt lebenden, obgleich sie noch lange nicht die Größe der vorweltlichen Höhlenhiäne erreicht. Sie zeichnet sich durch ihren kräftigen Körperbau und den gefleckten Pelz vor der viel häufigern, oder wenigstens viel häufiger zu uns kommenden, gestreiften Hiäne und dem einfarbigen Strandwolf aus. Die Grundfarbe dieses Pelzes ist weißlichgrau, etwas mehr oder weniger ins Fahlgelbe ziehend. Auf dieser finden sich an den Seiten und an den Schenkeln braune Flecken. Der Kopf ist braun, auf den Wangen und auf dem Scheitel röthlich, die Branten sind weißlich; die Standarte ist braun, geringelt und ihre Blume schwarz. Uebrigens wechselt diese Färbung nicht unbedeutend: man findet bald dunklere, bald hellere. Die Leibeslänge des Thieres beträgt über drei und einen halben, ja selbst über vier Fuß, ihre Höhe am Widerrist dritthalben Fuß.

Die gefleckte Hiäne bewohnt das südliche und östliche Afrika vom Vorgebirge der guten Hoffnung an bis zum siebzehnten Grad nördlicher Breite und verdrängt, wo sie sehr häufig vorkommt,



Die gefleckte Hiäne (Hyaena crocuta).

die gestreifte Hiäne fast gänzlich. In Abissinien und Ostsudahn lebt sie mit dieser an gleichen Orten, wird aber nach Süden hin immer häufiger und ist schließlich die einzig vorkommende. In Abissinien ist sie gemein und geht hier in den Gebirgen sogar bis 12,000 Fuß über die Meereshöhe hinauf. Ihre ganze Lebensweise ähnelt der der gestreiften. Sie wird aber ihrer Größe und Stärke halber weit mehr gefürchtet und wohl deshalb auch hauptsächlich als unheilvolles, verzaubertes Wesen betrachtet. Die Araber nennen sie Marrafil. Viele Beobachter versichern einstimmig, daß sie wirklich auch Menschen angreife, namentlich über Schlafende und Ermattete herfallen. Dasselbe behaupten die Abissinier, wie wir von Rüppell erfahren. „Die gefleckten Hiänen," sagt dieser Forscher, „sind von Natur sehr feig, haben aber, wenn sie der Hunger quält, eine unglaubliche Kühnheit. Sie besuchen dann selbst zur Tageszeit die Häuser und schleppen kleine Kinder fort, wogegen

sie jedoch nie einen erwachsenen Menschen angreifen. Oft wissen sie, wenn abends die Herde heimkehrt, eins der letzten Schafe derselben durch einen Sprung zu erhaschen, und meist gelingt es ihnen, trotz der Verfolgung der Hirten, ihre Beute fortzuschleppen. Hunde werden hier nicht gehalten. Die Einwohner fingen für uns mehrere große Hiänen lebendig in Gruben, die in einem von Dornbüschen umgebenen Gange angebracht werden, an dessen Ende eine nach ihrer Mutter blökende Ziege angebunden wird. Man muß sie möglichst bald tödten, weil sie sich sonst einen Ausweg aus dem Gefängnisse wühlen." — Ich habe sie überall nur als feiges, dem Menschen scheu aus dem Wege gehendes Thier kennen gelernt.

Am Kap ist diese Art unter dem Namen Tigerwolf bekannt. „Sie ist dort," sagt Lichtenstein, „bei weitem das häufigste unter allen Raubthieren und findet sich selbst noch in den Schluchten des Tafelberges, so daß die Pächtereien ganz in der Nähe der Kapstadt nicht selten von ihr beunruhigt werden. Sie hält sich im Winter auf den Berghöhen, im Sommer aber in den ausgetrockneten Stellen großer Ebenen auf, wo sie in dem hohen Schilf den Hasen, Schleichkatzen und Springmäusen auflauert, die an solchen Stellen Wasser, Kühlung oder Nahrung suchen. Die Güterbesitzer in der Nähe der Kapstadt stellen fast jährlich Wolfsjagden an. Es giebt dort mehrere solcher mit Schilfrohr bewachsener Niederungen; eine jede derselben wird umzingelt und an mehreren Stellen unter dem Winde in Brand gesteckt. Sobald die Hitze das Thier zwingt, seinen Hinterhalt zu verlassen, fallen es die ringsum aufgestellten Hunde an, und der Anblick dieses Kampfes ist der Hauptzweck der ganzen Unternehmung. Inzwischen bringen die Hiänen in der Nähe der Stadt weniger Schaden, als Nutzen; sie verzehren manches Aas und vermindern die Zahl der diebischen Paviane und der listigen Ginsterkatzen. Man hört es sehr selten, daß die Hiäne in diesen dichter bewohnten Gegenden ein Schaf gestohlen, denn sie ist scheu von Natur und flieht vor dem Menschen, und man weiß kein Beispiel, daß sie Jemanden angefallen. Den Kopf trägt sie niedrig mit gebogenem Nacken, der Blick ist boshaft und scheu. Fast auf jeder Pächterei findet man in einiger Entfernung von dem Wohnhause eine Hiänenfalle, ein von Stein roh aufgeführtes Gebäude von sechs bis acht Fuß im Geviert mit einer schweren Fallthür versehen, die von innen ganz nach Art einer Mausefalle mit der Lockspeise in Verbindung steht und zuschlägt, sobald das Raubthier das hingelegte Aas von der Stelle bewegt. Aehnliche Fallen werden auch den Pardern gestellt, doch unterscheiden sich diese dann dadurch, daß sie von oben durch aufgelegtes Gebälk geschlossen sind, dahingegen die Wolfsfallen oben offen sind, weil dies Thier weder springt, noch klettert. In manchen Gegenden stellt man den Raubthieren auch wohl Selbstschüsse, die besonders geschickt angelegt sind. Man gräbt nämlich eine tiefe Rinne, in welcher das Gewehr liegt und der Strick bis zu der Lockspeise fortläuft. Diese selbst liegt am Ende der Rinne, da wo sie in einen breiten Graben ausläuft, so daß das Thier nicht anders dazu gelangen kann, als gerade an der Stelle, wohin die Kugel treffen muß. Nur dem listigen und gewandten Schakal gelingt es zuweilen, das Fleisch von der Seite herauszuholen und dem Schusse auszuweichen. In der Gegend von Olifantsrevier pflegt man die Hiänen mit vergiftetem Fleische zu tödten."

Noch zu Sparrmans Zeiten (1780) kamen sie, wie gegenwärtig im Sudahn, in das Innere der Städte und verzehrten hier alle thierischen Abfälle, welche auf den Straßen lagen. Wahrhaft schrecklich sind die Erzählungen, welche Strodtman in seinen südafrikanischen Wanderungen giebt. Er erfuhr, daß die nächtlichen Angriffe dieser Thiere vielen Kindern und Halberwachsenen das Leben kosteten, und seine Berichterstatter hörten in wenigen Monaten von vierzig solchen verderblichen Ueberfällen erzählen. Die Mambukis, ein Kafferstamm, behaupten, daß die Hiäne Menschenfleisch jeder andern Nahrung vorziehe. Ihre Häuser haben die Gestalt eines Bienenkorbes von achtzehn bis zwanzig Fuß im Durchmesser. Der Eingang ist ein enges Loch und führt zunächst in eine rinnenförmige Abtheilung, welche des Nachts zur Bewahrung der Kälber dient, und erst innerhalb dieser Abtheilung befindet sich ein erhöhter Raum, auf welchem die Familie zu ruhen pflegt. Hier schlafen die Mambukis, im Kreise um ein Feuer herumgelagert. Die eingedrungenen Hiänen sind nun, wie man

versichert, immer zwischen den Kälbern hindurchgegangen, haben das Feuer umkreist und die Kinder unter der Decke der Mütter so leise herausgezogen, daß die unglücklichen Eltern ihren Verlust erst dann erfuhren, als das Wimmern des von dem Unthiere gepackten Kindes aus einer Ferne zu ihnen gelangte, wo Rettung nicht mehr möglich war. Shepton, welcher diese Geschichten verbürgt, bekam ein Paar Kinder zur Heilung, welche von dem Raubthiere fortgeschleppt und fürchterlich zugerichtet, glücklicher Weise aber ihm dennoch wieder abgejagt worden waren. Das eine der Kinder war ein zehnjähriger Knabe, das andere ein achtjähriges Mädchen. Schlingen, Gruben und Selbstschüsse werden nach diesem Bericht nur mit geringem Erfolge angewendet, weil die listigen Hiänen die Fallen merken und ihnen ausweichen. — Ich habe Grund, diesen Bericht für übertrieben zu halten.

Die gefleckte Hiäne ist diejenige Art, mit welcher sich die Sage am meisten beschäftigt. Viele Sudahnesen behaupten, daß die Zauberer blos ihre Gestalt annehmen, um ihre nächtlichen Wanderungen zum Verderben aller Gläubigen auszuführen. Die häßliche Gestalt und die schauderhaft lachende Stimme der gefleckten Hiäne wird die Ursache dieser Meinung gewesen sein. Auch wir müssen dieser Hiäne den Preis der Häßlichkeit zugestehen. Unter sämmtlichen Raubthieren ist sie unzweifelhaft die mißgestaltetste, garstigste Erscheinung, und dazu kommen nun noch die geistigen Eigenschaften, um das Thier gewissermaßen verhaßt zu machen. Sie ist dümmer, böswilliger und roher, als ihre gestreifte Verwandte, obwohl sie bei ihrer grenzenlosen Feigheit sich vermittelst der Peitsche bald bis zu einem gewissen Grade zähmen läßt. Wie es scheint, erreicht sie jedoch niemals die Zahmheit der gestreiften Art, denn die Kunststücke in Thierschaubuden sind eben nicht maßgebend zur Beurtheilung hierüber, und andere Leute, als solche herumziehende Thierkundige, machen sich schwerlich das Vergnügen, sich mit der gefleckten Hiäne zu beschäftigen. Sie ist allzuhäßlich, zu ungeschlacht und zu unliebenswürdig im Käfig! Stundenlang liegt sie auf ein und derselben Stelle, wie ein Klotz; dann springt sie empor, schaut unglaublich dumm in die Welt hinaus, reibt sich an den Stäben ihres Käfigs und stößt von Zeit zu Zeit ihr abscheuliches Gelächter aus, welches, wie man zu sagen pflegt, durch Mark und Bein dringt. Mir hat es immer scheinen wollen, als wenn dieses eigenthümliche und im höchsten Grade widerwärtige Geschrei eine gewisse Wollust des Thieres ausdrücken sollte; wenigstens benahm sich die lachende Hiäne dann auch in anderer Weise so, daß man Dies annehmen konnte.

Der Strandwolf zeichnet sich namentlich durch seine lange, rauhe, breit zu beiden Seiten herabhängende Rückenmähne vor seinen übrigen Verwandten aus. Die Färbung seiner überhaupt langen Behaarung ist einförmig dunkelbraun bis auf wenige braun und weiß gewässerte Punkte an den Beinen. Die Haare der Rückenmähne sind im Grunde weißlichgrau, übrigens schwärzlichbraun gefärbt. Der Kopf ist dunkelbraun und grau, die Stirn schwarz mit weißer und röthlichbrauner Sprenkelung. Er ist bedeutend kleiner, als die gefleckte Hiäne, und wird höchstens so groß, wie die gestreifte Art.

Das Thier bewohnt den Süden von Afrika und zwar gewöhnlich die Nähe des Meeres. Es ist überall weit weniger häufig, als die gefleckte Hiäne, lebt so ziemlich wie diese, jedoch hauptsächlich von Aas, zumal von solchem, welches vom Meere an den Strand geworfen wird. Wenn den Strandwolf der Hunger quält, fällt er auch die Herden an und wird deshalb ebenso gefürchtet, als die anderen Arten. Man glaubt, daß er weit listiger sei, als alle übrigen Hiänen, und versichert, daß er sich nach jedem Raube weit entferne, um seinen Aufenthalt nicht zu verrathen.

Die gestreifte Hiäne endlich ist das uns wohlbekannte Mitglied der Thierschaubuden. Sie kommt, weil sie uns am nächsten wohnt und überall gemein ist, auch am häufigsten zu uns und wird gewöhnlich zu den beliebten Kunststücken abgerichtet, welche man in Thierbuden zu sehen bekommt und welche, wie aus dem Folgenden hervorgehen wird, weit gefährlicher aussehen, als sie sind. Das Thier ist so bekannt, daß eine Beschreibung desselben kaum nöthig ist oder sich mindestens auf wenige Worte beschränken läßt. Der Pelz ist rauh, straff und ziemlich langhaarig, seine Färbung ein gelbliches Weißgrau, auf welchem sich schwarze Querstreifen finden. Die Mähnenhaare haben ebenfalls

schwarze Spitzen, und der Vorderhals ist nicht selten ganz schwarz, die Standarte ist bald einfarbig, bald gestreift, der Kopf ist dick, die Schnauze verhältnißmäßig dünn, obgleich immer noch plump genug, die aufrechtstehenden Lauscher sind groß und ganz nackt. Drei Fuß, etwas mehr oder weniger, ist das gewöhnliche Maß der Leibeslänge.

Diese Hiäne ist wohl die verbreitetste unter allen, wenigstens geht sie von der Sierra Leona an quer durch Afrika und fast ganz Asien hindurch bis zum Altai. Sie ist nirgends selten, an menschenleeren Orten sogar außerordentlich häufig, aber sie ist auch die am wenigsten schädliche unter allen und wird deshalb wohl nirgends besonders gefürchtet. In ihrer Heimat giebt es gemeiniglich soviel Aas oder wenigstens Knochen, daß sie nur selten durch den Hunger zu kühnen Angriffen auf lebendige Thiere gezwungen wird. Ihre Feigheit übersteigt alle Grenzen; doch kommt auch sie in das Innere der Dörfer herein und in Egypten schon wenigstens bis ganz nahe an dieselben heran. Auf dem Aase, welches wir auslegten, um später Geier auf ihm zu schießen, erschienen des Nachts regelmäßig Hiänen und wurden uns deshalb sehr lästig. Wenn wir im Freien rasteten, kamen sie häufig bis in das Lager geschlichen, und mehrmals haben wir von unserer Lagerstätte aus, ohne aufzustehen, auf sie feuern können. Bei einem Ausfluge nach dem Sinai erlegte mein Freund Heuglin eine gestreifte Hiäne vom Lager aus mit Hühnerschroten. Trotz ihrer Zudringlichkeit fürchtet sich kein Mensch vor ihr, und sie wagt auch wirklich niemals, auch nur Schlafende anzugreifen. Ebensowenig gräbt sie Leichen aus, und deshalb eben ist sie an den schauerlichen Erzählungen, welche man in Schaubuden von ihr hört, vollkommen unschuldig. In ihrer Lebensweise ähnelt sie übrigens den vorhin genannten Arten vollständig und ist auch deshalb nicht besonders zu schildern; dagegen kann ich aus eigener Erfahrung Einiges über gezähmte mittheilen, welche ich in Afrika längere Zeit besaß.

Wenige Tage nach unserer ersten Ankunft in Charthum kauften wir zwei junge Hiänen für zehn Groschen unsers Geldes. Die Thierchen hatten etwa die Größe eines halb erwachsenen Dachshundes und waren noch mit sehr weichem, feinen, dunkelgrauen Wollhaar bedeckt. Sie hatten schon eine Zeitlang die Gesellschaft der Menschen genossen, waren aber noch sehr ungezogen. Wir sperrten sie in einen Stall, und hier besuchte ich sie täglich. Der Stall war dunkel; ich sah deshalb beim Hineintreten gewöhnlich nur vier grünliche Punkte in irgend einer Ecke leuchten. Sobald ich mich nahete, begann ein eigenthümliches Fauchen und Kreischen, und wenn ich unvorsichtig nach einem der Thierchen griff, wurde ich regelmäßig tüchtig in die Hand gebissen. Schläge fruchteten im Anfange wenig, jedoch bekamen die jungen Hiänen mit zunehmendem Alter mehr und mehr Begriffe von der Oberherrschaft, welche ich über sie erstrebte, bis ich ihnen eines Tages ihre und meine Stellung vollkommen klar zu machen suchte. Mein Diener hatte sie gefüttert, mit ihnen gespielt und war so heftig von ihnen gebissen worden, daß er seine Hände in den nächsten vier Wochen nicht gebrauchen konnte. Die Hiänen hatten inzwischen das Doppelte ihrer frühern Größe erreicht und konnten deshalb auch eine derbe Lehre vertragen. Ich beschloß, ihnen diese zu geben, und indem ich bedachte, daß es weit besser sei, eines dieser Thiere todtzuschlagen, als sich der Gefahr auszusetzen, von ihnen erheblich verletzt zu werden, prügelte ich sie beide so lange, bis keine mehr fauchte oder knurrte, wenn ich mich ihnen wieder näherte. Um zu erproben, ob die Wirkung vollständig gewesen sei, hielt ich ihnen eine halbe Stunde später die Hand vor die Schnauzen. Eine beroch dieselbe ganz ruhig, die andere biß und bekam von neuem ihre Prügel. Denselben Versuch machte ich noch einmal an dem nämlichen Tage, und die stöckische biß zum zweiten Male. Sie bekam also ihre dritten Prügel, und diese schienen denn auch wirklich hinreichend gewesen zu sein. Sie lag elend und regungslos in dem Winkel und blieb so während des ganzen folgenden Tages liegen, ohne Speise anzurühren. Etwa 24 Stunden nach der Bestrafung ging ich wieder in den Stall und beschäftigte mich nun längere Zeit mit ihnen. Jetzt ließen sie sich Alles gefallen und versuchten gar nicht mehr, nach meiner Hand zu schnappen. Von diesem Augenblicke an war Strenge bei ihnen nicht mehr nothwendig; ihr trotziger Sinn war gebrochen und sie beugten sich vollkommen unter meine Gewalt. Nur ein einziges Mal noch mußte ich das Wasserbad bei ihnen anwenden, bekanntlich das allerbeste Zähmungsmittel wilder Thiere überhaupt.



Hyänen und Schakals.

Wir hatten nämlich eine dritte Hiäne gekauft, und diese mochte ihre schon gezähmten Kameraden wieder verdorben haben; indessen bewiesen sie sich nach dem Bade, und nachdem sie von einander getrennt worden waren, wieder ganz freundlich und liebenswürdig.

Nach Verlauf eines Vierteljahres, vom Tage der Erwerbung an, konnte ich mit ihnen spielen, wie mit einem Hunde, ohne befürchten zu müssen, irgend welche Mißhandlung von ihnen zu erleiden. Sie gewannen mich mit jedem Tage lieber und freuten sich ungemein, wenn ich zu ihnen kam. Dabei benahmen sie sich, nachdem sie mehr, als halberwachsen waren, höchst sonderbar. Sobald ich in den Raum trat, fuhren sie unter fröhlichem Geheul auf, sprangen an mir in die Höhe, legten mir ihre Vorderpranken auf beide Schultern, schnüffelten mir im ganzen Gesicht herum, hoben endlich ihre Standarte steif und senkrecht empor und schoben dabei den umgestülpten Mastdarm gegen $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll weit aus dem After heraus. Diese Begrüßung wurde mir stets zu Theil, und ich konnte bemerken, daß der sonderbarste Theil derselben jedesmal ein Zeichen ihrer freudigsten Erregung war.

Wenn ich sie mit mir auf das Zimmer nehmen wollte, öffnete ich den Stall und beide folgten mir; die dritte hatte ich in Folge eines Anfalles ihrer Raserei todtgeschlagen. Wie etwas zudringliche Hunde sprangen sie wohl hundert Mal an mir empor, drängten sich zwischen meinen Beinen hindurch und beschnüffelten mir Hände und Gesicht. In unserm Gehöft konnte ich so mit ihnen überall herumgehen, ohne nur befürchten zu müssen, daß eine oder die andere ihr Heil in der Flucht suchen würde. Später habe ich sie in Kairo an leichten Stricken durch die Straßen geführt zum Entsetzen aller gerechten Bewohner derselben. Sie zeigten sich so anhänglich, daß sie ohne Aufforderung mich zuweilen besuchten, wenn einer meiner Diener es vergessen hatte, die Stallthüre hinter sich zu verschließen. Ich bewohnte den zweiten Stock des Gebäudes, der Stall befand sich im Erdgeschoß. Dies hinderte die Hiänen aber gar nicht; sie kannten die Treppen ausgezeichnet und kamen regelmäßig auch ohne mich in das Zimmer, welches ich bewohnte. Für Fremde war es ein ebenso überraschender, als spaßhafter Anblick, uns beim Theetisch sitzen zu sehen. Jeder von uns hatte nämlich eine Hiäne zu seiner Seite, und diese saß so verständig, ruhig auf ihrem Hintern, wie ein wohlerzogener Hund bei Tische zu sitzen pflegt, wenn er um Nahrung bettelt. Letzteres thaten die Hiänen auch und zwar bestanden ihre zarten Bitten in einem höchst leisen, aber ganz heiserklingenden Kreischen und ihr Dank, wenn sie sich aufrichten konnten, in der vorhin erwähnten Begrüßung oder wenigstens in einem Beschnüffeln der Hände.

Sie verzehrten Zucker leidenschaftlich gern, fraßen aber auch Brod und zumal solches, welches wir mit Thee getränkt hatten, mit vielem Behagen. Ihre gewöhnliche Nahrung bildeten Hunde, welche wir für sie erlegten. Die große Menge der im Morgenlande herrenlos herumschweifenden Hunde machte es uns ziemlich leicht, das nöthige Futter für sie aufzutreiben; doch durften wir niemals lange an einem Orte verweilen, weil wir sehr bald von den Thieren bemerkt und von ihnen gemieden wurden. Auch während der dreihundert Meilen langen Reise von Charthum nach Kairo, welche wir allen Stromschnellen des Nils zum Trotze in einem Boote zurücklegten, wurden unsere Hiänen mit herrenlosen Hunden gefüttert. Gewöhnlich bekamen sie blos den dritten oder vierten Tag zu fressen; einmal aber mußten sie freilich auch acht Tage lang fasten, weil es uns ganz unmöglich war, ihnen Nahrung zu schaffen. Da hätte man nun sehen sollen, mit welcher Gier sie über einen ihrer getödteten Familienverwandten herfielen. Es ging wahrhaft lustig zu: sie jauchzten und lachten laut auf und stürzten sich dann wie rasend auf ihre Beute. Wenige Bisse rissen die Bauch- und Brusthöhle auf, und mit wahrer Wollust wühlten die schwarzen Schnauzen in den Eingeweiden herum. Eine Minute später erkannte man keinen Hiänenkopf mehr, man sah blos zwei dunkle, unregelmäßiggestaltete und über und über mit Blut und Schleim bekleisterte Klumpen, welche sich immer von neuem wieder in das Innere der Leibeshöhle versenkten und frisch mit Blut getränkt auf Augenblicke zum Vorschein kamen. Niemals hat mir die Aehnlichkeit der Hiänen mit den Geiern größer scheinen wollen, als während solcher Mahlzeiten. Sie standen dann in keiner Hinsicht hinter den Geiern zurück, sondern übertrafen sie womöglich noch in ihrer entsetzlichen Freßgier. Eine halbe Stunde nach Beginn ihrer Mahlzeiten fanden

wir regelmäßig von den Hunden blos noch den Schädel und die Lunte, alles Uebrige, auch die Läufe mit, waren gefressen worden, wie Haare und Haut, Fleisch und Knochen. Sie fraßen alle Fleischsorten mit Ausnahme des Geierfleisches. Dieses verschmähten sie hartnäckig, selbst wenn sie sehr hungrig waren, während die Geier selbst es mit größter Seelenruhe verzehrten. Ob sie, wie behauptet wird, auch das Fleisch ihrer eignen Brüder fressen, konnte ich nicht beobachten; ich bezweifle es aber, aus dem eben angeführten Beispiele folgernd. Fleisch blieb immer ihre Lieblingsspeise, und Brod schien ihnen nur als Leckerbissen zu gelten.

Unter sich hielten meine Gefangenen gute Freundschaft. Manchmal spielten sie lange Zeit nach Hundeart miteinander, knurrten, kläfften, grunzten, sprangen übereinander weg, warfen sich abwechselnd nieder, balgten und bissen sich u. s. w. War eine von der andern längere Zeit entfernt gewesen, so entstand jedesmal großer Jubel, wenn sie wieder zusammenkamen; kurz, sie bewiesen deutlich genug, daß auch Hiänen heiß und innig lieben können.

Der Erdwolf oder die Zibethiäne (Proteles Lalandii) stellt sich als ein echtes Bindeglied zwischen den Hiänen und den Schleichkatzen dar und gilt deshalb mit Recht als Vertreter einer eignen Sippe. In seiner äußern Erscheinung ähnelt das im Ganzen noch wenig beobachtete Thier auffallend der gestreiften Hiäne; denn es hat dieselben hohen Vorderbeine, denselben abschüssigen Rücken, dieselbe Rückenmähne und denselben buschigen Schwanz; nur die Schnauze ist etwas gestreckter und spitziger, die Ohren sind größer, und die Vorderpfoten tragen einen kurzen Daumen nach Art der Afterzehen bei manchen Hunden. Das Geripp zeigt im Ganzen das entschiedenste Hiänengepräge, doch weicht der Bau des Schädels hiervon ab und noch mehr das Gebiß, welches geradezu einzig dasteht in der ganzen Reihe der Raubthiere. In jeder Backzahnreihe sind nämlich blos vier Zähne vorhanden, welche so klein sind, daß immer einige im Zahnfleische stecken bleiben. Es fehlt dem Thiere deshalb nicht blos der ächte Reißzahn, sondern auch der Mahlzahn, und es kann eigentlich dem Gebiß nach gar nicht kauen. Die übrigen Merkmale erinnern lebhaft an die der Schleichkatzen, und wie diese, hat der Erdwolf eine Zibetspalte am After.

Bis jetzt ist die Zibethiäne die einzige bekannt Art ihrer Sippe. Ihre Länge beträgt $2\frac{1}{2}$ Fuß und die des Schwanzes einen Fuß. Der Pelz, welcher aus weichem Wollhaar und langen, starken Grannen besteht, ist blaßgelblich gefärbt mit schwarzen Seitenstreifen. Der Kopf ist schwarz mit gelblicher Mischung; die Schnauze, das Kinn und der Augenring sind dunkelbraun, die Ohren innen gelblichweiß, außen braun, die Unterseite weißlichgelb und die Endhälfte des Schwanzes schwarz. Vom Hinterkopfe an längs des ganzen Rückens bis zur Schwanzwurzel verlängern sich die Grannen zu einer Mähne, welche in dem buschigen Schwanze ihre Fortsetzung findet. Diese Mähne ist schwarz und ebenfalls gelblich gemischt. Die Seiten der Schnauze sind sehr kurz behaart, die Schnurren aber lang und stark, die Nasenkuppe und der Nasenrücken sind nackt.

Der Erdwolf ist ein Bewohner des Kaplandes. Er wurde schon von früheren Reisenden mehrfach erwähnt, doch erst von Isidor Geoffroy genauer beschrieben. Den lateinischen Artnamen erhielt er zu Ehren seines Entdeckers, wenn auch dessen Begleiter, Verreaux, das Meiste von dem Wenigen mittheilt, was wir über die Lebensweise des Thieres wissen. Sparrmann meint unter seinem grauen Schakal, mit welchem die holländischen Ansiedler am Vorgebirge der guten Hoffnung das Thier zu bezeichnen pflegen, wahrscheinlich die Zibethiäne. Levaillant fand im Lande der Namaken nur die Felle zu Mänteln verarbeitet, ohne das Thier selbst erlangen zu können. Seine Begleiter nannten ihm den Erdwolf aber später als einen der nächtlichen Besucher seines Lagers, da sie dessen Stimme von der der gefleckten Hiänen und der Schakale unterschieden.

Aus allen Angaben, welche sich auf unser Thier beziehen lassen, geht hervor, daß es nächtlich lebt und sich bei Tage in Bauen verbirgt, welche mit denen unserer Füchse Aehnlichkeit haben, aber ausgedehnter sind und von mehreren Erdwölfen zugleich bewohnt werden. Verreaux trieb die drei, welche von der Gesellschaft erlegt wurden, mit Hilfe seines Hundes aus einem Baue heraus,

wenn auch nicht aus derselben Röhre. Sie erschienen mit zornig gesträubter Rückenmähne, Ohren und Schwanz hängend, und liefen sehr schnell davon, einer suchte sich auch in aller Eile wieder einzugraben und bewies dabei eine merkwürdig große Fertigkeit. Die Untersuchung des Baues ergab, daß alle Röhren in Verbindung standen und zu einem großen Kessel führten, welcher wohl zeitweilig die gemeinsame Wohnung für Alle bilden mochte. Der genannte Beobachter giebt an, daß die Nahrung unserer Thiere hauptsächlich aus Lämmern bestände, daß sie aber auch ab und zu ein Schaf überwältigten und tödteten, von ihm aber hauptsächlich blos den fetten Schwanz verzehrten. Wenn Dies der Fall ist, würden sie allerdings kein starkes Gebiß brauchen. Das übrige Leben des Erdwolfs ist vollkommen unbekannt.



Der Erdwolf (Proteles Lalandii).

Es ist wahrscheinlich, daß der Verbreitungskreis weiter reicht, als man gewöhnlich annimmt. Wenigstens hat de Joannis in Nubien eine Zibethiäne todt gefunden, welche der am Kap lebenden vollkommen gleich zu sein schien.

* * *

Die Familie der Schleichkatzen (Viverrae), zu welcher der Erdwolf uns führt, unterscheidet sich von allen bisher genannten Raubthieren durch ihren langgestreckten, dünnen, runden Leib, welcher auf niedrigen Beinen ruht, durch den langen, dünnen Hals und verlängerten Kopf, sowie durch den langen, meist hängenden Schwanz. Die Augen sind gewöhnlich klein, die Ohren bald größer, bald kürzer, die Füße meist fünfzehig und die Krallen fast immer zurückziehbar. Neben dem After befinden

sich zwei oder mehrere Drüsen, welche besondere, aber selten wohlriechende Flüssigkeiten absondern und diese zuweilen in einer eigenthümlichen Drüsentasche aufspeichern.

Im allgemeinen ähneln die Schleichkatzen unseren Mardern, welche sie in den südlicheren Ländern der alten Welt vertreten. Sie haben einen ähnlichen Leibesbau, dieselbe Gewandtheit und Raublust und denselben Blutdurst, wie die echten Marder, kurz, sie ähneln ihnen leiblich und geistig. Beide Familien unterscheidet hauptsächlich das Gebiß, welches bei den Schleichkatzen schärfer und spitzzackiger ist und zwei Kauzähne im Oberkiefer enthält, während bei den Mardern blos einer vorhanden ist. Die einen wie die anderen besitzen ein echtes Raubthiergebiß mit großen, schlanken, schneidigen Eckzähnen, kleinen Schneidezähnen und zackigen, spitzen Lück- und Backzähnen. Die Wirbelsäule besteht aus einunddreißig Wirbeln, von welchen dreizehn oder funfzehn Rippen tragen, der Schwanz enthält zwanzig bis vierunddreißig Wirbel.

Die Schleichkatzen sind in ihrer Verbreitung ziemlich beschränkt. Sie bewohnen, mit Ausnahme einer einzigen amerikanischen Art, welche sich aber auch wesentlich von den übrigen unterscheidet, den Süden der alten Welt, also vorzugsweise Afrika und Asien. In Europa finden sich nur zwei Arten der Familie, und zwar ausschließlich in den Ländern des Mittelmeeres, die eine nur in Spanien. Die Sippen erschienen bereits in der Vorzeit auf der Erdoberfläche, zeigten jedoch vormals keine Manchfaltigkeit; wenigstens hat man bis jetzt aus dieser Familie nur sparsame und unvollkommene Reste sehr ähnlicher Arten gefunden. In der gegenwärtigen Schöpfung zeichnen sie sich durch großen Formenreichthum aus, wie die Marder, und zwar auf weit beschränkterem Gebiet, als diese. Ihre Aufenthaltsorte sind so verschieden, wie sie selbst. Manche wohnen in unfruchtbaren, hohen, trockenen Gegenden, in Wüsten, Steppen, auf Gebirgen oder in den dünn bestandenen Waldungen des wasserarmen Afrikas und Hochasiens, andere ziehen die fruchtbarsten Niederungen, zumal die Ufer von Flüssen oder Rohrdickichte, allen übrigen Orten vor; diese nähern sich den menschlichen Ansiedelungen, jene ziehen sich scheu in das Dunkel der dichtesten Wälder zurück; die einen führen ein Baumleben, die anderen halten sich blos auf der Erde auf; einige gehen sogar auf kurze Zeit ins Wasser. Felsspalten und Klüfte, hohle Bäume und Erdlöcher, welche sie sich selbst graben oder anderen Thieren abjagen, dichte Gebüsche rc. bilden ihre Behausung und Ruheorte während derjenigen Tageszeit, welche sie der Erholung widmen. Die meisten scheinen vollkommene Nachtthiere zu sein; eine nicht unbedeutende Anzahl aber treibt sich auch bei Tage umher, zumal an Orten, wo sie von den Menschen nicht eben behelligt werden. Nur höchst wenige sind träge, langsam und etwas schwerfällig, die größere Menge zeichnet sich durch Behendigkeit und Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen aus. Die langsamen treten beim Gehen mit der ganzen Sohle auf, die schnelleren sind echte Zehengänger und haben daher auch behaarte Sohlen. Viele klettern sehr geschickt, und fast alle sind wenigstens fähig, schiefstehende Bäume zu ersteigen. Ihre Sinne sind sehr scharf, zumal die drei edleren, Gesicht, Gehör und Geruch. So sind sie ganz geeignet, das Räuberhandwerk zu betreiben, und wirklich finden sie blos in den eigentlichen Mardern ebenbürtige Genossen. Sämmtliche Schleichkatzen sind im höchsten Grade räuberisch und blutgierig und fallen alle Thiere an, welche sie zu bewältigen glauben. Kleine Säugethiere, Vögel und deren Eier, sowie Kerfe der verschiedensten Art dürften wohl ihre Hauptnahrung ausmachen, nicht wenige aber nähren sich auch von Lurchen, Fischen und Krebsen. Die Gewandtheit und der Muth, mit welchem einige sich in Kämpfe mit den giftigsten Schlangen einlassen, hat sie von Alters her berühmt gemacht bei allen Völkern, welche sie kannten, und einzelne Arten haben zu den merkwürdigsten Fabeln Veranlassung gegeben. Ohne Unterlaß schweifen sie während ihres Wachseins in ihrem Gebiete umher und durchspähen und untersuchen jede Ritze, jeden Spalt, jede Höhlung, das Feld oder die Baumdickung, Rohrwälder oder Geröllhalden, welche ihnen Nahrung versprechen könnten. Während der Ruhe liegen sie dagegen meist in eine Kugel zusammengerollt in stiller, beschaulicher Zurückgezogenheit, gewöhnlich da, wo sie der Morgen überrascht, da nur wenige einen bestimmten Aufenthaltsort haben. Ihre Stimme ist bald ein heiseres und dumpfes Knurren, bald ein scharfes, eintöniges Pfeifen, bald ein sehr wechselvolles Geschrei.

Merkwürdig ist der ziemlich starke Moschusgeruch, welchen viele Arten verbreiten. Derselbe stammt aus den erwähnten nahe am After gelegenen Drüsen, und rührt von einer öligen oder fettigen, schmierigen und wohlriechenden Masse her, welche sich in dem Drüsenbeutel absetzt und uns unter dem Namen Zibet bekannt ist. Die stärkere oder schwächere Absonderung dieser Flüssigkeit hängt mit der geschlechtlichen Thätigkeit zusammen.

Wie bei den übrigen Raubthieren, schwankt auch unter den Schleichkatzen die Zahl der Jungen ziemlich erheblich; soviel man etwa weiß, zwischen Eins bis Sechs. Die Mütter lieben ihre Brut überaus zärtlich; aber bei einer oder einigen Arten nimmt auch der Vater wenigstens am Erziehungsgeschäfte Theil. Die Jungen können durchschnittlich leicht gezähmt werden und zeigen sich dann ebenso zutraulich und gutmüthig, wie die Alten bissig, wild und störrisch. Sie halten die Gefangenschaft leicht aus, und manche Arten werden deshalb in gewissen Gegenden in großer Menge zahm gehalten, damit ihre kostbare Drüsenabsonderung leichter gewonnen werden kann. Andere verwendet man mit Erfolg zur Kammerjagd.

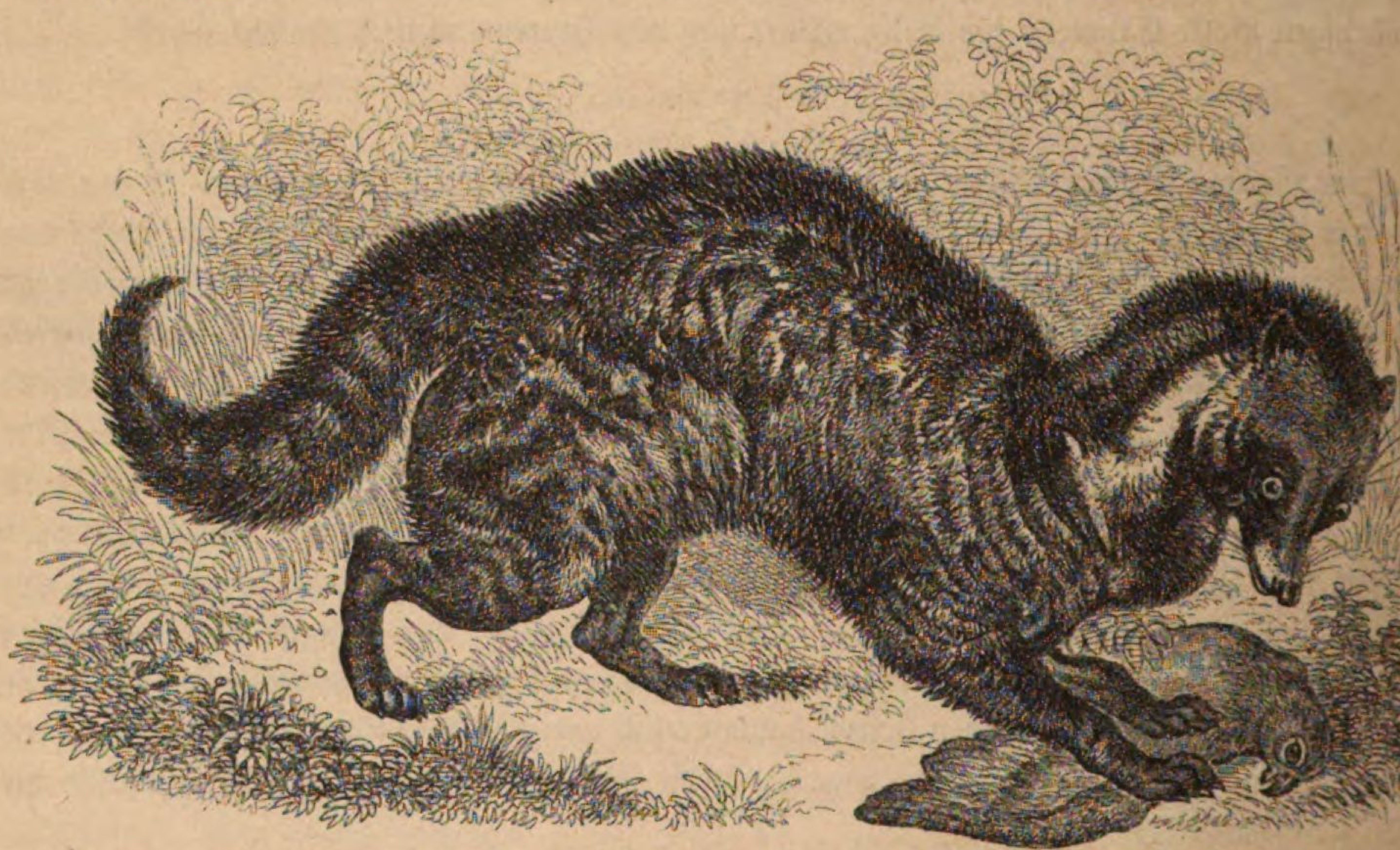
Im Ganzen mag der Nutzen, welchen die Schleichkatzen bringen, den durch sie verursachten Schaden aufwiegen. In ihrer Heimat fallen ihre Räubereien nicht so ins Gewicht; der Nutzen aber, welchen sie auch freilebend durch Wegfangen schädlichen Ungeziefers bringen, wird um so mehr anerkannt, und dieser Nutzen war denn auch Ursache, daß eines unserer Thiere im hohen Alterthume von dem merkwürdigen Volke Egyptens für heilig erklärt und von Jedermann hoch geachtet wurde.

Die kleine Gruppe der eigentlichen Zibetkatzen (Viverra) erinnert in ihrem ganzen Wesen noch lebhaft an den Erdwolf. Ihr Leibesbau ist der der ganzen Familie. Der Körper ist leicht und gestreckt, die Beine sind aber ziemlich hoch und die Füße haben fünf Zehen mit halb einziehbaren Krallen; die Sohlen sind ganz behaart. Die Ohren sind stumpf, die Zunge ist mit scharfen Warzen besetzt; der lange Schwanz kann nicht eingerollt werden. Ganz eigenthümlich ist die große Drüsentasche zwischen dem After und den Geschlechtstheilen. Die Thiere sind gegenwärtig besonders über Asien und Afrika verbreitet, waren aber in der Vorwelt auch in Europa heimisch. In allen ihren Bewegungen sind sie behend und gewandt, wie überhaupt ihre ganze Erscheinung viel Anmuthiges und Zierliches hat. Ihre Nahrung theilen sie ebenfalls mit ihrer ganzen Familie. So räuberisch und bissig sie aber sind, so leicht lassen sich doch die meisten zähmen, und dann bringen sie noch heutigen Tags durch den heilkräftigen und von allen morgenländischen und afrikanischen Völkerschaften hochgepriesenen Zibet großen Nutzen. Diesen liefern hauptsächlich zwei Arten, welche ich deshalb auch den übrigen voranstellen will. Es sind die Civette und die Zibete, oder die afrikanische und die asiatische Zibetkatze.

Erstere (Viverra Civetta) hat ungefähr die Größe eines mittelgroßen Hundes, aber ein mehr katzenartiges Aussehen und steht in ihrem gesammten Bau zwischen einem Marder und einer Katze mitten inne. Der gewölbte, breite Kopf trägt eine etwas spitze Schnauze, kurz zugespitzte Ohren und schiefgestellte Augen mit runder Pupille. Der Leib ist gestreckt, aber nicht besonders schmächtig, sondern einer der kräftigsten in der ganzen Familie. Der Schwanz ist mittellang oder etwa von halber Körperlänge. Die Beine sind mittelhoch und die Sohlen ganz behaart; der Pelz ist dicht, grob und locker, doch nicht besonders lang, aber durch eine aufrichtbare, ziemlich lange Mähne ausgezeichnet, welche sich über die ganze Firste des Halses und Rücken zieht und selbst auf dem Schwanze noch sichtbar ist. Ihre Grundfarbe ist ein schönes Aschgrau, welches bisweilen ins Gelbliche fällt. Von ihr zeichnen sich zahlreiche runde und eckige, schwarzbraune Flecken ab, welche die allerverschiedenste Gestalt und Größe haben, auf den Seiten des Körpers bald der Länge nach, bald der Quere an einander gereiht sind und auf den Hinterschenkeln deutliche Querstreifen bilden. Der Bauch ist heller, als die Oberseite, und die schwarzen Flecken sind hier weniger deutlich begrenzt. Die Rückenmähne ist schwarzbraun; der Schwanz, welcher an der Wurzel noch ziemlich dick behaart ist, hat etwa sechs bis

sieben schwarze Ringe und endigt in eine schwarzbraune Spitze. An jeder Seite des Halses befindet sich ein langer, viereckiger, schräg von oben nach hinten laufender großer, weißer Flecken, welcher oben und hinten durch eine schwarzbraune Binde begrenzt und durch einen schwarzbraunen Streifen in zwei gleiche Theile zertrennt wird. Die Nase ist schwarz, die Schnauze an der Spitze weiß und in der Mitte vor den Augen hellbraun, während Stirn- und Ohrengegend mehr gelblichbraun und das Genick hinter den Ohren noch heller gefärbt ist. Ein großer schwarzbrauner Flecken befindet sich unter jedem Auge und läuft über die Wangen nach der Kehle hin, welche er fast ganz einnimmt. Der Leib des Thieres hat etwa zwei Fuß drei Zoll, der Schwanz dagegen blos einen Fuß zwei Zoll Länge; die Höhe am Widerrist beträgt elf und einen halben Zoll.

Die Heimat der Civette ist Afrika und zwar hauptsächlich der westliche Theil desselben, nämlich Ober- und Niederguinea. Von dort aus hat man sie weiter und weiter verbreitet. Auch im Osten Afrikas kommt sie, obgleich einzeln vor, wenigstens ist sie den Sudahnesen unter dem Namen „Sobaht" recht gut bekannt. Wohl die wenigsten dieser Thiere findet man gegenwärtig noch im Zustande der Wildheit; sie leben vielmehr schon seit alten Zeiten in der Gefangenschaft, und nur hier können sie sich dem Menschen nützlich machen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Alten unser Thier gemeint haben, wenn sie von der „wohlriechenden Hiäne" sprechen, obschon es mit jenem Raubthiere nur geringe Aehnlichkeit hat.



Die Civette oder afrikanische Zibetkatze (Viverra Civetta).

Gegenwärtig findet man die Civette in ziemlicher Anzahl in Abissinien, Nubien und Egypten als Hausthier; denn in allen diesen Ländern trifft man sie wild nirgends an. In Guinea soll sie trockene, sandige und unfruchtbare Hochebenen und Gebirge bewohnen, welche mit Bäumen und Sträuchern bewachsen sind.

Wie die meisten Arten ihrer ganzen Familie, ist sie mehr Nacht-, als Tagethier. Den Tag verschläft sie; abends geht sie auf Raub aus, und dabei sucht sie alle kleinen Säugethiere und Vögel, welche sie bewältigen kann, zu beschleichen oder zu überraschen. Namentlich die Eier der Vögel sollen ihre Leibspeise bilden, und man behauptet, daß sie im Aufsuchen der Nester ein großes Geschick zeige und dieser Lieblingsnahrung wegen auch die Bäume besteige. Im Nothfalle frißt sie auch Lurche, ja selbst Früchte und deren Wurzeln. Das ist beinahe Alles, was wir von dem Freileben des Thieres wissen.

In der Gefangenschaft hält man sie in besonderen Ställen oder Käfigen und füttert sie mit Fleisch, besonders aber mit Geflügel. Wenn sie jung eingefangen wird, erträgt sie nicht nur die Ge-

fangenschaft weit besser, als wenn sie alt erbeutet würde, sondern wird auch sehr zahm und zutraulich. Schon Belon erzählt, daß der florentinische Gesandte in Alexandrien ein zahmes Zibetthier besessen habe, welches mit den Menschen spielte und dieselben in die Nase, Ohren und Lippen kniff, ohne sie zu beißen, fügt aber hinzu, daß Dies eine sehr große Seltenheit sei und blos dadurch möglich geworden wäre, daß man das Thier sehr jung erlangt habe. Alt Eingefangene sind nicht leicht zu zähmen, sondern bleiben immer wild und bissig. Sie sind sehr reizbar und heben sich im Zorn nach Art der Katzen empor, sträuben ihre Mähne und stoßen einen heisern Ton aus, welcher einige Aehnlichkeit mit dem Knurren des Hundes hat. Der heftige Moschusgeruch, welchen das gefangene Thier verbreitet, macht es für nervenschwache Menschen geradezu unerträglich.

Im Pflanzengarten zu Paris besaß man eine Civette fünf Jahre lang. Sie roch beständig nach Bisam, und wenn sie gereizt wurde, besonders stark. Dann fielen ihr kleine Stücke Zibet aus dem Beutel, während sie diesen sonst blos aller vierzehn bis zwanzig Tage entleerte. Im freien Zustande sucht das Thier diese Entleerung dadurch zu bewirken, daß es sich an Bäumen oder Steinen reibt. Im Käfig drückt es seinen Beutel oft gegen die Stäbe desselben. Der Beutel ist es, welcher die Aufmerksamkeit des Menschen dem Thiere verschafft hat. Der Zibet diente als Arzneimittel und wird gegenwärtig noch als sehr wichtiger Stoff verschiedenen Wohlgerüchen beigesetzt. Selbst die Bewohner der Binnenländer Afrikas und Asiens haben eine außerordentliche Vorliebe für diesen starkriechenden Stoff, und deshalb macht auch die Zibetkatze nicht selten den ganzen Reichthum mancher Kaufleute aus. In früherer Zeit war es besonders die Stadt Euphras in Abissinien, welche den Hauptsitz des Zibethandels bildete, und manche Kaufleute hielten nicht weniger als dreihundert Stück unsers Thieres, um eine hinreichende Ausbeute zu gewinnen. Aber auch in Lissabon, Neapel, Rom, Mantua, Venedig und Mailand, ja selbst in manchen Städten Deutschlands und besonders in Holland wurde die Civette zu gleichem Zwecke in den Häusern gehalten.

Alpinus sah in Kairo die Civetten in eisernen Käfigen bei mehreren Juden. Man gab den Gefangenen viel Fleisch, damit sie möglichst viel Zibet ausscheiden und gute Zinsen tragen sollten. In seiner Gegenwart drückte man Zibet aus, und er mußte für eine Drachme vier Dukaten zahlen. Der Geruch, welchen die Thiere verbreiteten, war so heftig, daß man in den Zimmern, welche die Schleichkatzen beherbergten, nicht verweilen konnte, ohne davon Kopfschmerzen zu bekommen.

Um den Zibet zu erhalten, bindet man das Thier mit einem Stricke an den Käfig fest, stülpt mit den Fingern die Aftertasche um, und drückt die Absonderung der Drüsen aus den vielen Abführungsgängen heraus, welche in jene Tasche münden. Den an den Fingern klebenden, schmierigen Saft streift man mittelst eines Löffels ab und bestreicht den Drüsensack mit Milch von Kokusnüssen oder auch mit Milch von Thieren, um der Schleichkatze den Schmerz zu stillen, welchen sie beim Ausdrücken erleiden mußte. In der Regel nimmt man jedem Thiere zweimal in der Woche seinen Zibet und gewinnt dabei jedesmal etwa ein Quentchen. Im frischen Zustande ist es ein weißer Schaum, welcher dann braun wird und Etwas von seinem Geruche verliert. Der meiste kommt nur verfälscht in den Handel, und auch der echte muß noch mancherlei Bearbeitung durchmachen, ehe er zum Gebrauch geeignet ist. Anfänglich ist er z. B. stets mit Haaren gemengt und sein Geruch so stark, daß man Uebelkeiten bekommt, wenn man nur geringe Zeit sich damit zu schaffen macht. Um ihn nun zu reinigen, streicht man ihn auf die Blätter des Betelpfeffers auf, zieht die feinen beigemengten Haare aus, spült ihn mit Wasser ab, wäscht ihn hierauf in Citronensaft und läßt ihn endlich an der Sonne trocknen. Dann wird er in Zinn- oder Blechbüchsen verwahrt und so versendet. Die beste Sorte kommt von der asiatischen Zibetkatze und zwar von Buro, einer der Molucken. Auch der javanesische Zibet soll besser sein, als der bengalische und afrikanische. Doch beruht wohl dies Alles auf dem Grade der Reinigung, welchen der Stoff erhalten hat. Gewöhnlich liefern die Männchen weniger, aber bessern Zibet, als die Weibchen.

Gegenwärtig hat der Zibethandel bedeutend abgenommen, weil der Moschus mehr und mehr dem Zibet vorgezogen wird.

Bis jetzt haben sich die Weisheitspriester vergeblich bemüht, den Nutzen dieser Drüsenabsonderung für das Thier zu erklären. Daß es seinen Zibet nicht in derselben Weise benutzt, wie das amerikanische Stinkthier, welches, wie wir später kennen lernen werden, seinen höllischen Gestank zur Abwehr seiner Feinde anwendet, steht wohl fest. Warum und wozu es ihn sonst gebrauchen könnte, ist aber nicht wohl einzusehen; denn auch diejenige Erklärung, welche die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat und annimmt, daß die Zibetkatze mit ihrem wohlriechenden After kleine Säugethiere an sich heranlocke, kann nicht bewiesen werden. Im Ganzen kann es uns übrigens ziemlich gleichgiltig sein, den wahren Grund solcher Begabung zu kennen oder nicht; viel wichtiger wäre es, wenn wir etwas Genaueres über die Lebensweise unsers Thieres sowohl im Freien, wie in der Gefangenschaft, und namentlich über seine Fortpflanzung erfahren könnten. Aber merkwürdiger Weise sind alle Natur-



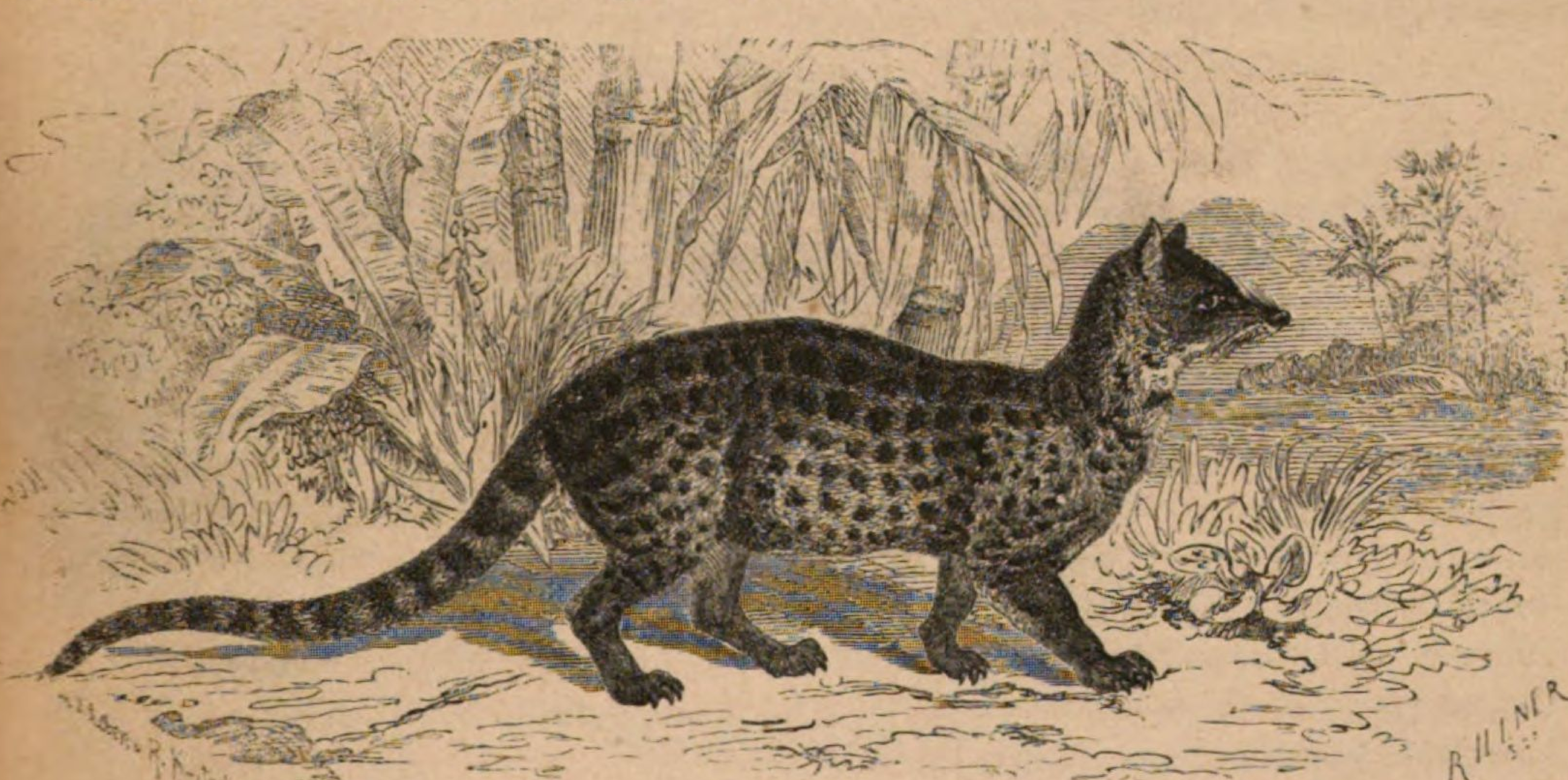
Die asiatische Zibetkatze (Viverra Zibetha).

geschichten hierüber so leer, als sie nur sein können, und man muß sich billig wundern, daß auch die Laien ein so merkwürdiges und nützliches Thier so wenig gewürdigt haben. Ich selbst hatte nur einmal Gelegenheit, die afrikanische Zibetkatze zu beobachten. Der Hamburger Thiergarten erhielt ein Paar Junge, deren Betragen für das älterer Thiere erklärlicher Weise nicht maßgebend sein kann. Sie waren still und langweilig, verschliefen den ganzen Tag, kamen erst spät abends zum Vorschein und lagen vor Sonnenaufgang bereits wieder in ihrem Neste. Gelegentlich eines Streites erbiß die eine die andere, und diese erlag den erhaltenen Wunden ebenfalls — leider schon wenige Tage nach beider Erwerbung.

Fast genau Dasselbe, was ich über die eigentliche Civette sagen konnte, gilt auch für die echte oder asiatische Zibetkatze (Viverra Zibetha). Früher hielten sie Viele nur für eine Abänderung der afrikanischen Art. Sie ist jedoch von dieser nicht blos durch die Farbezeichnungen unterschieden, sondern zeigt auch mancherlei Abweichungen von ihr in Bezug auf die Gestalt. Ihr Kopf ist spitzer, die Ohren sind länger, der Leib ist schmächtiger, als bei der Civette, und die Behaarung bildet nirgends eine Mähne. Ihre Grundfärbung ist ein Bräunlichgelb, von welchem sich eine große Anzahl dicht-

stehende, verschiedenartig gestaltete und einigermaßen in Querreihen geordnete, dunkel rostrothe Flecken abheben. Auf dem Rücken fließen diese Flecken zu einem breiten, schwarzen Streifen zusammen, an den Seiten erscheinen sie sehr verwischt. Der Kopf ist bräunlich mit Weiß gemengt, und letztere Farbe bildet auch auf der Oberlippe und unter den Augen Flecken. Die Außenseite der Ohren ist braun, Kehle und Kinn sind bräunlich und der Bauch weißlich. Vier schwarze regelmäßige Längsstreifen laufen über den Nacken und einer von den Schultern herab nach dem Halse, welcher bei manchem Thiere aber auch einfach gelblichweiß und dunkelgefleckt erscheint. Die Füße sind rothbraun, und der Schwanz hat neun bis zehn dunkelrostfarbige Ringe, welche nach oben zusammenfließen und sich mit den Längsstreifen verbinden. Die Schwanzspitze ist schwarz. Ein ausgewachsenes Thier hat zwei Fuß fünf Zoll Körperlänge und besitzt einen funfzehn Zoll langen Schwanz. Die Höhe am Widerrist beträgt etwa einen Fuß.

Die asiatische Zibetkatze bewohnt hauptsächlich Ostindien und seine Inseln und wurde durch die Malaien sehr weit, ja selbst bis nach Arabien verbreitet. Sie lebt im Freien sowohl, wie in der Gefangenschaft genau wie die vorige; sie zeigt sich, wie diese, bei Tage schläfrig, bei Nacht aber munter. Man sagt, daß sie leichter zu zähmen sei, als die Civette, doch ist Dies keineswegs erwiesen. Im Uebrigen wissen wir über sie ebenso wenig, wie über ihre Verwandte.



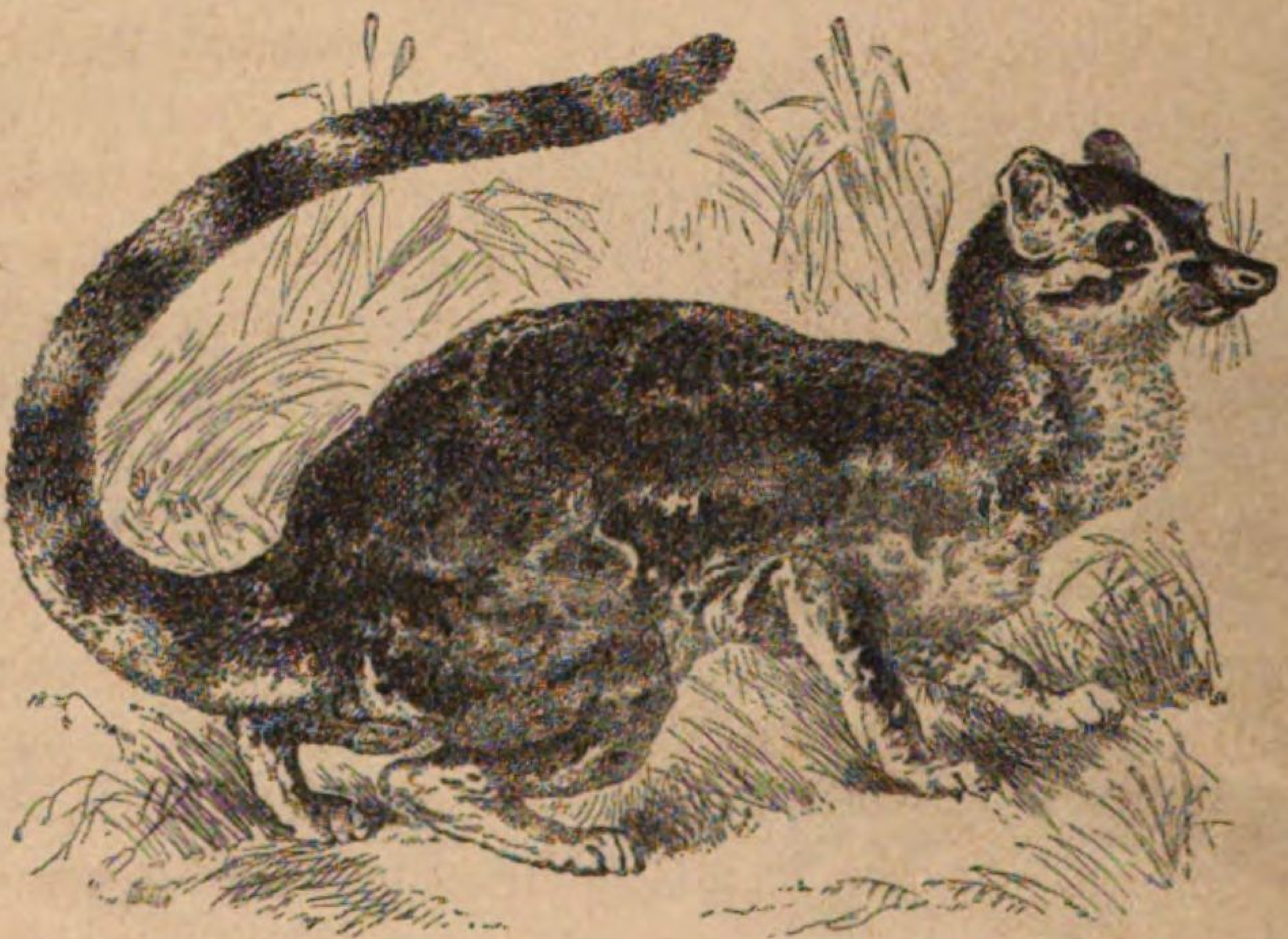
Die Rasse (Viverra indica).

Eine Schleichkatze, welche man in der Neuzeit öfters in Thiergärten zu sehen bekommt, ist die Rasse (Viverra indica). Sie ist bedeutend kleiner, als die vorstehend Beschriebenen; denn ihre Leibeslänge beträgt nicht viel über einen Fuß, die Schwanzlänge etwas weniger. Ihr sehr schmaler Kopf mit den verhältnißmäßig großen Ohren zeichnen sie aus. Der rauhe Pelz ist graugelbbräunlich oder schwarz gewässert, reihenweise dunkel gefleckt. Der Schwanz ist mehrfach geringelt.

Die Rasse bewohnt einen großen Theil Indiens und sie wird außerdem in Java, Sumatra und auf anderen südasiatischen Inseln gefunden, soll auch in China vorkommen. Der Name ist indischen Ursprungs und soll soviel als „Schnupperthier" bedeuten. In ihrer Heimat steht sie in sehr hohem Ansehen wegen des von den Malaien in der ausgedehntesten Weise benutzten Zibets. Man verwendet diesen wohlriechenden Stoff, den man mit anderen duftigen Dingen versetzt, nicht blos zum Besprengen der Kleider, sondern auch zur Herstellung eines für europäische Nasen geradezu unerträglichen Geruches in Zimmern und auf Betten. Die Rasse wird in Käfigen gehalten, mit Reis und Pisang, oder zur Abwechslung mit Geflügel gefüttert und regelmäßig ihres Zibets beraubt, indem man sie gewaltsam gegen die Latten des Käfigs andrückt und ihre Zibetdrüse mit einem entsprechend

geformten Löffel aus Bambusrohr entleert. Bis zum Gebrauch bewahrt man den Zibet dann unter Wasser auf. Nach reichlicher Fütterung von Pisang soll er besonders wohlriechend werden.

Eigentlich zahm wird die Rasse nicht. Sie verträgt zwar die Gefangenschaft längere Zeit, fügt sich in ihr Los aber niemals mit Geduld und läßt ihre Tücken und Mucken nicht. Ich habe sie wiederholt in verschiedenen Thiergärten gesehen und ein Paar selbst längere Zeit gehalten. Sie ist ein überaus schmuckes, bewegliches, gelenkes, biegsames und gewandtes Geschöpf, welches seinen Leib drehen und wenden, zusammenziehen und ausdehnen kann, daß man bei jeder Bewegung ein anderes Thier zu sehen glaubt. Ihre gewöhnliche Haltung ist die der Katzen, an die sie überhaupt vielfach erinnert. Sie geht sehr hochbeinig, setzt sich wie Katzen oder Hunde, erhebt sich oft nach Nagerart auf die Hinterbeine und macht ein Männchen. Ihre feine Nase ist ohne Unterlaß in Bewegung. Sie beschnüffelt Alles, was man ihr vorhält und beißt sofort nach den Fingern, welche sie als fleischige, also freßbare Gegenstände erkennt. Auf lebende Thiere aller Art stürzt sie sich mit Gier, packt sie mit dem Gebiß, würgt sie ab, wirft sie vor sich hin, spielt eine Zeitlang mit den Todten und verschlingt sie dann so eilig, als möglich. Ihre Stimme ist ein ärgerliches Knurren nach Art der Katzen, auch faucht sie ganz wie diese. Im Zorn sträubt sie ihr Fell, so daß es ganz borstig aussieht, und verbreitet einen sehr heftigen Zibetgeruch.



Der Lisang (Viverra gracilis).

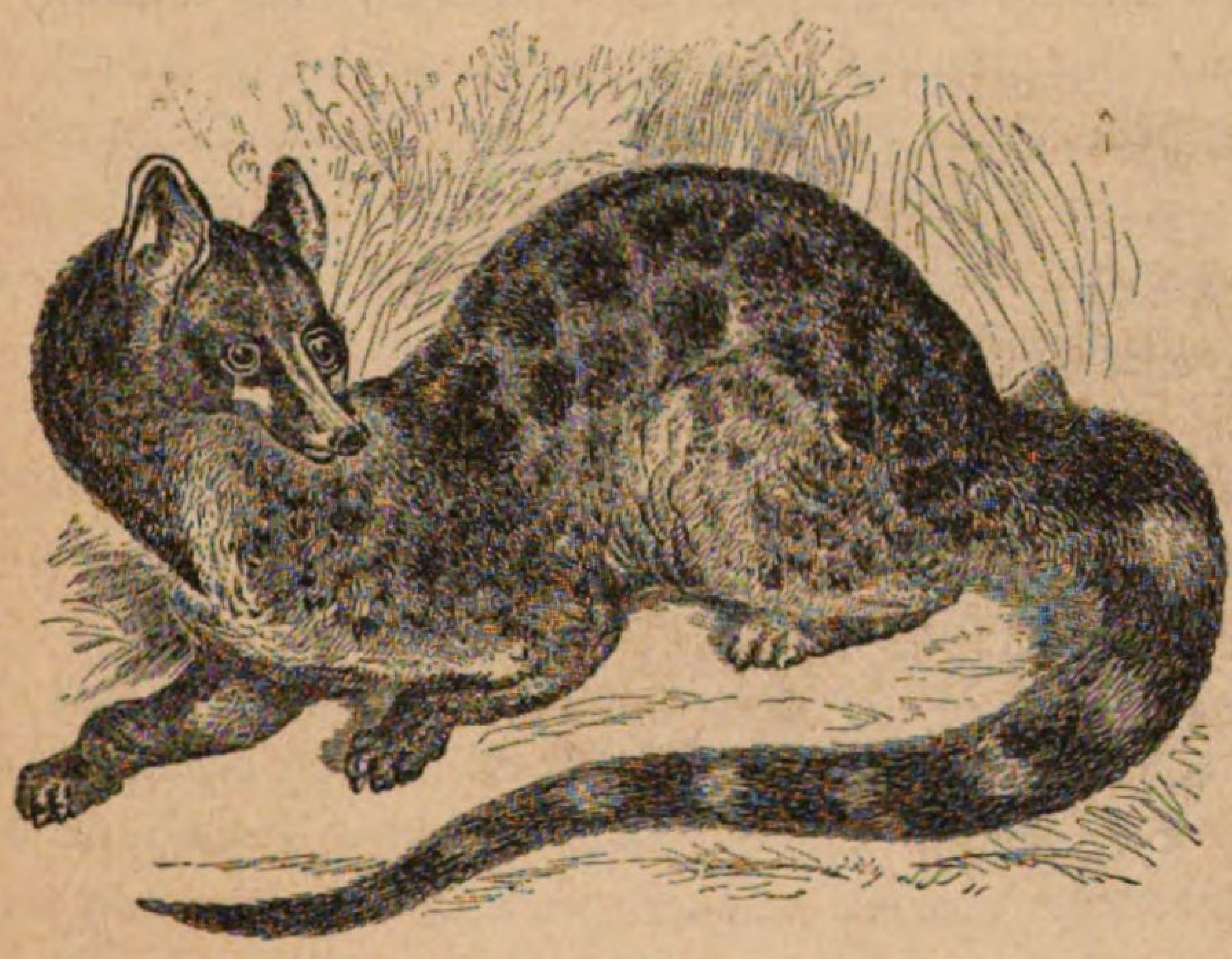
Die Rasse ist ein Nachtthier, welches nur in den Morgen- und Abendstunden sich lebendig zeigt. Durch Vorhalten von Nahrung kann man sie freilich jeder Zeit munter machen, und namentlich ein in ihren Käfig gebrachter lebender Vogel oder eine Maus erweckt sie augenblicklich. Doch legt sie sich dann immer bald wieder auf ihr weiches Heulager hin, wenn ihrer mehrere sind, dicht neben einander, wobei sie sich gegenseitig mit den Schwänzen bedecken. Ein Pärchen pflegt sich sehr gut zu vertragen; gegen andere Thiere aber zeigt sie sich höchst unfriedfertig. Auf Katzen und Hunde, welche man ihr vorhält, fährt sie mit Ingrimm los. Aber auch, wenn viele ihres Gleichen zusammengesperrt werden, giebt es selten Frieden im Raume. Eine Gesellschaft dieser Thiere, welche ich im Thiergarten von Rotterdam beobachtete, lag fortwährend im Streite. Eine hatte das Schlupfhäuschen im Käfig eingenommen und fauchte, sobald sich eine ihrer Gefährtinnen demselben nahete; eine andere, welche an heftigen Krämpfen litt und dabei kläglich stöhnte, wurde von den übrigen zuerst aufmerksam betrachtet, hierauf berochen und endlich wüthend gebissen.

Den Lisang oder Dilungdung (Viverra — Lisang — gracilis) kann man als Uebergangsglied von den eigentlichen Zibetthieren zu den Ginsterkatzen ansehen; denn er vereinigt die Leibesgestalt Beider in sich. Sein spitzer Kopf und der fast körperlange Schwanz, sowie endlich das Gebiß zeichnen

ihn aus. Im Oberkiefer steht jederseits nur ein eigentlicher Kauzahn, und die Backenzähne haben sehr scharfe Nebenzacken. Auch der Lisang ist ein äußerst zierlich gebautes, schlankes und schmuckes Thier. Seine Länge beträgt fast $1^1/_4$ Fuß, die des Schwanzes einen Fuß. Die Grundfärbung des sehr weichen und feinen Pelzes ist ein lichtes Grau oder Gelblichweiß mit schwarzbraunen Flecken und Binden ohne regelmäßige Anordnung. Vier Querbinden liegen auf dem Rücken und verlaufen nach den Seiten. Hinter dem Auge entspringt ein Streifen, welcher, in Flecken getheilt, über den Schultern und an den Seiten des Leibes sich fortsetzt. Die Beine sind außen gefleckt und der Schwanz hat sieben große Ringe und ein gelblichweißes Ende.

Der Lisang bewohnt die dunkelen Wälder von Java und Malakka, ist nicht eben häufig und in seinen Sitten so gut als nicht bekannt.

Die Sippe der Ginsterkatzen (Genetta), wird durch einen sehr gestreckten Leib, den kahlen Längsstreifen auf den Sohlen, die fünfzehigen Vorder= und Hinterfüße, den langen Schwanz und die mittelgroßen Ohren gekennzeichnet. In der Aftergegend befindet sich noch eine seichte Drüsentasche, von welcher zwei besondere Abführungsgänge am Rande des Afters münden. Die Zehen sind lang und die Krallen können vollkommen zurückgezogen werden.



Die Ginsterkatze (Genetta vulgaris).

Die bekannteste Art ist die Ginsterkatze (Genetta vulgaris), die einzige in Europa vorkommende Art ihrer Sippe und mit einer Manguste Vertreter ihrer ganzen Familie. Sie hat im allgemeinen noch ziemlich viel Aehnlichkeit mit den echten Zibetkatzen, und auch die Färbung ist fast dieselbe. Ihr Körper erreicht eine Länge von zwanzig Zoll, der Schwanz mißt sechzehn, die Höhe am Widerrist beträgt fünf bis sechs Zoll. Ihr Leib ist außerordentlich schlank und der Kopf klein, hinten breit und durch die sehr lange Schnauze ausgezeichnet. Die kurzen Ohren sind breit und stumpf zugespitzt. Die Augen haben eine echte Katzenpupille, welche bei Tage nur wie ein Spalt erscheint. Die Beine sind sehr kurz, und die Zehen haben große, zurückziehbare Krallen. Die Afterdrüse ist sehr seicht und sondert nur in geringer Menge eine fette, schmierige, stark nach Moschus riechende Feuchtigkeit ab. Der Pelz ist kurz, dicht und glatt. Seine Grundfärbung ist ein ins Gelbliche sich ziehendes Hellgrau. Längs der Seiten des Leibes verlaufen jederseits vier bis fünf Längsreihen verschiedenartig geformter Flecke von schwarzer, selten röthlichgelb gemischter Farbe. Ueber die obere Seite des Halses ziehen sich vier nicht unterbrochene Längsstreifen, welche aber im Verlauf sehr veränderlich sind. Kehle und Unterhals sind lichtgrau, und der obere Leib ist noch heller gefärbt. Die dunkelbraune Schnauze hat einen lichten Streifen über dem Nasenrücken und einen Fleck vor den Augen, sowie einen kleinen über denselben, und die Spitzen des Oberkiefers sind weiß. Der Schwanz ist sieben bis acht Mal weiß geringelt und endet in eine schwarze Spitze.

Das eigentliche Vaterland des äußerst zierlichen und dabei doch so raub= und mordlustigen, bissigen und muthigen Thierchens ist Afrika, und namentlich sind es die Länder des Atlas. Allein es kommt auch im südlichen Europa vor und zwar vorzugsweise in Spanien und im südlichen Frankreich. Hier ist sie freilich eine sehr seltene Erscheinung. Schon in Spanien ist sie ein ständiger Be=

wohner geeigneter Aufenthaltsorte, obgleich man ihr nur höchst selten begegnet. Sie bewohnt die wald- und baumlosen Gebirge ebensowohl, als die bewaldeten, und kommt auch in die Ebenen herab. Feuchte Orte in der Nähe der Quellen und Bäche, buschreiche Gegenden, sehr zerklüftete Bergwände und dergleichen sind die bevorzugten Aufenthaltsörter. Hier stöbert sie der einsame Jäger zuweilen auch bei Tage auf; gewöhnlich aber ist sie wegen der Gleichfärbigkeit ihres Felles mit dem Geklüft oder auch mit der bloßen Erde selbst so rasch verschwunden, daß er nicht zum Schusse kommt. Sie schlängelt sich wie ein Aal, aber mit der Gewandtheit eines Fuchses, zwischen den Steinen, Pflanzen, Gräsern und Büschen hin und ist nach wenig Minuten von diesen vollständig verborgen.

Weit öfters würde man dem Thiere zur Nachtzeit begegnen, wenn man dann seine Lieblingsorte aufsuchen wollte. Erst ziemlich lange nach Sonnenuntergang und jedenfalls nach vollkommen eingetretener Dämmerung erscheint es und gleitet nun unhörbar von Stein zu Stein, von Busch zu Busch, scharf nach allen Seiten hin witternd und lauschend und immer bereit, auf das geringste Zeichen hin, welches ein lebendes Thierchen giebt, dasselbe mörderisch zu überfallen und abzuwürgen. Kleine Nagethiere, Vögel und deren Eier, sowie Kerbthiere bilden ihre Nahrung, und sie weiß dieselben auch aus dem besten Versteck herauszuholen. Ihre Bewegungen sind ebenso anmuthig und zierlich, als behend und gewandt. Ich kenne kein einziges Säugethier weiter, welches sich so, wie sie, mit der Biegsamkeit der Schlange, aber auch mit der Schnelligkeit des Marders zu bewegen versteht. Unwillkürlich reißt die Vollendung ihrer Beweglichkeit zur Bewunderung hin. Es scheint, als ob sie tausend Gelenke besäße. Bei ihren Ueberfällen gleitet sie unhörbar auf dem Boden hin; plötzlich aber springt sie mit gewaltigem Satze auf ihre Beute los, erfaßt dieselbe mit unfehlbarer Sicherheit, würgt sie unter beifälligem Knurren ab und beginnt dann mit der Mahlzeit. Beim Fressen sträubt sie den Balg, als ob sie beständig befürchten müsse, ihre Beute wieder zu verlieren. — Auch das Klettern versteht sie ausgezeichnet, und selbst im Wasser weiß sie sich zu behelfen.

Ueber ihre Fortpflanzung im Freien ist Nichts bekannt. An Gefangenen aber hat man beobachtet, daß das Weibchen nur ein Junges wirft; diese Zahl dürfte jedoch schwerlich mit der eines Wurfes von wildlebenden Müttern übereinstimmen.

Die Ginsterkatze läßt sich sehr leicht zähmen; denn sie ist gutmüthig und sehr sanft. Doch verschläft sie fast den ganzen Tag und kommt erst in der Nacht zum Vorschein. Mit ihres Gleichen verträgt sie sich gut; sie wickelt sich oft während des Schlafes mit anderen ihrer Art in einen förmlichen Klumpen zusammen. Zank und Streit kommt zwischen zwei Ginsterkatzen nicht vor; man darf sogar verschiedene Arten desselben Geschlechts zusammensperren.

In der Berberei benutzt man sie und noch mehr ihre Verwandte, die blasse Ginsterkatze, in derselben Weise wie unsere Hauskatze, als Vertilger der Ratten und Mäuse. Man versichert, daß sie jenem Geschäfte mit großem Eifer und Geschick vorzustehen und ein ganzes Haus in kurzer Zeit von Ratten und Mäusen zu säubern verstünde. Ihre Reinlichkeit macht sie zu einem angenehmen Gesellschafter, ihr Zibetgeruch ist jedoch für europäische Nasen fast zu stark, und sie weiß nach kurzer Zeit dem ganzen Hause diesen Geruch in einer derartigen Stärke mitzutheilen, daß man es dann kaum auszuhalten vermag. Ihr Fell liefert ein gutes, gesuchtes Pelzwerk, welches man zu Muffen verwendet. Nach dem Siege Karl Martells über die Sarazenen, im Jahre 732 bei Tours, erbeutete man eine ganze Menge Kleider, welche mit jenem Pelze versehen waren, und man soll dann, wie Pennant erzählt, einen Orden der Ginsterkatze gestiftet haben, von dem die ersten Fürsten Mitglieder waren.

Die Alten scheinen unser Thier nicht gekannt zu haben; wenigstens ist es sehr zweifelhaft, ob Oppian unter seinem „kleinen, gescheckten Panther“ sie versteht. Isidor von Sevilla und Albertus Magnus aber erwähnen sie und berichten, daß schon zu damaliger Zeit ihr Pelz sehr geschätzt wurde.

Die blasse Ginsterkatze (Genetta senegalensis), welche ich oben erwähnte, unterscheidet sich von der europäischen Art hauptsächlich durch die Zeichnung ihres Pelzes. Derselbe ist lichter, als der

ihrer Verwandten, und die dunklen Flecke sind ganz verschiedenartig gestellt. Ueber den Rücken läuft ein fast ununterbrochener Streifen, und auf dem Nacken und Schultern gehen die Flecken fast in einander über und formen so ebenfalls Streifen, welche sich dann auch an den Seiten fortsetzen. Auf jeder Seite des Gesichts befindet sich ein dunkler, schwarzer Flecken.

Zu den Ginsterkatzen zählte man früher auch noch ein anderes, höchst zierliches Raubthier, die Wieselkatze, welches man gegenwärtig als Vertreter einer besondern Sippe (Hemigale) angesehen hat.

Das Thier ist nur wenige Male von Asien nach Europa gekommen und deshalb noch sehr unbekannt. Sein wissenschaftlicher Name ist Hemigale Boiei. In der Gestalt ähnelt es den Zibetkatzen ungemein, und nur die Färbung unterscheidet sie ziemlich weit von ihnen. Der Pelz ist oben gelblichgrau, unten lichtschmuzig ockergelb, an den Beinen und Pfoten gelblichbraun. Ueber den Rücken laufen vier breite, sattelartig aufliegende, schwarzbraune Querbinden, welche bis an die Unterseite reichen und sich nach unten hin verschmälern und weiter vorn und hinten durch schmälere Binden angedeutet sind. So kommt es, daß einige Naturforscher von fünf solchen Binden, andere aber von acht reden. Jederseits des Halses, von den Ohren bis zu den Schultern, verlaufen eben solche ge-



Die Wieselkatze (Hemigale Boiei).

färbte Streifen, welche sich auf der Schulter durch Querflecke vereinigen. Eine andere schwarzbraune Linie geht von dem Rücken, eine ähnliche von der Nase und den Augen nach den Ohren. Die vordere Schwanzhälfte ist schwarzbraun, die hintere mit dunklen Flecken gezeichnet. Die Körperlänge beträgt etwa zwei Fuß und die des Schwanzes einen Fuß. Ueber Sitten und Lebensweise ist nicht das Geringste bekannt; ich finde nicht einmal über das Vaterland eine bestimmte Angabe.

Als einzigen Vertreter der Zibet in Amerika kann man das Katzenfrett oder, wie es bereits Hernandez im Jahr 1651 nannte, den Cacamizli der Mejikaner (Bassaris astuta) ansehen. Die Sippe, welche einzig und allein von diesem Thiere gebildet wird, reiht sich aufs engste den Zibetkatzen an, ähnelt aber auch wieder in anderer Hinsicht den Mardern. Im Gebiß unterscheiden der doppelte Höcker am obern Fleischzahne, der beträchtlich große Unterkauzahn und verschiedene geringfügige Merkmale das Katzenfrett von den Zibetkatzen; auch ist der Cacamizli ein Zehengänger, und endlich sind die kurzen Krallen der fünf Zehen jedes Fußes nur halb zurückziehbar.

Obgleich das Katzenfrett seit länger als zwei Jahrhunderten bekannt ist, haben wir doch erst in der Neuzeit eine genaue Schilderung seines Leibes und seines Lebens erhalten. Lichtenstein beschrieb

und benannte es zuerst wissenschaftlich, und die amerikanischen Forscher Charlesworth, Clark, Baird und vor Allen Audubon sammelten Beobachtungen über Lebensweise und Betragen. Das erwachsene Männchen erreicht eine Gesammtlänge von fast drei Fuß, wovon $^2/_5$ auf den Schwanz zu rechnen sind. In der Gestalt erinnert das Katzenfrett an einen kleinen Fuchs, in der Färbung an die Nasenbären. „Das Thier sieht aus," sagt Baird, „als ob es ein Blendling des Fuchses und des Waschbären wäre. Von dem Einen hat es die Gestalt und den listigen Blick, von dem Andern den geringelten Schwanz. Der Leib ist schlanker, als der des Fuchses, aber gedrungener, als der des Wiesels; er hat fast die Verhältnisse des Nörz. Das ziemlich weiche, mit einigen längeren Grannen untermengte Haar ist fast so lang, als das eines Fuchsbalges, der Kopf ist zugespitzt, die nackte Schnauze lang, das Auge groß, die außen nackten, innen kurz behaarten Ohren sind gut entwickelt, zugespitzt und aufrecht gestellt." Seine Oberseite deckt ein dunkles Braungrau, in welches sich schwarze Haare mischen, die Wangen und der Unterbauch sind gelblichweiß oder roströthlich, die Augen von derselben Färbung und hierauf dunkler umrandet, die Seiten sind lichter. Längs des Halses herab und über die Beine verlaufen einige verwaschene Binden, der Schwanz ist weiß, achtmal schwarz geringelt.



Das Katzenfrett (Bassaris astuta).

Soviel jetzt bekannt, bewohnt der Cacamizli Mejiko und Tejas, dort Felsenklüfte und verlassene Gebäude, hier hauptsächlich Baumhöhlen. In Mejiko findet er sich häufig in der Hauptstadt selbst, und Charlesworth nimmt sogar an, daß er sein Lager niemals weit von menschlichen Wohnungen aufschlage, weil gerade der Mensch durch seine Hühnerställe die Jagd des Räubers besonders begünstige. Auch Clark giebt Stallungen und verlassene Gebäude als Wohnungen des Katzenfrett an, obwohl nur nach Hörensagen, während er es selbst im Geklüft der Felsen und auf Bäumen fand. Audubon scheint es nur auf Bäumen beobachtet zu haben, und zwar in jenen steppenartigen Gegenden von Tejas, in welchen der Graswald ab und zu unterbrochen wird durch ein dichtes Unterholz, aus dem alte, größere Bäume einzeln sich erheben. Viele von ihnen sind hohl, und solche, deren Höhlungen von oben her Schutz gegen den Regen haben, werden vom Katzenfrett bevorzugt. Hier lebt es einzeln, scheu und zurückgezogen vor dem zudringlichen Menschen, durch die Beschaffenheit des Unterwuchses besonders geschützt. Clark behauptet, daß es nirgends selten ist, wegen seines nächtlichen Treibens aber nur nicht oft bemerkt und demzufolge auch selten erlangt wird, obgleich die Landeigenthümer, erbost durch die vielfachen Räubereien, welche das Thier begeht, kein Mittel unversucht lassen, es auszurotten. Treu hängt es an dem einmal gewählten Baume, und selten entfernt es sich weit von

seiner Höhle, solange es nicht mit Gewalt aus derselben vertrieben wird, schlüpft auch sofort wieder in dieselbe zurück, wenn die Störungen vorüber sind. Nach Audubons Beobachtungen hat es die sonderbare Gewohnheit, die Borke rings um den Ausgang seiner Höhle abzunagen. Der Jäger, welcher keine Spähne oder Bruchstücke von dieser Arbeit unter dem Baume liegen sieht, darf sicher sein, daß das Thier nicht mehr in der frühern Wohnung haust. Das Innere der Höhle ist mit Gras und Mos ausgebettet, dazwischen findet man aber auch Nußschalen, deren Inhalt zweifelsohne vom Katzenfrett geleert wurde, obwohl seine Hauptnahrung in allerhand kleinen Säugethieren, Vögeln und Kerbthieren besteht.

Der Cacamizli ist ein lebendiges, spiellustiges und munteres Geschöpf, welches in seinen Bewegungen und Stellungen vielfach an das Eichhörnchen erinnert. Wenn man es aus seiner Höhle aufstört, nimmt es ganz die anmuthigen Stellungen desselben an, indem es den Schwanz über den Rücken legt, doch kann es nicht, wie dieses, sich auf die Hinterfüße setzen. Es klettert vorzüglich, vermag aber nicht, mit der Sicherheit und Gewandtheit des Eichhörnchens von einem Ast zum andern zu springen, sondern läuft, wenn es erschreckt wird, solange als möglich auf einem Aste hin und versucht, von dessem Gezweig aus einen andern zu erreichen, dabei sich mit den Klauen einhäkelnd. Zuweilen sieht man es sich sonnen, auf der Oberseite eines Astes gelagert. Es liegt dann, halb aufgerollt, bewegungslos da, anscheinend schlafend; bei dem geringsten Zeichen der Gefahr aber schlüpft es so eilig als möglich in seine Höhle und erscheint dann erst nach Sonnenuntergang wieder. Audubon glaubt, daß immer nur eins auf ein und demselben Baume wohne, und hält es für ungesellig, und auch die übrigen Beobachter scheinen seine Ansicht zu bestätigen. Clark stöberte ein Weibchen auf, welches in einer Felsspalte seine vier oder fünf Jungen säugte. Diese hingen so fest an den Zitzen der Alten, daß sie losgerissen werden mußten, und zwar geschah Dies erst einige Stunden nach dem Tode der Mutter. Bis dahin hatten die Jungen kein Zeichen von Unbehagen gegeben. Die Alte schlief, als sie zuerst bemerkt wurde; bei ihrem Erwachen zeigte sie aber keine Scheu und Furcht vor den Menschen, sondern vertheidigte ihr Haus gegen dieselben mit Zähnen und Krallen.

Sehr dürftig sind die Angaben über die Gefangenschaft; nur Audubon berichtet Einiges. „Ungeachtet der Scheu und Zurückgezogenheit des Cacamizli,“ sagt er, „kann es ziemlich zahm gemacht werden, und wenn man es längere Zeit im Käfig gehalten hat, darf man es sogar frei und im Hause umherlaufen lassen. Es wird oft zum Schoßthierchen der Mejikaner, und durch seine Mäuse- und Rattenjagd sehr nützlich. Wir haben ein zahmes gesehen, welches in den Straßen eines kleinen mejikanischen Fleckens umherlief, und haben von einem andern erzählen hören, welches so niedlich war, daß es sogar von den Indianern besucht und angestaunt wurde.“

Nach Europa ist das Thier nur ein einziges Mal gekommen, im Jahre 1853. Von ihm rührt die vortreffliche Abbildung her, welche wir hier benutzen konnten.

Für viele meiner Leser dürfte die Gruppe, welcher wir jetzt die Aufmerksamkeit zuwenden wollen, die anziehendste der gesammten Familie sein, und zwar aus dem Grunde, weil ihr ein Thier angehört, welches schon seit den ältesten Zeiten von sich reden gemacht hat und von den alten Egyptern für heilig gehalten wurde.

Die Mangusten (Herpestes) ähneln in ihrem Körperbau noch ganz den Zibetkatzen, unterscheiden sich von ihnen aber dadurch, daß ihnen die Zibettasche fehlt oder doch nur durch einige eigenthümliche Drüsen vertreten ist, daß die Hinterpfoten zuweilen blos vier Zehen haben und die Krallen bei allen gar nicht zurückgezogen werden können. Das Gebiß kennzeichnet sich durch einen besondern Innenhöcker am dritten Oberzahne. Der Schädel hat einen kürzern Schnauzentheil, als bei den Zibetkatzen, und ist rundlich. Die Zunge ist mit scharfen Hornspitzen bewaffnet. Der Stern in dem hellen, klugen Auge ist fast kreisrund. Unsere Thiere bewohnen ebenfalls nur

die wärmeren Länder der alten Welt und leben im ganzen genau wie die übrigen Mitglieder ihrer Familie. Man unterscheidet sie noch besonders, je nachdem die Pfoten mit einem Daumen begabt sind oder diesen entbehren, je nach der Behaarung der Sohlen, der Schwanzspitze u. s. w. Doch sind alle diese feinen Unterscheidungen für uns weniger wichtig, und ich möchte fast glauben, daß es vollständig genügend wäre, wenn wir eine einzige Art ausführlich betrachten wollten. Dennoch will ich die merkwürdigsten Arten meinen Lesern vorführen.

Wie billig wenden wir unsere Aufmerksamkeit zunächst dem Ichneumon, dem heiligen Thiere der alten Egypter zu, der „Ratte der Pharaonen" (Herpestes Ichneumon) nämlich, eingedenk seines aus den ältesten Zeiten auf die unsrigen herübergetragenen Ruhmes und der Achtung, welche es früher genoß. Schon Herodot sagt, daß man die Ichneumonen in jeder Stadt an heiligen Orten einbalsamire und begrabe. Strabo berichtet, daß jenes vortreffliche Thier niemals große Schlangen angreife, ohne einige seiner Gefährten zu Hilfe zu rufen, dann aber auch die giftigsten Würmer leicht bewältige. Sein Bild diene deshalb in der heiligen Bilderschrift zur Bezeichnung eines schwachen Menschen, welcher den Beistand seiner Mitmenschen nicht entbehren kann. Aelian dagegen behauptet, daß es allein auf die Schlangenjagd ausgehe, jedoch mit großer List und Vorsicht, sich im Schlamm wälze und diesen an der Sonne trockne, um so einen Panzer zu erhalten, welcher den Leib vor seinem Gegner schütze, während es die Schnauze dadurch vor Bissen sichere, daß es seinen Schwanz über dieselbe schlage. Aber die Sage ist hiermit noch nicht zufrieden, sondern theilt dem muthigen Kämpfer für das öffentliche Wohl noch ganz andere Dinge zu, wie Plinius mittheilt. Das Krokodil nämlich legt sich, wenn es sich satt gefressen hat, gemüthlich auf eine Sandbank und sperrt dabei den zähnestarrenden Rachen weit auf, Jeglichem Verderben drohend, der es wagen wollte, sich ihm zu nähern. Nur einem kleinen Vogel ist Dies gestattet — und zwar, wie ich selbst beobachtet habe, in der That und Wahrheit! — er ist so frech, zwischen den Zähnen hervor sich die Speise herauszupicken, welche dort hängen geblieben ist. Außer ihm fürchtet aber jedes andere Thier die Nähe des Ungeheuers, nur der Ichneumon nicht. Er naht sich leise, springt mit kühnen Sätzen in den Rachen hinein, beißt und wühlt sich die Kehle hindurch, zerfleischt dem schlafenden Krokodil das Herz, tödtet es auf diese Weise und öffnet sich nun, blutbedeckt, vermittelst seiner scharfen Zähne einen Ausweg aus dem Leibe des Ungethüms. Oder aber, er schleicht umher und spürt die Stellen aus, wo der gefürchtete Lurch seine zahlreichen Eier abgelegt hat, und scharrt und wühlt hier, bis er zu dem verborgenen Schatze in der Tiefe gelangt ist; dann macht er sich darüber her und frißt in kurzer Zeit, der Wachsamkeit der Mutter ungeachtet, das ganze Nest aus und wird hierdurch zu einem unschätzbaren Wohlthäter der Menschheit. Daß auch die Egypter diese Sage geglaubt haben, daß sie von ihnen aus erst jenen Schriftstellern berichtet wurde, ist unzweifelhaft: aber die sonst so genauen Naturbeobachter haben sich hierbei doch einer großen Täuschung hingegeben. Denn alle die schönen Sagen über unser Thier sind falsch. Allerdings ist es erst der Neuzeit vorbehalten gewesen, Genaues über die Sitten und Lebensweise des Ichneumon zu erforschen, aber schon seit einigen Jahrhunderten haben mehrere Reisebeschreiber ihren Zweifel über den Nutzen des Ichneumon ausgesprochen, und die Sagen könnten somit als ganz erledigt gelten.

Und doch ist Dies nicht der Fall. Kurz, nachdem ich von Afrika zurückgekehrt war, theilte ich einige meiner Beobachtungen über das Krokodil einer großen Gesellschaft mit, konnte aber einzelne Mitglieder derselben keineswegs befriedigen, weil ich eben von dem muthvollen, klugen Thiere, welches dem Krokodil, „dieweil es eben schläft", in den Rachen kriecht, kein Wort gesagt hatte. Das kam freilich daher, weil ich bei den heutigen Bewohnern des Nilthals niemals eine Spur jener Achtung, welche ein so nützliches Thier genießen müßte, bemerken konnte, sondern vielmehr die unzweifelhaftesten Beweise einer Mißachtung, sogar eines gewissen Grolles, welcher sammt und sonders dem menschenfreundlichen und krokodilfeindlichen Ichneumon galt, überall vorfand. Auch ich will gar nicht leugnen, daß ich selbst vor meiner Reise nach Afrika eine große Achtung vor unserm Thiere hatte: als ich dasselbe



Ichneumon.

aber kennen gelernt und die unzählbaren Verwünschungen gegen seine in der That vielseitigen Unternehmungen vernommen hatte, änderte sich meine Anschauung und mein Urtheil. Ich lernte in dem Ichneumon ein ganz anderes Thier kennen, als ich erwartet hatte: doch hat es dabei keineswegs verloren, sondern nur gewonnen, und ich bin fest überzeugt, daß auch meine Leser sich zu dieser Ansicht bekennen werden, wenn sie das Nachfolgende berücksichtigen wollen.

Der Ichneumon übertrifft, wenn er ausgewachsen ist, an Größe unsere Hauskatze bedeutend; denn die Länge seines Leibes beträgt beinahe zwei Fuß, und die des Schwanzes wenigstens 1½ Fuß. Er erscheint aber kleiner, als er ist, wegen seiner niederen Beine. Nur selten findet man ausgewachsene Männchen, welche am Widerrist höher, als einen halben Fuß sind. Der Körper ist schlank, wie bei allen Schleichkatzen, keineswegs aber so zierlich, wie bei den echten Ginsterkatzen, sondern in Vergleich zu den meisten seiner Familienverwandten sogar sehr kräftig. Dies zeigt am besten das Gewicht, welches ein starker Ichneumon erreichen kann: es beträgt häufig funfzehn, ja selbst achtzehn Pfund. Die Beine sind kurz, die Sohlen nackt und die Zehen fast bis zur Hälfte mit kurzen Spannhäuten verbunden. Der lange Schwanz erscheint durch die lange Behaarung an der Wurzel sehr dick, fast als ob er allmählich in den Körper überginge, und endet mit einer pinselartigen Quaste. Ueberhaupt ist die Behaarung sehr reichlich, und namentlich sind die einzelnen Haare lang und rauh. Die Augengegend ist nackt und deshalb treten die kleinen, feurigen Augen, deren Stern rund ist, um so mehr hervor. Die Ohren sind kurz, breit und abgerundet. Der After ist von einer flachen Tasche umgeben, in deren Mitte er sich öffnet. Ganz eigenthümlich ist der Pelz. Er besteht aus dichten Wollhaaren von rostgelblicher Farbe, welcher aber überall von den fast drei Zoll langen Haaren überdeckt wird. Diese sind schwarz und gelblichweiß geringelt und enden in einer fahlgelben Spitze. Hierdurch erhält der ganze Balg eine grünlichgraue Färbung, welche zu den Aufenthaltsorten des Thieres ganz vortrefflich paßt. Am Kopfe und auf dem Rücken ist die Färbung dunkler, an den Seiten und dem Bauche fahler; die Beine und die Schwanzquaste sind dunkelschwarz oder ganz schwarz; doch kommen auch Abänderungen vor.

Die Ratte der Pharaonen ist über das ganze nördliche Afrika verbreitet; sie wird sowohl in Egypten, wie auch überall in der Berberei gefunden. Niemals entfernt sie sich weit von Niederungen. Ihre eigentlichen Wohnplätze sind die dicht mit Rohr bewachsenen Ufer der Flüsse und die Rohrdickichte, welche manche Felder umgeben. Hier hält sich das Thier bei Tage auf und bildet sich zwischen den Rohrstengeln schmale aber höchst sorgfältig gesäuberte Gangstraßen, welche nach tiefen, aber nicht besonders ausgedehnten Bauen führen. In diesen wirft auch das Weibchen in den Frühlings- oder ersten Sommermonaten zwei bis vier Junge, welche sehr lange gesäugt und noch viel länger von beiden Alten gefüttert werden.

Den Namen Ichneumon, welcher so viel als „Aufspürer" bedeutet, verdient unser Thier in jeder Hinsicht. In seinen Sitten und im geistigen Wesen ähnelt der Aufspürer den gestaltverwandten Mardern, derer unangenehmen Geruch und deren Listigkeit, Diebesgewandtheit und Mordlust er besitzt. Er ist im höchsten Grade furchtsam, vorsichtig und mißtrauisch. Niemals wagt er sich aufs freie Feld, sondern schleicht immer möglichst gedeckt und mit der größten Vorsicht dahin. Einen Ort, denn er nicht kennt, besucht er nicht, ohne die größte Besorgniß zu zeigen; gleichwohl streift er ziemlich weit umher.

Nach meinen Beobachtungen geht der Ichneumon nur bei Tage auf Raub aus. Die groben, grünlichgrauen Haare, mit denen sein Körper bedeckt ist, machen es ihm leicht, ungesehen an seine Beute heranzuschleichen und sich hinlänglich Nahrung zu erwerben. Er frißt Alles, was er erlisten kann, die Säugethiere vom Hasen bis zur Maus herab, die Vögel vom Huhn oder der Gans bis zum Riedsänger (Drymoica). Außerdem verzehrt er aber auch Schlangen, Eidechsen, Kerbthiere, Würmer u. s. w. und wahrscheinlich auch Früchte. Seine Diebereien haben ihm den größten Haß und die vollste Verachtung der egyptischen Bauern zugezogen; denn deren Hühner- und Taubenställe plündert er in der unbarmherzigsten Weise, und namentlich den Hühnernestern, welche dort von den

egyptischen Hühnern ganz nach freier Vögel Art angelegt werden, wird er sehr gefährlich. Wirklichen Nutzen bringt er jetzt soviel, als nicht; man müßte ihm denn die Vertilgung der Schlangen besonders hoch anrechnen. Gegenwärtig hat er mit den Krokodilen gar nichts mehr zu schaffen, weil diese in Unteregypten, wo er sich hauptsächlich findet, gänzlich ausgerottet sind; und somit kann er die rühmlichen Thaten seiner Ahnen weder bekräftigen noch widerlegen. Doch will es allen Denen, welche ihn kennen, scheinen, daß auch seine Ahnen nicht so dumm gewesen seien, in den zähnestarrenden Rachen eines Krokodiles zu kriechen, und jedenfalls haben allen Ichneumonen die Hühnereier von jeher besser geschmeckt, als die Eier der Krokodile, welche, wie bekannt, von der Mutter sorgsam bewacht werden. Dann ist der Raub solcher Eier eben keine Kleinigkeit: — eine alte Krokodilmutter kann, zumal einem Ichneumon gegenüber, unter Umständen sehr ungemüthlich werden.

Wenn man unsern Aufspürer, ohne von ihm bemerkt zu werden, beobachtet, sieht man ihn sehr langsam und bedächtig durch die Felder oder Rohrdickichte schleichen. Sein Gang ist höchst eigenthümlich. Es sieht aus, als ob das Thier auf der Erde dahinkröche, ohne ein Glied zu bewegen. Denn die kurzen Beine werden von den langen Haaren seines Balges vollkommen bedeckt, und ihre Bewegung ist deshalb kaum sichtbar. Zudem sucht er auch immer Deckung und verläßt deshalb das ihn zum größten Theil verbergende Gras, das Getreide oder das ihn ganz versteckende Rohr niemals.

In den Sommermonaten sieht man ihn höchst selten allein, sondern stets in Gesellschaft seiner Familie. Das Männchen geht voran, das Weibchen folgt, und hinter der Mutter kommen die Jungen. Immer geht ein Mitglied dicht hinter dem andern, und so sieht es aus, als ob die ganze Kette von Thieren nur ein einziges Wesen sei, einer merkwürdig langen Schlange etwa vergleichbar. Bisweilen bleibt der Vater stehen, hebt den Kopf und sichert; dabei bewegt er die Nasenlöcher nach allen Seiten hin und schnauft wie ein keuchendes Thier. Hat er sich vergewissert, daß er Nichts zu fürchten hat, so geht es weiter; hat er eine Beute erspäht, so windet er sich wie eine Schlange geräuschlos zwischen den Halmen hindurch, um an jene heranzukommen, und plötzlich sieht man ihn ein oder zwei Sätze machen, selbst noch nach einem bereits aufgeflogenen Vogel. Die ganze Familie thut ihm jede Bewegung nach, wendet den Kopf, schnüffelt nach derselben Richtung hin, untersucht witternd und scharrend dasselbe Mauseloch wie er, oder sieht ihm wenigstens achtsam zu und bemüht sich jedenfalls nach Kräften, ihm so viel als möglich von seinen Kunstgriffen abzulernen. Er übt seine Sprößlinge aber auch besonders im Fange und bringt ihnen z. B., wie unsere Hauskatzen es ebenfalls thun, junge, lebendige Mäuse, welche er dann vor den hoffnungsvollen Kindern frei läßt, um ihnen das Vergnügen einer Jagd zu bereiten. Wenn er an das Wasser geht, um zu saufen, schreitet er erst sehr furchtsam aus dem Graben, in welchem er sich ungesehen hingeschlichen hat, kriecht langsam auf dem Bauche weiter fort und schreckt bei jedem Schritte etwas zurück, beriecht alle Gegenstände und macht dann einen plötzlichen Sprung nach dem Wasser zu, gerade so, wie wenn er sich auf seine Beute stürzt. Bei seinen Jagden ist seine Vorsicht außerordentlich groß und für den Beobachter höchst ergötzlich. Er lauert vor einem Mauseloche regungslos wohl eine Stunde lang und schleicht einer Ratte, einem jungen Vogel mit einer Bedachtsamkeit nach, welche geradezu ohne Gleichen ist.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß er ebenso vortrefflich spürt, wie der beste Hund; soviel ist sicher, daß ihn hauptsächlich der Geruch bei seinen Jagden leitet. Trifft er auf Eier, so trinkt er sie alle aus; von Säugethieren und Vögeln saugt er in der Regel nur das Blut und frißt das Gehirn aus. Er mordet weit mehr, als er bewältigen kann und wird hierdurch dem zahmen Hausgeflügel viel verderblicher, als jedes andere Raubthier seiner Heimat.

Seine Stimme hört man blos dann, wenn er mit einer Kugel angeschossen worden ist, sonst schweigt er, selbst bei der schmerzhaftesten Verwundung. Doch behaupten die Egypter, daß er auch zur Paarungszeit sein ziemlich scharfes, eintöniges Pfeifen vernehmen lasse.

Man hat, wie von ihm überhaupt, Vieles von seinen Feindschaften mit anderen Thieren gefabelt und namentlich hervorgehoben, daß er in dem ihm ähnlichen Fuchs, dem Schakal und noch mehr

in der Waraneidechse sehr gefährliche Feinde habe. Ich kann versichern, daß ich niemals etwas hierauf Bezügliches gesehen, noch gehört habe, und soviel dürfte wohl feststehen, daß der Fuchs oder Schakal eben nur mit einem jungen Ichneumon anzubinden wagen, weil sich die Alten schon zu vertheidigen wissen. Die Nileidechse oder der Waran ist ihm vollkommen gleichgiltig; sie wäre auch viel zu schwach, als daß sie sich mit ihm in einen Kampf einlassen könnte. Der Mensch ist sein schlimmster Feind. Außer ihm kann ihm nur der Nil selbst schaden, wenn er ihm seine Lieblingsplätze unter Wasser setzt: doch schwimmt er vortrefflich, wenn es sein muß, und rettet sich noch bei Zeiten auf jene hohen Dämme, welche von einem Dorf zum andern führen oder die Wasserstraßen einfassen und wegen ihrer dichten Rohrbestände ihm ganz gute Aufenthalsorte bieten.

Die Jagd des Ichneumon gilt in den Augen aller Egypter als ein höchst gottseliges Werk. Man braucht nur in ein Dorf zu gehen und dort zu verkünden, daß man den Nims, so heißt unser Thier bei den Arabern, jagen wolle, dann ist gewiß Jung und Alt mit Freuden behilflich. Der Bauer im Felde wirft Hacke und Spaten weg, der Weber steht vom Arbeitsstuhl auf, der Knabe am Schöpfrade gönnt seinen Ochsen Ruhe und läßt das Feld dürsten, der Schäfer kommt mit seinem Hunde, und Alle brennen vor Begierde, den schlimmen Schurken und Spitzbuben vernichten zu helfen. Mit Hilfe jener Leute ist es nicht schwer, den Ichneumon zu erlegen. Man zieht nach einem langen Rohrstreifen hinaus, stellt sich dort auf und läßt die Leute langsam treiben. Das Thier merkt sehr wohl, worum es sich handelt und sucht, sowie der Lärm der Treiber beginnt, in einem seiner Fluchtlöcher Schutz, doch hilft ihm Dieses nur sehr wenig, denn die Araber treiben ihn mit ihren langen Stöcken auch aus den Rothbauen heraus, und so sieht er sich genöthigt, in einem andern Rohrbestande Zuflucht zu suchen. Mit äußerster Vorsicht schleicht er nun zwischen den Stengeln dahin, lauscht und wittert von Zeit zu Zeit, hört aber die Verfolger immer näher und näher kommen und muß sich endlich doch entschließen, über eine Stelle hinwegzulaufen, welche ihn nicht vollständig decken kann. Ist sie mit Gras bewachsen, so merkt der dort aufgestellte Jäger gewöhnlich blos an dem Bewegen desselben, daß der Ichneumon dahin kriecht; denn dieser hütet sich wohl, durch irgend eine rasche Bewegung sich zu verrathen. Man muß mit sehr starkem Blei und aus geringer Entfernung schießen, wenn man ihn tödten will; denn er verträgt bei seiner unglaublichen Lebenszähigkeit einen tüchtigen Schuß und entkommt, wenn er blos verwundet wird, sicher noch.

Bei solchen Jagden kann man unter Umständen sehr überrascht werden, weil in denselben Rohrdickichten, welche die Ichneumonen bewohnen, auch andere Thiere während des Tages das sichere Versteck suchen. Mir ist es z. B. vorgekommen, daß anstatt des erwarteten Nims ein gewaltiges Wildschwein schnaubend und grunzend hervorbrach und mich, weil ich nur mit dem Schrotgewehr bewaffnet war, in nicht geringe Verlegenheit versetzte. Ein andres Mal wurde eine Hiäne aufgescheucht, und Schakale kamen bei meinen Jagden ziemlich regelmäßig mit zum Vorschein.

Das Gefangenleben des Ichneumon ist schon von Alpinus geschildert worden. Dieser Forscher besaß einen männlichen Nims mehrere Monate lang und hielt ihn in seinem Zimmer. Er schlief mit ihm, wie ein Hund, und spielte mit ihm, wie eine Katze. Seine Nahrung suchte er sich selbst. Wenn er hungrig war, verließ er das Haus, und nach Verlauf einiger Stunden kehrte er gesättigt zurück. Er war höchst reinlich, schlau und muthig, griff ohne Besinnen große Hunde an, tödtete Katzen, Wiesel und Mäuse und richtete unter den Hühnern und anderen Vögeln mehrmals arge Verwüstungen an. Durch Benagen aller Dinge, namentlich aber der Bücher, wurde er höchst unangenehm. — Von anderen Gefangenen erzählen französische Naturforscher, daß sie sich leicht zähmen lassen, sanft werden, die Stimme ihres Herrn unterscheiden und ihm wie ein Hund folgen. Sie sind aber niemals in Ruhe, schleppen Alles im Hause umher und werden durch Umwerfen der Gegenstände sehr lästig. Dafür machen sie sich in anderer Hinsicht nützlich. Ein Haus, in welchem man einen Ichneumon hält, ist in der kürzesten Zeit von Ratten und Mäusen vollständig gesäubert; denn das Raubthier liegt ohne Unterlaß der Jagd dieser Nager ob. Mit der gefangenen Beute läuft es in einen dunkeln Winkel und beweist durch sein Grunzen und Knurren, daß es dieselbe wohl zu vertheidigen wisse.

Auch ich habe einen in unserm Thiergarten lebenden Ichneumon beobachten können. Es ist ein schönes, ausgewachsenes Männchen, welches sich sehr wohl zu befinden scheint. Das Thier sieht höchst gutmüthig aus, obschon es die entgegengesetzten Eigenschaften schon mehrmals bethätigt hat. Andere Mangusten pflegen sich mit ihres Gleichen und ähnlichen Arten ausgezeichnet zu vertragen, sodaß man ohne Furcht zahlreiche Gesellschaften in einen Raum zusammensperren kann. Der Ichneumon aber scheint nur in gewissem Sinne gesellig zu sein. Als ich eines Tages einen Mungos zu ihm setzte, sträubte er augenblicklich sein Fell, sodaß er ganz borstig erschien und fuhr mit einer beispiellosen Wuth auf den Ankömmling los. Im Käfig begann eine tolle Jagd. Der Mungos suchte, seinem stärkern Verwandten zu entgehen, und dieser, ihn so schnell als möglich abzuwürgen. Beide Thiere jagten wie rasend im Raume umher und entfalteten dabei Künste der Bewegung, welche man gar nicht vermuthet hätte. Sie kletterten wie Katzen oder Eichhörnchen auf den Baumstämmen herum oder an dem Gitter hinauf und machten Sätze von auffallender Höhe, durchschlüpften Engen mit Wieselgewandtheit, kurz, bewiesen eine wirklich wunderbare Beweglichkeit. Wir mußten den Mungos so schnell als möglich wieder einfangen, weil ihn der erregte Ichneumon sicher getödtet haben würde. Dieser war auch, nachdem wir seinen Gast entfernt hatten, noch den ganzen Tag in der größten Un-



Der Mungos (Herpestes javanicus).

ruhe. Nicht freundlicher zeigte sich unser Ichneumon gegen einen seiner Nachbarn, mit welchem er, wegen der mangelhaften Bauart des Hauses, durch das Gitter hindurch verkehren konnte, mit einer jungen Wildkatze nämlich. Dieses kleine Thier war schon sehr hübsch eingewohnt und begann, sich durch allerlei Spiele zu ergötzen. Da fiel es ihr unglücklicher Weise ein, auch mit ihren Nebengefangenen spielen zu wollen. Der Ichneumon aber packte das arme Thierchen, welches unvorsichtig mit der Tatze durch das Gitter gelangt hatte, sofort am Fuße, zog es dicht an das Gitter heran, erwürgte es und fraß ihm beide Vorderläufe ab.

Alle Mangusten ähneln sich in ihrem Leibesbau und die meisten auch in ihrem Betragen. Somit könnte die gegebene Beschreibung des Ichneumon für unsere Zwecke genügen, wären nicht noch einige einer besondern Besprechung werth. Eine derselben und zwar die zweitberühmteste Art ist der Mungos oder Mungo (Herpestes javanicus), ein Thier, welches die Ratte der Pharaonen in Asien vertritt und sich bis heutiges Tages den Ruhm seiner Verwandten gewahrt hat. Er ist halb so groß als der Ichneumon. Seine Leibeslänge beträgt ungefähr 17 Zoll, die des Schwanzes kaum weniger. Der Pelz ist reich, namentlich an der Schwanzwurzel sehr dicht. Die Färbung des Haares ist ein blasses Rothbraun mit gelber Sprenkelung, welche dem Fell einen goldgelben Schimmer verleiht.

Unter allen Mangusten eignet sich der Mungos, welcher seiner ganzen Sippschaft den Namen verliehen hat, am meisten zur Zähmung, weil er ein überaus sauberes, reinliches, munteres und verhältnißmäßig gutmüthiges Thier ist. Man findet ihn deshalb auch in vielen Häusern seiner heimatlichen Länder als Hausthier, und er vergilt die ihm gewährte Gastfreundschaft durch seine ausgezeichneten Dienste tausendfach. Wie der Ichneumon, versteht auch er es, das Haus von Ratten und Mäusen zu säubern, aber er tritt auch dem abscheulichen Ungeziefer südlicher Länder, den Giftschlangen und Skorpionen, mit bewunderswürdigem Muthe entgegen. Als echte Manguste ist er nur bei Tage thätig, dann aber rastlos und unermüdlich. Wenn man ihn zuerst in eine fremde Wohnung bringt, läuft er behend umher und hat in der kürzesten Zeit alle Löcher, Spalten und andere Schlupfwinkel untersucht und vermittelst seines scharfen Geruchs auch bald ausgefunden, in welcher Höhle sich eines seiner Jagdthiere aufhält. Diesem strebt er nun mit einem großartigen Eifer nach, und selten mißglückt ihm seine Jagd. Genau so beträgt er sich in der Freiheit. Er läuft von Felsen zu Felsen, von Stein zu Stein, von Höhle zu Höhle und untersucht eine Gegend so gründlich, daß ihm schwerlich etwas Genießbares entgeht. Zuweilen verkriecht er sich selbst in einer kleinen Höhle, und wenn er dann wieder zum Vorschein kommt, bringt er gewiß eine Maus, Ratte, Eidechse, Schlange oder ein ähnliches Geschöpf mit sich, welches er in der eigenen Wohnung gefangen nahm. Aeußerst listig soll er sich benehmen, wenn er auf Hühner jagt. Er streckt sich aus und stellt sich todt, bis die neugierigen Thiere so nahe sind, daß er sie mit wenigen Sätzen erhaschen kann. Für mich haben diese Angaben der Reisenden nichts Unwahrscheinliches, weil ich bei mittelafrikanischen Mangusten Aehnliches beobachtet habe. Berühmt und geehrt ist der Mungo vor allem wegen seiner Kämpfe mit Giftschlangen. Er wird trotz seiner geringen Größe sogar der Brillenschlange Meister. Seine Behendigkeit ist es, welche ihm zum Siege verhilft. Die Eingebornen behaupten, daß er, wenn er von der Giftschlange gebissen sei, eine sehr bittere Wurzel, Namens Mungo, ausgrabe, diese verzehre, durch den Genuß solcher Arznei augenblicklich wieder hergestellt werde und den Kampf mit der Schlange nach wenigen Minuten fortsetzen könne. Dadurch sollen die Inder auf die Heilkraft dieser Wurzel aufmerksam gemacht worden sein. Selbst genaue Beobachter behaupten, daß etwas Wahres an der Sache sei; sie berichten wenigstens, daß der gebissene und ermattete Mungos vom Kampfplatze fortlaufe, Wurzeln suche und, durch diese gestärkt, den Kampf wieder aufnehme.

Horsfield, welcher den Mungos sehr ausführlich beschreibt, bemerkt jedoch ausdrücklich, daß er hiervon Nichts erfahren habe und hält die ganze Erzählung für ein Märchen. Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, daß der Mungos wirklich mit Giftschlangen kämpft. Als Dr. Rauschenberg Ceylon besuchte, hatte er Gelegenheit, einen Kampf zwischen Mungos und Brillenschlange mit anzusehen. „Mein Freund, der Doktor,“ so erzählt er, „legte eine kleine Schlange auf den Boden des Saales nieder. Sie blickte mit emporgerichtetem Kopfe und ausgebreitetem Nacken träge um sich. Jetzt nahm der Doktor einen halberwachsenen Mungos, liebkoste ihn und setzte ihn mehrere Schritte vor der Schlange auf den Boden nieder. Das Thier heftete die kleinen Augen fest auf seinen Feind, ging diesem vorsichtig etwas näher und machte die Schlange bald aufmerksam. Plötzlich sprang der Mungos auf seine Feindin los, packte sie mit den Zähnen am Kopfe, schüttelte sie heftig mit zornigem Geknurr und rannte dann mit ihr im Saale umher, in jedem Winkel das Schütteln und Knurren wiederholend. Er tödtete sie wirklich.“ — Auch Ida Pfeifer hat solche Kämpfe in Ostindien gesehen, und sie bemerkt, daß der Mungos die Giftschlange äußerst geschickt beim Genicke packt und fast jedesmal überwältigt.

Bei schlechter Laune zeigt das sonst sehr gemüthliche Thier Jedem, der sich ihm nähert, die Zähne, wie ein bissiger Hund, doch hält sein Zorn nicht lange an. Mit dem Menschen befreundet er sich sehr bald. Seinem Herrn folgt er nach kurzer Zeit, wie ein Hund, schläft mit ihm, frißt aus seiner Hand und geberdet sich überhaupt ganz als Hausthier. Mit verwandten Arten verträgt er sich, wie ich aus eigener Erfahrung versichern kann, ganz vortrefflich. Er denkt gar nicht daran, seinen Mitgefangenen Etwas zu Leide zu thun.

Die Niula (Herpestes Nyula) ist dem Mungos nah verwandt und vielleicht nur Spielart desselben; sie wird von einigen Forschern aber auch wieder mit der grauen Manguste aus Indien (Herpestes griseus) zusammengestellt. Ihr Haar ist graulichgelb, dunkler geringelt, wodurch eine hübsche Sprenkelung entsteht. — Ueber ihre Lebensweise ist so wenig bekannt, daß man nicht bestimmen kann, ob sie sich von ihren Verwandten unterscheide oder nicht. Ich habe sie hauptsächlich der gelungenen Abbildung halber hier mit aufgeführt.

Neben diesen Ausländern müssen wir unsere europäische Manguste, den Melon oder Meloncillo (Herpestes Widdringtonii) wenigstens erwähnen. Das Thier war den spanischen Jägern schon lange bekannt, ehe es einem Naturforscher in die Hände fiel. Seine Jagd galt als lohnend, weil die Schwanzhaare zu Malerpinseln verwendet, sehr gesucht und zu hohen Preisen bezahlt wurden; aber die Jäger erlegten den Meloncillo eben nur dieser Haare wegen und warfen seinen Balg weg, nachdem sie ihn in ihrer Weise ausgenutzt hatten. Erst im Jahre 1842 erfuhren wir durch Gray, daß auch unser heimatlicher Erdtheil eine echte Manguste besitzt. Wahrscheinlich, aber noch nicht bewiesen, ist, daß der Melon auch im benachbarten Afrika gefunden wird.



Die Niula (Herpestes Nyula).

In Spanien lebt er ganz nach Art des Ichneumon in den Flußniederungen und zwar hauptsächlich in Estremadura und Andalusien. Er bewohnt fast ausschließlich die Rohrwaldungen und Ebenen, welche mit einem Riedgrase, dem Esparto, bewachsen sind, kommt aber keineswegs im Gebirge vor, wie angegeben wurde. Seine Gesammtlänge beträgt $3^1/_2$ Fuß, die Länge des Schwanzes ungefähr $1^1/_2$ Fuß. Der im Ganzen kurze Pelz verlängert sich auf der Rückenmitte und verschwindet fast ganz am Vorderhals und am Unterleibe, welche Theile beinahe nackt sind. Ein dunkles Grau mit lichterer Sprenkelung ist die Gesammtfärbung; Nase, Füße und Schwanzende sind schwarz. Auf dem Rücken endigen die schwarzen, dreimal weißgeringelten Haare in bräunliche Spitzen. Das Gesicht ist mit kurzem, das Ohr mit weichem, fein geringeltem Haar bekleidet.

Ueber Fortpflanzung, Nutzen, Schaden und Jagd des Thieres ist zur Zeit noch Nichts bekannt.

Zu den übrigen Ausgezeichneten der Gruppe gehört die gestreifte oder Zebramanguste, die Safie der Eingebornen (Herpestes fasciatus oder Herpestes Zebra). Sie ist eine der kleineren Mitglieder der ganzen Sippschaft. Ihre Leibeslänge wird zu 15, die Schwanzlänge zu 8 Zoll angegeben; ich habe aber mit Bestimmtheit viel größere gesehen, wenn auch nicht mit dem Zollstabe gemessen. Mit Recht trägt das Thier seinen Namen, zumal den ihm von Rüppell verliehenen. Die

Grundfärbung des reichlichen Pelzes der Zebramanguste erscheint fahlgrau, weil die einzelnen Haare schwarz oder braun, weiß und fahl geringelt sind. Auf dem Kopfe und dem Oberhalse endigen die Haare sehr regelmäßig abwechselnd in schwarze oder braune und weiße, auf dem übrigen Oberkörper abwechselnd in dunkle und fahle Spitzen. Hierdurch entstehen 9 bis 15 Paare ziemlich regelmäßig verlaufender, dunkler und heller Querbinden. Die Schnauze und die Unterseite sind rostfarben; die Schwanzspitze ist schwarz.

Wie es scheint, kommt die Zebramanguste in ganz Ostafrika, vom Kap der guten Hoffnung an bis nach Abissinien herab in ziemlicher Anzahl vor. Ich traf sie in den Bogosländern gar nicht selten an, wie es schien, am meisten in Gesellschaft des Klippdachses, mit welchem sie, obgleich sie sonst als Raubthier bester Art betrachtet werden muß, sich sehr wohl zu vertragen scheint. Auch Heuglin hat Dasselbe beobachtet und dabei anziehende Erfahrungen gesammelt, welche ich weiter unten, gelegentlich



Die gestreifte oder Zebramanguste (Herpestes fasciatus oder Herpestes Zebra).

der Beschreibung des Klippdachses, mittheilen werde. Mit dem Erdeichhörnchen scheint sie ebenfalls auf bestem Fuße zu stehen; vielleicht fürchtet sie sich vor den gewaltigen Nagezähnen jenes bissigen und jähzornigen Geschöpfes. Wahrscheinlich ist unsere Zebramanguste nicht des Nachts, sondern ausschließlich am Tage thätig. Ich sah sie vom Morgen an bis zum Abend zu jeder Stunde in der ihre Familie bezeichnenden geduckten Haltung umherschleichen. Sie kommt dreist bis hart an die Dörfer oder bis in das Innere derselben, und Wehe dem Vogel oder kleinen Säugethier, welchem sie hier begegnet! Wie eine Schlange windet sie sich zwischen den Steinen durch, unhörbar gleitet sie auf dem Boden dahin. Ungeachtet der ziemlich lebhaften Färbung und der deutlich hervortretenden Zeichnung paßt sich ihr Kleid doch vollkommen der Bodenfärbung an und gestattet ihr, sich auch ungesehen an eine Beute heranzuschleichen, bis sie dieselbe mit geübtem, sichern Sprunge erhaschen kann. Auch in Abissinien wollte man von ihren Kämpfen mit Giftschlangen zu erzählen wissen; doch lasse ich das mir Mitgetheilte

auf sich beruhen, weil mir die Abissinier nicht eben das beste Vertrauen hinsichtlich ihrer Glaubwürdigkeit eingeflößt haben.

Vor dem Menschen nimmt die Zebramanguste gewöhnlich eiligen Laufes Reißaus, nicht aber ohne dabei ein unwilliges Knurren hören zu lassen, welches ganz unzweifelhaft ihren Aerger über die Störung ausdrückt. Den Hunden wagt sie nicht selten Widerstand zu leisten oder kläfft sie wenigstens zornig an, ehe sie flüchtet. Selbst der beste und eingeübteste Jagdhund würde sich vergeblich bemühen, ihr zu folgen. Sie ist so geschickt und so behend, daß sie längst einen sichern Zufluchtsort in dem Geklüft gefunden hat, ehe der Hund noch recht weiß, wie er es anstellen soll, ihrer habhaft zu werden.

Man meint es der zierlichen Schleicherin an den funkelnden Augen anzusehen, daß sie ebenso blutgierig ist, wie ihre Verwandten. Ihre Nahrung besteht aus sämmtlichen kleinen Säugethieren, Vögeln, Lurchen und Kerbthieren, welche sie bewältigen kann, aus Eiern und vielleicht auch aus Früchten. Heuglin glaubt, daß sie sogar ganz besondere List anwende, um ihr Lieblingswild, einen der in ihrer Heimat so häufigen Frankoline, zu bethören. „Unser Räuber,“ sagt dieser tüchtige Forscher, „hält sich mehr an Geflügel, als an Säugethiere. Ich habe beobachten können, wie zwei Zebramangusten eine Familie von Frankolinhühnern, welche im niedern Gebüsch sich aufhielt, berücken wollten. Das Locken der Kette hatte mich aufmerksam gemacht, und ich schlich mich möglichst vorsichtig hinzu, die Hunde hinter mir haltend. Auf etwa zehn Schritte von dem Schauplatze angelangt, hörte ich ein Huhn hart vor mir locken. Ihm antwortete ein Hahn, und denselben Ton ahmte eine Zebramanguste, welche sich auf einem durch Buschwerk gedeckten Steine aufgepflanzt hatte, täuschend nach. Eine zweite, in einiger Entfernung im hohen Grase verborgene lockte ebenso. Wohl einige Minuten mochte dieses Spiel gedauert haben, als der Hahn, welcher den vermeintlichen Eindringling in sein Harem wüthend aufsuchte, den Hunden zu nahe kam. Er ging schreiend auf, gefolgt von den Hühnern, aber auch die schlauen Räuber fanden sich bewogen, unverrichteter Abendmahlzeit eiligst abzuziehen.“

Daß Heuglin richtig gehört hat, unterliegt keinem Zweifel. Ich habe unsere zahmen Zebramangusten Töne ausstoßen hören, welche dem schmetternden Geschrei des gedachten Frankolins täuschend ähnlich waren. Ob jedoch der von unserm Gewährsmann gezogene Schluß richtig ist, daß die Manguste mit Absicht Thiere durch Nachahmen ihrer Stimme zu täuschen suche, bleibt doch noch fraglich.

Man kann die Zebramanguste ebenso leicht zähmen, als die anderen Arten. Sie schmiegt sich bald an ihren Pfleger an und nimmt Liebkosungen mit einem beifälligen Knurren entgegen. Erzürnt läßt sie abgebrochene Laute oder ein gleichtöniges Pfeifen vernehmen, bei großer Wuth schreit sie laut auf. Gegen ihres Gleichen zeigt sie sich manchmal sehr verträglich, oft aber auch höchst unleidig, gegen andere Thiere übermüthig; den sich ihr nahenden Menschen greift sie mit Muth und Geschick an. Bei Spielereien mit anderen ihrer Art, welche sie gern stundenlang fortsetzt, geht sie nicht selten zu Thätlichkeiten über: im Londoner Thiergarten bissen sich einige, welche zusammenwohnten und spielten, in aller Gemüthlichkeit gegenseitig die Schwänze ab. Ihre nahe Verwandtschaft mit „dem Aufspürer“ zeigt sie bei jeder Gelegenheit. Sie ist überaus neugierig und muß jedes Ding, auf das sie stößt, so genau als möglich untersuchen. Dazu benutzt sie hauptsächlich ihre Vorderpfoten, welche sie mit wahrhaft belustigender Geschicklichkeit und Gewandtheit wie Hände zu gebrauchen weiß. Das glänzende, rothbraune Auge funkelt und rollt umher, jedes Ding wird wahrgenommen; blitzschnell geht's an dem Eisengitter oder an den Aesten im Käfig hinauf und hernieder, überall und nirgends ist das geschäftige Thier, und wehe dem kleinen Wesen, das sich solchem Auge, solcher Gewandtheit preisgiebt: es ist ein Kind des Todes; es ist gepackt mit dem ersten Satze, getödtet mit dem ersten Bisse.

Während ich diese Zeilen überlese, besitzen wir in unserm Thiergarten vier Zebramangusten lebend. Zwei von ihnen, welche ziemlich klein zu uns kamen, vertragen sich mit einem Mungo und einer javanischen Manguste ganz vortrefflich, obgleich der Futterneid zuweilen sich bemerklich macht. Die anderen beiden dagegen sind unverträgliche, zänkische Geschöpfe, welche nur unter sich in ziemlichem Frieden leben. Aber sie sind im höchsten Grade anziehende Thiere. Wir beherbergen sie in

einem Zwinger unsers größern Thierhauses und gestatten ihnen öfters, nach Belieben im Hause und selbst im Hofe umherzulaufen. Da wissen sie denn nun prächtig Bescheid. Sie kennen mich sehr genau, haben erfahren, daß ich ihnen gern einige Freiheit gewähre, und melden sich deshalb regelmäßig durch Scharren an ihrer Thür und bittendes Knurren, wenn sie meine Stimme vernehmen. Sobald sie sich in Freiheit sehen, streifen sie trippelnden Ganges durch das ganze Gebäude und haben, Dank ihrer Behendigkeit, binnen wenigen Minuten Alles auskundschaftet, untersucht und berochen, was sich findet. Ihr erster Gang ist nach dem Milcheimer, und sie verstehen es ganz prächtig, dessen Deckel mit der spitzen Schnauze aufzuheben und so zu der von ihnen außerordentlich geliebten Flüssigkeit zu gelangen. Es sieht allerliebst aus, wenn zu jeder Seite des Eimers eins dieser Thiere hängt und sich nach Herzenslust erlabt. Auch andere genießbare Dinge, welche sich finden, werden nicht verschmäht und zumal die Knochen tragen sie sich aus allen Winkeln und Ecken zusammen. Das Knochenmark gehört zu ihren besonderen Leckerbissen. Sie geben sich viel Mühe, um sich desselben zu bemächtigen.



Die Krabbenmanguste oder Urva (Herpestes cancrivorus. — Siehe Seite 484.)

Zuerst fördern sie durch Kratzen und Scharren mit den Nägeln ihrer Vorderpfoten soviel Mark zu Tage, als möglich, dann fassen sie den Knochen mit beiden Pfoten, erheben sich auf die Hinterbeine und schleudern ihn rückwärts, gewöhnlich zwischen den hinteren Beinen durch, auf das Straßenpflaster oder gegen die Wand ihres Zwingers mit solcher Heftigkeit und so großem Geschick, daß sie ihren Zweck vollständig erreichen, durch die Erschütterung das die Knochenröhre erfüllende Mark herauszubekommen. Bei ihren Wanderungen quieken und murren sie fortwährend. Wenn man sie böse macht, vernimmt man auch wohl ein ärgerliches Geknurr von ihnen. Einen sonderbar schmetternden Ton, welcher, wie ich schon bemerkte, dem Geschrei gewisser Frankolinhühner täuschend ähnlich ist, habe ich nur einmal von ihnen gehört, als ich sie mit zwei anderen ihrer Art zusammenbrachte. Sie mochten dadurch ihre besondere Aufregung kundgeben wollen. Ich gestehe, daß ich im höchsten Grade überrascht war, derartige Töne von einem Raubthiere zu vernehmen.

Gegen uns sind die Gefangenen gewöhnlich sehr liebenswürdig. Sie lassen sich berühren und streicheln, kommen auch auf den Ruf herbei und zeigen sich meist sehr folgsam. Demungeachtet lassen

sie sich nur ungern bevormunden, und namentlich wenn man sie beim Fressen stört, weisen sie selbst ihren Freunden die Zähne und fahren mit schnellem Biß auf dieselben los. Sie thun Dies aber mit vollem Bewußtsein, sich der Strafe auszusetzen; denn sofort nach dem Beißen nehmen sie die demüthige und verlegene Stellung eines Hundes an, welcher von seinem Herrn Prügel erwartet. Daß sie sehr klug sind und sich mit vielem Geschick in veränderte Umstände zu finden wissen, beweisen sie tagtäglich, — sie beweisen es auch jetzt, im Winter, wo sie mit fünf Nasenbären zusammenleben müssen. Im Anfange war ihnen die Gesellschaft der langnasigen Burschen höchst unangenehm, namentlich wenn diese sie einer gewissenhaften Beschnüffelung zu unterziehen beliebten. Die Umstände änderten sich, sobald die Mangusten erkannten, daß sie es mit geistesärmeren Geschöpfen, als sie sind, zu thun hatten. Sie lernten bald die Nasenbären beurtheilen und geberden sich jetzt unbestritten als die Gebieter im Käfige.

Schließlich will ich noch ein Mitglied unserer Sippe, die Krabbenmanguste oder Urva (Herpestes cancrivorus), anführen, weil sie als ein eigenthümliches Mittelglied zwischen den wahren



Die Fuchsmanguste oder das Hundsfrett (Cynictus Steedmannii).

Mangusten und den Vielfraßen erscheint. Gestalt und Gebiß der Urva unterscheiden sich von den der übrigen Mangusten nicht wesentlich, erstere erinnert aber noch mehrfach an den Vielfraß. Die Schnauze ist gestreckt und zugespitzt, der Leib fast wurmförmig. Die Zehen haben große Spannhäute, und die Afterdrüsen sind auffallend entwickelt. In der Gesammtfärbung des Pelzes ähnelt die Urva wieder den übrigen Mangusten. Sie ist oben rothgelblich und graubraun gemischt, die Unterseite und Beine sind gleichmäßig dunkelbraun. Ueber den Oberkörper verlaufen einige dunklere Streifen; von dem Auge zur Schulter herab zieht sich eine weiße, scharf abstechende Binde; auch der Schwanz, welcher an der Wurzel sehr stark behaart ist, zeigt einige Querbänder. In der Größe wird die Urva von wenig anderen Arten ihres Geschlechtes übertroffen; erwachsene Männchen werden über drei Fuß lang, wovon ungefähr zwei Fünftheile auf den Schwanz kommen. Hodgson entdeckte die Urva in den sumpfigen Thälern Nepals und erfuhr, daß sie ein leidenschaftlicher Krebs- und Krabbenjäger sei: Weiteres über das Leben ist nicht bekannt.

An die eigentliche Manguste schließen sich aufs engste einige Thiere an, welche gleichsam als süd- und westafrikanische Umprägungen von jenen erscheinen. Sie werden zugleich als Vertreter eigener Sippe angesehen.

Die **Fuchsmanguste** oder das **Hundsfrett** (Cynictis Steedmannii) ist bisher nur einmal nach Europa gekommen. Ihre Leibeslänge beträgt $1^1/_2$ Fuß, die Länge des Schwanzes einen Fuß. Der Pelz ist glatt, der Schwanz buschig. Die ziemlich gleichmäßige hellrothe Färbung dunkelt am Kopf und an den Gliedmaßen, die Schwanzhaare mischen sich mit Silbergrau und bilden eine weiße Spitze. Lange, schwarze Schnurren stehen über den Augen und auf den Lippen. Von den wahren Mangusten unterscheidet sie hauptsächlich der Bau der Hinterfüße, welche blos **vier** Zehen haben. Eine **zweite Art** dieser Sippe wurde zu Ehren des berühmten Afrikareisenden **Levaillant** benannt. Sie lebt in den gleichen Gegenden, wie jene: vom Kap der guten Hoffnung an nördlich, in den Niederungen und Steppen Südafrikas. Beide Arten nähren sich von Mäusen, Vögeln und Kerbthieren, sind wild und bissig, listig und gewandt, werden aber wenig oder nicht gejagt, und sind deshalb in ihrem Wesen und Treiben noch sehr wenig beobachtet worden.



Das Scharrthier oder die **Surikate** (Rhyzaena tetradactyla).

Das Scharrthier oder die **Surikate** (Rhyzaena tetradactyla) ist bis jetzt die einzige Art ihres Geschlechts, welche den Forschern bekannt wurde. Die Heimat ist das südliche Afrika, vom Tschadsee an bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung. Der rüsselschnäuzige Kopf, die hohen Beine, die vierzehigen Füße, der gleichmäßig dünnbehaarte Schwanz und das Gebiß unterscheiden die Surikate von den ihr ähnlichen Mangusten. Die Füße sind aber das beste Merkmal des Thieres, welches nicht umsonst den Namen Scharrthier erhielt. Sie sind mit langen und starken Krallen bewaffnet, und namentlich die Vorderfüße zeigen diese Krallen in einer Ausbildung, wie sie in der ganzen Familie nicht wieder vorkommt. Mit ihrer Hilfe wird es dem Scharrthier leicht, seinen Namen zu bethätigen und seine ziemlich tiefen Gänge auszugraben. Das Gebiß zeichnet sich durch seine schlankspitzigen Lückzähne aus, von denen zwei im obern, drei im untern Kiefer stehen. Das Weibchen hat ein paar Drüsensäcke in der Nähe des Afters.

In seiner äußern Gestaltung erscheint das Scharrthier als ein Mittelglied zwischen den Mangusten und Mardern. Es ist ein kleines Geschöpf von nur $1^1/_2$ Fuß Länge, wovon der Schwanz ein Drittel wegnimmt; seine Höhe beträgt fast 6 Zoll. Der ziemlich rauhe Pelz erscheint im Grunde graubraun, mit gilblichem Anflug; von dieser Färbung heben sich acht bis zehn dunklere Binden ab. Die Glieder sind lichter, fast silberfarben, die Lippen, das Kinn und die Backen weißlich, die Schnauzenspitze, ein Ring um die Augen, die Ohren und das Schwanzende schwarz.

Im Pariser Pflanzengarten lebte eine Surikate längere Zeit und gab Gelegenheit, sie zu beobachten. Beim Gehen tritt sie fast mit der ganzen Sohle auf, hält sich aber dennoch hoch. Um zu lauschen, richtet sie sich auf den Hinterbeinen auf; manchmal macht sie dann auch ein paar kleine Schritte. Unter den Sinnen scheint der Geruch am meisten ausgebildet zu sein; das Gehör ist schlecht, das Gesicht nicht besonders gut. Ihre Nahrung spürt sie aus und schnüffelt deshalb fortwährend in allen Winkeln und Ecken umher. Findet sie etwas Auffallendes, so wird das mit der Vorderpfote gefaßt, berochen, oftmals herumgedreht, wieder berochen und dann nach Befinden verzehrt. Dabei erhebt das Thier seine Speise mit den Vorderpfoten, macht einen Kegel, d. h. erhebt sich auf den Hinterfüßen und führt die Nahrung zum Munde. Die Milch liebt es sehr; es nimmt sie, wie alle Flüssigkeiten, lappend zu sich.

Es scheint, daß die Surikate leicht gezähmt werden kann. Sie findet sich bald in die Verhältnisse und lernt nach kurzer Zeit den ihr wohlwollenden Menschen von unfreundlichen Leuten unterscheiden. Außerordentlich empfänglich gegen Liebkosungen, zeigt sie sich leicht verletzt, wenn sie hart behandelt wird; ihrem Pfleger vertrauend und Liebe mit Liebe vergeltend, beißt sie nach Dem, welcher sie neckt und beunruhigt. Man sagt, daß sie, einmal ordentlich gezähmt und an das Haus gewöhnt, hier durch Wegfangen der Mäuse, Ratten und anderen Ungeziefers, in Afrika namentlich durch Ausrottung der Schlangen und anderen Geschmeißes dieser Sorte, gute Dienste leiste.

Ueber ihr Freileben ist leider noch wenig oder Nichts bekannt.



Der Kusimanse (Crossarchus obscurus).

Noch weniger weiß man von dem Kusimanse (Crossarchus obscurus), einem Bewohner Westafrikas, zumal der Sierra Leona. Halb Scharrthier, halb Manguste, stellt das Thier wiederum eines jener Bindeglieder dar, welche beweisen, daß es in der Natur keine Lücken giebt. Die Schnauze und die Aftertasche hat der Kusimanse mit dem Scharrthier, die Zahl der Zehen aber mit der echten Manguste gemein. Der Leib ist gedrungen, der runde Kopf spitzschnauzig, der Schwanz mittellang; die Beine sind ziemlich hoch, alle Füße fünfzehig; das Gebiß hat oben zwei, unten drei Lückzähne. Kleine runde Ohren, rundsternige Augen mit einem dritten, unvollkommenen Lide, eine lange Zunge und eine verschließbare Aftertasche sind weitere Kennzeichen des Thieres.

Der Kusimanse ist der einzige Bekannte seines Geschlechts. Er ist etwa 19 oder 20 Zoll lang, wovon sieben bis acht Zoll auf den Schwanz kommen. Der rauhe Pelz ist einfarbig braun, am Kopfe blässer, vorn gelblich.

Ueber das Freileben dieses Thieres schweigen die Reisenden. In Paris erhielt man es einmal lebendig. Matrosen hatten es von Westafrika mitgebracht und ihm den Landesnamen gegeben, den man auch beibehielt. Es wurde zahm, wie ein Hund, ließ sich gern liebkosen und war sehr reinlich. Der struppige Pelz, welcher aussah, wie das Haarkleid kranker Thiere, wurde beständig gekämmt und

geleckt; der Koth nur auf ein bestimmtes Plätzchen abgesetzt. Die lange Nase, welche etwa einen halben Zoll über die Unterkinnlade vorragt, war stets in Bewegung. Oft rieb sich der Gefangene am Gitter des Käfigs, um sich einer stinkenden Salbe zu entledigen, welche die Aftertasche absondert. — Bei Fleischnahrung befand er sich sehr wohl.

Die Rollmarder (Paradoxurus) unterscheiden sich von den Mangusten durch kräftigere Gestalt und weichern Pelz, durch Eigenthümlichkeiten im Gebiß und durch ihre verschiedene Lebensweise. Ihre nacktsohligen Füße sind fünfzehig, die Zehen haben scharfe, halb einziehbare Krallen; der lange Schwanz kann eingerollt werden; der Kopf ist gebaut, wie bei den echten Zibetkatzen; das Gebiß zeichnet sich durch kurze und stumpfe Zähne aus; die Drüsentasche wird durch eine kahle Längsfalte, zwischen After und Geschlechtstheilen vertreten, doch fehlen Absonderungsdrüsen nicht.

Alle Roller sind Bewohner Südasiens und seiner Inseln. Sie leben von kleinen Säugethieren, Vögeln, Eiern, Kerfen und Früchten, klettern vortrefflich, sind nächtliche Räuber und meist unzugängliche, mürrische Geschöpfe. Ihre Stinkdrüsen machen sie Vielen höchst widerlich.

Ueber die Zahl der Arten und deren Leben herrscht noch große Unklarheit. Wir betrachten die genauer beobachteten Arten. Unter ihnen ist der gemeine Roller oder der Palmenmarder, der Luwack und wie er sonst noch heißen mag (Paradoxurus Typus), einer der bekanntesten. Er ähnelt in seiner Gestalt und auch hinsichtlich seiner Farbenvertheilung noch den Ginsterkatzen. Seine Größe ist etwa die einer Hauskatze. Der Leib mißt $1^1/_2$ Fuß, der Schwanz beinahe ebenso viel; die Höhe am Widerrist beträgt sieben Zoll. Der Leib ist gestreckt, obgleich etwas untersetzt; die Füße sind kurz und kräftig, der lange Schwanz kann ebenso gut nach unten, als nach oben zusammengerollt werden. Die Ohren sind mittelgroß, die Augen sehr gewölbt mit brauner Iris und großem, äußerst beweglichen Stern, welcher bis auf eine haarbreite Spalte oder Ritze zusammengezogen werden kann. Der Pelz besteht aus reichlichen Woll- und dünneren Grannhaaren. Seine Grundfärbung ist gelblich schwarz, erscheint aber nach dem Einfallen des Lichtes verschieden. Drei Längsreihen schwarzer Flecken, welche unterbrochene Längsbinden darstellen, verlaufen zu beiden Seiten des Rückgrats, und dann finden sich noch Flecken auf den Schenkeln und Schultern. Der Kopf ist schwarz, gegen die Schnauze zu aber heller. Von dem Augenwinkel zieht sich noch ein schwarzer Streifen um das Ohr. Letzteres ist innen fleischfarbig, außen aber schwarz. Diese Farbe haben auch die Gliedmaßen und die hintere Hälfte des Schwanzes.

Auf der indischen Halbinsel ist der Palmenmarder sehr häufig. Er hält sich in Wäldern auf, kommt aber sehr gern in die Nähe der Dörfer, um dort zu stehlen. Ein weich ausgefüttertes Lager in hohlen Stämmen verbirgt ihn während des Tages, und solche Baumhöhlungen zieht er entschieden einem Baue in der Erde vor. Das Klettern fällt ihm durchaus nicht schwer; er ist im Stande, mit Leichtigkeit selbst die höchsten Bäume zu besteigen. Auf der Erde ist er langsam, schwerfällig und träge, auch zur Nachtzeit, wo seine eigentliche Thätigkeit beginnt. Er macht, wie alle anderen Mitglieder seiner Familie, eifrig Jagd auf Säugethiere und Vögel, verzehrt aber auch die Eier und die Jungen aus dem Neste und besonders gern Früchte. Den Ananaspflanzungen soll er sehr schädlich werden und in den Kaffeepflanzungen ist er oft ein höchst lästiger Gast. Er frißt die Bohnen in Menge, giebt aber dieselben unverdaut wieder von sich und ersetzt dadurch gewissermaßen den Schaden, welchen er anrichtet, indem er dazu beiträgt, den Kaffee immer weiter und weiter zu verbreiten. Die Eingebornen, welche ihn wegen seiner Diebereien „Kaffeeratte“ nennen, sammeln die Körner aus seiner Losung. Sein Gelüst nach Früchten aller Art ist groß, und er weiß dabei vortrefflich, was gut schmeckt: reifen und süßen Früchten giebt er entschieden den Vorzug. Nur wenn ihn der Hunger zwingt, kommt er in die Höfe herein und besucht dann gelegentlich die Hühnerställe, in denen er nach Art seiner Sippschaft zuweilen ein großes Blutbad anrichten kann.

In der Gefangenschaft benimmt er sich ganz ähnlich wie der Musang, über welchen ich ausführlicher sein kann. Man kann ihn, wie alle anderen Rollmarder, leicht erhalten, denn er genießt Alles, was man ihm giebt, Fleisch, Eier, Reis und andere Früchte. Seine Bewegungen sind in der Gefangenschaft ebenso träge, wie im freien Zustande.

Auf Java, Sumatra, Borneo und in Siam wird er von einem nahen Verwandten, dem Musang (Paradoxurus Musanga) vertreten. Dieser ist etwas kleiner und hat einen kürzern, gröbern Pelz. Seine Körperlänge beträgt sechzehn Zoll; der Schwanz ist gewöhnlich etwas kürzer. Die Pelzfärbung ist im hohen Grade veränderlich. Nur ein weißer oder grauer, von der Stirne bis zu den Ohren laufender Streifen scheint allen, welche man bis jetzt erhielt, gemeinschaftlich zu sein. Die eine Abart zeigt eine gelbliche Färbung des Pelzes mit schwarzen Haarspitzen und einzelnen



Der Palmenmarder (Paradoxurus Typus).

schwarzen Haaren. Ueber den Rücken laufen undeutliche, schwarze Längsstreifen und auf den Seiten befinden sich einige schwarze Flecken. Der Oberleib ist heller, der Vorderhals weißlich, der Bauch grau, die Beine schwarz u. s. w.; Andere haben einen lockern, braunen Pelz mit schwarzen Haarspitzen; wieder Andere sind hell, aschgrau mit großen und kleinen Seitenflecken, hellbraunen Beinen und schwärzlich braunem Gesicht; kurz, man hat bis jetzt acht Ab- oder Spielarten erkannt, welche mehr oder weniger von einander verschieden sind. Ich habe in den letztvergangenen Monaten viele Spielarten des Musang zu sehen Gelegenheit gehabt, weil eine ziemliche Anzahl dieser Thiere unserm Thiergarten zum Kauf angeboten oder geschenkt wurden. Zwei Roller bewiesen mir dadurch, daß sie sich paarten, ihre Zusammengehörigkeit: solcher Beweis war aber beinah auch nöthig, so verschieden gefärbt und gezeichnet waren die Thiere. Unser Holzschnitt stellt die am häufigsten vorkommende Färbung des Musang dar.

Die Sitten des Thieres hat der Naturforscher Bennett in seinen Wanderungen in Neusüdwales vortrefflich beschrieben. „Am 14. Mai 1833," so erzählt er, „erhielt ich einen Musang von einem Eingebornen, welcher in der Nähe der Küste von Java mit seiner Beute an unser Schiff und zu uns an Bord kam. Das Thier war noch jung und schien ziemlich zahm zu sein. Sein früherer Besitzer hatte es in einem Käfig aus Bambusrohr eingesperrt gehabt, und ich benutzte denselben die nächste Zeit ebenfalls zu seinem Gefängniß. Sein Futter bestand in Pisang und anderen Früchten; aber der Musang verzehrte auch Fleisch und namentlich Geflügel. „Das Thier frißt nur Pisang," sagte mir der Javanese; allein das Thier sprach für sich selbst und zeigte, daß ihm alle Arten von Geflügel sehr willkommene Speisen wären."

„Mein Musang war zahm und spiellustig wie junge Kätzchen. Er legte sich auf den Rücken, vergnügte sich mit einem Stück Bindfaden und ließ dabei einen leisen, trommelnden Ton hören. Wurde er aber beim Fressen gestört, so stieß er höchst unwillige Töne aus und gab sein eigentliches Wesen zu erkennen. Scharfe, quiekende Laute, sowie ein leises Murmeln, ließ er zur Nachtzeit hören, zumal wenn er hungrig oder durstig war. Das Wasser trank er lappend, wie Hunde



Der Musang (Paradoxurus Musanga).

oder Katzen, nahm sich dabei wenig in Acht und setzte oft seine Vorderfüße, während er trank, in die Wasserschale."

„So spiellustig er war, wenn man ihn in Ruhe ließ, so wüthend zeigte er sich, so oft er gestört wurde. Er war ein mürrisches, ungeduldiges Geschöpf, und wenn man ihm nicht allen Willen that, wurde er schrecklich wüthend oder zeigte sich vielmehr in einer Weise, welche man nicht gut beschreiben kann. Er schnappte dann grimmig nach der Hand, welche man ihm näherte, und würde gewiß tüchtig zugebissen haben, wenn seine jungen Zähne ihm Dies gestattet hätten. Dabei blies er die Wangen auf und sträubte seinen langen Bart, eine Art von eigensinnigem Schreien und Knurren ausstoßend. Wenn man ihn gestört oder mit der Hand berührt hatte, leckte er sein Fell mit der Zunge glatt und schien dann gern die Dunkelheit zu suchen. Als er eines Morgens auf meinem Bette lag, nahm ich ihn auf und legte ihn so sanft als möglich auf einen andern Platz in meiner Kajüte, welchen ich ihm zurecht gemacht hatte. Allein er gerieth vor Zorn ganz außer sich, wollte durchaus nicht leiden, daß ich ihm ohne seinen Willen die bezügliche Stelle angewiesen, und ruhte auch nicht eher, als bis ich ihn auf den alten Platz gebracht hatte. Dort streckte er sich dann, nachdem er sich gehörig geglättet hatte, bald wieder aus und schlief friedlich ein. Sehr häufig spielte er mit seinem langen Schwanze oder

mit einem andern Gegenstande, der ihm gerade in den Weg kam, ganz in der Weise, wie wir es an jungen Kätzchen beobachten. Oft sprang er auch nach verschiedenen Dingen: zuweilen stieß er, wenn er sich langweilte, laute, gellende Schreie aus, sodaß man ihn über das ganze Schiff hören konnte, und an Tagen, wo er sich selbst versteckt hatte, fand man ihn gewöhnlich hierdurch auf."

„Bei Nacht war der Lärm noch ärger. Er lief dann herum und quiekte und schrie ohne Ende, so daß es unmöglich war, dabei einzuschlafen. Um Diesem vorzubeugen, gab ich ihm später immer einige Flügelknochen zu fressen, und dabei unterhielt er sich denn auch die ganze Nacht. Er fraß alles Vogelfleisch sehr gern, noch lieber manche Früchte. Sobald er Etwas erhalten hatte, trug er es augenblicklich in eine Ecke und knurrte und schnaufte Jeden an, welcher sich ihm näherte. Eine Störung beim Fressen konnte er durchaus nicht vertragen und suchte sie in jeder Weise abzuwenden. Dabei focht er mit seinen Vorderfüßen geschickt und heftig, zog sich schnell zurück und kam rasch wieder zum Vorschein, nach der Hand schnappend, und wenn er sie erreichen konnte, tüchtig beißend. Im ungeheuersten Zorn blies er seine Backen auf und erschien als das wildeste Thier, welches man sich denken kann. Er sprang nicht nach Katzenart auf den Gegenstand seiner Mordlust los, sondern humpelte vorwärts; beim Kampfe gebrauchte er immer die Klauen der Vorderfüße mehr, als die der Hinterfüße, weil jene weit länger und schärfer sind, als diese. Auf kleine Beute blickte er erst lange hin, plötzlich aber stürzte er mit aufgesperrtem Maule nach ihr und packte sie kräftig an."

„Eines Morgens erhielt er einen Fisch. Er wälzte ihn lange hin und her, beäugte und beroch ihn von allen Seiten, wollte ihn jedoch nicht fressen, vielleicht, weil er nicht hungrig war."

„Nach der Mahlzeit hatte er gewöhnlich die beste Laune und ließ sich einigermaßen auf Liebkosungen ein, ohne jedoch durch dieselben besonders beglückt zu werden. Bei Tage schlief er fast beständig und suchte sich dazu den wärmsten und bequemsten Platz aus, welchen er finden konnte. Des Nachts wurde er munter, zeigte aber weder große Behendigkeit noch Lebendigkeit. Auf dem Schiff war er bald eingewöhnt. Er lief überall umher und bediente sich dabei seines Schwanzes, wenn auch in beschränkter Weise, weil derselbe nur ein untergeordnetes Greifwerkzeug ist. Wenn er sich selbst überlassen war, fand man ihn am Morgen gewöhnlich auf dem weichsten und wärmsten Pfühl in sich selbst zusammengerollt liegen. An seinen Pfleger konnte er eigentlich nie gewöhnt werden und jede Berührung, Liebkosung, ja selbst das den meisten Säugethieren so angenehme Krauen der Haare war ihm höchst lästig."

Ich habe Bennetts Schilderung hinzuzufügen, daß einzelne Rollmarder sich mit gleichartigen wohl vertragen, während andere nicht einmal geschlechtliche Rücksichten nehmen, sondern über jeden Zukömmling wüthend herfallen und auf Leben und Tod mit ihm kämpfen. Letzteres scheint die Regel zu sein, Ersteres die Ausnahme. Wir besitzen gegenwärtig in unserm Thiergarten eine ziemliche Anzahl dieser Thiere und unter ihnen ein Paar, welches sich ausgezeichnet verträgt und sich nicht einmal während des Fressens entzweit. Es hat sich schon wiederholt begattet und läßt Nachkommenschaft erwarten.

Unsere Rollmarder kommen bei Tage nur selten zum Vorschein, freiwillig niemals in den Mittagsstunden; erst gegen Abend zeigen sie sich. Anfänglich thun sie verschlafen, nach und nach werden sie munter, und mit Einbruch der Dämmerung sind sie gewöhnlich sehr rege. Sie laufen dann in ihrem Käfig auf und nieder, jedoch selten mit der Behendigkeit verwandter Raubthiere, sondern mehr gemächlich, gleichsam überlegend. Sie klettern auch geschickt auf den für sie hergerichteten Zweigen umher. Gewöhnlich sind sie ruhig und still; an schönen Abenden dagegen lassen sie gern ihre Stimme, ein wohllautendes „Kuk, kuk" vernehmen. Bei ihren Angriffen auf lebende Thiere, welche wir in ihren Käfig bringen, gehen sie höchst vorsichtig zu Werke. Sie schleichen sich langsam an das sich bewegende Thier herbei, beriechen es längere Zeit und fahren endlich, dann aber blitzschnell, auf dasselbe los, beißen mehrmals nach einander heftig zu, werfen es nach dem Erwürgen vor sich hin, beriechen es nochmals und beginnen erst dann mit dem Fressen. Früchte aller Art verzehren sie ebenso gern, wie Fleisch.

Ueber die Greiffähigkeit des Schwanzes der Rollmarder sind mir gerechte Zweifel aufgestoßen. Ich habe bei den unsrigen wohl bemerkt, daß sie den Schwanz am Ende krümmen können, niemals gesehen, daß sie mit ihm irgend Etwas an sich herangezogen hätten.

Im Freileben soll der Musang auf den Bäumen seiner Wälder ein Nest bauen, welches eine gewisse Aehnlichkeit mit dem unsers Eichhörnchen hat und aus Zweigen, trockenem Gras, Wurzeln und anderen ähnlichen Stoffen zusammengesetzt ist. Diese Wohnung ist ebenso oft in einer Höhlung des Stammes angelegt, wie in einer Astgabel. In ihr verschläft der Roller den Tag, und zu ihr kehrt er nach seinen nächtlichen Wanderungen zurück.

Eine dritte Art unserer Sippe, der Larvenroller (Paradoxurus larvatus), verdient wegen seines sehr gestreckten Leibes und des fleckenlosen Pelzes Erwähnung. Die Färbung des Haarkleides ist am Kopf größtentheils schwarz, an den Wangen, den Unterkiefern, der Kehle und dem Halse aber grau, am Oberkörper gelblichgrau. Von der nackten Nasenspitze an läuft ein weißlicher Streif über die Stirn zum Hinterkopf, ein anderer zieht sich unter den Augen und ein dritter über dieselben dahin. Die Ohren, die Schwanzspitze und die Füße sind schwarz.



Der Larvenroller (Paradoxurus larvatus).

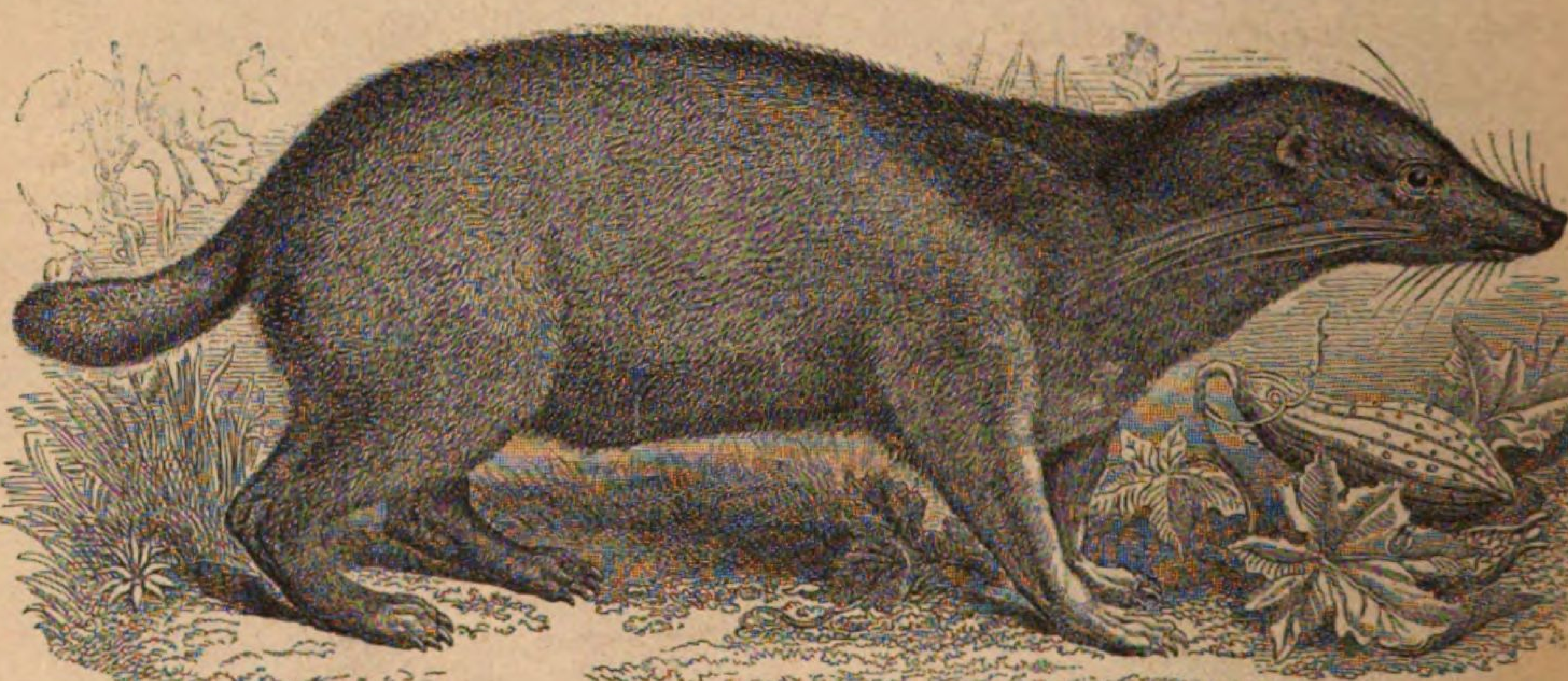
Der Larvenroller lebt in China und gleicht in seiner Lebensweise und seinem Betragen den beschriebenen Arten.

Mit den Rollmardern verwandt ist ein sonderbares, plumpes Raubthier, der Mampalon (Cynogale Bennettii). Der Leib dieses merkwürdigen Geschöpfes ist gedrungen und dick. Beine und Schwanz sind sehr kurz, die Sohlen nackt, die fünf zur Hälfte verbundenen Zehen mit starkgebogenen Krallen bewehrt. Der Kopf ist lang, die Schnauze ziemlich spitz. Besonders auffallend ist der starke, aus langen, gelblichweißen Borsten bestehende Bart, hinter und über welchem dünnere, braune Borstenhaare stehen, wie sich auch an den Wangen zwei Bündel langer und starker, weißlicher Borsten befinden. Das Gebiß gleicht ebensosehr den Allesfressern, wie den echten Fleischfressern. Die Färbung des Pelzes ist gelblichbraun, die feinen Grannen sind in der Mitte gelblichweiß oder schwarz. Kehle und Unterlippe sind schwarzbraun, einige lange Haare am Bauche weißspitzig. Die Beine sind dunkler, die Augen braun, die Nase ist schwarz, Kinn und ein Fleck über den Augen sind gelblichweiß. Die stark abgerundeten Ohren sind fast kahl, außen mit kurzen, schwarzen Haaren bedeckt. Die Körperlänge beträgt fast zwei Fuß, die des Schwanzes ein und einen halben Fuß.

Das Thier lebt an Gewässern auf Sumatra und Borneo, klettert aber auch mit ziemlichem Geschick auf schrägstehenden Bäumen und starken Aesten umher und nährt sich von Fischen, Vögeln und Früchten.

Endlich haben wir hier noch eines schönen und merkwürdigen Bewohners der an auffallenden Geschöpfen so reichen Insel Madagaskar zu gedenken. Das **Beutelfrett** (Cryptoprocta ferox) wurde bisher nur ein einziges Mal erbeutet. Telfair, Vorsteher der naturforschenden Gesellschaft auf Mauritius, erhielt ein junges Beutelfrett aus den inneren südlichen Gegenden Madagaskars; Bennett beschrieb es. Seinen Artnamen erhielt es wegen seiner beispiellosen Wildheit. Telfair sagt, daß es, so anmuthig und nett es auch erscheinen möge, im Verhältniß zu seiner geringen Größe doch das wüthendste, wildeste aller Thiere sei; es stehe an Mordlust, Blutdurst und Zerstörungssucht nicht einmal dem Tiger nach. Die Muskelkraft und Beweglichkeit der Glieder sei auffallend groß. — Ueber sein Freileben ist Nichts bekannt.

Das beschriebene Beutelfrett war nebst Schwanz 25 Zoll lang; der Schwanz maß $11^1/_2$ Zoll. Im Ganzen ähnelt das Thier seinen Familienverwandten; es unterscheidet sich aber durch sein kurzes, glattes, anliegendes Haar und andere weniger leicht zu beschreibende Merkmale. Der gestreckte Leib



Der Mampalon (Cynogale Bennettii).

ruht auf kräftigen Gliedern, trägt einen länglichen, kleinschnäuzigen Kopf mit ungewöhnlich großen, breiten Ohren und mittelgroßen Augen und endet in einen fast gleichdicken, gleichmäßig behaarten Schwanz. Das kurze, glatte, leicht gekräuselte Haar ist braun und strohgelb geringelt; der Pelz erscheint licht bräunlichroth, oben etwas dunkler, als unten. Sehr starke, lange, an der Wurzel schwarze, an der Spitze lichte Schnurren stehen auf der Lippe. Die Sohlen sind nackt. Im übrigen Leibesbau ähnelt das Beutelfrett den Katzen; der After aber wird, wie bei anderen Mitgliedern der Familie, von einer Tasche umgeben. Die fünf Zehen sind ganz verbunden, ihre Krallen vollständig zurückziehbar. —

Mit vorstehend beschriebenen und genannten Thieren habe ich alle hervorragenden Mitglieder der Schleichkatzenfamilie vorgeführt. Es wird keinem meiner Leser entgangen sein, daß wir über das Freileben dieser so vielfach ausgezeichneten Geschöpfe im Ganzen noch unendlich wenig wissen; wer aber unsere Museums- und Sammelmenschen kennt, wird darüber sich nicht wundern. Vielen Gelehrten gilt ein ausgestopfter Balg im Glasschrank, ein wohl gebleichter Schädel mit dem vollständigen Gebiß weit mehr, als die beste Lebensschreibung eines Thieres. Sie vergessen, daß die Thierkunde erst durch ausführliche Schilderungen des Lebens der Thiere Leben erhält; sie wollen eben nur Bälge aufhäufen. Damit vernachlässigen sie leider eine der ersten Pflichten des Forschers; da-

durch zwingen sie Den, welcher sich mit der Erforschung und Beschreibung des Thierlebens befaßt, ein trauriges Stückwerk zu liefern, — wie ich es hier geben mußte, weil ich es nicht besser bieten konnte.

Reicher an Arten und Formen, als die Gruppe der Schleichkatzen, ist die Familie der Marder (Mustela).

Es hält sehr schwer, eine allgemein giltige Beschreibung dieser Familie zu geben; der Leibbau, das Gebiß und die Fußbildung schwanken mehr, als bei allen übrigen Fleischfressern, und man kann deshalb nur sagen, daß die Mitglieder der Abtheilung mittelgroße oder kleine Raubthiere sind, deren Leib sehr gestreckt ist und auf sehr niedrigen Beinen ruht, und deren Füße vier oder fünf Zehen tragen. In der Nähe des Afters finden sich ebenfalls Drüsen, wie bei den meisten Schleichkatzen; aber niemals sondern sie einen wohlriechenden Stoff ab, wie bei jenen, vielmehr gehören gerade die ärgsten Stänker den Mardern an. Die Behaarung des Leibes ist gewöhnlich eine sehr reichliche und feine, und deshalb finden wir in unserer Familie die geschätztesten aller Pelzthiere.



Das Beutelfrett (Cryptoprocta ferox).

Das Geripp zeichnet sich durch zierliche Formen aus. Elf oder zwölf rippentragende Wirbel umschließen die Brust, acht oder neun bilden den Lendentheil, drei, welche gewöhnlich verwachsen, das Kreuzbein, und zwölf bis sechsundzwanzig den Schwanz. Das Schulterblatt ist breit, das Schlüsselbein fehlt fast überall. Im Gebiß sind die Eckzähne sehr entwickelt. Sie sind lang und stark und häufig schneidend an der Kante; die Lückzähne sind scharf, spitz; der untere Fleischzahn ist zweizackig, der obere durch einen Zacken und einen Höcker ausgezeichnet. Die Krallen sind nicht zurückziehbar.

Die Marder traten zuerst in der Tertiärzeit auf, aber nur einzeln, und Dies war auch noch in der Diluvialzeit der Fall. Gegenwärtig bewohnen sie alle Erdtheile mit Ausnahme von Australien, alle Klimate und Höhengürtel, die Ebenen, wie die Gebirge. Ihre Aufenthaltsorte sind Wälder oder felsige Gegenden; aber auch freie, offne Felder, Gärten und die Wohnungen der Menschen. Die einen sind Erdthiere, die anderen bewohnen das Wasser; jene können gewöhnlich auch vortrefflich klettern: alle verstehen zu schwimmen. Die meisten graben sich Löcher und Höhlen in die Erde oder benutzen bereits

vorhandene Baue zu ihren Wohnungen; andere bemächtigen sich der Höhlen in Bäumen oder auch der Nester des Eichhorns und mancher Vögel: kurz man kann sagen, daß diese Familie fast alle Oertlichkeiten zu benutzen weiß, von der natürlichen Steinkluft an, bis zur künstlichen Höhle, vom Schlupfwinkel in der Wohnung des Menschen, bis zu dem Gezweig oder Gewurzel im einsamsten Walde. Die meisten haben einen festen Wohnsitz; viele schweifen aber auch umher, je nachdem das Bedürfniß sie hierzu antreibt. Einige, welche den Norden bewohnen, verfallen in Winterschlaf; die meisten aber sind während des ganzen Jahres lebendig und rege.

Fast alle Arten sind in hohem Grade behende, gewandte, bewegliche Geschöpfe und in allen Leibesübungen ungewöhnlich erfahren. Beim Gehen treten sie mit ganzer Sohle auf, beim Schwimmen gebrauchen sie ihre Pfoten und den Schwanz, beim Klettern wissen sie sich, trotz ihrer stumpfen Krallen, äußerst geschickt anzuklammern und im Gleichgewicht zu erhalten. Ebenso ausgezeichnet, wie ihre Leibesbegabungen, sind auch die geistigen Fähigkeiten. Ihre Sinne sind vortrefflich und namentlich Geruch, Gehör und Gesicht sehr ausgezeichnet. Der Verstand erreicht bei den meisten Arten eine hohe Stufe. Sie sind klug, listig, mißtrauisch und behutsam, äußerst muthig, blutdürstig und grausam, gegen ihre Jungen aber ungemein zärtlich. Die einen lieben die Geselligkeit und vereinigen sich zu großen Scharen; die anderen leben einzeln oder zeitweilig paarweise; die Jungen bleiben immer lange bei der Mutter. Viele sind bei Tag und bei Nacht thätig; die meisten müssen jedoch als Nachtthiere angesehen werden. In bewohnten und belebten Gegenden gehen alle nur nach Sonnenuntergang auf Raub aus. Ihre Nahrung besteht vorzugsweise in Thieren, namentlich in kleinen Säugethieren, Vögeln, deren Eiern, Lurchen und Kerbthieren. Einzelne fressen Schnecken, Fische, Krebse und Muscheln; manche verschmähen nicht einmal das Aas, und andere nähren sich zeitweilig auch von Pflanzenstoffen. Auffallend groß ist der Blutdurst, welcher alle beseelt. Sie erwürgen, wenn sie können, weit mehr, als sie zu ihrer Nahrung brauchen, und manche Arten berauschen sich förmlich in dem Blute, welches sie ihren Opfern aussaugen.

Die Zahl ihrer Jungen schwankt erheblich, — soviel man weiß, zwischen zwei und zehn. Die Kleinen kommen blind zur Welt und müssen lange gesäugt und gepflegt werden. Sorgfältig bewacht sie die Mutter und vertheidigt sie bei Gefahr mit großem Muthe oder schleppt sie, sobald sie sich nicht sicher fühlt, nach anderen Schlupfwinkeln. Eingefangene und sorgsam aufgezogene Junge erreichen einen hohen Grad von Zahmheit und können dahin gebracht werden, ihrem Herrn, wie ein Hund, nachzulaufen und für ihn zu jagen und zu fischen. Eine Art ist sogar gänzlich zum Hausthier geworden und lebt seit undenklichen Zeiten in der Gefangenschaft.

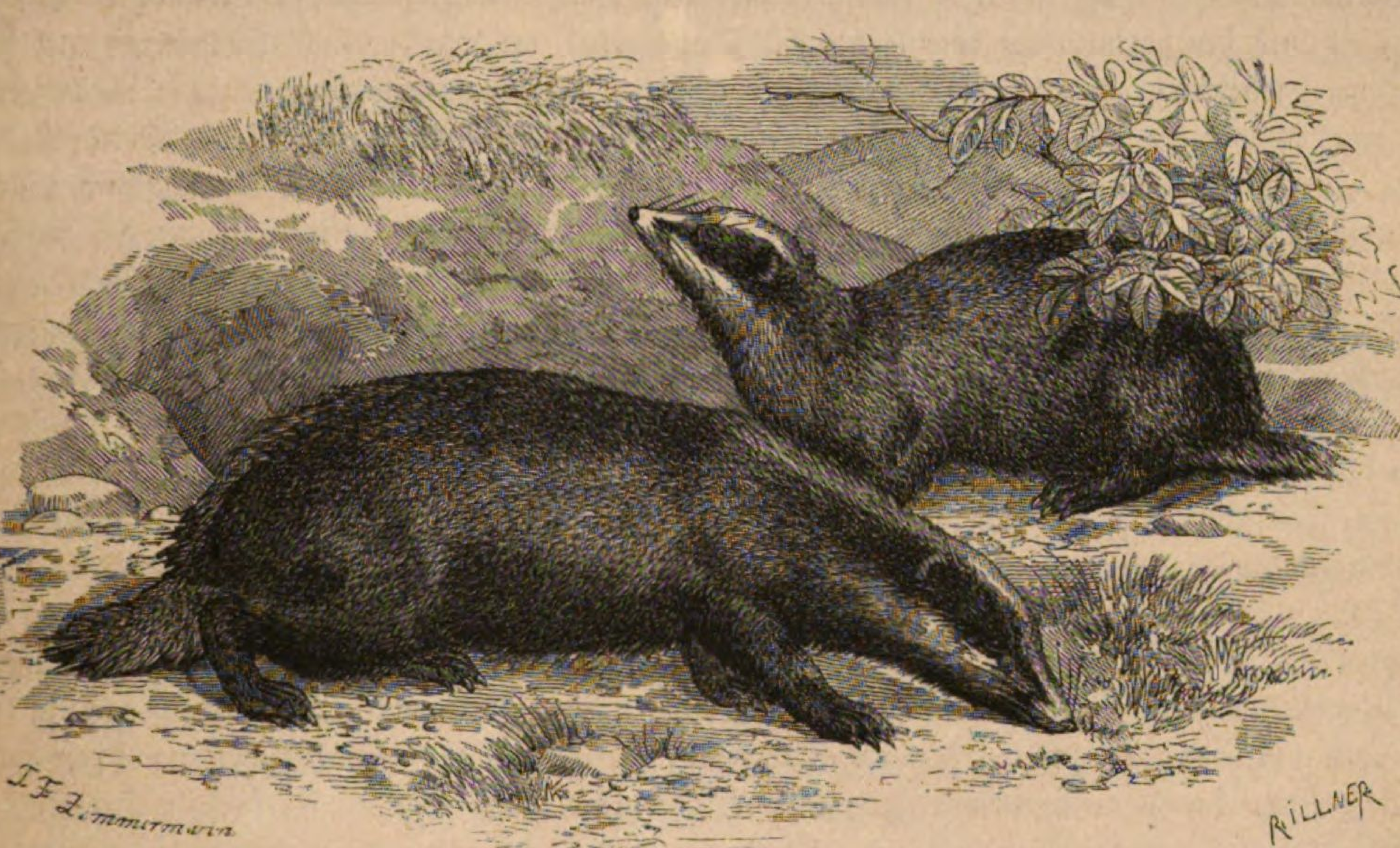
Wegen ihrer Raublust und ihres Blutdurstes fügen einige dem Menschen zuweilen nicht unbeträchtlichen Schaden zu; im Allgemeinen überwiegt jedoch der Nutzen, welchen sie mittelbar oder unmittelbar bringen, den von ihnen angerichteten Schaden bei weitem. Aber leider wird diese Wahrheit nur von wenigen Menschen anerkannt und deshalb ein wahrer Vernichtungskrieg gegen unsre Thiere geführt, nicht selten zum empfindlichen Schaden des Menschen. Durch Wegfangen von schädlichen Thieren leisten sie sehr große Dienste; außerdem nützen sie durch ihr Fell und einige auch durch ihr Fleisch, welches hier und da gegessen wird. —

Wir können diese Familie ausführlicher behandeln, als andere, weil wir über das Leben der meisten zu ihr gehörigen Arten wohl unterrichtet sind.

Das vollendetste Bild eines selbstsüchtigen, mißtrauischen, übellaunischen und gleichsam mit sich selbst im Streite liegenden Gesellen ist der **Dachs** (Meles vulgaris). Hierüber sind so ziemlich alle Beobachter einverstanden, obgleich sie den Nutzen, welchen dieses eigenthümliche Raubthier gewährt, nicht verkennen. Der gemeine Dachs ist unter den größeren europäischen Raubthieren das unschädlichste und wird gleichwohl verfolgt und befehdet, wie der **Wolf** oder wie der hinterlistige **Fuchs**, ohne daß er selbst unter den Waidmännern, welche doch bekanntlich diejenigen Thiere am meisten

lieben, denen sie am eifrigsten nachstellen, irgend einen Vertheidiger gefunden hat. Man schilt ihn, man verurtheilt ihn wahrhaft rücksichtslos, ohne zu bedenken, daß er nach seiner Weise schlecht und gerecht lebt und sich, so gut es gehen will, ehrlich und redlich durchs Leben schlägt. Nur die eigenthümliche Lebensweise, welche der Dachs führt, ist schuld an der so großen Härte des Urtheils über ihn. Er ist allerdings ein griesgrämiger, menschen- und thierscheuer Einsiedler und dabei ein so bequemer und fauler Bursch, wie es nur irgend einen geben kann: und alle diese Eigenschaften sind in der That nicht geeignet, sich Freunde zu erwerben. Ich für meinen Theil muß gestehen, daß ich ihn nicht ungern habe: mich ergötzt sein Leben und Wesen.

Der Dachs gehört mit einem einzigen Verwandten, dem Sandbären oder amerikanischen Dachse, einer besondern Sippe an, welche, wegen ihres plumpen und gedrungenen Körperbaues, ihres Ganges auf der ganzen Sohle und ihrer Nahrung lange Zeit zu der Familie der Bären gestellt wurde und von einigen Thierkundigen noch gegenwärtig zu derselben gerechnet wird. Der Bau ihres Gerippes und Gebisses, sowie die Anordnung der Weichtheile aber weisen ihn unzweifelhaft



Der Dachs (Meles vulgaris).

der Familie der Marder zu. Ein gedrungener Leibesbau mit dickem Halse und langem Kopfe, an dem sich die Schnauze rüsselförmig zuspitzt, kleine Augen und ebenfalls kleine, aber sichtbare Ohren, nackte Sohlen und starke Krallen an den Vorderfüßen, der kurze, behaarte Schwanz und der dichte, grobe Pelz, sowie eine Querspalte, welche zu einer am After liegenden Drüsentasche führt, kennzeichnen diese Sippe. In dem Gebiß der beiden Arten fällt noch besonders die unverhältnißmäßige Größe des einzigen obern Kauzahns oder die Verkleinerung oder Abstumpfung des Fleischzahns als höchst eigenthümlich auf und läßt schon im voraus ahnen, daß die Dachse nur in untergeordneter Weise als Raubthiere betrachtet werden können. Die übrigen Zähne sind sehr kräftig und die Kinnlade wird durch starke Kaumuskeln bewegt. Ueberhaupt ist der ganze Bau des Thieres ein sehr starker, mehr auf kräftige, als auf schnelle und gewandte Bewegungen deutend; und die Muskeln stehen natürlich damit im vollsten Einklange.

Unser europäischer Dachs ist von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel zwei Fuß drei bis fünf Zoll lang, der Schwanz hat eine Länge von sieben und einem halben Zoll. Die Höhe am Widerrist beträgt kaum einen Fuß.

Ein straffes, fast borstenartiges, glänzendes Haar, welches ziemlich lang ist, bedeckt den ganzen Körper, auch die Ohren gänzlich mit. Seine Färbung ist am Rücken weißgrau und schwarz gemischt, und zwar sind die einzelnen Haare an der Wurzel meist gelblich, in der Mitte schwarz und an der Spitze weißgrau. An den Körperseiten und am Schwanze geht diese allgemeine Färbung in das Röthliche über, und Unterseite und Füße sind schwarzbraun. Der Kopf ist weiß, aber ein matter, schwarzer Streifen verläuft jederseits der Schnauze, verbreitert sich, geht über die Augen und die weiß behaarten Ohren hinweg und verliert sich allmälig am Nacken. Die Weibchen unterscheiden sich von den Männchen durch geringere Größe und Breite, sowie durch hellere Färbung, welche namentlich durch die weißlichen, durchschimmernden Wollhaare bewirkt wird. Sehr selten sind Ab- oder Spielarten von ganz weißer Farbe und noch seltener solche, welche auf weißem Grunde dunkele kastanienbraune Flecken zeigen.

Der Dachs bewohnt ganz Europa mit Ausnahme der Insel Sardinien und des Nordens von Skandinavien, sowie Asien von Sirien an, durch Georgien und Persien bis nach Japan und Sibirien bis zur Lena. Er lebt einsam in Höhlen, welche er selbst mit seinen starken, krummen Krallen auf der Sonnenseite bewaldeter Hügel ausgräbt, mit vier bis acht Ausgängen und Luftlöchern versieht und innen aufs Bequemste einrichtet. Die Hauptwohnung im Bau ist der Kessel, zu welchem mehrere Röhren führen. Er ist so groß, daß er ein geräumiges, weiches Mospolster und das Thier selbst, unter Umständen auch mit seinen Jungen, aufnehmen kann. Mehrere Röhren führen zu ihm; die wenigsten derselben aber werden befahren, sondern dienen blos im Falle der größten Noth als Fluchtröhren oder auch als Luftgänge. Die größte Reinlichkeit und Sauberkeit herrscht überall, und hierdurch zeigt sich der Dachsbau vor allen übrigen ähnlichen, unterirdischen Behausungen der Säugethiere aus. Vorhölzer, welche nicht weit von Fluren gelegen sind, ja sogar unbewaldete Gehänge mitten in der Flur werden zur Anlegung dieser Wohnungen vorgezogen. Immer aber sind es stille und einsame Orte, welche sich der Einsiedler aussucht; denn das Geräusch und der Lärm der bösen Welt ist ihm in den Tod verhaßt. Er liebt es, ein durchaus beschauliches und gemächliches Leben zu führen und vor allem seine eigene Selbstständigkeit in der ausgedehntesten Weise zu bewahren. Seine Stärke macht es ihm leicht, mit großer Schnelligkeit die unterirdischen Höhlen auszuscharren; wie einige andere unterirdisch lebende Thiere, ist er im Stande, sich in wenig Minuten vollkommen zu vergraben. Dabei kommen ihm seine starken Vorderfüße, deren Zehen gänzlich verbunden und mit tüchtigen Krallen bewaffnet sind, vortrefflich zustatten. Schon nach sehr kurzer Zeit bereitet ihm die aufgegrabene Erde große Hindernisse. Nun aber nimmt er seine Hinterfüße zu Hilfe und wirft mit kräftigen Stößen das Erdreich weit hinter sich zurück. Wenn die Aushöhlung weiter fortschreitet, muß er aber noch andere Mittel anwenden, um seinen Zweck vollständig zu erreichen. Jetzt schiebt er, gewaltsam sich entgegenstemmend, die Erde mit seinem Hintertheil nach rückwärts, und in dieser Weise wird es ihm möglich, auch aus der Tiefe sämmtliche Erde herauszuschaffen.

Unter allen nur halbunterirdisch lebenden Thieren, sowie unter denen, welche blos unter der Erde schlafen, sieht der Dachs am meisten darauf, daß seine Baue die möglichste Ausdehnung haben und dabei eine vollkommene Sicherheit gewähren. Fast regelmäßig sind die Gänge, welche von dem Kessel auslaufen, zwanzig bis dreißig Fuß lang und ihre Mündungen oft dreißig Schritte weit von einander entfernt. Der Kessel ist gewöhnlich vier bis fünf Fuß tief unter der Erde; ist jedoch die Steilung, auf welcher der Bau angelegt wurde, bedeutend, so kommt er auch wohl bis auf funfzehn Fuß unter die Oberfläche zu liegen. Dann aber führen fast regelmäßig einzelne Röhren senkrecht empor, welche zur Lüftung dienen. Kann der Dachs den Bau im Geklüft anlegen, so ist es ihm um so lieber. Er genießt dann entschieden größere Sicherheit und Ruhe, und Beides sind Hauptbedingungen zu seinem Leben.

In diesem Baue bringt der Dachs den größten Theil seines Lebens zu, und nur, wenn die Nacht vollkommen hereingebrochen ist, verläßt er ihn auf weitere Entfernung. Früher glaubte man, daß er, solange die Sonne am Himmel stehe, niemals an das Tageslicht komme, doch ist Dieses in

der Neuzeit widerlegt worden. Meines Wissens ist Tschudi der erste, welcher eine ebenso ausführliche, als anziehende Schilderung jener kurzen Tagesausflüge des Dachses giebt, und deshalb will ich eine bezügliche Stelle aus dem vortrefflichen Werke dieses Gewährsmannes folgen lassen:

„Der Dachs ist sehr menschenscheu und hält sich den Tag über im Baue auf, um nicht beunruhigt zu werden. Von einem Jäger, dem das seltene Glück zu Theil ward, einen Dachs im Freien ganz ungestört längere Zeit beobachten zu können, erhalten wir anziehende Mittheilungen. Er besuchte wiederholt einen Dachsbau, der, am Rande einer Schlucht angelegt, von der entgegengesetzten Seite dem freien Ueberblick offen lag. Der Bau war stark befahren, der neu aufgeworfene Boden jedoch vor der Hauptröhre so eben und glatt, wie eine Tenne, und so festgetreten, daß nicht zu erkennen war, ob er Junge enthalte."

„Als der Wind günstiger war, schlich sich der Jäger von der entgegengesetzten Seite in die Nähe des Baues und erblickte bald einen alten Dachs, der griesgrämig, in eigener Langweiligkeit verloren, dasaß, doch sonst, wie es schien, sich recht behaglich fühlte in den warmen Strahlen. Dies war nicht ein Zufall; der Jäger sah das Thier, so oft er an hellen Tagen den Bau beobachtete, in der Sonne liegen. In Wohlseligkeit und Nichtsthun brachte es die Zeit hin. Bald saß es da, guckte ernsthaft ringsum, betrachtete dann einzelne Gegenstände genau und wiegte sich endlich nach Art der Bären auf den vorderen Pranken gemächlich hin und her. So große Behaglichkeit unterbrachen jedoch plötzlich blutdürstige Schmarotzer, die es mit außergewöhnlicher Hast mit Nagel und Zahn sofort zur Rechenschaft zog. Endlich zufrieden mit dem Erfolge des Strafgerichts gab der Dachs mit erhöhtem Behagen in der bequemsten Lage sich der Sonne preis, indem er ihr bald den breiten Rücken, bald den wohlgenährten Wanst zuwandte. Lange dauerte aber dieser Zeitvertreib auch nicht; mit der Langweile mochte ihm Etwas in die Nase kommen. Er hebt diese hoch, wendet sich nach allen Seiten, ohne Etwas ausfindig zu machen. Doch scheint ihm Vorsicht rathsam, und er fährt zu Baue. Ein ander Mal sonnte er sich wieder auf der Terrasse, trabte dann zur Abwechselung wieder einmal thalabwärts, um in ziemlicher Entfernung Raum zu schaffen für die Aesung der nächsten Nacht; ja, er kehrte sogar, gemäß seiner berühmten Vorsicht und Reinlichkeit, nochmals um und überwischte zu wiederholten Malen seine Losung, damit sie ja nicht zum Verräther werde. Auf dem Rückwege nahm er sich dann Zeit, stach hier und da einmal, ohne jedoch beim Weiden sich aufzuhalten, trieb dann noch ein Weilchen den alten Zeitvertreib, und als allmälig der Bäume Schlagschatten die Scene überliefen, da fuhr er nach sehr schweren Mühen wieder zu Baue, wahrscheinlich, um auf die noch schwereren der Nacht zum voraus noch ein Bischen zu schlummern."

Blos zur Zeit der Paarung lebt der Dachs mit seinem Weibchen gesellig, doch immer nur in beschränkter Weise. Den ganzen übrigen Theil des Jahres bewohnt er für sich allein einen Bau und hält weder mit seinem Weibchen, noch mit anderen Thieren Freundschaft. Er kommt gewöhnlich erst spät des Abends, jedenfalls nur dann, wenn es vollkommen dunkel geworden ist, zum Vorschein und streift nach Nahrung umher. Dabei entfernt er sich jedoch nicht weiter, als höchstens eine Viertelmeile von seiner Wohnung, und bei der geringsten Unruhe sucht er diese schleunigst wieder auf.

Es geschieht blos dann und wann, daß ein Jäger einem Dachse begegnet. Wenn jener in der Frühe eines Herbstmorgens auf dem Anstande steht und sich ganz lautlos verhält, kann er vielleicht den heimkehrenden Dachs bemerken, wie er bedächtig nach Hause schleicht. Seine Bewegungen sind sehr langsam und träge, der Gang ist schleppend und schwerfällig, nicht einmal der schnellste Lauf ist fördernd, und man behauptet, daß ein guter Fußgänger ihn einholen kann. Das ganze Thier macht einen sehr eigenthümlichen Eindruck. Anfänglich meint man, eher ein Schwein vor sich zu sehen, als ein Raubthier, und ich glaube, daß schon eine gewisse Vertrautheit mit seiner Gestalt und seinem Wesen dazu gehört, wenn man ihn überhaupt erkennen will. An das Schwein erinnert auch seine grunzende Stimme.

Seine Nahrung besteht im Frühjahr und Sommer vorzüglich aus Wurzeln, namentlich aus Birkenwurzeln, dann aber auch aus Trüffeln, Bücheln und Eicheln. Später scharrt er hier und da

ein Hummel- oder Wespennest aus und frißt mit großem Behagen die larvenreichen und honigsüßen Waben, ohne sich viel um die Stiche der erbosten Kerbthiere zu kümmern. Sein rauher Pelz, die dicke Schwarte und die regelmäßig sich darunter befindende Fettschicht schützen ihn auch vollständig vor den Stichen der Immen; macht er sich doch, wie Lenz aus seinen Beobachtungen erfuhr, nicht einmal aus dem Biß der Kreuzotter etwas, falls er Lust verspürt, diesen giftzahnigen Wurm zu verspeisen. Kerbthiere aller Art, Schnecken und Regenwürmer bilden während des Sommers wohl den Hauptttheil seiner Mahlzeiten. Im Herbst verspeist er abgefallenes Obst aller Art, Möhren und Rüben, Vogeleier und junge Vögel, die auf der Erde liegen; kleinere Säugethiere, junge Hasen, Fledermäuse, Maulwürfe ꝛc., werden auch nicht verschmäht, ja selbst Eidechsen, Frösche und, wie oben bemerkt, Schlangen munden ihm vortrefflich. Honig und Trauben scheinen aber doch seine Hauptnahrung zu bleiben, und in den Weinbergen richtet er nach Umständen große Verwüstungen an. Er drückt die traubenschweren Reben ohne Umstände mit der Pfote zusammen und mästet sich förmlich mit ihrer süßen Frucht. Nur höchst selten stiehlt er auch junge Enten und Gänse von Bauerhöfen, welche ganz nahe am Walde liegen; denn er ist außerordentlich mißtrauisch und furchtsam, wagt sich deshalb auch blos dann heraus, wenn er überzeugt sein kann, daß Alles vollkommen sicher ist. Im Nothfalle geht er auch auf Aas aus. Er frißt im Ganzen wenig und trägt auch nicht viel für den Winter in seinen Bau ein; es müßte denn ein Möhrenacker in der Nähe desselben liegen und seiner Bequemlichkeit zu Hilfe kommen. Wird er wirklich im Freien überrascht, so begeht er oft die größte Dummheit, welche ein Thier in seiner Lage ausüben kann. Ein junger, im Gebirge überraschter Dachs z. B. dachte nicht einmal ans Fliehen, sondern legte sich erschrocken platt auf den Boden, als wäre er dann geborgen, fuhr aber mit wüthenden Bissen in den Stock, mit welchem man ihn aufscheuchen wollte. Ein Hund wird unter solchen Umständen oft sehr gefährlich verwundet: denn das Gebiß des Dachses ist furchtbar und schließt ganz vortrefflich in einander; übrigens benutzt er auch, auf dem Boden liegend, seine Vorderpfoten zu kräftiger Vertheidigung.

Zu Ende des Spätherbstes hat er sich, wie es bei vielen Menschen, welche wenig Bewegung und hinreichende Nahrung haben, ebenfalls zu geschehen pflegt, wohl gemästet. Jetzt denkt er daran, den Winter so behaglich, als nur irgend möglich, zu verbringen und bereitet das Wichtigste für seinen Winterschlaf vor. Er trägt Laub in seine Höhle und bereitet sich ein dichtes, warmes Lager. Bis zum Eintritt der eigentlichen Kälte zehrt er von dem Eingetragenen. Nun rollt er sich zusammen, legt sich auf den Bauch und steckt den Kopf zwischen die Vorderbeine (nicht, wie gewöhnlich behauptet wird, zwischen die Hinterbeine, die Schnauzenspitze in seiner Drüsentasche verbergend) und verfällt in einen Winterschlaf. Derselbe ist aber, wie jener der Bären, sehr häufig unterbrochen. Bei nicht anhaltender Kälte oder beim Eintritt gelinderer Witterung wird er immer wach, geht sogar zuweilen nachts aus seinem Baue heraus, um zu trinken, besonders bei Thauwetter und nicht sehr kalten Nächten. Bei verhältnißmäßig warmer Witterung verläßt er schon im Januar oder spätestens im Februar zeitweise den Bau, um Wurzeln auszugraben und, wenn ihm das Glück wohl will, auch vielleicht ein dummes Mäuschen zu überraschen und abzufangen. Dennoch bekommt ihm das Fasten sehr schlecht, und wenn er im Frühling wieder an das Tageslicht kommt, ist er, der sich ein volles Bäuchlein angemästet und dreißig bis vierzig Pfund erreicht hatte, fast klapperdürr geworden.

Die Rollzeit des Dachses findet in der Regel Ende Novembers oder Anfang Dezembers statt, ausnahmsweise (zumal bei jungen Thieren) aber auch im Februar und März. Nach zehn bis zwölf Wochen, also Ende Februars oder Anfangs März wirft die Mutter drei bis fünf blinde Junge auf ein sorgfältig ausgepolstertes Lager von Mos, Blättern, Farrnkräutern und langem Grase, welche Stoffe sie zwischen den Hinterbeinen bis zum Eingange ihres Baues getragen und dann mit gegengestemmten Kopfe und den Vorderfüßen durch die Röhre in den Kessel geschoben hat. Daß sie dabei einen eigenen Bau bewohnt, versteht sich eigentlich von selbst; denn der weibliche Dachs ist ebensogut ein eingefleischter Einsiedler, wie der männliche.

Die kleinen Jungen werden von der Mutter treu geliebt. Sie säugt sie und trägt ihnen so-

lange Würmer, Wurzeln und kleine Säugethiere in den Bau, bis sie sich selbst zu ernähren im Stande sind. Während des Wochenbettes wird es dem Weibchen schwer, die sonst musterhafte Reinlichkeit, welche im Baue herrscht, zu erhalten, denn die ungezogenen Jungen sind natürlich noch nicht soweit herangebildet, daß sie jene hohe Tugend zu würdigen verständen. Da hat nun die Mutter ihre liebe Noth, aber sie weiß sich zu helfen. Neben dem Kessel legt sie noch eine besondere Kammer an, welche der kleinen Gesellschaft als Abtritt dienen und zugleich auch alle Nahrungsstoffe aufnehmen muß, welche die Jungen nur theilweise verzehrten.

Nach ungefähr drei bis vier Wochen wagen sich die kleinen, sehr hübschen Thierchen in Gesellschaft ihrer Mutter bereits bis zum Eingange ihres Baues und legen sich mit ihr auch wohl vor die Höhle, um sich zu sonnen. Dabei spielen sie nach Kinderart gar allerliebst mit einander und erfreuen den glücklichen Beobachter umsomehr, weil diesem das anziehende Schauspiel so sehr selten geboten wird. Bis zum Herbst bleiben sie bei der Mutter, dann trennen sie sich und beginnen nun auf eigne Hand ihr Leben. Alte Dachsbaue werden von ihnen mit großer Freude bezogen; im Nothfalle muß aber auch ein eigener gegraben werden; denn blos in äußerst seltenen Fällen duldet die Mutter, daß sie sich in ihrem Geburtshause noch einen zweiten Kessel anlegen und dann den unterirdischen Palast noch einen Winter durch mit ihr benutzen. Im zweiten Jahre sind die Jungen völlig ausgewachsen und zur weitern Fortpflanzung fähig, und wenn ihnen nicht der Schuß eines vorsichtig aufgestellten Jägers das Lebenslicht ausbläst, bringen sie ihr Alter auf zehn oder zwölf Jahre.

Der Dachs hat in dem Erzschelme, Gauner, Strolch und Tagedieb Reinecke einen argen Feind, welcher sich wenig aus der Würdigkeit des Einsiedlers macht und wirklich recht niederträchtige Kniffe und Pfiffe anwendet, um ihm sein behagliches Leben möglichst zu verbittern und zu zerstören. Reinecke, viel zu geistreich und mit anderen wichtigen Unternehmungen zu sehr beschäftigt, als daß er sich selbst einen eigenen Herd gründen möchte, findet es überaus bequem, daß der Dachs ein so vortrefflicher Gräber ist und zugleich Wohnungen baut, die in jeder Weise für den Geschmack dieses Schurken passen. Und um Mittel, den Dachs von seiner Wohnung zu vertreiben, ist Reinecke nicht verlegen. Er zeigt, welch abscheulichen Charakter er besitzt; denn er greift den reinlichen Einsiedler von der Seite an, an welcher er ihn am leichtesten verwunden kann. Heimtückisch schleicht er sich in den Dachsbau und setzt dort seine stinkende Losung ab und zwar so lange, bis der Dachs, zwar mürrisch und grämlich, im Innern aber gewiß noch sehr froh, von dem Lump loszukommen, die eigene, behäbige Wohnung verläßt und sich eine andere anlegt. Darauf wartet der Schelm und zieht nun behaglich in die so hübsch eingerichtete und ausgepolsterte Wohnung. Doch kommt es trotz dieser Feindschaft, welche in der Gegensätzlichkeit der Sitten beruht, vor, daß in ein und demselben Baue Fuchs und Dachs neben einander hausen, wenn auch beide Inhaber nur die Hauptröhre gemeinschaftlich befahren, im Innern aber abgesonderte Kessel bewohnen.

Die Dachsjagd hat wegen der großen Vorsicht des betreffenden Wildes ungewöhnliche Schwierigkeiten, gehört aber demungeachtet zu den Lieblingsvergnügungen der Jäger. Man fängt die Dachse zwar zuweilen in verschiedenen Fallen oder gräbt sie auch aus und bohrt sie dann, scheußlich genug, mit dem sogenannten Krätzer an, d. h. einem Werkzeuge, welches einem Korkzieher im vergrößerten Maßstabe ähnelt, oder aber, man treibt den Dachs durch scharfe Dachshunde aus seinem Baue und erschießt ihn dann beim Herauskommen. Nur wenn er sich in seinem Bau verklüftet, d. h. so versteckt, daß sogar die Hunde ihn nicht auffinden können, ist er im Stande, der drohenden Gefahr sich zu widersetzen, denn seine Plumpheit ist so groß, daß ihm eine Flucht vor dem Hunde durchaus Nichts helfen würde. Er sucht sich deshalb, wenn er in seinem Bau verfolgt wird, gewöhnlich dadurch zu retten, daß er sich ganz still, aber mit großer Schnelligkeit in die Erde gräbt und hierdurch sich wirklich oft genug den ihm nachgrabenden Hunden entzieht.

Ganz früh am Morgen kann man dem heimkehrenden Dachs wohl auch auf dem Anstande auflauern und ihn erlegen. Dazu gehört aber immer ein sehr starker Schuß. Abends ist der Anstand auf

das Thier höchst langweilig, denn der mißtrauische Bursch erscheint erst mitten in der Nacht und geht so geräuschlos als möglich davon. Gewöhnlich errichtet man zum Schießstande eine sogenannte Kanzel, d. h. man baut sich auf den nächststehenden Bäumen in einer Höhe von dreißig bis vierzig Fuß mit Stangen und Bretern einen Standort und schießt den zu Tage tretenden Dachs von hier aus nieder. Wird dieser im Freien von einem Hund überrascht, so legt er sich auf den Rücken und vertheidigt sich ebenso schnell als muthig mit seinem scharfen Gebiß und seinen Krallen, muß aber doch der Uebermacht unterliegen. Im Bau verwundet er die eingefahrenen Dachshunde oft fürchterlich an der Nase, und wenn er sich einmal verbissen hat, läßt er nicht sogleich los. Ein einziger Schlag auf die Nase genügt, um ihn zu tödten, während an den übrigen Theilen des Leibes die heftigsten Hiebe eben keine besondere Wirkung hervorzubringen scheinen. Sobald er Nachstellungen erfährt, verdoppelt er seine Vorsicht, und es kommt nicht selten vor, daß ein Dachs zwei bis drei Tage ruhig in seinem Bau verbleibt, wenn derselbe vorher von einem Hund oder Jäger besucht wurde. In manchen Gegenden geht man nachts an seinen Bau, setzt dort scharfe Hunde auf seine Fährte und läßt ihn verfolgen. Nach kurzer Zeit kommt er dann regelmäßig zurück und kann von dem Jäger, welcher mit einer Blendlaterne versehen ist, leicht erlegt werden, da ihm die Hunde gewöhnlich bald erreichen und festpacken.

Im Frühling hält es nicht eben schwer, sich junge Dachse für die Gefangenschaft zu verschaffen, falls nicht der Bau im Geklüft angelegt ist; selten aber erlebt man Freude an den Zöglingen. Sie sind viel zu dumm und faul, als daß irgend welche Erziehung an ihnen fruchtete. Die alt Eingefangenen sind nun gar abscheuliche Thiere. Sie rühren sich bei Tage nicht und werden nur des Nachts ein wenig munter. Dabei sind sie tückisch und bösartig und beißen Den, welcher sich ihnen unvorsichtig nähert, auf das Fürchterlichste. Lenz theilt von einem Gefangenen, welchen er sich verschaffte, um über seine Feindschaft zur Kreuzotter klar zu werden, anziehende Thatsachen mit.

Er erhielt einen großen, fetten, ganz unversehrten, in einer Dachshaube gefangenen Dachs, welchen er in eine große Kiste that. Dieser blieb ruhig in derselben Ecke liegen, rührte sich nicht, wenn man ihn nicht derb stieß, und wurde erst nachts nach zehn Uhr munter. „Wollte ich ihn," sagt Lenz, „den Tag über in eine andere Ecke schaffen, so mußte ich ihn mit Gewalt vermittelst einer großen Schaufel dahin schieben. In solchen Fällen und überhaupt, wenn ich ihn durch Rippenstöße u. s. w. kränkte, pfauchte er heftig durch die Nase, verursachte dann abwechselnd durch die Erschütterung seines Bauches ein ganz eigenes Trommeln, und wenn er, um zu beißen, auf mich losfuhr, so gab er einen Ton von sich, fast wie ein großer Hund oder Bär in dem Augenblicke, wo er seinen Rippenstoß bekommt und losbeißt."

„Am ersten Tage gab ich ihm einige Möhren, zugleich aber auch eine lebende Blindschleiche nebst zwei Ringelnattern in seine Kiste."

„Am folgenden Morgen fand ich, daß er Nichts gefressen, aber eine Ringelnatter in der Mitte tüchtig zerbissen hatte, jedoch lebte sie noch. Abends fügte ich zu diesen Speisen noch zwei große Kreuzottern, die ich vor seine Schnauze legte. Er beachtete sie nicht im geringsten, ließ sich durch ihr Pfauchen gar nicht in seiner Ruhe stören, obgleich er keineswegs schlief, litt späterhin ganz geduldig, daß sie, wie auch die Ringelnattern, auf ihm herumkrochen."

„Am dritten Tage morgens fand ich noch immer alle Speisen unversehrt, nur hatte er von der Tags zuvor angebissenen Ringelnatter ein etwa drei Zoll langes Stück abgefressen. Zu den erwähnten Speisen fügte ich nun noch eine todte Meise, ein Stück Kaninchen und Runkelrüben."

„Am vierten Tage morgens fand ich, daß er die Blindschleiche nebst beiden Kreuzottern ganz aufgezehrt, von beiden Ringelnattern, sowie vom Kaninchen ein tüchtiges Stück abgefressen, die Meise aber, sowie die Möhren und Rüben, nicht angerührt hatte. Er zeigte sich nun überhaupt munter, und da ich sah, daß ihm Kreuzottern wohlbehagten, so sehnte ich mich nach dem Schauspiel, ihn solche zerreißen und fressen zu sehen. Wie war Das aber anzufangen, da er seiner Natur nach nur des Nachts frißt und außerdem fast übermäßig scheu ist?"

„Ich hatte schon im voraus auf eine List gesonnen. Der Dachs ist nämlich auf einen frischen Trunk sehr begierig, und wenn er z. B. durch eine Falle Tage lang verhindert wird, seinen Bau zu verlassen, geschieht es oftmals, daß er dann, nachdem er endlich doch glücklich herausgekommen ist, sogleich zum Wasser eilt und dort soviel säuft, daß er todt auf dem Flecke bleibt. Ich hatte ihn deshalb zwei Tage lang dursten lassen, nahm jetzt aber eine große, matte Otter, tauchte sie in frisches Wasser und legte sie ihm vor. Sowie er das Wasser roch, erhob er sich und beleckte die Otter. Sie suchte zu entwischen; er aber trat mit dem linken Fuße fest darauf, zerriß ihren Hinterleib und fraß vor meinen Augen ein tüchtiges Stück davon mit sichbarem Wohlbehagen. Die Otter, welche, wie gesagt, matt war, öffnete ihren Rachen weit und drohend, biß aber nicht zu. Jetzt setzte ich ihm einen Napf vor und goß Wasser hinein. Alsbald verließ er die Otter und soff mit großer Begierde Alles, was da war, über zwei Nößel. Beim Saufen läßt er nicht, wie Hund und Fuchs, die Zunge vortreten, sondern steckt den Mund in das Wasser und bewegt die Unterkinnlade, als ob er kaute."

Eine sehr anziehende Beobachtung über gezähmte Dachse hat Herr von Pietruvski in Galizien veröffentlicht.

„Im Mai des Jahres 1833," erzählt er, „bekam ich zwei junge Dachse, ein Weibchen und ein Männchen, welche höchstens vier Wochen alt waren. Während der ersten Tage ihrer Gefangenschaft waren diese Thierchen ziemlich scheu und aus Furcht Tag und Nacht in einen Ballen zusammengerollt. Binnen fünf Tagen verging ihnen jedoch diese Furchtsamkeit gänzlich, und sie kamen dahin, daß sie das ihnen vorgehaltene Futter aus der Hand nahmen. Sie fraßen Alles, Brod, Früchte, Milch, am liebsten jedoch rohes Fleisch. Anfangs hielt ich sie in meinem Vorzimmer, und sie waren so treu und zutraulich, daß sie auf den ihnen gegebenen Namen hörten. Ich hatte sie deshalb drei volle Wochen auf meinem Zimmer, bis sie mir endlich durch die Unruhe bei Nacht und durch die immerwährende Lust zum Graben lästig wurden. Dieses bewog mich, für sie einen großen Käfig von Eisenstäben machen zu lassen, nach Art der Thierbehälter in Schaubuden. Der Käfig war außen an der Wand angebracht, und in ihm erhielt ich meine Dachse einen ganzen Sommer hindurch. Das Reinhalten des Käfigs wurde immer pünktlich beobachtet. Erst mit Annäherung des Herbstes fühlte ich die Unmöglichkeit, die Thiere länger hier beherbergen zu können; denn das Fell der Dachse wurde schon anfangs Oktober sehr schmuzig. Ich beschloß daher, sie ganz naturgemäß zu halten, und dieser Versuch glückte mir ausgezeichnet."

„Ueber einen übermauerten Graben, welcher zwanzig Ellen im Durchmesser hatte, ließ ich noch einen ordentlichen Zaun ziehen, durch welchen man mittelst einer Treppe in den Graben gehen konnte. In der Tiefe des Letztern ließ ich ein sechs Fuß langes, sechs Fuß breites und ein Fuß hohes Häuschen mit einer Eingangsthüre bauen. Da hinein wurden meine Dachse gelassen, und sie gewöhnten sich sehr bald an den ihnen anfangs fremden Ort. Nach etwa zehntägigem Aufenthalte begannen sie schon sich eine naturgemäße Höhle zu bauen. Bewunderungswürdig war dabei ihre unermüdliche Thätigkeit. Sie gruben immer mit ihren Vorderpfoten; der Hinterfüße bedienten sie sich, um die losgegrabene Erde aus dem Loche herauszuwerfen. Bei diesem Geschäft war das Weibchen viel thätiger, als das weit schönere und größere Männchen. Binnen zwei Wochen war schon die Höhle fünf Fuß ausgetieft. Sie verlief aber immer noch innerhalb [des für die Thiere gemachten Häuschens. Jetzt wandten die Dachse alle mögliche Thätigkeit an, um sich ihren Bau so weit zu erweitern, daß sie bequem in ihm schlafen konnten. Es mangelte ihnen noch an einem guten Lager, und als ich bemerkte, daß sie die in ihrem Bereiche befindlichen Grasflecken ihrer Höhle zutrugen, ließ ich ihnen frisches Heu holen. Sie wußten dieses sehr gut zu benutzen, und es gewährte einen sehr anziehenden Anblick, wenn man ihnen zusah, wie sie die ihnen vorgeworfenen Heubündel nach Art der Affen zwischen ihre Vorderpfoten nahmen und so ihrer Wohnung zuschleppten. Das Graben währte noch immer fort, und ich hatte das Vergnügen zu bemerken, daß sich meine Thiere neben der ersten Höhle, welche zur Schlafkammer bestimmt wurde, eine andere gruben, welche sie als Vorrathskammer zu benutzen gedachten. Bald darauf machten sie noch drei kleinere Höhlen, in welchen sie sich dann regelmäßig ihres Kothes entledigten. Es war aber immer noch blos ein Ausgang und zwar innerhalb des für sie gemachten Häuschens vor-

handen. Doch nun wurde alle mögliche Mühe angewendet, um sich einen Ausgang außerhalb des Häuschens zu graben. Als sie Dieses bezweckt hatten, waren sie vollkommen frei und konnten, obgleich die Thüre des Häuschens zugemacht worden war, aus- und eingehen und, wenn sie einmal im Graben waren, auch in den Garten durch Zaunlöcher gelangen."

„Sehr schön war es anzusehen, wie sie hier in hellen und milden Nächten zusammen spielten. Sie bellten wie junge Hunde, murmelten wie Murmelthiere, umarmten einander zärtlich, wie Affen, und trieben tausenderlei Possen. Wenn ein Schaf oder Kalb in der Gegend zu Grunde ging, waren die Dachse immer die ersten bei seinem Aase. Es erregte Aller Bewunderung, zu sehen, was für große Stücken Fleisch sie bis auf eine Viertelmeile weit zu ihrer Wohnung trugen. Das Männchen entfernte sich selten von dem Baue, außer wenn es der Hunger trieb; das Weibchen aber folgte mir auf allen meinen Spaziergängen nach."

„Die Monate Dezember und Januar verschliefen meine Dachse in der Höhle. Im Februar wurden sie lebendig. Zu Ende dieses Monats begatteten sie sich. Aber leider sollte ich nicht das Vergnügen haben, Junge von meinem Pärchen zu erhalten, denn das trächtige Weibchen wurde am 1. April in einem benachbarten Walde in einem Fuchseisen gefangen und von dem unkundigen Jäger erschlagen."

Aus ferneren Beobachtungen von Lenz geht hervor, daß der Dachs am gierigsten nach Mäusen ist, Schlangen und Eidechsen aber auch verzehrt. Man darf ihn daher zu den nützlichsten Thieren zählen; denn an den Obstbäumen kann er keinen beträchtlichen Schaden thun, weil er nicht zu klettern vermag, und nur das abgefallene Obst auflieſt. Durch Vertilgung von sehr vielen schädlichen Thieren gewährt er aber großen Nutzen, und deshalb sollte man ihn wenigstens da schonen, wo die tückischen und gefährlichen Kreuzottern noch immer in Menge hausen.

Der Nutzen, welchen der getödtete Dachs bringt, ist ziemlich beträchtlich. Sein Fleisch ist genießbar; es schmeckt noch süßer, als Schweinefleisch, erscheint aber manchen Menschen als ein wahrer Leckerbissen. Das wasserdichte, feste und dauerhafte Fell wird zu Ueberzügen von Koffern und dergleichen verwendet. Aus den langen Haaren, namentlich aus denen des Schwanzes, werden Bürsten und Pinsel verfertigt. Das Fett wird als Arzeneimittel gebraucht und auch zum Brennen benutzt. —

Der Sandbär oder amerikanische Dachs (Meles labradorica), ist mit dem unsrigen innig verwandt. Er erreicht nicht ganz die Größe des europäischen, besitzt einen dicken Schwanz und kurze Schnauze und trägt ein weiches Haarkleid von grauer Färbung. Der Rücken ist grau, die einzelnen Haare sind an der Wurzel braun: auf dem Kopfe befindet sich nur ein schmaler Streifen mit dunkler Einfassung, welcher von der Nase gegen den Rücken verläuft. Derselbe bildet um das Auge einen Ring, geht aber nicht über die Ohren weg. Auf den Wangen liegt ein brauner Flecken. Die Backen, die Kehle und der Unterleib sind weiß, die Beine dunkelbraun.

Das Thier bewohnt die Prairien um die Felsengebirge, namentlich die Ebenen um den Missouri, und ähnelt in seiner Lebensweise und in seinen Sitten dem europäischen Dachse vollständig.

Man kann nicht eben sagen, daß irgend ein Mitglied aus der Familie der Marder Wohlgerüche verbreite; wir finden im Gegentheil schon unter den bei uns hausenden Arten solche, welche von dem Volke mit dem Namen „Stänker" bezeichnet werden und diesen Namen auch mit Fug und Recht tragen. Was aber ist unser Iltis gegen einige seiner Verwandten, welche in Ostindien und Amerika leben! Sie sind die wahren Stänker! Wenn man lieſt, was für ein Entsetzen sie verbreiten können, sobald sie sich nur zeigen, begreift man erst, was eine echte Stinkdrüse besagen will. Die meisten Leser werden irgend Etwas über die amerikanischen Stinkthiere erfahren haben, während wohl nur wenige zwei andere Thiere kennen, welche ebenfalls einen geradezu sinnbetäubenden und Ohnmacht erregenden Geruch verbreiten. Es sind Dies die ostindischen Stinkdachse, welche einer eigenen Sippe (Midaus) zugehören. Die Thiere haben die plumpe Dachsgestalt mit echter Schweins-

schnauze und kurzen Beinen und Füßen mit fünf verwachsenen Zehen, welche gewaltige Krallen tragen, namentlich an den Vorderfüßen, wo jene noch einmal so lang sind, als an den hinteren: der Schwanz ist noch kürzer, als der des Dachses; im übrigen ähneln unsere Thiere dem uns bekannten Murrkopf fast vollkommen im Leibesbau und in der Lebensweise. Ihr Gebiß ist stark, aber ziemlich stumpf; Dies zeigt sich zumal an den Fleischzähnen. Es weist also auf gemischte Nahrung hin. In der Aftergegend ist keine Drüsentasche vorhanden, dagegen befinden sich neben dem After Absonderungsdrüsen, welche an der Mastdarmmündung durch einen besonders entwickelten Ringmuskel sehr stark zusammengepreßt werden, um damit die in ihnen enthaltene Flüssigkeit gewaltsam hervorspritzen zu können.

Die Nahrung der Stinkdachse besteht aus Gewürme aller Art und aus Wurzelwerk, welches sie aus dem lockern Boden mit ihrem Rüssel aufwühlen. Wohl nur zufällig fangen sie ein warmblütiges Thier. In der Gefangenschaft ziehen sie Brod, Früchte und überhaupt Pflanzenkost dem frischen Fleisch entschieden vor.

Die bekannteste Art dieser Sippe ist der Stinkdachs (Midaus meliceps), Telabu und Telagon von den Indiern, Tellego von den Bewohnern Sumatras genannt, und damit als Das



Der Stinkdachs (Midaus meliceps).

bezeichnet, was er ist, als ein Stänker erster Sorte. Er ist ein kleiner, kaum mardergroßer Dachs mit äußerst kurzem, aber langbehaartem Schwanzstummel. Seine Leibeslänge beträgt 14 Zoll, die Länge des Schwanzes $^1/_2$ Zoll, die Höhe am Widerrist $5^1/_2$ Zoll. Die Färbung ist ein gleichartiges Dunkelbraun, mit Ausnahme des Hinterhauptes und Nackens. Ein weißer Streifen verläuft längs des Rückens bis zur Spitze des kurzen Schwanzes. Die Unterseite des Leibes ist lichter, als die obere. Der dichte, lange Pelz besteht aus seidenweichem Woll- und grobem Grannenhaar und deutet darauf hin, daß das Thier mehr in kälteren Gegenden, in Höhen, lebt. Besonders lang ist das Haar an den Seiten und auf dem Nacken. Hier bildet es eine Art von Mähne.

Der Reisende und Naturforscher Th. Horsfield hat uns zuerst mit der Lebensweise des eigenthümlichen Geschöpfes bekannt gemacht. Der Stinkdachs ist nicht blos hinsichtlich seiner Gestalt, sondern auch hinsichtlich seiner Heimat ein sehr merkwürdiges Thier. Er ist ausschließlich auf Höhen beschränkt, welche mehr als 7000 Fuß über dem Meere liegen; dort kommt er ebenso regelmäßig vor, wie gewisse Pflanzen. Alle Gebirgsbewohner kennen ihn und seine Eigenthümlichkeiten; in der Tiefe weiß man von ihm ebensowenig, als von einem fremdländischen Geschöpf. In Batavia, Samarang oder Surabaya würde man vergeblich nach ihm fragen. Die langgestreckten Gebirge der Inseln, welche mit so vielen Spitzen in jene Höhen ragen, geben ihm herrliche Wohnorte. Man baut auf den Hochebenen

europäisches Korn, Kartoffeln, Tabak u. s. w., und diese Pflanzen dienen ihm denn auch zur hauptsächlichsten Nahrung. Seinen Bau legt er in geringer Tiefe unter der Oberfläche der Erde an, aber mit großer Vorsicht und mit viel Geschick. Wenn er einen Ort gefunden hat, welcher durch die langen und starken Wurzeln der Bäume besonders geschützt ist, scharrt er sich hier zwischen den Wurzeln eine Höhle aus und baut sich unter dem Baum einen Kessel von Kugelgestalt, welcher mehrere Fuß im Durchmesser hat und vollkommen glatt und regelmäßig ausgearbeitet wird. Von hier aus führen Röhren von etwa sechs Fuß Länge nach der Oberfläche und zwar nach verschiedenen Seiten hin; die Ausmündungen dieser Röhren verbirgt er gewöhnlich mit Zweigen oder trockenem Laube. Während des Tages verweilt er, wie ein Dachs, versteckt in seinem Bau; nach Einbruch der Nacht aber beginnt er Jagd auf Larven aller Art und auf Würmer, zumal Regenwürmer, welche in der fruchtbaren Dammerde in außerordentlicher Menge vorkommen. Die Regenwürmer wühlt er sich, wie ein Schwein, aus der Erde und richtet deshalb häufig großen Schaden in den Feldern an.

Alle Bewegungen des Stinkdachses sind langsam, und er wird deshalb öfters von den Eingeborenen gefangen, welche sich keineswegs vor ihm fürchten, sondern sogar sein Fleisch essen.

Horsfield beauftragte während seines Aufenthalts in den Gebirgen von Prahu die Leute, ihm behufs seiner Untersuchungen Stinkdachse zu verschaffen, und die Eingeborenen brachten ihm dieselben in solcher Menge, daß er bald keinen einzigen mehr annehmen konnte. „Ich wurde versichert," sagt dieser Forscher, „daß das Fleisch des Teladu sehr wohlschmeckend wäre; man müsse das Thier nur rasch tödten und sobald als möglich die Stinkdrüsen entfernen, welche dann ihren höllischen Geruch dem übrigen Körper noch nicht mittheilen konnten. Mein indischer Jäger erzählte mir auch, daß der Stinkdachs seinen Stinksaft höchstens auf zwei Fuß Entfernung spritzen könne. Die Flüssigkeit selbst ist klebrig; ihre Wirkung beruht auf ihrer leichten Verflüchtigungsfähigkeit, welche unter Umständen die ganze Nachbarschaft eines Dorfes verpesten kann und in der nächsten Nähe so heftig ist, daß einzelne Leute geradezu in Ohnmacht fallen, wenn sie dem Geruch nicht ausweichen können. Die verschiedenen Stinkthiere in Amerika unterscheiden sich von unserm Teladu blos durch die Fähigkeit, ihren Saft weiter zu spritzen."

„Der Stinkdachs ist sanft und mild in seinem Wesen und kann, wenn man ihn jung einfängt, sehr leicht gezähmt werden. Einer, welchen ich gefangen hatte und lange Zeit bei mir hielt, bot mir Gelegenheit, sein Wesen zu beobachten. Er wurde sehr bald liebenswürdig, erkannte seine Lage und seinen Wärter und kam niemals in so großen Zorn, daß er seinen Pestdunst losgelassen hätte. Ich brachte ihn mit mir von den Gebirgen Prahu's nach Blederan, einer Ortschaft am Fuße dieses Gebirges, wo die Wärme bereits viel größer ist, als in der Höhe. Um eine Zeichnung von ihm anzufertigen, wurde er an einen kleinen Pfahl gebunden. Er bewegte sich sehr rasch und wühlte den Grund mit seiner Schnauze und seinen Nägeln auf, als wolle er Futter suchen, ohne den Nebenstehenden die geringste Beachtung zu schenken oder heftige Kraftanstrengungen zu seiner Befreiung zu machen. Einen Regenwurm, welcher ihm gebracht wurde, verspeiste er gierig, das eine Ende desselben mit dem Fuße haltend, während er das andere hinterfraß. Nachdem er ungefähr zehn bis zwöl Würmer gefressen hatte, wurde er ruhig und machte sich jetzt eine kleine Grube in die Erde, in welcher er seine Schnauze versteckte. Dann streckte er sich bedachtsam aus und war wenige Augenblicke später in Schlaf versunken."

Einen eigentlichen Schaden verursacht der Stinkdachs nur dann, wenn er bei seinen Wühlereien in den Pflanzungen die Wurzeln der Bäume bloslegt oder kleine Pflanzen aushebt. Unangenehm wird er durch seinen Gestank blos Dem, welcher ihn unnöthig reizt und dadurch zur Entleerung seiner fürchterlichen Drüsen bestimmt.

Die zweite Art des Stinkdachses ist der Balisaur (Midaus collaris.) Er bewohnt die Gebirge von Butan und Hindostan und unterscheidet sich von seinen indischen Verwandten hauptsächlich durch den langen, spärlich behaarten Schwanz. Der fast nackte Bauch, das kurze Kopfhaar, der rauhe, dicke

Pelz zeichnen ihn noch außerdem aus. Seine Grundfärbung ist ein ziemlich dunkeles Grau; die einzelnen Haare sind gelblichweiß und schwarzspitzig. An den Kopfseiten verlaufen zwei schwarze Binden; die Kehle ist gelb und die Pfoten sind schwarz. Seine Körperlänge beträgt blos einen Fuß, die des Schwanzes etwa halbsoviel.

Abweichend von dem Vorigen, legt er in der Gefangenschaft sein Wesen nicht ab, sondern bleibt immer zornig und heftig. Sobald ihn ein Hund im Freien überrascht, grunzt er und sträubt sein Rückenhaar, hebt sich dann zum Angriffe auf die Hinterbeine und hält die scharfen Krallen und Zähne zur Vertheidigung bereit, hierdurch selbst dem wüthendsten Hunde Achtung einflößend. Er ist träge und stumpfsinnig und verbringt den ganzen Tag schlafend. Erst mit der Nacht beginnt er seine Raubzüge.

Alle Berichte von amerikanischen Reisenden und Naturforschern stimmen darin überein, daß die eigentlichen **Stinkthiere** (Mephitis) die eben genannten Verwandten und Gesinnungsgenossen noch weit übertreffen. Wir sind nicht im Stande, die Wirkung der Drüsenabsonderung dieser Thiere uns gehörig ausmalen zu können. Keine Küche eines Scheidekünstlers, keine Senkgrube, kein Aasplatz, kurz, kein Gestank der Erde soll an Heftigkeit und Unleidlichkeit dem gleichkommen, welchen die äußerlich so zierlichen Stinkthiere zu verbreiten und auf Wochen und Monate hin einem Gegenstande einzuprägen vermögen. Man bezeichnet den Gestank mit dem Ausdruck „Pestgeruch"; denn wirklich wird Jemand, welcher das Unglück hatte, mit einem Stinkthier in nähere Berührung zu kommen, von Jedermann gemieden, wie ein mit der Pest Behafteter. Die Stinkthiere sind trotz ihrer geringen Größe so gewaltige und mächtige Feinde des Menschen, daß sie Denjenigen, welchen sie mit ihrem furchtbaren Saft bespritzten, geradezu aus der Gesellschaft verbannen und ihm selbst eine Strafe auferlegen, welche so leicht von keiner andern übertroffen werden dürfte. Sie sind fähig, ein ganzes Haus unbewohnbar zu machen und ein ganzes Vorrathsgewölbe, gefüllt mit den kostbarsten Stoffen, vollkommen zu entwerthen. Mehr brauche ich wohl nicht über diese Thiere zu sagen, um ihnen die Theilnahme meiner Leser, wenn auch nicht im guten Sinne, zu sichern.

Die Stinkthiere unterscheiden sich von den Dachsen durch den gestreckten, marderartigen Leib mit langem, buschigen Schwanz, durch die kleinen, halb nackten Pfoten und die schwarze Färbung mit weißen Längsstreifen. Die Schnauze ist sehr gestreckt und spitzig; die Beine sind niedrig und die fünf Zehen an beiden Füßen mit starken, langen Grabkrallen versehen. Hinsichtlich des Zahnbaues zeigen sie noch große Aehnlichkeit mit den Dachsen. Ihre Stinkdrüsen sind von bedeutender Größe und öffnen sich innen in dem Mastdarme. Durch einen besondern Muskel können sie zusammengezogen werden. Das Thier vermag, jenachdem der Druck schwächer oder stärker ist, seinen Pestsaft von zwei bis auf sechs, ja acht Fuß weit von sich zu spritzen. Dieser fürchterliche Saft ist bei älteren Thieren und bei Männchen stärker, als bei Jungen und bei Weibchen, und seine Wirkung steigert sich während der Begattungszeit.

Alle eigentlichen Stinkthiere sind Bewohner Amerikas und zwar ebensowohl des Nordens als des Südens. Bei Tage liegen sie in hohlen Bäumen, in Felsenspalten und in Erdhöhlen, welche sie sich selbst graben, versteckt; nachts werden sie munter uud springen und hüpfen höchst beweglich hin und her, um Beute zu machen. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in Würmern, Kerbthieren, Lurchen, Vögeln und Säugethieren; doch fressen sie auch Beeren und Wurzeln. Nur wenn sie gereizt werden oder sich verfolgt sehen und deshalb in Angst gerathen, gebrauchen sie ihre sinnbetäubende Drüsenabsonderung zur Abwehr gegen Feinde, und wirklich besitzen sie in ihrer stinkenden Flüssigkeit eine Waffe, wie kein anderes Thier. Sie halten selbst die blutdürstigsten und raubgierigsten Katzen nöthigenfalls in der bescheidensten Entfernung, und nur in sehr scharfen Hunden, welche, nachdem sie bespritzt worden sind, gleichsam mit Todesverachtung sich auf sie stürzen, finden sie Gegner. Abgesehen von dem Pestgestanke, welchen sie zu verbreiten wissen, sind sie dem Menschen nicht eben schädlich; ihre Drüsenabsonderung aber macht sie entschieden zu den von Allen am meisten gehaßten Thieren.

Schon während der Vorzeit waren Stinkthiere über Brasilien verbreitet, und gegenwärtig sind sie noch in ganz Amerika keineswegs seltene Erscheinungen. Die vielen Arten, welche man unterschieden hat, sind wahrscheinlich auf einige wenige zurückzuführen, weil alle neueren Beobachter darin übereinstimmen, daß sie sämmtlich hinsichtlich ihrer Färbung außerordentlich abändern. Neuere Naturforscher ordnen sie in zwei Untersippen, welche sich hauptsächlich durch den Zahnbau und die behaarten oder nackten Sohlen unterscheiden.

Unserem Zweck genügt es vollkommen, wenn wir das Leben und Treiben einer der bekanntesten Arten, der Chinga (Mephitis Chinga), betrachten.

Dieses Thier ist ungefähr von der Größe einer Hauskatze, hat einen kleinen, breiten Kopf, eine spitze Schnauze mit nackter Nase und kurze zugerundete Ohren, einen nicht besonders gestreckten Leib und einen dicht- und lang behaarten, deshalb länger, als er wirklich ist, erscheinenden Schwanz. Die Länge des Leibes beträgt etwas über einen Fuß, die des Schwanzes etwa die Hälfte, während die Höhe am Widerrist sich auf fünf und einen halben Zoll beläuft. Der glänzende Pelz hat Schwarz zur Grundfarbe. Von der Nase zieht sich ein einfacher, schmaler, weißer Streifen zwischen den Augen hindurch, erweitert sich auf der Stirn zu einem rautenförmigen Flecken, verbreitet sich noch mehr auf dem Halse und geht endlich in eine Binde über, welche sich am Widerrist in zwei breite Streifen theilt, die bis zu dem Schwanzende fortlaufen und dort sich wieder vereinigen. Am Halse, an der Schultergegend, an der Außenseite der Beine, seltener auch an der Brust und am Bauche treten kleine, weiße Flecken hervor. Ueber den Schwanz ziehen sich entweder zwei breite, weiße Längsstreifen, oder er erscheint unregelmäßig aus Schwarz und Weiß gemischt.

Die Chinga ist wegen der rücksichtslosen Beleidigung eines unserer empfindlichsten Sinneswerkzeuge schon seit langer Zeit wohlbekannt geworden und macht noch heut zu Tage fast in allen Reisebeschreibungen von sich reden. Ihr Verbreitungskreis ist ziemlich ausgedehnt; am häufigsten wird sie in der Nähe der Hudsonsbay gefunden, von wo aus sie sich nach dem Norden hin verbreitet. Im Süden findet sie vollkommen ebenbürtige Genossen, welche sie in jeder Hinsicht ersetzen. Ihre Aufenthaltsorte sind höher gelegene Gegenden, namentlich Gehölze und Wälder längs der Flußufer, oder auch Felsengegenden, in deren Spalten und Höhlen sie wohnt.

Der Erste, welcher eine ausführlichere Beschreibung des Stinkthieres giebt, ist Kalm. „Das Thier", sagt er, „ist wegen einer besondern Eigenschaft bekannt. Wird es von Hunden oder Menschen gejagt, so läuft es Anfangs so schnell, als es kann, oder klettert auf einen Baum; findet es keinen Ausweg mehr, so wendet es noch ein Mittel an, welches ihm übrig ist; es spritzt seinen Feinden seinen Harn entgegen, und zwar auf große Entfernung. Einige Leute haben mir erzählt, daß ihnen von diesem schändlichen Safte das Gesicht ganz bespritzt worden wäre, obwohl sie noch gegen achtzehn Fuß davon entfernt gewesen seien. Diese Feuchtigkeit hat einen so unerträglichen Gestank, daß kein schlimmerer gedacht werden kann. Ist Jemand dem Thiere zur Zeit des Ausspritzens nahe, so kann er wohl kaum Athem holen, und es ist ihm später zu Muthe, als wenn er ersticken sollte. Ja, kommt dieser Pestsaft in die Augen, so läuft man Gefahr, das Gesicht zu verlieren, und aus Kleidern ist der Geruch fast gar nicht wieder herauszubringen, man mag sie waschen, so oft man will. Viele Hunde laufen davon, sobald sie der Guß trifft, richtige Fänger hören aber nicht eher auf, dem Flüchtigen nachzusetzen, als bis sie ihn todt gebissen haben. Sie reiben jedoch ihre Schnauze auf der Erde, um den Gestank einigermaßen zu vertreiben."

„Der widrige Geruch geht selten vor einem Monat aus den Kleidern; doch verlieren sie das Meiste davon, wenn man sie vier und zwanzig Stunden lang mit Erde bedeckt. Auch die Hand und das Gesicht muß man wenigstens eine Stunde mit Erde reiben, weil das Waschen Nichts hilft. Als ein angesehener Mann, der unvermuthet gespritzt wurde, sich in einem Hause waschen wollte, schloß man die Thüre und die Leute liefen davon. Bespritzte Hunde läßt man Tage lang in kein Haus. Wenn man in einem Walde reiset, muß man sich oft lange Zeit die Nase zuhalten, falls das Thier an

einer Stelle seinen Pestgeruch verbreitet hat. Ich schlief einmal auf einem Hofe, wo ein Lamm getödtet lag, und es schlich sich solch ein Thier heran; der Hund sah und verjagte es. Da entstand plötzlich ein solcher Gestank, daß ich glaubte, ersticken zu müssen; sogar die Kühe blökten aus vollem Halse. Die Köchin bemerkte, daß verschiedene Tage nacheinander das Fleisch im Keller benascht worden war; sie versperrte deshalb alle Zugänge, um die Katzen abzuhalten. Allein in der folgenden Nacht hörte sie einen Lärm in dem Keller und ging deshalb hinab. Da sah sie ein Thier mit feurigen Augen, welches sie ganz ruhig zu erwarten schien. Sie faßte sich jedoch ein Herz und schlug es todt. Plötzlich aber entstand solch ein abscheulicher Gestank, daß sie einige Tage krank wurde und man alle Eßwaaren im Keller sammt Brod und Fleisch wegwerfen mußte."

Das Stinkthier ist sich seiner furchtbaren Waffe so wohl bewußt, daß es keineswegs scheu oder feig ist. Alle seine Bewegungen sind langsam. Es kann weder springen, noch klettern, sondern nur gehen und hüpfen. Beim Gehen tritt es fast mit der ganzen Sohle auf, wölbt den Rücken und trägt den Schwanz nach abwärts gerichtet. Ab und zu wühlt es in der Erde oder schnüffelt nach irgend etwas Genießbarem herum. Trifft man nun zufällig auf das Thier, so bleibt es ganz ruhig stehen, hebt den Schwanz auf, dreht sich herum und spritzt den Saft gerade von sich.

„Als mein Sohn," so erzählt Siebhof, „eines Abends langsam im Freien herumging, kam plötzlich ein Stinkthier auf ihn los und biß sich in seinen Beinkleidern fest. Er schüttelte es mit Mühe ab und tödtete es durch einen Fußtritt. Als er aber nach Hause kam, verbreitete sich von seinen durch das gefährliche Thier benetzten Kleidern ein so durchdringender, abscheulicher Knoblauchsgeruch, daß augenblicklich das ganze Haus erfüllt wurde, die befreundeten Familien, welche gerade zu Besuch anwesend waren, sofort davonliefen und die Einwohner, welche nicht flüchten konnten, sich erbrechen mußten. Alles Räuchern und Lüften half Nichts; selbst nach einem Monate war der Geruch noch zu spüren. Die Stiefel rochen, so oft sie warm wurden, noch vier Monate lang, trotzdem sie in den Rauch gehängt und mit Chlorwasser gewaschen wurden. Das Unglück hatte sich im Dezember ereignet. Das Thier war im Garten vergraben worden, aber noch im nächsten August konnte man seine Ruhestätte durch den Geruch auffinden."

Auch Audubon erfuhr die Furchtbarkeit des Stinkthieres an sich selbst. „Dieses kleine, niedliche, ganz unschuldig aussehende Thierchen," sagt er, „ist doch im Stande, jeden Prahlhans auf den ersten Schuß in die Flucht zu schlagen, so daß er mit Jammergeschrei Reißaus nimmt. Ich selbst habe einmal, als kleiner Schulknabe, so ein Unglück erlitten."

„Die Sonne war eben untergegangen. Ich ging mit einigen Freunden langsam meinen Weg. Da sahen wir ein allerliebstes, uns ganz unbekanntes Thierchen, welches gemüthlich herumschlich, dann stehen blieb und uns ansah, als warte es, wie ein alter Freund, um uns Gesellschaft zu leisten. Das Ding sah gar zu unschuldig und niedlich aus, und es hielt seinen buschigen Schwanz hoch empor, als wolle es daran gefaßt und in unseren Armen nach Hause getragen sein. Ich war ganz entzückt, griff voller Seligkeit zu — und patsch! da schoß das Höllenvieh seinen Teufelssaft in die Nase, in den Mund, in die Augen. Vom Donner gerührt, ließ ich das Ungeheuer fallen und nahm in Todesangst Reißaus."

Fröbel hörte einmal ein Geräusch hinter sich und bemerkte, als er sich umwandte, das ihm unbekannte Stinkthier, welches, als er sich nach ihm hinkehrte, augenblicklich zu knurren begann, mit dem Fuße stampfte und, sobald er seinen Stock ergriff, ihm Kleider, Gesicht und Haare mit seiner entsetzlichen Flüssigkeit bespritzte. Voller Wuth schlug er das Thier todt, eilte über den Platz und wollte dem Hause zu, verursachte aber allgemeine Furcht. Die Thür wurde verrammelt, und nur aus dem Fenster rief man ihm guten Rath zu. Wasser, Seife, kölnisches Wasser half Nichts; endlich wurde ein kräftiges Feuer angebrannt, und der arme, verstänkerte Reisende legte die ihm von einem Ansiedler geborgten Kleider an und räucherte die bespritzten, nebst Gesicht und Haar, im dichten Qualm einige Stunden lang, worauf dann wirklich der Geruch verschwand.

Zuweilen greift das Thier auch ganz ungereizt an, jedenfalls aber blos dann, wenn es glaubt,

gereizt worden zu sein. So wurde ein an einem Zaune dahinlaufendes Stinkthier durch eine vorbeifahrende Kutsche erschreckt, versuchte zu fliehen, kam aber nicht gleich durch den Zaun und spritzte jetzt seinen ganzen Saft gegen die Kutsche, an welcher unglücklicher Weise die Fenster offen standen. Eine gehörige Ladung drang in das Innere und dort verbreitete sich dann augenblicklich ein so fürchterlicher Gestank, daß mehrere von den mitfahrenden Damen sofort in Ohnmacht fielen.

Die in Südamerika lebenden Stinkthiere unterscheiden sich, was die Güte ihres Pestsaftes anlangt, durchaus nicht von den nordamerikanischen. Azara fand ein Stinkthier in Paraguay, wo es Yaguaré, zu deutsch „stinkender Hund" genannt wird, und berichtet, daß es im Freien von Kerfen, Eiern und Vögeln lebt, und sowohl bei Tage als bei Nacht still umherschleicht. Es ergreift niemals die Flucht, nicht einmal vor dem Menschen. Sobald es bemerkt, daß man ihm nachstellt, macht es Halt, sträubt sein Haar, hebt den Schwanz in die Höhe, wartet, bis man nahe gekommen ist, dreht sich plötzlich um und schießt los. Selbst der Jaguar soll augenblicklich zurückweichen, wenn er eine gehörige Ladung von dem teuflischen Gestank bekommt, und vor Menschen und Hunden ist das Thier fast ganz gesichert. Selbst nach zwanzigmaligem Waschen bleibt der Gestank noch so stark, daß er das ganze Haus erfüllt. Ein Hund, welcher acht Tage vorher bespritzt und mehr als zwanzig Mal gewaschen und noch öfter mit Sand gerieben worden war, verpestete eine Hütte noch derartig, daß man es nicht in ihr aushalten konnte. Azara glaubt, daß man den Gestank wohl eine halbe englische Meile weit riechen könne.

Ungeachtet des abscheulichen Geruches ist das Stinkthier doch nützlich. Aus seinem Pelze machen sich die Indianer weiche und schöne Decken, welche man trägt, obgleich sie sehr schlecht riechen. Um es zu fangen, gebrauchen dieselben eine eigene List. Sie nähern sich ihm mit einer langen Gerte und reizen es damit, bis es wiederholt seine Drüsen entleert hat; hierauf springen sie plötzlich zu und heben es beim Schwanze empor. In dieser Lage soll es dann nicht weiter spritzen können und somit ganz gefahrlos sein. Ein einziger Schlag auf die Nase tödtet es augenblicklich. Dann werden die Drüsen ausgeschnitten und die Indianer essen das Fleisch ohne Umstände. Aber auch Europäer nützen das Thier, und zwar das Allerfürchterlichste von ihm, nämlich die stinkende Flüssigkeit selbst. Sie wird in derselben Weise gebraucht, wie unsere Damen wohlriechende Wässer anwenden, als nervenstärkendes Mittel. Aber da der Aberglaube in Amerika noch etwas stärker ist, als bei uns in Deutschland, so glaubt man, wunder welch ein vortreffliches Mittel erhalten zu haben, wenn man stinkende Flüssigkeit sich vor die Nase hält. Daß dabei Unannehmlichkeiten mancherlei Art vorkommen können, zumal in Gesellschaft, ist leicht zu erklären. So erzählt man, daß ein Geistlicher einmal während der Predigt sein Fläschchen herausgezogen habe, um seine Nerven zu stärken, die Riechnerven seiner andächtigen Zuhörer dabei aber dergestalt erregte, daß die gesammte Versammlung augenblicklich aus der Kirche hinausstürmte, gleichsam als wäre der Teufel, den der würdige Diener Gottes mit ebensoviel Achtung, als Liebe vorher behandelt hatte, leibhaftig zwischen den frommen Schafen erschienen, und zwar mit allem Pomp und allen höllischen Wohlgerüchen, welche ihm als Fürsten der Unterwelt zukommen.

Es ist noch nicht ausgemacht, ob die Stinkthiere auch einander anspritzen, und es wäre jedenfalls wichtig, Dies genau zu erfahren. Freilich finden wir, daß die Gerüche, welche ein Thier verbreitet, ihm gewöhnlich durchaus nicht lästig fallen, ja sogar gewissermaßen wohlriechend erscheinen: Demungeachtet wäre es doch möglich, daß ein Stinkthiermännchen durch eine gehörige Ladung Pestsaft von einem von ihm verfolgten Weibchen hinlänglich abgeschreckt werden könnte.

In der Gefangenschaft entleeren die Stinkthiere ihre Drüsen nicht, wahrscheinlich, weil man sich sorgfältig hütet, sie zu reizen. Sie werden nach kurzer Zeit sehr zahm und gewöhnen sich gewissermaßen an ihren Pfleger, obgleich sie anfangs mit dem Hintertheil vorangehen, den Schwanz in die Höhe gerichtet, um ihr Geschütz zum Losbrennen immer bereit zu halten. Nur durch Schlagen oder sehr starke Beängstigung sollen sie veranlaßt werden, von ihrem Vertheidigungsmittel Gebrauch zu machen. Heu ist ihr liebstes Lager. Sie machen sich ein ordentliches Bettchen und rollen sich dann

wie eine Kugel zusammen. Nach dem Fressen putzen sie sich die Schnauze mit den Vorderfüßen, denn sie sind reinlich und halten sich stets zierlich und glatt, legen auch ihren Unrath niemals in ihrem Lager ab. Man füttert sie mit Fleisch; am liebsten fressen sie Vögel. Sie verzehren oft mehr, als sie verdauen können, und erbrechen sich dann gewöhnlich nach einer solchen Ueberladung. Ihre Gier ist aber immer noch so groß, daß sie das Erbrochene wieder auffressen, wie es die Hunde auch thun. Bei reichlicher Nahrung schlafen sie den ganzen Tag und gehen erst des Abends herum, selbst wenn sie keinen Hunger haben. Ein gefangenes Stinkthier bleibt jedoch unter allen Umständen ein ungemüthlicher Gesellschafter, weil er in einem Augenblicke schlechter Laune dem Menschen immer noch gehörig zu schaffen machen kann.



Das Stinkthier (Mephitis Humboldtii).

Unsere Zeichnung stellt ein südamerikanisches Stinkthier dar, welches Gray, zu Ehren unsers erhabenen Landsmannes, Mephitis Humboldtii benannte. Sie giebt die einzige Abbildung wieder, welche, meines Wissens wenigstens, nach dem Leben gemalt wurde. Da sie von einem der größten Thiermaler, von Josef Wolf herrührt, brauche ich über ihre Treue kein Wort zu verlieren.

Den eigentlichen amerikanischen Stinkthieren sehr nahe verwandt sind die Bandiltisse (Rhabdogale). Ihre äußere Erscheinung, die starken Grabkrallen an den Vorderfüßen, die Stinkdrüsen, welche eine äußerst heftig stinkende Flüssigkeit absondern, sind Eigenthümlichkeiten, welche diese Thiere mit jenen gemein haben. Ihre Sohlen sind aber behaart, und der innere Bau und vor allem das

Gebiß stimmt entschieden mit dem der Marder überein. Man kennt nur eine Art dieser Sippe, den wöhnlichen Bandiltis oder die Zorilla (Rhabdogale mustelina).

Letzterer Name, welcher aus dem Spanischen stammt und soviel als Füchschen bedeutet, kommt übrigens eigentlich einem wirklichen Stinkthiere zu, und deshalb ist der erstere vorzuziehen. Früher hielt man den Bandiltis allgemein für eine altweltliche Art der Stinkthiere, und erst die neueren Untersuchungen haben die Trennung von jenen bestimmt.

Der Bandiltis ist ein mittelgroßes Marderthier, von 23 Zoll Leibes- und $9^1/_2$ Zoll Schwanzlänge. Sein Leib ist lang, jedoch nicht sehr schlank, die Beine sind kurz und die Vorderfüße mit langen, starken, ziemlich langen, aber stumpfen Krallen bewehrt. Der Kopf ist breit, die Schnauze rüsselförmig verlängert; die Ohren sind kurz und zugerundet, die Augen mittelgroß, mit längs gespaltenem Stern. Der Schwanz ist ziemlich lang und buschig, der ganze Pelz ist dicht, lang. Seine Grundfärbung ist ein glänzendes Schwarz mit mehreren weißen Flecken und Streifen, welche mehr oder weniger abändern. Zwischen den Augen befindet sich ein schmaler, weißer Flecken, und ein andrer zieht sich von den Augen nach den Ohren hin. Beide fließen aber zuweilen zusammen und bilden auf der Stirn ein einziges weißes Band, welches nach der Schnauze zu in eine Schneppe ausläuft. Auch die Lippen sind häufig schmal weißgesäumt. Der obere Theil des Körpers ist nun sehr verschieden, aber immer nach einem gewissen Plane gezeichnet. Bei den einen zieht sich über das Hinterhaupt eine breite, weiße Querbinde, von welcher vier Längsbinden entspringen, die über den Rücken verlaufen, sich in der Mitte des Leibes verbreitern und durch drei schwarze Zwischenstreifen getrennt werden. Die beiden äußeren Seitenbinden vereinigen sich auf der Schwanzwurzel und setzen sich dann auf dem Schwanze jederseits als weißer Streifen fort. Bei anderen ist der ganze Hinterkopf und Nacken, ja selbst ein Theil des obern Rückens weiß, und dann entspringen erst am Widerrist die drei dunklen Binden, die sich nun seitlich am Schwanze noch fortsetzen. Der Schwanz selbst ist bald gefleckt und bald längs gestreift.

Der Bandiltis ist über ganz Afrika verbreitet. Man hat ihn schon bis jetzt fast in allen Ländern gefunden, welche einigermaßen durchforscht worden sind. Er geht selbst noch über die Landenge von Suez weg und verbreitet sich in Kleinasien, ja er soll sogar bis in die Nähe von Konstantinopel, selbstverständlich nur auf der asiatischen Seite, gefunden werden. Felsige Gegenden bilden seinen Lieblingsaufenthalt. Hier lebt er entweder im Geklüft oder in selbstgegrabenen Löchern unter Bäumen und Gebüschen. Seine Lebensweise ist eine rein nächtliche, und daher kommt es, daß er im Ganzen doch nur selten gesehen wird. Ich z. B. habe während meines Aufenthalts in Afrika viel von dem „Vater des Gestankes“ reden hören, denselben aber niemals zu Gesicht bekommen. Die Berichte, welche ich erhielt, stimmen im Ganzen vollkommen mit der Beschreibung überein, welche Kolbe gegeben hat. Dieser ist der Erste, welcher unser Thier erwähnt. Es heißt bei den holländischen Ansiedlern am Kap der guten Hoffnung „Stinkbinksem“ oder „gestreifter Maushund“ und macht beiden Bezeichnungen durch die That volle Ehre. Seine Nahrung besteht in kleinen Säugethieren, namentlich in Mäusen, kleinen Vögeln und deren Eiern, in Lurchen und Kerbthieren. Dem Hausgeflügel wird er nicht selten gefährlich. Er schleicht nach Marderart in die Bauernhöfe ein und richtet unter dem Hausgeflügel entsetzlichen Schaden an.

In seinen Bewegungen ähnelt er den Mardern nicht, denn er ist weniger behend und kann eher träge genannt werden, gerade so, wie die amerikanischen Stinkthiere es auch sind. Das Klettern versteht er nicht und auch vor dem Wasser hat er große Scheu, obwohl er, wenn es sein muß, recht fertig schwimmt. Seiner abscheulichen Waffen bedient er sich ganz in derselben Weise, wie das Stinkthier. „Befindet er sich auf einem Felde oder einer Wiese,“ sagt Kolbe, „und bemerkt er, daß sich ihm ein Hund oder ein wildes Thier nähert, das ihn umbringen will, so spritzt er seinen Feinden einen so pestartigen Gestank entgegen, daß sie genug zu thun haben, die Nase an der Erde und den Bäumen abzureiben, um den Gestank nur einigermaßen wieder loszuwerden. Nähert sich ihm der Feind wieder oder kommt wohl noch ein zweiter hinzu, so schießt er zweimal auf die Gegner und giebt wieder einen

Gestank von sich, welcher durchaus nicht besser ist, als der erste. Auf diese Weise vertheidigt er sich sehr tapfer gegen seine Widersacher. Nimmt ein Jäger den erschossenen Bandiltis in die Hand, so hängt sich ein solcher Gestank an dieselbe, daß er ihn nicht los wird, selbst wenn er sich mit Seife wäscht. Daher läßt man ihn liegen, wenn man ihn geschossen hat. Denn wer nur einmal Etwas von diesem Gestanke bekommen hat, wird ihm gewiß ein ander Mal von selbst aus dem Wege gehen und ihn ungehindert sein Wesen treiben lassen."

Wie bei den Stinkthieren, sind auch bei dem Bandiltis hauptsächlich die Männchen die Stänker, und zwar ganz besonders in der Paarungszeit, wahrscheinlich weil dann ihr ganzes Wesen außerordentlich erregt ist. Möglich ist es auch, daß das Weibchen die Düfte, welche uns entsetzlich vorkommen, ganz angenehm findet.

Ueber die Fortpflanzung unserer Thiere weiß man nichts Sicheres. Dagegen ist es bekannt, daß der Bandiltis am Vorgebirge der guten Hoffnung von einigen holländischen Ansiedlern in ihren Häusern gehalten wird, um Ratten und Mäuse zu vertilgen. Man sagt, daß er niemals einen höhern



Der Bandiltis (Rhabdogale mustelina).

Grad von Zähmung erreiche, sondern immer stumpfsinnig und gleichgiltig gegen Liebkosungen oder gute Behandlung bleibe. Die vielen Namen, welche der Bandiltis außer dem genannten trägt, bezeichnen ihn in allen Sprachen als einen Stänker.

Noch immer ist die Reihe der eigenthümlichen und für höher ausgebildete Geruchswerkzeuge so empfindlich wirkenden Thiere nicht geschlossen. Wir haben außer den genannten zweier anderer Mitglieder unserer Familie zu gedenken, welche sich im Nothfalle ebenfalls durch Ausspritzen eines Pestsaftes zu helfen suchen, der Honigdachse oder Ratels. Dieselben gehören einer besondern Sippe (Ratelus) an, deren Kennzeichen so ziemlich die der eigentlichen Dachse sind. Indeß durch die fast gänzlich fehlenden Ohrmuscheln und den Zahnbau, welcher wegen eines Höckers am untern Kauzahn ausgezeichnet ist, durch die verhältnißmäßig sehr großen Scharrnägel, die wegen rückwärts gerichteter Stachelwarzen rauh gemachte Zunge und durch andere für uns weniger wichtige Eigenthümlichkeiten unterscheiden sich die Honigdachse hinlänglich von den eigentlichen Dachsen und auch von

den übrigen Mardern. In der Lebensweise haben beide Arten, welche man bis jetzt kennt, sehr viel Eigenthümliches, und deshalb hat sich auch die Sage lebhaft mit ihnen beschäftigt.

Eine Art der Honigdachse bewohnt das Vorgebirge der guten Hoffnung und Mittelafrika und wird vorzugsweise **Honigdachs** (Ratelus capensis) genannt. In der Größe und Gestalt ähnelt dieser sehr den Dachsen. Sein Leib ist plumper, breit und flach, die Schnauze lang; die Ohren sind kurz, und eigentlich blos durch einen Rand äußerlich begrenzt, die Augen klein und tiefliegend, die Beine kurz und stark, nacktsohlig und die Zehen der Vorderfüße mit langen Scharrkrallen versehen. Die Behaarung ist lang und straff, auf Stirne, Hinterkopf, Nacken, Rücken, Schulter und Schnauze aschgrau, an der Schnauze, den Wangen, Ohren, Unterhals, Brust, Bauch und Beinen schwarzgrau gefärbt, scharf von der oberen Färbung abgegrenzt. Gewöhnlich scheidet ein hellgrauer Randstreifen die Rückenfärbung von der untern, und dieser Streifen ist es hauptsächlich, welcher den afrikanischen Honigdachs von dem indischen unterscheidet. Die größere Rauhheit des Pelzes, welche dem Letztern zukommt, ist nebensächlich. Ein ausgewachsener Honigdachs erreicht $2^1/_2$ Fuß Leibeslänge und neun Zoll Höhe am Widerrist; sein Schwanz ist fast einen Fuß lang.

Der Ratel lebt in selbstgegrabenen Höhlen unter der Erde und besitzt eine unglaubliche Fertigkeit, solche auszuscharren. Träge, langsam und ungeschickt, wie er ist, würde er seinen Feinden kaum entgehen können, wenn er nicht die Kunst verstände, sich förmlich in die Erde zu versenken, d. h. sich so rasch eine Höhle zu graben, daß er unter der Erdoberfläche verborgen ist, ehe ein ihm auf den Leib rückender Feind nahe genug gekommen ist, um ihn zu ergreifen. Er führt eine halb nächtliche Lebensweise und geht des Tages nur selten auf Raub aus. Auf unserm Jagdausfluge nach den Bogosländern wurde er zweimal gesehen, jedes Mal gegen Abend, noch ehe die Sonne niedergegangen war. Nachts dagegen streift er langsam und gemächlich umher und stellt kleinen Säugethieren, namentlich Mäusen, Springmäusen, Ratten und dergleichen, oder Vögeln, wohl auch Schildkröten nach, gräbt sich Wurzeln oder Knollengewächse aus, sucht Früchte und schlägt sich ehrlich und redlich durchs Leben. Allein er hat eine Liebhaberei, welche seine ganze Lebensweise bestimmt. Er ist nämlich ein leidenschaftlicher Freund von Honig, und aus diesem Grunde der eifrigsten Bienenjäger einer.

In ganz Afrika bauen die Bienenarten hauptsächlich in der Erde und zwar in verlassenen Höhlen aller Art, wie es bei den Hummeln und Wespen ja auch der Fall ist. Solche Nester sind nun für den Honigdachs das Erwünschteste, was er finden kann, und er macht sich, wenn er einen derartigen Schatz gefunden hat, mit unverhehlter Freude darüber her. Natürlich wehren sich die Bienen nach Kräften und suchen ihn mit ihren Stacheln bestmöglichst zu verwunden. Sein dicht behaartes, sehr starkes Fell ist aber gegen Bienenstiche das vorzüglichste, welches es giebt, und noch besonders dadurch ausgezeichnet, daß die Fettschicht unter ihm in einem Grade locker ist, wie kaum bei einem andern Thiere. Man versichert, daß sich der Ratel förmlich in seinem Balge herumdrehen könne, so locker liege das Fell auf seinem Leibe! Die Bienen sind vollkommen ohnmächtig solchem Feinde gegenüber, und dieser wühlt nun mit Lust in ihren Wohnungen umher und labt sich nach Behagen an dem köstlichen Inhalt derselben. **Sparmann**, der bekannte Reisende am Kap der guten Hoffnung, berichtet über die Art und Weise der Jagden unserer Honigdachse ganz ergötzliche Dinge, von denen eigentlich weiter Nichts zu bedauern ist, als daß sie blos auf Erzählung der Hottentotten und holländischen Ansiedler gegründet und nicht wahr sind.

„Die Bienen," sagt jener Schriftsteller, „geben dem Honigdachse, wenn auch nicht die einzige, so doch die hauptsächlichste Nahrung, und ihr Feind ist mit großer Schlauheit begabt, um die unterirdischen Nester aufzuspüren. Gegen Sonnenuntergang verläßt er seine Höhle, in welcher er den Tag verträumte, und schleicht umher, um seine Beute von fern zu beobachten, wie Das der **Löwe** auch thut. Er setzt sich auf einen Hügel hin, schützt seine Augen durch eine vorgehaltene Vorderpfote vor den Strahlen der tiefstehenden Sonne und paßt sorgfältig den Bienen auf. Bemerkt er nun, daß Einige immer in derselben Richtung hinfliegen, so humpelt er denselben gemächlich nach, beobachtet sie, und

wird so allmählich bis zu ihrem Neste geleitet, in welchem nun ein gegenseitiger Kampf auf Leben und Tod stattfindet. Es wird erzählt, daß der Ratel ebensowohl, wie der Eingeborne Südafrikas, zuweilen auf der Suche nach Honig von einem Vogel, dem Honigangeber (Indicator major), geleitet werde, welcher Klugheit genug besitzt, um zu wissen, daß Menschen und Thiere nach jenem Leckergerichte verlangen. Der kleine Bursch, unfähig, eine Bienenfestung durch eigene Macht zu erobern, sucht seinen Vortheil darin, aufgefundene Bienenstöcke anderen, stärkeren Wesen anzuzeigen, um dann bei der Räumung des Nestes mitzuschmausen. Zu diesem Zwecke erregt er durch sein Geschrei die Aufmerksamkeit der Honigliebhaber und fliegt in kurzen Absätzen gemächlich vor ihnen hin, von Zeit zu Zeit sich niederlassend, wenn der schwerleibige Bodenbewohner ihm nicht so schnell folgen



Der Honigdachs (Ratelus capensis).

kann, und dann von neuem seine Führerschaft aufnehmend. In der Nähe eines Bienennestes angekommen, läßt er seine Stimme um so freundlicher vernehmen und zeigt endlich geradezu auf den niedergelegten Schatz. Während dieser erhoben wird, bleibt er ruhig in der Nähe und wartet, bis der habgierige Mensch oder Ratel genug hat, um dann seinen Theil für den geleisteten Dienst sich zu holen."

„Bei solchen Angriffen auf einen wüthenden Schwarm von Bienen leistet dem Ratel die Dicke seines Felles vortreffliche Dienste, und es ist nicht blos erwiesen, daß es den Bienen undurchdringlich ist, sondern auch wohl bekannt bei allen Jägern, daß Hunde nicht im Stande sind, das verhältnißmäßig so schwache, nichtssagende Thier zu bezwingen."

Der Ratel stellt übrigens nicht blos dem Honig nach, sondern liebt auch kräftigere Nahrung. Carmichael sagt, daß er von den Besitzern der Hühnerhöfe als eines der schädlichsten Thiere betrachtet werde. In der Algoabai zankten sich einmal die Bauern um das Eigenthum der Eier, welche die Hühner verlegt hatten. Der Ratel machte in einer Nacht diesem Streite ein Ende, indem er einfach allen Hühnern, gegen dreißig Stück, den Kragen abbiß und drei todte in seine Höhle schleppte.

Man versichert, daß der Honigdachs mit zwei oder drei Weibchen lebe und diese niemals aus den Augen lasse. Zur Rollzeit soll er so wild und wüthend sein, daß er selbst Menschen anfällt und sie mit seinen Bissen schwer verwundet. Uebrigens wehrt er sich seiner Haut, wenn er angegriffen wird. Es ist nicht rathsam, ihn lebend packen zu wollen; denn er weiß von seinem Gebiß einen ungemein empfindlichen Gebrauch zu machen. Das locker aufliegende Fell erlaubt ihm, alle nur denkbaren Drehungen und Wendungen seines Körpers vorzunehmen, und Dies soll soweit gehen, daß er auch dann noch seinen Kopf zurückzubeugen und sich durch kräftige Bisse zu rächen vermag, wenn man ihn dicht unter dem Hinterhaupte am Nacken faßt. Ehe er zum Beißen kommt, sucht er sich jedoch zu retten, indem er, wo es der Boden erlaubt, sich durch unglaublich rasches Eingraben in die Erde versenkt oder aber seine Stinkdrüsen gegen den Feind entleert.

Von der Wirksamkeit dieser Drüsen habe ich mich selbst überzeugen können. Im Mensathale sah mein Freund und Jagdgenosse van Arkel d'Ablaing gegen Abend ein ihm unbekanntes dachsähnliches Thier, welches von dem einen Hang herabkam, dicht vor ihm das Thal überschritt und sich im Buschwalde der andern Thalwand weiterbewegte. Er jagte dem „Dachs" beide Schüsse seines Schrotgewehres auf den Pelz und bekam dafür im nächsten Augenblicke einen furchtbaren Gestank zu riechen; das Thier selbst war aber, ungeachtet der Schuß es gut getroffen hatte, davongegangen. Die einbrechende Nacht verhinderte uns, nach ihm zu suchen; dafür durchstöberten wir jedoch am nächsten Morgen das Gebüsch. Hierbei brauchten wir blos der Nase nachzugehen; denn der in der Nacht gefallene Regen hatte den Gestank wohl etwas gedämpft, aber keineswegs vernichtet. Es roch noch immer so abscheulich, daß nur unser Eifer die Suche uns erträglich machen konnte.

Man sagt, daß der Honigdachs blos im höchsten Nothfalle sich seines Gebisses bediene. Wenn Dies wahr ist, dann begreife ich unser Thier nicht; denn das Gebiß ist so kräftig, daß es jedem Jäger und jedem Hund Achtung einflößen und beide zur Vorsicht mahnen muß.

Dagegen bin ich von der Lebenszähigkeit des Ratels vollkommen überzeugt. An den beiden Schüssen, welche mein Freund auf kaum zwanzig Schritte jenem Honigdachs zukommen ließ, hätte ein Löwe genug haben können; der Ratel aber war davongegangen, als wäre ihm Nichts geschehen. Es wird erzählt, daß sich die Bauern des Kaplandes eine Art von Vergnügen daraus machen, dem Ratel ihre Messer in verschiedene Theile seines Leibes zu stoßen, weil sie wissen, daß sie hierdurch noch keineswegs einen raschen Tod des Thieres herbeiführen. Bei getödteten, welche von Hunden gebissen worden waren, konnte man niemals im Felle ein Loch bemerken. Starke Schläge auf die Schnauze sollen ihn jedoch augenblicklich tödten.

Jung eingefangene Ratels werden zahm und ergötzen durch die Plumpheit ihrer Bewegungen. Weinland nennt die Ratels im Regents-Park in London „außerordentlich muntere Thiere, welche, wie manche besonders schlaue oder thörichte Menschen, plötzlich ein ganz anderes Gebahren annehmen, wenn sie sich bemerkt glauben, außerdem aber die Zuschauer durch Purzelbäume zu unterhalten und zu fesseln wissen;" ich beobachte an denselben Gefangenen, daß sie mit bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit ihre höchst komischen Purzelbäume immer genau auf derselben Stelle ihres Käfigs machen, hundertmal nach einander, falls sie die Laune anwandelt, ihren Käfig so oft zu durchmessen. Die beiden bekannten Arten sind zusammengesperrt. Sie vertragen sich vortrefflich und ergötzen sich gegenseitig durch ihren unverwüstlichen Humor.

Im Ganzen läßt unsere Kenntniß des Honigdachses noch viel zu wünschen übrig; Dies aber wird einleuchtend, wenn man an unsern deutschen Dachs denken will: — ihn kennen wir ja auch noch nicht.

Das Gleiche gilt für den asiatischen oder indischen Gattungsverwandten (Ratelus indicus). Dieser ist, wie ich oben bemerkte, oft mit seinem afrikanischen Vetter verwechselt worden und hat auch wirklich so große Aehnlichkeit mit ihm, daß seine Artselbstständigkeit noch sehr in Frage gestellt wird. Bennett unterscheidet ihn, weil ihm die weißen Seitenstreifen fehlen und der Schwanz kürzer ist. In der Größe und Gestalt ähnelt er jenem vollkommen. Der lange, lockere und rauhe Pelz ist auf dem Rücken aschgrau, auf der Unterseite und an der Schwanzspitze, sowie in der Ohrengegend aber schwarz. Die Körperlänge beträgt etwas über zwei Fuß, die Länge des Schwanzes dagegen wenig über einen halben Fuß.

Nach Hardwicks Bericht findet sich das Thier in verschiedenen Theilen von Indien und zumal auf den Höhen in der Nähe des Ganges und der Dschumna. Bei Tage läßt er sich wenig sehen, bei Nacht aber schleicht er um die Wohnungen der Einwohner umher und weiß sich selbst durch die dichten Dornenzäune, welche die Leute gegen ihn errichtet haben, hindurchzuzwängen oder versteht es, dieselben in kürzester Zeit vermittelst einer darunter weggegrabenen Höhle zu umgehen. In einem Zeitraum von zehn Minuten soll er derartige Röhren, welche ihn in ein Hühnerparadies bringen, ausarbeiten können. Die Eingebornen fangen zuweilen alte Ratels und halten sie eine Zeitlang lebendig. Diese halten die Gefangenschaft selten lange aus; Junge aber sind augenblicklich zutraulich, gelehrig und spiellustig. Ihr angenehmstes Futter ist Fleisch aller Art; doch scheinen Vögel, noch mehr aber lebende Ratten, besonders bevorzugt zu werden. Die Ratels sollen sogar nach Vögeln auf die Bäume steigen, und es ist sicher, daß sie etwas zu klettern verstehen, wenn auch in sehr plumper Weise. Während des Tages schlafen sie stets; mit Einbruch der Nacht ermuntern sie sich und beweisen Dies durch ein tiefes Gemurmel oder Geknurr, welches aus der innersten Brust zu kommen scheint. Die Ratels, welche nach England gebracht wurden, lebten dort viele Jahre in dem Thiergarten.

Linné stellt den Vielfraß zu den Mardern; die nordamerikanische Wolverene aber, welche von den neueren Naturforschern gar nicht als besondere Art, sondern nur als „Abart" des Vielfraßes angesehen wird, zu den Bären. Hierdurch beweist der ausgezeichnete Naturforscher deutlich genug, was der Vielfraß ist: ein Mittelglied zwischen den genannten Familien. Den in Europa lebenden Vielfraß hatte er selbst beobachtet und war deshalb über sein Leben und Wesen ganz ins Klare gekommen.

Der Vielfraß ist ein großer Marder, denn er ähnelt den übrigen Sippschaftsgenossen dieser Familie in seinem Gebiß vollkommen, und dieses gilt bekanntlich bei allen Naturforschern als das wesentlich bestimmende Merkmal, um ein Säugethier irgendwo einzuordnen. Aber der Vielfraß ähnelt auch dem Bären in seiner Gestalt und seinem Wesen, und selbst der geübte Blick kommt in Versuchung, einen Vielfraß, welcher in der Ferne sich zeigt, für einen Bären zu halten. Unser Thier ist eine der plumpesten Gestalten der ganzen Marderfamilie, eine plumpere noch, als die Dachse und dachsartigen Thiere. Die Kennzeichen der Sippe, welche er bildet, bestehen hauptsächlich in Folgendem: der Körperbau ist plump und gedrungen, der Hals dick und kurz, der Rücken gewölbt, der Kopf groß, die Schnauze länglich, ziemlich stumpf abgeschnitten, die Ohren sind kurz und abgerundet, die Beine kurz und kräftig, die Pfoten fünfzehig und mit scharf gekrümmten und zusammengedrückten Krallen bewehrt; der Schwanz ist kurz und sehr buschig. Der Schädel ähnelt dem des Dachses, ist aber doch etwas breiter, gedrungener und sehr gebogen, so daß die Stirn und der Nasenrücken stark hervortreten. Das Gebiß ist sehr kräftig, der Reißzahn oben und unten stark entwickelt, der Höckerzahn im Oberkiefer quer gestellt und doppelt so breit als lang, während der untere Höckerzahn etwas länger als breit ist. Achtunddreißig Zähne bilden das Gebiß. Die Zahl der rippentragenden Wirbel beträgt funfzehn oder sechzehn, vier oder fünf sind rippenlos, vier bilden das Kreuzbein und vierzehn den Schwanz. Da man gegenwärtig nur eine einzige Art annimmt, so können wir die Beschreibung derselben sogleich hier folgen lassen.

Der gemeine Vielfraß (Gulo borealis oder arcticus) ist $2^1/_2$ bis 3 Fuß lang, wovon 4 bis 5 Zoll auf den Schwanz kommen, und am Widerrist 14 Zoll bis $1^1/_2$ Fuß hoch. Die Augen sind klein, mit braunem oder schwarzem Stern. Ueber denselben stehen fünf starke Borsten, auf der Oberlippe aber vier Reihen langer Schnurren. Auf der Schnauze sind die Haare kurz und dünn, an den Füßen stark und glänzend, am Rumpfe lang und zottig, um die Schenkel, an den hellen Seitenbinden und am Schwanze endlich sehr lang. Scheitel und Rücken sind braunschwarz mit grauen Haaren gemischt, der Rücken, die Unterseite und die Beine dunkelschwarz, die Schnauze ist braunschwarz. Ein hellgrauer Flecken steht zwischen Augen und Ohren, und eine hellgraue Binde verläuft von jeder Schulter an längs der Seiten hin. Das Wollhaar ist grau, an der Unterseite mehr braun.



Der gemeine Vielfraß (Gulo borealis).

Wenn unser europäischer und asiatischer Vielfraß mit der nordamerikanischen Wolverene übereinstimmt, bewohnt der Vielfraß den ganzen Norden der Erde. Von Südnorwegen an reicht er durch Norland und Lappland hindurch, und von Finnmarken durch ganz Nordasien und Nordamerika bis Grönland. Früher war die südliche Grenze seiner Verbreitung in Europa unter tieferen Breiten zu suchen, als gegenwärtig. Eichwald versichert, daß er in den Wäldern von Lithauen vorgekommen ist. Brincken hat ihn noch vor einigen Jahren im Walde von Bialowies beobachtet, wo er jetzt auch nicht mehr vorhanden ist. Bechstein erzählt von einem Vielfraße, welcher bei Frauenstein in Sachsen, und Zimmermann von einem andern, welcher bei Helmstedt im Braunschweig'schen erlegt wurde. Die beiden letzteren werden jedoch als blos versprengte Thiere angesehen, weil man nicht wohl annehmen kann, daß in früheren Zeiten der Vielfraß so weit nach Süden gegangen sein soll.

Gegenwärtig sind Norwegen, Schweden, Lappland, Großrußland, namentlich die Gegenden um das weiße Meer, ganz Sibirien, Kamtschatka und Nordamerika sein hauptsächlichster Aufenthalt.

Ueber die Lebensweise hat uns zuerst Pallas genaue Nachrichten gegeben. Die älteren Naturforscher erzählen nämlich von ihm die fabelhaftesten Dinge. Ihnen ist es auch hauptsächlich zuzuschreiben, daß der Vielfraß seinen in allen Sprachen gleichbedeutenden Namen erhalten hat. Man hat sich viel Mühe gegeben, das deutsche Wort Vielfraß aus dem Schwedischen oder Dänischen abzuleiten, ohne jedoch ein allgemein anerkanntes Ergebniß erzielt zu haben. Die Einen sagen, daß das Wort aus dem Schwedischen stamme, und zwar aus Fjäl und Fräß zusammengesetzt sei und Felsenkatze bedeute. Lenz behauptet aber, daß das Wort Vielfraß der schwedischen Sprache durchaus nicht angehöre, und weist auch die Annahme zurück, daß es aus dem Finnischen abgeleitet sei. Die Schweden selbst sind so unsicher hinsichtlich der Bedeutung des Namens, daß jene Ableitung wohl zu verwerfen sein dürfte. Bei den Finnen heißt das Thier Campi, womit man jedoch auch den Dachs bezeichnet, bei den Russen Rosomacha oder Rosomaka und bei den Skandinaviern Jerf; die Kamtschadalen nennen ihn Dimug und die Amerikaner endlich Wolverene. Es ist höchst wahrscheinlich, daß der eigentliche Name nach der ersten Erzählung in das Deutsche übersetzt worden und von da in die übrigen Sprachen übergegangen ist. Wenn man jene Erzählungen liest und glaubt, muß man dem alten Kinderreim:

„Vielfraß nennt man dieses Thier,
Wegen seiner Freßbegier!"

freilich beistimmen. Michow sagt Folgendes: „In Lithauen und Moscowien giebt es ein Thier, welches sehr gefräßig ist, mit Namen Rosomaka. Es ist so groß wie ein Hund, hat Augen wie eine Katze, sehr starke Klauen, einen langhaarigen, braunen Leib und einen Schwanz wie der Fuchs, jedoch kürzer. Findet es ein Aas, so frißt es solange, daß ihm der Leib wie eine Trommel strotzt; dann drängt es sich durch zwei nahestehende Bäume, um sich des Unraths zu entledigen, kehrt wieder um, frißt von neuem und preßt sich dann nochmals durch die Bäume, bis er das Aas verzehrt hat. Es scheint weiter Nichts zu thun, als zu fressen, zu saufen und dann wieder zu fressen."

Olaus Magnus weiß noch mehr. „Unter allen Thieren," sagt er, „ist dieses das einzige, welches, wegen seiner beständigen Gefräßigkeit, im nördlichen Schweden den Namen Jerf, im Deutschen den Namen Vielfraß erhalten hat. Sein Fleisch ist unbrauchbar, nur sein Pelz ist sehr nützlich und kostbar und glänzt sehr schön und noch mehr, wenn man ihn künstlich mit anderen Farben verbindet. Nur Fürsten und andere große Männer tragen Mäntel davon, nicht blos in Schweden, sondern auch in Deutschland, wo sie wegen ihrer Seltenheit noch viel theurer zu stehen kommen. Auch lassen die Einwohner diese Pelze nicht gern in fremde Länder gehen, weil sie damit ihren Wintergästen eine Ehre zu erweisen pflegen, indem sie Nichts für angenehmer und schöner halten, als ihren Freunden Betten von solchem Pelze anweisen zu können. Dabei darf ich nicht verschweigen, daß alle Diejenigen, welche Kleider von solchen Thieren tragen, nie mit Essen und Trinken aufhören können. Die Jäger trinken ihr Blut; mit lauem Wasser und Honig vermischt, wird es sogar bei Hochzeiten aufgetragen. Das Fett ist gut gegen faule Geschwüre ꝛc."

„Die Jäger haben verschiedene Kunststücke erfunden, um dieses listige Thier zu fangen. Sie tragen ein Aas in den Wald, welches noch frisch ist. Der Vielfraß riecht es sogleich, frißt sich voll, und während er sich, nicht ohne viele Qual, zwischen die Bäume durchdrängt, wird er mit Pfeilen erschossen. Auch stellt man ihm Schlagfallen, wodurch er erwürgt wird. Mit Hunden ist er kaum zu fangen, weil diese seine spitzigen Klauen und Zähne mehr fürchten, als den Wolf."

Von diesen Erzählungen weichen freilich die in der Neuzeit gemachten Beobachtungen wesentlich ab. Es läßt sich nicht läugnen, daß der Vielfraß einen gesegneten Appetit besitzt und verhältnißmäßig mehr frißt, als andere Marder: eine derartige Gefräßigkeit, wie sie ihm von den genannten Naturforschern zugeschrieben wird, zeigt er aber nicht. Schon Steller widerlegt die abgeschmackten Fabeln, und Pallas giebt eine sehr hübsche und richtige Lebensbeschreibung des merkwürdigen

Gesellen. Ich selbst habe ihn auf meiner Reise in Skandinavien blos ein einziges Mal zu Gesicht bekommen und zwar auf einer Renthierjagd, welche wir gemeinschaftlich, d. h. ich und der Vielfraß, unternahmen. Mein alter Erik Swenson, einer der naturkundigsten Jäger, welche ich überhaupt angetroffen habe, konnte mir viel über die Lebensweise mittheilen; ich vermag also auch nach eigenen Forschungen über ihn zu berichten.

Der Vielfraß bewohnt die gebirgigen Gegenden des Nordens und zieht die nackten Höhen der skandinavischen Alpen den ungeheueren Wäldern des niedern Gebirges vor, obwohl er auch in diesen zu finden ist. Die ödeste Wildniß ist sein Aufenthalt. Er hat keine feststehenden Wohnungen, sondern wechselt sie nach dem Bedürfnisse und verbirgt sich, wenn die Nacht hereinbricht, an jedem beliebigen Orte, der ihm einen Schlupfwinkel gewährt, sei es im Dickicht der Wälder oder im Geklüft der Felsen, in einem verlassenen Fuchsbau oder in einer andern, natürlichen Höhle. Wie alle Marder eigentlich mehr Nacht= als Tagthier, schleicht er doch in seiner so wenig von den Menschen beunruhigten Heimat ganz nach Belieben umher und zeigt sich auch im Lichte der Sonne. — Ja, er würde Dieses unter allen Umständen thun müssen, da ja bekanntlich in seinem Vaterlande während des Sommers die Sonne ein Vierteljahr lang Tag und Nacht am Himmel steht. In seinen Bewegungen ist er plump und ungeschickt, weiß aber doch durch Ausdauer sich seiner Beute zu bemächtigen, und da er kein Kostverächter ist, führt er ein sehr behagliches und gemüthliches Leben, ohne jemals in große Noth zu kommen. Seine Bewegungen sind sehr eigenthümlicher Art und namentlich der Gang zeichnet sich vor dem aller übrigen mir bekannten Thiere aus. Der Vielfraß wälzt sich nämlich in lauter großen Bogensätzen dahin, ganz merkwürdig humpelnd und Purzelbäume schlagend. Doch fördert diese Gangart immer noch so rasch, daß er kleine Säugethiere bequem dabei einholt und auch größeren bei längerer Verfolgung nahe genug auf den Leib rücken kann. Im tiefen Schnee zeigt sich seine Fährte, diesem Gang entsprechend, in lauter tiefen Löchern, in welche er mit allen vier Beinen gesprungen ist. Aber gerade sein eigenthümlicher Gang ist dann ganz geeignet, ihn leicht zu fördern, während das von ihm verfolgte Wild mit dem tiefen Schnee sehr zu kämpfen hat. Trotz seiner Ungeschicklichkeit versteht er es, niedere Bäume zu besteigen. Auf deren Aesten liegt er, dicht an den Stamm gedrückt, auf der Lauer und wartet, bis ein Wild unter ihm weggeht. Dem springt er dann mit einem kräftigen Satze auf den Rücken, hängt sich an den Hals fest, beißt ihm blos die Schlagadern durch und wartet, bis es sich verblutet hat. Unter seinen Sinnen steht der Geruch oben an; doch ist auch sein Gesicht und Gehör hinlänglich scharf.

Die Lebens= und Jagdweise des Thieres hat gar viele widersprechende Berichte hervorgerufen. Einige Schriftsteller behaupten, daß es blos von solchen Thieren lebe, welche zufällig getödtet worden sind, und Aas jeder übrigen Nahrung vorziehe. Nur im Sommer soll er Murmelthiere und Mäuse ausgraben oder die Fallen, welche Jäger gestellt haben, und selbst die Häuser der Nordländer plündern. Dem ist jedoch nicht so, sondern die uns von Pallas gegebene Beschreibung seiner Lebensweise ist durchaus richtig. Er sieht schläfrig und plump aus, weiß aber seine Jagd mit hinlänglichem Erfolg zu betreiben. Seine Hauptnahrung bilden die Mäusearten des Nordens und namentlich die Lemminge, von denen er eine erstaunliche Menge vertilgt. Bei der großen Häufigkeit dieser Thiere in gewissen Jahren, braucht er sich kaum um ein andres Wild zu bekümmern. Den Wölfen und Füchsen folgt er auf ihren Streifzügen nach, in der Hoffnung, Etwas von ihrem Raube zu erwischen. Im Nothfalle aber betreibt er selbst die höhere Jagd. Steller erzählt, daß er das Renthier mit List zu sich heranlocke, indem er auf einen Baum klettere und von dort aus in Absätzen Renthiermos herabwürfe, welches dann von den Thieren gesehen und aufgefressen würde und ihm somit Gelegenheit gäbe, einen guten Sprung zu machen. Dann soll er dem Wild die Augen auskratzen und auf ihm sitzen bleiben, bis sich der geängstete Hirsch an Bäumen zu Tode stößt. Allein diese Angaben scheinen blos auf Erzählungen zu beruhen und dürften unrichtig sein. Gewiß aber ist es, daß er Renthiere, ja selbst Elenthiere angreift und niedermacht. Thunberg erfuhr, daß er sogar Kühe tödte, indem er ihnen die Gurgel abbeißt. Auch Steller berichtet, daß er an der Lena Pferde anfalle; Löwenhjelm er-

wähnt in seiner Reisebeschreibung von Nordland, daß er dort Schaden unter den Schafherden anrichte, und Erman erfuhr von den Ostjaken, daß er dem Elenthiere auf den Nacken springe und es durch Bisse tödte. Erik erzählte mir, daß er sich, zumal im tiefen Schnee, leise unter dem Winde an die vergrabenen Schneehühner heranmacht, sie in den Höhlen, welche sich die Vögel ausscharren, verfolgt und dann mit Leichtigkeit tödtet. Den Jägern ist er ein höchst verhaßtes Thier. Mein Begleiter versicherte mich, daß ein jedes erlegte Renthier, welches er nicht sorgfältig unter Steinen verborgen habe, während seiner Abwesenheit von dem Vielfraß angefressen worden sei. Sehr häufig stiehlt er auch die Köder von den Fallen weg oder frißt die darin gefangenen Thiere an. In den Hütten der Lappen richtet er oft bedeutende Verwüstungen an. Er bahnt sich mit seinen Klauen einen Weg durch Thüren und Dächer und raubt Fleisch, Käse, getrockneten Fisch u. dergl., zerreißt aber auch die dort aufbewahrten Thierfelle und frißt selbst, bei großem Hunger, einen Theil derselben. Während des Winters ist er Tag und Nacht auf den Beinen, und wenn er ermüdet ist, gräbt er sich einfach ein Loch in den Schnee, läßt sich dort verschneien und ruht in dem nun ganz warmen Lager behaglich aus.

Daß er auch in ganz baumlosen Gebirgsgegenden, dem ausschließlichen Aufenthalt der wilden Renthiere, diesen großen Schaden zufügt, habe ich nicht blos aus dem Munde meiner Jäger vernommen, sondern auch aus dem Benehmen einer von ihm bedrohten Renthierherde schließen können. Ich bemerkte einen Vielfraß, welcher auf einer mit wenig Steinen bedeckten Ebene hinter einem größern Blocke saß und die Renthiere mit größter Theilnahme betrachtete. Jedenfalls gedachte er, ein unvorsichtiges Kalb bei Gelegenheit zu überraschen. Sein Standpunkt war vortrefflich gewählt. Er hatte den Wind mit derselben Gewissenhaftigkeit beobachtet, wie wir. Die schlauen Renthiere bekamen jedoch bei einer Wendung, welche das sich äsende Rudel machte, Witterung und stiebten augenblicklich in die Weite. Jetzt mochte er einsehen, daß für heute seine Jagd erfolglos bleiben würde, und wandte sich, trottelnd und Purzelbäume schlagend, den Kopf und Schwanz zur Erde gesenkt, dem höhern Gebirge zu, lauschte plötzlich, sprang seitwärts, fing einen Lemming, verspeiste denselben mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit und setzte dann seinen Weg weiter fort. Ich war leider zu entfernt von ihm, um meinen Grimm an der gestörten Jagd kräftig bezeigen zu können; er aber nahm sich in der Folge wohl in Acht, uns wieder zu nahe zu kommen.

Eine kleine Beute, die der Vielfraß gemacht hat, verzehrt er auf der Stelle mit Haut und Haaren, eine größere aber vergräbt er sehr sorgfältig und hält dann noch eine zweite Mahlzeit davon. Die Samojeden behaupten, daß er auch Menschenleichen aus der Erde scharre und sich zeitweilig von diesen nähre. Aus allen diesen Gründen steht der Vielfraß bei sämmtlichen nordischen Völkerschaften keineswegs in besonderer Achtung, und hierin möchten die verschiedenen Fabeln theilweise wohl auch ihren Grund haben. Man jagt, verfolgt und tödtet ihn, wo man nur immer kann, obgleich sein Fell keineswegs überall benutzt wird. Die Kamtschadalen freilich schätzen es sehr hoch und glauben, daß es kein schöneres Rauchwerk geben kann, als eben dieses Fell. Gerade die weißgelben Felle, welche von den Europäern für die schlechtesten gehalten werden, sind, nach ihrer Einbildung, die allerschönsten, und sie sind fest überzeugt, daß der Gott des Himmels, Bulutschei, Rosomaka- oder Vielfraßkleider trage. Die gefallsüchtige Itelmänin trägt zwei Stück Vielfraßfelle von Handgröße über dem Kopf, oberhalb der Ohren. Man kann sich nicht besser seine Frau oder Geliebte verbindlich machen, als wenn man ihr derartige Rosomakenfleckchen kauft, deren Preis unter den Leuten dem eines Biberfelles gleichgeachtet wird. Vor Stellers Zeiten konnte man von den Kamtschadalen für einen Vielfraß eine Menge andere Felle eintauschen, welche zusammen nicht selten dreißig bis sechzig Rubel werth waren. Die Liebhaberei für diese Fleckchen geht soweit, daß die Frauen, welche keine besitzen, gefärbte Fellstücke aus dem Balg einer Seeente tragen. Steller fügt hinzu, daß trotz des hohen Werthes gedachter Felle Vielfraße in Kamtschatka häufig sind, weil die Einwohner es nicht verstehen, sie zu fangen, und blos zufällig einen erbeuten, welcher sich in die Fuchsfallen verirrt.

Der Eskimo legt sich vor der Höhle des Vielfraßes auf den Bauch und wartet, bis er herauskommt; dann springt er sofort hin, verstopft das Loch und läßt nun seine Hunde los, welche zwar ungern auf solches Wild gehen, es aber doch festmachen. Nunmehr eilt der Jäger hinzu, zieht dem Vielfraß eine Schlinge über den Kopf und tödtet ihn. In Norwegen und Lappland wird er mit dem Feuergewehr erlegt.

Trotz seiner geringen Größe ist der Vielfraß kein zu verachtender Gegner. Er ist nämlich außerordentlich wild, ganz unverhältnißmäßig stark und versteht es vortrefflich, Widerstand zu leisten. Man versichert, daß selbst Bären und Wölfe ihm aus dem Wege gehen. Die Letzteren sollen ihn überhaupt nicht anrühren, wahrscheinlich seines Gestankes wegen. Gegen den Menschen wehrt er sich blos dann, wenn er gar nicht mehr weichen kann. Gewöhnlich rettet er sich, sobald er einen Jäger gewahrt, durch die Flucht, und wenn er verfolgt wird, auf einen Baum oder auf die höchsten Felsspitzen, wohin ihm seine Feinde nicht nachfolgen können. Von raschen Hunden wird er in ebenen, baumlosen Gegenden bald eingeholt, vertheidigt sich aber mit Ausdauer und Muth gegen dieselben und beißt wüthend um sich. Ein einziger Hund überwältigt ihn niemals, und nicht selten wird es selbst mehreren schwer, ihn zu besiegen. Wenn er vor seinen Verfolgern nicht auf einen Baum entkommen kann, wirft er sich auf den Rücken, faßt den Hund mit seinen scharfen Krallen, wirft ihn zu Boden und zerfleischt ihn mit dem Gebisse derart, daß jener an den ihm beigebrachten Wunden oft zu Grunde geht.

Die Rollzeit des Vielfraßes fällt in den Herbst oder Winter; in Norwegen, wie Erik mir erzählte, in den Januar. Nach vier Monaten Tragzeit, gewöhnlich also im Mai, wirft das Weibchen, in einer einsamen Schlucht des Gebirges oder in den dichtesten Wäldern, zwei bis drei, selten auch vier Junge auf ein weiches und warmes Lager, welches sie entweder in hohlen Bäumen oder in tiefen Felsenhöhlen angelegt hat.

Es hält sehr schwer, das weiche Bett eines Vielfraßes aufzufinden. Bekommt man aber Junge, welche noch klein sind, so kann man sie ohne große Mühe zähmen. Genberg zog einen Vielfraß mit Milch und Fleisch auf und gewöhnte ihn so an sich, daß er ihm wie ein Hund auf das Feld nachlief. Er war beständig in Thätigkeit, spielte artig mit allerlei Dingen, wälzte sich im Sande, scharrte sich im Boden ein und kletterte auf Bäume. Schon als er drei Monate war, wußte er sich mit Erfolg gegen die ihn angreifenden Hunde zu vertheidigen. Er fraß nie unmäßig, war gutmüthig, erlaubte Schweinen, die Mahlzeit mit ihm zu theilen, litt aber niemals Hunde um sich. Immer hielt er sich reinlich und stank gar nicht, außer, wenn mehrere Hunde auf ihn losgingen, welche er wahrscheinlich durch die Entleerung seiner Stinkdrüsen zurückschrecken wollte. Gewöhnlich schlief er bei Tage und lief bei Nacht umher. Er lag lieber im Freien, als in seinem Stalle und liebte überhaupt den Schatten und die Kälte. Als er ein halbes Jahr alt war, wurde er wilder, blieb jedoch immer noch gegen Menschen zutraulich, und als er einmal in den Wald entflohen war, sprang er einer alten Magd auf den Schlitten und ließ sich von ihr nach Hause fahren. Mit zunehmendem Alter wurde er immer wilder, und einmal biß er sich mit einem großen Hunde derart herum, daß man dem Letzteren zu Hilfe eilen mußte, weil man für sein Leben fürchtete. Aber auch im Alter spielte er immer noch mit den bekannten Leuten; hielten ihm jedoch Unbekannte einen Stock vor, so knirschte er mit den Zähnen und ergriff ihn wüthend mit den Klauen.

Solange ein gefangener Vielfraß jung ist, zeigt er sich höchst lustig, fast wie ein junger Bär. Wenn man ihn an einen Pfahl gebunden hat, läuft er immer in einem Halbkreise herum, schüttelt dabei den Kopf und stößt grunzende Töne aus. Vor dem Eintritt schlechter Witterung wird er launisch und mürrisch. Ein sehr schöner Vielfraß befindet sich gegenwärtig im Londoner Thiergarten. Er ist sehr zahm und gemüthlich und sieht, wenn er nicht seinen Mund öffnet und die blendend weißen Zähne zeigt, ganz harmlos und gutartig aus. Obgleich nicht eben schnell in seinen Bewegungen, ist er doch fortwährend in Thätigkeit, und blos, wenn er schläft, liegt er still auf ein und derselben Stelle. Einen Baum, welchen man in seinem Käfig angebracht hat, besteigt er mit Leichtigkeit und scheint sich

durch die merkwürdigsten Turnkünste, welche er auf den Aesten ausführt, besonders zu vergnügen. Zuweilen spielt er förmlich mit den Zweigen: er springt mit Leichtigkeit und ohne jede Furcht aus ziemlichen Höhen herunter auf die Erde, hält sich aber nicht gern dort auf, sondern klettert entweder an den eisernen Stäben seines Käfigs oder an seinem Lieblingsbaume rasch wieder empor; zuweilen rennt er in einem kurzen Galopp im Kreise innerhalb seines Käfigs umher, hält aber ab und zu inne, um zu sehen, ob ihm nicht einer von den Zuschauern ein Stückchen Kuchen oder sonst einen Leckerbissen durch das Gitter geworfen habe.

Bis jetzt sind gefangene Vielfraße in Thiergärten und Schaubuden noch eine sehr große Seltenheit, und daher ist es zu erklären, daß wir noch so wenig über das Leben und Wesen dieses Thieres wissen.

In Brasilien leben einige Arten von Raubthieren, welche zwischen dem Vielfraß und den eigentlichen Mardern ungefähr in der Mitte stehen. Es sind Dies die Huronen oder Grisons (Galictis).



Die Tayra (Galictis barbara).

Sie haben einen ziemlich schlanken Leib mit kurzen Beinen und ganz nackte Sohlen, ein kurzes Haarkleid und einen nicht eben buschigen Schwanz. Der ziemlich dicke Kopf ist hinten breit und an der Schnauze nur wenig vorgezogen; die Ohren sind niedrig und abgerundet. Die Zehen sind zum Theil verbunden und mit mittellangen Krallen bewehrt. Ihre Afterdrüsen sondern eine stark nach Moschus riechende Feuchtigkeit ab. Das Gebiß und der innere Leibesbau zeigen Eigenthümlichkeiten sehr untergeordneter Art, welche blos den streng wissenschaftlichen Forscher beschäftigen und von uns deshalb übergangen werden können. Bis jetzt kennt man zwei Arten, welche sich in Wäldern und im Gebüsch aufhalten. Sie sind gewandt in allen ihren Bewegungen, klettern auch sehr geschickt und sind deshalb flinke Jäger, welche kleinen und mittelgroßen Säugethieren nachstellen, mit dem Ratel und den Bären aber die Liebhaberei nach Honig theilen. Diese beiden Arten sind die Tayra oder Hyrare und der Grison.

Man hat auch sie in der letzten Zeit wieder in besondere Sippen getrennt, wahrscheinlich ohne genügende Gründe. Wir unseres Theils können sie getrost zu einer vereinigen.

Die Tayra (Galictis barbara) ähnelt in ihrer Gestalt unseren Mardern; nur ist bei ihr der Kopf im Verhältniß zum übrigen Körper größer und die Schnauze runder, als bei letzteren. Der Leib ist schlank, der Hals lang und beinahe von der Dicke des Kopfes. Die Füße sind kurz, aber

äußerst kräftig, die Zehen bis zum letzten Gelenke hin durch eine Haut verbunden, und die Nägel sind zusammengedrückt. Der dichte Pelz ist am Rumpfe, an den vier Beinen und am Schwanze bräunlichschwarz, das Gesicht blaßbraungrau, die übrigen Theile des Kopfes, der Nacken und die Seiten des Halses sind bald aschgrau, bald gelblichgrau; die Farbe des Ohres zieht sich etwas ins Röthlichgelbe. An der Unterseite des Halses steht ein großer, gelber Flecken. Beide Geschlechter unterscheiden sich nicht; wohl aber kommen Abänderungen in der Färbung vor, und namentlich ist die Farbe des Kopfes und des Nackens bald heller, bald dunkler, und der Fleck am Halse zuweilen gelblichweiß. Eine vollkommen erwachsene Tayra ist etwa zwei Fuß lang und besitzt einen $1^1/_2$ Fuß langen Schwanz. So ähnelt sie auch in der Größe ungefähr unserm Stein- oder Edelmarder.

Die Tayra ist über einen großen Theil von Südamerika verbreitet; denn sie findet sich nicht blos in ganz britisch Guiana und Brasilien, sondern auch in Paraguay und noch weiter südlich. Nirgends ist sie selten, an manchen Orten sogar häufig. In Paraguay kommt sie zwar nicht oft vor; aber auf dem rechten Ufer des gleichnamigen Stromes, in Gran Chaco besonders, scheint sie häufig zu sein. Wie Rengger angiebt, lebt sie theils in Feldern, die mit hohem Gras bewachsen sind, theils in den dichten Waldungen. Dort dient ihr der verlassene Bau eines Gürtelthieres, hier ein hohler Baumstamm zum Lager. Sie ist nichts weniger als ein blos nächtliches Thier, sondern geht vielmehr erst, wenn der Morgen bald anbricht, auf Raub aus und verweilt besonders bei bedecktem Himmel bis gegen Mittag auf ihren Streifereien. Während der großen Tageshitze zieht sie sich in ihr Lager zurück und verläßt dasselbe erst wieder gegen Abend, wo sie dann bis in die Nacht hinein jagt. Sie wird als ein sehr schädliches Thier angesehen, welches sich kühn selbst bis in die Nähe der Wohnungen drängt.

Die Nahrung der Tayra besteht aus allen kleinen, wehrlosen Säugethieren, deren sie habhaft werden kann. Junge Rehe und Feldhirsche, Agutis, Kaninchen, Apereas und Mäuse bilden wohl den Hauptbestandtheil ihrer Mahlzeiten. Auf dem Felde geht sie den Hühnern und jungen Straußen nach, in den Wäldern besteigt sie die Bäume und bemächtigt sich der Brut der Vögel. Sie ist blutdürstig und erwürgt, wenn es in ihrer Gewalt liegt, immer mehr Thiere, als sie zur Sättigung bedarf. Als ausgezeichneter Kletterer besteigt sie selbst die höchsten Bäume, um die Nester der Vögel zu plündern oder den Honig der Bienen aufzusuchen. Abwärts klettert sie stets mit dem Kopfe voran und zeigt dabei eine Fertigkeit, welche nur wenig andere kletternde Säugethiere besitzen.

Gewöhnlich lebt der „Huron", wie die Brasilianer das Thier nennen, paarweise, d. h. mit seinem Weibchen in ein und demselben Walde zusammen. Letzteres wirft im Frühjahr zwei bis drei Junge, welche, nach Aussage der Jäger, blind zur Welt kommen und, solange sie selbst noch nicht auf Raub ausgehen, mit kleinen Säugethieren und jungen Vögeln versorgt werden.

Die Tayra wird in ganz Südamerika ziemlich oft gezähmt. Schomburgk fand sie oft in den Hütten der Indianer, welche sie „Maikong" oder „Hava" nennen, und besaß, wie auch Rengger, selbst längere Zeit ein Stück lebendig. Beide Forscher berichten uns darüber etwa Folgendes: Man ernährt die Tayra mit Milch, Fleisch, Fischen, gekochten Yams, reifen Bananen, Kassavabrode, kurz mit allem Möglichen, und kann sie somit sehr leicht erhalten. Wenn man ihr Speise zeigt, springt sie heftig darnach, ergreift sie sogleich mit den Vorderpfoten und den Zähnen und entfernt sich damit soweit als thunlich von ihrem Wärter. Dann legt sie sich auf den Bauch nieder und frißt das Fleisch, es mit beiden Vorderpfoten festhaltend, ohne Stücke davon abzureißen, sondern nach Katzenart, indem sie mit den Backenzähnen der einen Seite daran kaut. Wirft man ihr lebendes Geflügel vor, so drückt sie dasselbe in einem Sprunge zu Boden und reißt ihm den Hals nahe am Kopf auf. Ein Gleiches thut sie mit kleinen Säugethieren, ja, wenn sie nicht sorgsam genug gezogen worden ist, selbst mit jungen Hunden und Katzen. Sie liebt das Blut sehr, und man sieht sie gewöhnlich dasselbe, wenn sie ein Thier erlegt hat, auflecken, bevor sie vom Fleische genießt. Stört man sie beim Fressen, so beißt sie wüthend um sich. Flüssigkeiten nimmt sie lappend zu sich. Sie ist sehr reinlich und leckt und putzt ihr

glänzend schwarzes Fell fortwährend. Im Zorn giebt sie einen eignen Bisamgeruch von sich, welcher von einer Absonderung der Drüsen, die in der Hautfalte unter dem After liegen, herzurühren scheint. Behandelt man sie mit Sorgfalt, so wird sie gegen den Menschen sehr zahm, spielt mit ihm, gehorcht seinem Rufe und folgt ihm, wenn sie losgebunden wird, durch das ganze Haus nach, gleich einer Katze. Dabei zeigt sie sich sehr spiellustig und leckt und kaut besonders gern an den Händen herum, beißt aber oft auch recht herzhaft zu. Im Spielen stößt sie, wie es die jungen Hunde zu thun pflegen, knurrende Töne aus; wird sie aber ungeduldig, so läßt sie ein kurzes Geheul hören. Ungeachtet ihrer Liebenswürdigkeit bleibt sie doch gegen alle kleineren Hausthiere, namentlich gegen das Geflügel, ein gefährlicher Feind und springt, solange sie etwas Lebendes um sich sieht, mit einer Art von Wuth auf dasselbe zu, um es abzuwürgen, alle früher erhaltenen Züchtigungen vergessend. Ihre Lebensart ändert sie in der Gefangenschaft, wenn sie immer angebunden bleibt oder in einem Käfig gehalten wird, insoweit, daß sie die ganze Nacht schlafend zubringt. Läßt man sie aber in der Wohnung frei herumlaufen, so bringt sie dieselbe Ordnung, wie im Freien, zu Stande. Sie schläft dann blos während der Mitternacht und in den Mittagsstunden und jagt vom frühen Morgen bis Abend den jungen Mäusen und Ratten nach, von denen sie besser, als eine Katze, das Haus zu reinigen versteht. Sie kann sich



Der Grison (Galictis vittata).

nämlich, da ihr Rumpf sehr dehnbar ist, durch jede Oeffnung drängen, welche groß genug ist, den Kopf aufzunehmen. — In der Gefangenschaft begattet sie sich nicht und giebt überhaupt kein Zeichen von Geschlechtstrieb von sich.

Blos die wilden Indianer, für deren Gaumen keine Art von Fleisch zu schlecht zu sein scheint, essen den Maikong; die Europäer finden sein Fleisch abscheulich. Jene benutzen auch sein Fell, um kleine Säcke daraus zu verfertigen oder dasselbe in Riemen zu zerschneiden, welche sie dann als Zierrath gebrauchen; gleichwohl jagen sie das Thier nicht besonders häufig. Wenn sich der Maikong verfolgt sieht, versteckt er sich, falls er Gelegenheit dazu findet, in einem Erdloch oder in einem hohlen Stamme oder klettert auf einen hohen Baum. Fehlt ihm aber ein solcher Zufluchtsort, so erreichen ihn die Hunde sehr bald, da er kein Schnellläufer ist, und überwältigen ihn nach einer kurzen, aber muthigen Gegenwehr. Außer dem Menschen dürften höchstens größere Katzenarten und die Schlangen für ihn gefährlich sein.

Der Grison (Galictis vittata) ist kleiner, als die Tayra, nämlich blos etwas über zwei Fuß lang, wovon auf den Schwanz ungefähr acht Zoll kommen. Er ist gedrungener, als die Tayra, und durch den verhältnißmäßig kurzen Schwanz, auch durch das dünnere, eng anliegende Haarkleid

ausgezeichnet. Die Färbung des Thieres ist sehr eigenthümlich und besonders deshalb merkwürdig, weil die Oberseite des Körpers lichter gefärbt ist, als die Unterseite. Die Schnauze, der untere Theil des Nackens, der Bauch und die Kiefer sind dunkelbraun, während die ganze Oberseite von der Stirn an bis zum Schwanze mit einem blaßgrauen Fell bedeckt ist, dessen Grannenhaare schwarz und weiß geringelt sind. Von der Stirn läuft über die Wangen eine hellockergelbe Binde, welche gegen die Schultern hin etwas stärker wird. Die Schwanzspitze und die kleinen Ohren sind ganz gelb, die Sohlen und die Fersen dunkelschwarz gefärbt, die kurzen Streifen der Stirn und Wange glänzend stahlgrau. Zwischen Männchen und Weibchen, sowie zwischen Alt und Jung, findet kein Unterschied in der Färbung statt.

Der **Grison** bewohnt so ziemlich dieselben Gegenden, wie die vorhergehende Art. **Schomburgk** nennt ihn eines der gewöhnlichen Raubthiere der Küste. Er hält sich in den Pflanzungen und besonders gern in der Nähe der Gebäude auf, wo er hauptsächlich dem Federvieh großen Schaden thut. In der Lebensweise ähnelt er dem Vorhergehenden sehr und geht auch, wie Dieser, am Tag auf die Jagd aus. Hohle Bäume, Felsspalten und Erdlöcher sind seine Aufenthaltsorte. Das Thier macht den Eindruck eines sehr unverschämten Wesens und hat eine eigenthümliche Gewohnheit, den langen Hals emporzuheben, ganz wie es giftige Schlangen zu thun pflegen, mit deren Kopf der seinige überhaupt viel Aehnlichkeit hat. Dabei blitzen die kleinen, dunklen Augen unter der weißen Binde sehr lebendig hervor und geben der geistigen Regsamkeit, sowie auch dem mordlustigen Wesen des Grison belebten Ausdruck. Man sagt, daß er ebenso blutgierig, wie unser Marder wäre und ohne Hunger soviel Thiere würge, als er nur erhaschen könne. Sein Muth soll außerordentlich groß sein. Ein Grison, welchen ein Engländer zahm hielt, verließ einigemal seinen Käfig und griff einen jungen **Alligator** an, der sich in demselben Zimmer befand. Letzterer war, wie der Erzähler bemerkt, dummzahm und hatte sich an einem Abende in die Nähe des Feuers gelegt, um sich der willkommenen Wärme zu erfreuen. Als am nächsten Morgen der Eigner eintrat, fand er, daß der Grison die Flucht aus dem Käfig bewerkstelligt hatte. Zugleich entdeckte er die Spuren des Angriffs des kleinen Geschöpfs an der riesigen Panzerechse. Gerade unter den Vorderbeinen, dort, wo die starken Blutgefäße verlaufen, hatte der Grison den Alligator so furchtbar zerfleischt, daß das arme Vieh an den Folgen seiner Wunden zu Grunde ging. Der zweite Alligator, welchen jener Forscher besaß, war durch den Mord seines Gefährten so wüthend geworden, daß er ärgerlich nach Jedem schnappte, welches sich ihm näherte. Auch **Cuvier** berichtet von den Angriffen unsers Thieres auf andere, verhältnißmäßig stärkere Thiere. Ein Grison, welchem fortwährend Nahrung im Ueberfluß gereicht wurde, stillte seinen Blutdurst an einem armen Lemur, dessen Anblick ihn vorher so aufgeregt hatte, daß er endlich die Stäbe seines Käfigs zernagte und das harmlose Geschöpf überfiel und tödtete. Gerade dieser Grison war sehr zahm und im hohen Grade spiellustig, obgleich seine Spielerei eigentlich nichts Anderes war, als ein versteckter Kampf. Sobald man sich ihm hingab, legte er sich auf den Rücken und faßte die Finger seines menschlichen Spielkameraden zwischen seine Klauen, nahm dieselben in das Maul und kniff sie leise mit den Zähnen. Niemals hatte er so heftig gebissen, daß solches Spiel gefährlich geworden wäre, und um so verwunderter war man, daß er sich anderen Thieren gegenüber ganz anders benahm. — Das Gedächtniß dieses Thieres war merkwürdig. Der Grison erkannte seine alten Freunde an den Fingern, mit welchen er früher gespielt hatte! In seinen Bewegungen war er flink und anmuthig, und während er sich in seinem Käfig bewegte, hörte man von ihm, so lange er bei guter Laune war, beständig ein heuschreckenartiges Gezirp. Gereizt gab er einen ziemlich starken, doch keineswegs unerträglichen Bisamgeruch von sich, welcher nach einigen Stunden wieder verging. — Das Weibchen des Grison bringt im Oktober zwei Junge zur Welt und pflegt und liebt sie in eben dem Grade, wie seine Verwandten.

Die Guaraner, welche ihn „**Yaquape**“ oder „niedrer Hund“ nennen, fangen ihn, halten ihn häufig in der Gefangenschaft, essen auch sein Fleisch und verwenden seinen Pelz. Die Ansiedler tödten ihn, wo sie ihn nur erlangen können.

Nicht ohne Grund haben die Naturforscher den Namen der Sippe, mit welcher wir uns jetzt beschäftigen wollen, als maßgebend für die ganze Familie erwählt. Die eigentlichen Marder (Martes) sind die vollendetsten Gestalten der ganzen Familie und vereinigen das Gepräge, die Lebensweise und die sämmtlichen Sitten der übrigen Mitglieder in sich. Es sind Thiere, welche allen Erforderniſſen zu einem echten Räuberleben Genüge leisten können. Ihr Leibesbau ist gestreckt; die Beine sind kurz und kräftig, die Zehen getrennt und mit spitzigen, kleinen Krallen versehen; der Kopf ist klein und platt, die Ohren und Augen sind groß, das Gebiß ist furchtbar.

Alle diese Begabungen befähigen ebenso zu höchst gewandten Bewegungen, als zum Durchstöbern und Durchkriechen der verschiedenartigsten Schlupfwinkel und machen es den Mardern leicht, ihre Beute überall aufzusuchen. Sie sind wirklich ausgezeichnete Raubthiere. Ihre Bewegungen sind rasch und sicher: sie gehen gut, klettern vorzüglich, schwimmen ausgezeichnet, verstehen es, weite Sätze zu machen, und sind ausdauernd und unglaublich behend. Sie besitzen feine Sinne, einen sehr empfindlichen Geruch, ein gutes Gehör und scharfe Augen, und haben außerdem in ihren Stinkdrüsen ein Schutzmittel gegen stärkere Raubthiere, als sie sind. Dabei sind sie klug, listig, schlau, muthig und tapfer und somit auch in geistiger Hinsicht mit jeder Fähigkeit begabt, welche einen sehr leichten Nahrungserwerb ermöglichen kann.



Der Edelmarder (Martes abietum.).

Ihre Verbreitung beschränkt sich auf Europa, Asien und Amerika. Hier aber sind sie auch fast überall zu finden, in Amerika wenigstens in der ganzen nördlichen Hälfte. Der vorzügliche Pelz, welchen sie tragen, bringt dem Menschen ebenso großen Nutzen, als der Schaden ist, welchen sie ihm während ihrer Lebenszeit durch ihre Räubereien zufügen.

Als vorzüglichstes Mitglied der Gruppe gilt, wie aus dem Namen hervorgeht, der Edelmarder (Martes abietum), hier und da wohl auch Baummarder genannt. Dieses sehr schöne Geschöpf ist eins der schädlichsten unter allen kleinen europäischen Raubthieren. Seine Leibeslänge beträgt etwa zwanzig, die des Schwanzes elf bis zwölf, die Höhe am Widerrist zehn Zoll. Der ganze Pelz ist oben dunkelbraun, an der Schnauze fahl, an der Stirn und den Wangen lichtbraun, an den Körperseiten und dem Bauche gelblich, an den Beinen schwarzbraun, und an dem Schwanze dunkelbraun. Ein

schmaler dunkelbrauner Streifen zieht sich unterhalb der Ohren hin. Zwischen den Hinterbeinen befindet sich ein röthlichgelber, dunkelbraun gesäumter Flecken, welcher sich zuweilen in einem schmuziggelben Streifen bis zur Kehle fortzieht. Diese und der Unterhals sind schön bottergelb gefärbt, und hierin liegt das hauptsächlichste Kennzeichen unsers Thieres. Die Behaarung ist dicht, weich und glänzend. Sie besteht aus ziemlich langen, steifen Grannenhaaren und kurzem, feinen Wollhaar, welches an der Vorderseite weißgrau, hinten und an den Seiten aber gelblich gefärbt ist. Auf der Oberlippe stehen vier Reihen von Schnurren und außerdem noch einzelne Borstenhaare unter den Augenwinkeln, so wie unter dem Kinne und an der Kehle. Im Winter ist die allgemeine Färbung dunkler, als im Sommer. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch blässere Färbung des Rückens und einen weniger deutlichen Flecken. Bei jungen Thieren sind Kehle und Unterhals heller gefärbt.

Das Vaterland des Baum- oder Edelmarders erstreckt sich über alle bewaldeten Gegenden der nördlichen Erdhälfte. In Europa findet er sich in Skandinavien, Rußland, England, Deutschland, Frankreich, Ungarn und Italien, in Asien bis zum Altai, südlich bis zu den Quellen des Jenisei. Solch ausgedehntem Verbreitungskreise entsprechend, ändert er namentlich in seinem Felle nicht unwesentlich ab. Die größten Edelmarder wohnen in Schweden, und der Pelz derselben ist noch einmal so dicht und so lang, als der unserer deutschen Marder; die Farbe ist grauer. Unter den deutschen finden sich mehr gelbbraune, als dunkelbraune, welche letztere namentlich in Tirol vorkommen und dem amerikanischen Zobel oft täuschend ähneln. Die Edelmarder der Lombardei sind blaßgraubraun oder gelbbraun, die der Pyrenäen groß und stark, aber ebenfalls hell, die aus Macedonien und Thessalien mittelgroß, aber dunkel.

Der Edelmarder bewohnt die Laub- und Nadelwälder und findet sich um so häufiger, je einsamer, dichter und finsterer dieselben sind. Er ist ein echtes Baumthier und klettert so meisterhaft, daß ihn kein anderes Raubsäugethier hierin übertrifft. Hohle Bäume, verlassene Nester von wilden Tauben, Raubvögeln und Eichhörnchen sind die Wohnungen, welche er sich zu seinem Lager wählt; selten sucht er sich auch in Felsenritzen eine Zufluchtsstelle. Auf seinem Lager ruht er gewöhnlich während des ganzen Tages; mit Beginn der Nacht aber, meist schon vor Sonnenuntergang, geht er auf Raub aus und stellt nun allen Geschöpfen nach, von denen er glaubt, daß er sie bezwingen könnte. Von dem Hasen oder jungen Reh herab bis zur Maus ist kein Säugethier vor ihm sicher. Er beschleicht und überfällt sie plötzlich und würgt sie ab. Selbst an junge Rehe soll er sich wagen, obgleich er weiß, daß ihn die alte Ricke mit ihren Vorderläufen empfindlich durchprügelt, wenn er es versieht. Ebenso verderblich, wie unter den Säugethieren, haust er unter den Vögeln. Alle Hühnerarten, welche bei uns leben, haben in ihm einen furchtbaren Feind. Leise und geräuschlos schleicht er zu ihren Schlafplätzen hin, mögen diese nun Bäume oder der flache Boden sein; ehe noch die sonst so wachsame Henne eine Ahnung von dem blutgierigen Feinde bekommt, sitzt dieser ihr auf dem Nacken und zermalmt ihr mit wenigen Bissen den Hals oder reißt ihr die Schlagadern auf, an dem herausfließenden Blute gierig sich labend. Nur eigentliche Baumthiere verfolgt er durch Nachgehen, und wirklich bringt er es dahin, daß das behende, flinke und ausdauernde Eichhörnchen zuletzt ganz ermattet sich ihm ergiebt, nachden es eingesehen hat, daß auch die kühnsten Sprünge von hohen Bäumen herunter auf die Erde, das verwegenste Klettern auf die dünnsten Aeste heraus, vor dem schlangenartig sich bewegenden Räuber es nicht schützen können; den Wasserratten und dem Wassergeflügel schleicht er an den Teichen nach, und wenn es sein muß, jagt er sie in ihrem eigenen Element. Die Hasen überfällt er im Lager, oder während sie sich äsen. Außerdem plündert er alle Nester der Vögel aus, sucht die Bienenstöcke heim und raubt dort den Honig, geht auch den Früchten nach und labt sich an allen Beeren, welche auf dem Boden wachsen, frißt auch Birnen, Kirschen und Pflaumen. Wenn ihm die Nahrung im Walde zu mangeln beginnt, wird er dreister, kommt wohl auch zu den menschlichen Wohnungen, allerdings nur in der höchsten Noth. Hier besucht er Hühnerställe und Taubenhäuser und richtet Verwüstungen an, wie kein anderes Thier, mit Ausnahme der Glieder seiner eigenen Sippschaft. Er würgt weit mehr ab, als er verzehren kann, oft den ganzen Stall, und nimmt dann nur

eine einzige Henne oder eine einzige Taube mit sich weg. So wird er der gesammten kleinen Thierwelt wahrhaft verderblich und ist deshalb mehr gefürchtet, als kaum ein anderes Raubthier.

Ende Januars oder Anfangs Februar beginnt die Rollzeit. Der Beobachter, welcher bei Mondschein in einem großen Walde unsern Strauchdieb zufällig entdeckt, sieht jetzt mehrere Marder im tollsten Treiben sich auf den Bäumen bewegen. Fauchend und knurrend jagen sich die verliebten Männchen, und wenn beide gleich stark sind, giebt es einen tüchtigen Kampf im Gezweig, zur Ehre des Weibchens, welches nach Art ihres Geschlechts an diesem eifersüchtigen Treiben großen Gefallen zu finden scheint und die verliebten Bewerber längere Zeit hinhält, bis es sich endlich dem stärksten ergiebt. Nach neunwöchentlicher Tragzeit, also Ende März oder Anfangs April, wirft das Weibchen drei bis vier Junge in ein mit Mos ausgefüttertes Lager in hohle Bäume, selten in Eichhorn- oder Elsternester oder in eine Felsenritze. Die Mutter sorgt mit größter Liebe für die Familie und geht, voll Besorgniß ihr Lager zu verlieren, niemals aus der Nähe desselben. Schon nach wenigen Wochen folgen die Jungen der Alten bei ihren Lustwandelungen auf die Bäume nach und springen auf den Aesten munter und hurtig umher, werden aber bei der geringsten Gefahr von der vorsichtigen Alten gewarnt und zu eiliger Flucht angetrieben. Solche Junge kann man ziemlich leicht auffüttern und anfangs mit Milch und Semmel, später mit Fleisch lange erhalten. Sie sind unter allen zähmbaren Raubthieren mit die angenehmsten und artigsten, verlieren aber selten die ihnen angeborene Wildheit. Lenz, welcher einen jungen Edelmarder besaß, erzählt über ihn Folgendes:

„Am 29. Januar erhielt ich durch die Güte des Försters Berger zu Tabarz einen jungen Edelmarder, der an demselben Tage aus den Höhlen eines Baumes geholt worden war. Das Thierchen hatte erst die Größe einer Wanderratte, seine Bewegungen waren noch langsam. Er suchte sich immer in Löcher zu verkriechen und scharrte auch, um sich Löcher zu bilden. Anfangs war er beißig, wurde jedoch schon am ersten Tage ganz zahm. Laue Milch soff er bald und fraß auch, schon wenige Stunden, nachdem er zu mir gebracht worden war, in Milch eingeweichte Semmel. An diesem Thierchen konnte ich recht sehen, wie sich der Geschmack naturgemäß entwickelt. Anfangs (im Juni oder Juli) bekommt der junge Edelmarder von seinen Eltern gewisse Speisen, fast nur Vögel, später muß er sich auch an Mäuse, Obst u. s. w. gewöhnen, wie es die Jahreszeit bietet."

„Am zweiten Tage bot ich ihm einen Frosch an: er beachtete ihn gar nicht, gleich darauf gab ich ihm einen lebenden Sperling: und er schnappte ihn sofort lebend weg und verzehrte ihn mit allen seinen Federn. Ebenso machte er es bald mit einem andern und dann noch einem. Obgleich noch sehr jung, war er doch so reinlich, daß er eine Ecke seines Behälters zum Abtritt erkor, eine Tugend, die man nur wenigen anderen Thieren nachrühmen kann."

„Am vierten Tage ließ ich ihn hungern und bot ihm dann einen Frosch, eine Eidechse und eine Blindschleiche an. Er beachtete Alles aber gar nicht, und auch einen jungen Raben wollte er nicht fressen."

„Am sechsten Tage kroch er nachts aus seinem Behälter, biß einen im Neste sitzenden Thurmfalken todt und fraß den Kopf, Hals und einen Theil der Brust. Ich bot ihm nach und nach mancherlei an und fand, daß er doch kleine Vögel Allem vorzog. Fischfleisch fraß er nicht, Kaninchen, Hamster, Mäuse recht gern, aber doch nicht so begierig, als Vögel, wogegen Iltis und Fuchs Säugethiere lieber fressen, zumal der Fuchs, der ja seine Nahrung ganz auf der Erde suchen muß und daher nicht hauptsächlich auf Vögel angewiesen sein kann. Kirschen und Erdbeeren fraß er, Stachel- und Heidelbeeren aber nicht gern, Ameisenpuppen dagegen sehr gern; doch verdaute er sie nicht gehörig. Junge Katzen tödtete und fraß er gern; Eidotter schmeckten ihm gut, aber noch nicht so gut, als kleine Vögel; auch Gedärme und Fleisch von größeren Vögeln beachtete er nicht so sehr, wie von kleinen. Schon als ganz junges Thierchen hatte er den Grundsatz, kein ihm zur Nahrung dienendes Wesen entwischen zu lassen. War er satt, so spielte er doch noch mit neuhinzukommenden Vögeln u. s. w. stundenlang. Vorzüglich spielte er mit kleinen Hamstern. Er hüpfte und sprang unaufhörlich um das boshafte, fauchende Hamsterchen herum und gab ihm bald mit der rechten, bald mit

der linken Pfote eine Ohrfeige. War er aber hungrig, so fackelte er nicht lange, biß dem Hamsterchen den Kopf entzwei und fraß es mit Knochen, Haut und Haaren. Als er Dreiviertel seines Wachsthums erreicht hatte und außerordentlich gefräßig war, gab ich ihm wiederum eine Blindschleiche. Er war gerade hungrig, nährte sich aber doch behutsam und sprang bei jeder ihrer Bewegung wieder zurück. Wie er sich endlich überzeugt hatte, daß es nicht gefährlich sei, da biß er dann endlich zu; ihr Schwanz brach ab, er fraß ihn auf und trug dann das Thier in sein Nest, wo es ihm entschlüpfte und unter das Heu kroch. Er zog es wieder vor, biß sich noch ein Stück des übergebliebenen Schwanzstummels ab; nach zwei Stunden endlich wagte er, die Blindschleiche am Halse zu packen und zu zerreißen. Er trug sie dann ins Nest und fraß sie nach und nach mit Wohlbehagen, jedoch ohne Begierde. Noch war er mit der Blindschleiche nicht fertig, als ich ihm eine etwa zwei Fuß lange Ringelnatter in seine Kiste warf. Sobald sie da lag, näherte er sich behutsam, sprang aber, so oft sie sich rührte oder zischte, erschrocken zurück. Die Schlange hatte sich endlich in einen Knäuel zusammengeballt und den Kopf unter ihren Windungen versteckt. Wohl eine Stunde lang war er schon um sie herumgesprungen, ohne sie anzutasten; dann erst begann er, überzeugt, daß keine Gefahr zu fürchten sei, sie zu beschnopern und mit den Pfoten zu berühren, Alles aber immer noch mit der größten Aengstlichkeit. Es war, als hätte er wohl Lust zu fressen, aber nicht den Muth, sie zu tödten. Daher trieb er sein Wesen, indem er sich ihr bald näherte, bald zurücksprang, über einen Tag lang, und nun erst wurde er so dreist, sie am Nacken herumzutragen und am dritten Tage endlich, sie zu tödten; jedoch fraß er sie nicht."

„Während er noch mit dem Ringelnatterspiel beschäftigt war, brachte ich ihm eine frisch getödtete, große Kreuzotter. Vorsichtig kam er sogleich heran, aber bald überzeugt, daß sie todt sei, nahm er sie auf, trug sie bald hier-, bald dorthin, und verschmauste sie nach einer Stunde, sammt Kopf und Giftzähnen, ganz. Ich gab ihm dann eine Eidechse, die er ebenfalls schnopernd begrüßte; das Thierchen zischte heiser, fast wie eine Schlange, sperrte den Rachen auf und sprang wohl zehnmal drei Zoll weit auf ihn zu. Er traute nicht und wich ihren Bissen aus; jedoch wurde er immer dreister und machte sich, da ihm die Eidechse Nichts zu Leide that, nach Verlauf einer Stunde daran, biß sie todt und fraß sie auf."

„Wir sehen denn, daß er von Natur wenig Trieb hat, Schlangen und andere Lurche zu tödten; es ist aber, nach den genannten Erfahrungen keineswegs unwahrscheinlich, daß er sie im Winter, wenn er sie zufällig in ihrem wehrlosen Zustande trifft, tödtet und frißt; denn zu dieser Zeit mag er oft bittern Hunger leiden, da er ungeheuer gefräßig ist. Er ist übrigens in der Gefangenschaft leicht zu halten, weil er gern mit Milch und Brod vorlieb, auch Pflaumen, Birnen, Aepfel gern annimmt. Aus Eiern macht er sich nicht sonderlich viel, Honig nascht er gern."

„Wir haben gesehen, daß er sich selbst vor der Eidechse, die doch ein wahrer Zwerg gegen ihn ist, furchtsam zeigt, dagegen ist aber sein Muth gegen andere Thiere, nach deren Fleisch er leckert, sehr groß. Wenn er einen recht starken Hamster oder eine recht große Ratte bekommt, so setzt es einen fürchterlichen Kampf. Kleinen beißt er gleich den Hals und Kopf entzwei, auf größere aber stürzt er sich mit Ungestüm, packt sie mit allen vier Pfoten, wirft sie zu Boden und dreht und wendet die Thiere mit so einer ungeheuern Schnelligkeit zwischen den Pfoten, daß das Auge den Bewegungen gar nicht folgen kann. Man weiß nicht recht, was man sieht, wer siegt oder unterliegt; den Hamster hört man unaufhörlich fauchen, aber plötzlich springt der Marder empor, hält den Hamster im Genick und zermalmt ihm die Knochen. Den größeren Kaninchen fällt er sogleich ins Genick und läßt nicht eher los, bis sie erwürgt sind. Einen gewaltigen Lärm giebt es, wenn man ihm einen recht großen, starken Hahn reicht. Wüthend springt er diesem an den Hals und wälzt sich mit ihm herum, während der Hahn aus allen Kräften mit den Flügeln schlägt und den Füßen tritt. Nach einigen Minuten hat das Gepolter ein Ende, und dem Hahn ist der Hals zerbissen. Ich habe ihn absichtlich keinem gefährlichen Kampfe preisgegeben, und daher nie eine lebende Otter zu ihm gebracht, weil er mir sehr theuer war. Einstmals aber gab ich ihm eine ganz frisch erlegte, noch warme, sehr große Katze.

Ich warf sie ihm plötzlich in seine Kiste, aber in demselben Augenblicke hatte er sie schon wüthend am Halse gepackt, daß ich wohl sah, er würde den Kampf gegen das lebende Thier nicht gescheut haben. Er ließ auch nicht eher los, als bis er sich vollkommen von ihrem Tode überzeugt hatte. Zu dieser Zeit war er schon erwachsen."

„Solange er noch jung war, spielte er gern mit Menschen, wenn man das Spiel selbst begann; — später ist zu solchen Spielen nicht zu rathen: denn er gewöhnt sich, wenn er groß ist, in Alles, selbst wenn er es nicht böse meint, so fest einzubeißen, daß er mir durch dicke Handschuhe mit den Eckzähnen bis ins Fleisch gebissen hat, übrigens in aller Freundschaft."

„Eigentliche Liebe zu seinem Erzieher spricht sich nicht in seinen Mienen und Geberden aus, obgleich er sehr Wohlbekannten, wenn er gut behandelt wird, nie Etwas zu Leide thut. Aus seinen schwarzen Augen blickt nur Begierde und Mordlust. Wenn er recht behaglich in seinem Neste liegt, läßt er oft ein anhaltendes, trommelndes Murren hören. Das Knäffen des Iltis habe ich nie von ihm gehört. Wenn er böse ist, knurrt er heftig."

„Ich will hier noch auf einen Irrthum aufmerksam machen, der ziemlich allgemein ist. Man glaubt nämlich, daß die Wieselarten, wenn sie ein Thier tödten, allemal die starken Pulsadern des Halses mit den Eckzähnen treffen und durchschneiden. Das ist nicht richtig. Sie packen allerdings größere Thiere beim Halse und erwürgen sie so, jedoch ohne gerade die Adern zu treffen; daher vermögen sie auch nicht, ihnen das Blut auszusaugen, sondern begnügen sich damit, das zufällig hervorfließende abzulecken. Dann fressen sie das Thier an und beginnen gewöhnlich mit dem Halse; bei etwas größeren Thieren, wie bei großen Ratten, Hühnern u. s. w., wird beim Tödten nicht einmal die Halshaut, welche zähe ist und nachgiebt, durchschnitten, sondern erst später." —

Sehr unfreundlich benahmen sich unsere Edelmarder gegen einen Iltis, welchen ich zu ihnen bringen ließ, weil ich sehen wollte, ob sich zwei so nah verwandte Thiere vertragen würden oder nicht. Dem Iltis schienen die veränderten Umstände, in welche er gekommen war, sichtlich zu mißfallen; er suchte ängstlich nach einem Auswege. Aber auch die Edelmarder nahmen den Besuch nicht günstig auf. Sie stiegen sofort zur höchsten Spitze ihres Kletterbaumes empor und betrachteten den Fremdling funkelnden Auges. Die Neugier oder die Mordlust siegten jedoch bald über ihre Furcht: sie näherten sich dem Iltis, berochen ihn, gaben ihm einen Tatzenschlag, zogen sich blitzschnell zurück, näherten sich von neuem, schlugen nochmals, schnüffelten hinter ihm her und fuhren plötzlich, beide zugleich, mit geöffnetem Gebiß nach dem Nacken des Feindes. Da nur Einer sich festbeißen konnte, ließ der Zweite ab und beobachtete aufmerksam den Kampf, welcher sich zwischen seinem Genossen und dem gemeinsamen Gegner entsponnen hatte. Beide Streiter waren nach wenig Augenblicken in einander verbissen und zu einem Knäul geballt, welcher sich mit überraschender Schnelligkeit dahinkugelte und wälzte. Nach einigen Minuten eifrigen Ringens schien der Sieg sich auf die Seite des Edelmarders zu neigen. Der Iltis war festgepackt worden und wurde festgehalten. Diesen Augenblick benutzte der zweite Edelmarder, um sich im Hintertheile des Iltis einzubeißen. Jetzt schien dessen Tod gewiß zu sein: — da mit einem Male ließen beide Edelmarder gleichzeitig los, schnüffelten in der Luft und taumelten dann wie betrunken hinter dem ein Versteck suchenden Iltis einher. Ein durchdringender Gestank, welcher sich verbreitete, belehrte uns, daß der Ratz seine letzte Waffe gebraucht hatte. In welcher Weise der Gestank gewirkt hatte, ob besänftigend oder abschreckend, blieb unentschieden: die Edelmarder folgten wohl, eifrig schnüffelnd, den Spuren des Stänkers, griffen ihn aber nicht wieder an.

Man verfolgt den Edelmarder überall noch auf das nachdrücklichste, ebensowohl, um seinem Würgen unter den nützlichen Thieren zu steuern, als auch, um sich seines werthvollen Felles zu bemächtigen. Am leichtesten erlegt man ihn beim frischen Schnee, weil dann nicht blos seine Fährte auf dem Boden, sondern auch die Spur auf den beschneiten Aesten verfolgt werden kann. Zufällig bemerkt man ihn wohl auch ab und zu einmal im Walde liegen, gewöhnlich der Länge nach ausgestreckt auf einem Baumaste. Von dort aus kann man ihn leicht herabschießen und, wenn man gefehlt hat,

ruhig noch einmal laden, weil er sich nicht von der Stelle rührt und den Jäger unverwandt im Auge behält. Hat man das Gewehr nicht bei sich, so braucht man blos ein Schnupftuch oder den Rock vor seinen Augen auf einen Stock zu hängen und kann dann ruhig nach Hause gehen, um Gewehr und Hund zu holen. Die vor ihm aufgestellten Gegenstände beschäftigen ihn derart, daß er gar nicht daran denkt, zu entwischen. Ein glaubwürdiger Mann erzählte mir, daß er vor Jahren mit mehreren anderen jungen Leuten einen Edelmarder mit Steinen vom Baume herabgeworfen habe. Das Thier schien zwar die an ihm vorübersausenden Steine mit großer Theilnahme zu betrachten, rührte sich aber nicht von der Stelle, bis endlich ein größerer Stein es an den Kopf traf und betäubte.

Bei der Jagd des Edelmarders muß man einen recht scharfen Hund haben, welcher herzhaft zubeißt und den Marder faßt, weil dieser wüthend gegen seine Verfolger zu springen und einen minder guten Hund abzuschrecken pflegt. Ziemlich leicht fängt er sich in Eisen, welche eigens dazu verfertigt worden und sehr verborgen aufgestellt sind. Als Anbiß dient gewöhnlich ein Stückchen Brod, welches man mit einem Scheibchen Zwiebel, mit ungesalzener Butter und Honig gebraten und mit Kampfer bestreut hat. Ausgezeichnet für den Fang ist nach Lenz auch der sogenannte Schlagbaum. Dieser besteht aus zwei knapp der Länge nach passenden und am Ende zusammengebundenen starken Stangen. Sie werden auf einem Baum befestigt; an dem andern Ende bringt man ein Schnellbret von funfzehn Zoll Länge und ebensoviel Breite an, welches zur Befestigung des Köders dient. Damit das Thier bequem hinaufkommen kann, wird eine Anlaufstange in die Erde gestellt und an das dicke Ende der untern Schlagbaumstange befestigt. Klettert der Marder dann hinauf, so muß er, um den Köder zu erhaschen, zwischen den beiden Stangen an das Schnellholz. Sobald er aber den Köder berührt, fällt die Stellstange nieder und zerquetscht ihn. Außerdem bedient man sich einer Falle, welche aus einem langen, nach einer Seite offenen Kasten besteht, der eine Fallthür besitzt. In der Mitte ist ein tellerförmiges Bretchen und die Lockspeise, oder noch besser, am hintern Ende der Falle ein enggeflochtener Drahtkäfig, welcher ein lebendes junges Kaninchen, Täubchen oder Mäuschen enthält. Der Marder kriecht dann durch die Fallthür in den Kasten und wird gefangen, sobald er nach der Lockspeise greift, weil die geringste Bewegung an dem Bretchen die Thüre zum Fallen bringt.

Das Pelzwerk des Edelmarders ist das kostbarste aller unserer einheimischen Säugethiere und ähnelt in seiner Güte am meisten dem Pelze des Zobels.

Der zweite echte Marder, welcher bei uns vorkommt, ist der Stein- oder Hausmarder (Martes Foina). Er unterscheidet sich von dem vorhergehenden hauptsächlich durch seine etwas geringere Größe und die verhältnißmäßig kürzeren Beine, den langen Kopf und den kürzern Pelz. Die Färbung des letztern ist kastanienbraun am ganzen Körper, mit Ausnahme des Halses und der Vorderbrust, welche weiß, und der Beine, welche schwarzbraun sind. Die Körperlänge beträgt etwa siebzehn, die Länge des Schwanzes aber neun Zoll.

Der Steinmarder findet sich fast in allen Ländern und Gegenden, in denen der Edelmarder vorkommt. Ganz Mitteleuropa und Italien, mit Ausnahme von Sardinien, England, Schweden, das gemäßigte europäische Rußland bis zum Ural, der Krim und dem Kaukasus ebensowohl als Deutschland und Frankreich sind seine Heimat. In den Alpen steigt er während der Sommermonate über den Tannengürtel hinauf, im Winter zieht er sich gewöhnlich nach den tieferen Gegenden zurück. Er ist fast überall häufiger, als der Edelmarder, und nähert sich weit mehr, als jener, den Wohnungen der Menschen, ja man darf sagen, daß Dörfer und Städte geradezu sein Lieblingsaufenthalt sind. Einsam stehende Scheuern, Ställe, altes Gemäuer, Steinhaufen und größere Holzstöße in der Nähe von Dörfern werden fast immer von diesem gefährlichen Feinde des zahmen Geflügels bewohnt.

Lebensweise und Sitten des Hausmarders stimmen ganz mit denen des Edelmarders überein. Er ist ebenso lebendig, gewandt und geschickt, ebenso muthig, listig und mordsüchtig wie jener. In den Leibesübungen ist er Meister. Er klettert selbst an glatten Bäumen und Stämmen hinauf, versteht es, weite Sprünge zu machen, schwimmt mit Leichtigkeit, weiß zu schleichen und sich durch die

engsten Ritzen zu zwängen; kurz er ist eines der begabtesten Raubthiere, welche es geben kann. Seine Nahrung ist deshalb auch fast dieselbe, wie die des vorhergehenden; gleichwohl wird er weit schädlicher, als der Edelmarder, weil er eben viel mehr Gelegenheit findet, dem Menschen empfindliche Verluste beizubringen. Wo er nur irgend kann, schleicht er sich in die Wohnungen des Hausgeflügels ein und würgt hier mit einer Mordlust und Grausamkeit ohne Gleichen. Nicht selten findet man zehn bis zwölf, ja selbst zwanzig Stück todtes Geflügel, welches er in einer einzigen Nacht umgebracht hat. Außerdem fängt er Mäuse, Ratten, Kaninchen, allerhand Vögel und, wenn er im Walde jagt, auch Eichhörnchen und Lurche. Eier scheinen für ihn ein Leckerbissen zu sein, und auch an Früchten aller Art, Kirschen, Pflaumen, Birnen und Stachelbeeren, Vogelbeeren, Hanf und dergleichen findet er Gefallen. Gute Obstsorten muß man vor ihm schützen und erreicht diesen Zweck einfach dadurch, daß man, sobald man den Unfug wahrnimmt, den Stamm mit Tabaksaft oder Steinöl bestreicht. Hühnerhäuser und Taubenschläge muß man aber durch festes Verschließen vor ihm bewahren und dabei bedacht sein, jedes nur halbwegs große Rattenloch zu stopfen, weil er, wie bemerkt, die Kunst versteht, sich durch unglaublich kleine Löcher zu drängen. Außer dem Schaden, welchen er den Geflügelbesitzern anrichtet, wird er noch besonders deshalb sehr lästig, weil er die bedrohten Thiere so erschreckt, daß sie, d. h. die glücklich entkommenen, lange Zeit gar nicht wieder in den Stall gehen wollen.

Gewöhnlich beginnt die Rollzeit drei Wochen später, als die des Edelmarders, meist zu Ende Februars. Dann hört man, noch öfters als sonst, das katzenartige Miauen des Thieres und wohl auch ein merkwürdiges Murren und Zanken auf den Dächern, wo sich ein paar verliebte Männchen gehörig herumbalgen. Im April oder Mai wirft das Weibchen drei bis fünf Junge, welche sehr leicht gezähmt werden können und sich an die verschiedenartigste Kost gewöhnen lassen. Ein säugendes Weibchen, welches Lenz besaß, machte gar keine Umstände, sondern versorgte sein Junges vor Aller Augen ganz ruhig. Das kleine Thierchen kreischte oft laut, wenn es hungrig oder mißvergnügt war, roch auch, wenn es von der Alten nicht rein gehalten wurde, nach Bisam, während Lenz an dem alten Weibchen nur wenig Bisamgeruch wahrnehmen konnte. Mit zunehmendem Alter riechen die Männchen so stark nach Bisam, daß man es kaum in der Stube aushalten kann. Zuweilen hat man junge Steinmarder durch Katzen aufziehen lassen, weil diese sich, wie ich oben mitgetheilt habe, gern einem so auffallendem Pflegegeschäft hingeben. Solche Junge werden dann sehr zahm und zu förmlichen Hausthieren. Sie gehen aus und ein, verunglücken aber fast alle früher oder später, weil sie ihre Räubereien doch nicht lassen können. So hatte ein Schuhmacher einen jungen Steinmarder aufgezogen und gezähmt. Ungeachtet das Thier hinlänglich Nahrung erhielt, konnte es doch sein natürliches Wesen nicht verläugnen und verübte zahlreiche Verbrechen an Eigenthum und Leben. Seine Streifereien ermüdeten sehr bald die Geduld der Nachbarn unsers Thierfreundes, und eines schönen Tages wurde das ihm sehr theure Wesen durch allgemeinen Beschluß feierlich zum Tode verurtheilt und dieser Richterspruch auch ausgeführt.

Selbst alt eingefangene Thiere erreichen einen gewissen Grad von Zähmung. In Schottland fing man einmal einen Steinmarder auf sehr sonderbare Weise. Lange Zeit hatte der ungebetene Gast in einem Gebirgsdorfe gehaust und dort an dem Hühnergeschlecht namenlose Schandthaten verübt. Es gab keinen einzigen Hühnerstall im Dorfe, in welchem nicht Wehklage über ihn erhoben worden wäre: da entdeckte man seinen Aufenthaltsort. Mit Hilfe von guten Hunden trieb man ihn endlich aus der einsamen Scheuer, seiner Räuberhöhle, fort und ins Freie. Vergebens versuchte er alle List und Gewandtheit, den Hunden zu entgehen. Sie kamen ihm näher und näher und hatten ihn, als er zum Rande eines Abgrunds gekommen war, beinahe gefaßt. Da entschloß er sich kurz und sprang mit einem einzigen kühnen Satze in die wohl hundert Fuß tiefe Schlucht hinab. Der Sturz war doch zu heftig; er lag unten wie todt und rührte und regte sich nicht. Seine Verfolger waren der festen Ueberzeugung, daß er sich zerschellt habe. Des Felles wegen stieg einer der Leute hinab und hob den Verunglückten auf. Plötzlich begann Dieser, von neuem sich zu regen, und gab seinem Fänger auch sofort mit einem gehörigen Bisse das deutlichste Zeichen seines wiedererlangten Bewußtseins. Gleich-

wohl ließ der verwundete Mann das Thier nicht fahren, sondern faßte es sicher am Halse und brachte es so nach Hause. Hier wurde es freundlich und mild behandelt und war nach weniger Zeit wirklich zahm, sei es nun in Folge des hohen Sturzes oder aus Dankbarkeit für die ihm angethane Freundschaft. Der Besitzer beschloß jetzt, ihn als Mäusefänger zu verwenden und brachte ihn in den Pferdestall. Hier war er nach kurzer Zeit nicht nur eingewohnt, sondern hatte sich sogar einen Freund zu erwerben gewußt und zwar — eines der Pferde selbst. So oft man in den Stall trat, fand man ihn bei seinem großen Freunde, den er durch dumpfes Knurren gleichsam zu vertheidigen suchte. Bald saß er auf dem Rücken des Pferdes, bald auf dem Halse, bald rannte er auf ihm hin und her, bald spielte er mit dem Schwanze oder mit den Ohren seines Gastfreundes, und dieser schien höchst erfreut zu sein über die Zuneigung, welche der kleine Räuber zu ihm gefaßt hatte. Leider wurde dieser merkwürdige Freundschaftsbund grausam zerrissen. Der Mörder gerieth bei einem seiner nächtlichen Ausflüge in eine Falle und wurde am andern Morgen todt in ihr gefunden.

Auch der Steinmarder ist ein höchst angenehmes Thier in der Gefangenschaft; er erfreut durch die außerordentliche Behendigkeit und die Anmuth seiner Bewegungen. Er ist eigentlich keinen Augenblick in Ruhe, sondern rennt, klettert, springt, kurz, bewegt sich ohne Unterlaß in allen Richtungen. Die Gewandtheit des Thieres ist kaum zu beschreiben, und wenn er zuweilen sich recht übermüthig herumtummelt, kann man kaum unterscheiden, was Kopf oder Schwanz von ihm ist. Doch macht ihn der unangenehme Geruch, welchen namentlich das Männchen verbreitet, oft widerlich, und er wird auch durch seine Mordlust den anderen, schwachen Thieren sehr gefährlich.

An diese beiden deutschen Marder reiht sich der werthvollste aller an, der Zobel (Martes Zibellina). Er ist, obgleich dem Baummarder sehr ähnlich, eine gut unterschiedene, selbständige Art und vertritt gewissermaßen unsern Baum- oder Steinmarder in den östlichen Theilen Asiens, zumal Sibiriens. Die meiste Aehnlichkeit hat er mit dem Baummarder; ihm kommt er auch in der Größe etwa gleich. Sein Kopf ist aber etwas gestreckter; die Ohren sind größer, und der Schwanz ist verhältnißmäßig kürzer. Vor allem unterscheidet ihn aber sein kostbares, glänzendes und seidenweiches Fell, welches schon seit alter Zeit unter allem Pelzwerk oben angestellt und mit wirklich unglaublichen Preisen bezahlt wird. Die Schönheit und der Werth desselben gelten um so höher, je einfarbiger er ist, und deshalb sind die Zobel vom Jenisey die besten. Sie sind auf dem Rücken schwärzlich, am Hals, und Seiten röthlichkastanienbraun, an den Wangen grau, an der Schnauze schwarz und grau gemischt, an den Ohren grauweißlich oder lichtbraunblaß gerändert, am untern Halse röthlich oder schön rothgelb gefärbt, — also ziemlich gleichfarbig, während die Pelze von anderen Zobeln mehr ins Dunkle oder Gelbe spielen. Sehr selten sind ganz rothgelbe oder weiße Zobel. Die Länge des Thieres beträgt sechszehn Zoll, die des Schwanzes ungefähr die Hälfte davon.

Gegenwärtig ist der Zobel nur noch auf einen sehr kleinen Theil des nördlichen Asiens beschränkt. Die außerordentlichen Verfolgungen, denen er ausgesetzt ist, haben ihn in die dunkelsten Gebirgswälder Nordostasiens zurückgedrängt, und da ihm der Mensch auch hier begierig, ja mit Aussetzung seines Lebens, nachfolgt, muß er immer weiter und weiter sich zurückziehen und wird immer seltener und seltener. „In Kamtschatka,“ sagt Steller, „hat es bei der Eroberung der Halbinsel soviel Zobel gegeben, daß es den Kamtschadalen nicht die geringste Schwierigkeit machte, Zobelfelle zur Bezahlung der Steuern zusammenzubringen; ja die Leute lachten die Kosacken aus, daß sie ihnen ein Messer für ein Zobelfell gaben. Einmal hatte ein Mann, ohne sich anstrengen zu müssen, sechzig, achtzig und noch mehr Zobel in einem Winter zusammengebracht. Es gingen deshalb ganz erstaunliche Mengen von Zobeln aus dem Lande, und ein Kaufmann konnte durch Tauschhandel mit Eßwaaren leicht das Funfzigfache gewinnen. Ein Beamter, der in Kamtschatka war, kam als reicher Mann, wenigstens als ein Besitzer von dreißigtausend Rubeln und mehr nach Jakutzk zurück.“ Diese Goldzeit für die Zobelhändler gründete Fängergesellschaften auf Kamtschatka. Von da verminderten sich die Thiere dergestalt, daß zu Stellers Zeiten, also etwa vor hundert Jahren, nicht einmal der zehnte

Theil der Zobelfelle ausgeführt wurde, wie früher. In jener Zeit, welche Steller erwähnt, kostete ein vorzügliches Zobelfell nicht mehr als einen Silberrubel, die mittelguten aber blos einen halben, und die schlechten kaum einen Fünftelrubel, während sie gegenwärtig um das Sechzigfache theurer sind. Demungeachtet ist Kamtschatka immer noch einer der reichsten Orte an Zobeln, und die Thiere können auch, der vielen und beschwerlichen Gebirge wegen, nicht so leicht vertilgt werden, als an anderen Orten Sibiriens. Sie können auch nicht so leicht aus Kamtschatka auswandern, weil ihnen nach drei Seiten das Meer, nach der vierten große Torfmore den Weg versperren. Doch sind sie auch dort in steter Abnahme begriffen und finden sich blos noch an den unzugänglichsten Orten.

In der Lebensweise ähnelt der Zobel ganz unseren beiden Edelmardern. Er raubt alle Thiere, welche er bewältigen kann, namentlich Eichhörnchen, Hasen, kleine Vögel, frißt aber auch Beeren und andere Früchte. Muthig, listig und mordlustig ist er, wie die übrigen. Die Rollzeit fällt in den Januar und nach ungefähr zwei Monaten wirft das Weibchen drei bis fünf Junge. Als besondere Eigenthümlichkeit des Zobels dürfte gelten, daß er gern an Flußufern lebt, jedenfalls blos deshalb, weil in seiner armen Heimat die Flüsse immer noch die meisten Thiere um sich versammeln. Im übrigen können wir von einer ausführlichen Beschreibung seiner Lebensweise absehen. Dafür wenden wir uns zu einer Betrachtung der Anstalten, welche man anwendet, um seiner habhaft zu werden.



Der Zobel (Martes Zibellina).

Dem Jäger winkt allerdings ein hoher Gewinn, wenn er glücklich ist; allein er geht bei der Zobeljagd auch vielfachen Gefahren entgegen. Viele lassen ihr Leben in den schneebedeckten Wildnissen jener unwirthlichen Länder. Ein plötzlich hereinbrechender Schneesturm raubt ihnen oft alle Hoffnung, zu ihren Freunden zurückzukehren. Nur die größte Abhärtung und eine oft geprüfte Erfahrung kann den Jäger aus Gefahren erretten, und es fallen von Jahr zu Jahr noch genug Opfer. Wie uns schon Steller und später der Russe Schtschukin berichten, finden sich gegenwärtig die meisten Zobel noch in den finsteren Wäldern zwischen der Lena und dem östlichen Meere, und der Ertrag ihrer Felle bildet jetzt noch immer den bedeutendsten Zweig des Einkommens der Eingebornen und der russischen Ansiedler. Vom Oktober an währen die Jagden bis zum 15. November oder bis Anfang Dezembers. In kleine Genossenschaften vereinigen sich die kühnen Jäger auf den Jagdplätzen, wo jede Gesellschaft ihre eigenen Wohnungen hat; die Hunde müssen während der Reise zugleich die Schlitten ziehen, auf denen Lebensmittel für mehrere Monate geladen sind. Nun beginnt die Jagd, wesentlich noch immer in derselben Weise, wie sie Steller beschreibt. Man verfolgt auf Schneeschuhen die Spur des Zobels, bis man sein Lager antrifft oder ihn bemerkt; man stellt Fallen oder Schlingen der allerverschiedensten Arten. Entdeckt man einen Zobel in einer Erd- oder Baumhöhle, auf welche er sich zurückgezogen hat, so stellt man ringsum ein Netz und treibt ihn aus seinem Schlupfwinkel, oder

man fällt den Baum und erlegt dann den Flüchtenden mit Pfeilen und mit der Flinte. Am beliebtesten sind diejenigen Fallen, in denen sich die Thiere fangen, ohne ihrem Fell irgendwie Schaden zu thun. Der Jäger braucht mehrere Tage mit seinen Genossen, um alle die Fallen zurechtzumachen, und oft genug findet er dann beim Nachsehen, welches er täglich vornehmen muß, daß ein naseweiser Schneefuchs oder ein anderes Thier die kostbare Beute aufgefressen hat bis auf wenige Fetzen, welche gleichsam noch daliegen, um ihm sicher zu beweisen, daß er beinahe eine Summe von vierzig, funfzig, ja sechzig Silberrubel hätte verdienen können! Oder der Arme wird von Ungewitter aller Art überrascht und muß nun eilig darauf bedacht sein, sein eignes Leben zu retten, ohne weiter an die Auslösung der möglicherweise gefangenen Thiere zu denken. So ist der Zobelfang eigentlich weiter Nichts, als eine ununterbrochene Reihe von Mühseligkeiten aller Art. Wenn endlich die Gesellschaften zurückkehren, stellt es sich häufig heraus, daß kaum mehr als die Kosten, niemals aber die Beschwerden bezahlt sind. Und hat man dann glücklich seine Beute eingeheimst, dann kommen auch noch die gierigen Pfaffen oder die nicht minder habsüchtigen Beamten der Krone und fordern jenem Armen mehr als ein Zehntel seines Erwerbes ab.

Bis jetzt ist es noch nicht oft gelungen, den Zobel zu zähmen. Ein Zobel wurde in dem Palaste des Erzbischofs von Tobolsk gehalten und war so vollkommen gezähmt, daß er nach eignem Ermessen in der Stadt lustwandeln durfte. Er verschlief, wie seine Verwandten, den größten Theil des Tages, war aber bei Nacht um so munterer und lebendiger. Wenn man ihm Futter gereicht hatte, fraß er sehr gierig, verlangte dann immer Wasser und fiel nun in so einen tiefen Schlaf, daß er während der ersten Stunden desselben wahrhaft ohne Gefühl zu sein schien. Man konnte ihn zwicken und stechen, er rührte sich nicht. Um so munterer war er bei Nacht. — Er war ein arger Feind von Raubthieren aller Art. Sobald er eine Katze sah, erhob er sich wüthend auf die Hinterfüße und legte die größte Lust an den Tag, mit ihr einen Kampf zu bestehen.

Andere gezähmte Zobel spielten sehr lustig mit einander, setzten sich oft aufrecht, um so besser fechten zu können, sprangen munter im Käfig umher, wedelten mit dem Schwanze, wenn sie sich behaglich fühlten, und grunzten und knurrten im Zorn, wie junge Hunde.

In Java wird der Zobel durch einen nahen Verwandten (Martes melampus) ersetzt. Dieser ähnelt in der Größe seinem sibirischen Vetter vollkommen, doch ist der Schwanz etwas kürzer. Das Fell ist fahlgelb, auf dem Rücken und Seiten rostroth, am Schwanze lichter, am Unterleib noch heller, die Schnauze dunkelbraun, der Augenfleck fast schwarzbraun, die Ohren weißgerandet und ein Fleck jederseits der Schnauze weißlich. Der Pelz steht weit hinter dem des Zobels zurück und kommt in der Güte etwa dem unsers Baummarders gleich.

In Amerika endlich finden wir unsere Sippe durch den Pekan oder kanadischen Marder (Martes canadensis) vertreten. Er ist unter seinen Verwandten derjenige, welcher gegenwärtig die meisten Felle auf den Markt liefert. In der Größe übertrifft er unsere Marder; seine Leibeslänge beträgt zwei Fuß und die des Schwanzes sechzehn Zoll. Die Pelzfärbung ist grau, an den Beinen, dem Schwanz und der Unterseite mehr braun. Sehr selten werden wohl auch Weißlinge beobachtet.

Das Vaterland des Pekan reicht über den ganzen Norden Amerikas hinweg. In der Lebensweise ähnelt er bald mehr dem einen, bald mehr dem andern seiner Verwandten. Seine gewöhnlichen Wohnungen sind Höhlen, welche er sich in der Nähe von Flußufern ausgräbt. Die Nahrung soll größtentheils aus Fleisch von Vierfüßlern bestehen, welche nahe am Wasser leben. Die Jagd wird von den jungen Indianern betrieben, welche in den bissigen Geschöpfen ein Wesen finden, an dem sie ihren Muth erproben können, während sie sich bei der Jagd noch nicht so großen Gefahren aussetzen, welche die Männer ihres Stammes zu bestehen haben, wenn sie zum Kampfe mit den grimmigen Bären hinausziehen.

Die einmal bestehende Gewohnheit, die alten Sippen unsers Linné zu Familien zu erheben und diese wiederum in eine Menge von Unterabtheilungen zu bringen, berechtigt, den Iltis und einige seiner nächsten Verwandten einer besondern Sippe zuzuzählen. Die Einen verleihen dieser den Namen Foetorius, die Andern Putorius, und beide bezeichnen damit, daß unsere Landleute Recht haben, wenn sie die Vertreter dieser Sippe, den Iltis, Hausmarder oder Ratz (Foetorius putorius) gewöhnlich einfach „Stänker“ nennen, denn mit dieser Bezeichnung treffen sie den Nagel auf den Kopf. Der Iltis ist wirklich unser europäisches Stinkthier und versteht die Kunst, eine halbwegs verwöhnte Nase gründlich zu beleidigen. Wäre ich ein Anhänger der so beliebten Zweckmäßigkeitslehre, so würde ich in dem Glauben glücklich sein, daß der allweise Ordner aller Dinge uns blos einen untergeordneten Stänker und kein echtes Stinkthier gegeben hat, weil wir eben verwöhnte Nasen besitzen! Leider kann ich mich dem schönen Glauben nicht hingeben und muß einstweilen noch die Iltisse als Das nehmen, was sie sind, als Marder, welche sich von den übrigen Mit-



Iltis und Frettchen.

gliedern ihrer Familie durch ein etwas anderes Gebiß — durch das Fehlen ein paar kleiner Höcker auf den Backzähnen — durch den einigermaßen verschiedenen Schädelbau und äußerlich dadurch unterscheiden, daß ihre einfarbige Unterseite dunkler ist, als die Seiten und der Obertheil des Rumpfes Damit wären die wichtigsten Merkmale der Sippe gegeben, und so können wir zu dem hauptsächlichsten Vertreter derselben, unserm gemeinen Iltis übergehen.

Dieses auf allen Bauergütern wohlbekannte, etwas plump gebaute Thier hat eine Körperlänge von funfzehn und eine Schwanzlänge von sechs Zoll. Der Pelz ist unten einfarbig schwarzbraun, oben und an den Rumpfseiten heller, gewöhnlich dunkelkastanienbraun, an dem Oberhals, den Seiten des Rumpfes aber, wegen des hier besonders durchschimmernden, gelblichen Wollhaars, lichter. Ueber die Mitte des Bauches verläuft eine undeutlich begrenzte, röthlichbraune Binde; Kinn und Schnauzenspitze, mit Ausnahme der dunklen Nase, sind gelblichweiß. Hinter den Augen steht ein kaum begrenzter gelblichweißer Flecken, welcher mit einer undeutlichen Binde zusammenfließt, die unterhalb der Ohren beginnt. Diese sind braun und gelblichweiß gerändert, die langen Schnurren sind schwarzbraun.

Manchfaltige Abänderungen kommen vor, sie sind zum Theil als eigene Arten angesehen worden. Sehr selten sind Weißlinge oder ganz gelb gefärbte Iltisse. Der Pelz ist zwar dicht, aber doch weit weniger schön, als der des Edelmarders oder Zobels. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen hauptsächlich durch rein weiße Färbung aller Stellen, die bei jenem gelblich sind.

Unser Stänker bewohnt die ganze gemäßigte Zone von Europa und Asien; er geht sogar ein Stück in den nördlichen Gürtel hinüber. Mit Ausnahme von Lappland und Nordrußland ist er überall auf unserm Erdtheil zu finden. In Asien trifft man ihn durch die Tartarei bis an den Kaspischen See und nach Osten hin durch ganz Sibirien bis nach Kamtschatka. Ihm ist jeder nahrungversprechende Ort recht, und deshalb bewohnt er ebenso die Ebenen wie die Gebirge, die Wälder wie die Felder, vor allem aber die Nähe menschlicher Wohnungen, zumal größerer Bauergüter. Im Freien schlägt er sein Lager in hohlen Bäumen, im Geklüft, in alten Fuchsbauen und anderen Erdlöchern auf, welche er zufällig findet; im Nothfalle gräbt er sich wohl selbst einen Bau. Auf den Feldern bezieht er das hohe Getreide, außerdem haust er in der Nähe von Felsen, Pfahlwerk, Brücken, altem Gemäuer, dem Gewurzel größerer Bäume, dichten Hecken und dergleichen: kurz er ist ein Gesell, welcher es sich überall wohnlich zu machen weiß, sich, wo es irgend angeht, vor eigner Arbeit scheut und lieber andere, dumme Thiere für sich graben und wühlen läßt. Im Winter zieht er sich nach Dörfern oder Städten zurück und kommt hier der Hauskatze oder dem Hausmarder in das Gehege, dabei aber auch gelegentlich in Hühnerhäuser, Taubenschläge, Kaninchenställe und an andere Orte, wo er dann nicht eben zur Freude des Menschen eine Thätigkeit entwickelt, welche blos von seinen Familienverwandten erreicht, kaum aber übertroffen werden kann. Auf der andern Seite ist er aber auch nützlich, und wenn die Bauern sonst Hühner, Tauben und Kaninchen gut verwahren, können sie mit ihrem Gaste ganz zufrieden sein, denn dieser fängt ihnen eine ungeheure Menge von Ratten und Mäusen weg, säubert auch die Nähe der Wohnungen von Schlangen gründlich und verlangt dafür weiter gar Nichts, als ein warmes Lager im dunkelsten Winkel des Heubodens. Es giebt mehrere Gegenden, wo man ihn ebenso gern sieht, als man ihn an anderen Orten haßt. Er genießt dort wirklich eines gewissen Schutzes von Seiten der Landwirthe und steht so hoch in der Achtung, daß er auch dann noch für unschuldig erklärt wird, wenn einmal der Hühnerstall oder Taubenschlag von dem nächtlichen Besuch eines gefährlichen Räubers Blutspuren aufweist; denn der gemüthliche Landmann glaubt, daß sein gehegter und gepflegter Ratz unmöglich so grenzenlos undankbar sein könne, ihm den gewährten Schutz mit einem Raubanfall auf das nützliche Geflügel zu vergelten, und vermuthet in dem Mörder seiner Hühner einen andern Iltis oder einen Hausmarder, welcher aus irgend einem Nachbarhause herübergeschlichen ist. Das sind freilich Ansichten, welche wohl von vielem Edelmuth und von Milde der Gesinnung, aber von sehr wenig Kenntniß des stinkenden Gastes Zeugniß geben. Denn dieser hat, wie Meister Reinecke, vom Eigenthum eigentlich gar keinen Begriff und betrachtet den Menschen höchstens als einen gutmüthigen Kauz, welcher ihm durch seine Geflügel- oder Kaninchenzucht dann und wann zu einem recht guten Gerichte verhilft.

Ehe wir aber unsern Meister Ratz auf seinen Raubzügen weiter verfolgen und uns mit seinem übrigen Leben beschäftigen, wollen wir uns zu seiner bessern Kennzeichnung mit den Beobachtungen vertraut machen, welche unser Lenz an gezähmten anstellte: sie werden wesentlich dazu dienen, das Bild des Thieres scharf zu zeichnen und hier und da zu berichtigen. Lenz widmet dem Iltis ein hübsches Gedicht wegen seiner tapferen Kämpfe mit dem giftigen Gewürm, nimmt aber klüglicher Weise dabei auf seine übrigen Thaten keine Rücksicht und vergißt fast den ganzen Schaden, welchen der Iltis anrichtet. Vollkommen einverstanden müssen wir uns aber erklären, wenn der genannte Naturforscher jedem Forstmann anräthet, den Ratz im Walde zu schonen; denn dort ist er ganz an seinem Platze und wirkt hier unstreitig sehr viel Gutes durch Wegfangen der Mäuse und zumal auch der Kreuzottern, sowie er auf dem Felde durch Vertilgung der Hamster sich sehr verdient macht. Doch lassen wir Lenz selbst reden:

„Am vierten August kaufte ich fünf halbwüchsige Iltisse, that sie in eine große Kiste und warf

ihnen zehn lebende Frösche, eine lebende Blindschleiche und eine todte Drossel hinein. Am folgenden Morgen waren acht Frösche verzehrt, die Blindschleiche und Drossel noch nicht angerührt. Am zweiten Tage verzehrten sie die beiden lebenden Frösche, die Blindschleiche, drei Hamster und eine zwei Fuß lange Ringelnatter. In der folgenden Nacht fraßen sie die Drossel und sechs Frösche, sowie eine $2^1/_2$ Fuß lange, lebende Ringelnatter. Am dritten Tage speisten sie wiederum Frösche nebst zwei großen, todten Kreuzottern und eine Eidechse. Am vierten Tage fraßen sie vier Hamster und drei Mäuse. Am fünften Tage brachte ich einen Iltis in eine Kiste allein, gab ihm Futter vollauf und, als er satt war, eine große, jedoch matte Kreuzotter. Als ich nach einer Stunde wieder hinkam, hatte er ihr den Kopf zerbissen und sie in eine Ecke gelegt. Nun ließ ich eine große, recht bissige Otter zu ihm; er zeigte vor ihrem Fauchen gar keine Furcht, sondern blieb ruhig liegen (denn der Iltis ruht oder schläft den ganzen Tag, woher die Redensart kommt: „Er schläft wie ein Ratz"), und als ich am andern Morgen zusah, hatte er sie getödtet. Er befand sich so wohl, wie gewöhnlich."

„Am andern Tage legte ich neben den andern, ruhig in seiner Ecke sich pflegenden Iltis eine recht bissige Otter. Er wollte doch sehen oder vielmehr riechen, was da los wäre; kaum aber rührte er sich, als er zwei Bisse in die Rippen und einen in die Backen bekam. Er kehrte sich wenig daran, blieb aber, wohl hauptsächlich aus Furcht vor mir, ziemlich ruhig. Jetzt warf ich ein Stück Mausefleisch auf die Otter. Er ist nach Mausefleisch außerordentlich lüstern und konnte es daher unmöglich liegen sehen, ohne mit der Schnauze danach zu langen und es wegzukapern, aber wupp! da hatte er wieder einen tüchtigen Biß ins Gesicht. Er fraß sein Fleisch, und ich warf nun ein neues Stück auf die Otter, doch wagte er es nicht mehr wegzunehmen, sondern ließ sich durch das Fauchen und Beißen abschrecken."

„Während er nun beschäftigt war, wenigstens die Fleischstückchen, welche um die Otter herumlagen, zu beobachten, brachte mir zufällig ein Mann einen andern, halbwüchsigen Iltis, den ich sogleich kaufte. Er war so fest an allen vier Beinen geknebelt, daß die Bindfaden tiefe Furchen gemacht hatten und daß er, sobald ich ihn seiner Fesseln entledigt und zu dem andern gethan hatte, weder stehen noch gehen konnte. Er mußte wohl hungrig sein, denn er schob sich, auf der Seite liegend, mit seinen Beinen, die alle wie zerschlagen aussahen, nach der Otter hin und wollte daran nagen; doch wurde ihm dieses bald durch drei derbe Bisse vergolten, worauf er es bequemer fand, ein Stückchen Mausefleisch zu benagen. Es wollte durchaus nicht gehen, denn seine Kinnladen waren ganz verrenkt und erst nach einer halben Stunde konnte er wieder ein wenig kauen. Trotzdem nun, daß dieser Unglückliche in einer eisernen Falle gefangen worden war, seine Beine darin gebrochen, dann, fürchterlich geknebelt, einen ganzen Tag gelegen und endlich die Otterbisse geschmeckt hatte: erholte er sich doch nach und nach wieder und ward gesund; die Beine aber blieben lahm. Nachdem ich ihn einige Tage lang durch Frösche, Mäuse, Blindschleichen und Hamster erquickt hatte, legte ich ihm wieder eine tüchtige Otter vor die Füße. Er wollte sie fressen, bekam aber gleich einen furchtbaren Biß in die Backen. Wegen des lahmen Beins war er zu langsam, und da er immer wieder heranrückte, bekam er nach und nach vier Bisse. Jetzt ließ er ab, besann sich jedoch eines Bessern, kam wieder, trat mit dem gesunden Fuße auf die Schlange, wobei er eine Menge Bisse erhielt, faßte den Kopf zwischen die Zähne, zermalmte ihn und fraß mit Begierde das ganze Thier. Es zeigte sich gar kein Merkmal von Krankheit. Ich tödtete ihn nach 27 Stunden und zog ihm das Fell ab, fand aber keine Spur der Bisse, als zwei kleine Flecken, die wohl auch vom Knebeln herrühren konnten."

„Doch kehren wir im Gedanken zu dem andern Iltisse zurück. Er blieb in der Nacht mit der wüthenden Otter zusammen, ohne sie weiter anzutasten. So oft er sich rührte, fauchte sie; als er aber einmal lange Zeit ruhig lag und schlief, ging sie hin und wärmte sich an ihm, kroch aber gerade über ihn weg. Es war schon eine Stunde lang dunkel, als ich, wenn ich ohne Licht in das Zimmer trat, sie noch immer fauchen hörte. Endlich, zehn Uhr abends, da ich zu Bette gehen wollte und nochmals mit dem Lichte nachsah, war sie verstummt und zerrissen. — Ein vierter Iltis ließ sich auch noch vier Bisse von einer Otter versetzen. Er litt aber ebensowenig, wie die schon angeführten."

Außer den giftigen Schlangen verzehrt der Iltis nach Marderart alles Gethier, welches er überwältigen kann. Er ist ein furchtbarer Feind aller Maulwürfe, Feld- und Hausmäuse, Ratten und Hamster und unter den Vögeln sämmtlicher Hühner und Enten. Die Frösche scheinen eine Lieblingsspeise für ihn zu sein; denn er fängt sie oft massenweise und sammelt sie in seinen Wohnungen zu Dutzenden. Im Nothfalle begnügt er sich wohl mit Heuschrecken und Schnecken. Aber auch auf den Fischfang geht er aus und lauert an Bächen, Seen und Teichen den Fischen auf, springt plötzlich nach ihnen ins Wasser, taucht und packt sie mit sehr großer Gewandtheit. Außerdem frißt er wohl auch noch Honig und ab und zu einzelne Früchte. Seine Blutgier ist ebenfalls groß, jedoch nicht so groß, wie bei den Mardern. Er tödtet in der Regel nicht alles Geflügel eines Stalles, in den er sich geschlichen, sondern nimmt das erste, beste Stück und eilt mit ihm nach seinem Schlupfwinkel, wiederholt aber seine Jagd mehrere Male in einer Nacht. Mehr als andere Marderarten hat er die Gewohnheit, sich Vorrathskammern anzulegen, und nicht selten findet man in seinen Löchern ganz hübsche Mengen von Mäusen, Vögeln, Eiern und Fröschen aufgespeichert. Seine Behendigkeit macht es ihm leicht, sich immer zu versorgen.

Alle seine Bewegungen sind gewandt, rasch und sicher. Er versteht meisterhaft zu schleichen und unfehlbare Sprünge auszuführen, läuft bequem über die dünnste Unterlage, klettert, schwimmt, taucht, kurz, er macht von allen Mitteln Gebrauch, welche ihm nützen können. Dabei ist er schlau, listig, behutsam, vorsichtig und mißtrauisch, sehr scharfsinnig und, wenn er angegriffen wird, muthig, zornig und bissig, also ganz geeignet, großartige Räubereien auszuführen. Nach Art der Stinkthiere vertheidigt er sich im Nothfalle durch Ausspritzen einer sehr stinkenden Flüssigkeit und schreckt dadurch wirklich oft die ihn verfolgenden Hunde zurück.

Seine Lebenszähigkeit ist unglaublich groß. Er springt ohne Gefahr von großer Höhe herab, erträgt Schmerzen aller Art fast mit Gleichmuth und erliegt nur unverhältnißmäßig starken Verwundungen. Lenz führt davon ein paar Beispiele an, welche geradezu an das Unglaubliche grenzen. „Es brachte mir ein Mann," sagt er, „einen Iltis, der mit zerbrochenen Beinen in der Falle gefangen war. Der Mann glaubte ihn, nachdem er eine halbe Stunde auf ihn losgeprügelt, todtgeschlagen zu haben. Er that ihm Unrecht; denn der Ratz war bald wieder lebendig und biß um sich her. Was war zu thun? Ihn wieder zu knebeln, das wäre in der Stube ein böses Geschäft gewesen. Ich gedachte, ihn so schnell als möglich zu tödten, griff zum Bogen und schoß einen mit langen Stahlspitzen versehenen Pfeil ihm mitten durch die Brust, so daß er fest an den Boden genagelt war. Nun, dachte ich, ists gut, aber der Ratz dachte nicht so, sondern krümmte sich und fauchte immer noch. Schnell ergriff ich einen zweiten Pfeil, und dieser flog ihm mitten durch den Kopf, gerade durchs Gehirn, und nagelte auch den Kopf an den Boden. Jetzt war endlich Ruhe. Das Thier rührte sich nicht, und nach etwa vier Minuten zog ich den Pfeil aus der Brust und wollte dann den aus dem Kopfe ziehen. Er saß aber so fest in dem Schädelknochen, daß die Stahlspitze in dem Kopfe blieb. Kaum war eine Minute verflossen, so bewegte sich der Iltis und begann zu fauchen. Ich aber hatte es recht satt und sagte dem Manne, er solle mir das Unthier eiligst aus der Stube schaffen und nie wieder bringen."

„Einen andern großen Iltis hatte ich in einer mit Bretern bedeckten Kiste. Ich hatte beschlossen, ihn, wie gewöhnlich, wieder im Walde an einem von Ottern bewohnten Orte loszulassen, sah aber unerwartet einen Raubvogel, den ich nirgends anders, als in der Iltiskiste unterbringen konnte, und wollte deshalb den Iltis schnell herausfangen. Damit kam ich aber nicht sogleich zu Stande, weil er augenblicklich kneffte und biß und zu entschlüpfen suchte. Dies mußte ich vermeiden, weil er mir sonst beim Herauslassen in die Stube den größten Schaden zugefügt haben würde. Als ich sah, daß meine Mühe, ihn am Schwanze oder hinter dem Kopf zu packen, um ihn herauszuziehen, vergeblich war, und er mir statt des Schwanzes immer die Zähne zeigte, entschloß ich mich kurz, ihn zu erschießen. Aber leider konnte ich durch das Gitter nicht genau zielen. Der erste Pfeil flog ihm gleich hinter den Augen durch den Kopf und nagelte ihn am Boden fest, hatte auch, wie ich nachher sah, das Gehirn verletzt, vermochte ihn aber doch nicht zu tödten. Er arbeitete gewaltig, sich vom Boden loszureißen, und ich

schoß ihm noch zwei Pfeile durch den Hals, zwei durch die Brust und einen durch den Bauch, so daß er ganz fest angenagelt war, aber das Thier war noch nicht todt. Ich mußte erst noch das Drahtgitter der Kiste abnehmen und ihm den Kopf spalten, bevor er sich nicht mehr rührte."

Die Rollzeit des Iltis fällt in den März. An Orten, wo er häufig ist, gewahrt man, daß Männchen und Weibchen sich von Dach zu Dach verfolgen, oder aber zwei Männchen, welche ihre nebenbuhlerischen Kämpfe ausfechten. Dabei schreien alle sehr heftig, beißen sich nicht selten in einander fest und rollen, zu einem Knäuel geballt, über die Dächer herab, fallen zu Boden, trennen sich ein wenig und beginnen den Tanz von neuem. Nach zweimonatlicher Tragzeit wirft das Weibchen in einer Höhle und noch lieber in einem Holz- oder Reisighaufen vier bis fünf, zuweilen auch sechs Junge, gewöhnlich im Mai. Die Mutter liebt ihre Kleinen ungemein, sorgt für sie auf das zärtlichste und beschützt sie gegen jeden Feind; ja, sie geht zuweilen, wenn sie in der Nähe ihres Nestes Geräusch vernimmt, auch unangefochten auf Menschen los. Nach etwa sechswöchentlicher Kindheit gehen die Jungen mit der Alten auf Raub aus, und nach Ablauf des dritten Monats sind sie fast ebensogroß geworden, wie diese.

Man kann die jungen Iltisse von Katzen ganz zähmen lassen, erlebt jedoch nicht viel Freude an ihnen, weil der angeborne Blutdurst mit der Zeit durchbricht und sie dann jedem harmlosen Hausthier nachstellen. Zum Austreiben der Kaninchen können sie ebensogut gebraucht werden, wie das Frettchen. Ihr Gestank ist aber viel heftiger, als bei diesem. Selbst Füchse treiben solche gezähmte Iltisse aus ihren Bauen heraus; denn ihr Muth ist unverhältnißmäßig groß, und sie greifen jedes Thier ohne weiteres an, oft in der unverschämtesten Weise. Die Freilebenden betragen sich zuweilen wahrhaft tolldreist den Menschen gegenüber, und können Kindern sogar gefährlich werden.

„In Verna, einem Dorfe Kurhessens," erzählt Lenz, „hatte ein sechsjähriger Knabe sein Brüderchen in der Nähe eines Kanals auf die Landstraße gesetzt, um sich die Wartung desselben leichter zu machen. Plötzlich erschienen drei Ratze und griffen das Kind an. Der eine setzte sich im Genick fest, der andere an der Seite des Kopfes und der dritte an der Stirn. Das Kind schrie laut auf, der Bruder wollte ihm zu Hilfe kommen, allein aus dem Kanal eilten noch andere Ratze herbei und wollten ihn angreifen. Glücklicher Weise kamen zwei Männer vom Felde den Kindern zu Hilfe und schlugen zwei von den Ratzen todt, worauf die übrigen Thiere abließen."

„In Riga drang ein Ratz durch ein Loch durch den Fußboden in die Stube, fiel über ein in der Wiege liegendes Kind, tödtete es und biß es an der linken Wange an. In Schnepfenthal wurde sogar ein Hirt von einem Iltisse angegriffen, welcher aber freilich seine Kühnheit mit dem Leben bezahlen mußte."

Wegen des bedeutenden Schadens, den das Thier anrichtet, ist es fast überall einer sehr lebhaften Verfolgung ausgesetzt. Man gebraucht alle nur möglichen Waffen und Fallen, um es zu erlegen. Am erfolgreichsten sind die sogenannten Marderfallen, ziemlich lange Kasten, welche an einer Seite eine Fallthüre haben und den hereintretenden Iltis einsperren, sobald er ein Bretchen berührt, auf welchem die Lockspeise befestigt wurde. Diese Falle stellt man auf den Wechsel des Ratzes, den man ohne besondere Mühe erkunden kann, und man wird in den meisten Fällen schon in den nächsten Tagen einen gefangen haben. Wo man jedoch sehr von Mäusen geplagt ist, thut man wohl, den Ratz laufen zu lassen, und die Mühe, welche sein Fang verursachen würde, lieber auf Ausbesserung und dichten Verschluß der Hühnerställe zu verwenden.

Das Fell des Iltis liefert ein warmes und dauerhaftes Pelzwerk, welches aber seines anhaltenden und wirklich unleidlichen Geruches wegen weit weniger geschätzt wird, als es seiner Dichtigkeit halber verdient. Aus den langen Schwanzhaaren fertigt man Pinsel; das Fleisch aber ist vollkommen unbrauchbar und wird sogar von den Hunden verachtet.

Außer den Menschen scheint der Ratz wenig Feinde zu haben. Gute Jagdhunde fallen ihn allerdings wüthend an, wo sie ihn nur erwischen können, und beißen ihn gewöhnlich bald todt, sonst dürfte wohl blos noch Reinecke sein Gegner sein, bei uns zu Lande wenigstens. Lenz beschreibt in sehr

ergötzlicher Weise, wie der Fuchs einem Iltis mitspielt: „Der Fuchs, welcher nach seinem Fleisch durchaus nicht leckert und es, wenn der Iltis todt ist, gar nicht einmal fressen mag, kann doch gegen den lebenden Ratz seine Tücke nicht lassen. Er schleicht heran, liegt lauernd auf dem Bauche, springt plötzlich zu, wirft den Ratz übern Haufen und ist schon weit entfernt, wenn jener sich wüthend erhebt und ihm die Zähne weist. Der Fuchs kommt wieder, springt ihm mit großen Sätzen entgegen und versetzt ihm den Augenblick, wo er ihn zu Boden wirft, einen Biß in den Rücken, hat aber schon wieder losgelassen, ehe jener sich rächen kann. Jetzt streicht er in der Ferne im Kreise um den Ratz herum, der sich immer hindrehen muß, endlich schlüpft der Fuchs an ihm vorüber und hält den Schwanz nach ihm hin. Der Ratz will hineinbeißen, der Fuchs hat ihn schon eiligst weggezogen und jener beißt in die Luft. Jetzt thut der Fuchs, als ob er ihn nicht beobachte; der Ratz wird ruhig, schnuppert umher und beginnt an einem Kaninchenschenkel zu nagen. Das ist dem bösen Feind ganz Recht. Auf dem Bauche kriechend kommt er von neuem herbei, seine Augen funkeln, die Ohren sind gespitzt, der Schwanz in sanft wedelnder Bewegung; plötzlich springt er zu, packt den schmäusenden Ratz beim Kragen, schüttelt ihn tüchtig und ist verschwunden. Der Ratz, um nicht länger geschabernackt zu werden, wühlt in die Erde und sucht einen Ausweg. Vergebens! Der Fuchs ist wieder da, beschnuppert das Loch, beißt plötzlich durch und fährt dann schnell zurück.“ Ein solches Schauspiel, bei welchem weder der eine noch der andere Schaden leidet, dauert oft stundenlang, und der Jubel der versammelten Zuschauer ist grenzenlos.

Es ist noch keineswegs ausgemacht, ob das unter dem Namen **Frettchen** (Foetorius Furo) bekannte Thier eine eigne, selbstständige Art oder nur eine Spielart unsers Ratzes ist. Man kennt das Frettchen blos im gezähmten Zustande und zwar seit den ältesten Zeiten. **Aristoteles** erwähnt es unter dem Namen **Ictis**, **Plinius** unter dem Namen **Viverra**. Auf den Balearen hatten sich einmal die Kaninchen so vermehrt, daß man den Kaiser Augustus um Hilfe anrief. Er sendete den Leuten einige Viverras, deren Jagdverdienste groß waren. Sie wurden in die Gänge der Kaninchen gelassen und trieben die verderblichen Nager heraus in das Netz ihrer Feinde. **Strabo** erzählt die Sache noch umständlicher: Spanien hat fast keine schädlichen Thiere mit Ausnahme der Kaninchen, welche Wurzeln, Kräuter und Samen fressen. Diese Thiere hatten sich so verbreitet, daß man in Rom um Hilfe bitten mußte. Man erfand verschiedene Mittel, um sie zu verjagen. Das Beste blieb aber, sie durch afrikanische Katzen (unter diesem Namen verstehen alle alten Naturforscher die Marder) welche mit verschlossenen Augen in die Höhlen gesteckt wurden, aus ihrem Baue zu vertreiben. — Zu Zeiten der Araber hieß das Frett bereits **Furo** und wurde, wie **Albertus Magnus** berichtet, schon in Spanien oft zahm gehalten und wie heut zu Tage gebraucht.

Das Frett ähnelt dem Iltis in der Gestalt und Größe sehr. Es ist zwar etwas kleiner und schwächlicher als dieser, allein Aehnliches bemerken wir fast bei allen Thieren, welche nur in abhängigen Verhältnissen von den Menschen, also in der Gefangenschaft, leben. Die Leibeslänge beträgt $1\frac{1}{2}$ Fuß, die des Schwanzes fünf Zoll. Dies sind genau die Verhältnisse des Iltis, und auch im Bau des Gerippes weicht es nicht wesentlich von Diesem ab. Gewöhnlich sieht man das Frett in Europa blos im Kakerlakenzustande, d. h. von weißlich- oder semmelgelber, unten etwas dunklerer Farbe mit hellrothen Augen. Nur wenige sind dunkler und dann echt iltisartig gefärbt. Es ist bekannt, daß der Kakerlakenzustand immer ein Zeichen der Entartung ist, und dieser Umstand spricht für die oben ausgesprochene Meinung. Soviel ist sicher, daß bis jetzt scharfe Unterschiede zwischen Iltis und Frett noch nicht aufgefunden werden konnten und alle Gründe, welche man für den Beweis der Selbstständigkeit unsers Frettchens zusammenstellte, als nicht stichhaltig betrachtet werden müssen. Als Hauptgrund gilt die größere Zartheit und Frostigkeit, sowie die Sanftmuth und leichte Zähmbarkeit des Frettes, gegenüber den uns bekannten Eigenschaften des Iltis. Allein dieser Grund ist meiner Ansicht nach sowenig beweisend, wie die übrigen; denn alle Kakerlaken sind eben schwächliche, verzärtelte Geschöpfe. Einige Naturforscher nehmen fest an, daß das Frett ein Afrikaner sei und sich von Afrika

aus über Europa verbreitet habe. Sie sind aber nicht im Stande, diese Meinung durch irgend welche Beobachtung zu unterstützen. Das Frett findet sich also blos in der Gefangenschaft, als Hausthier, und wird von uns einzig und allein zur Kaninchenjagd gehalten; die Engländer gebrauchen es auch zur Rattenjagd und achten diejenigen Frette, welche Rattenschläger genannt werden, weit höher, als die, welche sie blos zur Kaninchenjagd gebrauchen können. Man hält die kleinen Thiere in Kisten und Käfigen, giebt ihnen oft frisches Heu und Stroh und bewahrt sie im Winter vor der Kälte. Sie werden gewöhnlich mit Semmel oder Milch gefüttert; doch ist es ihrer Gesundheit weit zuträglicher, wenn man ihnen zartes Fleisch von frisch getödteten Thieren reicht. Mit Fröschen, Eidechsen und Schlangen kann man sie nach den Beobachtungen unsers Lenz ganz billig erhalten; denn sie fressen alle Lurche gern.

In seinem Wesen ähnelt das Frettchen ganz dem Iltis, nur ist es nicht so munter, wie dieser; an Blutgier und Raublust aber steht es seinem wilden Bruder gar nicht nach. Selbst wenn das Thier schon ziemlich satt ist, fällt es über Kaninchen, Tauben oder Hühner wie rasend her, packt sie im Genick und läßt sie nicht eher los, als bis seine Beute sich nicht mehr rührt. Das aus den Wunden hervorfließende Blut leckt es mit einer unglaublichen Gier auf, und auch das Gehirn scheint ihm ein Leckerbissen zu sein. Lurche gehen die Frettchen mit größerer Vorsicht an, als andere Thiere, und die Gefährlichkeit der Kreuzotter scheinen sie instinktmäßig zu kennen. Ringelnattern und Blindschleichen greifen sie nach Lenz ohne weiteres an, auch wenn sie diese Thiere noch niemals gesehen haben, packen sie trotz ihrer heftigen Windungen, zerreißen ihnen das Rückgrat und verzehren dann von ihnen ein gutes Stück. Den Kreuzottern aber nahen sie sich äußerst vorsichtig und versuchen, diesem tückischen Gewürm derbe Bisse in die Mitte des Leibes zu versetzen. Sind sie erst einmal von einer Otter gebissen worden, so gebrauchen sie alle nur denkbare List, um die Giftzähne zu meiden, werden aber zuweilen so ängstlich, daß sie sich von dem Kampfe zurückziehen und der Otter das Feld überlassen. Der Biß der Otter tödtet das Frett nicht, macht es aber krank und muthlos.

Selten gelingt es, ein Frettchen ganz zu zähmen; doch sind Beispiele bekannt, daß einzelne ihrem Herrn wie ein Hund auf Schritt und Tritt nachgingen und ohne Besorgniß ganz frei gelassen werden konnten. Manche aber wissen, wenn sie einmal ihrem Käfig entwischen konnten, die erlangte Freiheit zu benutzen. Sie laufen in den Wald hinaus und beziehen dort eine Kaninchenhöhle, welche ihnen nun während des Sommers als Lager und Zufluchtsort dienen muß. Hier entwöhnen sie sich nach kurzer Frist vollkommen des Menschen; sie gehen jedoch, wenn sie nicht zufällig wieder eingefangen werden, im Winter regelmäßig zu Grunde, weil sie viel zu zart sind, als daß sie der Kälte widerstehen könnten. Nur sehr wenige suchen nach längeren Streifzügen das Haus ihrer Pfleger wieder auf oder unternehmen regelmäßig von hier aus Jagden nach ihnen bekannten Orten. Auf den Kanaren verwildern sie, nach Bolle, oft vollständig.

Die Stimme des Fretts ist ein dumpfes Gemurr, bei Schmerz ein helles Gekreisch. Man hört sie aber selten; gewöhnlich liegt das Frett ganz stille in sich zusammengerollt auf seinem Lager, und nur, wenn es seine Raubgier bethätigen kann, wird es munter und lebendig.

Das Weibchen wirft zweimal im Jahre fünf bis acht Junge, welche zwei bis drei Wochen blind bleiben. Sie werden mit großer Sorgfalt von der Mutter gepflegt und nach zwei Monaten etwa entwöhnt; dann sind sie geeignet, abgesondert aufgezogen zu werden.

So gute Dienste das Frett bei der Kaninchenjagd auch leistet, so gering ist der wirkliche Nutzen, den es bringt, im Vergleich zu den Kosten, welche es verursacht. Man darf die Kaninchenjagd mit dem Frett eben nur während der gewöhnlichen Jagdzeit, vom Oktober bis zum Februar, betreiben und muß das ganze übrige Jahr hindurch das Thierchen ernähren, ohne den geringsten Nutzen von ihm zu erzielen; zudem ist das Frettchen blos gegen halb oder ganz erwachsene Kaninchen zu gebrauchen, weil es Junge, die es im Bau findet, augenblicklich tödtet und auffrißt, worauf es sich gewöhnlich in das weiche, warme Nest legt und nun den Herrn Gebieter draußen warten läßt, so lange es ihm behagt.

Zur Jagd zieht man am Morgen aus. Die Frettchen werden in einem weich ausgelegten Korb oder Kästchen, unter Umständen auch in der Jagdtasche getragen. Am Bau sucht man alle befahrenen Röhren auf, legt vor jede ein sackartiges, etwa drei Fuß langes Netz, welches um einen großen Ring geflochten und an ihm befestigt ist, und läßt nun eins der Frettchen in die Hauptröhre, welche dann ebenfalls verschlossen wird. Sobald die Kaninchen den eingedrungenen Feind merken, fahren sie erschreckt heraus, gerathen in das Netz und werden in ihm erschlagen. Wenn die Röhren etwas breiter sind und sich gerade mehrere Kaninchen in dem Bau aufhalten, rennen die ziemlich geängstigten Thiere zuweilen am Frett vorüber und zwar so schnell, daß Dieses nicht einmal Zeit hat, sie zu packen. Das Frettchen selbst wird durch einen kleinen Beißkorb oder durch Abfeilen der Zähne gehindert, ein Kaninchen im Baue abzuschlachten und bekommt, um seinen Treibern beständig Kunde zu geben, ein helltönendes Glöckchen um den Hals gehängt. In früheren Zeiten war man nämlich in England so grausam, zu gleichem Behuf die Lippen des armen Jagdgehilfen zusammenzunähen, ehe man ihn in die Höhle kriechen ließ; glücklicherweise hat man sich überzeugt, daß ein Beißkorb dieselben Dienste leistet. Sobald das Frettchen wieder an der Mündung der Höhle erscheint, wird es sofort aufgenommen; denn wenn es zum zweiten Male in den Bau geht, legt es sich in das Nest zur Ruhe und läßt dann oft stundenlang auf sich warten. Sehr wichtig ist es, wenn man es an einen Pfiff und Ruf gewöhnt. Kommt es dann nicht heraus, so sucht man es durch allerhand Lockungen wieder in seine Gewalt zu bringen. So bindet man an eine schwankende Stange ein Kaninchen und schiebt Dieses in die Röhre. Einer solchen Aufforderung, der das Thier ganz beherrschenden Blutgier Folge zu leisten, kann kein Frett widerstehen; es beißt sich fest und wird sammt dem Kaninchen herausgezogen.

In England benutzt man das Frett häufiger noch, als zur Jagd der Kaninchen, zum Vertreiben der Ratten und noch lieber zum Kampfe mit diesen bissigen Nagern, welche, wie bekannt, einen echten Engländer stets zu fesseln wissen. Mein englischer Gewährsmann versichert, daß verhältnißmäßig wenige Fretts zur Rattenjagd zu gebrauchen sind, zumal, wenn sie einige Male von den Zähnen der gefräßigen Langschwänze zu leiden gehabt haben. Ein Frett, welches blos an Kaninchenjagd gewöhnt ist, soll für die Rattenjagd gänzlich unbrauchbar sein, weil es sich vor jeder großen Ratte fürchtet. Der Rattenjäger muß dazu besonders erzogen werden. Man muß ihn anfangs blos mit jungen und schwachen Ratten kämpfen lassen und ihn so nach und nach an den Kampf und den Sieg gewöhnen. Dann thut der angeborne Blutdurst das Seine; der Muth des kleinen Räubers wächst und zuletzt erlangt er eine solche Fertigkeit in dem Kampfe mit dem schwarzen Wild, daß er wahre Wunder verrichtet und die edlen Briten mit unsaglichem Entzücken erfüllt. Gewöhnlich ziehen sich die alten, erfahrenen Ratten, sobald sie angegriffen werden, in eine Ecke zurück und wissen von hier aus erfolgreiche Ausfälle zu machen und dem unvorsichtigen Jäger gefährliche Wunden beizubringen: einem gut abgerichteten Frett aber sind sogar solche ausgelernte Fechter kein Hinderniß. Er weiß doch den richtigen Augenblick, um den tückischen Gegner zu fassen. Rodwell beschreibt mit wenigen Strichen einen dieser Kämpfe zwischen großen Ratten und einem besonders ausgezeichneten Frette, welches seine Kunst so weit gebracht hatte, daß es funfzig Ratten in einer Stunde tödten konnte. „Die Ratten," sagt er, „befanden sich in einem viereckigen Raume von acht bis zehn Fuß im Durchmesser, welcher mit drei Fuß hohen Planken umgeben war. Das Frett wurde unter sie geworfen, und es war bewunderungswürdig zu sehen, wie regelrecht das Thier sein Werk begann. Einige von den größten Ratten waren abscheuliche Feiglinge und übergaben sich, während mehrere von den kleineren, noch nicht einmal erwachsenen, wie Teufel kämpften. Diese hauptsächlich zogen meine Aufmerksamkeit auf sich. Das Frett wurde, während es sie angriff, einige Male ganz empfindlich von den Ratten gebissen; allein Das vermehrte nur seine Wuth. Die Augen glühten vor Zorn, und plötzlich hatte es einen von seinen Feinden am Nacken und setzte hier sein furchtbares Gebiß mit einer solchen Gewalt ein, daß nur ein kurzer Angstschrei des Opfers noch gehört wurde, bevor es seinen Geist aufgab. Einige Male trat es geschickt auf die Ratten, hielt sie so am Boden fest und schien sich förmlich über die vergeblichen Anstrengungen zu freuen, welche das erboßte Schwarzwild machte, um seinem Gegner einen gefähr-

lichen Biß beizubringen. Dann sah man es schneller als der Blitz zufahren, und die Zähne vergruben sich einen Augenblick lang im Genick. Ein verzweifelter Schrei wurde gehört, und ein neues Opfer lag regungslos bei den übrigen. Während das blutgierige Geschöpf im besten Kampfe war, nahte sich plötzlich eine alte, erfahrene Ratte vorsichtig dem Feinde und schien über einen gefährlichen Gedanken zu brüten. Sie war augenscheinlich entsetzt über das Blutbad, welches das Frett unter ihren Genossen angerichtet hatte, und schien sich rächen zu wollen. Eben hatte das Frett eine neue Ratte am Genick gepackt und war beschäftigt, ihr den Lebensnerv zu zerschneiden, da stürzte sich die andere nach ihm hin und versetzte ihm einen furchtbaren Biß in den Kopf, welchem alsbald ein Blutstrom folgte. Das Frett, welches glauben mochte, daß die empfangene Wunde von seinem eben gefaßten Gegner herrühre, biß die bereits getödtete Ratte mit dem fürchterlichsten Zorn, ohne den wahren Thäter zu erkennen, und erhielt von ihm einen neuen Biß. Endlich aber erkannte es seinen eigentlichen Feind und stürzte sich mit einer unglaublichen Wuth auf ihn. Ein unbeschreibliches Getümmel entstand. Man sah Nichts mehr, als einen verworrenen Knäuel von schwarzen Gestalten und ab und zu das lichtgefärbte Raubthier vorleuchten. Man hörte dessen Knurren und das Quiken der Ratten und das ängstliche Geschrei der vom Frett ergriffenen Thiere. Viele von den gehetzten Langschwänzen suchten sich zu retten, und immer toller wurde die Verwirrung: aber weniger und weniger Ratten bewegten sich; der Haufen der Leichen wurde immer größer, und lange, bevor die Stunde abgelaufen war, lagen wirklich alle funfzig Ratten auf dem Boden, der wackere Kämpe, welcher in der Verwirrung den Blicken entgangen war, natürlich auch mit."

Ich habe schon bemerkt, daß das Frett bei seinen Kaninchenjagden zuweilen auch auf andere Feinde trifft, welche in einem verlassenen Kaninchenbau Zuflucht gefunden haben. So ereignet es sich zuweilen, daß es in einer Kaninchenhöhle auf einen Iltis stößt. Dann beginnt ein furchtbarer Kampf zwischen beiden, gleich starken und gewandten Thieren, keineswegs zur Freude des Besitzers des gezähmten Mitgliedes der Marderfamilie, weil er alle Ursache hat, für das Leben seines Jagdgehilfen zu fürchten. „Ein Frett, welches in eine Kaninchenhöhle gesandt wurde," erzählt ein Jäger, „verblieb solange Zeit darin, daß ich ungeduldig wurde und bereits glauben wollte, daß mein Thier sich in das warme Nest gelegt habe und dort schlafe. Ich stampfte deshalb heftig auf den Boden, um es zu erwecken und wieder zu mir zu bringen. Freilich erfuhr ich bald, daß mein Thierchen sich keiner Unterlassungssünde schuldig gemacht hatte. Ich hörte ein ganz eigenthümliches Geschrei, welches dem Murren und Kreischen meines Frettchens glich, aber doch noch von Tönen begleitet war, die ich mir nicht enträthseln konnte. Der Lärm wurde lauter und bald konnte ich unterscheiden, daß er von zwei Thieren herrühren mußte. Endlich sah ich in dem Dunkel der Höhle den Schwanz meines Frettchens und entdeckte nun zu gleicher Zeit, daß es mit einem Thiere im Kampfe lag. Das Frett bemühte sich nach Kräften, seine Beute nach der Mündung der Höhle zu schleppen, stieß aber auf einen bedeutenden Widerstand. Endlich kam es doch hervor, und ich entdeckte nun zu meiner nicht geringen Ueberraschung, daß es sich mit einem männlichen Iltis in den Kampf eingelassen hatte. Beide hatten sich in einander verbissen, eins hatte das andere am Nacken gefaßt und keines schien gewillt zu sein, seinen Gegner so leichten Kampfes davon zu lassen. Plötzlich erblickte mich der Iltis und versuchte nun, mein armes Frettchen nach der Tiefe der Höhle zu schleppen, um den Kampf dort weiter auszufechten. Mein vorzügliches Thier hielt jedoch trefflich Stand und brachte seinen Feind nach kurzer Zeit nochmals an die Mündung der Höhle zurück. Aber es war zu schwach, um ihn vollends bis an das Tageslicht zu bringen. Der Iltis gewann wieder die Oberhand und beide verschwanden von neuem. Nun sah und hörte ich wieder lange Zeit Nichts von ihnen, und meine Aengstlichkeit nahm begreiflicherweise mit jeder Minute zu. Aber zum dritten Male sah ich das Frett, welches seinen Feind an das Tageslicht zu schleppen versuchte. An der Mündung der Höhle entstand ein verzweifeltes Ringen; das Frettchen kämpfte mit unübertrefflichem Geschicke, und ich hoffte schon die Niederlage des Iltis zu sehen, als plötzlich mein Frett den Kampf aufgab und mit zerfetzter Brust auf mich zusprang. Sein Feind erkühnte sich nicht, ihm zu folgen, sondern blieb vorsichtig schnüffelnd in der Mündung der Röhre

stehen. Ich schlug auf ihn an, allein mein Gewehr versagte mir mehrere Male, und ehe ich noch schießen konnte, drehte sich der kleine Held plötzlich um und ließ seinen Gegner und dessen Helfershelfer im Stich."

Ungeachtet solcher Kämpfe paaren sich Frett und Iltis sehr leicht oder wenigstens ohne viele Umstände mit einander und erzielen Blendlinge, welche von den Jägern sehr geschätzt werden. Solche Bastarde ähneln dem Iltis mehr, als dem Frett; sie unterscheiden sich von ersterm blos durch die lichtere Färbung im Gesicht und an der Kehle. Ihre Augen sind ganz schwarz und aus diesem Grunde feuriger, als die des Fretts. Sie vereinigen die Vorzüge von beiden Eltern in sich; denn sie lassen sich weit leichter zähmen, sind nicht so nächtlich und stinken auch nicht so heftig, wie der Iltis, sind aber stärker, kühner und weniger frostig, als das Frettchen. Ihr Muth ist unglaublich. Sie stürzen sich wie rasend auf jeden Feind, dem sie in einer Höhle begegnen, und hängen sich wie Blutegel an ihm fest. Nicht selten sind sie aber auch gegen ihren Herrn heftig und beißen ihn ohne Rücksicht ganz gehörig.

Die Marder genießen die Ehre, einer ganzen Familie ihren Namen geliehen zu haben, die Wiesel das Vorrecht, den wissenschaftlichen Familiennamen Mustela insbesondere zu führen. Dies mag darauf hindeuten, daß wir in den Zwergen der an tüchtigen Raubgesellen reichen Familie noch sehr ausgezeichnete Geschöpfe finden: und wirklich stehen die kleinen, schwächlich aussehenden Wiesel an leiblicher Begabung kaum, an geistiger gar nicht hinter den bevorzugtesten Mitgliedern ihrer Genossenschaft zurück.

Einige Naturforscher vereinigen das Wiesel mit dem Iltisse; andere bilden aus ihm eine besondere Sippe. Hieraus geht hervor, daß die Unterschiede zwischen beiden nicht bedeutend sein können. Die Wiesel sind noch weit schlanker, gestreckter, als die übrigen Marder; ihr Schädel ist etwas schmächtiger und hinten schmäler, und der obere Reißzahn ist ein wenig anders gestaltet, als bei jenen: — hierauf beschränken sich die Unterscheidungsmerkmale zwischen beiden Gruppen. Die Wiesel halten sich am liebsten in Feldern, Gärten, in Erdhöhlen, Felsenritzen, unter Stein- und Holzhaufen auf und jagen fast ebensoviel bei Tage, als bei Nacht. Sie sind die kleinsten der sogenannten Fleischfresser, welche bei uns heimisch sind, und gehören auch unter die kleinsten Mitglieder der ganzen Ordnung, zeichnen sich aber durch ihren Muth so aus, daß sie als wahre Musterbilder für die ganze Familie gelten können.

Unter ihnen gebührt dem kleinen Wiesel (Mustela vulgaris) eben wegen dieser geistigen Eigenschaften die Krone. Das Thierchen, welches hier und da auch Heermännchen genannt wird, ist ein bei uns sehr wohlbekannter Räuber. Er findet sich aber nicht blos in Deutschland, sondern auch in der ganzen gemäßigten und kalten Erdzone der alten Welt. Weit weniger versteckt lebend, als andere Marderarten, wird er im freien Felde oft genug sichtbar. Die Länge seines Körpers beträgt $6^1/_4$ Zoll und die des Schwanzes $1^1/_2$ Zoll; die Höhe am Widerrist höchstens ebensoviel. Dies ist das Maß für ein vollkommen erwachsenes Männchen, und nur in sehr seltenen Fällen findet man solche, welche das gegebene Maß überschreiten. Der Leib ist außerordentlich gestreckt und erscheint wegen des gleichgebauten Halses und Kopfes noch schlanker, als er ist. Seine Dicke ist vom Kopfe an bis zum Schwanze fast überall dieselbe, nur bei den Erwachsenen ist er in den Weichen etwas eingezogen und an der Schnauze ein wenig zugespitzt. Er ruht auf sehr kurzen und dünnen Beinen mit äußerst zarten Pfoten, deren Sohlen zwischen den Zehenballen behaart und deren Zehen mit dünnen Spitzen und scharfen Krallen bewaffnet sind. Der Schwanz hat etwa Kopflänge und spitzt sich von der Wurzel nach dem Ende allmählich zu. Die Nase ist stumpf und durch eine Längsfurche einigermaßen getheilt. Die breiten und abgerundeten Ohren stehen seitlich und weit hinten; die schief liegenden Augen sind klein, aber sehr feurig; das Gebiß ist verhältnißmäßig kräftig, obgleich der

Größe des Thieres angemessen. Eine mittellange, glatte Behaarung deckt den ganzen Leib und zeigt sich in der Nähe der Schnauzenspitze etwas reichlicher. Lange Schnurren vor und über den Augen und einzelne Borstenhaare unter diesen sind außerdem zu bemerken. Die Färbung des Pelzes ist auf der ganzen Oberseite, den Beinen und dem Schwanze röthlichbraun; der Rand der Oberlippe und die ganze Unterseite, sowie die Innenseiten der Beine sind weiß. Hinter jedem Mundwinkel steht ein kleiner, rundlicher, brauner Flecken, und zuweilen finden sich auch einzelne braune Punkte auf dem lichten Bauche. In gemäßigten und südlichen Gegenden ändert diese Färbung nicht wesentlich ab; weiter nördlich hingegen legt unser Thierchen, wie seine großen Verwandten, eine Wintertracht an und erscheint dann weißbraun gefleckt, ohne jedoch die schöne, schwarze Schwanzspitze zu erhalten, welche das **Hermelin** so auszeichnet.

Das Wiesel findet sich in Europa überall und zwar ziemlich häufig, wenn auch nicht in so großer Anzahl, wie im nördlichen Asien. Es bewohnt ebensowohl die flachen als die gebirgigen Gegenden, buschlose Ebenen sogut wie Wälder, bevölkerte Orte nicht minder zahlreich, als einsame. Ueberall findet



Hermelin und Wiesel (Mustela Erminea und Mustela vulgaris) im Sommerkleid.

es einen passenden Aufenthalt; denn es weiß sich einzurichten und entdeckt aller Orten einen Schlupfwinkel, der ihm die nöthige Sicherheit vor seinen größeren Feinden gewährt. So wohnt es denn bald in hohlen Bäumen, in Steinhaufen, in altem Gemäuer, bald unter hohlen Ufern, in Maulwurfsgängen, Hamster- und Rattenlöchern, im Winter in Schuppen und Scheuern, Kellern und Ställen, unter Dachböden u. s. w., häufig sogar in Städten. Wo es ungestört ist, streift es auch bei Tage umher; wo es sich verfolgt sieht, blos des Nachts oder wenigstens bei Tage nur mit äußerster Vorsicht.

Wenn man achtsam und ohne Geräusch an Orten vorübergeht, die ihm Schutz gewähren, kann man leicht das Vergnügen haben, es zu belauschen. Man hört ein unbedeutendes Geraschel im Laube und sieht ein kleines, braunes Geschöpfchen dahinhuschen, welches, sobald es den Menschen gewahrt, aufmerksam wird und sich auf seine Hinterbeine erhebt, um sich besser umzuschauen. Gewöhnlich fällt es dem kleinen Gesellen gar nicht ein, zu fliehen; er sieht vielmehr muthig und trotzig in die Welt hinaus und nimmt eine wahrhaft herausfordernde Miene an. Wenn man ihm dicht an den Leib kommt, ist er auch wohl so frech, dem Störenfriede selbst sich zu nähern und ihn mit einer unbeschreib-

lichen Unverschämtheit anzusehen, als wolle es sich Kunde verschaffen, was der ungebetene Gast zu suchen habe.

Mehr als einmal ist es vorgekommen, daß das freche Thier selbst den Menschen angegriffen und von ihm erst nach langem Streite abgelassen hat. Man beobachtete, daß es sich sogar in den Beinen von vorübergehenden Pferden festbiß und erst durch vereinte Anstrengung des Thieres und seines Reiters abgeschüttelt werden konnte. Mit diesem Muthe ist eine unvergleichliche Geistesgegenwart verbunden. Das Wiesel findet fast immer noch einen Ausweg: es ist in den Krallen des Raubvogels noch nicht verloren. Der starke und raubgierige Habicht freilich macht wenig Umstände mit dem ihm gegenüber allzuschwachen Zwerge; er nimmt ihn, ohne die geringste Gefahr befürchten zu müssen, mit seinen langen Fängen vom Boden auf und erdolcht oder erdrosselt ihn, ehe der arme Schelm noch recht zur Besinnung gelangt: die schwächeren Räuber aber haben sich immerhin vorzusehen, wenn sie Gelüste nach dem Fleische des Wiesels verspüren. So sah ein Beobachter einen Weih auf das Feld herabstürzen, von dort ein kleines Säugethier aufheben und in die Luft tragen. Plötzlich begann der Vogel aber zu schwanken, der Flug wurde immer mehr und mehr unsicher, und schließlich fiel der Weih todt zur Erde herab. Der überraschte Zuschauer eilte zur Stelle und sah ein kleines Wiesel lustig dahinhuschen. Es hatte seinem fürchterlichen Feind geschickt die Schlagader zerbissen und sich so gerettet. Aehnliche Beobachtungen hat man bei Krähen gemacht, welche so kühn waren, das unscheinbare Thier anzugreifen und sich arg verrechneten, indem sie ihr Leben lassen mußten, anstatt einen guten Schmaus zu thun.

Ein sehr hübsches Beispiel von einem ungleichen Zweikampfe, den unser kleiner Räuber bestand, theilt Lenz mit: „Zu einem alten Wiesel, welches mit anderen Thieren schon ganz gesättigt war, setzte ich einen Hamster, der es an Körpermasse wohl dreimal übertraf. Kaum hatte es den bösen Feind bemerkt, vor dem es wie ein Zwerg vor einem Riesen stand, so rückte es im Sturmschritt vor, quiekte laut auf und sprang unaufhörlich nach dem Gesicht und Halse seines Gegners. Der Hamster richtete sich empor und wehrte mit den Zähnen den Wagehals ab. Plötzlich aber fuhr das Wiesel zu, biß sich in seine Schnauze ein, und Beide wälzten sich nun, das Wiesel laut quiekend auf dem mit Blut sich röthenden Schlachtfelde. Die Streiter fochten mit allen Füßen; bald war das leicht gebaute Wiesel, bald der schwere, plumpe Hamster oben auf. Nach zwei Minuten ließ das Wiesel los, und der Hamster putzte, die Zähne fletschend, seine verwundete Nase. Aber zum Putzen war wenig Zeit, denn schon war der kleine, kühne Feind wieder da, und wupp! da saß er wieder an der Schnauze und hatte sich fest eingebissen. Jetzt rangen sie eine Viertelstunde lang unter lautem Quieken und Fauchen, ohne daß ich bei der Schnelligkeit der Bewegungen recht sehen konnte, wer siegte, wer unterlag. Zuweilen hörte ich zerbissene Knochen knirschen. Die Heftigkeit, womit sich das Wiesel wehrte, die zunehmende Mattigkeit des Hamsters schien zu beweisen, daß jenes im Vortheil war. Endlich ließ das Wiesel los, hinkte in eine Ecke und kauerte sich nieder; das eine Vorderbein war gelähmt, die Brust, welche es fortwährend leckte, blutig. Der Hamster nahm von der andern Ecke Besitz, putzte seine angeschwollene Schnauze und röchelte. Einer seiner Zähne hing aus der Schnauze hervor und fiel endlich gänzlich ab; die Schlacht war entschieden. Beide Theile waren zu neuen Anstrengungen nicht mehr fähig. Nach vier Stunden war das tapfere Wiesel todt. Ich untersuchte es genau und fand durchaus keine Verletzung, ausgenommen, daß die ganze Brust von den Krallen des Hamsters arg zerkratzt war. Der Hamster überlebte seinen Feind noch um vier Stunden. Die Schnauze desselben war zermalmt, ein Zahn ausgefallen, zwei andere wacklig, und nur der vierte saß fest. Uebrigens sah ich nirgends eine Verletzung, da ihn das Wiesel immer fest an der Schnauze gehalten hatte."

Es versteht sich von selbst, daß ein so muthvolles und kühnes Geschöpf verhältnißmäßig ein wahrhaft furchtbarer Räuber sein muß: und das ist unser Wiesel in der That. Es hat allen kleinen Säugethieren den Krieg erklärt und richtet unter ihnen oft entsetzliche Verwüstungen an. Unter den Säugethieren fallen ihm die Haus-, Wald- und Feldmäuse, die Wander- und Hausratten, Maulwürfe, junge Hamster, Hasen und Kaninchen zur Beute; aus der Klasse der Vögel

raubt es sich junge Hühner und Tauben, Lerchen und andere auf der Erde wohnende Vögel, selbst solche, die auf Bäumen schlafen, plündert auch deren Nester, wenn es dieselben auffindet. Unter den Lurchen stellt es den Eidechsen, Blindschleichen und Ringelnattern nach und wagt sich selbst an die gefährliche Kreuzotter, obgleich es deren wiederholten Bissen erliegen muß. Außerdem frißt es auch Frösche. Fische verzehrt es ebenfalls. Es genießt überhaupt jede Art von Fleisch, welche es erlangen kann, selbst das der eigenen Art. Kerbthiere der verschiedensten Ordnungen sind ein Leckerbissen, und wenn es Krebse erwischen kann, weiß es deren harte Kruste auch zu zerbrechen. Seine geringe Größe und unglaubliche Gewandtheit kommen ihm bei seinen Jagden trefflich zustatten. Man kann wohl sagen, daß eigentlich kein kleines Thier vor ihm sicher ist. Den Maulwurf sucht es in seinem unterirdischen Palast auf, Ratten und Mäusen kriecht es in die Löcher; Fischen folgt es ins Wasser, Vögel auf die Bäume. Es läuft außerordentlich gewandt, klettert recht leidlich, schwimmt sehr gut und weiß durch blitzesschnelle Wendungen und rasche Bewegungen, im Nothfalle auch durch ziemliche große Sprünge seiner Beute auf den Leib zu kommen oder aber seinen Feinden behend zu entgehen. In der Fähigkeit, die engsten Spalten und Löcher zu durchkriechen und sich somit überall hinzuschleichen, liegt seine Hauptstärke, und der Muth, die Mordlust und der Blutdurst thun dann vollends noch das Ihrige, um das kleine Thier zu einem ausgezeichneten Räuber zu machen. Man will sogar beobachtet haben, daß es gemeinschaftlich jage, und Dies ist wohl auch nicht zu bezweifeln; denn daß es gesellig lebt und sich an manchen Orten in großer Anzahl sammelt, ist sicher. Kleine Thiere packt das Wiesel im Genick oder beim Kopfe, große sucht es am Halse zu fassen und womöglich durch Zerbeißen der großen Halsschlagader zu tödten. In die Eier macht es geschickt an einem Ende eines oder mehrere Löcher und saugt dann die Flüssigkeit aus, ohne daß ein Tropfen verloren geht. Größere Eier soll es zwischen Kinn und Brust klemmen, wenn es sie fortschaffen muß; kleinere trägt es im Maule weg. Bei größeren Thieren begnügt es sich mit dem Blute, welches es trinkt, ohne das Fleisch zu berühren; kleinere frißt es ganz auf; die, welche es einmal gepackt hat, läßt es nicht wieder fahren. Und dabei gilt es ihm gleich, ob seine Räuberthaten bemerkt werden oder nicht. In einer Kirche bei Oxford sah man während des Gottesdienstes plötzlich ein Wiesel aus einer kleinen Oeffnung, welche nach dem Kirchhofe führte, erscheinen, sich neugierig umschauen, plötzlich wieder verschwinden und nach wenigen Minuten von neuem vorkommen mit einem Frosche im Maule, den es angesichts der ganzen Gemeinde gemächlich verzehrte. In unmittelbarer Nähe von bewohnten Gebäuden jagt es oft ohne alle Scheu.

Die Paarungszeit unsers Thieres fällt im März. Im Mai oder Juni, also nach fünfwöchentlicher Tragzeit, bekommt das Weibchen fünf bis sieben, manchmal aber blos drei, auch zuweilen sogar acht blinde Junge, die es meist in einem hohlen Baume oder in einem seiner Löcher zur Welt bringt, immer aber an einem versteckten Ort auf ein aus Stroh, Heu, Laub u. dgl. bereitetes, nestartiges Lager bettet. Es liebt sie außerordentlich, säugt sie lange und ernährt sie dann noch mehrere Monate mit Haus-, Wald- und Feldmäusen, die es ihnen lebendig bringt. Wenn sie beunruhigt werden, trägt es sie im Maule an einen andern Ort. Bei Gefahr vertheidigt die treue Mutter ihre Kinder mit grenzenlosem Muthe. Sowie die allerliebsten Thierchen erwachsen sind, spielen sie oft bei Tage mit der Alten, und es sieht ebenso wunderlich, als hübsch aus, wenn die Gesellschaft sich im hellsten Sonnenschein auf Wiesen umhertreibt, zumal auf solchen, welche an unterirdischen Gängen, namentlich an Maulwurfslöchern reich sind. Gar lustig geht es zu beim Spielen. Aus diesem und jenem Loche guckt ein Köpfchen hervor, neugierig sehen sich die kleinen, hellen Augen nach allen Seiten um. Es scheint Alles ruhig und sicher zu sein, und Eins nach dem Andern verläßt die Erde und treibt sich im grünen Grase herum. Die Geschwister necken und beißen sich, jagen sich umher und entfalten dabei die ganz wunderbare Gewandtheit, die ihrem Geschlechte eigenthümlich ist. Wenn der versteckte Beobachter ein Geräusch macht, vielleicht ein wenig hustet oder in die Hand schlägt, stürzen Alle voll Schrecken in die Löcher zurück, und nach weniger als einer Zehntelminute scheint Alles verschwunden zu sein. Doch nein! Dort schaut bereits wieder ein Köpfchen aus dem Loche hervor, dort ein

zweites, da ein drittes: — jetzt sind sie sämmtlich wieder da, prüfen von neuem, vergewissern sich der Sicherheit, und bald ist die ganze Gesellschaft wieder vorhanden, und wenn man dann das Erschrecken forttreibt, bemerkt man gar bald, daß es wenig helfen will; denn die kleinen, muthigen Thierchen werden immer dreister, immer frecher und treiben sich zuletzt ganz unbekümmert vor den Augen des Beobachters umher.

Solche junge Wiesel, welche noch bei der Mutter sind, haben das rechte Alter, um gezähmt zu werden. Die durchaus irrige Ansicht, welche sich unter den Naturforschern von Buffon her fortgeerbt hat, daß unser Thierchen unzähmbar sei, hat schon oft Widerlegung gefunden, und wir haben verbürgte Beobachtungen genug, welche uns von sehr zahm gewordenen Wieseln berichten. Unter ihnen allen scheint mir eine von Frauenhand niedergeschriebene, welche Wood in seiner „Natural History“ mittheilt, die anmuthigste zu sein, und deshalb will ich sie im Auszuge wiedergeben.

„Wenn ich etwas Milch in meine Hand gieße,“ sagt die Dame, „trinkt mein zahmes Wiesel davon eine gute Menge, schwerlich aber nimmt es einen Tropfen der von ihm so geliebten Flüssigkeit, wenn ich ihm nicht die Ehre anthue, ihm meine Hand zum Trinkgefäß zu bieten. Sobald es sich gesättigt hat, geht es schlafen. Mein Zimmer ist sein gewöhnlicher Aufenthaltsort, und ich habe ein Mittel gefunden, seinen unangenehmen Geruch durch wohlriechende Stoffe vollständig aufzuheben. Bei Tage schläft es in einem Polster, zu dessen Innern es Eingang gefunden hat; während der Nacht wird es in einer Blechbüchse in einem Käfig verwahrt, geht aber stets ungern in dieses Gefängniß und verläßt es mit Vergnügen. Wenn man ihm seine Freiheit giebt, ehe ich wach werde, kommt es in mein Bett und kriecht nach tausend lustigen Streichen unter die Decke, um in meiner Hand oder an meinem Busen zu ruhen. Bin ich aber bereits munter geworden, wenn es erscheint, so widmet es mir wohl eine halbe Stunde und liebkost mich auf die verschiedenste Weise. Es spielt mit meinen Fingern, wie ein kleiner Hund, springt mir auf den Kopf und den Nacken oder klettert um meinen Arm oder um meinen Leib mit einer Leichtigkeit und Zierlichkeit, welche ich bei keinem andern Thiere gefunden habe. Halte ich ihm meine Hand vor in einer Entfernung von drei Fuß, so springt es in sie hinein, ohne jemals zu fallen. Es zeigt große Geschicklichkeit und List, um irgend einen seiner Zwecke zu erreichen, und scheint oft das Verbotene aus einer gewissen Lust am Ungehorsam zu thun.“

„Bei seinen Bewegungen zeigt es sich stets achtsam auf Alles, was vorgeht. Es schaut jede hohle Ritze an und dreht sich nach jedem Gegenstande hin, welchen es bemerkt, um ihn zu untersuchen. Sieht es sich in seinen lustigen Sprüngen beobachtet, so läßt es augenblicklich nach und zieht es gewöhnlich vor, sich schlafen zu legen. Sobald es aber munter geworden ist, zeigt es sofort seine Lebendigkeit wieder und beginnt seine heiteren Spiele sogleich von neuem. Ich habe es nie schlecht gelaunt gesehen, außer wenn man es eingesperrt oder zu sehr geplagt hatte. In solchen Fällen suchte es dann sein Mißvergnügen durch kurzes Gemurmel auszudrücken, gänzlich verschieden von dem, welches es ausstößt, wenn es sich wohl befindet.“

„Das kleine Thier unterscheidet meine Stimme unter zwanzig anderen, sucht mich bald heraus und springt über Jeden hinweg, um zu mir zu kommen. Es spielt mit mir auf das liebenswürdigste und liebkost mich in einer Weise, die man sich nicht vorstellen kann. Mit seinen zwei kleinen Pfötchen streicht es mich oft am Kinn und sieht mich dabei mit einer Miene an, welche sein großes Vergnügen auf das beste ausdrückt. Aus dieser seiner Liebe und tausend anderen Bevorzugungen meiner Person ersehe ich, daß seine Zuneigung zu mir eine wahre und nicht eingebildete ist. Wenn es bemerkt, daß ich mich ankleide, um auszugehen, will es mich gar nicht verlassen, und niemals kann ich mich so ohne Umstände von ihm befreien. Listig, wie es ist, verkriecht es sich gewöhnlich in ein Zimmer an der Ausgangsthür, und sobald ich vorbeigehe, springt es plötzlich auf mich und versucht alles Mögliche, um bei mir zu bleiben.“

„In seiner Lebendigkeit, Gewandtheit, in der Stimme und in der Art seines Gemurmels ähnelt es am meisten den Eichhörnchen. Während des Sommers rennt es die ganze Nacht hindurch im Hause umher, seit Beginn der kältern Zeit aber habe ich Dies nicht mehr beobachtet. Es scheint jetzt

die Wärme sehr zu vermissen, und oft, wenn die Sonne scheint und es auf meinem Bette spielt, dreht es sich um, setzt sich in den Sonnenschein und murmelt dort ein Weilchen."

„Selten trinkt es Wasser und blos, wenn es die Milch entbehren muß, auch dann immer mit großer Vorsicht. Es scheint just, als wolle es sich blos ein wenig abkühlen und sei fast erschreckt über die Flüssigkeit; die Milch aber trinkt es mit Entzücken aus meiner Hand, aber immer blos tropfenweise, und ich darf stets nur ein wenig von der so beliebten Flüssigkeit in meine Hand gießen. Wahrscheinlich trinkt es im Freien den Thau in derselben Weise, wie bei mir die Milch. Als es einmal im Sommer geregnet hatte, reichte ich ihm etwas Regenwasser in einer Tasse und lud es ein, hin zu gehen, um sich zu baden, erreichte aber meinen Zweck nicht. Hierauf befeuchtete ich ein Stückchen Leinenzeug in diesem Wasser und legte es ihm vor, darauf rollte es sich mit außerordentlichem Vergnügen hin und her."

„Eine Eigenthümlichkeit meines reizenden Thieres ist seine Neugier. Es ist geradezu unmöglich, eine Kiste, ein Kästchen oder eine Büchse zu öffnen, ja blos ein Papier anzusehen, ohne daß auch mein Wiesel den Gegenstand beschaut. Wenn ich es wohin locken will, brauche ich blos ein Papier oder ein Buch zu nehmen und aufmerksam auf dasselbe zu sehen, dann erscheint es plötzlich bei mir, rennt auf meiner Hand hin und schaut mit größter Aufmerksamkeit auf den Gegenstand, welchen ich betrachte."

„Ich muß schließlich bemerken, daß das Thier mit einer jungen Katze und einem Hunde, welche beide schon ziemlich groß sind, gern spielt. Es klettert auf ihren Nacken und Rücken herum und steigt an den Füßen und dem Schwanze empor, ohne ihnen jedoch auch nur das leiseste Ungemach zuzufügen."

Der Herausgeber der artigen Geschichte bemerkt nun noch, daß das Thierchen hauptsächlich mit kleinen Stückchen Fleisch gefüttert wurde, die es ebenfalls am liebsten aus der Hand seiner Herrin annahm.

Dies ist nicht das einzige Beispiel von der vollständig gelungenen Zähmung des Wiesels. Ein Engländer hatte ein jung aus dem Neste genommenes so an sich gewöhnt, daß es ihm überall hinfolgte, wohin er auch ging, und andere Thierfreunde haben die niedlichen Geschöpfe dahin gebracht, daß sie nach Belieben nicht nur im Hause herumlaufen, sondern auch aus- und eingehen durften.

Bei guter Behandlung kann man das Wiesel vier bis sechs Jahre am Leben erhalten, in der Freiheit dürfte es ein Alter von acht bis zehn Jahren erreichen. Leider werden die kleinen, nützlichen Geschöpfe jetzt von unwissenden Menschen vielfach verfolgt und aus reinem Uebermuthe getödtet. In Fallen, welche man mit Eiern, kleinen Vögeln oder Mäusen ködert, fängt sich das Wiesel sehr leicht. Oft findet man es auch in Rattenfallen, in welche es zufällig gerathen ist. Wegen des großen Nutzens, den es stiftet, sollte man das ausgezeichnete Thier kräftig schützen, anstatt es zu verfolgen. Man kann dreist behaupten, daß zur Mäusejagd kein andres Thier so vortrefflich ausgerüstet ist, als das Wiesel, und der Schaden, den es anrichtet, wenn es zufällig in einen schlechtverschlossenen Hühnerstall oder Taubenschlag geräth, kommt diesem Nutzen gegenüber gar nicht in Betracht. Doch ist gegen Vortheile aller Art leider nur schlecht anzukämpfen, und die Dummheit gefällt sich eben gerade darin, Vernunftgründe nicht zu beachten. Nicht genug, daß man die Thätigkeit des Thieres vollkommen verkennt, schmückt man auch seine Geschichte noch mit mancherlei Fabeln aus. Unter Vielen ist noch hier und da die Meinung verbreitet, daß das Wiesel seine Jungen aus dem Munde gebäre, jedenfalls deshalb, weil man die Mutter oft ihre Jungen von einem Orte zum andern tragen sieht und dabei zufällig nicht an die Hauskatze denkt, welche doch genau Dasselbe thut. Außerdem glaubt man, daß alle Thiere, welche mit ihm in Berührung kommen oder von ihm gebissen werden, an den betreffenden Stellen bösartige Geschwülste bekommen und fürchtet namentlich für Kühe, welche den Bissen des vollkommen harmlosen Geschöpfes mehr, als alle anderen Hausthiere, ausgesetzt sein sollen. Dagegen glauben nun die Landleute in anderen Gegenden, daß die Anwesenheit eines Wiesels im Hofe dem Hause und der Wirthschaft Glück bringe, und diese Leute haben, in Anbetracht der guten Dienste, welche der kleine Räuber leistet, jedenfalls die Wahrheit besser erkannt, als Jene, die mit Inbrunst an den albernsten Weibermärchen hängen.

Dem kleinen Wiesel sehr nahe verwandt ist der **Hermelin** oder das große Wiesel (Mustela Erminea), ein Thier, welches dem Heermännchen auch in seiner Lebensweise außerordentlich ähnelt. Das Hermelin ist bedeutend größer, als sein kleiner Vetter; seine gesammte Länge beträgt 12 bis 14 Zoll. Im Leibesbau hat es die größte Aehnlichkeit mit jenem, nur erscheint sein Leib noch gestreckter, als bei ihm. Im hohen Norden soll es größer werden, als bei uns zu Lande. Das Thier verdient eigentlich blos im Winter den Namen Hermelin: denn nur dann trägt es sein, bis auf die schwarze Endhälfte des Schwanzes schneeweißes Kleid; im Sommer ähnelt es dem kleinen Wiesel vollkommen in der Färbung. Viele Leute wundern sich gewaltig, wenn man ihnen das große Wiesel in seiner Sommertracht zeigt und behauptet, daß dieses Thier dasselbe sei, dessen Winterpelz die Krönungsmäntel der Könige lieferte. Die Veränderung der Färbung im Sommer und Winter ist auch wirklich eine sehr auffallende und hat zu vielfachem Streite Veranlassung gegeben. Die Umfärbung im Frühjahr geht entschieden mit dem Haarwechsel vor sich. Nicht ganz ausgemacht aber ist es, ob auch im Spätherbst eine Härung stattfindet, oder ob der Winterpelz nicht zum Theil noch aus älteren Haaren besteht, die im Winter weiß geworden sind. Daß die Wintertracht unter Umständen sehr schnell angelegt werden kann, ist nicht zu bezweifeln. Nicht selten sieht man das Hermelin bis spät in den Winter hinein in seinem Sommerkleide herumlaufen. Wenn aber plötzlich Kälte eintritt, verändert es oft in wenigen Tagen seine Farbe. Soviel steht fest, daß die Sache noch nicht hinreichend beobachtet worden ist; jedenfalls aber verdient es erwähnt zu werden, daß das Winterfell hinsichtlich seiner Dichtigkeit und Länge sich bedeutend vor dem Sommerfell auszeichnet.

Das Hermelin hat eine sehr ausgedehnte Verbreitung im Norden der alten Welt. Nordwärts von den Pyrenäen und dem Balkan findet es sich in ganz Europa, und außerdem kommt es in Nord- und Mittelasien bis zur Ostküste Sibiriens vor. In Kleinasien und Persien hat man es ebenfalls angetroffen, ja selbst im Himalaya will man es beobachtet haben. In allen Ländern, in denen es vorkommt, ist es auch nicht selten und in Deutschland sogar eines der häufigsten Raubthiere. Im Süden Europas, zumal in Italien vertritt es die **Boccamele**, in Nordamerika das **langschwänzige** und **Richardsonsche Wiesel**, Thiere, welche dem Hermelin sehr ähneln und von vielen Naturforschern blos für Abarten desselben erklärt werden.

Wie dem kleinen Wiesel, ist auch dem Hermelin jede Gegend, ja fast jeder Ort zum Aufenthalte recht, und es versteht sich überall so behaglich, als möglich einzurichten. Erdlöcher, Maulwurf- und Hamsterröhren, Felsklüfte, Mauerlöcher, Ritzen, Steinhaufen, Bäume und unbewohnte Gebäude und hundert andere ähnliche Schlupforte bieten ihm Obdach und Verstecke während des Tages, welchen es größtentheils in seinem einmal gewählten Baue verschläft, obwohl es gar nicht selten auch angesichts der Sonne im Freien lustwandelt und sich dreist den Blicken des Menschen aussetzt. Seine eigentliche Jagdzeit beginnt jedoch erst mit der Dämmerung. Schon gegen Abend wird das Thier lebendig und rege. Wenn man um diese Zeit an passenden Orten vorübergeht, braucht man nicht lange zu suchen, um das klugäugige, scharfsinnige Wesen zu entdecken. Findet man in der Nähe einen geeigneten Platz, um sich zu verstecken, so kann man das Treiben des Thieres gut beobachten. Ungeduldig und neugierig, wie es ist, vielleicht auch hungrig und sehnsüchtig nach Beute, kommt es hervor, zunächst blos um die unmittelbarste Nähe seines Schlupfwinkels zu untersuchen. Alle Behendigkeit, Gewandtheit und Zierlichkeit der Bewegungen offenbaren sich jetzt. Bald windet es sich, wie ein Aal, zwischen den Steinen und den Schößlingen des Unterholzes hindurch, bald sitzt es einen Augenblick bewegungslos da, den schlanken Leib in der Mitte hoch aufgebogen, viel höher noch, als es die Katze kann, wenn sie den nach ihr benannten Buckel macht; bald bleibt es einen Augenblick vor einem Mauseloche, einer Maulwurfshöhle, einer Ritze stehen und schnuppert da hinein. Auch wenn es auf ein und derselben Stelle verharrt, ist es nicht einen Augenblick ruhig; denn die Augen und Ohren, ja selbst die Nase, sind in beständiger Bewegung, und der kleine Kopf wendet sich blitzschnell nach allen Richtungen hin und her. Man darf wohl behaupten, daß es in allen Leibesübungen Meister ist. Es läuft und springt

mit der größten Gewandtheit, klettert vortrefflich und schwimmt unter Umständen rasch und sicher, wie ein Fischotter über Ströme, ja selbst durch das Meer.

„Ein Bauer“ sagt Thompson, „bemerkte, als er mit seinem Boote über den eine englische Meile breiten Meeresarm fuhr, welcher einen Theil von Islandmagee von dem nächsten Lande trennt, ein kleines Thier lustig schwimmend in dem Wasser. Er ruderte auf dasselbe zu und fand, daß es ein Wiesel war, welches unzweifelhaft das genannte Inselchen besuchen wollte und bereits das Viertel einer englischen Meile zurückgelegt hatte.“

Mit seiner Leibesgewandtheit stehen die geistigen Eigenschaften des Hermelin vollständig im Einklange. Es besitzt denselben Muth, wie sein kleiner Vetter, und eine nicht zu bändigende Mordlust, verbunden mit einem Blutdurst ohne Gleichen. Auch das Hermelin kennt keinen Feind, der ihm wirklich Furcht einflößte; denn selbst auf den Menschen geht es unter Umständen tolldreist los. Man sollte nicht glauben, daß es dem erwachsenen Manne ein wenigstens lästiger Gegner sein könnte. Und doch ist Dem so. „Ein Mann,“ so erzählt Wood, „welcher in der Nähe von Cricklade spazieren ging,



Hermelin und Wiesel (Mustela Erminea und Mustela vulgaris) im Winterkleid.

bemerkte zwei Wiesel, welche ruhig auf seinem Pfad saßen. Aus Uebermuth ergriff er einen Stein und warf nach den Thieren und zwar so geschickt, daß er eines von ihnen traf, welches durch den kräftigen Wurf über und über geschleudert wurde. In demselben Augenblicke aber stieß das andere einen eigenthümlichen, scharfen Schrei aus und sprang sofort gegen den Angreifer seines Gefährten, kletterte mit einer überraschenden Schnelligkeit an seinen Beinen empor und versuchte, sich in seinem Hals einzubeißen. Das Kriegsgeschrei war von einer ziemlichen Zahl anderer Wiesel, welche sich in der Nähe verborgen gehalten hatten, erwidert worden, und auch diese kamen jetzt herbei, um dem muthigen Vorkämpfer beizustehen. Der Mann raffte zwar schleunigst Steine auf, um die unwillkommenen Gäste zu vertreiben, mußte sie aber bald genug fallen lassen, um seine Hände zum Schutze seines Nackens frei zu bekommen. Er hatte gerade hinlänglich zu thun, denn die gereizten Thierchen verfolgten ihn mit der größten Ausdauer, und er verdankte es blos seiner dicken Kleidung und einem warmen Tuche, daß er von den boshaften Geschöpfen nicht verwundet würde. Doch waren seine Hände, sein Gesicht und ein Theil seines Halses immer noch mit Wunden bedeckt, und er behielt diesen Angriff in so gutem Andenken, daß er hoch und theuer gelobte, niemals wieder ein Wiesel zu beleidigen.

Seinen Freunden versicherte er steif und fest, ganz deutlich gehört zu haben, daß das erste Wiesel, welches ihn angriff, nach seinem Steinwurf entrüstet das Wort „Mörder“ ausgerufen habe, — und wir wollen diesem Manne diese Uebertreibung auch gern verzeihen, da das Geknurr eines wüthenden Wiesels wenigstens die beiden „r“ jenes Wortes entschieden ausdrückt.“

Das Hermelin jagt und frißt fast alle Arten kleiner Säugethiere und Vögel, die es erlisten kann, und wagt sich gar nicht selten auch an Beute, welche ihn an Leibesgröße bedeutend übertrifft. Mäuse, Maulwürfe, Hamster, Kaninchen, Sperlinge, Lerchen, Tauben, Hühner, junge Schwalben, welche es aus den Nestern holt, Schlangen und Eidechsen werden beständig von ihm befehdet, und selbst Hasen sind gar nicht vor ihm sicher. Vor einigen Jahren sah Lenz einmal fünf Hermeline bei einem Gartenzaune auf einem kranken Hasen sitzen, um ihn zu erwürgen. Derselbe Beobachter fügt hinzu, daß gesunde und große Hasen natürlich vor dem Wiesel sicher seien und blos kranke und junge ihm zur Beute fielen, doch versichern englische Naturforscher, daß das freche Thier auch gesunde überfiele. Hope hörte den lauten Angstschrei eines Hasen und wollte nach dem Orte hingehen, um sich von der Ursache zu überzeugen. Er sah einen Hasen dahinhinken, welcher offenbar von irgend Etwas auf das äußerste gequält wurde. Dieses Etwas hing ihm an der Seite der Brust, wie ein Blutegel angesaugt, und beim Näherkommen erkannte unser Beobachter, daß es ein Wiesel war. Der Hase schleppte seinen furchtbaren Feind noch mit sich fort und verschwand im Unterholze; wahrscheinlich kam er nicht mehr weit. Bell bemerkt hierzu: „Es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß ein Hase, welcher von einem Wiesel verfolgt wird, seine natürliche Begabung gar nicht benutzt. Selbstverständlich würde er mit wenigen Sprüngen aus dem Bereich aller Angriffe kommen, wie er einem Hunde oder Fuchse entkommt; aber er scheint das kleine Geschöpf gar nicht zu beachten und hüpft gemächlich weiter, als gäbe es kein Wiesel in der Welt, obwohl ihm diese stumpfe Gleichgiltigkeit zuweilen sehr schlecht bekommt.“

Allerliebst sieht es aus, wenn ein Wiesel eine seiner Lieblingsjagden unternimmt, nämlich eine Wasserratte verfolgt. Diesem Nager wird von dem unverbesserlichen Strolche zu Wasser und zu Lande nachgestellt und, so ungünstig das eigentliche Element dieser Ratten dem Wiesel auch zu sein scheint, zuletzt doch der Garaus gemacht. Zuerst spürt das Raubthier alle Löcher aus. Sein feiner Geruch sagt ihm deutlich, ob in einem von ihnen ein oder zwei Ratten gerade ihrer Ruhe pflegen oder nicht. Hat das Wiesel nun eine beuteversprechende Höhle ausgewittert, so geht es ohne weiteres dahinein. Die Ratte hat natürlich nichts Eiligeres zu thun, als sich entsetzt in das Wasser zu werfen, und ist im Begriff, durch das Schilfdickicht zu schwimmen: aber Das rettet sie nicht vor dem unermüdlichen Verfolger, ja, man kann sagen, vor ihrem ärgsten Feind. Das Haupt und den Nacken über das Wasser emporgehoben, wie ein schwimmender Hund es zu thun pflegt, durchgleitet das Wiesel mit der Behendigkeit des Fischotters das ihm eigentlich fremde Element und verfolgt nun mit seiner bekannten Ausdauer die fliehende Ratte. Diese ist verloren, wenn sie nicht ein Zufall rettet. Kletterkünste helfen ihr ebensowenig, als Versteckenspielen. Der Räuber ist ihr ununterbrochen auf der Fährte und seine Raubthierzähne sind immer noch schlimmer, als die starken und scharfen Schneidezähne des Nagers. Der Kampf wird unter Umständen selbst im Wasser ausgeführt, und mit der erwürgten Beute im Maule schwimmt dann das behende Thier dem Ufer zu, um sie dort gemächlich zu verzehren. Wood erzählt, daß einige Wiesel eine zahlreiche Ansiedlung von Wasserratten in wenig Tagen zerstörten.

Die Paarungszeit des Hermelin fällt bei uns in den März. Im Mai oder Juni bekommt das Weibchen fünf bis acht Junge. Gewöhnlich bereitet die Alte ihr weiches Bett in einem günstig gelegenen Maulwurfsbau oder in einem andern ähnlichen Schlupfwinkel. Sie liebt ihre Kinder mit der größten Zärtlichkeit, säugt und pflegt sie und spielt mit ihnen, bis in den Herbst hinein; denn erst gegen den Winter hin trennen sich die fast vollständig ausgewachsenen Jungen von ihrer treuen Pflegerin. Sobald Gefahr droht, trägt die besorgte Mutter die ganze Brut im Maule nach einem andern Versteck, sogar schwimmend durch das Wasser. Wenn die Jungen erst einigermaßen erwachsen

sind, macht sie Ausflüge mit ihnen, unterrichtet sie auf das gründlichste in allen Künsten des Gewerbes, und die kleinen Thiere sind auch so gelehrig, daß sie schon nach kurzer Lehrfrist der Alten an Muth, Schlauheit, Behendigkeit und Mordlust nicht viel nachgeben.

Man fängt das Hermelin in Fallen aller Art, oft auch in Rattenfallen, in die es zufällig geräth; kommt man dann hinzu, so läßt es ein durchdringendes Gezwitscher hören, reizt man es, so fährt es mit einem quiekenden Schrei auf Einen zu, sonst aber giebt es seine Angst blos durch leises Fauchen zu erkennen. Wenn man es jung einfängt, wird es sehr zahm und macht viel Freude. Man hat Hermeline dahin gebracht, nach Belieben aus- und einzugehen, und manche sollen sich derart an ihren Herrn gewöhnt haben, daß sie ihm wie ein Hund nachfolgten.

Daß Gefangenleben des Hermelin hat neuerdings der Schwede Grill in höchst anziehender Weise beschrieben. Ich lasse ihn deshalb, wie billig, selbst reden.

„Einige Tage vor Weihnachten 1843 bekam ich ein Hermelinmännchen, welches in einem Holzhaufen gefangen wurde. Es trug sein reines Winterkleid. Die schwarzen, runden Augen, die rothbraune Nase und die schwarze Schwanzspitze stachen grell gegen die schneeweiße Farbe ab, welche nur an der Schwanzwurzel und auf der innern Hälfte des Schwanzes einen schönen, schwefelgelben Anflug hatte. Es war ein hübsches, allerliebstes, äußerst bewegliches Thierchen. Ich setzte es anfangs in ein größeres, unbewohntes Zimmer, worin sich bald der dem Marbergeschlechte eigene üble Geruch verbreitete. — Seine Fertigkeit, zu klettern, zu springen und sich zu verbergen, war bewundernswerth. Mit Leichtigkeit kletterte es die Fenstervorhänge hinauf, und wenn es dort oben auf seinem Platze erschreckt wurde, stürzte es sich oft plötzlich mit einem Angstschrei auf den Fußboden herunter. Den zweiten Tag lief es die Ofenröhre hinauf und blieb dort, ohne etwas von sich hören zu lassen, bis es endlich, nach mehreren Stunden, mit Ruß bedeckt wieder zum Vorschein kam. Oft neckte es mich stundenlang, wenn ich es suchte, bis ich es zuletzt an einem Orte versteckt fand, wo ich es am wenigsten vermuthete. Es drängte sich hinter einem dicht an der Wand stehenden Schranke hinauf und ruhte dort ohne irgend eine Unterlage. In seinem Zimmer hing hoch an der freien Wand eine Pendeluhr. Einmal, als ich hineinkam, bemerkte ich zu meiner Verwunderung, daß die Uhr ging; und bei näherer Untersuchung fand ich, daß mein „Kisse" in guter Ruhe hinter der Uhrtafel auf dem Rande des Werkes lag. Es war vom Fußboden dort hinaufgeklettert oder gesprungen, und die dadurch verursachte Erschütterung hatte wohl den Pendel in Gang gesetzt. Da das Zimmer nicht geheizt wurde, suchte es sich bald sein Lager in einer Bettstelle, wo es sich einen besondern Platz auswählte, den es jedoch gleich verließ, wenn Jemand in die Thüre trat. Das Bett blieb aber von nun an sein liebstes Versteck. Gewöhnlich sucht es dieses auf, wenn man rasch auf es zugeht, aber wenn man ihm freundlich zuredet und sich sonst still hält, bleibt es oft in seinem Laufe stehen oder geht neugierig einige Schritte vorwärts, indem es seinen langen Hals ausstreckt und den einen Vorderfuß aufhebt. Diese seine Neugier ist auch allgemein bekannt, so daß das Landvolk zu sagen pflegt: „Wieselchen freut sich, wenn man es lobt." — Wenn es sehr aufmerksam, oder wenn ihm Etwas verdächtig ist, so daß es weiter sehen will, als sein niedriger Leib ihm erlaubt, setzt es sich auf die Hinterbeine und richtet den Körper hoch auf. Es liegt oft mit erhobenem Hals, gesenktem Kopf und aufwärts gekrümmtem Rücken. Wenn es läuft, trägt es den ganzen Körper so dicht dem Boden entlang, daß die Füße kaum zu bemerken sind. Wenn man ihm nahe kommt, bellt es, ehe es die Flucht ergreift, mit einem heftigen und gellen Ton, der dem des großen Buntspechtes am ähnlichsten ist; man könnte den Laut auch mit dem Fauchen einer Katze vergleichen, doch ist er schneidender. Noch öfter läßt es ein Zischen, wie das einer Schlange, hören."

„Als das Hermelin am dritten Tage in einen großen Bauer gesetzt war, wo es sah, daß es nicht herauskommen konnte und sich sicher fühlte, ließ es sich Nichts nahe kommen, ohne ans Gitter zu springen, heftig mit den Zähnen zu hauen und den vorhin erwähnten Laut in einem langen Triller zu wiederholen, welcher dann dem Schackern einer Elster sehr ähnlich war. Dort ist es auch nicht bange vor dem Hunde, und beide bellen, jeder dicht an seiner Seite des Gitters, gegen einander. —

Wenn man z. B. den Finger eines Handschuhs durchs Gitter steckt, beißt es hinein und reißt heftig daran. Wenn es sehr böse ist — und dazu ist nicht mehr erforderlich, als daß es von seinem Lager aufgejagt wird — sträubt es jedes Haar seines langen Schwanzes.

Im allgemeinen ist es sehr boshaft. Musik ist ihm zuwider. Wenn man vor dem Bauer die Guitarre spielt, springt es wie unsinnig gegen das Gitter und bellt und zischt solange, als man damit fortfährt. Es versucht niemals, die Klauen zum Zerreißen seiner Beute zu gebrauchen, sondern fällt immer mit den Zähnen an. — Während der beiden ersten Tage verbreitete sich der üble Geruch oft, aber nachher äußerst selten, weshalb ich ohne Unannehmlichkeit den Bauer immer in meinem Arbeitszimmer haben konnte.

Wenn es zur Ruhe geht, dreht es sich wohl mehrere Male rund um, und wenn es schläft, liegt es kreisförmig, die Nase dicht bei der Schwanzwurzel aufwärts gerichtet, wobei der Schwanz rund um den Körper herumliegt, so daß die ganze Länge beinahe zwei Kreise bildet. Gegen Kälte ist es sehr empfindlich. Wenn es nur etwas kalt im Zimmer ist, liegt es beständig in dem Neste, welches es sich von Mos und Federn und mit zwei Ausgängen selbst eingerichtet hat, und wenn man es hinausjagt, zittert es sichtlich. Ist es dagegen warm, sitzt es gern hoch oben auf dem Tannenbüschel, der im Bauer steht. Zuweilen putzt es sich den ganzen Körper bis zum Schwanzende, aber es behelligt seinen Reinlichkeitssinn durchaus nicht, daß nach der Mahlzeit beinahe immer die eine oder andere Feder auf der Nase sitzen bleibt. Wenn ein Licht dem Käfig nahe steht, schließt es, von dem Schein belästigt, die Augen, und eine dichte Ratzenfalle, worin ich es im Zimmer fing, wollte es durchaus nicht gegen den hellen Bauer vertauschen. Im Halbdunkel glänzen seine Augen von einer grünen, klaren und schönen Farbe. — Die ziemlich dichten Stahldrähte an dem Bauer biß es öfters paarweise zusammen, und wenn es allein im Zimmer war, entschlüpfte es auch wohl dem Gebauer. — Einen Beweis seiner Klugheit gab es in den ersten Tagen, wo es sorgfältig seine liebsten Verstecke vermied, sobald es merkte, daß man es von dort in den Bauer locken wollte. Dieser mußte bald gegen einen starken Eisenbauer ausgetauscht werden, dessen Dach und Fußboden von Holz das Thier niemals zu durchbeißen versuchte; dagegen biß es oft in das Eisengitter, um hinauszukommen. Es hatte einen bestimmten Platz für die Losung, und die Einrichtung, wozu Dieses Veranlassung gab, erleichterte sehr das Reinhalten des Bauers.

In den beiden ersten Tagen aß das Hermelin Kopf und Füße von einigen Birkhühnern. Milch leckte es gleich anfangs mit großer Begier und diese war, nebst kleinen Vögeln, seine liebste Speise. Zwei Goldammer reichten kaum für einen Tag aus. Es verzehrte den Kopf zuerst und ließ Nichts, als die Federn übrig. Von größeren Vögeln, als von Hähern und Elstern, ließ es Kopf und Füße zurück. Rohe Hühnereier ließ es mehrere Tage unangerührt, obgleich es sehr hungrig war, bis ich Löcher hinein machte, worauf es den Inhalt schnell ausgetrunken hatte. Frisches Fleisch von Hornvieh nimmt es nicht gern. Es ißt und trinkt mit einem schmatzenden Laut, wie wenn junge Hunde oder Ferkel saugen. Seine Beweglichkeit in der untern Kinnlade ist bemerkenswerth: wenn es frißt, gähnt u. s. w. stellt es sie beinahe senkrecht gegen die Oberkinnlade, wie Schlangen, was unter Anderem Veranlassung gegeben hat, eine Aehnlichkeit zwischen ihm und diesem Thiere zu finden. Beim Fressen hält es die Augen fast geschlossen und runzelt Nase und Lippen so auf, daß das ganze Gesicht eine platte Fläche bildet. Wenn es dann das geringste Geräusch hört, wird es aufmerksam und mordet oder frißt nicht, so lange es sich beobachtet glaubt. Einen kleinen lebendigen Vogel fällt es gewöhnlich nicht gleich an, sondern erst dann, wenn Alles still ist und der Vogel aus Furcht wie unbeweglich dasitzt; dann untersucht es ihn und, wenn es Zeichen von Leben sieht, tödtet es denselben durch Zerquetschen des Kopfes, aber selten schnell und auf einmal, sondern läßt ihn fast immer lange im Todeskampfe zappeln, — eine Grausamkeit, die es auch gegen eine große Wanderratte bewies, die ich lebendig zu ihm hineinließ. Zuerst sprangen beide lange um einander herum, ohne sich anzufallen; sie schienen sich vor einander zu fürchten. Die ungewöhnlich große Ratte war sehr dreist, biß boshaft in ein durchs Gitter gestecktes Stäbchen und hatte in wenigen Minuten die Milch des Hermelins

ausgetrunken. Dieses saß ganz still am andern Ende des $1^1/_2$ Ellen langen Bauers. Es sah aus, als wäre die Ratte dort schon lange zu Hause und das Hermelin eben erst hineingekommen. Nach vollendeter Mahlzeit wollte indessen die erstere sich auch soweit wie möglich von dem Hermelin entfernt halten; aber als ich sie zwang, näher zu kommen, war sie immer die Angreifende, und wären Größe und Bosheit allein entscheidend gewesen, hätte ich gewiß mit den übrigen Zuschauern geglaubt, daß der Ausgang sehr ungewiß sei. Das Hermelin schien sogar einige Male zu unterliegen, aber daß es doch überlegen war, sah man an den schnelleren und sicheren Hieben, womit es sich vertheidigte. Wie eine Schlange zog es sich nach den Anfällen augenblicklich zurück, die so schnell geschahen, daß man nicht Zeit hatte, den geöffneten Rachen zu sehen. Es war ein Kampf auf Tod und Leben. Die Ratte knirschte und piepte beständig, das Hermelin bellte nur bei der Vertheidigung. Beide sprangen um einander und gegen das Dach des mehr als eine Elle hohen Bauers hinauf. Als ich sie lange gegen einander aufgereizt hatte und die Ratte weniger kampflustig wurde, begann auch das Hermelin mit seinen Angriffen. Alle Anfälle geschahen offen, von vorn und nach dem Kopf gerichtet. Keines schlich sich hinter das Andere. Bei dem letzten Zusammentreffen kam das Hermelin auf den Rücken der Ratte, preßte die Vorderfüße dicht hinter den Schultern der Ratte fest um ihren Leib zusammen, und da diese sich folglich nicht mehr vertheidigen konnte, lagen sie beide längere Zeit auf der Seite, wobei der Sieger sich in den Oberhals der Ratte hineinfraß, bis diese endlich starb. Dann zerquetschte es ihr den Rückgrat der Länge nach und ließ beim Verzehren fast die ganze Haut, den Kopf, die Füße und den Schwanz zurück. Ganz auf gleiche Weise verfuhr das Hermelin mit einer andern, eben so großen, lebendigen Ratte. Ich habe nie gesehen, daß es den Säugethieren oder Vögeln, die es getödtet, das Blut ausgesogen hätte, wie man zuweilen angiebt, aber wohl, daß es sie gleich auffraß."

Sehr genau sind Grills Angaben über den Farbenwechsel. Er sagt: „Am 4. März konnte man zuerst einige dunkle Haare zwischen den Augen bemerken. Am 10. hatte es auf derselben Stelle einen braunen, hier und da mit Weiß durchbrochenen Flecken, von der Breite der halben Stirne. Ueber den Augen und um die Nase zeigten sich nun mehrere kleine dunkle Flecke. Wenn es sich krumm bückte, sah man, daß der Grund längs der Mitte des Rückens, unter den Schultern und auf dem Scheitel dunkel war. Am 11. war es den ganzen Rückgrat und über die Schultern entlang dunkel. Am 15. zog sich das Dunkle schon über die Hinter- und Vorderbeine, sowie ein Stück über die Schwanzwurzel. Am 18. umfaßte das Graubraun den Durchgang zwischen den Ohren, den Hinterhals, ungefähr zwei Zoll breit, ebenso den Rücken, ein Viertel des Schwanzes und zog sich über Schultern und Hüften bis zu den Füßen. Ueberall war die dunkle und die weiße Farbe scharf begrenzt und die erstere durchaus unvermischt mit Weiß, ausgenommen im Gesichte, welches ganz bunt war. Das Braune war dort am dunkelsten und wurde nach hinten zu allmählich heller, so daß es über den Lenden und um die Schwanzwurzel gelbbraun oder schmuziggelblich war. Der Schwanz hatte nun drei Farben, nämlich ein Viertel braungelb, ein Viertel weiß mit schwefelgelbem Anstrich und die Hälfte schwarz. Auch unter dem Bauche war die schwefelgelbe Farbe jetzt stärker, als vorher. Der Farbenwechsel ging sehr schnell vor sich, besonders im Anfang, so daß man ihn täglich, ja sogar halbtäglich bemerken konnte. Am 3. April war nur noch weiß: die untere Seite des Halses und der Kehle, der ganze Bauch, die Ohren und von da zu den Augen, welche mit einem kleinen Ring umgeben waren, ein halber Zoll vor der schwarzen Hälfte des Schwanzes und die ganze Unterseite seiner vordern Hälfte, die ganzen Füße, sowie die innere Seite der Vorder- und Hinterbeine und die Hinterseite der Schenkel. — Am 19. waren auch die Ohren, bis auf einen kleinen Theil des untern Randes, braun. — Es ist an keiner Stelle stachelhaarig gewesen, außer an der Stirn, wo mehrere weiße Haare neben einander sitzen und kleine Flecken bilden. Erst wuchsen die dunklen Haare auf einmal hervor, und ehe sie mit den weißen gleich hoch waren, waren diese schon ausgefallen. Man kann annehmen, daß der eigentliche Wechsel in der ersten Hälfte des März vor sich ging; nach dem 19. März hat das braune Kleid sich nur mehr ausgebreitet und allmählich das weiße verdrängt."

Dem fügt der treffliche Beobachter noch Folgendes hinzu: „Erst den 7. Mai, nachdem ich das Thier ungefähr $4^1/_2$ Monate gehabt hatte, versuchte ich, ihm zu schmeicheln, obwohl mit Handschuhen versehen. Wohl biß es in diese hinein, aber ich fühlte keine Zahnspitzen, und noch weniger ließ es Spuren zurück. Zuerst suchte es meinen Liebesbezeugungen auszuweichen, aber zuletzt schienen sie ihm sichtbar zu behagen: es legte sich auf den Rücken und schloß die Augen. Den folgenden Tag wiederholte ich meine Versuche, da ich mir fest vorgenommen hatte, es so zahm wie möglich zu machen. Bald zog ich den Handschuh ab und beschäftigte mich mit ihm, doch mit gleicher Sicherheit als vorher. Es ließ sich willig streicheln und krauen, so viel ich wollte, die Füße aufheben u. s. w., ja, ich konnte ihm sogar den Mund öffnen, ohne daß es böse wurde. Wenn ich es aber um den Leib faßte, glitt es mir leicht und schnell wie ein Aal aus den Händen. Man mußte ihm leise nahen, wenn es nicht bange werden sollte, und die Hauptregel bei dieser, sowie der Behandlung andrer wilder Thiere ist die, daß man zu gleicher Zeit zeigt, daß man nicht bange ist, und dem Thiere nichts Böses thun will."

„Doch bald war es aus mit meiner Freude. Das Hermelin schien mit größerer Schwierigkeit, als vorher, kleine Mäuse und Vögel zu verzehren, und den 15. Juli lag mein hübscher „Kisse" todt in seinem Bauer, nachdem er mir sieben Monate so manches Vergnügen geschenkt hatte. Ich sah nun deutlich, was ich schon lange zu bemerken geglaubt hatte, nämlich, daß alle Zähne, außer den Raubzähnen in der Oberkinnlade, beinahe ganz abgenutzt waren, die Eckzähne am meisten. — Kam dies vom hohen Alter? Oder hat das Hermelin sie durch das Beißen in das Eisengitter abgenutzt — beim Arbeiten für seine Freiheit? Wahrscheinlich hat Beides zusammen gewirkt."

„Weil man anzuführen pflegt, daß das Hermelin, wenn es gereizt oder erschreckt wird, eine übelriechende Feuchtigkeit aus den Schwanzdrüsen ergießt, will ich noch mittheilen, daß mein Hermelin Dieses niemals aus reiner Bosheit that, auch nicht, wenn es sehr gereizt wurde, sondern nur beim Erschrecken. Wenn es bellend und zischend mit gesträubtem Schwanzhaar hervorstürzte — und Dies that es immer, wenn es böse war — verbreitete sich niemals dieser Geruch, nicht einmal während der Kämpfe mit den größten Ratten, aber wohl, wenn es die Flucht ergriff. Im Anfang der Gefangenschaft traf Letzteres oft ein, weil es da bei jedem Geräusch oder jeder eingebildeten Gefahr gleich bange ward, aber nachdem es daran gewöhnt und heimisch geworden war, sehr selten, und nach zwei oder drei Monaten erinnere ich mich nur einer einzigen Gelegenheit, nämlich, als ich die Thüre seines Käfigs heftig zuschlug. Es ward darüber so erschreckt, daß es bis an die Decke hinaufsprang, und der Geruch verbreitete sich augenblicklich so stark, wie in den ersten Tagen. Ich bin daher geneigt, anzunehmen, daß diese Ergießung nicht von dem freien Willen des Thieres abhängt, sondern durchaus unfreiwillig geschieht. Es ist wahrscheinlich, daß das Hermelin bei großem Schrecken die Schließmuskeln der Afterdrüsen nicht zu schließen vermag, und daß deshalb die Flüssigkeit frei wird. Dasselbe Verhältniß möchte auch wohl bei allen verwandten Thieren, die mit derartigen Drüsen versehen sind, stattfinden. Es ist auch natürlich! Wenn das Thier Grund hat, sich zu fürchten, bedarf es dieser kleinen Hilfe in der Stunde der Gefahr; aber wozu sollte sie dienen, wenn das Thier überlegen ist oder im Vertrauen auf seine Kraft es zu sein glaubt?" —

Zwei noch wenig bekannte Thiere, von denen das eine im Norden und Osten unsers Vaterlandes, das zweite in Amerika haust, vermitteln den Uebergang von den eigentlichen Mardern zu den Fischottern. Es sind Dies die Sumpfottern (Vison). Sie haben bereits die breite, flache Schnauze und die runden Lauscher des Otters, zudem eine, die Zehen mehr als zur Hälfte verbindende, kurzbehaarte Schwimmhaut; im übrigen aber gleichen sie dem Iltisse, welchem sie auch in der Größe ähneln. Beide sind auf der Ober- und Unterseite gleichmäßig braun gefärbt, am Kinn und den Lippen aber regelmäßig, oder mindestens oft, weiß gezeichnet.

Bis in die neueste Zeit hinein war über die Lebensweise der beiden Sumpfottern nur höchst wenig bekannt, und auch jetzt noch lassen die veröffentlichten Beobachtungen viel an Vollkommenheit zu wünschen übrig, wenigstens für die europäische Art. Ich danke der Freundlichkeit eines Waidmanns aus der Lübecker Gegend wichtige Bereicherungen unsrer bisherigen Kenntniß, soweit diese den eigentlichen Nörz angeht; über dessen Vertreter in Amerika, den Mink, hat Audubon und neuerdings Prinz von Wied berichtet.

Viele Naturforscher halten den amerikanischen Sumpfotter oder Mink nur für eine klimatische Ausartung des unsrigen, und in der That sind beide Thiere sich sehr nahe verwandt. Doch unterscheidet sich der Mink vom Nörz durch die Verschiedenheit der Leibesverhältnisse hinlänglich, um die entgegengesetzte Ansicht anderer Forscher zu rechtfertigen, d. h. Mink und Nörz als verschiedene Thiere anzusehen. Als Hauptkennzeichen des Erstern mag gelten, daß er kurzköpfiger, aber langschwänziger ist, als unser Nörz. Dem entspricht die verschiedene Zahl der Schwanzwirbel beider Thiere; denn während Hals-, Rücken- und Lendentheil bei Mink und Nörz aus der gleichen Zahl Wirbel besteht, zählt man bei Ersterm 21, bei Letzterm dagegen nur 19 Schwanzwirbel. Diese Unterscheidungsmerkmale sind übrigens die einzigen, welche man aufgefunden hat.



Der Nörz (Vison Lutreola).

Unser Nörz, welcher auch kleiner Fisch- oder Krebsotter, Steinhund, Wasserwiesel und bei Lübeck Menk oder Wassermenk genannt wird (Vison Lutreola), erreicht eine Länge von 19 Zoll, wovon etwas über 5 Zoll auf den Schwanz kommt. Der Leib ist gestreckt, schlank und kurzbeinig, im Ganzen fischotterähnlich, doch ist der Kopf noch schlanker, als bei diesem Verwandten. Die Füße ähneln denen des Iltis, aber alle Zehen sind, wie bemerkt, durch Bindehäute verbunden. Der glänzende Pelz besteht aus dichten und glattanliegenden, kurzen, ziemlich harten Grannenhaaren von brauner Färbung, zwischen und unter denen ein graulicḧes, sehr dichtes Wollhaar ansitzt. In der Mitte des Rückens dunkelt diese Farbe, am Nacken und Hinterleib am meisten, und auch die Schwanzhaare pflegen dunkler zu sein, als jene der Leibesseite. Auf dem Unterleib geht die Färbung in Graubraun über. Ein kleiner, lichtgelber oder weißlicher Fleck steht an der Kehle. Die Oberlippe ist vorn, die Unterlippe der ganzen Länge nach weiß.

Eine ganz ähnliche Färbung zeigt auch der Mink (Vison americanus), dessen Pelz weit höher geachtet wird, weil er vollhaarig und weicher ist. Hinsichtlich der Lebensweise werden beide Thiere wahrscheinlich in allem Wesentlichen übereinkommen, und deshalb scheint es mir angemessen, einer

kurzen Schilderung der Sitten und Gewohnheiten unsers Sumpfotters das Wichtigste aus den Berichten der genannten Naturforscher über den amerikanischen Mink vorausgehen zu lassen, da ich es mir versagen muß, die betreffende Beschreibung vollständig zu geben.

Nächst dem Hermelin ist nach Audubons Bericht der Mink das thätigste und zerstörungswüthigste kleine Raubthier, welches um den Bauerhof oder um des Landmanns Ententeich streift, und die Anwesenheit von einem oder zwei dieser Thiere wird an dem plötzlichen Verschwinden verschiedener junger Enten und Küchlein bald bemerkt werden. Der wachsame Bauer sieht vielleicht ein schönes, junges Huhn in einer eigenthümlichen und sehr unwillkürlichen Weise sich bewegen und endlich in irgend einer Höhle oder zwischen dem Gestein verschwinden. Er hat dann einen Mink beobachtet, welcher den unglücklichen Vogel überfallen und seiner Wohnung zugeschleppt hat. Entrüstet über diese That, eilt er nach Haus, sein Gewehr zu holen, kehrt zurück und wartet geduldig, bis es dem Strolche gefällig sein mag, wieder zu erscheinen. Aber gewöhnlich kann er lange harren, ehe es dem listigen Geschöpfe beliebt, wieder zum Vorschein zu kommen. Und doch ist Geduld hier das einzige Mittel, sich des schädlichen Räubers zu entledigen. Audubon erfuhr Dies selbst bei einem Mink, welcher sich unmittelbar neben seinem Hause in dem Steindamm eines kleinen Teiches eingenistet hatte. Der Teich war eigentlich den Enten des Gehöftes zu Liebe aufgestaut worden und bot somit dem Raubthiere ein höchst ergiebiges Jagdgebiet. Sein Schlupfwinkel war mit ebensoviel Kühnheit, als List gewählt; sehr nahe am Hause und noch näher der Stelle, zu welcher die Hühner des Hofes, um zu trinken, herabkommen mußten. Vor der Höhle lagen zwei große Stücke von Granit; sie dienten dem Otter zur Warte, von wo aus er Gehöft und Teich überschauen konnte. Hier lag er tagtäglich stundenlang auf der Lauer, und von hier aus raubte er bei hellem, lichtem Tage Hühner und Enten weg, bis unser Forscher seinem Treiben, obwohl erst nach längerm Anstand, ein Ende machte. „Wir thun zu wissen," sagt Audubon, „daß wir nicht die geringste Absicht haben, irgend Etwas zur Vertheidigung des Mink zu sagen, müssen jedoch hinzufügen, daß, so listig und zerstörungssüchtig er auch ist, er weit hinter seinem nächsten Nachbar, dem Hermelin zurücksteht, weil er sich mit soviel Beute begnügt, als er zur Sättigung bedarf, während das Hermelin bekanntlich in einer Nacht ein ganzes Hühnerhaus veröden kann." Besonders häufig fand Audubon den Mink am Ohio, und hier beobachtete er, daß sich derselbe durch Maus- und Rattenfang auch nützlich zu machen wußte. Neben solcher, dem Menschen nur ersprießlichen Jagd, treibt er freilich allerhand Wilddiebereien und namentlich den Fischfang, zuweilen zum größten Aerger des Anglers, dessen Gebahren das listige Thier mit größter Theilnahme verfolgt, um im entscheidenden Augenblick aus seiner Höhle unter dem Weidicht des Ufers hervorzukommen und den von Jenem erangelten Fisch in Beschlag zu nehmen. Nach den Beobachtungen unsers Gewährsmanns schwimmt und taucht der Mink mit größter Gewandtheit und jagt, wie der Otter, den schnellsten Fischen, selbst den Lachsen und Forellen mit Erfolg nach. Im Nothfall begnügt er sich freilich auch mit einem Frosch oder Molch; wenn er es aber haben kann, zeigt er sich sehr leckerhaft. Seine feine Nase gestattet ihm, eine Beute mit der Sicherheit eines Jagdhundes zu verfolgen, und gute Beobachter sahen ihn von dieser Begabung den ausgedehntesten Gebrauch machen. In dem Mor verfolgt er die Wasserratten, Rohrsperlinge, Finken und Enten, an dem Ufer der Seen Hasen; im Meere stellt er Austern nach und vom Grunde der Flüsse holt er Muscheln herauf: kurz, er weiß sich überall nach des Ortes Beschaffenheit einzurichten und überall Etwas zu erbeuten. Felsige Ufer bleiben unter allen Umständen sein bevorzugter Aufenthalt, und nicht selten wählt er sich seinen Stand in unmittelbarer Nähe von Stromschnellen und Wasserfällen. Verfolgt flieht er stets ins Wasser und sucht sich hier tauchend und schwimmend zu retten. Auf dem Land läuft er ziemlich rasch, wird jedoch vom Hunde bald eingeholt und dann selbst zum Klettern gezwungen, und wenn auch Dies nicht aushilft, sucht er sich durch List zu retten. In der Angst verbreitet er einen sehr widerlichen Geruch, wie der Iltis.

In Nordamerika fällt die Rollzeit des Mink zu Ende Februars oder zu Anfang März. Der Boden ist um diese Zeit mit Schnee bedeckt, und somit kann man recht deutlich wahrnehmen, wie rastlos er ist.

Man sieht die brünstigen Männchen längs der Stromufer nach Weibchen suchen, und kann es dabei vorkommen, daß eine ganze Gesellschaft unserer Thiere, den Flüssen folgend, sich in Gegenden verirrt, in welchen sie sonst selten oder gar nicht mehr vorkommen. Audubon schoß an einem Morgen sechs alte Männchen, welche unzweifelhaft beabsichtigten, ein Weibchen zu suchen. In einer Woche erhielt der Naturforscher eine große Anzahl von männlichen Minks, jedoch nicht einen einzigen weiblichen, und deshalb spricht er seine Meinung dahin aus, daß die weiblichen Minks während der Rollzeit sich in Höhlen verbergen. Die fünf bis sechs Jungen, welche ein Weibchen wirft, findet man zu Ende Aprils in Höhlen unter den überhängenden Ufern oder auf kleinen Inselchen, im Sumpfe und auch wohl in Baumlöchern. Wenn man sie bald aus dem Neste nimmt, werden sie ungemein zahm und zu wahren Lieblingen. Richardson sah eins im Besitz einer Canadierin, welches sie bei Tage in der Tasche ihres Kleides mit sich herumtrug. Audubon besaß eins über ein Jahr lang und durfte es frei im Haus und Hof umherlassen, ohne daß er Ursache hatte, sich zu beklagen. Es fing wohl Ratten und Mäuse, Fische und Frösche, griff aber niemals die Hühner an. Mit den Hunden und Katzen stand es auf bestem Fuße. Am lebendigsten und spiellustigsten zeigte es sich in den Morgen- und Abendstunden; gegen Mittag wurde es schläfrig. Einen unangenehmen Geruch verbreitete es niemals.

Der Mink geht leicht in alle Arten von Fallen und wird ebenso häufig geschossen, als gefangen. Seine Lebenszähigkeit jedoch macht einen guten Schuß nothwendig.

Prinz von Wied bestätigt Audubons Beschreibung, fügt ihr aber noch hinzu, daß der Mink zuweilen doch mehr, als ein Huhn auf einmal tödte, daß er sich im Winter oft längere Zeit von Flußmuscheln nähre und man deshalb viele leere Muschelschalen in der Nähe seines Wohnplatzes finde, daß er sich im Winter häufig den menschlichen Wohnungen nähere und dann oft gefangen oder erlegt würde, und endlich, daß er, obwohl er außerordentlich geschickt und schnell mit langausgestrecktem Körper schwimme, doch nicht lange unter dem Wasser bleiben könne, sondern mit der Nase bald hervorkomme, um Athem zu holen.

Ueber unsern Nörz sind die Angaben viel dürftiger. Schon Wildungen sagt in seinem 1799 erschienenen „Neujahrsgeschenk für Forst- und Jagdliebhaber“, daß der Sumpfotter ein in Deutschland sehr seltenes, manchem wackern Waidmann wohl gar noch unbekanntes Geschöpfchen sei, daß er schon länger gewünscht habe, näher mit ihm vertraut zu werden, und die Erfüllung dieses Wunsches nur der unermüdlichen Fürsorge des Grafen Mellin verdanke. Von diesem Naturforscher theilt er einige Beobachtungen mit.

„In seinem Gang mit gekrümmtem Rücken, in seiner Behendigkeit, durch die kleinsten Oeffnungen zu schlüpfen, gleicht der Nörz noch ganz dem Marder. Gleich dem Frettchen ist er in unaufhörlicher Bewegung, alle Winkel und Löcher auszuspähen. Er läuft schlecht, klettert auch nicht auf die Bäume, ist aber, wie der gemeine Fischotter, ein sehr geübter Schwimmer, welcher sehr lange unter Wasser ausdauern kann. Den reißenden Wellen starker Ströme zu widerstehen, mag er sich wohl zu schwach fühlen, da er weniger an großen Flüssen, sondern mehr an kleinen, fließenden Wässern gefunden wird. Seine Ranz- oder Rollzeit ist im Februar und März, und im April oder Mai findet man an erhabenen, trockenen Orten, in den Brüchen oder Baumwurzeln, in den eigenen Röhren blindgeborne Junge.“

„Der Sumpfotter liebt Stille und Einsamkeit an seinem Wohnorte. So sehr er aber auch Menschen flieht und mit großer Klugheit deren Nachstellungen zu entgehen weiß, besucht er doch zuweilen Federviehställe und erwürgt dann, wie Marder und Iltis, so lange noch Federvieh vorhanden und er nicht gestört wird; doch geschieht Dies nur in einsamen Fischerwohnungen, und ich habe nie gehört, daß er in Dörfer gekommen sei, um dort zu rauben. Seine gewöhnliche Nahrung sind Fische, Frösche, Krebse, Schnecken; wahrscheinlich mögen ihm aber auch manche junge Schnepfen und Wasserhühnchen zur Beute werden.“

„Der anlockende Preis seines Balges, welcher auch im Sommer gut ist, vermehrt die Nach-

stellungen auf das immer seltener werdende Thier ungemein, und wenn ihm nicht die bisherigen gelinden Winter etwas zustatten gekommen sind, so möchte diese Thierart auch wohl in schwedisch Pommern, woselbst Mellin sie beobachtete, bald gänzlich ausgerottet sein."

In diesen Nachrichten ist eigentlich Alles enthalten, was wir bisher vom Nörz erfahren haben. Die Furcht, daß er in Deutschland gänzlich ausgerottet sei, ist nach und nach ziemlich allgemein geworden; doch ist sie glücklicher Weise nicht begründet. Der Nörz kommt in Norddeutschland allerorts, obgleich überall nur sehr einzeln noch vor. Seine eigentliche Heimat ist das östliche Europa, Finnland, Polen, Litthauen, Rußland. Hier findet man ihn von der Ostsee bis zum Ural, von der Dwina bis zum schwarzen Meer und nicht besonders selten. In Bessarabien, Siebenbürgen und Galizien lebt er auch. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurde er ab und zu noch in Pommern, Mecklenburg und der Mark Brandenburg erwähnt. In den Jagdregistern der Grafen Schulenburg-Wolfsburg wird er regelmäßig mit aufgeführt. Man erlegte ihn in den Sumpfniederungen der Aller. In diesem Jahrhundert ist er sehr selten geworden, jedoch immer noch einzeln vorgekommen. Nach Blasius wurde im Jahre 1852 ein Nörz im Harz in der Grafschaft Stolberg gefangen, nach Hartig ein anderer im Jahre 1859 in der Nähe von Braunschweig und ein dritter bei Ludwigslust in Mecklenburg. Daß er im Holsteinischen vorkommt, wußte man, ohne jedoch Sicheres mittheilen zu können. Um so erfreulicher war es mir, in den letzten Tagen von einem naturwissenschaftlich gebildeten Waidmann, Herrn Forstwart Claudius, folgende Nachrichten zu erhalten.

„Soviel mir bis jetzt bekannt geworden, kommt der Nörz in der Umgebung Lübecks auf einem Flächenraume von nur wenigen Geviertmeilen, hier aber nicht so selten vor, daß er nicht jedem Jäger von Fach unter dem Namen Menk, Ottermenk, wenigstens oberflächlich bekannt wäre. Als nördliche Grenze dieses Verbreitungsgebietes könnte man etwa den Himmeldorfsee, als südliche den Schallsee, als östliche den Dassowersee betrachten. Immerhin tritt er zu vereinzelt auf, und sein Rauchwerk wird hier zu Lande auch zu schlecht bezahlt, als daß man ihm besondere Aufmerksamkeit schenken sollte. Ich erinnere mich nicht, gehört zu haben, daß man ihm mit eigenen Lockspeisen nachstellt oder besondere Fangwerkzeuge, die sein Aufenthalt am Wasser gestatten würde, Fliegenreusen z. B. gegen ihn in Anwendung bringt. Er geräth fast immer nur durch Zufall in die Hand des Jägers und Dies selten anders als zur Winterzeit, da nur dann dem Raubzeug nachgegangen wird, sein Gebiet auch häufig nur bei Frost betreten werden kann. Und so ist leider über sein Verhalten in der andern Hälfte des Jahres, welche dem Naturforscher ungleich wichtigere Aufschlüsse zu bieten hat, wenig oder Nichts mit Sicherheit zu erfahren. Mir ist ein einziger Fall zu Ohren gekommen, daß Junge in einem Bau gefunden wurden, und zwar von einem meiner Nachbarn, welcher einmal in der letzten Hälfte des Juli gelegentlich der Bekassinenjagd vier bis fünf junge Nörze in einem Erdloch beisammen traf und aus der Anwesenheit der Mutter mit Bestimmtheit als den Wurf eines Minks erkannte. Da zu erwarten stand, daß diese ihre Jungen sofort entfernen würde, waren auch alle weiteren Beobachtungen unterblieben. Sonst kommt er höchstens auf der Entenjagd einmal vor die Flinte, und dann wird er nicht geschont, da sein Balg auch im Sommer gut ist. Bei dieser Gelegenheit wurde vor einigen Jahren hier in der Nachbarschaft ein Mink, dem die Hunde von der Wasserseite aus zusetzten, aus dem Kopf einer hohlen Weide herabgeschossen. In den Wintermonaten dagegen kommt der Nörz öfter mit dem Jäger in Berührung, meist, wie erwähnt, gelegentlich, wenn auf den Iltis Jagd gemacht wird. Ab und zu wird er auf einer Neue vor dem Hund geschossen, von diesem beim Ausrutschen aus dem Bau gegriffen, am häufigsten aber noch auf dem Teller gefangen. Der Jagdlehrling, welcher die Eisen abzugehen hat, wird dann aber nicht etwa mit der Freude, mit welcher der Forscher ihn begrüßen würde, sondern sicher mit einem sauern Gesicht empfangen, weil unser Nörz kaum die Hälfte des Werthes von einem Iltisse hat. Mehr als ein Gulden, derselbe Preis, den fast vor 50 Jahren Dietrich aus dem Winkell von der Provinz Brandenburg angiebt, ist noch heutzutage der übliche, da der Balg weder zum eigenen Gebrauch, noch von Aufkäufern sehr gesucht wird."

„Die augenfällige Aehnlichkeit, welche er einerseits mit dem Iltisse in der Färbung der Schnauze



Fischotter.

und der Behaarung der kurzen Ruthe, andererseits mit dem Otter in der glänzenden Oberfläche des Balges und mit Beiden in der Lebensweise gemein hat, machen die hier allgemein verbreitete Annahme, daß er ein Blendling von Beiden sei, ebenso begreiflich, als verzeihlich; auch erklärt sich der Jäger daraus das stets vereinzelte Auftreten dieses für große Streifzüge über Land scheinbar so untüchtigen Thieres. Der Nörz liebt die brüchigen und schilfreichen Umgebungen von Seen und Flüssen, wo er seine Wohnung, wie der Iltis, auf einer Raupe oder dammartigen Erhöhung im Gewurzel von Erlenbäumen, doch gern in möglichster Nähe des Wassers anlegt und mit wenigen Ausgängen, die nach der Wasserseite münden, versieht. Fluchtröhren nach einer andern Richtung, oder gar Gänge nach benachbarten Raupen, sind hier nicht anzutreffen. Während der Iltis, aus dem Bau gestört, sich durchaus nicht zu Wasser jagen läßt, sondern stets sein Heil in der Flucht auf dem Lande sucht, wo er Schlupfwinkel in hinreichender Menge kennt, fällt der Mink unter solchen Umständen sofort und zwar in senkrechter Richtung ins Wasser und verschwindet hier den Blicken. Bemerkenswerth ist, wie er sich hierzu seiner Läufe bedient: er rudert nicht abwechselnd, wie der Iltis, sondern er schnellt sich stoßweise fort und zwar mit überraschender Geschwindigkeit. Es gelingt selten, ihn im Wasser zu schießen, da er lange unter der Oberfläche bleibt und stets an einer entfernten Stelle wieder zum Vorschein kommt. Vor dem Hunde ist er im Wasser, selbst im beschränkten Raume, sicher."

„Die Spur sowohl, wie die einzelne Fährte, ist der des Iltis so ähnlich, daß selbst der geübte Jäger leicht getäuscht wird, da sich bei gewöhnlicher Gangart die kurze Schwimmhaut nicht im Boden abdrückt. Man hat sie im Winter da zu suchen, wo sich das Wasser lange offen zu halten pflegt, in Gräben, welche ein starkes Gefälle haben, in Wasserbächen, über Quellen, wo man zu derselben Zeit den Iltis ebenfalls antrifft, welcher bekanntlich auch unter dem Eise eifrig nach Fröschen fischt. Hier in den Ausstiegen eben unter dem Wasser ist es, wo man hin und wieder den Mink, von Schlamm fast unkenntlich, auf dem Eisen sitzen sieht. Möchte ich nun bald ein ausgesuchtes Stück recht zierlich am Vorderlauf erwischen, damit endlich die längst gewünschte Gelegenheit einer sorgfältigen Beobachtung geboten würde! In Ermangelung eines Bessern schicke ich Ihnen den Balg eines im März dieses Jahres (1863) in Lübeck zum Verkauf gebotenen Mink aus dem Mecklenburgischen."

Ich vermag Vorstehendem Nichts weiter hinzuzufügen, als die Versicherung, daß meinerseits Alles gethan werden wird, um endlich einmal in Besitz eines lebenden Nörz zu gelangen; denn über das Gefangenleben des seltenen Thieres fehlen zur Zeit noch alle Beobachtungen.

An die Sumpfottern reihen sich naturgemäß zwei andere Sippen der Familie an, die Marder des Wassers. In der einen dieser Sippen vereinigt man die Bewohner süßer Gewässer, die Fischottern (Lutra). Alle hierher gehörigen Arten, eine ziemlich bedeutende Anzahl, kennzeichnen sich durch den gestreckten, flachen, auf niederen Beinen ruhenden Leib, den platten, stumpfschnäuzigen Kopf mit kleinen vorstehenden Augen und kurzen, runden Ohren, durch die sehr ausgebildeten Schwimmhäute zwischen den Zehen, den langen, zugespitzten und am Ende flachgedrückten Schwanz und durch das kurze, straffe, glatte, glänzende Haar. Ihre Vorder- und Hinterbeine sind fünfzehig, die beiden mittleren Zehen nur wenig länger, als die seitlichen. Die Sohlen sind theilweise behaart, doch findet das Auftreten fast auf der ganzen Sohle statt. In der Aftergegend ist keine Drüsentasche vorhanden; es finden sich aber zwei Absonderungsdrüsen, welche neben dem After münden. Knochenbau und Gebiß ähneln noch sehr den übrigen Mardern; jedoch giebt sich auch im Geripp der auffallend flache Schädel mit breitem Hirnkasten und verengter Stirngegend und kurzem Schnauzentheil, als sehr eigenthümliches Merkmal kund.

Die Ottern bewohnen die Flüsse und deren Ufer, im Norden wie im Süden, denn mit Ausnahme von Neuholland und des höchsten Nordens der Erde, sind sie über fast alle Theile der Erde verbreitet und an unbewohnten Flüssen noch heutigen Tages sehr häufige Erscheinungen. Nur gezwungen ent-

fernen sie sich von dem Wasser und auch dann blos in der Absicht, um ein anderes Gewässer aufzusuchen; denn die Fälle, in welchen sie sich auf die Jagd von Landthieren machten, sind sehr selten und immer nur Ausnahmen. Sie schwimmen und tauchen meisterhaft und verstehen es auch, ziemlich lange unter dem Wasser auszuhalten; sie laufen, ihrer kurzen Beine ungeachtet, ziemlich schnell; sie sind stark, muthig und kühn, verständig und zur Zähmung geeignet, leben aber fast überall in gespannten Verhältnissen mit dem Menschen, weil sie diesem einen so großen Schaden zufügen, daß derselbe durch den kostbaren Pelz, den sie liefern, nicht halb aufgewogen werden kann. Ihre Baue graben sie sich an den Ufern der Flüsse und zwar von dem Wasser aus. Man kennt gegenwärtig etwa zwölf Arten.

Europa beherbergt eine einzige Art der Sippe, den gemeinen Fischotter (Lutra vulgaris), welcher sich außerdem noch in dem größten Theile von Nord- und Mittelasien findet. In den Polarländern scheint er nicht weit nach Norden vorzubringen, obgleich er einzeln noch in Lappland wohnt. In Sibirien geht er nur bis zur Nähe des Polarkreises hinauf und von da durch ganz Europa hindurch bis zu dem tiefsten Süden hinab. So ist er in Italien, Spanien und Griechenland, wo er seine Südgrenze erreicht, ebensogut daheim, wie in Mitteleuropa, Großbritannien, Skandinavien und Rußland, oder in den asiatischen Steppen, in Südsibirien, im Altai, in Turan, in der Mongolei, Persien und Mesopotamien. Auch die in Japan vorkommende Art soll mit der unsrigen übereinstimmen und wird deshalb von Vielen als dasselbe Thier angesehen.

Der Fischotter trägt die oben bemerkten Kennzeichen der Sippe vollständig an sich. Seine ganze Leibeslänge beträgt zwei Fuß acht Zoll bis drei Fuß, der Schwanz mißt immer die Hälfte, also von 16 bis 18 Zoll; die Höhe am Widerrist erreicht nur bei den ältesten Männchen mehr, als einen Fuß; das Gewicht schwankt meistens zwischen 20 und 24 Pfund; doch erreichen sehr alte Männchen wohl auch ein solches von 30 Pfund. Das Weibchen unterscheidet sich von dem Männchen nur durch die etwas geringere Größe, einen kaum merklich schlankern Bau und die hellere Färbung seines Pelzes. Der Leib des Fischotters und noch mehr der verhältnißmäßig kleine, oben stark abgeflachte, doch dabei dicke und breite Kopf erinnert an eine Schlange, und deshalb mag wohl auch das Thier den Schlangennamen erhalten haben. Die abgerundeten Ohren sind sehr kurz und treten blos mit dem Rande aus dem Pelz hervor; sie sind durch eine Klappe verschließbar. Die kleinen Augen stehen nahe an dem Mundwinkel und haben einen runden Stern und kastanienbraune Regenbogenhaut. Der Mund wird von dicken Lippen geschlossen; auf der Oberlippe befinden sich mehrere Reihen langer Schnurren, auf der untern sind diese weniger zahlreich und kürzer. Die Nasenspitze ist unbehaart und von einer netzartig gerissenen, flachwarzigen Haut bedeckt. Die Form dieses nackten Nasenfeldes ist wichtig für die Unterscheidung mancher Arten; bei der europäischen Art wenigstens ist es ganz anders gestaltet, als bei anderen Gattungsverwandten. Die Beine und Füße ähneln im Ganzen denen der Marder: allein die stark entwickelten Bindehäute oder ausgebildeten Schwimmhäute zwischen den Zehen unterscheiden alle Fischottern hinlänglich von jenen. Diese Schwimmhäute erstrecken sich bis in die Mitte der Zehenballen und sind unten ganz nackt, oben dagegen schwach behaart. Der Pelz ist überall dicht und kurz anliegend. Das sehr feine Wollhaar ist im Grunde lichtbraungrau, an der Spitze dunkler, wie das obere Haar, welches etwas starr ist, dabei aber dicht steht und sehr viel Glanz besitzt. Die Gesammtfärbung des Pelzes ist oben gleichmäßig glänzend dunkelbraun, auf der Unterseite etwas heller, unterm Halse und den Kopfseiten am hellfarbigsten, oft etwas weißlichgraubraun. Gewöhnlich finden sich auch einzelne unregelmäßige, reinweiße oder weißliche Flecken zwischen dem Kinn und den Oberkieferästen, sowie auf der Mitte der Oberlippe. Die jüngeren Thiere sind mehr graubraun gefärbt; die sehr selten vorkommenden Ausartungen haben hellröthlichen, gelben oder weißlichen Pelz.

Der Fischotter lebt fast ausschließlich an süßen Gewässern und liebt vor allem Bäche, welche Forellen beherbergen, sonst aber auch Flüsse, deren Ufer auf große Strecken hin mit Wald bedeckt sind.

Hier wohnt er in unterirdischen Gängen, welche ganz nach seinem Geschmack und im Einklange mit seinen Sitten angelegt sind. Die Mündung befindet sich stets unter der Oberfläche des Wassers, gewöhnlich in einer Tiefe von anderthalb bis zwei Fuß. Von hier aus steigt ein etwa vier bis fünf Fuß langer Gang schief nach aufwärts und führt zu dem geräumigen Kessel, welcher regelmäßig mit Gras ausgepolstert und unter allen Umständen trocken ist. Ein zweiter, schmaler Gang läuft von hier aus nach der Oberfläche des Ufers und vermittelt den Luftwechsel. Gewöhnlich benutzt das Thier die vom Wasser ausgeschwemmten Löcher und Höhlungen im Ufer, welche es einfach durch Wühlen und Zerbeißen der Wurzeln verlängert und erweitert. In seltenen Fällen bezieht der Fischotter auch verlassene Fuchs- oder Dachsbaue, wenn solche nicht weit vom Wasser liegen. Unter allen Umständen besitzt er mehrere Wohnungen, es sei denn, daß ein Gewässer außerordentlich reich an Fischen ist, und der Otter deshalb nicht genöthigt wird, größere Streifereien auszuführen. Bei hohem Wasser, welches natürlich seinen Bau auch mit überschwemmt, flüchtet er sich auf nahestehende Bäume oder auch in hohle Stämme und verbringt hier die Zeit der Ruhe und Erholung von seinen Jagdzügen im Wasser.

Soviel Aerger ein Fischotter seines großen Schadens wegen den Besitzern von Fischereien und zumal den leidenschaftlichen Anglern bringt, so anziehend wird er für den Forscher. Sein ganzes Leben ist so eigenthümlicher Art, daß es eine eigene Beobachtung verlangt und deshalb jeden an der schädlichen Wirksamkeit des Thieres unbetheiligten Naturfreund fesseln muß. An dem Fischotter ist Alles merkwürdig, sein Leben und Treiben im Wasser, seine Bewegungen, sein Nahrungserwerb und seine geistigen Fähigkeiten. Er gehört unbedingt zu den sonderbarsten Thieren unsers Erdtheils. Daß er ein echtes Wasserthier ist, sieht man bald, auch wenn man ihn auf dem Lande beobachtet. Sein Gang ist der kurzen Beine wegen schlangenartig kriechend, aber doch ziemlich schnell. Auf Schnee oder Eis rutscht er oft ziemlich weit dahin, wobei ihm das glatte Fell gut zustattenkommt und selbst der kräftige Schwanz zuweilen Hilfe gewähren muß. Dabei wird der breite Kopf ganz gesenkt getragen, der Rücken aber nur wenig gekrümmt, und so gleitet und huscht das Thier in wirklich sonderbarer Weise seines Weges fort. Doch darf man nicht glauben, daß er ungeschickt wäre; denn die Geschmeidigkeit seines Leibes zeigt sich auch auf dem Lande. Er kann den Körper mit unglaublicher Leichtigkeit drehen und wenden, wie er will, und ist im Stande, sich ohne Beschwerde aufzurichten, minutenlang in dieser Stellung zu verweilen und sich, ohne aus dem Gleichgewichte zu kommen, vor- und rückwärts zu wenden, zu drehen und auf- und niederzubeugen. Nur im höchsten Nothfall macht der Fischotter auch noch von einer andern Fertigkeit landlebender Thiere Gebrauch; er klettert nämlich durch Einhäkeln seiner immer noch ziemlich scharfen Krallen an schiefstehenden Bäumen empor, aber freilich so tölpisch und ungeschickt, als möglich.

Ganz anders bewegt er sich im Wasser, seiner eigentlichen Heimat, welche er bei der geringsten Veranlassung flüchtend zu erreichen sucht, um der ihm auf dem feindlichen Lande drohenden Gefahr zu entgehen. Der ganze Bau seines Körpers befähigt ihn in unübertrefflicher Weise zum Schwimmen und Tauchen, der schlangengleiche, breite Leib, mit den kurzen, durch große Schwimmhäute zu kräftigen Rudern umgewandelten Füßen, der starke und ziemlich lange Schwanz, welcher als treffliches Steuer benutzt werden kann, und der glatte, schlüpfrige Pelz vereinigen alle Eigenschaften in sich, welche ein rasches Durchgleiten und Zertheilen der Wellen ermöglichen. Zur Ergreifung der Beute dient ihm das scharfe, vortreffliche und kräftige Gebiß, welches das einmal Erfaßte, und sei es noch so glatt und schlüpfrig, niemals wieder fahren läßt. In den hellen Fluthen der Alpenseen oder des Meeres hat man zuweilen Gelegenheit, sein Treiben im Wasser zu beobachten. Er schwimmt so meisterhaft nach allen Richtungen hin, daß die Fische, denen er nachfolgt, die größte Anstrengung machen müssen, um ihm zu entgehen, und wenn er nicht von Zeit zu Zeit auf die Oberfläche kommen müßte, um Athem zu schöpfen, würde wohl schwerlich irgend welcher Fisch schnell genug sein, ihm zu entrinnen. Dem Fischotter ist vollkommen gleichgiltig, ob er auf- oder niedersteigt, seitwärts sich wenden, rückwärts sich drehen muß; denn jede nur denkbare Bewegung fällt ihm leicht. Gleichsam spielend dreht er sich im Wasser umher. Wie ich an Gefangenen beobachtete, schwimmt er manchmal auf einer Seite, und

oft dreht er sich, scheinbar zu seinem Vergnügen, so herum, daß er auf den Rücken zu liegen kommt, zieht dann die Beine an die Brust und treibt sich noch ein gutes Stück mit dem Schwanze fort. Dabei ist der breite Kopf in ununterbrochener Bewegung, und die Schlangenähnlichkeit des Thieres wird auffallend groß. Auch bei langem Aufenthalt im Wasser bleibt das Fell glatt und trocken, und zur Nachtzeit will man bemerkt haben, daß es bei raschen Bewegungen einen elektrischen Schein von sich gäbe. Die Gegend, in welcher ein Fischotter schwimmt, ist leicht zu kennen, weil von ihm beständig Luftblasen aufsteigen, und auch um das ganze Fell herum gewissermaßen eine Schicht von feinen Luftbläschen sich befindet. Zur Zeit des Winters sucht er, wenn die Gewässer zugefroren sind, die Löcher im Eise auf, steigt durch dieselben unter das Wasser und kehrt auch zu ihnen zurück, um Luft zu schöpfen. Solche Eislöcher weiß das Thier mit unfehlbarer Sicherheit wieder aufzufinden; und ebenso geschickt ist es, andere, die es auf seinem Zuge trifft, zu entdecken. Ein Eisloch braucht blos so groß zu sein, daß der Fischotter seine Nase durchstecken kann, um zu athmen, dann ist das zugefrorene Gewässer vollkommen geeignet, von ihm bejagt zu werden.

Die Sinne des Fischotters sind sehr scharf; er äugt, vernimmt und wittert ausgezeichnet. Schon aus einer Entfernung von mehreren hundert Schritten gewahrt er die Annäherung eines Menschen oder Hundes, und eine solche Erscheinung ist für ihn dann stets die Aufforderung zur schleunigsten Flucht nach dem Wasser. Die unablässigen Verfolgungen, denen er ausgesetzt ist, haben ihn sehr scheu und flüchtig, aber auch sehr listig gemacht, und so kommt es, daß man Tage lang auf ihn lauern kann, ohne ihn zu gewahren.

Im Freien vernimmt man die Stimme des Fischotters viel seltener, als in der Gefangenschaft, wo man ihn weit leichter aufregen kann. Wenn er sich recht behaglich fühlt, läßt er ein leises Kichern vernehmen; verspürt er aber Hunger, oder reizt man seine Freßgier, so stößt er ein lautes Geschrei aus, welches wie die oft und rasch nach einander wiederholten Silben „girrk“ klingt und so gellend ist, daß es die Ohren beleidigt. Im Zorn kreischt er laut auf, in der Verliebtheit pfeift er hell und wohlklingend.

Bei uns zu Lande führt der Fischotter eine mehr nächtliche, als tägliche Lebensweise. Ueber Tag liegt er in seinen Verstecken verborgen, nach Sonnenuntergang macht er sich auf seine Jagd aus, am liebsten in mondhellen Nächten. An Orten, welche selten von Menschen besucht werden, betreibt er seinen Fischfang auch am Tage. So erzählt **Prinz von Wied**, daß der brasilianische Fischotter in den wenig beunruhigten Flüssen leicht erlegt werden könne, weil er ohne Scheu ganz nahe um die Bote herumgaukele und beständig hier und da den Kopf über das Wasser erhebe, ein Fehlschuß also kaum möglich sei. Da aber, wo der allesbeunruhigende Europäer seine Herrschaft schon ausgebreitet hat, würde es ebenso schwer werden, wie bei uns, dasselbe Thier zu überlisten. In Paraguay und Cayenne leben die gleichen Fischottern familienweise, ebenfalls in traulicher Harmlosigkeit und Sicherheit in den größeren Flüssen und bekümmern sich gar nicht um die dicht zwischen ihnen hindurchrudernden Bote. Bei uns ist Dies freilich anders. Das Thier hat im Verlaufe der Zeit gelernt, wer sein ärgster Feind ist, und sucht diesen mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln auszuweichen, und eben deshalb wählt es zu allen Streifereien die Nachtzeit.

Alte Fischottern leben gewöhnlich einzeln; alte Weibchen aber streifen lange Zeit mit ihren Jungen umher oder vereinigen sich wohl auch mit anderen Weibchen und um die Paarungszeit mit solchen und Männchen; dann fischen sie in kleinen Gesellschaften zusammen. Sie schwimmen stets stromaufwärts und suchen einen Fluß nicht selten auf Meilen von ihren Wohnungen gründlich ab, besuchen dabei auch in dem Umfang einer Meile alle Flüsse, Bäche und Teiche, welche in den Hauptfluß münden oder mit ihm in Verbindung stehen. Nöthigenfalls bleiben sie, wenn sie der Morgen überrascht, auch an irgend einem schilfreichen Teiche während des Tages verborgen und setzen bei Nacht ihre Wanderung fort. In den größeren Bächen z. B., welche in die Saale münden, erscheinen sie nicht selten drei, ja vier Meilen von deren Mündungen entfernt und vernichten, ohne daß der Besitzer nur eine Ahnung hat, in aller Stille oft die sämmtlichen Fische eines Teichs.

Die Fischjagd versteht der Fischotter natürlich meisterhaft; er ist im Wasser dasselbe, was der Fuchs und der Luchs im Verein auf dem Lande sind. In den seichten Gewässern treibt er die Fische in den Buchten zusammen, um sie dort leichter zu erhaschen, oder scheucht sie, indem er mehrmals mit dem Schwanze plätschernd auf die Wasseroberfläche schlägt, in Uferlöcher oder unter Steine, wo sie ihm dann sicher zur Beute werden. In tieferen Gewässern verfolgt er den Fisch vom Grund aus und packt ihn rasch am Bauche. Nicht selten lauert er auch seiner Beute auf Stöcken und Steinen auf und taucht plötzlich in das Wasser, sobald er einen Fisch von fern erblickt, folgt ihm in eiligster Hetzjagd eine Strecke weit und faßt ihn, sobald er erschreckt sich zu verbergen sucht. Wenn ihrer zwei einen Lachs verfolgen, schwimmt der eine über, der andere unter ihm, und so jagen sie ihn so lange, bis er vor Müdigkeit nicht weiter kann und sich ohne Widerstand ergeben muß. Der Otter, welcher seine Jagd ohne Mithilfe Anderer seiner Art verfolgen muß, nähert sich den größeren Fischen, welche nicht gut unter sich sehen können, vom Grund aus und packt sie dann von unten plötzlich am Bauche. Die kleineren Fische verzehrt er während seines Schwimmens im Wasser, indem er den Kopf etwas über die Oberfläche emporhebt, größere Fische aber trägt er im Maule nach dem Ufer und verspeist sie auf dem Lande. Dabei hält er die schlüpfrige Beute zwischen seinen Vorderfüßen und beginnt in der Gegend der Schulter zu fressen, schält das Fleisch vom Nacken nach dem Schwanze zu ab und läßt den Kopf, Schwanz und die übrigen Theile liegen. In fischreichen Flüssen wird er noch leckerer und labt sich dann blos an den besten Rückenstücken. So kommt es, daß er in einem Tage oft mehrere große Fische fängt und von jedem blos ein kleines Rückenstückchen verzehrt. Die in der Umgegend solcher Gewässer wohnenden Bauern stören einen so leckern Fischotter durchaus nicht, zumal wenn der Strom oder das Fischrecht in ihm einem größern Gutsbesitzer gehört, wie es in England z. B. häufig der Fall ist. Sie betrachten dann den Fischotter als einen ihnen höchst willkommenen Beschicker ihrer kärglich besetzten Tafel und gehen des Morgens regelmäßig an die Ufer, um die angefressenen Fische aufzuheben und für sich zu verwerthen. Bei Ueberfluß an Nahrung verleugnet der Otter die Sitten seiner Familie nicht. Auch er mordet, wie ich an Gefangenen beobachtete, solange etwas Lebendes in seiner Nähe unter Wasser sich zeigt, und wird durch einen an ihm vorüberschwimmenden Fisch selbst von der leckersten Mahlzeit abgezogen und zu neuer Jagd angeregt. Wenn er zufällig unter einen Schwarm kleiner Fische geräth, fängt er, so rasch als möglich, nach einander einen um den andern, schleppt ihn eiligst ans Land, beißt ihn todt, läßt ihn einstweilen liegen und stürzt sich von neuem ins Wasser, um weiter zu jagen.

Auch von Krebsen, Fröschen, Wasserratten, kleinen und sogar größeren Vögeln nährt sich der Fischotter, wenn auch natürlich die Fische, zumal Forellen, eine Lieblingsspeise bleiben. Selbst durch seine außergewöhnlichen Jagden wird der Otter schädlich.

„In den schönen Gartenanlagen zu Stuttgart,“ erzählt Tessin, „sind die Teiche stark mit zahmen und wildem Wassergeflügel, sowie mit Fischen bevölkert. Unter ersteren trieb im Sommer 1824 ein Fischotter seine nächtlichen Räubereien sechs bis sieben Wochen lang, ohne daß irgend eine Spur seiner Anwesenheit bemerkt wurde. Während dieser Zeit wurden alle Entennester, sowohl auf dem Lande, als auf den Inseln zerstört und die Eier ausgesaugt; die jungen Enten und Gänse wurden schnell vermindert, ohne daß Ueberreste hiervon angetroffen worden wären, ebensowenig, als man solche von den gefressenen Fischen auffand. Dagegen fand man täglich zwei bis sieben alte Enten, von welchen nichts als Kopf und Hals verzehrt waren, desgleichen stark verletzte Gänse und Schwäne, die infolge ihrer Wunden bald eingingen. In einer mondhellen Nacht entschloß sich endlich der in den Anlagen wohnende königliche Oberhofgärtner Bosch, sich selbst auf den Platz zu begeben. Von neun Uhr an bis gegen zwölf Uhr wurde das Wassergeflügel beständig beunruhigt und nach allen Richtungen hin umhergetrieben. Unaufhörlich tönte der Angstschrei, besonders der jungen Enten, und es fing erst an, ruhig zu werden, nachdem sich alle auf das Land geflüchtet hatten. Noch war es nicht möglich, zu entdecken, wodurch das Geflügel so in Angst gesetzt worden war, und vergebens versuchte Herr Bosch, dasselbe wieder in den Teich zu treiben. Nach ein Uhr fiel eine wilde Ente

in kurzer Entfernung von dem Versteck des Jägers ins Wasser. Bald darauf bemerkte dieser im Wasser eine schmale Strömung, welche jedoch durchaus kein Geräusch verursachte und das Ansehen hatte, als ob ein großer Fisch hoch ginge, nur daß sich die Strömung weit schneller bewegte, als es geschehen sein würde, wenn ein Fisch die Ursache gewesen wäre. Als die Ente diese Strömung wahrgenommen hatte, stand sie schnell auf und strich weg. Die Strömung kam Bosch immer näher, und Dieser schoß endlich mit starken Schroten auf sie hin. Nach dem Schusse blieb das Wasser ruhig, Bosch nahm einen Kahn, fuhr damit an die Stelle und untersuchte mit dem Ladestock, an dem sich ein Krätzer befand, das Wasser. Er verspürte bald eine weiche Masse, bohrte dieselbe an und brachte einen Fischotter männlichen Geschlechts, welcher von der Nase bis zur Ruthenspitze 4 Fuß maß und $23^1/_4$ Pfund wog, zum Vorschein. Von nun an hörten alle Verheerungen unter dem Wassergeflügel auf."

Der Fischotter wird wegen der großen Verwüstungen, welche er anrichtet, zu jeder Zeit unbarmherzig gejagt. Seine Schlauheit macht viele Jagdarten, welche man sonst anwendet, langweilig oder unmöglich. Es ist ein seltener Fall, daß man einen Otter auf dem Anstand erlegt; denn sobald er die Nähe eines Menschen wittert, kommt er nicht zum Vorschein. Im Winter ist der Anstand ergiebiger, zumal, wenn man dem Thiere an den Eislöchern auflauert. Unter allen Umständen muß der Schütze unter dem Wind stehen, wenn er zum Ziel kommen will. Am häufigsten fängt man den Otter im Tellereisen, welches man vor seine Ausstiege ohne Köder so in das Wasser legt, daß es zwei Zoll hoch davon überspült wird. Das Eisen wird mit Wassermos ganz bedeckt. Kann man eine solche Falle in einem Bach oder Graben aufstellen, durch welche er fischend von einem Teich zum andern zu gehen pflegt, so ist es um so besser. Man engt alsdann den Weg durch Pfähle derart ein, daß das Thier über das Eisen weglaufen muß. Zufällig fängt man den einen oder den andern auch in Reußen oder sackförmigen Fischnetzen, in welche er bei seinen Fischjagden kommt und, weil er keinen Ausweg wieder findet, erstickt. In meiner Heimat wurde ein Otter mit einem Hamen aus dem Wasser gefischt. Hier und da überrascht man ihn wohl auch bei seinen Landgängen; doch nehmen nur wenige Hunde seine Fährte an, ebensowohl, weil sie die Ausdünstung des Thieres verabscheuen, als auch, weil sie sich vor dem Gebiß desselben fürchten. Der in die Enge getriebene Otter ist nämlich wirklich ein furchterregender Gegner; er dreht sich wüthend seinem Feind zu und kann mit seinem starken Gebiß sehr gefährlich verwunden. Dies erfuhr ein Jäger, welcher einen von seinem Hunde verfolgten Otter in dem Augenblick ergriff, als er sich in das Wasser stürzen wollte. Der Mann hatte das Thier am Schwanze erfaßt, dieses aber drehte sich blitzschnell herum, schnappte nach der Hand und hatte im Nu das Endglied des Daumens abgebissen. Was der Otter gefaßt hat, läßt er nicht wieder los, und wenn man ihn todtschlägt. Auf größeren Seen und Teichen verfolgt man den Otter mit Kähnen und schießt auf ihn, sobald er an die Oberfläche kommt, um Luft zu schöpfen. Die aufsteigenden Luftblasen verrathen den Weg, welchen er unter dem Wasser nimmt und leiten so die Jäger auf ihrer Verfolgung. In tiefem Wasser ist diese Jagdart nicht anwendbar, weil der Otter wie Blei zur Tiefe und dadurch verloren geht; denn wenn er halb verfault wieder emporkommt, ist sein Fell natürlich nicht zu gebrauchen. Nur in Flüssen, in denen es sehr viele Ottern giebt, kann man noch eine andere Jagdweise anwenden. Man zieht in aller Stille große Netze quer durch den Fluß und läßt den Otter durch die erwähnten Hunde treiben. Mehrere Leute mit Gewehren und Spießen stehen an den Netzen oder gehen, wo Dies thunlich, mit den Hunden im Flusse fort. Dann versucht man das Raubthier entweder zu erlegen oder anzuspießen und trägt es dann stolz auf den Spießen nach Hause. So jagt man hauptsächlich in Schottland. Der gefangene Otter zischt und faucht fürchterlich und vertheidigt sich bis zum letzten Lebenshauch. Unvorsichtigen Hunden wird er höchst gefährlich; er zerbeißt ihnen nicht selten die Beinknochen. Die Otterhunde, welche wir kennen lernten, wissen derartigen Unfällen freilich auszuweichen und werden ihres Wildes bald Herr. Im Augenblick des Todes stößt der Otter klagende und wimmernde Töne aus.

Eine festbestimmte Rollzeit hat der Otter nicht, denn man findet in jedem Monat des Jahres

kleine Junge. Gewöhnlich aber fällt die Paarungszeit in das Ende des Februar oder den Anfang des März. Männchen und Weibchen locken sich dann durch einen starken, anhaltenden Pfiff gegenseitig herbei und spielen gar allerliebst mit einander im Wasser umher. Sie verfolgen einander, necken und foppen sich; das Weibchen entflieht spröde, und das Männchen wird immer ungestümer, bis ihm endlich Sieg und Gewähr zum Lohne wird. Neun Wochen nach der Paarungszeit, bei uns gewöhnlich im Mai, wirft das Weibchen in einem sichern, d. h. unter alten Bäumen oder starken Wurzeln gelegenen Uferbau, zwei bis vier blinde Junge auf ein weiches und warmes Graspolster. Die Mutter liebt diese zärtlich und pflegt sie mit der größten Sorgfalt. Aengstlich sucht sie das Lager zu verbergen und vermeidet, um ja nicht entdeckt zu werden, in der Nähe desselben irgend eine Spur von ihrem Raube oder ihrer Losung zurückzulassen. Letztere setzt sie blos auf Steine und Stöcke, welche aus dem Wasser hervorragen, ab, niemals im Wasser, welches sie fortführen und dadurch verrathen könnte! Nach etwa neun bis zehn Tagen öffnen die niedlichen Kleinen ihre Augen, und nach Verlauf von acht Wochen werden sie von der Mutter auf den Fischfang ausgeführt. Sie bleiben nun noch etwa ein halbes Jahr lang unter Aufsicht der Alten und werden von ihr in allen Künsten des Gewerbes gehörig unterrichtet. Im dritten Jahre sind sie erwachsen, oder wenigstens zur Fortpflanzung fähig.

Junge, aus dem Nest genommene und mit Milch und Brod aufgezogene Fischottern können sehr zahm werden. Die schlauen Chinesen benutzen eine Art dieser Thiere ganz regelmäßig zum Fischfang für ihre Rechnung, und auch bei uns zu Lande hat man mehrmals Fischottern zu demselben Zwecke abgerichtet. Ein zahmer Fischotter ist ein sehr niedliches und gemüthliches Thier. Seinen Herrn lernt er bald kennen und folgt ihm zuletzt wie ein treuer Hund auf Schritt und Tritt nach. Er gewöhnt sich fast lieber an Milch- und Pflanzenkost, als an Fleischspeise, und kann dahin gebracht werden, die Fische gar nicht anzurühren. Auch Frauen haben sich mit der Zähmung der Fischottern abgegeben, und Dies ist gewiß ein Beweis von der Liebenswürdigkeit dieser Geschöpfe. Erst vor Kurzem erhielt mein Vater eine ausführliche Beschreibung über das Betragen eines Fischotters in der Gefangenschaft von einem Fräulein, welches den Verlust ihres Lieblings heute noch bedauert. Die Dame hatte das junge Thier mit Milch aufgezogen und so an sich gewöhnt, daß es ihr überall nachlief und, sobald es konnte, an ihrem Kleid emporstieg, um sich in ihren Schos zu legen. Der Otter spielte mit seiner Herrin oder in drolliger Weise mit sich selbst. Er suchte sich einen zu diesem Zweck hingelegten Pelz auf, wälzte sich auf demselben herum, legte sich auf den Rücken, haschte nach dem Schwanze, biß sich in die Vorderpfoten und spielte solange, bis er sich selbst in Schlummer wiegte. Die Dame konnte mit ihm machen, was sie wollte. „So sehr ich das liebe Thierchen", schreibt sie, „mit meinen Liebkosungen plagte, so ruhig duldete es dieselben. Ich legte es minutenlang um meinen Hals, dann auf den Rücken, ergriff es mit beiden Händen und vergrub mein Gesicht in seinem Fellchen; dann hielt ich es unter den Vorderfüßen umfaßt, und drehte es wie einen Quirl herum; alles Dieses ließ es sich geduldig gefallen. — Nur wenn ich es von mir that, bekam es wieder eigenen Willen, den es dadurch kund gab, daß es an mir in die Höhe zu klettern suchte. Dadurch hatte es sich einige Male unangenehm gemacht, indem es dann in mein Kleid biß, wodurch sofort Löcher entstanden, welche, weil ich sie nicht sogleich bemerkte, oft zu einer bedeutenden Größe heranwuchsen. Mit diesem Beißen und seinen schmuzigen Pfötchen konnte es mich recht plagen; denn nie blieb ein Unterkleid einen Tag lang sauber. Ich konnte aber doch nicht umhin, das Thierchen schlafen zu lassen, wo es wünschte. So wurde unsere Liebe gegenseitig und immer inniger, je größer und verständiger der Otter wurde."

Mein Bruder und ich erhielten in Spanien, wo der Fischotter überall häufig ist, einmal drei Junge und hatten sie zu unserer größten Freude schon nach wenigen Tagen so gezähmt, daß wir alles Mögliche mit ihnen anfangen konnten. Unser unstetes Jägerleben gestattete uns leider nicht, die angenehmen Geschöpfe so zu pflegen, wie wir wünschten. Sie verschieden nach und nach auf der Reise.

„Ein Fischotter," sagt Winkell, „welcher unter der Pflege eines in Diensten meiner Familie stehenden Gärtners aufwuchs, befand sich, noch ehe er halbwüchsig wurde, nirgends so wohl, als in menschlicher Gesellschaft. Waren wir im Garten, so kam er zu uns, kletterte auf den Schos, verbarg sich vorzüglich gern an der Brust und guckte mit dem Köpfchen aus dem zugeknöpften Oberrock. Als er mehr heranwuchs, reichte ein einziges Mal Pfeifen nach Art des Otters, verbunden mit dem Rufe des ihm beigelegten Namens hin, um ihn sogar aus dem See, in welchem er sich gern mit Schwimmen vergnügte, heraus und zu uns zu locken. Bei sehr geringer Anweisung hatte er apportiren, aufwarten und nächstdem die Kunst, sich fünf bis sechs Mal über den Kopf zu kollern, gelernt und übte Dies sehr willig und zu unserer Freude aus."

„Beging er, was zuweilen geschah, eine Ungezogenheit, so war es für ihn die härteste Bestrafung, wenn er mit Wasser stark besprengt oder begossen ward, wenigstens fruchtete Dies mehr, als Schläge."

„Sein liebster Spielkamerad war ein ziemlich starker Dachshund, und sobald sich dieser im Garten nur blicken ließ, war auch gewiß gleich der Otter da, setzte sich ihm auf den Rücken und ritt gleichsam auf ihm spazieren. Zu anderen Zeiten zerrten sie sich spielend herum; bald lag der Dachshund oben, bald der Otter. War dieser recht bei Laune, so kicherte er dabei in Einem weg. Ging man mit dem Hunde in ziemlicher Entfernung vorüber und schien er nicht willens, seinen Freund zu besuchen, so lud dieser durch wiederholtes Pfeifen ihn ein. Jener folgte, wenn es sein Herr erlaubte, augenblicklich dem Rufe."

Die Abrichtung eines gezähmten Otters zum Fischfang ist ziemlich einfach. Das Thier bekommt in der Jugend niemals Fischfleisch zu essen und wird blos mit Milch und Brod erhalten. Nachdem er nun ziemlich erwachsen ist, wirft man ihm einen roh aus Leder nachgebildeten Fisch vor und sucht ihn dahin zu bringen, mit diesem Gegenstande zu spielen. Später wird der Lehrfisch in das Wasser geworfen und schließlich mit einem wirklichen, todten Fisch vertauscht. Nimmt der Otter einmal diesen auf, so wirft man denselben in das Wasser und läßt ihn von dort aus herausholen. Schließlich bringt man lebende Fische in einen großen Kübel und schickt den Otter dahinein. Von nun an hat man keine Schwierigkeiten mehr, den Ottter auch in größere Teiche, Seen oder Flüsse zu senden, und man kann ihn, wenn man die Geduld nicht verliert, soweit bringen, daß er in Gesellschaft eines Hundes sogar auf andere Jagd mitgeht und, sowie dieser, die über dem Wasser geschossenen Enten herbeiholt. Ja, man kennt Beispiele, daß er, wie der Hund, zur Bewachung der Hausgegenstände verwendet werden konnte. Namentlich die Engländer haben es in der Zähmung des Fischotters weit gebracht, wie sie überhaupt die Kunst am besten verstehen, mit Thieren umzugehen.

„Ein wohlbekannter Jäger," erzählt Wood, „besaß einen Otter, welcher vorzüglich abgerichtet war. Wenn er mit seinem Namen „Neptun" gerufen wurde, antwortete er augenblicklich und kam auf den Ruf herbei. Schon in der Jugend zeigte er sich außerordentlich verständig, und mit den Jahren nahm er in auffallender Weise an Gelehrigkeit und Zahmheit zu. Er lief frei herum und konnte fischen nach Belieben. Zuweilen versorgte er die Küche ganz allein mit dem Ergebnisse seiner Jagden, und häufig nahmen diese den größten Theil der Nacht in Anspruch. Am Morgen fand sich Neptun stets an seinem Posten, und jeder Fremde mußte sich dann verwundern, dieses Geschöpf unter den verschiedenen Vorstehe- und Windhunden zu erblicken, mit denen es in größter Freundschaft lebte. Seine Jagdfertigkeit war so groß, daß sein Ruhm sich von Tag zu Tag vermehrte und mehr als einmal die Nachbarn des Besitzers zu dem Wunsche veranlaßte: man möge ihnen das Thier auf einen oder zwei Tage leihen, damit es ihnen eine Anzahl von guten Fischen verschaffe."

Richardson berichtet von einem andern Otter, welchen er gezähmt hatte. Er war ganz an ihn gewöhnt und folgte ihm bei seinen Spaziergängen wie ein Hund, in der anmuthigsten Weise neben ihm herspielend. Bei Ankunft an einem Gewässer sprang der Otter augenblicklich in die Wellen und schwamm nach seinem Belieben da herum. Trotz aller Anhänglichkeit und Freundschaft, welche er seinem Herrn bewies, konnte er doch niemals dahin gebracht werden, diesem seine gemachte Beute

zu überliefern. Sobald er sah, daß Richardson in der Absicht auf ihn zuging, einen Gefangenen ihm zu entreißen, sprang er schnell mit diesem ins Wasser, schwamm an das andere Ufer, legte ihn dort nieder und verzehrte ihn daselbst in Frieden. Zu Hause durchstreifte der Otter nach Belieben Hof und Garten und fand auch dort seine Rechnung; denn er fraß das verschiedenartigste Ungeziefer, wie z. B. Schnecken, Würmer, Raupen, Engerlinge und dergleichen. Die Schnecken wußte er mit der größten Geschicklichkeit aus ihrem Gehäuse zu ziehen. In dem Zimmer sprang er schnell auf die Stühle und Fenster und jagte dort nach Fliegen, welche er sehr geschickt zu fangen wußte, sobald sie an den Glastafeln herumschwärmten. Mit einer schönen Angorakatze hatte er eine warme Freundschaft geschlossen, und als seine Freundin eines Tages von einem Hunde angegriffen wurde, flog er zu ihrer Hilfe herbei, ergriff den Hund bei den Kinnbacken und war so erbittert auf ihn, daß sein Herr die Streitenden trennen und den Hund aus dem Zimmer jagen mußte.

Die anmuthigste aller Erzählungen über einen gezähmten Fischotter hat unstreitig der polnische Edelmann und Marschall Chrysostomus Passek uns hinterlassen. Er erzählt nach Lenz Folgendes: „Im Jahre 1686, als ich in Ozowka wohnte, schickte der König den Herrn Straszewski mit einem Briefe zu mir; auch hatte der Kronstallmeister mir geschrieben und mich ersucht, dem König meinen Fischotter als Geschenk zu bringen, indem mir Dies durch allerlei Gnadenbezeugungen würde vergolten werden. Ich mußte mich zur Herausgabe meines Lieblings bequemen. Wir tranken Branntwein und begaben uns auf die Wiesen, weil der Fischotter nicht zu Hause war, sondern an den Teichen umherkroch. Ich rief ihn bei seinem Namen „Wurm“; da kam er aus dem Schilfe hervor, zappelte um mich herum und ging mit mir in die Stube. Straszewski war erstaunt und rief: „Wie lieb wird der König das Thierchen haben, da es so zahm ist!“ Ich erwiderte: „Du siehst und lobst nur seine Zahmheit; Du wirst aber noch mehr zu loben haben, wenn Du erst seine anderen Eigenschaften kennst.“ Wir gingen zum nächsten Teiche und blieben auf dem Damme stehen. Ich rief: „Wurm, ich brauche Fische für die Gäste, spring ins Wasser!“ Der Fischotter sprang hinein und brachte zuerst einen Weißfisch heraus. Als ich zum zweiten Male rief, brachte er einen kleinen Hecht, und zum dritten Male einen mittlern Hecht, welchen er am Halse verletzt hatte. Straszewski schlug sich vor die Stirn und rief: „Bei Gott, was sehe ich!“ Ich frug: „Willst Du, daß er noch mehr holt? denn er bringt soviel, bis ich genug habe.“ Straszewski war vor Freude außer sich, weil er hoffte, den König durch die Beschreibung jener Eigenschaften überraschen zu können; ich zeigte ihm deshalb vor seiner Abreise alle Eigenschaften des Thieres.“

„Der Fischotter schlief mit mir auf Einem Lager und war dabei so reinlich, daß er weder das Bett, noch das Zimmer beschmuzte. Er war auch ein guter Wächter. In der Nacht durfte sich Niemand meinem Bette nahen; kaum daß er dem Burschen erlaubte, meine Stiefel auszuziehen, dann durfte er sich aber nicht mehr zeigen, weil das Thier sonst ein solches Geschrei erhob, daß ich selbst aus dem tiefsten Schlaf erwachen mußte. Wenn ich betrunken war, trat der Otter solange auf meiner Brust herum, bis ich erwachte. Am Tage legte er sich in irgend einen Winkel und schlief so fest, daß man ihn auf den Armen umhertragen konnte, ohne daß er die Augen öffnete. Er genoß weder Fische, noch rohes Fleisch. Wenn mich Jemand am Rock faßte und ich rief: „Er berührt mich!“ so sprang er mit einem durchdringenden Schrei hervor und zerrte Jenen an den Kleidern und Beinen, wie ein Hund. Auch liebte er einen zottigen Hund, der Korporal hieß. Von diesem hatte er alle jene Künste erlernt; denn er hielt mit ihm Freundschaft und war sowohl in der Stube, als auf Reisen stets bei ihm. Dagegen vertrug er sich mit anderen Hunden gar nicht. Einst stieg Stanislaus Ozarawski nach einer Reise, die wir zusammen gemacht hatten, bei mir ab. Ich hieß ihn willkommen. Der Fischotter, welcher mich drei Tage hindurch nicht gesehen hatte, kam an mich heran und konnte sich in Liebkosungen gar nicht mäßigen. Der Gast, welcher einen sehr schönen Windhund bei sich hatte, sagte zu seinem Sohne: „Samuel, halt den Hund, damit er den Fischotter nicht zerreiße!“ „Bemühe Dich nicht!“ rief ich; „dies Thierchen, so klein es auch ist, duldet keine Beleidigung.“ „Wie! Du scherzest!“ erwiderte er, „dieser Hund packt jeden Wolf und ein Fuchs athmet

nur einmal unter ihm." Als der Fischottter genug mit mir gespielt hatte, sah er den fremden Hund, trat an ihn heran und sah ihm starr unter die Augen; auch der Hund betrachtete den Fischotter; dieser aber ging im Kreise herum, beroch ihn bei den Hinterfüßen, trat zurück und entfernte sich. Ich dachte bei mir: er wird dem Hunde Nichts thun. Kaum aber fingen wir an, Etwas zu sprechen, als der Fischotter sich an den Hund schlich und ihn mit der Pfote über die Schnauze schlug, sodaß er zur Thür und von dort hinter den Ofen sprang. Auch dahin folgte er ihm nach. Als der Hund keinen andern Ausweg sah, sprang er auf den Tisch und zerbrach zwei geschliffene, mit Wein gefüllte Gläser; darauf wurde er hinausgelassen und kam nicht mehr ins Zimmer, obgleich sein Herr erst am folgenden Mittag abreiste. Wenn ein Hund auf der Straße den Fischotter beroch, so schrie er so laut, daß jener fortlief."

„Dieses Thierchen war auch auf der Reise sehr nützlich. Wenn ich während der Fastenzeit an einen Fluß oder Teich kam und den Fischotter bei mir hatte, so stieg ich ab und rief: „Wurm, spring hinein!" Das Thierchen sprang ins Wasser und brachte Fische heraus, soviel ich für mich und meine Dienerschaft brauchte. Auch Frösche, und was es sonst fand, schleppte es herbei. Die einzige Unannehmlichkeit, welche ich von ihm auf Reisen hatte, war, daß allerwegens die Leute in Haufen zusammenströmten, als wenn das Thierchen aus Indien gewesen wäre. Ich besuchte einmal meinen Oheim Felix Chociewski, bei welchem sich auch der Priester Srebienski befand, der bei Tische neben mir saß, während hinter mir der Fischotter auf den Rücken gestreckt lag, weil er am liebsten auf diese Art ruhte. Als der Priester ihn bemerkte, glaubte er einen Muff zu sehen und faßte ihn an. Der Otter wachte auf, schrie und biß den Priester in die Hand, so daß er vor Schreck ohnmächtig wurde."

„Straszewski begab sich nun zum König und erzählte ihm Alles, was er gesehen und gehört hatte. Der König ließ mich schriftlich befragen, wieviel ich für den Fischotter verlangte; auch der Kronstallmeister Piekarski schrieb an mich: „Um Gotteswillen, schlage dem König die Bitte nicht ab, gieb ihm den Fischotter, weil Du sonst keine Ruhe haben wirst!" Straszewski überbrachte mir die Briefe und erzählte, daß der König immer sagte: bis dat, qui cito dat (doppelt giebt, wer bald giebt). Der König ließ auch zwei sehr schöne türkische Pferde von Jaworow holen, sie mit prächtigem Reitzeuge versehen und mir als Gegengeschenk überschicken. Ich sandte nun den Otter in den neuen Dienst. Er bequemte sich ungern dazu, denn er schrie und lärmte in dem Käfig, als er durch das Dorf gefahren wurde. Das Thierchen grämte sich und wurde mager. Als es dem König überbracht wurde, freute er sich unmäßig und rief: „Das Thierchen sieht so abgehärmt aus, doch soll es schon besser mit ihm werden." Jeder, der es berührte, wurde von ihm in die Hand gebissen. Der König aber streichelte es, und es neigte sich zu ihm hin; darüber erfreute er sich sehr, streichelte es noch länger, befahl ihm Speisen zu bringen, reichte sie ihm stückweis, und es verzehrte auch Einiges. Er ging in den Zimmern frei und ungehindert zwei Tage umher; auch wurden Gefäße mit Wasser hingestellt und kleine Fische und Krebse hineingesetzt. Daran ergötzte sich der Otter und brachte die Fische heraus. Der König sagte zu seiner Gemahlin: „Holde Maria, ich werde keine anderen Fische essen, als die, welche der Otter fängt. Wir wollen morgen nach Wilanow fahren, um zu sehen, wie er sich auf's Fischen versteht." Der Fischotter aber schlich sich in nächster Nacht aus dem Schlosse, irrte umher und ward von einem Dragoner erschlagen, welcher nicht wußte, daß er zahm war. Das Fell verkaufte er sogleich an einen Juden. Als man im Schlosse aufstand und ihn vermißte, wurde geschrieen, gejammert, nach allen Seiten ausgeschickt. Da findet man den Juden und Dragoner, ergreift sie und führt sie vor den König. Als dieser das Fell erblickte, bedeckte er mit einer Hand seine Augen, fuhr mit der andern in seine Haare und rief: „Schlag zu, wer ein ehrlicher Mann ist, hau zu, wer an Gott glaubt!" Der Dragoner sollte erschossen werden. Da erschienen Priester, Beichtväter und Bischöfe vor dem König, baten und stellten ihm vor, daß der Dragoner nur in Unwissenheit gesündigt hätte. Sie wirkten endlich soviel aus, daß er nicht erschossen, sondern nur durchgepeitscht wurde."

Auch alt eingefangene Fischottern werden nicht selten bald zahm. Auf der Leipziger Messe wurden zweimal nach einander ein Paar ausgestellt, welches man in der Saale gefangen hatte. Beide Thiere

waren vollkommen erwachsen, groß und schön. Anfangs zeigten sie sich ganz unbändig, gierig, wild und bissig. Ein halbes Jahr später konnte sie die Frau des Besitzers bereits aus dem Wasser und in die Arme nehmen. Sie lernten bald Allerlei fressen und verzehrten unter Anderm auch sehr gern Möhren, sowie Aepfel und andere Früchte.

Im Hamburger Thiergarten besitzen wir einen alt eingefangenen Otter, welcher ebenfalls sehr bald zahm wurde und schon nach wenig Wochen auf den ihm beigelegten Namen hörte.

Der Nutzen, welchen der erlegte Fischotter gewährt, ist nicht unbeträchtlich. Das Wildpret des Thieres ist von den wüthendsten Gegnern aller Naturwissenschaften, den Pfaffen, als eßbar erklärt worden, weil diese guten Herrn das Thier, aller Naturgeschichte zum Trotz, zu den Fischen zählen. Doch ist das Fleisch zähe und schwer verdaulich und kann auch blos durch allerlei Künste des Kochs einigermaßen schmackhaft gemacht werden. Um so besser ist der Pelz. Das Fell ist nämlich ebenso schön und glänzend, wie dauerhaft und warm; es wird daher mit Recht geschätzt und oft mit 10 bis 18 Thalern unsers Geldes bezahlt. Man verwendet es bei uns zu Müffen, Mützen und Verbrämungen; in Kamtschatka aber, wo der Fischotter sehr häufig ist, zum Einpacken der sehr theuern Zobelfelle, weil man annimmt, daß es alle Nässe und Feuchtigkeit an sich zieht und dadurch die Zobelfelle schön erhält. Aus den Schwanzhaaren macht man Malerpinsel und aus den feinen Wollhaaren schöne und dauerhafte Hüte. Wohl mit Unrecht gelten die Pelze der Fischottern, welche an kleinen Flüssen und Bächen wohnen, für besser, als die solcher, welche an großen Flüssen und Seen leben. — Früher wurden auch Blut, Fett und manche Eingeweide des Thieres als Arzneimittel gebraucht.

Der Fischotter war schon den alten Griechen und Römern bekannt, obwohl sie über sein Leben viel fabelten. So glaubte man, daß unser Thier selbst den Menschen anfalle und, wenn es ihn mit seinem fürchterlichen Gebiß erfaßt habe, nicht eher losließe, als bis es das Krachen der zermalmten Knochen vernehme, und dergleichen mehr.

Obgleich unsere Fischottern oder andere, dem Aeußern nach ihnen verwandte Arten zuweilen im Meere wohnen, hat dieses doch sein eignes und zwar ein ihm fast ausschließlich angehörendes Geschöpf aus der Marderfamilie, den Kalan oder großen Seeotter (Enchydris Lutra).

Wie der lateinische Name zeigt, hat man den Seeotter von den übrigen Fischottern getrennt und zum Vertreter einer eigenen Sippe erhoben. Er zeigt auch in der That wesentliche Eigenthümlichkeiten. Seiner äußern Erscheinung nach ist er ein robbenähnlicher Fischotter, d. h. er steht ungefähr zwischen den Fischottern und Robben in der Mitte. Der Leib ist walzig, der Hals sehr kurz und dick, der Kopf rundlich und stumpf; die dicken Oberlippen tragen drei Reihen sehr starker Schnurren, die Augen sind groß und die Ohren tief herabgedrückt. An den Vorderfüßen sind die Zehen verkürzt und durch eine schwielige, unten nackte Haut verbunden; die Krallen sind klein und schwach gekrümmt; an den Hinterfüßen nehmen die Zehen von den äußeren zu den inneren an Länge ab und sind durch eine große Schwimmhaut verbunden; der Schwanz ist kurz, dick zusammengedrückt, keilförmig zugespitzt und dicht behaart. Der Pelz besteht aus sehr feinen Wollhaaren und langen, steifen Grannen. Im Geripp- und Zähnebau unterscheidet sich das Thier ebenfalls von dem Otter, obwohl nicht sehr auffällig. Man kennt nur die eine Art.

Sie bewohnt die Inseln und Küsten des großen Weltmeers zwischen Asien und Nordamerika. An der amerikanischen Seite geht sie weiter nach Süden hinauf, als an der asiatischen. Der Seeotter ist ein schönes, großes Thier von drei bis vier Fuß Länge, ungerechnet den fußlangen Schwanz, welches 70 bis 80 Pfund an Gewicht erreichen kann. Der Pelz ist schwarzbraun mit sparsamer weißer Sprenkelung. Manchmal haben die Grannenhaare auch weiße Spitzen: dann erscheint der Pelz silberweiß. In der Jugend trägt das Thier ein langes, grobes, weißes Haar, welches die feine braune Wolle versteckt.

Die beste Beschreibung des Seeotters hat **Steller** gegeben, und noch heut zu Tage hat kein andrer Naturforscher dieser vortrefflichen Schilderung Etwas zuzusetzen oder abzusprechen vermocht. Dies mag mit darin seinen Grund haben, daß der Seeotter schon seit hundert Jahren in stetem Abnehmen begriffen ist, und sich gegenwärtig bei weitem nicht mehr mit der Bequemlichkeit beobachten läßt, mit welcher **Steller** Dies konnte. Es bleibt deswegen nichts Andres übrig, als die Steller'sche Beschreibung hier wörtlich folgen zu lassen.

„Der Pelz des Seeotters," sagt er, „dessen Haut lose auf dem Fleische aufliegt, und sich während des Laufens überall bewegt, übertrifft an Länge, Schönheit und Schwärze das Haar aller **Flußbiber** soweit, daß sie nicht mit ihm in Vergleichung kommen können. Die besten Felle werden auf Kamtschatka zu dreißig, in Jakutzk zu vierzig, an der chinesischen Grenze aber gegen Tausch in Waaren zu 80 bis 100 Rubel bezahlt. Das Fleisch ist ziemlich gut zu essen und schmackhaft. Die Weibchen haben es aber viel zarter und sind gegen den Gang der Natur kurz vor und nach der Paarungszeit am allerfettesten und schmackhaftesten. Die noch saugenden Jungen, welche ihrer schlechten Felle



Der **Kalan** oder **großer Seeotter** (Enchydris Lutra).

wegen **Medwedki** oder junge Bären genannt werden, können, sowohl gebraten, als gesotten, immer mit einem Sauglamm um den Vorzug streiten. Das Männchen hat ein knöchernes Geburtsglied, wie alle anderen warmblütigen Seethiere. Das Weiblein hat zwei Brüste neben der Scham. Sie begehen sich auf menschliche Weise."

„Im Leben ist der Seeotter ein ebenso schönes und angenehmes, als in seinem Wesen lustiges und spaßhaftes, dabei sehr schmeichelndes und verliebtes Thier. Wenn man ihn laufen sieht, übertrifft der Glanz seiner Haare den schwärzesten Sammt. Am liebsten liegen sie familienweise; das Männchen mit seinem Weibchen, den halberwachsenen Jungen oder Koschlockis und den ganz kleinen Säuglingen, Medwedkis. Das Männchen liebkost das Weibchen mit Streicheln, wozu es sich der vorderen Tatzen wie der Hände bedient, und legt sich auch öfters auf dasselbe, und sie stößt das Männchen scherzweise und gleichsam aus verstellter Sprödigkeit von sich und kurzweilt mit den Jungen wie die zärtlichste Mutter. Die Liebe der Eltern gegen ihre Jungen ist so groß, daß sie sich der augenscheinlichsten Todesgefahr für sie unterwerfen und, wenn sie ihnen genommen werden, fast wie ein kleines Kind laut zu weinen beginnen. Auch grämen sie sich dergestalt, daß sie, wie wir aus ziemlich sicheren Beispielen

sahen, in 10 bis 14 Tagen wie ein Gerippe vertrocknen, krank und schwach werden, auch vom Lande nicht weichen wollen. Man sieht sie das ganze Jahr lang mit Jungen. Sie werfen blos Eins und zwar auf dem Lande. Es wird sehend mit allen Zähnen geboren. Die Weibchen tragen das Junge im Maule, im Meere, auf dem Rücken liegend, zwischen den Vorderfüßen wie eine Mutter ihr Kind in den Armen hält. Sie spielen auch mit demselben wie eine liebreiche Mutter, werfen es in die Höhe und fangen es wie einen Ball; stoßen es ins Wasser, damit es schwimmen lerne, und nehmen es, wenn es müde geworden, wieder zu sich und küssen es wie ein Mensch. Wie auch die Jäger ihr zu Wasser oder zu Lande zusetzen, so wird doch das im Maule getragene Junge nicht außer in der letzten Noth oder im Tode losgelassen, und deshalb kommen gar viele um. Ich habe den Weibchen absichtlich die Jungen genommen, um zu sehen was sie thäten. Sie jammerten wie ein betrübter Mensch und folgten mir von fern wie ein Hund, als ich sie forttrug. Dabei riefen sie ihre Jungen mit jenem Gewimmer, welches ich oben beschrieb. Als die Jungen in ähnlicher Weise antworteten, setzte ich sie an den Boden; da kamen gleich die Mütter herbei und stellten sich bereit, dieselben fortzutragen. Auf der Flucht nehmen sie ihre Säuglinge in den Mund, die erwachsenen aber treiben sie vor sich her. Einmal sah ich eine Mutter mit ihrem Jungen schlafen. Als ich mich näherte, suchte sie dasselbe zu erwecken, da es aber nicht fliehen, sondern schlafen wollte, faßte sie es mit den Vorderfüßen und wälzte es wie einen Stein ins Meer. Haben sie das Glück, zu entgehen, so fangen sie an, sobald sie nur das Meer erreicht haben, ihren Verfolger dergestalt auszuspotten, daß man es nicht ohne sonderliches Vergnügen sehen kann. Bald stellen sie sich wie ein Mensch senkrecht in die See und hüpfen mit den Wellen, halten wohl auch eine Vordertatze über die Augen, als ob sie Einen unter der Sonne scharf ansehen wollten. Bald werfen sie sich auf den Rücken und schaben sich mit den Vorderfüßen den Bauch und die Scham, wie wohl Affen thun. Dann werfen sie ihre Kinder ins Wasser und fangen sie wieder rc. Wird ein Seeotter eingeholt und sieht er keine Ausflucht mehr, so bläst und zischt er wie eine erbitterte Katze. Wenn er einen Schlag bekommt, macht er sich dergestalt zum Sterben fertig, daß er sich auf die Seite legt, die Hinterfüße an sich zieht, und mit den Vordertatzen die Augen deckt. Todt liegt er wie ein Mensch ausgestreckt mit kreuzweise gelegten Vorderfüßen."

„Die Nahrung des Seeotters besteht in Seekrebsen, Muscheln, kleinen Fischen, weniger in Seekraut oder Fleisch. Ich zweifle nicht, daß, wenn man die Kosten daran wenden wollte, die Thiere nach Rußland überzubringen, sie zahm gemacht werden könnten; ja, sie würden sich vielleicht in einem Teiche oder Flusse vermehren. Denn aus dem Seewasser machen sie sich wenig, und ich habe gesehen, daß sie sich mehrere Tage in den Inseen und kleinen Flüssen aufhalten. Uebrigens verdient dieses Thier die größte Hochachtung von uns Allen, da es fast sechs Monate allein zu unsrer Nahrung und den an der Zahnfäule leidenden Kranken zugleich zur Arznei gedient."

„Die Bewegungen des Seeotters sind außerordentlich anmuthig und schnell. Sie schwimmen vortrefflich und laufen sehr rasch, und man kann nichts Schöneres sehen, als dieses wie in Seide gehüllte und schwarzglänzende Thier, wenn es läuft. Dabei ist es merkwürdig, daß die Thiere um so munterer, schlauer und hurtiger sind, je schöner ihr Pelz ist. Die ganz weißen, welche höchst wahrscheinlich uralte sind, sind im höchsten Grade schlau und lassen sich kaum fangen. Die schlechtesten, welche nur braune Wolle haben, sind meist träge, schläfrig und dumm, liegen immer auf dem Eise oder Felsen, gehen langsam und lassen sich leicht fangen, als ob sie wüßten, daß man ihnen weniger nachstellt. Beim Schlafen auf dem Lande liegen sie krumm, wie die Hunde. Kommen sie aus dem Meer, so schütteln sie sich ab und putzen sich mit den Vorderfüßen, wie die Katzen. Sie laufen sehr geschwind, wie die Katzen, mit vielen Umschweifen. Wird ihnen der Weg zum Meere versperrt, so bleiben sie stehen, machen einen Katzenbuckel, zischen und drohen, auf den Feind zu gehen. Man braucht ihnen aber nur einen Schlag auf den Kopf zu geben, so fallen sie wie todt hin, und bedecken die Augen mit den Pfoten. Auf den Rücken lassen sie sich geduldig schlagen, sobald man aber den Schwanz trifft, so kehren sie um und halten, lächerlich genug, dem Verfolger die Stirn vor. Manchmal stellen sie sich auf den ersten Schlag todt und — laufen davon, sobald man sich mit anderen beschäftigt. Wir trieben sie ziemlich in die Enge

und hoben die Keule in die Höhe, ohne zu schlagen; da legten sie sich nieder, schmeichelten, sahen sich um und krochen sehr langsam und demüthig wie Hunde zwischen uns durch. Sobald sie sich aber außer aller Gefahr sahen, eilten sie mit großen Sprüngen nach dem Meere."

„Im Juli oder August hären sich die Seeottern, jedoch nur wenig, und werden dann etwas brauner. Die besten Felle sind die aus den Monaten März, April und Mai. Vor funfzehn Jahren (jetzt also etwa vor 130) konnte man die besten Felle für ein Messer oder Feuerzeug kaufen, und die russischen Kaufleute gaben dafür höchstens fünf oder sechs Rubel; jetzt haben sie den angegebenen Preis schon erreicht, hauptsächlich, weil die Chinesen so hohen Werth auf sie legen. Nach China gehen die meisten von allen Fellen, und da die Chinesen meist Seidenpelze tragen, so ziehen sie die schweren Pelze des Seeotters den leichteren des Zobels vor und verbrämen sie auch ringsum. In Kamtschatka giebt es keinen größern Staat, als ein Kleid, zusammengenäht aus weißem Pelz der Renthierfelle mit Otterpelz verbrämt. Vor einigen Jahren trug noch Alles Meerotterkleider; es hat aber aufgehört, seitdem sie so theuer geworden; auch hält man jetzt in Kamtschatka die Hundefelle für schöner, wärmer und dauerhafter."

„Der Seeotter, welcher wegen der Beschaffenheit seines Felles mit Unrecht für einen Biber angesehen, und daher Kamtschatka-Robbe genannt worden, ist ein echter Otter, und unterscheidet sich von dem Flußotter allein darin, daß er sich in der See aufhält, fast um die Hälfte größer ist und an Schönheit der Haare einem Biber ähnelt. Er ist unstreitig ein amerikanisches Seethier und an den Küsten von Asien blos ein Gast und Ankömmling, welcher sich in dem sogenannten Bibermeer unter dem 56. bis 50. Grad der Breite aufhält, wo beide Erdtheile vielleicht nur durch einen 50 Meilen breiten Kanal getrennt sind. Dieser Kanal ist übrigens mit vielen Eilanden angefüllt, und diese machen der Thiere Ueberkunft nach Kamtschatka möglich, weil sie sonst über eine weite See zu gehen nicht im Stande sein dürften. Nach eingezogenen Kundschaften von dem tschuktschischen Volke, weiß ich gewiß, daß diese Thiere gegenüber am Festlande Amerika zwischen dem 58. und 60. Grade anzutreffen sind; man hat auch Felle davon über Annadyrsk durch den Handel bekommen. Vom 56. bis 50. Grad haben wir die Seeottern auf den Inseln am Festlande von Amerika, und unter 60. Grad nahe am Festlande, beim Vorgebirge Eliä, selbst 500 Meilen von Kamtschatka nach Osten hin angetroffen. Die meisten Ottern werden mit dem Treibeis von einer Küste des Festlandes zur andern geführt; denn ich habe mit meinen eignen Augen gesehen, wie gern diese Thiere auf dem Eise liegen, und obgleich wegen gelinden Winters die Eisschollen nur dünn und sparsam waren, wurden sie durch die Fluth auf die Insel und mit abnehmendem Wasser wieder in die See geführt, im Schlafen sowohl, als im Wachen.

„Als wir auf der Beringsinsel anlangten, waren die Seeottern häufig vorhanden. Sie gehen zu allen Jahreszeiten, doch im Winter mehr, als im Sommer, aufs Land, um zu schlafen und auszuruhen, auch um allerlei Spiele mit einander zu treiben. Zur Zeit der Ebbe liegen sie auf den Klippen und auf den abgetrockneten Blöcken, bei vollem Wasser auf dem Lande im Grase oder Schnee bis auf eine halbe, ja eine Werst vom Ufer ab, gewöhnlich jedoch nahe an demselben. Auf Kamtschatka oder den kurilischen Inseln kommen sie selten ans Land, so daß man hieraus sieht, sie seien auf unserer Insel niemals in ihrer Ruhe und ihren Spielen gestört worden."

„Wir jagten sie auf folgende Art: Gewöhnlich des Abends oder in der Nacht gingen wir in Gesellschaft von Zwei, Drei oder Vier, mit langen, starken Stöcken von Birkenholz versehen, gegen den Wind so still als möglich, dicht an dem Ufer hin und sahen uns aller Orten fleißig um. Wo wir nun einen Seeotter schlafend liegen sahen, ging Einer ganz stille auf selbigen los, kroch wohl auch auf allen Vieren, wenn er nahe war; die Anderen benahmen ihm einstweilen den Weg nach der See. Sobald man ihm so nahe kam, daß man ihn mit einem Sprung zu erreichen dachte, fuhr man mit einem Male zu und suchte, ihn mit wiederholten Streichen auf den Kopf zu tödten. Entsprang er aber, ehe man ihn erreichen konnte, so jagten die Andern gemeinschaftlich ihn von der Seeseite weiter nach dem Lande und schlossen ihn im Laufen immer enger ein, da dann dieses Thier, so schnell und geschicklich es auch laufen kann, endlich ermüdete und dann leicht erschlagen wurde. Trafen wir, was

oft geschah, eine ganze Herde an, so wählte sich Jeder sein Thier, welches ihm am nächsten schien, und dann ging die Sache noch besser von statten. Im Anfange brauchten wir wenig Fleiß, List und Behendigkeit, weil das ganze Ufer von ihnen voll war und sie in der größten Sicherheit lagen. Später aber lernten sie unsere Löffel dergestalt kennen, daß man sie blos lauernd und mit der äußersten Vorsicht ans Land gehen sah. Sie schauten allenthalben um sich her, wandten die Nasen nach jeder Gegend hin, um Witterung zu bekommen, und wenn sie sich nach langem Umsehen zur Ruhe gelegt hatten, sah man sie manchmal im Schrecken wieder aufspringen und entweder nochmals sich umsehen oder wieder nach der See wandern. Wo eine Herde lag, waren aller Orten Wachen von ihnen ausgestellt. So hinderten uns auch die boshaften Steinfüchse, welche dieselben mit Gewalt vom Schlaf erweckten oder wachsam erhielten. Deshalb mußten wir immer neue Stellen aufsuchen und immer weiter auf die Jagd gehen, auch die finstere Nacht der hellen, und das ungestüme Wetter dem ruhigen vorziehen, um sie nur zu bekommen, weil unsere Erhaltung darauf beruhte. Aller dieser Hindernisse ungeachtet sind jedoch vom 6. September 1741 bis zum 17. August 1742 über 700 Stück von ihnen durch uns erschlagen, von uns verzehrt und ihre Felle von uns zum Wahrzeichen mit nach Kamtschatka genommen worden. Weil man sie aber öfters ohne Noth, nur der Felle wegen erschlagen, ja auch öfters, wenn diese nicht schwarz genug waren, mit Fell und Fleisch liegen lassen, kam es durch unsere heillose Verfolgung der Thiere dahin, daß wir im Frühjahr, nachdem unsere Mundvorräthe verzehrt waren, die Ottern schon auf funfzig Werste von unseren Wohnungen abgetrieben hatten. Man hätte sich nun gern mit Seehunden begnügt, diese waren aber allzu listig, als daß sie sich weiter auf das Land hätten wagen sollen, und es war immer ein großes Glück, wenn man einen Seehund erschleichen konnte."

„Die Kurilen gehen im Frühjahr mit leeren Booten, worin sechs Ruderer, ein Steuermann und ein Schütze befindlich sind, auf zehn Werste und weiter in die See. Wenn sie einen Seeotter erblicken, rudern sie auf denselben mit allen Kräften los. Der Otter spart aber auch keinen Fleiß, um zu entkommen. Ist das Boot nahe genug, so schießt der Steuermann und die vornsitzenden Schützen mit dem Pfeil nach dem Thiere. Treffen sie es nicht, so zwingen sie es doch unterzutauchen, und lassen es nicht wieder aufkommen, ohne es gleich wieder durch einen Pfeil am Athemholen zu hindern. An den aufsteigenden Blasen bemerken sie, wo sich der Otter hinwendet, und dahin steuert auch der Steuermann das Fahrzeug. Der Vordermann aber fischt mit einer Stange, an welcher kleine Querstöcke wie an einer Bürste sitzen, die wieder emporkommenden Pfeile aus der See auf. Wenn der Otter ein Junges bei sich hat, kommt dieses zuerst außer Athem und ersäuft. Dann wirft es die Alte, um sich besser retten zu können, weg; man fängt es auf und nimmt es in das Boot, wo es nicht selten wieder zu sich kommt. Endlich wird auch die Mutter oder das männliche Thier so athemlos und matt, daß es sich keine Minute lang unter dem Wasser aufhalten kann. Da erlegen es die Jäger entweder mit einem Pfeil oder in der Nähe mit der Lanze."

„Wenn Seeottern in Stellnetze gerathen, womit man sie auch zu fangen pflegt, verfallen sie in eine solche Verzweiflung, daß sie sich einander entsetzlich zerbeißen. Zuweilen beißen sie sich selbst die Füße ab, entweder aus Wuth oder, weil sie selbige verwickelt sehen, aus Verzweiflung."

„Nichts ist fürchterlicher anzusehen, als wenn der Eisgang ankommt, wobei man die Seeottern auf dem aus der See antreibenden Eise jagt und mit Keulen erschlägt. Gewöhnlich ist dabei ein solcher Sturm und ein solches Schneegestöber, daß man sich kaum auf den Füßen erhalten kann, und doch scheuen die Jäger es nicht, selbst in der Nachtzeit auf den Fang zu gehen. Sie laufen auch ohne Bedenken auf dem Eise fort, wenn es gleich im Treiben ist und von den Wellen so gehoben wird, daß sie zuweilen bald auf einem Berge erscheinen und dann wieder gleichsam in den Abgrund fahren. Jeder hat ein Messer und eine Stange in den Händen und lange Schneeschuhe an die Füße gebunden, woran sich Haken von Knochen befinden, um nicht auf dem Eise zu glitschen oder, wo es sich thürmt, herunter zu fallen. Die Häute müssen gleich auf dem Eise abgenommen werden, und darin sind die Kurilen und Kamtschadalen so fertig, daß sie in zwei Stunden oft dreißig bis vierzig abziehen. Manch-

mal aber, wenn das Eis gänzlich vom Ufer getrieben wird, müssen sie Alles verlassen und nur sich zu retten versuchen. Dann helfen sie sich mit Schwimmen und binden sich mit einem Stricklein an ihren Hund, der sie getreu mit an das Ufer zieht. Bei günstigem Wetter laufen sie soweit auf das Eis hinaus, daß sie das Land aus dem Gesicht verlieren, doch geben sie bei ihrer Jagd immer auf Ebbe und Fluth Obacht und sehen auch zu, ob der Wind nach dem Lande geht oder nicht."

* * *

Die fünfte Familie unserer Ordnung führt uns liebe, bekannte und befreundete Gestalten aus der Kinderzeit vor. Die eigentlichen Bären sind so ausgezeichnete Thiere, daß wohl Jeder sie augenblicklich erkennt; die seltener zu uns kommenden Arten weichen jedoch in mancher Hinsicht von dem allgemeinen Gepräge ab, und bei einzelnen Sippen muß man schon einiges Verständniß der thierischen Verwandtschaften besitzen, wenn man zurechtkommen will.

Der Leib der Bären ist gedrungen oder selbst plump; die Beine sind mäßig lang, die Vorder- und Hinterfüße fünfzehig und mit großen, gebogenen, unbeweglichen, d. h. nicht einziehbaren, deshalb an der Spitze oft sehr stark abgenutzten Krallen bewaffnet; die Fußsohlen sind fast ganz nackt und berühren beim Gehen den Boden ihrer vollen Länge nach. Der Hals ist verhältnißmäßig kurz und dick, der Kopf länglichrund, mäßig gestreckt, mit zugespitzter aber gewöhnlich gerade abgeschnittener Schnauze. Die Ohren sind kurz und die Augen beziehentlich klein. Sehr ausgezeichnet ist das Gebiß. Die Schneidezähne sind verhältnißmäßig groß und haben oft gelappte Kronen, welche im Einklange stehen mit den starken, meist mit Kanten oder Leisten versehenen Eckzähnen; die Lückenzähne dagegen sind einfach kegelförmig oder nur mit unbedeutenden Nebenhöckern versehen; der Fleisch- oder Reißzahn ist sehr schwach — er fehlt sogar einigen Sippen vollständig und ist bei anderen nur ein starker Lückenzahn mit innerem Höcker. Die Kauzähne sind stumpf und die des Unterkiefers stets länger, als breit. Am Schädel ist der Hirntheil gestreckt und durch starke Kämme ausgezeichnet; die Halswirbel sind kurz und stark, ebenso auch die 19 bis 21 Rückenwirbel, von denen 14 oder 15 Rippenpaare tragen. Das Kreuzbein besteht aus 3 bis 5 und der Schwanz aus 7 bis 34 Wirbeln. Der innere Leibesbau ist sehr einfach. Die Zunge ist glatt, der Magen ein schlichter Schlauch, der Dünn- und Dickdarm wenig geschieden, der Blinddarm fehlt gänzlich.

Soweit die Vorwesenkunde uns Aufschluß gewähren kann, läßt sich feststellen, daß die Bären schon in der Vorzeit vertreten waren, sich aber, wie es scheint, allgemach vermehrt haben. Gegenwärtig verbreiten sie sich über ganz Europa, Asien und Amerika, ja vielleicht über einen Theil von Nordafrika. Sie bewohnen ebensogut die wärmsten, wie die kältesten Länder, die Hochgebirge, wie die von dem eisigen Meere eingeschlossenen Küsten, wenn auch Gebirge ihre liebsten Aufenthaltsorte zu sein scheinen. Fast sämmtliche Arten hausen in dichten, ausgedehnten Wäldern oder in Felsengegenden, zumeist in der Einsamkeit; nur wenige finden sich auch in der Nähe von bewohnten Orten. Die einen lieben mehr wasserreiche oder feuchte Gegenden, Flüsse, Bäche, Seen und Sümpfe und das Meer, während die anderen trocknen Landstrichen den Vorzug geben. Eine einzige Art, der Eisbär, ist an die Küsten des Meeres gebunden und geht niemals tiefer in das Land hinein; dagegen unternimmt er, auf Eisschollen fahrend, weitere Reisen, als alle übrigen: er durchschifft das nördliche Eismeer und wandert von einem Erdtheile zum andern. Alle anderen Arten schweifen innerhalb eines weniger ausgedehnten Kreises umher. Die meisten Bären leben einzeln d. h. höchstens zur Paarungszeit mit einem Weibchen zusammen; einige sind gesellig und vereinigen sich zu zahlreichen Scharen. Diese graben sich Höhlen in der Erde oder in dem Sande, um dort ihr Lager aufzuschlagen, jene suchen in hohlen Bäumen oder in Felsklüften Schutz. Die meisten Arten sind bei weitem nächtliche oder halbnächtliche Thiere. Sie ziehen nach Untergang der Sonne auf Raub aus und bringen den ganzen Tag über schlafend in ihren Verstecken zu.

Die Bären sind Allesfresser. Mehr, als die übrigen Raubthiere scheinen sie befähigt zu sein, sich zuweilen lange Zeit allein aus dem Pflanzenreiche zu ernähren; und nicht nur eßbare Früchte und Beeren werden dann von ihnen verzehrt, sondern auch Körner, Getreide im reifen und halbreifen Zustande, Wurzeln, saftige Gräser, Baumknospen, Blüthenkätzchen u. s. w. In der Gefangenschaft hat man sie zuweilen längere Zeit blos mit Hafer gefüttert, ohne daß man eine Abnahme ihres Wohlbefindens bemerkt hätte. In der Jugend dürften sie ihre Nahrung ausschließlich aus dem Pflanzenreiche wählen, und auch später ziehen sie Pflanzennahrung dem Fleische noch vor. Sie sind keine Kostverächter, denn sie fressen fast Alles, was genießbar ist: außer den angeführten Pflanzen auch Thiere, und zwar Krebse und Muscheln, Würmer, Kerbthiere und deren Larven, Fische, Vögel und deren Eier, Säugethiere und Aas. Gleichwohl sind sie auch wiederum wahre Leckermäuler: — weiß ja doch fast jedes Kind von ihren Honigdiebstählen und den vielen Unannehmlichkeiten, welche sie dabei erleiden müssen, zu berichten. In der Nähe menschlicher Wohnsitze fügen sie dem Haushalte Schaden zu; Mitglieder der größeren Arten werden zuweilen höchst gefährliche Raubthiere, welche, wenn sie der Hunger quält, selbst größere Thiere anfallen und namentlich unter unseren Hausthieren oft bedeutende Verwüstungen anrichten. Einzelne sind dabei so dreist, daß sie selbst in die Dörfer hineinkommen, um Hausgeflügel zu würgen und Eier zu verzehren oder sogar Ställe aufzubrechen, um dort sich mit leichter Mühe Beute zu holen. Dem Menschen werden die größten blos dann gefährlich, wenn er sich mit ihnen in Kampf einläßt und ihren Zorn reizt.

Man irrt, wenn man die Bewegungen der Bären für plump und langsam hält. Die großen Arten sind zwar nicht besonders schnell und auch nicht geschickt, aber im hohen Grade ausdauernd und demnach fähig, den Mangel an Beweglichkeit zu ersetzen, und auf die kleinen Arten leidet jene Meinung gar keine Anwendung; denn sie bewegen sich außerordentlich behend und rasch. Der Gang auf der Erde ist fast immer langsam. Die Bären treten mit ganzer Sohle auf und setzen bedächtig ein Bein hübsch vor das andere; gerathen sie aber in Aufregung, so können sie gar prächtig zulaufen, und dabei sind einige fähig, auf kurze Strecken hin allein auf den Hinterbeinen einherzugehen. Das Klettern verstehen sie fast alle ziemlich gut, wenn sie es ihrer Schwere wegen auch nur in untergeordneter Weise ausüben können. Viele meiden das Wasser, während die anderen ganz vortrefflich schwimmen und tauchen. Den Eisbären z. B. trifft man oft viele Meilen weit vom Lande entfernt, mitten im Meere schwimmend, und hat dann Gelegenheit, seine Fertigkeit und erstaunliche Ausdauer zu beobachten. Eine große Kraft erleichtert den Bären die Bewegungen und läßt sie Hindernisse überwinden, welche anderen Thieren im höchsten Grade störend sein würden. Diese Kraft kommt ihnen auch bei ihren Räubereien sehr wohl zustatten; sie sind im Stande, eine geraubte Kuh oder ein Pferd mit Leichtigkeit fortzuschleppen oder aber einem andern Thiere durch eine kräftige Umarmung alle Rippen im Leibe zu zerbrechen. Unter ihren Sinnen ist der Geruch entschieden am meisten ausgebildet und nach ihm das Gehör. Das Gesicht ist nur mittelmäßig, der Geschmack nicht besonders und das Gefühl wohl auch ziemlich untergeordnet, obwohl einige in ihrer verlängerten Schnauze ein förmliches Tastwerkzeug besitzen. Die Mehrzahl von ihnen zeigt ziemlich hohe geistige Fähigkeiten. Viele sind verständig und klug; doch fehlt allen die Gabe, listig Etwas zu berechnen und das einmal Beschlossene schlau auszuführen. Sie lassen sich in gewissem Grade zu irgend Etwas abrichten, erreichen jedoch nicht entfernt die geistige Ausbildung welche wir bei unserm klügsten Hausthiere, dem Hunde, zu bewundern gelernt haben. Zwar lassen sie sich ziemlich leicht zähmen, jedoch zeigen nur wenige Arten eine besondere Anhänglichkeit an den Herrn und Pfleger. Dazu kommt, daß sich das Vieh im Alter immermehr herauskehrt, d. h. daß sie tückisch und reizbar, zornig und boshaft werden und dann oft großen Schaden anrichten können. Die unbedeutenden Kunststücke, zu denen man die eine oder die andere Art abrichten kann, sind gar nicht in Betracht zu ziehen, und bei vielen ist von einer Abrichtung überhaupt keine Rede. Ihre Gemüthsstimmung geben sie durch verschiedene Betonung ihrer an und für sich merkwürdigen Stimme zu erkennen.

Diese besteht aus einem dumpfen Brummen, Schnauben und Murmeln, bei anderen in grunzenden und pfeifenden, zuweilen auch in bellenden Tönen.

Alle nördlich wohnenden größeren Bärenarten schweifen blos während des Sommers umher und graben sich vor dem Eintritt des Winters eine Höhle in den Boden oder benutzen günstig gestaltete Felsenspalten und andere natürliche Höhlungen, um dort den Winter zuzubringen. Immer bereiten sie sich im Hintergrunde ihrer Wohnung aus Zweigen und Blättern, Mos, Laub und Gras ein weiches Lager und verschlafen hier in Absätzen die kälteste Zeit des Jahres. In einen ununterbrochenen Winterschlaf fallen die Bären nicht, sie schlafen vielmehr in großen Zeiträumen, ohne jedoch eigentlich auszugehen. Dabei ist es sonderbar, daß blos die eigentlichen Landbären Winterschlaf halten, während die Eis= oder Seebären auch bei der strengsten Kälte noch umherschweifen, oder sich höchstens bei dem tollsten Schneegestöber ruhig niederthun und sich hier durch den Schnee selbst ein Obdach bauen d. h. einfach sich einschneien lassen.

Das trächtige Weibchen zieht sich stets in eine Höhlung zurück und wirft da gewöhnlich frühzeitig im Jahre Junge, eins bis sechs an der Zahl, welche blind geboren und von der Mutter mit aller Sorgfalt genährt, gepflegt, geschützt und vertheidigt werden. Diese Jungen gelten, nachdem sie einigermaßen beweglich geworden sind, mit Recht als überaus gemüthliche, possirliche und spiellustige Thierchen, welche hauptsächlich durch die komische Plumpheit ihrer Bewegungen gefallen.

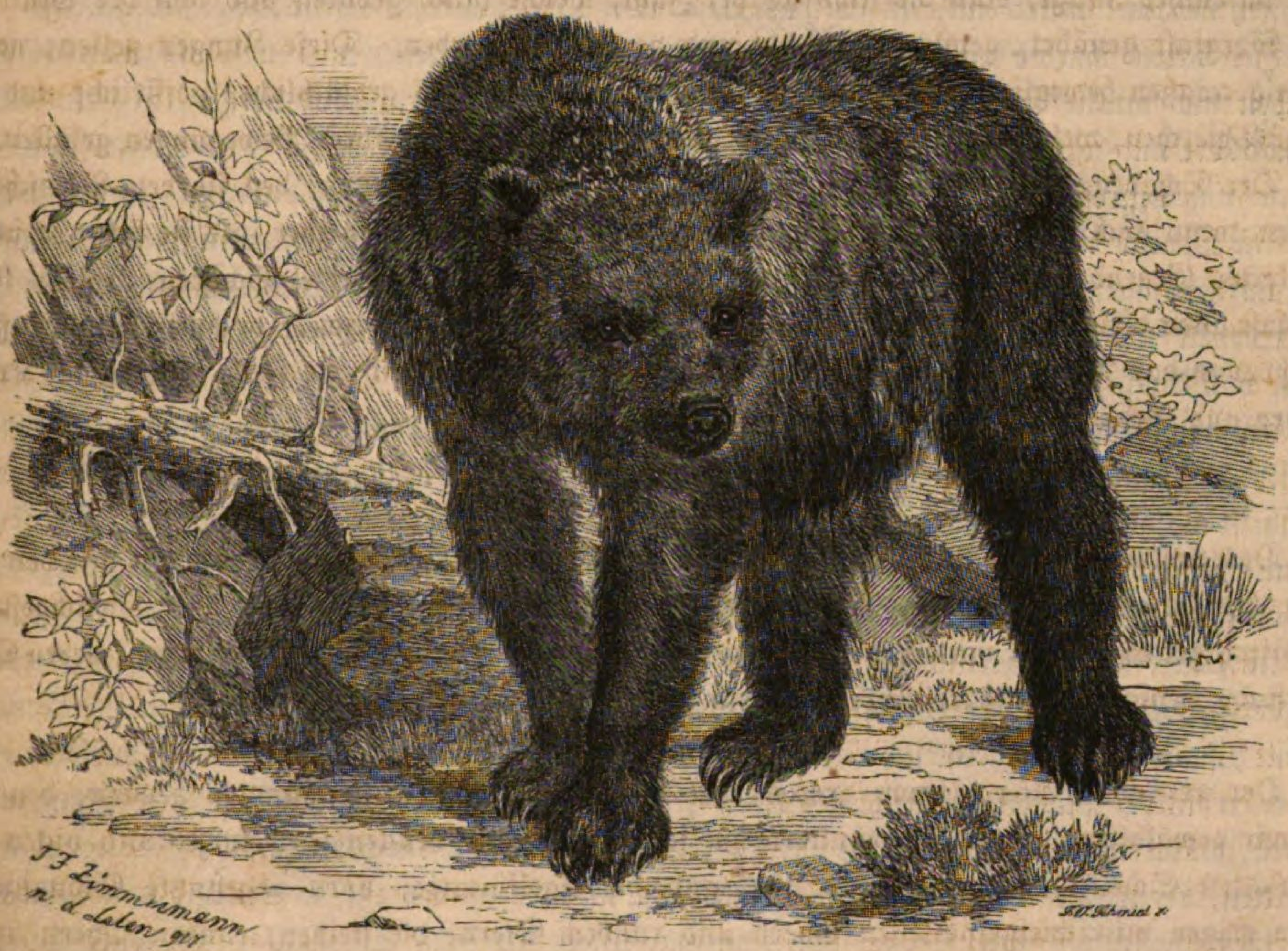
Der Schaden, welchen die Bären bringen, wird durch den Nutzen, den sie dem Menschen gewähren, wenn auch nicht ganz, so doch fast aufgehoben und Dies um so eher, als sie sich nur in dünn bevölkerten Gegenden aufhalten, wo sie den Menschen ohnehin nicht viel Schaden zufügen können. Von fast allen Arten wird das Fell benutzt und als vorzügliches Pelzwerk hochgeschätzt. Außerdem genießt man das Fleisch und verwendet auch die Haut, die Haare und das Fell, ja selbst die Knochen, Sehnen und Gedärme.

Das volksthümlichste Mitglied der Familie, „Meister Petz“, mag uns zunächst mit den Landbären (Ursus) bekannt machen. Merkmale dieser Sippe sind Bärengestalt mit schwachgestreckter, stumpfspitziger Schnauze, mittelhohen Beinen mit fünfzehigen Vorder= und Hinterfüßen, deren Sohlen nackt sind, wenig vorstreckbare Lippen und ein sehr zottiges Haar.

Der gemeine Bär (Ursus arctos) hat mit seinen nächsten Verwandten gemein: den dicken Leib mit gewölbtem, gegen die Schultern hin schwachgesenktem Rücken, den kurzen und dicken Hals, den platten Scheitel, die gewölbte Stirn und die kegelförmige, vorn abgestutzte Schnauze, die kleinen Augen mit schiefgespaltenen Lidern und rundem Stern, die kleinen, runden Ohren und die Zacken am Rande der Unterlippe, den kurzen Schwanz, die starken, mäßig langen Beine und die kurzen Tatzen mit den langen und furchtbaren Krallen. Der zottige Pelz, welcher ihm auch den Namen Zottelbär verschafft hat, besteht aus langem, weichen Woll= und längerem Grannenhaar. Er ist um das Gesicht herum, am Bauche und hinter den Beinen verlängert, an der Schnauze aber verkürzt. Seine Färbung wechselt vielfach ab und zeigt fast alle Schattirungen von Braun durch Gelbbraun oder Rothbraun zu Silbergrau, Schwärzlich und Weißscheckig. Fast alle Völkerschaften unterscheiden nach der Färbung verschiedene Arten, welche wissenschaftlich jedoch noch nicht anerkannt worden sind. Demungeachtet unterliegt es nach meinen neuesten Beobachtungen für mich keinen Zweifel, daß in Europa mindestens zwei Arten vorkommen: der braune oder Aasbär (Ursus cadaverinus) und der schwarze oder Ameisenbär (Ursus formicarius). Letzterer ist größer, langköpfiger und schlichthaariger als der Erstere, und soll ein viel gutmüthigeres und mehr der Pflanzenkost zugethanes Thier sein, als jener, von dessen Wildheit und Raubgierigkeit viel erzählt wird. — Mit dem Alter wird die Färbung im allgemeinen etwas heller und zugleich einfarbiger; denn in der Jugend hat unser Bär gewöhnlich ein weißes, scharf abgegrenztes, schmales Halsband, welches nach

dem ersten Haarwechsel sich mehr und mehr ausdehnt, dabei aber allmählich seine weiße Farbe verliert, schmuzig- oder bräunlichgelb, zuletzt auch gelbbraun wird, bis es endlich kaum mehr zu erkennen ist. Nur höchst selten erhalten sich einzelne weiße Flecken an den Seiten des Halses bis in das spätere Alter.

Meister Petz ist eins der größten Landsäugethiere, welche wir in Europa überhaupt haben. Die Körperlänge eines vollkommen erwachsenen Männchens beträgt fünf bis sechs Fuß, wovon blos drei Zoll auf das Stumpfschwänzchen kommen. Die Höhe am Widerrist schwankt zwischen drei und vier Fuß. Ein so großer Bär erreicht ein Gewicht von 500 bis 600 Pfund. In der Jetztzeit dürften jedoch solche Prachtstücke sehr selten zu finden sein, und ein Männchen von fünf Fuß Länge und 400 bis 500 Pfund Gewicht gilt gegenwärtig bereits als ein sehr starker „Hauptbär.“ Die Bärin ist immer kleiner und bedeutend leichter, als der Bär. Mit den Jahren nehmen beide Geschlechter noch etwas an Größe und Stärke zu.



Der gemeine Bär (Ursus arctos).

Die guten Tage des Bären sind vorüber. Er kann sich nur an solchen Orten halten, denen der Mensch mit seiner Qual noch ferngeblieben ist. Der fortschreitende Anbau des Bodens, das Lichten der Urwaldungen, welche unser Europa noch besitzt, kurz, das Vordringen des Menschen nach allen Seiten hin, vertreibt unsern Petz mehr und mehr und wird ihn schließlich gänzlich, wenigstens aus Süd- und Mitteleuropa, verbannen. Bereits gegenwärtig kommt der Bär in Mitteldeutschland wie auf den britischen Inseln nicht mehr vor, und auch in seinen eigentlichen Heimatsländern nimmt er von Jahr zu Jahr ab. Noch im siebzehnten Jahrhundert war er in Deutschland ein häufiger Gast: vom Jahre 1611 bis 1653 wurden in Sachsen allein 203 Stücke von ihm erlegt. Ende des sechzehnten Jahrhunderts waren die Bären in Thüringen noch regelmäßige Erscheinungen. Der Graf Georg Ernst von Henneberg erlegte in dem Amte Schmalkalden allein in zwei Jahren ihrer sieben. Damals fanden sie sich auf dem ganzen Walde in ziemlicher Menge vor; aber schon im Jahre 1686 wurden die letzten Bären in Thüringen beobachtet und einer von ihnen erlegt. Die

Pyrenäen und die asturischen Gebirge, die ganze Alpenkette, die Abruzzen, Karpathen, das siebenbürgische Erzgebirge und der Balkan, die skandinavischen Alpen, der Kaukasus und Ural sind allerdings noch hübsche Zufluchtsorte für den einsiedlerischen Gesellen; doch „die Kultur, die alle Welt beleckt", stört auch hier bereits in der empfindlichsten Weise sein behäbiges Dasein. Außer den genannten Ländern sind noch ganz Sibirien und Persien Aufenthaltsorte unsers Bären. In Afrika hat man ihn mit Bestimmtheit nicht beobachtet. **Ehrenberg** behauptet zwar, einen schwarzen Bären in Abissinien gesehen zu haben, und **Plinius** führt an, daß in Rom numidische Bären in der Arena gekämpft hätten; neuere Reisende wollen auch im Atlas einen dunkelfarbigen Bären gesehen haben: allein alle diese Nachrichten bedürfen noch sehr der Bestätigung. In der Schweiz findet sich der Bär besonders in Wallis und Graubünden; außerdem trifft man ihn in Tirol, im bairischen Hochlande, bei Salzburg und in Kärnten an; doch sind das eigentlich blos Ueberläufer von den betreffenden Gebirgen in der Nähe und keine ständigen Bewohner des niedern Landes. In Oberschlesien wurde der letzte im Jahre 1770 erlegt, und auf dem Böhmerwalde sollen auch noch jetzt ab und zu Bären geschossen werden: weiter entfernt sich das Thier aber nicht von dem eigentlichen Hochgebirge.

Hier bieten ihm die dichten, einsamen Wälder, welche die steilen und unzugänglichen Felsthäler umgeben und dunkle Schluchten und unbesuchte kleine Steinthäler in sich bergen, noch immer einen Zufluchtsort und zugleich ein erträglich gutes Auskommen. Weit lieber sind dem Meister Petz natürlich jene ungeheuren Waldungen in Rußland, Polen, Galizien und Skandinavien, in welche sich der naseweise Mensch nur selten wagt, um dem dort hausenden Räubergezücht und Gewild seine Herrschaft aufzuzwingen. Dort erfreut sich jener noch eines recht annehmlichen und behaglichen Lebens; dort trobdelt er unbehelligt von dem Gebieter der Erde als Fürst und Herr des Landes von Wald zu Wald, von Berg zu Berg, um seiner Aesung nachzugehen.

Einsame, düstere Felsgegenden, Brüche und Höhlen, alte verwitterte Baumstämme, Höhlen im Geklüft oder unter Baumwurzeln, dunkle, undurchdringliche Dickungen bieten ihm ein Obdach und die ihm so nothwendige, stille Zurückgezogenheit von dem lärmenden Treiben der Welt. Da bummelt er denn ebensowohl bei Tag, als bei Nacht umher, dem Wild ein Schrecken, dem Räubergezücht ein unerwünschter Beeinträchtiger des Gewerbes.

In seiner Jugend freilich fügt der Bär dem **Wolf** oder **Luchs**, dem schlauen **Fuchs** oder dem **Vielfraß**, welche hier oder dort als Miträuber auftreten, nicht eben großen Schaden zu. Er begnügt sich mit Pflanzennahrung, äst sich wie ein Rind von jung aufkeimendem Korn oder von fettem Grase, welches er in der plumpsten Weise abweidet, frißt Knospen, Obst, Waldbeeren, Schwämme und dergleichen, wühlt einen Ameisenhaufen auf und erlabt sich an den Larven desselben oder wohl auch an den Alten, deren eigenthümliche Säure seinem Gaumen behagen mag; er wittert, zumal im Süden, auch einen Bienenstock aus, welcher ihm dann gar leckere und dem Süßmaul höchst willkommene Kost gewährt. Und wenn auch die erbosten Bienen ihre mühselig zusammengetragenen Schätze mit Macht vertheidigen und ihm Stich auf Stich beibringen; er macht sich daraus nicht viel: sein Zottelpelz ist der beste Schild, und nur dann, wenn die zudringlichen Immen sich in Scharen auf seine Nase setzen, und an dieser empfindlichen Stelle den Giftstachel einbohren, schüttelt er brummend und ärgerlich das Haupt. Anders bestellt er seinen Tisch freilich, wenn er alt wird. Irgend ein zufällig in seine Gewalt gerathenes Säugethier hat ihn belehrt, daß der Genuß von Fleisch auch nicht zu verachten und dabei noch etwas ergiebiger ist, als die mühsam zu erwerbenden Waldbeeren, Kastanien oder auch der Honig, und von diesem Augenblicke an wird Meister Petz zum Raubthiere in der eigentlichen Bedeutung des Wortes. Jetzt stellt er allen größeren Thieren nach, am liebsten Schafen, doch auch Ochsen, Pferden und verschiedenem Wild. Größeres Vieh greift der starke Räuber von hinten an, nachdem er es durch langes Umherjagen ermüdet hat, oder sucht dasselbe, zumal wenn es auf höheren Bergen weidet, durch das schreckerregende Brüllen zu versprengen und es zu vermögen, sich freiwillig in den Abgrund zu stürzen. Dann klettert er behutsam nach und frißt sich satt da unten. Glückliche Erfolge mehren seinen Muth oder seine Dreistigkeit. Er unternimmt größere und immer

größere Streifzüge und kommt nachts kühn selbst bis an die Dörfer oder einzelnen Ställe heran, um sich dort mit noch größerer Bequemlichkeit seine Beute zu rauben. Manche Bären machen sich sogar ihr tägliches Geschäft daraus, dem Vieh nachzustellen, und einzelne Alpenbären wählen sich mit allem Geschick einen Ort zum Hinterhalt, von welchem aus sie die ganze Weide überblicken und den günstigsten Zeitpunkt wahrnehmen können, auf sie herunterzustürzen. Hat sich ein Herdenthier von den übrigen getrennt, so wird es gewöhnlich die Beute des lauernden Bären, welcher plötzlich hervorkommt und das Thier, es mag so behend sein, als es will, solange umherjagt, bis es entweder ermüdet ihm sich hingiebt oder aus Verzweiflung in den Abgrund springt. Auch an die Ställe kommt er heran und versucht es sogar, deren Thüren zu erbrechen.

„Einst bemerkten die Sennen,“ erzählt Tschudi, „die in einer etwas abgelegenen Hütte einer der rauhesten Alpen des Rhäticons eine kleine Herde von Ziegen wohl zu versorgen gewohnt waren, daß am Morgen ungewöhnlich große Losung in der Nähe der Hütte lag, das fette Gras um dieselbe grob abgeweidet, die Thür beschädigt und zerkratzt war. Die Ziegen kamen scheu heraus, doch fehlte keine. Die Hirten kannten die Losung des fremden Nachtgastes nicht, vermutheten aber einen Wolf oder Luchs in der Nähe und durchsuchten die nächste Umgebung und auch einen tieferliegenden Fichten- und Zirbelkieferwald, ohne etwas Verdächtiges zu finden. Indessen beschlossen sie, dem Wilde aufzupassen, und da sie selbst ohne Feuergewehr waren, stieg einer in das nächste Thaldorf und brachte eine alte Muskete mit, die dann gehörig und andächtig geladen wurde.“

„Den Tag über bemerkten sie an den Ziegen ein ungewohntes Zusammenhalten und einen sichtlichen Widerwillen gegen größere Entfernung von der tiefer weidenden Kuhherde. Nur mit Mühe konnten die Thiere abends in ihre Stallung gebracht werden. Zwei von den Sennen sollten in Flintenschußweite von derselben hinter einem Felsen wachen und allenfalls ihre Gefährten in der Alpenhütte wecken. Indeß verging die Nacht unter vergeblichem Passen und ebenso die folgende. In der dritten Nacht, wo wieder zwei Wachen auf der Lauer standen oder saßen, wollte sich abermals nichts Verdächtiges zeigen, und die Sennen schliefen ein. Da weckte sie ein Geräusch bei der Ziegenhütte. Sie sahen einen Bären an der Thür drücken und kratzen, dann wieder um dieselbe herumschnopern und eine Oeffnung erspähen. Die Ziegen mußten wach und unruhig geworden sein; denn die Schellenziegen ließen sich hören. Den jagdungewohnten Sennen war es unheimlich zu Muthe geworden, und einer von ihnen schlich zur Alpenhütte, um die Gefährten zu wecken, während der andere trostlos seine Muskete in Kriegszustand zu setzen suchte. Indessen erschien der Bär wieder vor der Thür, suchte dieselbe aus dem Schloß zu stemmen und drückte sie endlich glücklich ein. Die Ziegen stürzten scheu und meckernd heraus und kletterten auf die nächsten Felsen. Bald darauf, nachdem er eine der Letzteren erlegt, kam er wieder zum Vorschein und begann das Euter derselben gierig vor der Hütte zu verzehren. Da kamen die anderen Sennen mit Scheiten, Melkstühlen und anderer Landsturmbewaffnung, jedoch mit der größten Vorsicht. Einer von ihnen, welcher in früheren Jahren oft mit auf der Gemsjagd gewesen war, nahm dem Wachtposten die Muskete ab, ging auf den Bären zu und zerschmetterte ihm mit einem starken Streifschuß die rechte Rippenseite. Die übrigen kamen nun auch näher und schlugen das wüthend um sich hauende Thier todt.“

Es giebt noch mehrere Berichte von ähnlichen Besuchen der Bären in Viehställen, und namentlich in Skandinavien sollen sie diese Art von Raubzügen gar nicht selten ausführen. Dort brechen sie aber weniger die Thüren auf, sondern decken vielmehr die Dächer ab, welche blos aus leichtem Laub, Spaltholz und Rinde zu bestehen pflegen. Da es in Wermeland, überhaupt an vielen Orten Skandinaviens, Gebrauch ist, die Betten der Viehmägde unter das Dach zu setzen, so ist es manchmal geschehen, daß Freund Petz unwissentlich oder unwillentlich zur Kilt gegangen ist. Das Entsetzen der lieblichen Viehdirnen mag man sich selbst ausmalen: plötzlich dicht über dem Bett solch einen zottigen Liebhaber zu erblicken, ist für ein Frauengemüth zu viel; — würde doch selbst ein Mann von derartigem Besuche nicht eben erfreut sein. Der Hilferuf der Weiber bringt Freund Petz jedoch bald zum Weichen; wenigstens ist Dies an zwei Orten im Sprengel von Rada geschehen.

Gelangt der Bär glücklich in den Viehstall, so schlachtet er hier eine Kuh ab, reißt sie vom Stricke los, umklammert sie mit einem Vorderlaufe, faßt mit der andern Tatze in das Dachgebälk hinein und ist stark genug, um auf diese Weise die Kuh durch die Oeffnung hindurchzuziehen. Dann wird das Opfer auf die Erde hinabgeschleppt, mit Leichtigkeit weitergeschafft und manchmal in einer einzigen Nacht fast ganz aufgefressen. Bei dem Fortschaffen seiner Beute überwindet der Bär Hindernisse aller Art mit größter Leichtigkeit. Er überklettert, wie man vielfach behauptet hat, mit einem erwürgten Pferd oder Rind im Arme sogar jene gefährlichen Alpenstege d. h. zwei neben einander liegende Baumstämme, welche über einen Abgrund führen.

In den Alpen wird der Bär, namentlich an nebligen Tagen, sehr gefährlich, weil er sich dann der Herde unbemerkt nähern und, ohne daß es die anderen Thiere merken, einer Kuh auf den Rücken springen kann. Hat er ein Rind gepackt und wird er von den anderen gemerkt, so sammelt sich die ganze Herde schnaubend und brüllend um ihn her, und die muthigen Stiere gehen mit niedergebeugten Hörnern wohl auch auf ihn los und schlagen ihn in die Flucht. Oft genug kommt es aber vor, daß er dann um so grimmiger ficht und anstatt eines Stückes deren zehn bis zwölf zu Boden schlägt.

Noch ehe das geschlagene Geschöpf ganz verendet ist, beginnt der Bär die Mahlzeit. Seine Lieblingsspeisen sollen das Euter und die Nieren sein; wenigstens behauptet man, daß er diese Theile jedesmal zuerst auffräße. Im Uebrigen nimmt er aber auch recht gern mit euterlosen Thieren, z. B. mit Kälbern vorlieb, und auch Ochsen oder Pferde sind nie vor ihm sicher. Die Hirsche, Rehe oder Gemsen entgehen ihm, Dank ihrer Schnelligkeit, fast regelmäßig; gleichwohl verfolgt er sie, wie im Norden Skandinaviens die Renthiere, lange Zeit. Selbst den Fischen stellt er nach und geht ihnen zu Gefallen weit an den Flüssen empor. Den Rest einer Beute sucht er nicht gern wieder auf; doch kennt man Beispiele, daß ein Bär mehrmals zu einem von ihm erlegten Wilde zurückgekehrt ist. Wenn er gute Pflanzennahrung hat, läßt er übrigens die Thiere in Frieden, und wenn er kleine Thiere in Masse findet, bekümmert er sich nicht besonders um die großen. In manchen Gegenden ist er durchaus harmlos und dabei höchst gemüthlich. „Auf ganz Kamtschatka," sagt Steller, „giebt es schwarze Bären in unbeschreiblicher Menge, und man sieht solche herdenweise auf den Feldern umherschweifen. Ohne Zweifel würden sie längst ganz Kamtschatka aufgerieben haben, wären sie nicht so zahm und friedfertig und leutseliger, als irgendwo in der Welt. Im Frühjahre kommen sie haufenweise von den Quellen der Flüsse aus den Bergen, wohin sie sich im Herbste der Nahrung wegen begeben, um daselbst zu überwintern. Sie kommen an die Mündung der Flüsse, stehen an den Ufern, fangen Fische, werfen sie nach dem Ufer und fressen zu der Zeit, wenn die Fische im Ueberflusse sind, nach Art der Hunde Nichts mehr von ihnen, als den Kopf. Finden sie irgendwo ein stehendes Netz, so ziehen sie solches aus dem Wasser und nehmen die Fische heraus! Gegen den Herbst, wenn die Fische weiter in den Strom aufwärts steigen, gehen sie allmählich mit denselben nach den Gebirgen. — Wenn ein Itällman einen Bären ansichtig wird, spricht er ihn von weitem an und beredet ihn, Freundschaft zu halten. Uebrigens lassen sich die Mädchen und Weiber, wenn sie auf dem Torflande Beeren aufsammeln, durch die Bären nicht hindern. Geht einer auf sie zu, so geschieht es nur um der Beeren willen, die er ihnen abnimmt und frißt. Sonst fallen sie keinen Menschen an, es sei denn, daß man sie im Schlafe stört. Selten geschieht es, daß der Bär auf einen Schützen losgeht, er werde angeschossen oder nicht. Sie sind so frech, daß sie, wie Diebe, in die Häuser einbrechen und, was ihnen vorkommt, durchsuchen."

Mit diesen Angaben steht eine Erzählung Atkinsons vollständig im Einklange: „Zwei Kinder von vier und sechs Jahren hatten sich vom Hause entfernt, wurden nach einiger Zeit vermißt und erst im Dorfe, dann aber im Mor ängstlich gesucht. Zu nicht geringem Schrecken fanden die Eltern ihre Sprößlinge im Spiel mit einem Bären begriffen. Eines der Kinder fütterte das Ungeheuer, das andere saß ihm auf dem Rücken: — und Meister Petz erwiederte die kindlich-unbefangene Zutraulichkeit in der liebenswürdigsten Weise. Im höchsten Entsetzen stießen beide Eltern einen lauten Schrei aus und scheuchten damit den Spielgefährten ihrer Kinder in die Flucht."

Wahrscheinlich sind die Bären am Ausflusse des Amur auch so gemüthliche Burschen und verdienen daher die Hochachtung, welche man ihnen dort zollt. Die Jakuten halten den Bären für einen höchst gerechten Gesellen und einen Rächer der Lüge; sie sehen daher auch diejenigen Eide als ganz besonders kräftige oder heilige an, bei denen der Schwörende in ein Bärenfell beißt! Dabei sind sie der festen Ueberzeugung, daß der Bär ihre Sprache verstehe und wagen es nie, Schlechtes von ihm zu reden, sondern lobhudeln ihn fortwährend in der erbärmlichsten Weise, wie Höflinge den Fürsten oder Pfaffen ihren Gott. — In anderen Gegenden werden die Bären wirklich als Götter angesehen und mit Fischen wohl gemästet. Freilich behauptet man auch, daß die guten Leute ihre Götter, wenn sie recht fett geworden sind, abschlachten und aufzehren, und Das würde sich freilich mit der Anbetung nicht eben gut vertragen.

In den übrigen Ländern benimmt sich Freund Petz, wie wir später sehen werden, etwas anders, als in Nord- und Ostasien, obgleich er den Menschen immer nur selten, und ungereizt wohl niemals angreift.

Die Bewegungen des Bären erscheinen plumper, als sie wirklich sind; denn das Thier läuft, trotz seines gemächlichen Ganges auf ruhigen Streifzügen, bei Erregung sehr schnell und ist jedenfalls im Stande, auf ebenem Boden einen Menschen bald einzuholen. Bergauf geht sein Lauf verhältnißmäßig noch schneller, als auf der Ebene, weil ihm seine langen Hinterbeine hier trefflich zustattenkommen; bergunter dagegen kann er nur langsam laufen, weil er sich sonst leicht überpurzeln würde. Blos im Februar, in welcher Zeit sich seine Sohlen häuten, geht er nicht gut. Außerdem versteht er, recht tüchtig zu schwimmen und geschickt zu klettern. Schon ganz junge Bären werden von ihren Müttern gelehrt, die Bäume zu besteigen; sie lernen diese Fertigkeit aber auch ganz von selbst, wie ich an Gefangenen vielfach beobachten konnte. Es ist höchst spaßhaft anzusehen, wie sie von den Bäumen rücklings wieder herunterkriechen; denn alle Bären klammern sich beim Klettern mit größter Sorgfalt an die Aeste an und zeigen eine große Furcht vor dem Herunterfallen. Die gewaltige Kraft und die starken, harten Nägel erleichtern dem Bären das Klettern ungemein; er vermag selbst an steilen Felsenwänden hinanzusteigen, wenn er nur irgend einen Anhaltspunkt an denselben findet. Vor dem Wasser scheut er sich gar nicht; er sucht es häufig im Sommer auf, um sich zu kühlen, und verweilt dann lange Zeit und gern darin. Bei Verfolgung wirft er sich dreist in einen Strom und setzt schnurgerade über.

Unter seinen Sinnen scheint der Geruch am vorzüglichsten zu sein, und wahrscheinlich dient dieser ihm am besten beim Aufsuchen der Beute. Er soll einen sich ihm nähernden Menschen auf zwei- bis dreihundert Schritte Entfernung wittern und eine Fährte sicher verfolgen können. Auch das Gehör ist trotz der kurzen Lauscher scharf, das Gesicht dagegen ziemlich schlecht, wenn auch die Bärenaugen nicht blöde genannt werden dürfen; der Geschmack ist, wie schon erwähnt, eigenthümlich ausgebildet.

Das geistige Wesen des Bären ist von jeher sehr günstig beurtheilt worden.

„Kein anderes Raubthier,“ sagt Tschudi, „ist so drollig, von so gemüthlichem Humor, so liebenswürdig, als der gute Meister Petz. Er hat ein gerades, offenes Naturell ohne Tücke und Falsch. Seine List und Erfindungsgabe ist ziemlich schwach. Was der Fuchs mit Klugheit, der Adler mit Schnelligkeit zu erreichen sucht, erstrebt er mit gerader, offener Gewalt. An Plumpheit dem Wolfe ähnlich, ist er doch von ganz anderer Art, nicht so gierig, reißend, häßlich und widerwärtig. Er lauert nicht lange, sucht den Jäger nicht zu umgehen oder von hinten zu überfallen, verläßt sich nicht in erster Linie auf sein furchtbares Gebiß, mit dem er Alles zerreißt, sondern sucht die Beute erst mit seinen mächtigen Armen zu erwürgen und beißt nur nöthigenfalls mit, ohne daß er am Zerfleischen eine blutgierige Mordlust bewiese, wie er ja überhaupt, als von sanfterer Art, gern Pflanzenstoffe frißt. Seine ganze Erscheinung hat etwas Edleres, Zutraulicheres, Menschenfreundlicheres, als die des mißfarbigen Wolfes. Er rührt keine Menschenleiche an, frißt nicht seines Gleichen, lungert nicht des Nachts in dem Dorfe herum, um ein Kind zu erhaschen, sondern bleibt im Wald, als seinem

eigentlichen Jagdgebiet. Der Wolf macht oft, besonders im Herbst und Winter, Streifzüge von 40 bis 50 Meilen; der Bär geht selten 10 bis 15 Meilen weit von seiner Höhle. Doch macht man sich öfters von ihm, in Bezug auf seine Langsamkeit, unrichtige Vorstellungen, und namentlich wenn er in Gefahr geräth, verändert sich sein ganzes Naturell bis zur reißendsten Wuth."

Ich vermag es nicht, mich dieser Charakterzeichnung des Bären vollständig anzuschließen. Er erscheint allerdings komisch, ist aber nichts weniger, als gutmüthig oder liebenswürdig. Er ist auch nur dann muthig, wenn er keinen andern Ausweg sieht. Er ist geistig wenig begabt, ziemlich dumm, gleichgiltig und träge. Alle Katzen und Hunde sind gescheiter, als er. Seine Gutmüthigkeit ist einzig und allein in seiner geringen Raubfertigkeit begründet, sein drolliges Wesen vorzugsweise durch seine Gestalt bedingt. Die Katze ist muthig, der Hund listig fein; der Bär ist grob und ungeschliffen. Sein Gedächtniß ist schwach; berechnenden Verstand besitzt er nicht. Sein Gebiß weist ihm gemischte Nahrung an; er raubt daher selten und nur in beschränktem Grade. Dieses Verdienst ist gering und nicht ihm zuzurechnen. Lehre und Unterricht nimmt er nur in geringem Maße an; wirklicher Freundschaft zu dem Menschen ist er nicht fähig. Den Fraß liebt er mehr, als seinen Pfleger. Er bleibt auch diesem gegenüber immer grob — und gefährlich. Der Wolf steht ganz entschieden höher, als er, und muß also edler genannt werden. —

Vor dem Eintritte des Winters bereitet sich der Bär eine Schlafstätte, oft zwischen Felsen oder in Höhlen, welche er vorfindet oder sich selber gräbt, oft auch in einer dunklen Dickung, wo er dann mit Zweigen und Blättern sich ein hüttenähnliches Obdach zurecht macht. Das Lager wird sorgfältig, aber kunstlos mit Mos, Laub, Gras und Zweigen ausgepolstert und ist in der That ein sehr bequemes, hübsches Bett. Mit Eintritt strengerer Kälte bezieht er seinen Winterschlupfwinkel und verweilt hier während der kalten Jahreszeit. Er hält Winterschlaf; derselbe unterscheidet sich jedoch wesentlich von dem anderer Thiere: denn der Bär schläft blos den größten Theil des Winters, keineswegs aber in einem Zuge, sondern in Absätzen, und nicht einmal das Männchen verfällt in einen ähnlichen, todtengleichen Schlaf, wie das **Murmelthier** oder der **Siebenschläfer**. **Schinz** sagt von den Bären im Stadtgraben zu Bern hierüber Folgendes: „Wochen oder Monate durch dauert der Winterschlaf nicht. Die Bären, welche in ihrem Stall einen warmen Rückzug haben, fressen im Januar und Februar sehr wenig, kaum ein Brod des Tages, und kommen zwar selten, aber doch zuweilen im freien Graben zum Vorschein; besonders erscheinen sie täglich, um zu saufen. Sie schlafen dabei mehr und tiefer, als gewöhnlich."

Ich kann nach den Beobachtungen, welche ich an den Bären unsers Thiergartens angestellt habe, behaupten, daß **gefangene** Bären sich im Winter kaum anders benehmen, als im Sommer. Solange ihnen regelmäßig Nahrung gereicht wird, fressen sie fast eben soviel wie sonst, und in milden Wintern schlafen sie auch nicht mehr, als im Sommer. Jedenfalls sind sie, wenn die Zeit des Gebärens herannaht, vollständig wach und munter. Es ist mir wahrscheinlich, daß der Winterschlaf der Bären nicht mehr als eine Sage ist, deren Ursprung in der gerade im Winter sich besonders zeigenden Faulheit der Thiere seinen hauptsächlichsten Grund haben mag.

Bei milder Witterung verläßt der freilebende Bär oft schon im Januar seine Höhle ab und zu, und streift umher, um sich, so gut es geht, zu äsen oder um zu trinken. Bei erneuter Kälte zieht er sich wieder in sein Lager zurück und verbirgt sich wieder. Da er sich während des Sommers und Herbstes gewöhnlich gut genährt hat, bezieht er sein Winterlager regelmäßig sehr fett, und von diesem Fette zehrt er zum Theil während des Winters. Im Frühjahre ist er, wie die meisten anderen Thiere, sehr abgemagert. Die Alten, denen Dies bekannt war, bemerkten auch, daß sich der ruhende Bär, wie es seine Gewohnheit überhaupt ist, zuweilen seine Pfoten beleckt, und glaubten deshalb annehmen zu müssen, daß er sich das Fett aus seinen Tatzen sauge. Daß Dies **unwahr** ist, sieht jedes Kind ein; gleichwohl giebt es große Kinder genug, welche selbst heutigen Tages noch das Märchen gläubig aufnehmen und weitererzählen. In milderen Himmelsstrichen kommt der Bär im Winter blos in die Niederung herab und schläft gar nicht, sondern lebt wie im Sommer.

Wie wenig der winterliche Rückzug des Bären als Winterschlaf gedeutet werden kann, geht auch daraus hervor, daß die Geburt der Jungen regelmäßig in den Januar fällt. Bei Erwähnung der Fortpflanzungsgeschichte des Bären muß ich im voraus bemerken, daß über diese die Meinungen noch sehr getheilt sind. Linné giebt den Oktober als Bärzeit an und rechnet die Trächtigkeit der Bärin zu 112 Tagen. Ein illyrischer Waidmann, dem wir gute Nachrichten über das Freileben des Bären verdanken, behauptet ebenfalls, daß die Paarung im Oktober, der Wurf jedoch im März stattfinde. Noch in den neuesten Werken der Naturforscher herrscht über die eine wie die andere Zeit eine um so auffallendere Unsicherheit, als der Bär ja doch zu den Raubthieren gehört, welche so oft zahm gehalten werden. Jener illyrische Jäger versichert, daß wenigstens der kleine rothe Bär, welchen man in Südosteuropa im allgemeinen von dem braunen unterscheidet, im September oder Oktober der Bärin nachzieht, während der Bärzeit sehr aufgeregt sich zeigt, seiner Gemahlin die allerdrolligsten und komischsten Liebeserklärungen macht, mit anderen männlichen Bären tüchtige Kämpfe besteht und selbst für den Menschen, welcher ihn in seinen Liebkosungen stört, gefährlich wird. „Vermißt er seine Geliebte," sagt unser Gewährsmann, „so folgt er mit der Nase auf der Erde ihrer Fährte brummend nach und schlägt Alles nieder, was ihm in den Weg kommt und nicht sogleich die Flucht ergreift." Die Begattung selbst soll liegend in zärtlicher Umarmung geschehen, wobei von beiden Seiten ein artiger Zweisang gebrummt wird. Vorher soll der Bär durch mächtige Schläge mit den Vorderbranten der Bärin seine Liebe an den Tag legen. Unser Waidmann führt sogar einen Jäger als Zeugen solcher Liebesspiele auf.

Ich muß leider glauben, daß diese Angaben Muthmaßungen sind, nicht aber auf Thatsachen sich gründen. Wenn man von gefangenen Bären auf freilebende schließen darf, verhält sich die Sache ganz anders, als Linné und alle Waidmänner, viele der neueren Naturforscher inbegriffen, angegeben haben. Es liegen jetzt über die Bärzeit, die Begattung und über den Wurf der Bären eine Reihe von Beobachtungen vor, welche allerdings sämmtlich in der Gefangenschaft gemacht wurden, aber unter sich so übereinstimmend sind, daß sie es rechtfertigen, wenn man von ihnen auf die freilebenden schließt. Die Bärzeit ist der Mai und der Anfang des Juni; denn die Aufregung der Geschlechter währt einen ganzen Monat lang. Die Bären im Zwinger unsers Thiergartens begatteten sich im vorigen Jahre (1863) zum ersten Male am 14. Mai, von nun an aber täglich zu wiederholten Malen bis zur Mitte Junis. Es wurde kein Zweisang gebrummt; es wurden auch vom Bären seiner Schönen keine Brantenschläge zuertheilt, und die Begattung endlich geschah nicht liegend, sondern nach Hundeart sitzend. Bär und Bärin machten dabei ein möglichst dummes Gesicht; von Sprödethun ihrerseits war keine Rede, ebensowenig auch von allzu großen Zudringlichkeiten seitens des Bären. Ganz falsch ist es, wenn gesagt wird, daß der Bär in strenger Ehe lebe und sich eine Untreue gegen die einmal gewählte Bärin nicht zu Schulden kommen lasse. Unter unseren Bären herrschte scheinbar ein sehr treues und zärtliches Verhältniß. Als ich jedoch ein zweites Bärenpaar in den Zwinger bringen ließ, welchen bisher das erste eingenommen hatte, entstand zwischen den Männern sofort ein ernsthafter Kampf, keineswegs aber um die Liebe einer Bärin, sondern einzig und allein um die Herrschaft über beide zusammen. Der stärkere Bär, welcher den andern bald besiegte, begattete auch die zweite Bärin und zwar vor den Augen seiner rechtmäßigen Gemahlin, welche, oben auf dem Baume sitzend, dem Schauspiele zusehen mußte und dabei ärgerlich schnaufte.

Sehr unterhaltend waren die Kämpfe zwischen den beiden Bären. Sie bewiesen die Feigheit „Meister Brauns" schlagend genug. Beide Recken gingen vorsichtig gegen einander los, beschnüffelten sich mit zur Seite gesenkten Köpfen, schielten vorsichtig auf einander hin und zogen sich gleichzeitig zurück, sobald einer die Tatze erhob. Die Bärin des ursprünglich im Zwinger hausenden Paares mußte ihren Herrn Gemahl förmlich zum Kampfe treiben. Das Gefecht selbst wurde durch einige blitzschnell gegebene Brantenschläge eröffnet, bei welchen der empfangende Theil sich jedesmal scheu zur Seite bog, dann aber ebenso rasch zum angreifenden wurde. Hierauf richteten sich beide Bären gegen einander empor, packten sich wie zwei ringende Männer und brüllten sich mit weit geöffneten Rachen an, ohne

sich jedoch zu beißen. Nach einigem Hin- und Herschütteln ließen sie wiederum los, und das Kampfspiel begann von neuem.

Es wird nun von dem gedachten illyrischen Waidmann erzählt, daß die freilebende Bärin, sobald sie Junge geworfen, ein dem Menschen und jedem andern Feinde furchtbares Thier werde, ihre Sprößlinge selten verlasse, und dieselben auf das zärtlichste pflege und ernähre, die ersten acht bis neun Wochen ausschließlich mit der kräftigen Muttermilch, später mit todtem Wildpret, welches sie den Jungen vorreiße. Im dritten Monate sollen die Jungen mit zur Jagd hinausgehen. Die Bärin selbst soll während der ersten Wochen nach ihrer Niederkunft einzig und allein Pflanzenkost genießen. Im Uebrigen erzählt unser Beobachter viel von den munteren und lustigen Sprüngen der jungen Bärlein.

Noch läßt sich nicht feststellen, wie viel von diesen Angaben auf Treue und Glauben hingenommen werden darf, wahrscheinlich aber werden wir recht thun, wenn wir uns auch bei Betrachtungen der ersten Jugendzeit des Bären wieder an die Beobachtungen halten, welche im Gefangenleben gemacht worden sind. Ein Freund meines Vaters, der tüchtige Naturforscher Pietruvsky, beobachtete an seinen gefangenen Bären, daß die Mutter in den ersten zwei Wochen nach der Geburt ihrer Jungen diese gar nicht verließ, nicht einmal, wenn der Hunger oder Durst sie quälte. Erst nach 14 Tagen trank sie etwas Milch, welche ihr jedoch sehr nahe gestellt werden mußte. Sie legte ihre vier Tatzen um die kleinen Bären, deckte sie auch mit der Schnauze zu und bildete ihnen so eine sehr warme Wiege. Drei Wochen nach der Geburt richtete sie sich öfters auf, und von nun an ging sie auch einige Schritte von den Jungen weg. Diese blieben vier Wochen lang blind und begannen erst nach Verlauf von zwei Monaten langsam umherzugehen. Im April spielten sie auf dem Hofe, im Mai hatten sie die Größe eines jungen Pudels erreicht und sprangen hurtig umher.

Mit diesen Beobachtungen steht die von mir schon angedeutete eigene im geraden Gegensatze. Auch unsere Bärin warf in der vorletzten Woche des Januar ihre zwei Jungen. Wir bereiteten ihr im Innern des Zwingers ein weiches Strohlager und sie nahm Dies dankbar entgegen. Das eine der Jungen war kurz nach der Geburt an Nabelverblutung gestorben, das andere war ein kräftiges und munteres kleines Thier von neun Zoll Länge. Ein silbergrauer, sehr kurzer Pelz bekleidete es, die Augen waren dicht geschlossen, das Gebahren deutete auf größte Hilflosigkeit; die Stimme bestand in einem kläglichen, jedoch kräftigen Gewinsel. Die Bärin, welche von ihrem Eheherrn getrennt wurde, legte sehr wenig Zärtlichkeit gegen ihre Jungen an den Tag, zeigte dagegen eine um so größere Sehnsucht nach ihrem Bären. Sobald dieser der Thür ihrer Zelle sich nahte, verließ sie ihr Junges augenblicklich und schnüffelte und schnaufte den Herrn Gemahl an. Ihren Sprossen behandelte sie mit beispiellosem Ungeschick, ja mit förmlicher Rohheit. Sie schleppte ihn in der Schnauze wie ein Stück Fleisch umher, ließ ihn achtlos ohne weiteres zu Boden fallen, trat ihn nicht selten und behandelte ihn, mit einem Worte, so niederträchtig, daß er schon am dritten Tage starb. Dies geschah einzig und allein aus überwiegender Hinneigung nach dem Bären; denn sie wurde, als beide Thiere wieder zusammengebracht werden konnten, augenblicklich ruhig, während sie früher im höchsten Grade unruhig gewesen war.

Junge, etwa fünf bis sechs Monate alte Bären habe ich ebenfalls längere Zeit beobachtet. Sie sind in der That höchst ergötzliche und wahrhaft komische Thiere. Ihre Beweglichkeit ist sehr groß, ihre Tölpelhaftigkeit aber nicht geringer, und so ist es erklärlich, daß sie fortwährend die lächerlichsten und drolligsten Streiche ausführen. Das echt kindische Wesen der jungen Bären zeigt sich in jeder Handlung. Sie sind spiellustig im hohen Grade, klettern aus reinem Uebermuth oft an den Bäumen empor, balgen sich wie muthige Buben, springen ins Wasser, rennen übermüthig umher und treiben hunderterlei verschiedene Possen. Ihren Wärtern beweisen sie gar keine besondere Zärtlichkeit, sie sind vielmehr gegen Jedermann gleich freundlich und unterscheiden nicht zwischen dem Einen oder dem Andern. Wer ihnen Etwas zu fressen giebt, ist ihnen der rechte Mann; wer sie irgendwie erzürnt, wird von ihnen als Feind angesehen und wo möglich feindlich behandelt. Sie sind reizbar wie Kinder; ihre Liebe ist augenblicklich gewonnen, ebenso rasch aber auch verscherzt. Grob und ungeschickt, vergeßlich, unachtsam, täppisch,

albern, wie ihre Eltern, sind auch sie; nur treten bei ihnen alle diese Eigenschaften schärfer hervor. Wenn sie allein gelassen sind, können sie sich stundenlang damit beschäftigen, ihre Tatzen zu belecken; dabei lassen sie ein sonderbares Gebrumm und Geschmatze vernehmen. Jedes ungewohnte Ereigniß, jedes fremde Thier erschreckt sie; sie richten sich dann auf und schlagen ihre Kinnladen klappend auf einander.

Genau so verfahren auch die Alten. Der illyrische Jäger, von welchem ich weiter unten noch Einiges mittheilen werde, behauptet, daß der erschreckte Bär beide Branten an einander schlage und dadurch ein klappendes Geräusch hervorbringe; der Mann wird sich wahrscheinlich geirrt und eben dieses Zusammenklappen der Kinnladen falsch beurtheilt haben.

Von Denen, welche Bären in der Freiheit beobachteten, wird nun ferner angegeben, daß die Alten ihre Jungen bis zur nächsten Bärzeit mit sich umherführen, dann aber verstoßen und sie zur Selbstständigkeit zwingen. Die jungen Bären sollen sich hierauf während des Sommers in der Nähe des alten Lagers herumtreiben und dieses bei schlechtem Wetter so lange benutzen, als sie nicht vertrieben werden. Sie sollen sich auch gern mit anderen Jungen ihrer Art vereinigen. Eine Angabe des russischen Naturforschers Eversmann läßt solche Vereinigungen in einem eigenthümlichen Lichte erscheinen. Dieser Beobachter behauptet, daß die Bärenmutter ihre älteren Kinder zur Wartung der jüngern benutze und bezüglich presse, weshalb auch solche einjährige mit der Mutter und Geschwistern umherlaufende Bären von den Russen geradezu „Pestun," d. h. Kinderwärter, genannt werden. Von einer Bärenfamilie, welche die Kama durchkreuzt hatte, erzählt Eversmann Folgendes: „Als die Mutter am jenseitigen Ufer angekommen, sieht sie, daß ein Pestun ihr langsam nachschleicht, ohne den jüngeren Geschwistern, welche noch am andern Ufer waren, behilflich zu sein. Sowie der Pestun ankommt, erhält er von der Mutter stillschweigend eine Ohrfeige, kehrt sofort nach eröffnetem Verständnisse wieder um und holt das eine Junge im Maule herüber. Die Mutter sieht zu, wie er wieder zurückkehrt, um auch das andere herbeizuholen, bis er dasselbe mitten im Flusse ins Wasser fallen läßt. Da stürzt sie hinzu und züchtigt ihn aufs neue, worauf der Pestun seine Schuldigkeit thut und die Familie in Frieden weiter zieht."

Wir wissen noch nicht bestimmt, wie lange das Wachsthum des Bären währt, dürfen aber annehmen, daß mindestens sechs Jahre vergehen, ehe das Thier zum wirklichen Hauptbären wird. Das Alter, welches der Bär überhaupt erreichen kann, scheint ziemlich bedeutend zu sein. Man hat Bären 50 Jahre in der Gefangenschaft gehalten und beobachtet, daß die Bärin noch in ihrem 31. Jahre Junge geworfen hat.

Die Bärenjagd gehört zu dem gefährlichsten Waidwerk, welches unternommen werden kann; doch werden gerade neuerdings von geübten Bärenjägern die schauerlichen Geschichten, welche man früher erzählt hat, sehr in Abrede gestellt. Gegenwärtig muß man schon über die Grenzen Deutschlands hinausziehen, wenn man auf Bären jagen will. In Siebenbürgen und Skandinavien findet man hierzu noch gute Gelegenheit. Der Besitzer der großen Eisenwerke Näs bei Arendal in Norwegen, bei welchem ich einige Tage verweilte, hatte auf seinem eigenen Grund und Boden eigenhändig bereits 17 Bären erlegt, sein Sohn, ein Bürschchen von 14 Jahren, deren zwei. In Lappland traf ich einen englischen Hauptmann, welcher Bärenjagden regelrecht betrieb und sie in den meisten Ländern von Europa und Nordamerika versucht hatte; er durfte sich rühmen, dreiundvierzig Bären getödtet zu haben. Die ruhigen und kalten Norweger behaupten, daß für sichere Schützen die Jagd gefahrlos sei, und das Gleiche versichern die Bärenjäger Siebenbürgens.

Gute Hunde bleiben unter allen Umständen die besten Gehilfen des Jägers. Sie suchen den Bären nicht blos auf, sondern stellen ihn auch so fest, daß er gar nicht Zeit gewinnt, sich mit dem Jäger zu beschäftigen. Nur, wenn er in die Enge getrieben ist, wird er zum furchtbaren Gegner der Menschen; sonst trabt er, selbst verwundet, so eilig als möglich seines Weges. Anders verhält sich die Sache, wenn man die Jungen einer Bärin angreift; dann zeigt sie einen wirklich erhabenen Muth. Hierüber sprechen sich alle Beobachter übereinstimmend aus.

Ueber die Bärenjagd in Illyrien will ich den gedachten Waidmann reden lassen. „Im Ganzen," sagt er, „ist die Bärenjagd in Illyrien sehr einfach. Sie geschieht erstens auf dem Anstande, zweitens auf dem Pürschgang, drittens durch Aufjagen des Bären aus seinem Lager und Hetzen desselben vermittelst unserer gewöhnlichen Dachshunde, und viertens durch Aufsuchung des Bären, sobald er sein Winterlager bezogen hat. Von allen übrigen, in nördlichen Ländern gebräuchlichen Fangarten, wie z. B. dem Hetzen mit schweren Jagdhunden u. s. w., wissen die hiesigen Jäger nichts. Diese Jagdarten sind aber auch zu wenig praktisch, und sie machen aus diesem Grunde keinen Gebrauch davon."

„Am vortheilhaftesten wird die Jagd unstreitig zur Feistzeit betrieben, nicht allein, weil dann das Wildpret und die Decke am besten sind, sondern vorzüglich deshalb, weil der grimmige, rothe Bär dann weniger wild und rachsüchtig, sondern ziemlich träge ist, wodurch die Jagd weit weniger gefährlich wird. Die Klagen der Alpenhirten über geschlagenes Vieh oder über die zu Grunde gerichtete Haferernte machen es indessen sehr oft nöthig, daß auch außer dieser Zeit gejagt wird."

„Der Anstand führt immer am sichersten zum Ziele. Meistens unternimmt der Jäger diese Jagd allein. Sein Gewehr ist gewöhnlich ein Drehstutzen, an welchem der Oberlauf 1½ Drall hat und der untere kugelgleich gebohrt ist, um schnell wieder laden zu können. Alle diese Gewehre schießen ein mäßigstarkes Blei, 20 bis 22 Kugeln auf das Pfund. An der Seite des Jägers hängt der Hirschfänger, welcher eine starke, vorn zweischneidig ausgehende Klinge hat. Diese ist bis zur halben Breite von gutem Eisen, die untere Hälfte der Schneide aber ist von dem feinsten steirischen Stahl, so daß ein Brechen nicht gut möglich und man im Stande ist, einen Knochen damit zu zerhauen, ohne daß die Schneide ausspringt."

„So und außerdem mit gutem Muthe ausgerüstet, zieht der Jäger vor Tagesanbruch oder vor der Abenddämmerung an den Ort, an welchem er sich anstellen will, um den Bären zu erwarten. Dieser hält den einmal angenommenen Wechsel zu den Alpenhürden oder zu einem Haferfeld richtig ein, wenn er nicht gestört worden ist, aber er ist überaus vorsichtig und sucht vor allen Dingen den Wind zu erhalten. Kömmt ihm etwas Verdächtiges in die Nase, so richtet er sich sogleich auf, windet mit vorgestrecktem Kopfe und ergreift im starken Trabe eiligst die Flucht, er mag seinen Feind zu Gesichte bekommen haben oder nicht. Einige Tage darauf nimmt er aber diesen Wechsel wieder an."

„Steht der Jäger an einem Haferstücke, so darf er nicht gleich schießen, selbst, wenn ihm der Bär schußrecht sein sollte, sondern er muß, namentlich bei schon eingetretener Dunkelheit, die Zeit abwarten, wo der Bär, wie es hier heißt, ein Männchen macht, das heißt, sich aufrichtet, um den Hafer abzustreifen. Dann kann er mit größerer Sicherheit einen Blattschuß anbringen."

„Findet man ein von Bären angerissenes und mit Mos oder Blättern zugedecktes Stück Wild oder zahmes Vieh, so kann man mit Bestimmmtheit darauf rechnen, daß der Bär mit einbrechender Nacht angeschlichen kommt, und man kann sich anstellen, ohne erwarten zu müssen, einen vergeblichen Gang zu thun."

„Der Pürschgang dient mehr dazu, den Aufenthalt und den Wechsel des Bären zu erforschen; denn es wird dem Jäger sehr selten gelingen, zu Schuß zu kommen. Nur dann ist eine Möglichkeit vorhanden, wenn Alt und Jung mit einander beschäftigt sind."

„Wenn nun auch der Jäger zwei Schüsse in seinem Gewehr hat, so kommt doch nicht selten der Fall vor, daß beide mißrathen und er gezwungen wird, seinen Muth und die Kraft seines Armes im Zweikampfe mit dem Bären zu erproben. Hat er diesen auf dem Anstande oder Pürschgange rein gefehlt oder durch einen Blattschuß tödlich verwundet, so lehrt die Erfahrung, daß er im erstern Falle, ohne sich weiter zu besinnen, schleunigst die Flucht ergreift, und im letztern sogleich zusammenstürzt und außer Stande ist, seinen Rachedurst zu befriedigen."

„Ist er aber weniger gefährlich oder auch nur leicht verwundet, so erhebt sich der Bär sogleich und geht auf seinen Hinterpranken mit wackelndem Gange der Gegend zu, von wo aus der Schuß erfolgte. Für den kaltblütigen Schützen ist nun noch durchaus keine Gefahr vorhanden, denn er hat noch die zweite Kugel im Rohr. Den Stutzen am Backen läßt er den Bären bis auf zehn oder zwölf

Schritte herankommen, bei der Dunkelheit oft noch näher, und schießt ihm die Kugel auf die Brust oder auf den Kopf. Hier heißt es aber sicher abkommen!"

„Sobald es knallt, macht der Bär nur eine Seitenbewegung mit dem Kopf, ohne seine Stellung zu verändern, — wenn nämlich der Schuß aus Uebereilung oder Aengstlichkeit mißrathen ist. Nun bleibt dem Schützen Nichts übrig, als sich zu einem Kampfe auf Leben und Tod anzuschicken; denn an die Flucht oder Rettung durch Erklettern eines Baumes ist jetzt nicht mehr zu denken. Der Bär räumt den Kampfplatz niemals: er bleibt auf demselben todt oder lebendig."

„Trotz der geringen Entfernung hat der Jäger noch immer Zeit, nach dem gefehlten Schusse seinen Hirschfänger ziehen zu können, denn der Bär beschleunigt seine Schritte durchaus nicht. Wie ein geschickter Fechtmeister parirt er Hieb und Stich mit seinen Pranken, wenn sie auch schon durchhauen herabhängen. Mit gefletschten Zähnen und vermehrter Wuth dringt er auf den Gegner ein. Ein tiefer, aber schneller Stich desselben in die Brust bringt ihn wohl zum Wanken, aber nicht zum Stürzen. Der Jäger muß nun alle Geschicklichkeit aufbieten, bei einer Wendung die Seite des Bären zu gewinnen; dann hat der furchtbare Gegner das Spiel verloren: ein zweiter Stich hinter dem Blatt durchbohrt die edleren Theile; er schwankt hin und her und stürzt röchelnd zusammen. — Ein solcher Kampf dauert zuweilen länger als eine Viertelstunde, und der glückliche Sieger kann vor Erschöpfung kaum Athem holen."

„Der Kampf geht indessen nicht immer so regelmäßig und glücklich ab, denn zuweilen schlägt der Bär schon beim ersten Stich in die Brust die Klinge des Hirschfängers entzwei, was einer Pranke wohl möglich ist, welche mit einem einzigen Schlage einen Ochsen niederwirft. Dann bleibt dem Jäger Nichts übrig, als einige Schritte zurückzuweichen und das Bärenmesser zu ziehen oder den Doppelstutzen umgekehrt in beide Hände zu nehmen und dem Bären damit einen Schlag zwischen die Augen zu geben, der stark genug ist, ihn zu betäuben. Das Bärenmesser mag dann das Werk vollenden. Solche Kämpfe sind nichts weniger als selten, und so hat man denn auch hinlängliche Erfahrungen darüber sammeln können. Ein richtig zwischen beiden Sehern angebrachter Schlag tödtet den Bären auf der Stelle, trifft man aber etwas tiefer, die Schnauze, so folgt nur eine kurze Betäubung, von welcher sich der Bär bald wieder erholt, wenn nicht schnell einige Schläge nachfolgen. — Gewandtheit, Muth, ein kräftiger Arm und vor allen Dingen kaltes Blut sind die Haupterfordernisse des Bärenjägers, der allein eine solche Jagd unternehmen will; wer diese Eigenschaften nicht besitzt, der bleibe lieber zu Hause, wenn er nicht seines Lebens müde ist."

„Alte Bärenjäger, die schon manchen Kampf dieser Art glücklich ausgefochten hatten, versicherten, daß Derjenige, welcher den Bären von vorn durch einen Stich in die Brust augenblicklich zu tödten meine, sich im vollständigen Irrthum befinde. Die beste Art dieses Gefechts sei: dem Bären die weit zur Umarmung ausgestreckten Pranken abzuhauen oder wenigstens deren Kraft zu lähmen, dann ihm schnell die Seite abzugewinnen und einen Stich hinter dem Blatt anzubringen. Jedoch müsse man darauf bedacht sein, die Klinge so schnell als möglich wieder herauszuziehen, da der Bär, besonders zur Bärzeit, eine außerordentliche Lebenskraft besitzt, und stets noch einige gut angebrachte Stiche nöthig werden, um ihn zu tödten."

„Der beste und sicherste Schuß bleibt immer der mit der Kugel. Mit Rollern oder Posten zu schießen, ist selbst auf kurze Entfernungen unsicher und von geringerer Wirksamkeit, wenn das Gewehr nicht ganz besonders scharf schießt und den Schuß zusammenhält."

„Hat der Bär eine lebensgefährliche Wunde erhalten und flieht, so sucht er gewöhnlich sein verlassenes Lager wieder auf oder thut sich schon am ersten Dickicht oder Bruch nieder. Der Anschuß wird sogleich verbrochen (bezeichnet), dem Verwundeten aber die nöthige Zeit zum Krankwerden gelassen. Wenn der Bär auf der Flucht hustet, so ist Dies ein Zeichen, daß der Schuß gut war. Die Jäger bestimmen aus dem vorgefundenen Schweiß ziemlich sicher, wo die Kugel sitzt. Ist der Schweiß schäumend und sehr hellroth, so hat die Kugel die Lunge durchbohrt, sieht er aber schwarzbraun aus, so ist die Leber zerrissen. Nach einer andern Farbe des Schweißes braucht sich der Jäger nicht umzusehen; denn, ist

der Bär durch die Keule, den Hals oder weidewund geschossen, so erzählt er es dem Jäger selbst, indem er bemüht ist, ihm durch eine zärtliche Umarmung für die erwiesene Freundschaft zu danken."

„Hat man nun die gehörige Zeit gewartet und vielleicht einige Jagdgefährten nebst Dachshunden herbeigeholt, so kann die Nachsuche beginnen. Finden die Hunde den Bären verendet, so verbellen sie ihn; geben sie aber auf eine ungewisse und ängstliche Weise Laut, dann ist Dies ein Zeichen, daß der Bär noch lebt. In diesem Falle suchen ihn die Jäger zu umkreisen, indem sie sich möglichst nahe bei einander halten. So wird nun der Bär entweder im Lager todtgeschossen oder wenn er, auf den Hinterbranten stehend, den Kreis zu durchbrechen sucht."

„Bei einer solchen Jagd hat man die beste Gelegenheit, den Muth unserer kleinen Dachshunde zu bewundern. Mit der größten Wuth fahren sie auf den Bären los, und dieser muß unter beständigem Brummen die kleinen Feinde mit seinen Pranken abwehren. Den verderblichen Schlägen derselben wissen sie mit der größten Geschicklichkeit auszuweichen. Sie sind stets zur Verfolgung bereit, als ob sie wüßten, daß der starke Feind ihre Ohnmacht berücksichtige. Ich möchte daher wohl behaupten, daß der Dachshund alle seine Vettern, sie mögen heißen, wie sie wollen, an Muth übertrifft."

„Ehe ich fortfahre, über die Bärenjagd zu reden, will ich einige Worte über eine dem Bären zugeschriebene Eigenschaft sagen: daß er nämlich die erhaltene Schußwunde mit Mos oder Gras verstopfe, um das Schweißen zu verhindern. Ich habe zwar schon früher nicht recht daran glauben wollen, aber die Sache war so unmöglich nicht, und so hielt ich es denn der Mühe werth, mich durch Nachforschungen zu überzeugen. Ich habe mehrere angeschossene Bären mit aufsuchen helfen, darunter einige am Abend verwundete, so daß die Nachsuche erst am Morgen beginnen konnte; aber ich habe weder an einem verendeten, noch an einem lebend angetroffenen und dann erlegten die Schußwunde verstopft gefunden, wohl aber war sie jederzeit beleckt. Es ist nun wohl nicht gut anzunehmen, daß die Bären in anderen Ländern klüger oder geschickter sein sollten, als in hiesiger Gegend, und sie müßten in der That sehr geschickt sein, wenn sie mit ihren großen, plumpen Pranken oder gar mit dem Rachen einen so kleinen Pfropfen machen sollten, wie er erforderlich ist, um eine kleine Schußwunde zu verstopfen. Abgesehen, daß sie sich dadurch unsägliche Schmerzen verursachen würden, so ist auch jedes Thier auf Nichts sorgfältiger bedacht, als jeden fremdartigen Gegenstand durch häufiges Lecken aus einer erhaltenen Wunde zu entfernen. Wozu sollte die Natur auch dem Bären diese Geschicklichkeit gelehrt haben? Etwa, damit er noch auf kurze Zeit sein Leben fristen kann? Dieser Zweck würde nicht erreicht werden; denn nach meiner Erfahrung wird gerade durch die Hemmung des Blutausflusses das Ende eines Thieres beschleunigt, indem es dann eher erstickt, als wenn die Wunde offen ist. Deshalb wendet man bei der Jagd auf große, reißende Thiere stets ein kleines Blei an, damit sich die Wunde schneller verstopft und das Wild früher verendet."

„Die üblichste und am wenigsten gefährliche Jagd auf Bären zur Feistzeit ist die mit Dachshunden, welche den Bären aufsuchen und den vorstehenden Jägern zutreiben. Diese, auf die obenerwähnte Weise bewaffnet und ausgerüstet, begeben sich in die Gegend, wo sie einen Bären vermuthen oder bereits abgespürt haben. Sie umstellen die buschigen Felswände, Verhaue, zusammengebrochene Bäume oder Brüche, welche im Sommer der gewöhnliche Aufenthalt der Bären sind. Zwei Schützen, die sich nicht zuweit von einander halten, gehen mit den Hunden in das Treiben. Befindet sich in demselben ein alter Bär oder eine ganze Familie, so ergreifen dieselben vor den durchgehenden Jägern und Hunden bei Zeiten die Flucht. Die Hunde geben sogleich Laut und folgen der Fährte. Einer der vorstehenden Jäger kommt dann sicher zum Schuß und hat häufig, wenn er den vordersten Bären erlegt hat, noch Gelegenheit, einen zweiten zu schießen. Da es oft vorkommt, daß sich nach dem ersten Schusse die ganze Bärenfamilie nach allen Richtungen hin zerstreut, so ist es nicht selten, daß mehrere der Jäger Gelegenheit erhalten, einen Bären zu schießen."

„Hat man gefehlt oder den Bären schlecht getroffen und kehrt dieser um und stellt sich zum Angriff, so muß man durch ein lautes: Hupp, hupp! die Jagdgefährten zur Hilfe rufen und einstweilen mit gezogenem Hirschfänger den Angriff erwarten. Durchaus unrathsam ist es, in einem solchen Falle

die Flucht nach dem nächsten Schützen zu ergreifen, denn der Bär läßt sich sogleich nieder und folgt mit größter Schnelligkeit, wodurch die Sache für den Ausreißer eine üble Wendung nehmen kann, da er in der Angst leicht die Richtung verfehlt und die ihn endlich auffindenden Jäger zu spät zu Hilfe kommen. — Wenn kein Hilferuf erfolgt, so bleibt Jeder solange auf seinem Stand, bis abgepfiffen wird."

„Ist die Jagd beendet, so wird der geschossene Bär sogleich gelüftet oder der Anschuß des verwundeten verbrochen und die Hunde werden an den Riemen gelegt. Die Jäger lassen sich im Kreise nieder und erwarten bei einem guten Trunk unter munteren Gesprächen, wobei es nicht an Neckereien über die Zaghaften oder die schlechten Schüsse fehlt, die Zeit zur Nachsuche."

„Diese beginnt vom Anschusse aus. Die Hunde bleiben am Riemen, und es ist zu bewundern, mit welchem Eifer und mit welcher Genauigkeit sie der Fährte gleich dem besten Schweißhunde folgen. Jeder Tropfen Schweiß wird von ihnen richtig markirt und entflammt sie zu neuem Eifer. Ich glaube deshalb annehmen zu können, daß die Witterung des Bären, gleich der des Dachses, für die Nase der Dachshunde eine ganz besondere Anziehungskraft haben muß."

„Die Hunde werden gelöst, wenn der Bär ein Dickicht oder einen Bruch angenommen hat, die nur mit Mühe zu durchdringen sind, nachdem man den Ort so umstellt hat, daß ein Jäger dem andern helfen kann. Sobald die Hunde ihren gewöhnlichen Jagdlaut geben, ist es ein Zeichen, daß der Bär sein Lager verlassen hat und sich im Dickicht oder im Bruch umhertreibt. Jeder Jäger muß dann auf sein Erscheinen gefaßt sein; man hört bei stillem Wetter sein Schnaufen schon auf vierzig bis funfzig Schritte. Ist er auch noch so krank, so richtet er sich sogleich auf, sobald er den Schützen erblickt, und geht ihm wuth- und racheschnaubend entgegen. Er kehrt sich nicht mehr an die verfolgenden Hunde, sondern geht mit bedächtigen Schritten, aber furchtbarem Zähnefletschen und funkelnden Augen auf seinen Feind los, der ihn dann mit einem gut angebrachten Schusse vollends todtschießt."

„Läßt sich der Angeschossene durch die Hunde nicht aus seinem Lager auftreiben, sondern begnügt sich damit, sie abzuwehren, so ist Dies zwar ein Zeichen, daß der Bär sehr krank und dem Verenden nahe ist; dann bleibt aber nichts Anderes übrig, als daß sämmtliche Jäger ihn eng umkreisen und im Lager erlegen."

„Bei schlechtem, regnerischen Wetter ist es gut, die Nachsuche spätestens nach Verlauf einer Stunde mit den Hunden am Riemen soweit vorzunehmen, bis man weiß, in welches Dickicht sich der Bär gesteckt hat, um ihn am andern Tage in demselben aufsuchen zu können, was freilich für die Hunde, ganz wie bei unserer Suche auf Hochwild, eine etwas schwere Aufgabe ist. Bei gutem Wetter folgen die Dachshunde noch nach Verlauf von zwölf bis funfzehn Stunden der Fährte mit großer Sicherheit, und man braucht dann mit der Nachsuche nicht so ängstlich zu eilen. War der Schuß gut, so findet man den Bären um so kränker und kann ihn leichter erlegen, oder das Verbellen der Hunde zeigt an, daß er bereits verendet ist."

„Nach solcher glücklich beendeten Jagd wird die erlegte Beute unter dem Jubel der Jäger nach Hause geschafft, wo die ganze Gesellschaft mit dem allerfreundlichsten Gesicht von der rothbäckigen, hübschen Frau Waldmeisterin empfangen wird."

„Das Aufsuchen des Bären im Winterlager ist weniger gebräuchlich; doch kommt es zuweilen vor, wenn der Schnee auf den Alpen nicht zu hoch und der Winter nicht zu weit vorgerückt ist, so daß man hoffen kann, den Bären noch feist und gut bei Wildpret zu finden. Da ich einer solchen Jagd aber niemals beigewohnt habe, so kann ich mich dabei nur auf die Angaben solcher Jäger verlassen, die mir als wahrheitliebende Männer bekannt sind und deren praktische Erfahrungen ich auf anderen Bärenjagden kennen gelernt habe."

„Diese sagen, daß es sehr schwierig sei, alte oder selbst junge Bären aus ihrem Winterlager herauszubringen, besonders, wenn sich dasselbe in einer Felsenhöhle befindet. Die Hunde gehen zwar hinein, da sie aber ihre Ohnmacht gegen einen so mächtigen Feind kennen, so kehren sie, wenn sie ihn darin finden, schnell um und begnügen sich damit, am Eingange Laut zu geben. Häufig bietet auch

die Oertlichkeit solche Hindernisse dar, daß man auf jede Jagd verzichten muß. Der Bär bleibt daher ganz ruhig in seinem Lager, wenn ihm kein mächtigerer Feind in den Rücken kommt und ihn zwingt, seinen Aufenthalt ohne Kampf zu verlassen."

„Findet der Jäger aber ein solches Lager unter zusammengebrochenen, alten Bäumen, die gewöhnlich mit neuem Anwuchse umgeben sind, dann ist diese Jagd eher möglich, indem man den Bären durch einen von hinten in das Lager gethanen blinden Schuß zum Aufstehen nöthigt. Dann sucht er sich gewöhnlich behutsam zum Ausgange hinauszuschleichen, wo ihn die dort aufgestellten Schützen empfangen und niederschießen, ehe er noch Zeit hat, sich zum Angriff erheben zu können." —

Aber es giebt noch andere Arten, den Bären zu jagen, und einige davon sind wirklich sehr lustig. So theilt uns Steller in seiner launigen Weise mit, wie man im südlichen Rußland und Sibirien die Bären erlegt und fängt. Außer der Jagd mit Feuergewehren und Pfeil und Bogen werden die Thiere nämlich noch auf sehr eigenthümliche Weise bewältigt. „Die Asiaten," sagt Steller, „machen ein Gebäude von vielen auf einander liegenden Balken, die alle zusammenfallen und die Bären erschlagen, sobald sie auf diejenigen Fallen kommen, welche vor ihnen leise aufgestellt sind. Sie graben eine Grube, befestigen darin einen spitzen, geglätteten und gebrannten Pfahl, der einen Fuß hoch aus der Erde emporsteht, die Grube aber bedecken sie mit Gras. Vermittelst eines Strickes stellen sie jetzt ein biegsames Schreckholz auf, welches, wenn der Bär mit dem Fuß auf den Strick tritt, losschlägt und das Thier dergestalt erschreckt, daß es heftig zu laufen anfängt, unvorsichtiger Weise in die Grube fällt, sich auf den Pfahl spießt und so selbst tödtet. Auch befestigen Viele eiserne und spitze Fußangeln und Widerhaken in einem dicken, starken und zwei Schuh breiten Bret, legen solches auf des Bären Weg und stellen, eben wie vorher, ein Schreckholz auf. Sobald dieses losschlägt und den Bären erschreckt, verdoppelt er seine Schritte, tritt mit dem Fuße heftig in die Angel und ist also angenagelt. Darauf sucht er den Fuß herauszubringen und tritt mit dem andern auch darein. Steht er nun gleich eine Weile auf den Hinterfüßen, so verdeckt er mit dem Bret den Weg und sieht nicht, wo er hingehen soll. Endlich, wenn er genug spekulirt und grimmig geworden ist, tobt er so lange, bis er auch mit den Hinterfüßen angenagelt wird. Nach Diesem fällt er auf den Rücken und kehrt alle vier Füße mit dem Bret in die Höhe, bis er bei der Leute Ankunft erstochen wird. Noch lächerlicher fangen ihn die Bauern an der Lena und dem Ilmflusse. Sie befestigen an einen sehr schweren Klotz einen Strick, dessen anderes Ende mit einer Schlinge versehen ist. Dies wird nahe an einem hohen Ufer an den Weg gestellt. Sobald nun der Bär die Schlinge um den Hals hat und im Fortgehen bemerkt, daß ihn der Klotz hindere und zurückhalte, ist er doch nicht so klug, daß er die Schlinge vom Kopf nehmen sollte, sondern ergrimmt dergestalt über den Klotz, daß er hinzuläuft, selben von der Erde aufhebt und, um sich davon zu entledigen, mit der größten Gewalt den Berg hinunterwirft, zugleich aber durch das andere Ende, welches an seinem Hals befestigt ist, mit hinuntergerissen wird und sich zu Tode fällt. Bleibt er aber lebendig, so trägt er den Klotz wieder den Berg hinauf und wirft ihn nochmals hinab; dieses Spiel treibt er so lange, bis er sich zu Tode gearbeitet oder gefallen hat. Die Koräken suchen solche Bäume aus, die krumm, wie ein Schnellgalgen, gewachsen sind. Daran machen sie eine starke, feste Schlinge und hängen Aas darin auf. Wenn der Bär solches ansichtig wird, steigt er den Baum hinauf und bemüht sich, das Aas zu erhalten, wodurch er in die Schlinge kommt und bis zu der Koräken Ankunft bleibt, entweder todt oder lebendig, nachdem er mit dem Kopfe oder Vorderfüßen in die Schlinge geräth."

In Gegenden, wo viel Waldbienenzucht getrieben wird, hängt man an Bäumen mit Bienenstöcken einen schweren Klotz an einem Stricke auf, so daß derselbe dem Bären den Zugang zum Honig versperren muß. Dadurch, daß der Bär mit seiner Tatze den Klotz zur Seite drückt, dieser aber von selber wiederkehrt, gerathen beide mit einander in Streit. Der Bär wird natürlich zuerst leidenschaftlich und heftig und in Folge dessen der Klotz auch, bis endlich der Klügste nachgiebt und betäubt herunterfällt.

Am Ural hängt man ein Bret mit mehreren Stricken gleich einer Wagschale schräg an einem Baumaste auf und bindet es vor dem Flugloche der Bienen mit einem Baststricke an, so daß der Strick den Zugang hindert. Der honiglüsterne Bär setzt sich auf das Bret, welches ihm hierzu ganz bequem zu sein scheint, und versucht es jetzt, durch Zerreißen des Strickes das Hinderniß zu beseitigen, welches ihm den Zugang zum Honigstocke verwehrt. Sobald er seinen Zweck erreicht, sitzt er unfreiwillig auf einer Schaukel, von welcher aus er nicht nach den Aesten emporsteigen kann. Für den Fall, daß es ihm einfallen sollte, herunterzuspringen, hat man, wie auch bei der vorher mitgetheilten Fangart, spitze Pfähle eingerammt, auf welchen er sich spießt.

„Wenn die Kamtschadalen," fährt Steller fort, „einen Bären in seinem Lager ermorden wollen, versperren sie denselben darinnen zu mehrerer Sicherheit auf folgende Weise. Sie schleppen vieles Holz vor das Lager, welches länger, als der Eingang breit ist, und stecken ein Holz nach dem andern hinein. Der Bär erfaßt dasselbe sogleich und zieht es nach sich. Die Kamtschadalen aber fahren solange damit fort, bis die Höhle des Bären so voll ist, daß nichts mehr hineingeht und er sich weder bewegen, noch umwenden kann. Alsdann machen sie über dem Lager ein Loch und erstechen ihn darinnen mit Spießen."

Wäre es nicht der alte Steller, der diese Dinge erzählt, man würde ihm wahrhaftig kaum Glauben schenken; die Wahrheitstreue des guten Beobachters ist aber so gewiß erprobt, daß uns kein Recht zusteht, an seinen Mittheilungen, bevor das Gegentheil erwiesen ist, zu zweifeln.

Die Kamtschadalen erlegen den Bären gewöhnlich mit Pfeilen oder graben ihn im Herbst und Winter aus seinen Löchern, nachdem sie ihn vorher mit Spießen in der Erde erstochen haben. Auch treten sie ihm mit der Lanze oder dem Messer entgegen und greifen ihn an, wenn er gereizt sich auf die Hinterbeine stellt.

Die Jäger in Jemtland gehen dem Bären mit einem Armfutteral zu Leibe, stecken ihm den Arm mit dem Futteral in den Rachen, ziehen den Arm frei heraus und tödten das Thier, ehe es noch aus seiner Ueberraschung zur Besinnung gekommen ist.

Diese Jagdart erinnert gewissermaßen an die der spanischen „Oseros", von deren Bärenkämpfen ich während meines Aufenthalts in Spanien von vielen Asturiern und Galegos übereinstimmende Berichte erhielt. Der Bär ist auf der pyrenäischen Halbinsel blos noch im Norden heimisch, dort aber über das ganze Hochgebirge verbreitet. Er wird von den Spaniern in wirklich lächerlicher Weise gefürchtet, ist aber zu ihrer größten Freude seit 25 Jahren in stetem Abnehmen begriffen. In Leon, Galizien und Asturien, wo er noch am zahlreichsten vorkommt, macht man regelmäßige Jagden auf ihn. Jedoch geschieht seine Vertilgung fast ausschließlich noch immer durch die Oseros oder zünftigen Bärenjäger, deren Gewerbe vom Vater auf den Sohn erbt. In der Achtung der Spanier stehen diese Leute sogar über den „Toreros" oder Stierfechtern, und Das mag der beste Beweis von der Gefährlichkeit ihres Handwerks sein. In der That gehört wahrhaft männlicher Muth dazu, einen Bären in der Weise jener Leute zu erlegen. Unter Mithilfe von zwei starken und tüchtigen Hunden sucht der Osero sein Wild in dem fast undurchdringlichen Dickicht der Gebirgswälder auf und stellt sich ihm, sobald er es gefunden, zum Zweikampfe gegenüber, Mann gegen Mann. Er führt kein Feuergewehr, sondern ganz eigenthümliche Waffen: ein breites, schweres und spitzes Waidmesser an der Seite und einen Doppeldolch, welcher zwei sich gegenüberstehende, dreiseitig ausgeschliffene und nadelscharfe Klingen besitzt und den Handgriff in der Mitte hat. Den linken Arm hat der Mann zum Schutze gegen das Gebiß und die Krallen des Bären mit einem dicken Aermel überzogen, welcher aus alten Lumpen zusammengenäht ist. Der Doppeldolch wird mit der linken Hand geführt, das Waidmesser ist die Waffe der rechten. So ausgerüstet tritt der Jäger dem Raubthiere, welches von den Hunden aufgestört und ihm angezeigt worden ist, entgegen, sobald dasselbe sich anschickt, ihn mit einer jener Umarmungen zu bewillkommnen, welche alle Rippen im Leibe zu zerbrechen pflegen. Furchtlos läßt er den brummenden, auf den Hinterbeinen auf ihn zuwandelnden Bären herankommen; im günstigen Augenblicke aber setzt er ihm den Doppeldolch zwischen

Kinn und Brust und stößt ihm denselben mit der obern Spitze in die Gurgel. Sobald sich der Bär verwundet fühlt, versucht er, das Eisen herauszuschleudern, und macht zu diesem Zwecke mit dem Kopfe eine heftige Bewegung nach unten. Dabei stößt er sich aber die zweite Klinge in die Brust, und in diesem Augenblicke rennt ihm der Osero das breite Waidmesser mehrere Male in das Herz. Ich habe, obgleich mir die eigene Anschauung fehlt, keinen Grund, die Art und Weise derartiger Zweikämpfe zu bezweifeln, wenigstens erscheint mir Dies bei der Uebereinstimmung der gehörten Beschreibungen unzuläſſig.

Der Nutzen, welchen eine glückliche Bärenjagd abwirft, ist der größte, den eine Jagd, in Europa wenigstens, überhaupt gewähren kann. In allen Ländern, in welchen Bären hausen, erhält der Schütze nicht blos eine Belohnung von regierungswegen, sondern auch von den umwohnenden Herdenbesitzern, und mancher Bärenjäger hat schon auf diese Weise fast hundert Thaler gewonnen. Das von den Regierungen festgesetzte Schußgeld ist sehr niedrig, und deshalb schont man nicht selten hier und da die Bären, trotz des Schadens, den sie anrichten, bis zur Feistzeit, weil sie dann am fettesten sind. In den österreichischen Staaten bezahlt die Regierung für den erlegten Bären blos vier Gulden dreißig Kreuzer, und da ist es denn nicht zu verwundern, daß z. B. die illyrischen Jäger, trotz aller Befehle, die Bären nach Möglichkeit auszurotten, die Thiere mit der größten Rücksicht behandeln, ja gewissermaßen hegen, bis zu der Zeit, wo feistes Wildpret und Decke im besten Zustande sind und am höchsten bezahlt werden; geradeso, wie in Deutschland mancher schlechtbezahlte Förster im Sommer den Fuchs laufen läßt, in der Hoffnung, seinen Balg im Winter höher zu verwerthen. Die Schweizer Regierungen bezahlen ganz andere Preise, obgleich dieselben verhältnißmäßig noch immer sehr gering sind. Auch in Norwegen beträgt die Regierungsbelohnung nur $7^1/_2$ Thaler unsers Geldes, und einer solchen Summe wegen würde wohl kein Jäger sein Leben wagen, übte die Jagd nicht an und für sich selbst einen unwiderstehlichen Reiz auf den muthvollen Mann aus, und verschaffte sie ihm nicht Nebeneinnahmen, welche ungleich bedeutender sind, als jene Summe, welche die hohen Regierungen aus Nützlichkeitsrücksichten zu zahlen sich bewogen finden. Schon in Illyrien wiegt der braune Hauptbär dreihundert bis dreihundert und funfzig Pfund, im Norden Europas aber, wie bemerkt, noch viel mehr, und diese dreihundert und mehr Pfund Fleisch geben einen ganz hübschen Ertrag. Die Decke oder der Pelz des Bären ist immerhin auch ihre zwölf bis zwanzig Thaler werth, und das Bärenfett wird, seiner besonderen Eigenschaften halber, außerordentlich gesucht und ebenfalls sehr gut bezahlt. Es ist sehr weiß, wird aber nie hart und in verschlossenen Gefäßen niemals ranzig. Im frischen Zustande ist der Geschmack desselben widerlich, ebenso wie der Geruch des Raubthieres es ist; der Geschmack aber verliert sich, wenn man das Fett vorher mit Zwiebeln abgedämpft hat, und dann kann die Masse jahrelang aufbewahrt werden. Das Wildpret eines jungen Bären von sechs bis sieben Monaten ist von feinem, angenehmen Geschmack, und die Keulen alter, feister Bären sind gebraten oder geräuchert ein wahrer Leckerbissen, zumal, wenn sie sachkundig zubereitet sind. Am meisten werden die Pranken der alten Bären von den Feinschmeckern gesucht; doch muß man sich erst an den Anblick derselben gewöhnen, weil sie, wenn sie abgehärt und zur Zubereitung fertig gemacht sind, einem auffallend großen Menschenfuße in widerlicher Weise ähneln. Ein mit Champignons zubereiteter Bärenkopf gilt ebenfalls als ein vortreffliches Gericht und kommt deshalb fast blos auf die Tafeln der Vornehmen zu stehen. —

Junge Bären benehmen sich in der Gefangenschaft recht angenehm. Sie sind verhältnißmäßig reinlich, machen wenig Ansprüche hinsichtlich guter Nahrung und Behandlung, sind zuthulich und schließen sich dem Menschen und einzelnen Hausthieren in gewissem Grade an. Schon im ersten Vierteljahre ihres Lebens stellen sie sich auf ihre Hinterfüße und beginnen nunmehr ihre täppischen Spiele, deren Anblick auch den ärgsten Murrkopf erheitern muß. Sie balgen sich, wie kleine, ungezogene Knaben, klettern um die Wette und aus reinem Uebermuthe an Bäumen in die Höhe, vergnügen sich durch eiliges Laufen u. s. w., thun aber Alles so ungeschickt als möglich und werden grade deshalb unterhaltend. Wenn sie eingesperrt sich selbst überlassen sind, pflegen sie sich durch

Belecken ihrer Tatzen, welches stets unter lautem Gesumm geschieht, die Zeit zu vertreiben. Die Freude an ihnen währt aber nur kurze Zeit. Schon wenn sie ein halbes Jahr alt geworden sind, bricht ihre Bärennatur durch. Sie verlieren ihre Anhänglichkeit an den Menschen, werden roh, bissig, reizbar, mißhandeln die schwachen Hausthiere ungeachtet ihrer erbärmlichen Feigheit, beißen oder kratzen sogar den eigenen Gebieter und können nur durch wiederholte Prügel in Ordnung gehalten werden. Auf die Stimme ihres Pflegers achten sie gar nicht; dagegen rennen sie Jedem, welcher rasch läuft, blindlings nach, ohne zwischen Bekannten und Unbekannten zu unterscheiden. Mit zunehmendem Alter werden sie immer roher, freß= und raubgieriger, ungeschickter und gefährlicher. Doch können sie noch demungeachtet zu gewissen, höchst einfachen Kunststücken abgerichtet werden, und im vorigen Jahrhundert wurde ja, wie bekannt, aus dieser Abrichtung förmlich ein Erwerbszweig gemacht.

Leider sind dem jetzigen Geschlecht die Bärenführer fast nur noch vom Hörensagen bekannt. Die hochwohlweise Polizei hat ihre väterliche Fürsorge auch auf die Kamele, Bären und Affen, welche sonst von Dorf zu Dorf zogen, ausdehnt und in ihnen Wesen erkannt, welche, wenn auch nicht zum Umsturz des Bestehenden beitragen, so doch mancherlei Unfug und Unheil anstiften könnten; sie hat ihnen deshalb ihre Wanderungen durch die gesegneten Gauen unsers Vaterlandes verboten. Am meisten scheint man sich darüber erbost zu haben, daß einstmals ein Bär, welcher in dem Schweinestalle eines Wirthes seine Nachtherberge aufgeschlagen hatte, in die Gerechtsame der hochlöblichen Polizei selbst unberechtigt sich einmischte. Derselbe erlaubte sich nämlich, einen Dieb festzuhalten und zu verzehren, welcher das erst vor wenigen Stunden geschlachtete fette Schwein stehlen wollte, dessen Gefängniß Braun jetzt bewohnte. Diese Eigenmächtigkeit konnte eine auf Zucht und Ordnung haltende Polizei natürlich nie verzeihen, und somit wurde es auch den drei genannten vierfüßigen Landstreichern verboten, fortan die liebe Jugend und das liebe Alter der Dorfschaften zu unterhalten. Die von den Bärenführern gezeigten Petze waren unter dem Namen „Tanzbär" bekannt und übten die edle Kunst auch in drolliger Weise aus. Der Unterricht, welchen sie in der Jugend erhalten, ist nur ein Beweis mehr von der Schändlichkeit, mit welcher der Mensch alle ihm unterworfenen Geschöpfe behandelt. Da die Annahme und Erhaltung der aufrechten Stellung schon in der Natur des Bären liegt, war es nicht schwer, ihn zum Tanzen abzurichten. Man setzte den Lehrling in einen Käfig, dessen Boden aus Eisenplatten bestand, welche man ziemlich stark erwärmte. Um der Hitze wenigstens theilweise zu entgehen, richtete sich der eingesperrte Bär auf den Hinterpfoten auf und begann auch etwas zu hüpfen und in seinem Behältnisse herumzuspringen. Dabei wurde getrommelt und gepfiffen, und dem Bären mochte später immer noch die Erinnerung an die erlittene Unbill kommen, wenn er dieselben Töne wieder vernahm, welche bei jener Marter erschollen waren; kurz, er erhob sich später beim Trommelschall und tanzte, als ob er sich noch auf den heißen Platten befände. An einem Ringe, welcher ihm durch die Nase gezogen war, wurde er gelenkt und gebändigt. Außerdem richteten die Bärenführer ihre Thiere aber auch noch dazu ab, sich zu überschlagen, Affen auf sich reiten zu lassen, einen Stock im Maul und auf den Armen zu tragen und von der gaffenden Volksmenge Geld einzusammeln, wobei sie einen Teller in der Pfote haltend, im Kreise umhergingen und auf ein gegebenes Zeichen ihres Führers zu brummen begannen, wenn die Gabe nicht genügend ausfiel. Manche führten auch mit ihrem Herrn gewisse Wettkämpfe auf und zeigten dabei wirklichen Verstand. Von einem solchen berichtet Scheitlin Folgendes:

„Ein Appenzeller aus Inner=Rhoden sah einen Bärenführer einen Kampf mit seinem gezähmten, alten, magern Bären gleichsam zu verabredeter Belustigung der Zuschauer thun. Der Führer trug lederne, von oben bis unten, wie die Haut, knapp anpassende Kleidung; der Bär hatte einen Maulkorb um. Der Führer mußte immer unterliegen; aber der Bär legte ihn nur fein sanft auf den Boden. Der Appenzeller begriff die Schwäche des Führers nicht und wünschte, ebenfalls mit dem Bären einen „Hosenlupf" zu thun. Ungern gestattete es ihm der Herr. Aufgerichtet ging der Bär augenblicklich auf ihn los und — schmiß ihn ebenso schnell zu Boden. Trieb er früher Spaß mit dem niedergeworfenen Führer, als ob er ihn auffressen wolle, so stürzte er sich nun auf den Appen=

zeller mit großem Zorn und wollte mit Ernst ihn beißen. Schnell eilte der Führer auf ihn los und riß ihn, die lange Kette ergreifend, weg, der Bär jedoch fuhr nun auf diesen los und drängte ihn nun auf die schauende Menge zu Aller Schrecken hinein. Der Herr war ganz weg. Glücklicherweise trat soeben der Herr und Meister, der so schnellen Ausgang des Kampfes nicht erwartet und sich ein Wenig entfernt hatte, wieder ein, ergriff die Kette und bezwang den wilden Gefährten mit donnernden Worten und kräftigem Reißen." Man sieht, daß dieser gezähmte Bär seinen Meister, seinen Wächter und seinen Herrn genau von einander unterschied.

In manchen Gegenden Rußlands und Sibiriens läßt man die gefangenen Bären, solange sie noch jung sind, das Rad treten, um Wasser aus tiefen Brunnen zu ziehen, ja, man richtet sie sogar ab, Säcke und Holz an einen bestimmten Ort zu tragen; doch ist dem Meister Petz immer nur solange zu trauen, als er noch jung ist; denn mit zunehmendem Alter bricht seine Wildheit durch, und das Thierische in ihm siegt über alle erhaltene Zucht. Ein englischer Hauptmann konnte seinen zahmen Bären sogar als Wächter benutzen, erlebte aber im Verlauf der Zeit doch wenig Freude an ihm, weil das Thier dem ihm übertragenen Amte mit allzugroßer Treue nachkam und dabei Unglück anstiftete. Der Offizier hatte dieses Thier aus den Händen seines frühern Eigners erlöst, welcher es auf das schmählichste gemißhandelt hatte, und für einen ziemlich hohen Preis gekauft. Der Bär schien zu begreifen, daß sein neuer Herr es gut mit ihm meine, und bewies ihm seine Dankbarkeit so bärenmäßig derb, das der Offizier ernstlich daran denken mußte, ihn so schleunig, als möglich unterzubringen. Er beschloß also, seinen Schützling mit sich nach dem Lager zu nehmen, in der Meinung, daß er dort wohl gut aufgehoben sein würde. Zu diesem Endzweck wurde ein Wagen gemiethet und eine Menge von Erdbeeren gekauft und, in viele Töpfe gefaßt, mitgenommen. Zugleich wurde dem Kutscher eingeschärft, so schnell als möglich zu fahren. Jetzt stieg der Offizier in den Wagen, und die Reise begann. Der Bär machte sich über die Erdbeeren her und verzehrte sie auf die feinste Weise, dabei die grünen Kelche sorgfältig ausscheidend und wegwerfend; jedoch leerten sich die Fruchttöpfe so schnell, daß der unglückliche neue Besitzer wirklich Sorge ausstand, den Erdbeeren nachfolgen zu müssen. Aber der Bär zeigte sich verständig. Die Sorge erwies sich als unnöthig, und als das Thier endlich plötzlich unter eine Compagnie von Rothröcken gesetzt wurde, zeigte es so großen Schreck, daß es sich schleunigst zu seinem jetzigen Herrn flüchtete, um dessen Schutz sich zu erbitten. Zufällig traf es sich, daß das Mittagsessen gerade beginnen sollte. Der Offizier hatte eben noch Zeit, seinen Anzug vorher zu ordnen, übergab seinen zottigen Gefährten einem Diener und eilte in das Speisezimmer. Petz mochte eine günstige Gelegenheit zum Entschlüpfen wahrgenommen haben, denn er erschien plötzlich, der Fährte seines Herrn folgend, in dem Raume und verursachte durch seinen unerwarteten Eintritt begreiflicher Weise nicht geringe Aufregung unter den Gästen. Bei seinem frühern Herrn war er gewöhnt worden, mit an der Tafel zu speisen. Er glaubte daher wahrscheinlich, jetzt auch ohne Einladung an dem Tische theilnehmen zu können, bestieg ohne Umstände einen noch leerstehenden Stuhl und begann tüchtig zuzulangen, mit einer Unbefangenheit, als habe er sein Lebtage unter solchen Kameraden sich bewegt. Dieser Mittagstisch und sein späteres, liebenswürdiges Benehmen verschafften ihm bald die allgemeine Neigung des ganzen Regiments, und er betrug sich auch wirklich sehr artig. Unglücklicherweise aber kam man auf den Gedanken, ihn zum Wächter eines Gepäckwagens zu machen, und hier war es eben, wo er sich einige Eigenmächtigkeiten erlaubte, die ihm das Leben kosteten. Eines schönen Tages nämlich faßte ein gemeiner Soldat den unglücklichen Vorsatz, irgend welchen Gegenstand aus dem Wagen zu stehlen, den der Bär bewachte. Dieser aber verstand durchaus keinen Scherz und zerbiß ihm den Arm in so fürchterlicher Weise, daß derselbe bald darauf abgenommen werden mußte. Wenige Tage später erlaubte sich ein Kind einen ähnlichen Angriff auf den Wagen und wurde von dem Bären getödtet. Damit war sein Todesurtheil unterschrieben. Man fürchtete, daß er von nun an blutdürstig werden möchte, und schoß ihn nieder.

Die Baronin von W. hatte einen jungen männlichen Bären aufgezogen, welcher sich beständig in ihrem Zimmer aufhielt. Er war gleich einem Hunde zur Reinlichkeit gewöhnt worden und stand

so hoch in Gnaden, daß ihm sogar sein Nachtlager neben dem Schlafzimmer der Dame gestattet war. Diese Freude dauerte etwas länger, als ein Jahr, und kein Mensch dachte daran, daß der so wohlgezogene Bär irgend ein Unheil anrichten könne, als man eines Morgens die allgemein geachtete Dame von ihrem Liebling erwürgt im Bette fand. Auch die seit Altersher in dem Stadtgraben von Bern gehaltenen Bären haben sich in neuester Zeit einen traurigen Ruhm erworben: sie zerrissen einen Norweger, welcher in der Trunkenheit in ihr Gefängniß gestürzt war.

In früheren Zeiten und noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts galt es als ein fürstliches Vergnügen, Bären mit großen Hunden kämpfen zu lassen. Die deutschen Fürsten fütterten die wilden Thiere blos zu diesem Zwecke in eigenen Gärten. „August der Starke," so erzählt von Flemming, „hatte deren zwei, und es ereignete sich, daß einstmals aus dem Garten zu Augustusburg ein Bär entsprang, bei einem Fleischer ein Kalbsviertel herrunterriß und, da ihn die Frau verjagen wollte, diese sammt ihren Kindern erwürgte, worauf Leute herbeieilten und ihn todtschossen." Der für den Kampf bestimmte Bär wurde in einem Kasten auf den Platz gefahren. Sein Kasten konnte durch einen Zug aus der Ferne so geöffnet werden, daß er sich nach allen Seiten niederlegte und den Bären dann plötzlich ganz befreite. Hierauf ließ man große, schwere Hunde gegen ihn los. Packten ihn diese fest, so konnte er ohne besondere Schwierigkeiten von einem Manne abgefangen werden. Im Dresdener Schloßhofe wurden im Jahre 1630 binnen acht Tagen drei Bärenhetzen abgehalten. In den beiden ersten mußten sieben Bären mit Hunden, im dritten aber mit großen Keulern kämpfen, von denen fünf auf dem Platze blieben; unter den Bären war nur einer von acht Centner Gewicht. Die Bären wurden noch außerdem durch Schwärmer gereizt und vermittelst eines ausgestopften rothen Männchens genarrt. Gewöhnlich fingen die großen Herren selbst die von den Hunden festgemachten Bären ab, August der Starke aber pflegte ihnen den Kopf abzuschlagen, und man erzählt, daß er Dies bei einer im Jahre 1690 abgehaltenen Bärenhetze sogar mit zwei Hieben fertig gebracht habe.

Selbst in der Neuzeit werden noch hier und da ähnliche Kämpfe abgehalten. Auf dem Stiergefechtsplatze in Madrid läßt man bisweilen Bären mit Stieren kämpfen, und in Paris hetzte man noch im Anfange dieses Jahrhunderts angekettete Bären mit Hunden. Kobell, welcher einem derartigen Schauspiele beiwohnte, erzählt, daß der Bär die auf ihn anstürmenden Hunde mit seinen mächtigen Pranken rechts und links niederschlug und dabei fürchterlich brummte. Als die Hunde aber hitzig wurden, ergriff er mehrere nach einander, schob sie unter sich und erdrückte sie, während er andere mit schweren Wunden zur Seite schleuderte.

Die Römer erhielten ihre Bären hauptsächlich vom Libanon, obgleich sie erzählen, daß sie solche auch aus Nordafrika und Lybien bezogen hätten.

Wie bereits bemerkt, herrscht noch ziemliche Unsicherheit unter den Naturforschern hinsichtlich der Anerkennung der verschiedenen Arten, welche in nächster Nähe des Verbreitungskreises unserer beiden Bären wohnen. Einige wollen noch nicht einmal den grauen nordamerikanischen Bären als Art gelten lassen, andere erklären die verschiedenen Abänderungen, welche unsere Bären erleiden, für lauter selbstständige Arten. Als Abarten des gemeinen Bären sind unzweifelhaft folgende anzusehen: Der Halsbandbär, der Gold- und Silberbär und der norwegische Bär, obgleich man die allerspitzfindigsten Unterschiede zwischen ihnen hervorgesucht hat, um ihre Artselbstständigkeit zu begründen. Leugnen läßt sich nicht, daß namentlich der Halsbandbär, welcher vom Ural durch ganz Sibirien bis nach Kamtschatka wohnt, sich in vieler Hinsicht von unserm gewöhnlichen Bären unterscheidet. Seine Ohren sind kürzer und mehr gerundet, der Leib ist dicker, schwerfälliger und plumper, die Haare sind länger und zottiger. Die Farbe ist bald hellgelblich, bald schwarzbraun, und die breite, weiße Binde, welche sich von den Schultern an um den Hals zieht, bleibt dem Thiere in jedem Alter. Dazu ist das geistige Wesen, wie wir bereits gesehen haben, denn doch ein ganz anderes, als bei unserm Meister Petz; namentlich die überraschende Gutmüthigkeit des Halsbandbären ist merkwürdig. Der Streit, ob Art oder nicht Art, ist jedoch noch nicht zum Abschlusse gekommen, und deshalb thun wir wohl am besten, wenn wir nicht weiter darauf eingehen.

Ebensosehr, aber auch nicht mehr, als der Halsbandbär von dem europäischen Meister Petz verschieden ist, weicht der syrische oder Isabellbär (Ursus isabellinus) von diesem ab. Das Thier ist der bekannte Held der biblischen Geschichten d. h. der Nachkomme von jenem Bär, welchen David erschlug, als er seine Herde beunruhigen wollte, oder desjenigen, welcher auf das fromme Gebet des erbosten Propheten herbeigekommen war, um die ungezogenen Buben aufzufressen, weil sie den Gottesmann seiner Glatze wegen in Harnisch gebracht hatten, und deshalb wenigstens für einige meiner Leser wohl von Wichtigkeit. Seine Färbung ist sehr eigenthümlich und ändert während seines Lebens vielfach ab. In der Jugend ist der Pelz graubraun; er lichtet sich aber mehr und mehr, je älter das Thier wird, und geht schließlich fast in ein reines Weiß über. Das Haar ist lang und leicht gekräuselt, der Pelz aber noch besonders durch sein dichtes Wollhaar ausgezeichnet, welches



Der syrische oder Isabellbär (Ursus isabellinus).

überall zwischen dem Grannenhaar sich hervordrängt. Auf den Schultern und dem Nacken sträubt sich dies nach aufwärts und verleiht dem Thiere hierdurch eine Art Mähne.

Es scheint aus einer Stelle eines alten Schriftstellers, ich weiß nicht mehr welches, hervorzugehen, daß dieser Bär auch den alten Römern bekannt geworden ist. Dort wird behauptet, daß einstmals ein ganz weißer Bär in der Arena in Rom gekämpft hat. Die neueren Sprachforscher sind gewöhnlich geneigt, in diesem weißen Bären einen Eisbär zu sehen; allein es dürfte doch unzweifelhaft feststehen, daß die Römer von Letzterm gar keine Ahnung gehabt haben, und somit bleibt nichts Anderes übrig, als unsern Isabellen für den bewußten Kämpfer zu erklären.

Gegenwärtig findet sich der syrische Bär in den gebirgigen Theilen Palästinas, zumal auf dem Libanon. Wie bekannt, hat dieses Gebirge zwei Gipfel, welche mit ewigem Schnee bedeckt sind, den Makmel und den Djebel Sanin. Da will man nun bemerkt haben, daß blos der Makmel von

diesem Bären bewohnt wird, während der Sanin vollkommen frei von ihm sein soll. Dieser Bär scheint übrigens blos während des Tages oder wenn er gestört wird, in dem obern Höhengürtel sich aufzuhalten; denn des Nachts kommt er von seiner Felsenveste herabgestiegen und wird oft genug der Schrecken der Herdenbesitzer oder der Reisenden. Seine Nahrung soll er mehr aus dem Pflanzenreiche, als aus dem Thierreiche nehmen, obgleich er unter Umständen ebensogut die Herdenthiere angreift, wie unser Meister Petz. In den Feldern richtet er, wie erzählt wird, große Verwüstungen an, und namentlich eine Art von Zwergerbse, welche häufig in jenen Gegenden gebaut wird, leidet sehr unter seinen Heimsuchungen.

In der neuern Zeit hat man den syrischen Bären einige Male nach Europa, zumal nach England, gebracht. Einer von diesen unfreiwillig Eingewanderten war unter dem Namen „Tig“ in Oxford und dessen Umgegend wohl bekannt und geliebt, wegen seiner Zuthulichkeit, Zahmheit nnd Lustigkeit. Er war schon in seiner zarten Jugend nach England gekommen, hatte sich an den Menschen gewöhnt und eine ungemeine Anhänglichkeit an denselben gewonnen. Dies ging soweit, daß er kläglich zu heulen anfing, wenn man ihn allein ließ, ja, er verschmähte sogar das Futter, wenn er längere Zeit von den Personen vernachlässigt wurde, denen er die meiste Zuneigung geschenkt hatte. Seine Klugheit war ebenso groß, als seine Harmlosigkeit, und sein Gedächtniß für empfangene Wohlthaten ebenso vorzüglich, wie seine Vergeßlichkeit für erlittene Unbilden. Einstmals war er in dem Hause eines Krämers mit Süßigkeiten bewirthet worden — in welcher Weise er dorthin gelangte, wird nicht berichtet — und diesen Ort merkte er sich so vortrefflich, daß er nach Verlauf eines halben Jahres sofort dahin zurückkehrte, als er sich einmal von seinen Fesseln befreit hatte. Der Eigner des Ladens nahm natürlich sogleich die Flucht, als er den sonderbaren Gast eintreten sah, dieser aber ging mit merkwürdiger Ortskenntniß ruhig auf den Kasten los, in welchem der Kandiszucker bewahrt wurde, und beschäftigte sich solange mit demselben, bis sein Wärter ihm nachkam, um ihn wieder nach seinem Gefängniß abzuführen. Sein Geschmack war durch die ihm vielfach zugeworfenen Leckerbissen so verwöhnt worden, daß er an dem ihm natürlichen Futter gar keinen rechten Gefallen mehr fand, sondern sich blos an heißen Kuchen, Torten und Gefrornem ergötzte, just, wie ein recht verwöhntes menschliches Leckermaul. —

Unter den amerikanischen Bären sind Baribal und Grislibär die bekanntesten. Der erstere ist ein ziemlich gutmüthiges, der letztere ein bösartiges, im höchsten Grade gefürchtetes Thier. Erfahrene Jäger versichern, daß der Jaguar ihm gegenüber ein harmloses Geschöpf sei.

Der Grislibär (Ursus ferox) trägt also seinen Namen mit vollstem Recht. In seinem Leibesbau und Aussehen ähnelt er unserm braunen Bären; er ist aber bedeutend größer, schwerer, plumper und ganz ungleich stärker, als dieser. Die Stirn ist breit und flach und liegt fast in gleicher Flucht mit der Nase. Die Ohren sind kurz, der Schwanz ist viel kürzer, als bei unserm Bären, die Krallen dagegen sind auffallend lang, sehr stark gekrümmt, wenig nach der Spitze verschmälert und meiselförmig. Die dunkelbraunen, an der Spitze blassen Haare hüllen den ganzen Rumpf dicht ein und sind zumal an den Schultern, der Kehle und dem Bauche, überhaupt am ganzen Rumpfe, viel länger, zottiger und verworrener, als bei dem gemeinen Bären. Der Kopf ist mit kurzen und sehr blassen Haaren besetzt. Die Iris ist röthlichbraun, die Krallen sind weiß. Lichtgraue und schwärzlichbraune Spielarten kommen ebenfalls vor. Von den europäischen Bären unterscheidet sich das Thier sicher durch die große Kürze seines Schädels und durch die Wölbung der Nasenbeine. Auch die bedeutende Größe ist ein Merkmal, welches Verwechselungen zwischen den beiden Arten nicht leicht zuläßt; denn während unser brauner Bär nur in seltenen Fällen sechs Fuß Länge erreicht, wird der graue Bär oder, wie ihn die Jäger scherzhafter Weise nennen, der „Ephraim“, regelmäßig 7 Fuß, nicht selten sogar $7\frac{1}{2}$ Fuß lang und erreicht ein Gewicht von 7 bis 9 Centnern. Die Waffen des Grislibären sind wirklich außerordentlich furchtbar; denn die Füße eines vollkommen erwachsenen, männlichen Bären sind 18 Zoll lang und mit Klauen von 5 Zoll Länge bewaffnet. Diese sind zwar nicht so scharf, wie die der

Katzenarten, aber verhältnißmäßig noch immer scharf genug, weil der Tatzenschlag des gewaltigen Thieres so furchtbar ist, daß es auf die Spitze und Schärfe der Klauen gar nicht ankommt. Dabei wollen die Jäger bemerkt haben, daß der Bär seine Zehen, also auch die Klauen, einzeln bewegen könnte. So soll er zuweilen, gleichsam spielend, große Erdstücken durch die Einzelbewegung seiner Zehen zerreiben.

In seiner Lebensweise ähnelt der graue Bär so ziemlich dem unsern. Sein Gang ist aber viel schwankender oder wiegender, und alle seine Bewegungen sind plumper. Nur in der Jugend ist er im Stande, Bäume zu ersteigen, und macht dann von dieser Fähigkeit auch den ausgedehntesten Gebrauch, um Eicheln, sein Lieblingsfutter, abzustreifen. Im Alter scheint er zu den Künsten der Jugend zu schwerfällig geworden zu sein; wenigstens haben sich mehr als einmal die von ihm



Der Grislibär (Ursus ferox).

gefährdeten Jäger durch rasches Ersteigen von Bäumen gerettet und dabei bemerkt, daß er trotz der höchsten Wuth keinen Versuch gemacht hat, sie dort zu verfolgen. Dagegen schwimmt er mit Leichtigkeit selbst über breite Ströme und verfolgt im Zorn auch im Wasser seinen Feind. Er ist ein furchtbarer Räuber und mehr als stark genug, jedes Geschöpf seiner Heimat zu bewältigen. So fällt ihm selbst der starke Bison, dessem Vetter Ur unser Bär sehr behutsam aus dem Wege geht, zur Beute, und von ihm abwärts jedes Säugethier. Vor dem Menschen hat er durchaus keine Furcht. Alle seine Sippschaftsverwandten gehen, von eingebornem Gefühl getrieben, dem Herrn der Erde aus dem Wege und greifen ihn blos dann an, wenn sie der rasende Zorn oder der Drang nach Rache übermannt: nicht so der graue Bär. Er geht ohne weiteres auf den Menschen los, sei er zu Pferde oder zu Fuß, bewaffnet oder nicht, habe er ihn beleidigt oder gar nicht daran gedacht, ihn zu kränken. Und wehe Dem, welcher sich nicht noch rechtzeitig vor ihm flüchtet oder, wenn er ein

ganzer Mann ist, im rechten Augenblick eine tödtende Kugel ihm zusenden kann! Der rasende Bär umarmt ihn, sobald er ihn eingeholt hat, und zerpreßt ihm die Rippen im Leibe oder zerreißt ihm mit einem einzigen Tatzenschlage den ganzen Leib. Palliser, welcher glücklich genug war, fünf von diesen furchtbaren Geschöpfen zu tödten, ohne mit ihren Zähnen oder Klauen Bekanntschaft zu machen, bestätigt die Erzählung der Indianer von der Wuth dieser Thiere und giebt eine Beschreibung der gefährlichen Jagden, von denen schließlich eine fast regelmäßig den Tod des Jägers herbeiführt; denn die Lebenszähigkeit des Ungeheuers ist ebenso groß, wie seine Kraft, und jede nicht augenblicklich tödtende Wunde, welche es erhält, ist für den Jäger weit gefährlicher, als für das Raubthier. Es vergißt dann jede Rücksicht und lechzt blos noch nach Rache.

Aus allen diesen Gründen erringt der Jäger, welcher sich erwiesenermaßen mit Ephraim gemessen hat, die Bewunderung und Hochschätzung aller Männer, welche von ihm hören, der Weißen ebensowohl, wie der Indianer, unter denen die Erlegung des Bären geradezu als das erste Manneswerk gepriesen wird. Unter allen Stämmen der Rothhäute im Norden Amerikas verleiht der Besitz eines Halsbandes aus Bärenklauen und Zähnen seinem Träger eine Hochachtung, wie sie bei uns kaum ein Fürst oder siegreicher Feldherr genießen kann. Nur derjenige Wilde darf die Bärenkette tragen, der sie sich selbst und durch eigne Kraft erworben. Sie ist ein Ordensschmuck, wie es keinen zweiten giebt, nicht ein Anerkennungszeichen für Das, was Einer hätte thun können, sondern ein solches für Das, was der Mann gethan hat. Selbst mit dem sonst so tief gehaßten Weißen befreundet sich der Indianer, wenn er gewißlich weiß, daß das Bleichgesicht ruhmvoll einen Kampf mit dem gewaltigen Urfeind bestanden hat. Auch die Leiche des von den Rothhäuten getödteten Bären wird mit der größten Ehrfurcht behandelt; denn die schlichten Menschen sehen in dem gewaltigen Geschöpfe kein gemeines, gewöhnliches Thier, wie wir überklugen Weißen, sondern vielmehr ein gleichsam übernatürliches Wesen, dessen entseeltem Leibe sie noch die nöthige Ehre geben zu müssen glauben. Wir dürfen hier von einer Schilderung der indianischen Todtenopfer vor der Leiche des Bären absehen, weil ich mir eine solche für die Beschreibung des Baribal, dessen Leichnam die gleiche Behandlung zu Theil wird, vorbehalten habe. Nur Eins wollen wir hier hervorheben: die merkwürdige Uebereinstimmung der Anschauung bei Indianern und Sibiriern, rücksichtlich des Bären.

Merkwürdig ist, daß das Ungeheuer, welches auf den Menschen, den es sieht, dreist losgeht, um ihn zu vernichten, vor der Witterung desselben augenblicklich die Flucht ergreift. Dies wird als Thatsache von den meisten Jägern behauptet, und man kennt sogar Beispiele, wo ein unbewaffneter Mann diese unerklärliche Furchtsamkeit des Bären benutzte und ihm dadurch entrann, daß er nach einem Orte hinlief, von welchem aus der Luftzug dem Bären seine Witterung zuführen mußte. Sobald der Bär den fremdartigen Geruch verspürte, hielt er an, setzte sich auf die Hinterbeine, stutzte und machte sich endlich furchtsam auf und davon. In ebendemselben Grade, wie er die Witterung des Menschen scheut, fürchten alle Thiere die seinige. Die Hausthiere geberden sich genau so, wie wenn ihnen die Ausdünstung von einem Löwen oder Tiger wahrnehmbar wird, und selbst das todte Thier, ja blos sein Fell flößt ihnen noch gewaltigen Schreck ein. Einzelne Jäger behaupten, daß auch die sonst so gefräßigen Hundearten Amerikas, welche so leicht keine andere Leiche verschonen, ihre Achtung vor dem Bären bezeugen und sich nicht über seinen Leichnam hermachen: doch dürfte Dies wohl auf einem Irrthum beruhen und höchstens von zufälliger Abwesenheit derartiger Thiere zeugen.

In den jüngeren Jahren ist auch der Grislibär ein allerliebstes, gemüthliches, nettes Thierchen. Sein Fell ist so fein und schön, trotz seiner Länge und Dicke, und so schmuck von Farbe, daß es den kleinen Kerl sehr ziert. Nach seinem Tode wird es mit Recht als ganz vorzügliches Pelzwerk geschätzt. Wenn man einen ganz jungen grauen Bär einfängt, kann er leidlich gezähmt werden; doch selbst gezähmte bleiben immerhin höchst zweifelhafte Gefährten des Menschen. Palliser, welcher einen Grislibär gefangen und mit nach Europa gebracht hatte, erzählt, daß sein Gefangener auf der Heimreise unbedingt der gemüthlichste Gesell des ganzen Schiffes gewesen sei. Er aß, trank und spielte mit den Matrosen und erheiterte alle Reisenden, sodaß der Kapitän des Schiffes später

unserm Jäger versicherte, er würde sehr erfreut sein, wenn er für jede Reise einen jungen Bären bekommen könnte.

„Eines Tages," erzählt dieser Gewährsmann, „trieb ein Regenschauer alle Reisenden ausschließlich des Bären unter Deck. Da wurde meine Aufmerksamkeit durch ein lautes Gelächter auf dem Deck rege. Als ich nach oben eilte, sah ich, daß der Bär die Ursache desselben war. Er hatte sich aus dem geschlossenen Raume durch Zerbrechen seiner Kette befreit und war weggegangen. Immer noch konnte ich mir die Ursache des Gelächters nicht erklären. Die Leute standen um die Kajüte des Steuermanns herum und beschäftigten sich mit einem Gegenstande, welcher auf des Steuermanns Bett lag und sich sorgfältig in die Laken gehüllt hatte. Ihre Scherze wurden plötzlich mit einem unwilligen Geheul beantwortet, und siehe da, mein Freund Braun war es, welcher, ärgerlich über den Regen, sich losgemacht, zufällig den Weg nach des Steuermanns Bett gefunden, dasselbe bestiegen und sich dort höchst sorgsam in die Decken gehüllt hatte. Der gutgelaunte Steuermann war nicht im geringsten erzürnt darüber, sondern im Gegentheil auf das äußerste erfreut."

„Dasselbe Thier hatte eine merkwürdige Freundschaft mit einer kleinen Antilope eingegangen, welche ein Reisegenosse von ihm war, und vertheidigte sie bei einer Gelegenheit in der ritterlichsten Weise. Als die Antilope nämlich vom Schiff aus durch die Straßen geführt wurde, kam plötzlich ein gewaltiger Bulldogg auf sie zugeflogen und ergriff, ohne sich im geringsten um die Zurufe und Stockschläge der Führer zu kümmern, das kleine Geschöpf in der guten Absicht, es zu zerreißen. Zum Glück ging Palliser mit seinem Bären denselben Weg, und kaum hatte der Letztere gesehen, was vorging, als er sich mit einem mächtigen Ruck befreite und im nächsten Augenblicke den Feind seiner Freundin am Kragen hatte. Ein wüthender Streit entspann sich; der Bär machte anfangs gar keinen Gebrauch von seinen Zähnen oder Krallen und begnügte sich mit einer Umarmung des Bullenbeißers, nach welcher er ihn mit Macht zu Boden schleuderte. Der Hund, darüber wüthend und durch den Zuruf seines Herrn noch mehr angeregt, glaubte nach diesem Vorfall, es nur mit einem ziemlich harmlosen Gegner zu thun zu haben, und gab dem Bären einen ziemlich starken Biß. Doch er hatte sich in seinem Gegner vollkommen getäuscht. Durch den Schmerz wüthend gemacht, verlor Braun seinen Gleichmuth und faßte den Hund nochmals mit solcher Zärtlichkeit zwischen seine Arme, daß er ihn beinahe erdrosselte. Zum Glück konnte sich der Bullenbeißer noch freimachen, ehe der Bär seine Zähne an ihm versuchte, er hatte aber alle Lust zu fernerem Kampfe verloren und entfloh mit kläglichem Heulen, dem Bären das Feld überlassend, welcher seinerseits nun, höchlich befriedigt über den seiner Freundin gegebenen Schutz, weiter tappte."

In der Neuzeit sind die Grislibären häufiger zu uns gebracht worden. Sie haben stets die größte Aufmerksamkeit der Beschauer auf sich gezogen, ebensowohl wegen ihrer Größe, als wegen ihres lustigen, unterhaltenden Wesens. In dem Londoner Thiergarten befinden sich zwei von ihnen, welche auch einmal in der Thierheilkunde eine große Rolle spielten. Die meisten Bären leiden nämlich an Augenkrankheiten, und jene beiden wurden schon in ihrer Jugend von einer heftigen Augenentzündung befallen, welche ihnen vollkommene Blindheit zurückließ. Aus Mitleid ebensowohl, als auch, um die Wirkungen des Chloroforms bei ihnen zu erproben, beschloß man, ihnen den Staar zu stechen, und der Versuch glückte merkwürdig gut. Die beiden Kranken wurden zuvörderst von einander getrennt, und hierauf legten die Wärter jedem derselben ein starkes Halsband an, an welches mehrere Stricke befestigt wurden. Vier starke Leute zogen den Kopf des Riesenbären sodann dicht an das Gitter heran, und jetzt konnte man ihm ohne Furcht den mit Chloroform getränkten Schwamm unter die Nase halten. Die Wirkung war eine ganz unverhältnißmäßig rasche und sichere. Nach wenigen Minuten schon lag das gewaltige Thier ohne Besinnung und ohne Bewegung wie todt in seinem Käfig, und der Augenarzt konnte jetzt getrost in denselben eintreten, sich das furchtbare Haupt nach Belieben zurecht legen und seine Operation vornehmen. Die beabsichtigte Heilung glückte, Dank der Geschicklichkeit des Wundarztes, vollständig. Als man eben die Verdunkelung des Käfigs bewirkt hatte, erwachte das Thier, taumelte noch wie betrunken hin und her und schien um so unsicherer zu werden,

je mehr es zur Besinnung kam. Mit der Zeit aber schien es zu merken, was mit ihm während seines Todtenschlafes geschehen war, und als man es nach wenigen Tagen wieder untersuchte, war es sich seiner wiedererlangten Sehfähigkeit vollkommen bewußt geworden und schien sich jetzt sichtlich an dem herrlichen Lichte des Tages zu erfreuen oder wenigstens den ungeheuren Gegensatz zwischen der frühern ewigen Nacht und dem jetzigen hellen Tage zu erkennen. Dieser eine Erfolg hat die Thierarzneikunde um ein Wesentliches gefördert, und in den größeren Thiergärten sieht man gegenwärtig eine derartige Operation schon gar nicht mehr als etwas besonders Großes an und ist somit in den Stand gesetzt, den armen gefangenen Blinden ihr Dasein wesentlich zu erleichtern.

Der bekannteste Bär Amerikas ist der Baribal oder Muskwa (Ursus americanus), ein weit verbreitetes und verhältnißmäßig gutmüthiges, wenigstens ungleich harmloseres Thier als Grisel- und



Der Baribal oder Muskwa (Ursus americanus).

europäischer Bär. Wegen seiner dunkeln Färbung ist er unter dem Namen schwarzer Bär noch bekannter, als unter den angeführten, welche von den Indianern herstammen sollen.

Der Baribal erreicht ungefähr die Größe unsers europäischen Bären d. h. eine Länge von 6½ Fuß bei einer Schulterhöhe von etwas über 3 Fuß. Er unterscheidet sich von ihm hauptsächlich durch den schmälern Kopf, die spitzere, von der Stirn nicht abgesetzte Schnauze, die sehr kurzen Sohlen und durch die Beschaffenheit und Färbung des Pelzes. Dieser besteht aus langen, straffen und glatten Haaren, welche nur an der Stirn und um die Schnauze sich verkürzen. Ihre Färbung ist ein glänzendes Schwarz, welches jedoch zu beiden Seiten der Schnauze in das Fahlgelb übergeht. Ein ebenso gefärbter Flecken findet sich oft auch vor den Augen. Seltener sieht man Baribals mit weißen Lippenrändern und weißen Streifen auf Brust und Scheitel. Die Jungen, welche lichtgrau aussehen, legen mit Beginn ihres zweiten Lebensjahres das dunkle Kleid ihrer Eltern an, erhalten jedoch nicht zugleich die langhaarige Decke derselben: ihr Pelz ist immer kurzhaarig.

Grade über den Baribal ist von verschiedenen Reiseschriftstellern Mancherlei gefabelt und gefaselt worden. Einzelne haben ihn als das gutmüthigste Geschöpf unter der Sonne geschildert, andere die Aengstlichkeit ihres Gemüths auch in seiner Beschreibung bekundet. Man thut wohl, wenn man sich ausschließlich an die amerikanischen Naturforscher hält und zwar vor allem an Richardson und Audubon. So habe ich gethan.

Der Baribal ist über ganz Nordamerika verbreitet. Man hat ihn in allen waldigen Gegenden gefunden, von der Ostküste bis zur Grenze Kaliforniens und von den Pelzländern bis nach Mejiko. Der Wald bietet ihm eigentlich Alles, was er bedarf; er wechselt seinen Aufenthalt aber nach den Jahreszeiten, wie es deren verschiedene Erzeugnisse bedingen. Während des Frühlings pflegt er sich seine Nahrung in den reichen Flußniederungen zu suchen und sich deshalb in jenen Dickichten aufzuhalten, welche die Ufer der Ströme und Seen umsäumen. Im Sommer zieht er sich in den tiefen, an Baumfrüchten mancherlei Art so reichen Wald zurück, und im Winter endlich wühlt er sich an einer den Blicken möglichst verborgenen Stelle ein passendes Lager, in welchem er zeitweilig schläft oder wirklichen Winterschlaf hält. Ueber letztern lauten die Angaben noch verschieden. Einige sagen, daß nur manche Bären wochenlang im Lager verborgen wären und schliefen, während die übrigen auch im Winter von einem Ort zum andern streiften, ja sogar von nördlichen Gegenden her nach südlichen wanderten; Andere glauben, daß Dies nur in gelinderen Wintern geschehe, während in strengeren sämmtliche Bären Winterschlaf hielten. Sicher ist, daß man grade im Winter oft zur Jagd des Baribal auszieht und ihn in seinem Lager aufsucht. Richardson sagt, daß sich das Thier gewöhnlich einen Platz an einem umgefallenen Baum erwähle, dort sich eine Vertiefung ausscharre und dahin sich bei Beginn eines Schneesturmes zurückziehe. Der fallende Schnee decke dann Baum und Bär zu; doch erkenne man das Lager an einer kleinen Oeffnung, welche durch den Athem des Thieres aufgethaut werde, und an einer gewissen Menge von Reif, welcher sich nach und nach um diese Oeffnung niederschlagen soll. In den südlicheren Gegenden mit höherm Baumwuchs zieht sich der Bär oft in hohle Bäume zurück, um hier zu schlafen. In diesem Winterlager verweilt er, solange Schnee fällt. Auch im Sommer pflegt er sich ein Bett zurecht zu machen und dasselbe mit trockenen Blättern und Gras auszupolstern. Dieses Lager ist aber schwer zu finden, weil es gewöhnlich an den einsamsten Stellen des Waldes in Felsspalten, niederen Höhlungen und unter Bäumen, deren Zweige bis zur Erde herabhängen, angelegt wird. Nach Audubon soll es dem Lager des Wildschweins am meisten ähneln.

Auch der Baribal ist, so dumm, plump und ungeschickt er aussieht, ein wachsames, reges und bewegungsfähiges Thier. Er ist kräftig, muthig, geschickt und ausdauernd. Sein Lauf ist so schnell, daß ihn ein Mann nicht einzuholen vermag; das Schwimmen versteht er vortrefflich, und im Klettern ist er Meister. Jedenfalls ist er in allen Leibesübungen gewandter, als unser brauner Bär, dessen Eigenschaften er im übrigen besitzt. Auch er beweist im Nothfall jenen tollkühnen Muth, welcher die stärkeren Arten seiner Familie so gefährlich macht. Nur höchst selten reift er den Menschen ungereizt an — obgleich Dies ebenfalls schon beobachtet worden ist —: gewöhnlich flieht er beim Erscheinen seines ärgsten Feindes so schnell als möglich dem Walde zu, und selbst verwundet nimmt er nicht immer seinen Gegner an, während er, wenn er keinen Ausweg mehr sieht, sich ohne Besinnen der offenbarsten Uebermacht entgegenwirft und dann sehr gefährlich werden kann.

Seine Nahrung besteht hauptsächlich in Pflanzenstoffen und zwar in Gräsern, Blättern, halbreifem und reifem Getreide, in Beeren und Baumfrüchten der verschiedensten Art. Doch verfolgt auch er das Herdenvieh der Bauern und wagt sich, wie Meister Braun, selbst an die bewehrten Rinder. Dem Landwirth schadet er immer, gleichviel, ob er in die Pflanzung einfällt oder die Herden beunruhigt, und deshalb ergeht es ihm, wie unserm Bären: er wird ohne Unterlaß verfolgt und durch alle Mittel ausgerottet, sobald er sich in der Nähe des Menschen zu zeigen wagt.

Ueber die Bärzeit des Baribal scheinen die amerikanischen Naturforscher ebensowenig genau unterrichtet zu sein, wie die europäischen über die Fortpflanzung unsers braunen Bären. Richardson giebt die Trächtigkeit des schwarzen Bären zu ungefähr funfzehn bis sechzehn Wochen an, und

Audubon scheint Dies ihm nachgeschrieben zu haben. Als Wurfzeit setzen Beide übereinstimmend den Januar. Die Zahl der Jungen soll nach Richardson zwischen eins und fünf schwanken, nach Audubon dagegen nur zwei betragen. Ich glaube, daß Beobachtungen an gefangenen Baribals auch hier entscheidend sein dürften. Das Paar dieser Bären, welches der Hamburger Thiergarten besitzt, hat sich, wie uns mitgetheilt wurde, in Amerika bereits zweimal in der Gefangenschaft fortgepflanzt, und die Jungen sind schon im Januar geworfen worden. Ueber die Bärzeit haben wir keine Nachricht erhalten. In Jahre 1863 aber begatteten sich unsere Baribals am 16. Juni zum ersten Male und, wie der braune Bär, beinahe einen ganzen Monat lang alltäglich.

Daß die wildlebenden Bären hohle Bäume zu ihrem Wochenbette auswählen, wie Dies Richardson angiebt, ist wahrscheinlich. Ueber die erste Jugendzeit der neugeborenen Jungen scheinen Beobachtungen zu fehlen. Von größer gewordenen weiß man, daß die Alte sie mit gleicher Zärtlichkeit liebt, wie unsere braune Bärin die ihrigen, sie längere Zeit mit sich herumführt, in Allem unterrichtet und bei Gefahr muthvoll vertheidigt.

Die Jagd des Baribal ist von Vielen geschildert worden. Sie gilt für sehr gefährlich, hauptsächlich wegen der merkwürdigen Lebenszähigkeit des Thieres. Man wendet die verschiedensten Mittel an, sich seiner zu bemächtigen. Viele werden in großen Schlagfallen gefangen, die meisten aber mit der Pirschbüchse erlegt. Gute Hunde leisten dabei vortreffliche Dienste, indem sie den Bären verbellen oder zu Baum treiben und dem Jäger Gelegenheit geben, ihn mit aller Ruhe aufs Korn zu nehmen und ihm eine Kugel auf die rechte Stelle zu schießen. Audubon beschreibt in seiner lebendigen Weise eine derartige Jagd, bei welcher mehrere Bären erlegt, aber auch mehrere Hunde verloren und die Jäger selbst gefährdet wurden. Hunde allein können den Baribal nicht bewältigen, und auch die besten Beißer unterliegen oft seinen furchtbaren Brantenschlägen. In vielen Gegenden legt man mit Erfolg Selbstschüsse, welche der Bär durch Wegnahme eines vorgehängten Köders entladet. Auf den Strömen und Seen jagt man ihn nicht selten zu Wasser, wenn er von einem Ufer zu dem andern schwimmt oder von den Jagdgehilfen in das Wasser getrieben wurde.

Sehr eigenthümlich sind manche Jagdweisen der Indianer, noch eigenthümlicher die feierlichen Gebräuche zur Versöhnung des abgeschiedenen Bärengeistes, welche einer gottesdienstlichen Verehrung gleichkommen. Alexander Henry, der erste Engländer, welcher in den eigentlichen Pelzgegenden reiste, erzählt Folgendes: „Im Januar hatte ich das Glück, einen sehr starken Kieferbaum aufzufinden, dessen Rinde von den Bärenklauen arg zerkratzt war. Bei fernerer Prüfung entdeckte ich ein großes Loch in dem obern Theile, welches in das hohle Innere führte, und schloß aus Allem, daß hier ein Bär sein Winterlager aufgeschlagen haben möchte. Ich theilte die Beobachtungen meinen indianischen Wirthen mit, und diese beschlossen sofort, den Baum zu fällen, obgleich er nicht weniger als drei Klaftern im Umfange hielt. Am nächsten Morgen machte man sich über die Arbeit, und am Abend hatte man das schwere Werk zur Hälfte beendet. Am Nachmittag des folgenden Tages fiel der Baum, und wenige Minuten später kam zur größten Befriedigung Aller ein Bär von außergewöhnlicher Größe durch die gedachte Oeffnung hervor. Ich erlegte ihn, ehe er noch einige Schritte gemacht hatte. Sofort nach seinem Tode näherten sich ihm alle Indianer und namentlich die „alte Mutter“, wie wir sie nannten. Sie nahm den Kopf des Thieres in ihre Hände, streichelte und küßte ihn wiederholt und bat den Bären tausendmal um Verzeihung, daß man ihm das Leben genommen habe, versicherte auch, daß nicht die Indianer Dies verübt hätten, sondern daß es sicherlich ein Engländer gewesen wäre, welcher den Frevel begangen. Diese Geschichte währte nicht eben lange; denn es begann bald das Abhäuten und Zertheilen des Bären. Alle beluden sich mit der Haut, dem Fleisch und dem Fett und traten darauf den Heimweg an.“

„Sobald man zu Hause angekommen war, wurde das Bärenhaupt mit allem Flitterwerk, welches die Familie besaß, geschmückt, mit silbernen Armbändern u. dgl. Dann legte man es auf ein Gerüst und vor die Nase eine Menge von Tabak. Am nächsten Morgen wurden Vorbereitungen zu einem Feste getroffen. Die Hütte wurde gereinigt und gefegt, das Haupt des Bären erhoben und ein neues

Tuch, welches noch nicht gebraucht worden war, darüber gebreitet. Dann wurden die Pfeifen zurechtgemacht, und der Indianer blies Tabaksrauch in die Nasenlöcher des Bären. Er bat mich, Dasselbe zu thun, weil ich, der ich das Thier getödtet habe, dadurch sicher seinen Zorn besänftigen werde. Ich versuchte, meinen wohlwollenden und freundlichen Wirth zu überzeugen, daß der Bär kein Leben mehr habe, meine Worte fanden aber keinen Glauben. Zuletzt hielt mein Wirth eine Rede, in welcher er den Bären zu verherrlichen suchte, und nach dieser endlich begann man von dem Bärenfleische zu schmausen."

Die Amerikaner halten den Baribal oft in Gefangenschaft, hauptsächlich zu dem Zweck, ihn mit starken Hunden kämpfen zu lassen. Dabei zeigt sich die englische oder amerikanische Rohheit schrankenlos. Doch sieht man den Baribal auch als Gefangenen irgend eines Thierfreundes und dann gewöhnlich als sehr zahmen, gemüthlichen Burschen.

Unsere schwarzen Bären unterscheiden sich durch ihre Sanftmuth und Gutartigkeit wesentlich von ihren Verwandten. Sie machen ihren Wärtern gegenüber niemals von ihrer Kraft Gebrauch, sondern erkennen vielmehr die Oberherrlichkeit des Menschen vollkommen an und lassen sich mit größter Leichtigkeit behandeln. Jedenfalls fürchten sie den Wärter weit mehr, als dieser sie. Aber sie fürchten sich auch vor jedem andern Thiere. Ein kleiner Elefant, welcher öfters an ihren Käfigen vorbeigeführt wurde, versetzte sie anfangs so in Schrecken, daß sie eiligst an dem Baume ihres Käfigs emporklimmten, als ob sie dort Schutz suchen wollten. Zu Kämpfen mit anderen Bären, welche man zu ihnen bringt, zeigen sie keine Lust, selbst ein kleiner, muthiger ihrer eigener Art kann sich die Herrschaft im Zwinger erwerben. Wir erhielten im Laufe eines Sommers sechs Baribals, und zwar außer dem erwähnten Paare noch vier kaum halberwachsene. Als die Letzteren zu den Alten gebracht wurden, entstand ein wahrer Aufruhr im Zwinger. Die Thiere fürchteten sich gegenseitig wie die alten Weiber in Gellerts Fabel. Dem erwachsenen Weibchen wurde es beim Anblick der Kleinen äußerst bedenklich. Es eilte so schnell als möglich auf die höchste Spitze des Baumes; aber auch die Jungen bewiesen durch Schnaufen und ihren Rückzug in die äußerste Ecke, daß sie sich entsetzlich fürchteten. Nur der alte Bär blieb ziemlich gelassen, obwohl er fortwährend ängstlich zur Seite schielte, als ob er fürchte, daß die Kleinen ihn rücklings überfallen könnten. Endlich beschloß er, seine Hausgenossen genauer in Augenschein zu nehmen. Er näherte sich den Neuangekommenen und beschnüffelte sie sorgfältig. Ein mehr ängstliches, als ärgerliches Schnaufen schien ihn zurückschrecken zu sollen. Als es Nichts half, erhob sich das junge Weibchen auf die Hinterfüße, bog den Kopf tief nach vorn herab, schielte höchst sonderbar von unten nach oben zu dem ihm gegenüber gewaltigen Riesen empor, schnaufte ärgerlich und ertheilte ihm, als er sich wiederum nahete, plötzlich eine Ohrfeige. Dieser eine Schlag war für den alten Feigling genug. Er zog sich augenblicklich zurück und dachte fortan nicht mehr daran, den unhöflichen Kleinen sich zu nähern. Aber deren Sinn war auch nur auf Sicherstellung gerichtet. Der Hunger trieb die alte Bärin vom Baume herab, und augenblicklich kletterten beide Jungen an ihm empor. Die Furcht bannte sie volle zehn Tage lang an den einmal gewählten Platz. Die leckerste Speise, der ärgste Durst waren nicht vermögend, sie von oben herabzubringen. Sie kletterten nicht einmal dann hernieder, als wir die alten Bären abgesperrt und somit den ganzen Zwinger ihnen zur Verfügung gestellt hatten. In der kläglichsten Stellung lagen oder hingen sie auf den Zweigen Tag und Nacht, und zuletzt wurden sie so müde und matt, daß wir jeden Augenblick fürchten mußten, sie auf das harte Steinpflaster herabstürzen zu sehen. Dem war aber nicht so, der Hunger überwand schließlich alle Bedenken. Sie stiegen am zehnten Tage aus freien Stücken herab und lebten fortan in Frieden und Freundschaft mit den beiden älteren. Der letzte Baribal, welchen wir in denselben Käfig bringen mußten, benahm sich genau ebenso, obgleich er weit weniger zuzusetzen hatte, als die beiden ersten Jungen, welche sehr wohlgenährt angekommen waren.

Unsere Baribals geben mir fortwährend Gelegenheit, zu beobachten, wie leicht und geschickt sie klettern. Wenn sie durch irgend Etwas erschreckt werden, springen sie mit einem Satze ungefähr sechs Fuß hoch bis zu den ersten Zweigen des glatten Eichenstammes empor und steigen dann mit größter



Japanische Bären.

Schnelligkeit und Sicherheit bis zu dem Wipfel hinauf. Einmal sprang die alte Bärin über den Wärter, welcher sie in die Zelle einzutreiben versuchte, hinweg und auf den Baum. Die ganze Familie sieht man oft in den verschiedenartigsten, scheinbar höchst unbequemen Stellungen auf den Aesten gelagert, und auch jetzt noch halten namentlich die Jungen in zwei Astgabeln regelmäßig ihren Mittagsschlaf.

Die Stimme hat mit der unsers braunen Bären Aehnlichkeit, ist aber viel schwächer und kläglicher. Ein eigentliches Gebrüll oder Gebrumme habe ich nie vernommen. Aufregungen aller Art drückt der Baribal, wie der braune Bär, durch Schnaufen und Zusammenklappen der Kinnladen aus. Im Zorn beugt er den Kopf zur Erde, schiebt die Lippen weit vor, schnauft und schielt ganz sonderbar um sich. Sehr ergötzlich ist die Haltung der Thiere, wenn sie aufrechtstehen. Die kurzen Sohlen erschweren ihnen diese Stellung entschieden, und sie müssen, um das Gleichgewicht herzustellen, den Rücken stark einwärts krümmen. Dabei tragen sie die Vorderarme gewöhnlich so hoch, daß der Kopf nicht auf, sondern zwischen den Schultern zu sitzen scheint, und so nimmt sich die Gestalt höchst sonderbar aus.

Durch Freigebigkeit der Besucher unsers Gartens sind alle sechs Baribals sehr verwöhnt worden. Sie wissen, daß sie gefüttert werden, und erinnern Denjenigen, welcher vergessen sollte, ihnen Etwas zu reichen, durch klägliches Bitten an die Güte Anderer. So haben sie sich eine Bettelei angewöhnt, welcher Niemand widerstehen kann; denn ihre Stellungen mit den ausgebreiteten Armen sind so drollig und ihr Gewinsel so beweglich, daß es Jedermanns Herz rühren muß. Auch sie würden sehr bald es lernen, wie die Baribals, welche Graf Görtz besaß, die Taschen der Leute nach allerhand Leckereien zu untersuchen, und wahrscheinlich den Unglücklichen, welcher Nichts für sie mitgebracht, ebenso belästigen, wie jene es thaten.

Als asiatischen Vertreter des Baribal darf man den tibetanischen Kragenbär oder Kuma der Japanesen (Ursus tibetanus) betrachten. Er kommt zwar jenem in der Größe nicht ganz gleich, ähnelt ihm aber sehr in der Färbung. Seine Gestalt ist verhältnißmäßig schlank, der Kopf spitzschnäuzig, auf Stirn und Nasenrücken fast geradlinig, die Beine sind mittellang, die Füße kurz, die Zehen mit ziemlich kurzen, aber kräftigen Nägeln bewehrt; die Ohren sind rund und verhältnißmäßig groß. Behaarung und Färbung scheinen ziemlich bedeutenden Abänderungen unterworfen zu sein, falls sich die Angaben wirklich auf ein und dasselbe Thier und nicht auf zwei verschiedene Arten beziehen. Cuvier, welcher den von Duvaucel in Silhet entdeckten Bär zuerst beschrieb, giebt an, daß der Pelz, mit Ausnahme einer zottigen Mähne am Halse, glatt und bis auf die weißliche Unterlippe und die weiße Brustzeichnung, sowie die röthlichen Schnauzenseiten, gleichmäßig schwarz sei. Die Brustzeichnung wird mit einem Y verglichen; sie bildet ein Querband in der Schlüsselbeingegend, von welchem sich in der Mitte nach der Brust zu ein Stiel oder Streifen abzweigt. Wagner sah einen anderen Kuma lebend in einer Thierschaubude, welcher von der eben gegebenen Beschreibung insofern abwich, als bei ihm fast die ganze Schnauze bräunlich gefärbt erschien und ein gleichgefärbter Flecken über jedem Auge sich zeigte. Auch fehlte der Brustbinde jener nach dem Bauche zu verlaufende Stiel. Unsere vortreffliche Abbildung stellt ein Paar dieser Bären dar, welche aus Japan stammen, gegenwärtig im Thiergarten zu Rotterdam leben und im Ganzen mit der Wagner'schen Beschreibung übereinstimmen.

Es ist immerhin möglich, daß sich die „Mondfleckbären" der Japanesen von jenen des Festlandes unterscheiden; bis jetzt fehlen jedoch genügende Beobachtungen, daß wir ein richtiges Urtheil hierüber fällen könnten. Wenn wir alle Kragenbären als zu einer Art gehörig betrachten, ergiebt sich, daß diese Art weit verbreitet ist. Bald nach Duvaucels Entdeckung fand Wallich unseren Bären in Nepal auf, und Siebold sagt in seinem Werke über die Thierwelt Japans, daß der Kuma nicht

blos in China und Japan, sondern auch in den meisten Gebirgen des Festlandes und der Inseln Südasiens häufig vorkomme.

Ueber Lebensweise und Betragen fehlen uns Berichte. Nach Duvaucel soll der Kragenbär wilder, also wohl bösartiger sein, als andere indische Bären; die bis jetzt lebend nach Europa gelangten Kumas bestätigten jedoch diese Ansicht durchaus nicht. Sie zeigten sich sehr gutartig, waren spiellustig und gleichmüthig, wie andere Bären und begnügten sich gern mit Brod und Früchten. Das Rotterdamer Paar, welches ich freilich nur flüchtig beobachten konnte, hat auf mich ebenfalls den Eindruck der Gutartigkeit gemacht. Doch will, wie wir von dem Betragen anderer Bären schließen dürfen, das Benehmen solcher Gefangenen, welche gut gehalten und genährt werden, für die Erkenntniß ihres Wesens nicht eben viel bedeuten.

In Südasien leben einige kleine, schlank gebaute, kurzhaarige Bären, welche man Sonnenbären (Helarctos) genannt hat, weil sie, ganz gegen Gewohnheit ihrer Verwandten, sich gern in den brennendheißen Strahlen der Mittagssonne ihrer Heimat umhertreiben und sömmern.

Die bekannteste Art ist der Bruan (Helarctos malayanus), ein Bewohner Nepals, Hinterindiens und der Sundainseln. Seine Länge beträgt etwa vier Fuß, die Höhe fast zwei Fuß. Er ist plump gebaut, schlank vom Leibe zwar, aber dickköpfig, breitschnäuzig, mit verhältnißmäßig ungeheuren Tatzen, deren Krallen stark und lang sind, mit kleinen Ohren und sehr kleinen, ziemlich blöden Augen. Der Pelz ist kurz, dicht und mit Ausnahme der fahlgelben Schnauzenseiten und eines hufeisenförmigen Brustfleckens von gelber oder lichter Grundfärbung, glänzend schwarz. Die Lippen dieses Bären sind sehr dehnbar, die Zunge kann weit hervorgestreckt werden.

Der Bruan ist vorzugsweise Pflanzenfresser; vor Allem liebt er süße Früchte. In den Kakaopflanzungen richtet er oft bedeutenden Schaden an; zuweilen macht er sie unmöglich. Er lebt ebensoviel auf den Bäumen, als auf dem Boden. Unter allen eigentlichen Bären klettert er am geschicktesten. Ueber Fortpflanzung und Jugendleben fehlen Berichte.

Man sagt, daß er in Indien oft gefangen gehalten werde, weil man ihn, als einen gutmüthigen, harmlosen Gesellen, selbst Kindern zum Spielgenossen geben und nach Belieben in Haus, Hof und Garten umherstreifen lassen dürfe. Raffles, welcher einen dieser Bären besaß, durfte ihm den Aufenthalt in der Kinderstube gestatten und war niemals benöthigt, ihn durch Anlegen an die Kette oder durch Schläge zu bestrafen. Mehr als einmal kam er ganz artig an den Tisch und bat sich von den Speisenden Etwas zu fressen aus. Dabei zeigte er sich als ein echter Gutschmecker, da er von den Früchten blos Mango verzehren und nur Schaumwein trinken wollte. Der Wein hatte für ihn einen unendlichen Reiz, und wenn er eine Zeitlang sein Lieblingsgetränk vermissen mußte, schien er seine gute Laune zu verlieren. Aber dieses vortreffliche Thier verdiente auch ein Glas Wein. Es wurde im ganzen Hause geliebt und geehrt und betrug sich in jeder Hinsicht musterhaft; denn es that nicht einmal dem kleinsten Thiere etwas zu Leide. Mehr als einmal nahm es sein Futter mit dem Hunde, der Katze und dem kleinen Papagei aus ein und demselben Gefäß.

Ein anderer Bruan war mit ebensoviel Erfolg gezähmt, aber auch gewöhnt worden, ebensogut thierische, als Pflanzennahrung zu sich zu nehmen. Letztere behagte ihm jedoch immer am besten, und Brod und Milch bildeten entschieden seine Lieblingsspeise. Davon konnte er in einem Tage mehr als zehn Pfund verbrauchen. Die Speisen nahm er auf sehr eigenthümliche Weise zu sich, indem er sich auf die Hinterfüße setzte, die lange Zunge unglaublich weit heraussteckte, den Bissen damit faßte und durch plötzliches Einziehen in den Mund brachte. Während Dies geschah, machte er die sonderbarsten und auffallendsten Bewegungen mit den Vordergliedern und wiegte seinen Körper dabei mit unerschöpflicher Ausdauer von der einen Seite zur andern. Seine Bewegungen waren auffallend rasch

und kräftig und ließen vermuthen, daß er im Nothfalle einen umfassenden und wirksamen Gebrauch seiner starken Glieder machen kann.

Meine Erfahrungen stimmen mit dieser Schilderung nicht überein. Ich habe den Bruan mehrfach in der Gefangenschaft gesehen und den, welchen der Hamburger Thiergarten besitzt, seit Jahresfrist beobachten können. Unser Bruan ist nichts weniger als gutmüthig. Er ist dumm, sehr dumm —



Der Bruan (Helarctos malayanus).

und tückisch. Der besten Pflege ungeachtet, hat er sich mit seinem Wärter noch nicht befreunden können. Er nimmt das ihm vorgehaltene Brod scheinbar mit Dank an, zeigt aber durchaus keine Erkenntlichkeit, sondern eher Lust, dem Nahenden gelegentlich einen Tatzenschlag zu versetzen. Störrisch ist er im höchsten Grade. Er läßt sich z. B. durchaus nicht aus einem Raum in den andern treiben. Wenn er vorwärts nicht durchkommen kann, läuft er rückwärts, trotzig, blindlings. Strafen fruchten

gar Nichts. Sehr widerlich ist seine Unreinlichkeit: er frißt seinen eigenen Koth auf! Nicht minder unangenehm ist seine unbezähmbare Sucht, alles Holzwerk seiner Käfige zu zernagen. Er zerfrißt Balken und dicke Eichstämme und arbeitet dabei mit einer Unverdrossenheit, welche einer bessern Sache würdig wäre. Sein Betragen unterhält höchstens Den, welcher ihn nicht kennt: seinen Pflegern macht er sich bald verhaßt.

Auffallender noch in Gestalt und Wesen, als die Sonnenbären, ist der Lippenbär (Prochilus labiatus). Ihn kennzeichnet ein kurzer, dicker Leib, niedere Beine, ziemlich große Füße, deren Zehen mit ungeheuren Sichelkrallen bewehrt sind, eine vorgezogene, stumpfspitzige Schnauze mit weit verstreckbaren Lippen und ein langes zottiges Haar, welches im Nacken eine Mähne bildet und auch seitlich tief herabfällt. Alle angegebenen Merkmale verleihen der Sippe einen hinlänglichen Grad von Selbstständigkeit. Wie merkwürdig das Thier sein muß, sieht man am besten daraus, daß es im Anfange unter dem Namen des bärenartigen Faulthieres (Bradipus ursinus) beschrieben, ja in einem Werke sogar „das namlose Thier" genannt wurde. In Europa ist der Lippenbär zu Ende des vorigen Jahrhunderts bekannt geworden, und erst Anfang dieses Jahrhunderts kam er auch lebend dahin. Da stellte sich nun freilich heraus, daß er ein echter Bär ist, und somit erhielt er seinen ihm gebührenden Platz in der Thierreihe angewiesen.

Die Länge des Lippenbären beträgt, einschließlich des etwa 4 Zoll langen Schwanzstumpfes, 5 bis $5^1/_2$, die Höhe am Widerrist ungefähr $2^2/_3$ Fuß. Unser Thier kann kaum verkannt werden. Der ziemlich flache, mit einer breiten, platten Stirne versehene Kopf verlängert sich in eine lange, schmale, zugespitzte und rüsselartige Schnauze von höchst eigenthümlicher Bildung. Der Nasenknorpel nämlich breitet sich in eine flache und leicht bewegbare Platte aus, auf welcher die beiden in die Quere gezogenen und durch eine schmale Scheidewand von einander getrennten Nasenlöcher gestellt sind. Die Nasenflügel, welche sie seitlich begrenzen, sind im höchsten Grade beweglich, und die langen, äußerst dehnbaren Lippen übertreffen sie hierin sogar noch. Sie reichen schon im Stande der Ruhe ziemlich weit über den Kiefer hinaus, können aber unter Umständen so verlängert, vorgeschoben, zusammengelegt und umgeschlagen werden, daß sie eine Art Röhre bilden, welche fast vollständig die Fähigkeiten eines Rüssels besitzt. Die lange, schmale und platte, vorn abgestutzte Zunge hilft diese Röhre mit bilden und verwenden, und so ist das Thier im Stande, nicht blos Gegenstände aller Art zu ergreifen und an sich zu ziehen, sondern förmlich an sich zu saugen. Der übrige Theil des Kopfes ist durch die kurzen, stumpf zugespitzten und aufrechtstehenden Ohren, sowie die kleinen, fast schweineartigen, schiefen Augen ausgezeichnet; doch sieht man vom ganzen Kopfe nur sehr wenig, weil selbst der größte Theil der kurzbehaarten Schnauze von den auffallend langen, struppigen Haaren des Scheitels verdeckt wird. Dieser Haarpelz verhüllt auch gänzlich den Schwanz und verlängert sich an manchen Theilen des Körpers, zumal am Hals und im Nacken, zu einer dichten, krausen und struppigen Mähne. In der Mitte des Rückens bilden sich gewöhnlich zwei sehr große, wulstige Büsche aus den sich hier verwirrenden Haaren und geben dem Bären ganz das Aussehen, als ob er einen Höcker trüge. So gewinnt der ganze Vordertheil des Thieres ein höchst unförmliches Aussehen, und dieses wird durch den plumpen und schwerfälligen Leib und die kurzen und dicken Beine noch wesentlich erhöht. Sogar die Füße sind absonderlich und namentlich die außerordentlich langen, scharfen und gekrümmten Krallen ganz eigenthümlich, wirklich faulthierartig. Das Gebiß, wenigstens das der alten Thiere, hat auch sein eigenes Gepräge. Die Schneidezähne fallen in der Regel frühzeitig aus, und der Zwischenkiefer bekommt dann ein in der That in Verwirrung setzendes Aussehen. Aus diesem Grunde dürfen wir es den betreffenden Naturforschern nicht so sehr verargen, daß sie den Lippenbär unter die zahnlosen Thiere rechnen wollten. Die Färbung der groben Haare ist ein glänzendes Schwarz; die Schnauze bis zu den Augen ist grau oder schmuzigweiß, ein fast herzförmig oder hufeisenförmig gestalteter Brustflecken aber weiß gefärbt. Bisweilen haben auch die Zehen eine sehr lichte Färbung.

Die Krallen sind in der Regel weißlich hornfarben, die Sohlen aber schwarz. Eine weit geringere Ausbildung der Mähne an Kopf und Schultern und die deshalb hervortretenden, verhältnißmäßig großen Ohren, sowie die dunkleren Krallen unterscheiden die Jungen von den Alten, auch ist bei ihnen gewöhnlich die Schnauze bis hinter die Augen gelblichbraun und die Hufeisenbinde auf der Brust gelblichweiß gefärbt.

Der gemähnte Lippenbär oder Aswail ist ein Ostindier von Geburt. Seine Heimat ist das Festland Südasiens, ebensowohl Bengalen, als die östlich und westlich daran grenzenden Gebirge



Der Lippenbär (Prochilus labiatus).

und die Insel Ceylon. Besonders häufig soll er in den Gebirgen von Tetan und Nepal gefunden werden. Als echtes Gebirgsthier steigt er nur zuweilen in die Ebenen herab; in den Gebirgen jedoch findet er sich überall ziemlich häufig und zwar nicht blos in einsamen Wäldern, sondern auch in der Nähe von bewohnten Orten; auf Ceylon dagegen verbirgt er sich, wie Tennent berichtet, in den dichtesten Wäldern der hügeligen und trockenen Landschaften, an der nördlichen und südöstlichen Küste, und wird ebenso selten in größeren Höhen, als in den feuchten Niederungen angetroffen. Im Gebiet von Karetschi auf Ceylon war er während einer länger währenden Dürre so gemein, daß die Frauen ihre so beliebten Bäder und Waschungen in den Flüssen gänzlich aufgeben mußten, weil ihnen

nicht nur auf dem Lande, sondern auch im Wasser Bären in den Weg traten, — hier oft gegen ihren Willen; denn sie waren beim Trinken in den Strom gestürzt und konnten in Folge ihres täppischen Wesens nicht wieder aufkommen. Während der heißesten Stunden des Tages liegt unser Bär in natürlichen oder selbst gegrabenen Höhlen. Er ist, wie es scheint, im höchsten Grade empfindlich gegen die Hitze und leidet außerordentlich, wenn er genöthigt wird, über die kahlen, von der Sonne durchglühten Gebirgsflächen zu wandern. Englische Jäger fanden, daß die Sohlen eines Lippenbären, welchen sie durch ihre Verfolgung genöthigt hatten, bei Tage größere Strecken in den Mittagsstunden zu durchlaufen, schließlich vollständig verbrannt waren, und ich meinestheils glaube diese Thatsache durchaus glaubhaft finden zu können, weil ich Aehnliches in Afrika bei Hunden bemerkt habe, welche nach längeren Jagden während der Mittagszeit wegen ihrer verbrannten Sohlen nicht mehr gehen konnten. Die Empfindlichkeit der Füße ist für den Aswail gewöhnlich verderblich; er wird weit leichter erlegt oder bekämpft, wenn er vorher durch die Glut der Sonne mürbe gemacht worden ist, als wenn er frisch seinen Feinden entgegentritt. Letzteren kann er so gefährlich werden, wie irgendwelcher Bär; denn so harmlos er auch im Ganzen ist, wenn er unbelästigt seine Gebirgshalden und Abgründe durchzieht, soviel Furcht flößt er ein, wenn seine Wuth durch empfangene Wunden oder andere Unannehmlichkeiten erregt wurde.

Man sagt, daß die Nahrung des Aswail fast ausschließlich in Pflanzenstoffen und kleineren, zumal wirbellosen Thieren bestände, und daß er sich nur beim größten Hunger an Wirbelthiere wage. Verschiedene Wurzeln, Immennester, deren Waben mit Jungen oder deren Honig er gleich hochschätzt, Raupen, Schnecken und Ameisen, sowie Früchte aller Art bilden seine Nahrung, und seine langgebogenen Krallen leisten ihm bei Aufsuchung und bezüglich Ausgrabung verborgener Wurzeln, oder aber bei Eröffnung der Ameisenhaufen sehr gute Dienste. Selbst die festen Baue der Termiten soll er mit Leichtigkeit zerstören können und dann unter der jüngern Brut große Verwüstungen anrichten. Der Bienen und Ameisen wegen steigt er auf die höchsten Bäume. „Einer meiner Freunde," sagt Tennent, „welcher eine Waldung in der Nähe von Jaffea durchzog, wurde durch unwilliges Gebrumm auf einen Aswail aufmerksam gemacht, welcher hoch oben auf einem Zweige saß und mit einer Pranke die Waben eines Rothameisennestes zum Munde führte, während er die andere Tatze nothwendig gebrauchen mußte, um seine Lippen und Augenwimpern von den durch ihn höchlichst erzürnten Kerfen zu säubern. — Die Veddahs in Bintenne, deren größtes Besitzthum ihre Honigstöcke ausmachen, leben in beständiger Furcht vor diesem Bären, weil er, angelockt durch den Geruch seiner Lieblingsspeise, keine Scheu mehr kennt und die erbärmlichen Wohnungen jener Bienenväter rücksichtslos überfällt. Den Anpflanzungen wird er oft empfindlich schädlich, namentlich in den Zuckerwaldungen betrachtet man ihn als einen sehr unlieben Gast. Allein unter Umständen wird er auch größeren Säugethieren oder Vögeln gefährlich und fällt selbst Herdenthiere und Menschen an. Man erzählt sich in Ostindien, daß er die Säugethiere, somit auch den Menschen, auf das grausamste martere, bevor er sie verzehrt. Er soll nämlich seine Beute fest mit seinen Armen und Krallen umfassen und ihr nun gemächlich unter fortwährendem Saugen mit den Lippen Glied für Glied zermalmen, bis sie so langsam den entsetzlichsten Tod findet. Gewöhnlich weicht er dem sich nahenden Menschen aus; allein seine Langsamkeit verhindert ihn nicht selten an der Flucht, und nun wird er, weniger aus Bösartigkeit, als vielmehr aus Furcht, und in der Absicht, sich selbst zu vertheidigen, der angreifende Theil. Und seine Angriffe sind unter solchen Umständen so fürchterlich, daß die Singalesen in ihm das furchtbarste aller Thiere erblicken. Kein einziger unserer Leute wagt es, unbewaffnet durch den Wald zu gehen; wer kein Gewehr besitzt, bewaffnet sich wenigstens mit dem „Kadelly", einer leichten Axt, mit welcher man dem Bären zum Zweikampf gegenübertritt." Der Aswail zielt seinerseits immer nach dem Gesicht seines Gegners und reißt diesem, wenn er ihn glücklich niederwarf, regelmäßig die Augen aus. Tennent versichert, viele Leute gesehen zu haben, deren Gesicht noch die Belege solcher Kämpfe zeigte: grell von der dunklen Haut abstechende, lichte Narben, welche besser als alle Erzählungen den Grimm des gereizten Lippenbärs bekundeten.

Die Postläufer, welche nur bei Nacht reisen, sind den Anfällen der Lippenbären mehr als alle Anderen ausgesetzt und tragen deshalb immer hellleuchtende Fackeln in den Händen, deren greller Schein die Thiere schreckt und veranlaßt, den Weg zu räumen. Demungeachtet theilen auch sie den Glauben der meisten Singalesen, daß gewisse Gedichte mehr als alles Andere vor den Angriffen der Aswails schützen, und sie tragen deshalb immer im Haar oder am Nacken Amulete, deren Wunderkraft eben in jenen Gedichten beruht. Leider beweisen die Bären den durch Talismane Gefeiten oft genug, daß die Wunderkraft nicht gar so groß ist, und die biederen Singalesen nehmen auch gar keinen Anstand, trotz aller Schutzmittel, einem wüthenden Aswail das Feld zu lassen — falls ihnen dazu Zeit bleibt. Sie wissen sehr wohl, daß der gereizte Bär nichts weniger, als der gutmüthige Bursch ist, welcher er scheint; sie wissen, daß der Zorn sein ganzes Wesen verändert. Während er bei ruhigem Gange in der sonderbarsten Weise dahinwankt und seine Beine so täppisch als möglich kreuzweise über einander setzt, fällt er bei Erregung in einen Trab, welcher immer noch schnell genug ist, um einen Fußgänger unter allen Umständen zu erreichen; und deshalb fürchten die Inder diesen Bären mindestens ebensosehr, wie wir unsern Meister Petz oder die Amerikaner ihren Ephraim.

Bei ruhigem Gange trägt der Aswail den Kopf zur Erde gesenkt und krümmt dabei den Rücken, wodurch der Haarfilz scheinbar erst recht zum Höcker wird, bei schnellerm Laufe aber trabt er mit emporgehobenem Haupte dahin. Seinem Feinde geht er manchmal auch auf den zwei Hinterfüßen entgegen.

Von seiner Fortpflanzung weiß man nur soviel, daß die Bärin gewöhnlich ein, höchstens zwei Junge wirft und diese dann, solange sie noch nicht vollständig bewegungsfähig sind, auf dem Rücken trägt, wie ein Faulthier seine Nachkommenschaft.

In der Gefangenschaft hat man ihn öfters beobachten können und zwar ebensowohl in Indien, wie in Europa. In seinem Vaterlande wird seine Gelehrigkeit von Gauklern und Thierführern benutzt und er zu allerlei Kunststückchen abgerichtet, wie unser Meister Petz. Die Leute ziehen mit ihm in derselben Weise durch das Land, wie früher unsere Bärenführer, und gewinnen durch ihn dürftig genug ihren Lebensunterhalt. In Hinsicht auf diesen Gebrauch haben die Franzosen den Aswail mit dem Namen „Ours jongleur" belegt. In Europa hat man ihn hauptsächlich in England längere Zeit, einmal sogar durch neunzehn Jahre, am Leben erhalten können. Man füttert ihn mit Milch, Brod, Obst und Fleisch und erhält ihn sehr lange bei dieser Nahrung; Brod und Obst scheint er dem übrigen Futter entschieden vorzuziehen. Wenn er jung eingefangen wird, läßt er sich leicht zähmen und macht auch trotz seiner scheinbaren Plumpheit und Schwerfälligkeit viel Vergnügen. Er wälzt sich, wie ein schlafender Hund, zusammengelegt von einer Seite zur andern, springt herum, schlägt Purzelbäume, richtet sich auf den Hinterfüßen auf und verzerrt sein Gesicht in der merkwürdigsten Weise, wenn ihm irgendwelche Nahrung geboten wird. Dabei ist er höchst gutmüthig, zuthunlich und sehr ehrlich. Er macht niemals Miene, zu beißen, und man kann ihm, wenn man ihn einmal kennen lernte, in jeder Hinsicht vertrauen. Gegen andere Bären seiner Art ist er womöglich noch zärtlicher, als manche seiner Familienverwandten. Zwei Aswails, welche man im Thiergarten von London hielt, pflegten sich auf die zärtlichste Weise zu umarmen und sich gegenseitig dabei die Pfoten zu lecken. In recht guter Laune stießen sie auch ein bärenartiges Knurren aus, welches, wie mein Berichterstatter sagt, einen gewissen musikalischen Werth hatte. Dagegen vernahm man rauhe und brüllende Töne, wenn man die Thiere mit Mühe in Zorn gebracht hatte.

Ich sah den Lippenbär in der neuesten Zeit einige Male in Thierschaubuden und in Thiergärten. Sie lagen gewöhnlich wie ein Hund auf dem Bauche und beschäftigten sich stundenlang mit Belecken ihrer Tatzen. Gegen Vorgänge außerhalb ihres Käfigs schienen sie höchst gleichgiltig zu sein. Ueberhaupt kamen mir die Thiere gutmüthig, aber auch sehr stumpfgeistig vor. Wenn man ihnen Nahrung hinhält, bilden sie ihre Lippenröhre, — an welcher aber die Zunge keinen Antheil nimmt — und versuchen das ihnen Dargereichte mit den Lippen zu fassen, ungefähr in derselben Weise, in welcher die Wiederkäuer Dies zu thun pflegen. Ihre Stimme schien mir eher ein Gewimmer, als ein Gebrumme; die Töne waren widerlich.

Der erlegte Aswail wird in seinem Vaterlande ungefähr in derselben Weise benutzt, wie die im Norden lebenden Bären von den Europäern, Asiaten und Amerikanern. Das Fleisch ist sehr geschätzt und wird auch von den Engländern für besonders wohlschmeckend erklärt. Noch höher aber achtet man das Fett, nachdem man es in derselben Weise geklärt und gereinigt hat, wie ich es bei dem Tiger beschrieb. Die Europäer benutzen es zum Einschmieren ihrer Waffen, die Inder halten es für ein untrügliches Mittel gegen gichtische Schmerzen aller Art.

Wenn nach der Ansicht einiger Naturforscher die ziemlich geringen Unterschiede in der Gestalt und Lebensweise der letzterwähnten Bären schon hinreichend erscheinen, um sie eigenen Gruppen einzureihen, ist es erklärlich, daß man gegenwärtig den **Eisbären** ebenfalls als Vertreter einer selbstständigen Sippe betrachtet, welcher man den Namen **Meerbär** (Thalassarctos) gegeben hat. Die Ansichten über Ordnungen, Familien und Sippen, ja selbst über Arten haben sich, wie ich schon wiederholt zu bemerken hatte, in unserer Zeit wesentlich geändert; denn je weiter die Kenntniß der Thiere fortschreitet, um so genauer wird man die einzelnen betrachten, beschreiben und in der Reihe einordnen müssen. Der Eisbär nun ist wirklich ein so merkwürdiges Geschöpf und zeigt in jeder Hinsicht soviel Eigenthümliches, daß er unter den sogenannten wahren Bären ganz vereinzelt dasteht und deshalb auch eine selbstständige Stellung verdient. Die ersten Seefahrer, welche von ihm sprechen, glaubten in ihm freilich blos eine Abart unsers Meister Petz zu entdecken, dessen Fell der kalte Norden mit seiner ihm eigenthümlichen Schneefarbe begabt habe; dieser Irrthum währte jedoch nicht lange, weil man sehr bald die wesentlichen Unterschiede wahrnahm, welche zwischen dem gemeinen und dem Eisbären bestehen. Es ist auch gar nicht denkbar, daß ein Thier, welches ausschließlich im Meere oder an dessen Küsten lebt, in derselben Weise beschaffen sein sollte, wie ein anderes, dessen Aufenthalt der feste Boden bildet. Zugleich aber möchte man versucht werden, bei Betrachtung dieses Thieres Zweckmäßigkeitsprediger zu werden, weil es doch gar zu hübsch scheint, daß die Natur auch für die erstarrenden Eiswüsten des hohen Nordens ein großes Raubthier geschaffen hat, welches, um in der Weise jener geistlosen Bewunderer der Schöpfung zu reden, augenscheinlich dazu bestimmt ist, **Robben** und **Fische**, **Lemminge**, ja selbst dem zudringlichen Menschen, den der unwirthliche Pol nicht zurückschreckt, eine heilsame Aufregung und Furcht beizubringen. Doch was geht uns hier die Erschaffung des Thieres an! Unser Zweck ist, dasselbe und sein Leben kennen zu lernen.

Die Sippe der Eisbären unterscheidet sich von den bis jetzt genannten durch den gestreckten Leib mit langem Halse und kurzen, starken und kräftigen Beinen, deren Füße weit länger und breiter sind, als bei den anderen Bären, und deren Zehen starke Spannhäute fast bis zur Hälfte ihrer Länge mit einander verbinden, vor Allem aber durch die ganz eigenthümliche Lebensweise, welcher eine entsprechende Verschiedenheit des ganzen Baues nothwendig zu Grunde liegen muß. Die einzige Art der Sippe, der **Eis-** oder **Polarbär** (Thalassarctos polaris) kennzeichnet sich schon hinsichtlich seiner Größe als Meerthier. Er übertrifft hierin selbst den Grislibär noch um etwas: denn die durchschnittliche Länge des Männchens beträgt acht englische Fuß und nicht selten noch einen halben Fuß mehr. Das Gewicht aber steigt von neun auf elf, ja sogar auf sechszehn Centner an. **Roß** wog ein Männchen, welches sieben Fuß acht Zoll lang und vier Fuß hoch war und, nachdem es gegen dreißig Pfund Blut verloren hatte, noch immer ein Gewicht von 1131½ Pfund zeigte. **Lyon**, der Begleiter von **Parry**, berichtet von einem 8 Fuß 7½ Zoll langen Eisbären, welcher 16 volle Centner wog. Man muß bedenken, daß ein so großer Eisbär genau soviel wiegt, wie ein zehn Fuß langer und sieben Fuß hoher Auerochs, und wird sich dann erst einen Begriff von seiner Größe und Schwere machen können.

Der Leib des Eisbären ist weit plumper, aber dennoch gestreckter, als der des gemeinen Bären. Der Hals ist bedeutend dünner und länger, der Kopf ist länglich, niedergedrückt und verhältnißmäßig schmal, das Hinterhaupt sehr verlängert, die Stirn platt, die hinten dicke Schnauze vorn spitz; die

Ohren sind klein, kurz und sehr gerundet, die Nasenlöcher weiter geöffnet und die Rachenhöhle minder tief gespalten, als bei Meister Petz. An den Beinen sitzen blos mittellange, dicke und krumme Krallen; der Schwanz ist sehr kurz, dick und stumpf, kaum aus dem Pelze hervorragend. Die Behaarung ist lang, zottig, reich und dicht, jedoch viel kürzer, als der Pelz des im heißen Indien lebenden Lippenbären oder der großen Vettern im Norden der Erde. Sie besteht aus kurzer Wolle und aus schlichten, feinen, glänzenden, weichen und fast wolligen Grannen, welche am Kopfe, Hals und Rücken am kürzesten und am Hintertheile, an dem Bauche und den Beinen am längsten sind; auch die Sohlen sind mit diesen Haaren bekleidet. Auf den Lippen und über den Augen befinden sich wenige Borstenhaare; den Augenlidern fehlen die Wimpern. Mit Ausnahme eines dunklen Ringes um die Augen, des nackten Nasenendes, der Lippenränder und der Krallen, trägt der Eisbär ein Schneekleid, welches bei



Der Eis- oder Polarbär (Thalassarctos polaris).

den jungen Thieren von reinem Silberweiß ist, bei älteren aber — wie man annimmt, in Folge der thranigen Nahrung — einen gelblichen Anflug bekommt. Die Jahreszeit übt nicht den geringsten Einfluß auf die Färbung aus.

Der Eisbär bewohnt den höchsten Norden der Erde, den eigentlichen Eisgürtel des Pols, und findet sich blos da, wo das Wasser einen großen Theil des Jahres hindurch oder beständig, wenigstens theilweise, zu Eis erstarrt. Wie weit er nach Norden hinaufgeht, konnte bisher noch nicht ermittelt werden; soweit der Mensch aber in jenen unwirthlichen Gegenden vordrang, hat er dieses Thier als lebensfrischen Bewohner des lebensfeindlichen Erdgürtels gefunden, während es nach Süden hin blos ausnahmsweise noch unter dem 55. Grade nördlicher Breite bemerkt worden ist. Der Eisbär gehört keinem der drei nördlichen Erdtheile ausschließlich, sondern allen nördlichen Erdtheilen ge-

meinschaftlich an. Von keinem andern Wesen beirrt oder gefährdet, der eisigsten Kälte und den fürchterlichsten, uns schier undenkbaren Unwettern sorglos trotzend, streift er dort durch Land und Meere über die eisige Decke des Wassers oder durch die offnen Wogen, und im Nothfalle muß ihm der Schnee selbst zur Decke, zum Schutze, zum Lager werden. An der Ostküste von ganz Amerika, um die Baffins- und Hudsonsbay herum, in Grönland und Labrador ist er gemein, und zwar ist er ebensowohl auf dem festen Lande, wie auf dem Treibeise zu erblicken, oft sogar in Scharen, welche durch ihre Anzahl an Schafherden erinnern. Scoresby berichtet, daß er einstmals an der Küste von Grönland hundert Eisbären beisammentraf, von denen zwanzig getödtet werden konnten. In Europa ist es die Insel Spitzbergen, welche seinen ständigen Heimatsort bildet, aber auf den kristallenen Fahrzeugen, die ihm das Meer selbst bietet, auf den Eisschollen, kommt er nicht selten auch an der Nordküste Islands angeschwommen und würde, wäre der Norwegens Küste umfluthende und das Eis dort schmelzende Golfstrom nicht, sich wohl auch öfters in Lappland oder Nordland zeigen. In Asien ist die Insel Novaja-Semlja sein Hauptsitz. Aber auch auf Neusibirien, selbst auf dem Festlande wird er oft genug gefunden, obgleich blos dann, wenn er auf Eisschollen angetrieben wird. In den endlosen Winternächten des Nordens schlägt er, wenn er bei Nebel und Schneegestöber seine Richtung verliert oder durch die Aufsuchung der Nahrung weiter vom Meere abgeführt wird, als er beabsichtigte, auf dem mit Mos und Flechten überzogenen und überfrornen Boden in Sibirien sein Winterlager auf und kehrt erst, wenn der beginnende kurze Frühling von neuem ein regeres Leben ihm ermöglicht, zu seiner eigentlichen Heimat zurück. Dennoch sieht man ihn nur höchst selten auf dem festen Lande zwischen der Lena und der Mündung des Jenisei und noch seltner zwischen dem Ob und dem weißen Meere, weil ihm die weit nach Norden auslaufenden Gebirge und Novaja Semlja weit bessere Aufenthaltsorte gewähren. In Amerika ist er da am häufigsten, wo der Mensch ihm am wenigsten nachstellt. Es ist nur der kleine, unscheinbare, verachtete Eskimo, welcher dort als Gebieter der Erde auftritt; aber Dieser ist noch immer mächtig genug, den gewaltigen Meeresbeherrscher zu verdrängen. Sonderbar ist, daß er nach Aussagen der Eskimos, seiner hauptsächlichsten Feinde, nur in höchst seltenen Fällen jenseits des Mackenzieflusses erscheint, sich somit weit weniger im Westen Amerikas, als im Osten, verbreitet. Nach Süden hinab geht er blos unfreiwillig, wenn ihn große Eisschollen dahintragen. Man hat häufig Eisbären gesehen, welche auf diese Weise mitten im sonst eisfreien Wasser und weit von den Küsten entfernt dahintrieben. Obgleich er nun den größten Theil seines Lebens auf dem Eise zubringt und im Meere ebensosehr oder noch heimischer ist, als auf dem Lande, sind ihm derartige Reisen doch wohl nicht lieb und führen auch, wenn sie ihn weit nach Süden und zu gebildeteren Menschen tragen, regelmäßig sein Verderben herbei.

Die Bewegungen des Eisbären sind im Ganzen plump, wie die der ganzen Familie, aber ausdauernd im höchsten Grade. Dies zeigt sich zumal beim Schwimmen, derjenigen Bewegung, in welcher der Eisbär seine Meisterschaft an den Tag legt. Die Geschwindigkeit, mit welcher er sich im Wasser bewegt, schätzt Scoresby auf drei englische Meilen in der Stunde, und dabei ist er im Stande, ohne besondere Beschwerde viele Meilen zurückzulegen. Die große Masse seines Fettes kommt ihm vortrefflich zustatten, da sie das eigenthümliche Gewicht seines Leibes so ziemlich dem des Wassers gleichstellt. Man sah unsern Bären schon vierzig Meilen weit von jedem Lande entfernt im freien Wasser schwimmen und darf deshalb vermuthen, daß er über Sunde oder Straßen von mehreren hundert Meilen ohne Gefahr zu setzen vermag. Ebenso ausgezeichnet, wie er sich auf der Oberfläche des Wassers bewegt, versteht er zu tauchen und unter dem Wasser zu schwimmen. Man hat beobachtet, daß er Lachse aus der See geholt hat und muß nach Diesem seine Tauchfähigkeit allerdings im höchsten Grade bewundern. Daß er oft lange Zeit nur auf Fischnahrung angewiesen ist, unterliegt gar keinem Zweifel, und hieraus geht also hervor, daß er mit mindestens derselben Schnelligkeit schwimmt, wie der behende, gewandte Fischotter. Auch auf dem Lande ist er keineswegs so unbehilflich, ungeschickt oder plump, als es den Anschein hat. Sein gewöhnlicher Gang ist zwar langsam und bedächtig, allein wenn er von Gefahr gedrängt oder von Hunger angetrieben

wird, läuft er sprungweise sehr rasch und kommt jedem andern Säugethiere, welches sich auf dem Eise bewegt, und somit auch dem Menschen, leicht zuvor. Dabei sind seine Sinne ausnehmend scharf, besonders das Gesicht und der Geruch. Wenn er über große Eisfelder geht, steigt er (nach Scoresby) auf die Eisblöcke und sieht nach Beute umher. Todte Walfische oder ein in das Feuer geworfenes Stück Speck riecht er auf ganz unglaubliche Entfernungen.

Die Nahrung des Eisbären besteht aus fast allen Thieren, welche das Meer oder die armen Küsten seiner Heimat bieten. Seine furchtbare Stärke, welche die aller übrigen bärenartigen Raubthiere bei weitem übertrifft, und die erwähnte Gewandtheit im Wasser macht es ihm ziemlich leicht, sich zu versorgen. Ohne Mühe bricht er mit seinen starken Krallen große Löcher durch das dicke Eis, um an Stellen, welche ihm sonst ganz unzugänglich sein würden, in die Tiefe gelangen zu können; ohne Beschwerde trägt er ein großes und schweres Meerthier, unter Umständen meilenweit, mit sich fort. In den Meeren, welche von Walfischfängern besucht werden, bilden die todten Wale ein vorzügliches Nahrungsmittel für ihn; man sieht ihn immer bald bei jedem Walfischaase sich einfinden. Dabei hat man die Beobachtung gemacht, daß diejenigen Bären, welche viel Walfischfleisch fressen, das gelblichste Fell haben, jedenfalls in Folge des reichlichen Thranes, den sie mit dem Fleische verzehren müssen. Indeß dürften die Fische nächst den Walen wohl die Hauptmasse seiner Mahlzeiten ausmachen. Er zieht sie aus dem Wasser, indem er untertaucht und ihnen nachschwimmt, oder fängt sie geschickt zwischen den Eisblöcken heraus oder treibt sie in Buchten und an den Mündungen der Bäche zusammen und tödtet sie dann in Masse; kurz, er weiß sich mit ihnen zu versehen. Außerdem stellt er den Seehunden nach, geschickt und klug genug, diese schlauen und behenden Thiere zu erlangen. Wenn er eine Robbe von fern erblickt, senkt er sich still und geräuschlos ins Meer, schwimmt gegen den Wind ihr zu, nähert sich ihr mit der größten Stille und taucht plötzlich von unten nach dem Thiere empor, welches nun regelmäßig seine Beute wird, es mag anfangen, was es will. Die Robben pflegen in jenen eisigen Gegenden nahe an Löchern zu liegen, welche ihren Weg nach dem Wasser vermitteln. Diese Löcher findet der unter der Oberfläche des Meeres dahinschwimmende Eisbär mit außerordentlicher Sicherheit auf, und plötzlich erscheint der gefürchtete Kopf des entsetzlichsten Feindes der unbehilflichen Meereshunde so zu sagen in deren eigenem Hause oder in dem einzigen Fluchtgange, welcher sie möglicherweise retten könnte. Die Samojeden und Jakuten versichern, daß er auf dem Lande sogar junge Walrosse tödtet, welche er im Meere unbehelligt läßt. Landthiere überfällt er blos dann, wenn ihm andere Nahrung mangelt. Die Renthiere, die Eisfüchse, Vögel und deren Eier sind keineswegs vor ihm sicher. Osborne sah einer alten Bärenmutter zu, welche Steinblöcke umwälzte, um ihre Jungen mit Lemmingen zu versorgen. An die Hausthiere wagt er sich nur selten. Man hat mehr als einmal bemerkt, daß er zwischen weidenden Rinderherden durchgegangen ist, ohne eines von den Thieren anzufallen. Dies geschieht freilich blos so lange, als er gesättigt ist; denn, wenn ihn der Hunger plagt, greift er jedes Thier an, welches ihm begegnet. Das Aas frißt er ebenso gern, wie frisches Fleisch; ja, er soll nicht einmal den Leichnam eines andern Eisbären verschmähen. Dagegen greift er den Menschen ungereizt blos bei dem größten Hunger an und geht ihm gewöhnlich aus dem Wege; wenn er jedoch zum Kampfe aufgefordert wird, hält er jederzeit Stand und kehrt sich immer gegen seinen Feind. Dann ist er unbedingt das furchtbarste aller Thiere, welches in jenen hohen Breiten dem Menschen entgegentreten kann. Nur seine tödliche Verwundung kann den Verwegenen retten, welcher ihm den Fehdehandschuh hinzuwerfen wagte. Schüsse, welche nicht das Herz oder den Kopf treffen, reizen nur die Wuth des Riesen und vermehren somit die Gefahr. Eine Lanze weiß er geschickt mit seinen Zähnen zu fassen und beißt sie entweder entzwei oder reißt sie dem Gegner aus der Hand. Man erzählt sich sehr viele Unglücksfälle, welche durch ihn herbeigeführt worden sind, und gar mancher Walfischfänger hat die Tollkühnheit, einen Eisbären bekämpfen zu wollen, mit seinem Leben bezahlt. „Wenn man den Bären im Wasser antrifft," sagt Scoresby, „kann man ihn gewöhnlich mit Vortheil angreifen; wenn er aber am Ufer, oder auf beschneitem oder glattem Eise ist, wo er mit seinen breiten Tatzen noch einmal so schnell fortzukommen vermag, als ein

Mensch, kann er selten mit Sicherheit oder gutem Erfolge angegriffen werden. Bei weitem die meisten Unglücksfälle wurden durch die Unvorsichtigkeit solcher Angriffe herbeigeführt. Vor wenigen Jahren ereignete sich ein trauriger Vorfall mit einem Matrosen eines Schiffes, welches in der Davisstraße vom Eise eingeschlossen war. Ein dreister Bär kam, wahrscheinlich durch den Geruch der Lebensmittel angelockt, endlich bis dicht an das Schiff heran. Die Leute waren gerade mit ihrer Mahlzeit beschäftigt und selbst die Deckwachen nahmen daran Theil. Da bemerkte ein verwegener Bursch zufällig den Bären, bewaffnete sich rasch mit einer Stange und sprang jedenfalls in der Absicht auf das Eis hinaus, die Ehre davonzutragen, einen so übermüthigen Gast zu demüthigen. Aber der Bär achtete wenig auf das elende Gewehr, packte, wahrscheinlich durch Hunger gereizt, seinen Gegner sofort mit den furchtbaren Zähnen im Rücken und trug ihn mit solcher Schnelligkeit davon, daß Raubthier und Matrose schon weit entfernt waren, als die Gefährten des Unglücklichen, von seinem Geschrei herbeigezogen, aufsprangen und sich umsahen. Es würde umsonst gewesen sein, dem Verunglückten nachzusetzen; — man hat nie wieder irgend Etwas von ihm bemerkt."

Ein anderes Beispiel eines unklugen Angriffs gegen einen Bären wurde Scoresby vom Kapitän Munroe mitgetheilt. Hier war jedoch der Ausgang eher lustiger Art. Das betreffende Schiff lag im Jahre 1820 im grönländischen Meere vor Anker. Einer von der Mannschaft des Schiffes, welcher sich aus einer Rumflasche wohl gerade besondern Muth geholt haben mochte, machte sich anheischig, dem Bären nachzusetzen. Blos mit einer Walfischlanze bewaffnet, ging er zu seiner abenteuerlichen Unternehmung aus. Ein beschwerlicher Weg von ungefähr einer halben Stunde über lockern Schnee und schroffe Eisblöcke brachte ihn ganz in die Nähe seines Feindes, der, zu seinem Erstaunen, ihn unerschrocken anblickte und zum Kampfe herauszufordern schien. Sein Muth hatte unterdessen sehr abgenommen, theils weil der Geist des Rums unterwegs verdunstet war, theils weil der Bär nicht nur gar keine Furcht verrieth, sondern selbst eine drohende Miene annahm. Unser Matrose hielt daher an und schwang seine Lanze ein paarmal hin und her, so daß man nicht recht wußte, ob er angreifen oder sich vertheidigen wollte. Der Bär stand auch still. Vergebens suchte der Abenteurer sich ein Herz zu fassen, um den Angriff zu beginnen: sein Gegner war zu furchtbar und sein Ansehn zu schrecklich. Vergebens fing er an, ihn durch Schreien und mit der Lanze zu bedrohen: der Feind verstand Dies entweder nicht oder verachtete solche leere Drohungen und blieb hartnäckig auf seinem Platze. Schon fingen die Knie des armen Teufels an zu wanken, die Lanze zitterte in seiner Hand, aber die Furcht, von seinen Kameraden ausgelacht zu werden, hatte noch einigen Einfluß auf ihn: er wagte nicht, zurückzugehen. Meister Petz hingegen fing mit der verwegensten Dreistigkeit an, vorzurücken! Seine Annäherung und sein ungeschlachtes Wesen löschten den letzten noch glimmenden Funken von Muth bei dem Matrosen aus; er wandte sich um und floh. Aber nun ging die Gefahr erst an. Der Bär holte den Flüchtling bald ein. Dieser warf die Lanze, sein einziges Vertheidigungsmittel, weil sie ihn im Laufe beschwerte, von sich und lief weiter. Glücklicherweise zog die Waffe die Aufmerksamkeit des Bären auf sich; er stutzte, betastete sie mit seinen Pfoten, biß hinein und setzte dann seine Verfolgung fort. Schon war er dem keuchenden Schiffer auf den Fersen, als dieser in der Hoffnung einer ähnlichen Wirkung, wie die Lanze sie gehabt hatte, einen Handschuh fallen ließ. Die List gelang, und während der Bär wieder stehen blieb, um diesen zu untersuchen, gewann der Flüchtling einen guten Vorsprung. Der Bär setzte ihm von neuem mit der drohendsten Beharrlichkeit nach, obgleich er noch einmal durch den andern Handschuh und zuletzt durch den Hut, den er mit seinen Zähnen und Klauen in Stücken zerriß, aufgehalten wurde, und würde ohne Zweifel den unbesonnenen Abenteurer, der schon alle Kräfte und allen Muth verloren hatte, zu seinem Schlachtopfer gemacht haben, wenn nicht die anderen Matrosen, da sie sahen, daß die Sache eine so ernste Wendung genommen hatte, zu seiner Rettung herbeigeeilt wären. Die kleine Phalanx öffnete dem Freunde einen Durchgang und schloß sich dann wieder, um den verwegenen Feind zu empfangen. Dieser fand jedoch unter so veränderten Umständen nicht für gut, den Angriff zu unternehmen. Er stand still, schien einen Augenblick zu überlegen, was zu thun wäre, und trat dann einen ehrenvollen Rückzug an. Der

Flüchtling hingegen, obgleich durch eine Schutzwehr gedeckt, hörte, von seiner Furcht gejagt, nicht eher auf zu laufen, als bis er das Schiff erreicht hatte."

Es ist höchst wahrscheinlich, daß die meisten Eisbären gar keinen Winterschlaf halten. Ein geringerer oder größerer Kältegrad ist ihnen gleichgiltig; es handelt sich für sie im Winter blos darum, ob das Wasser dort, wo sie sich befinden, offen bleibt oder nicht. Einige Naturforscher sagen, daß die alten Männchen und jüngeren oder nichtträchtigen Weibchen niemals Winterschlaf halten, sondern beständig herumschweifen. Soviel ist sicher, daß die Eskimos den ganzen Winter hindurch auf die Eisbären Jagd machen können. Allerdings leben die Thiere während des Winters nur in der See, meistens auf dem Treibeise, wo sie stets hinlängliche Löcher finden, um jederzeit in die Tiefe hinabtauchen und Robben und Fischen nachstellen zu können. Die trächtigen Bärinnen jedoch ziehen sich gerade im Winter zurück und bringen in den kältesten Monaten ihre Jungen zur Welt. Bald nach der Paarung, welche in den Juli, August oder in den Anfang des September fallen soll, bereiten sich die Bärinnen ein Lager unter Felsen oder überhängenden Eisblöcken oder graben sich wohl auch eine seichte Höhlung in dem gefrornen Schnee aus, thauen durch ihre Körperwärme dieses Lager ringsum auf, bilden durch den warmen Hauch eine Art Stollen nach oben und lassen sich hier nun vollkommen verschneien. Bei der Menge von Schnee, welche in jenen Breiten fällt, währt es gar nicht lange, bis ihre Winterwohnung eine dicke und ziemlich warme Decke erhalten hat. Der Schnee selbst muß dem Thiere zugleich das nothwendige Trinkwasser liefern, sie fressen von demselben soviel, als sie zur Stillung ihres Durstes gebrauchen. Ehe sie das Lager bezogen, hatten sie sich eine tüchtige Menge von Fett gesammelt, und von ihm zehren sie während des ganzen Winters; denn sie verlassen ihr Lager nicht eher wieder, als bis die Frühlingssonne bereits ziemlich hochsteht; mittlerweile aber haben sie ihre Jungen geworfen. Man weiß, daß dieselben nach sechs bis sieben Monaten ausgetragen sind, und daß ihre Zahl zwischen Eins und Drei schwankt; genauere Beobachtungen sind nicht gemacht worden. Nach Aussage der nördlichen Völkerschaften sollen die jungen Eisbären kaum größer oder nicht einmal so groß, als Kaninchen sein, Ende März oder Anfangs April aber bereits die Größe kleiner Pudel erlangt haben. Weit eher, als die Kinder des Landbären, begleiten sie ihre Alte auf ihren Zügen. Sie werden von ihr auf das sorgfältigste und zärtlichste gepflegt, genährt und geschützt. Die Mutter theilt auch dann noch, wenn sie schon halb oder fast ganz erwachsen sind, alle Gefahren mit ihnen und wird dem Menschen, solange die Jungen bei ihr sind, doppelt furchtbar. Schon in der ersten Zeit der Jugend lehrt sie ihnen das Gewerbe betreiben, nämlich schwimmen und Fischen nachstellen. Die kleinen, niedlichen Burschen sollen das Eine wie das Andere sehr bald begriffen haben; sie machen sich die Sache aber so bequem als möglich und ruhen z. B. auch noch dann, wenn sie bereits ziemlich groß geworden sind, bei Ermüdung behaglich auf dem Rücken ihrer Mutter aus. Walfisch- und Grönlandsfahrer haben uns rührende Geschichten von der Aufopferung und Liebe der Eisbärenmutter mitgetheilt.

„Eine Bärin," erzählt Scoresby, „welche zwei Junge bei sich hatte, wurde von einigen bewaffneten Matrosen auf einem Eisfelde verfolgt. Anfangs schien sie die Jungen dadurch zu größerer Eile anzureizen, daß sie voranlief und sich immer umsah, auch durch eigenthümliche Geberden und einen besondern, ängstlichen Ton der Stimme die Gefahr ihnen mitzutheilen suchte; als sie aber sah, daß ihre Verfolger ihr zu nahe kamen, mühte sie sich, jene vorwärts zu treiben, zu schieben und zu stoßen, und entkam auch wirklich glücklich mit ihnen." Eine andere Bärin, welche von Kane's Leuten und deren Hunden aufgefunden wurde, schob ihr Junges immer ein Stück weiter, indem sie es mit dem Kopfe zwischen Hals und Brust klemmte oder von oben mit den Zähnen packte und es ein Stück fortschleppte. Dabei trieb sie dann wechselsweise die Hunde zurück. Als sie erlegt worden war, trat das Junge auf ihre Leiche und kämpfte gegen die Hunde, bis es, durch einen Schuß in den Kopf getroffen, von seinem Standpunkte herabfiel und nach kurzem Todeskampfe verendete.

Wahrhaft rührend ist eine andere Geschichte, welche von der Besatzung des Schiffes La Carcasse berichtet wurde. „Als dasselbe im Eise stecken geblieben war, zeigten sich einstmals drei Eisbären ganz

in seiner Nähe, jedenfalls angelockt durch den Geruch des Walroßfleisches, welches die Matrosen gerade auf dem Eise ausbrieten. Es war eine Bärin mit ihren zwei Jungen, welche ihr an Größe fast gleichkamen. Sie stürzten sich auf das Feuer zu, zogen ein tüchtiges Stück Fleisch heraus und verschlangen es. Die Schiffsmannschaft warf ihnen nun Stücke Fleisch hin; die Mutter holte sie und trug sie ihren Jungen zu, sich selbst kaum bedenkend. Als sie eben das letzte Fleischstück wegholte, legten die Matrosen auf die Jungen an und schossen beide nieder. Sie verwundeten auch die Mutter, aber nicht tödlich. Die Unglückliche konnte sich kaum noch fortbewegen, aber dennoch kroch sie sogleich nach ihren Jungen hin, legte ihnen neue und wieder neue Fleischstücke vor, und als sie sah, daß sie nicht zulangten, streckte sie erst ihre Tatzen nach dem einen, dann nach dem andern aus, suchte sie emporzurichten und erhob ein klägliches Geheul, als sie sah, daß alle ihre Mühe vergeblich war. Hierauf ging sie eine Strecke fort, sah sich nach ihren Kindern um und heulte noch lauter, als früher. Da ihr nun die Kinder noch nicht folgten, kehrte sie um, beschnoperte und betrachtete sie wieder und heulte von neuem. So ging und kam sie mehrere Male und wandte alle mütterliche Zärtlichkeit auf, um die Jungen zu sich zu locken. Endlich bemerkte sie, daß ihre Lieblinge ganz todt und kalt waren; da wandte sie ihren Kopf nach dem Schiffe zu und brummte voll Wuth und Verzweiflung. Die Matrosen antworteten mit Flintenschüssen. Sie sank zu ihren Jungen nieder und starb, indem sie deren Wunden leckte."

Die Jagd der Eisbären bleibt unter allen Umständen ein bedenkliches Wagstück, wird aber trotzdem mit großer Leidenschaft betrieben. Die Eskimos, Jakuten und Samojeden bauen sich besondere Holzhütten, in denen sie den Bären auflauern, oder bedienen sich, wie Seemann berichtet, folgender List. Sie biegen ein vier Zoll breites, zwei Fuß langes Stück Fischbein kreisförmig zusammen, umwickeln es mit Seehundsfett und lassen dieses gefrieren. Dann suchen sie den Bären auf, necken ihn durch einen Pfeilschuß, werfen den Fettklumpen hin und flüchten. Der Bär beriecht den Ball, findet, daß er verzehrt werden kann, verschluckt ihn und holt sich damit seinen Tod; denn in dem warmen Magen thaut das Fett auf, das Fischbein schnellt aus einander und zerreißt ihm die Eingeweide. Daß derartige Ballen von den Eisbären wirklich gefressen werden, unterliegt kaum einem Zweifel; denn auch Kane erzählt, daß die Thiere in seinen Vorrathshäusern alles nur Denkbare gefressen haben, außer allem dort befindlichen Fleisch und Brot auch den Kaffee, die Segel und die amerikanische Flagge, daß sie überhaupt nur die ganz eisernen Fässer nicht berührt hatten. Die Europäer gebrauchen natürlich andere Waffen, als jene armen Nordländer, bleiben aber trotz ihres furchtbaren Feuergewehres keineswegs immer Sieger im Kampfe. Jedenfalls ist es gut, wenn sich mehrere Jäger vereinigen und gegenseitig unterstützen; denn der Eisbär vertheidigt sich mit ebensoviel Muth, als Kraft und Ausdauer, besonders im Wasser, obgleich dieses noch das beste Jagdgebiet für den Menschen ist. Man kennt unzählige Beispiele, daß die Bärenjagden sehr unglücklich ausfielen, und mehr als einmal hat ein verwundeter und dadurch gereizter Bär einen seiner Angreifer sich ruhig aus der Mitte der anderen geholt und mit sich fortgeschleppt. So wurde ein Schiffskapitän, welcher einen großen, schwimmenden Eisbären mit seinem stark bemannten Boote verfolgte, von dem bereits schwer verwundeten Thiere in demselben Augenblicke über Bord gerissen, als er die ihm zum dritten Male tief in die Brust gestoßene Lanze wieder herausziehen wollte, und nur durch das gleichzeitige Einschreiten der gesammten Mannschaft gelang es, den Gefährdeten zu retten. Gewöhnlich läßt sich ein verwundeter Bär nicht so leicht verscheuchen; er geht vielmehr mit einer Entschlossenheit ohne Gleichen auf seine Feinde los, in der festen Absicht, sich an ihnen möglichst empfindlich zu rächen. Die Mannschaft eines Walfischfängers schoß von ihrem Boote aus auf einen Eisbären, welcher sich eben auf einer schwimmenden Eisscholle befand. Eine der Kugeln traf und versetzte ihn in die rasendste Wuth. Eiligst lief er gegen das Boot zu, stürzte sich ins Wasser, schwamm auf das Fahrzeug hin und wollte dort über Bord klettern. Man hieb ihm mit einer Axt eine Pranke ab und suchte sich zu retten, indem man gegen das Schiff ruderte. Der Bär ließ sich nicht vertreiben, sondern verfolgte seine Angreifer bis an das Schiff, alles Schreiens und Lärmens der Matrosen ungeachtet, erkletterte trotz seiner verstümmelten Glieder noch das Deck

und wurde erst hier von der gesammten Mannschaft getödtet. Hunde scheint der Eisbär mehr zu fürchten, als Menschen, und ebenso sind ihm Feuer, Rauch und laute Klänge ein Greuel; namentlich Trompetenschall soll er gar nicht vertragen können und sich durch ein so einfaches Mittel leicht in die Flucht schrecken lassen. — Der Fang eines erwachsenen Eisbären hat die größten Schwierigkeiten, nicht allein wegen der außerordentlichen Stärke des Thieres, sondern auch wegen seiner Klugheit und Ueberlegung, welche gestellte Fallen zu erkennen und zu vereiteln weiß.

„Der Kapitän eines Walfischfängers," erzählt Scoresby, „welcher sich gern einen Bären verschaffen wollte, ohne die Haut desselben zu verletzen, machte den Versuch, ihn in einer Schlinge zu fangen, welche er mit Schnee bedeckt und vermittelst eines Stück Walfischspeckes geködert hatte. Ein Bär wurde durch den Geruch des angebrannten Fettes bald herbeigezogen; er sah die Lockspeise, ging hinzu und faßte sie mit dem Maule, bemerkte aber, daß sein Fuß in die ihm gelegte Schlinge gerathen war. Deshalb warf er das Fleisch wieder ruhig hin, streifte mit dem andern Fuße bedächtig die Schlinge ab und ging langsam mit seiner Beute davon. Sobald er das erste Stückchen in Ruhe verzehrt hatte, kam er wieder. Man hatte inzwischen die Schlinge durch ein anderes Stück Walfischfett geködert. Der Bär war aber vorsichtig geworden, schob den bedenklichen Strick sorgfältig bei Seite und schleppte den Köder zum zweiten Male weg. Jetzt legte man die Schlinge tiefer und die Lockspeise in eine Höhlung ganz innerhalb der Schlinge. Der Bär ging wieder hin, berochi erst den Platz ringsumher, kratzte den Schnee mit seinen Tatzen weg, schob den Strick zum dritten Male auf die Seite und bemächtigte sich nochmals der dargebotenen Mahlzeit, ohne sich in Verlegenheit zu setzen."

Auch junge Eisbären zeigen ähnliche Ueberlegung und versuchen es auf alle mögliche Weise, sich aus den Banden zu befreien, mit denen der Mensch sie umstrickte. Der genannte Berichterstatter erzählt auch hiervon ein Beispiel.

„Im Juni 1812," sagt er, „kam eine Bärin mit zwei Jungen in die Nähe des Schiffes, welches ich befehligte, und wurde erlegt. Die Jungen machten keinen Versuch, zu entfliehen, und konnten ohne besondere Mühe lebendig gefangen werden. Sie fühlten sich anfangs offenbar sehr unglücklich, schienen sich nach und nach aber doch mit ihrem Schicksale auszusöhnen und wurden bald einigermaßen zahm. Deshalb konnte man ihnen zuweilen gestatten, auf dem Verdeck umherzugehen. Wenige Tage nach ihrer Gefangennahme fesselte man den einen mit einem Stricke, den man ihm um den Hals gelegt hatte, und warf ihn dann über Bord, um ihm ein Bad im Meere zu gönnen. Das Thier schwamm augenblicklich nach einer nahen Eisscholle hin, kletterte an ihr hinauf und wollte entfliehen. Da bemerkte es, daß es von dem Stricke zurückgehalten wurde, und versuchte sofort, sich von dem lästigen Bande zu befreien, und zwar auf sehr sinnreiche Weise. Nahe am Rande des Eises fand sich eine lange, aber nur $1\frac{1}{2}$ oder 2 Fuß breite und 3 bis 4 Fuß tiefe Spalte. Zu ihr ging der Bär, und indem er über die Oeffnung hinüberschritt, fiel ein Theil des Strickes in die Spalte hinein. Darauf stellte er sich quer hinüber, hing sich an seinen Hinterfüßen, die er zu beiden Seiten auf den Rand der Spalte legte, auf, senkte seinen Kopf und den größten Theil des Körpers in die Schlucht und suchte dann mit beiden Vorderpfoten den Strick über den Kopf zu schieben. Er bemerkte bald, daß es ihm auf diese Weise nicht gelingen wollte, frei zu werden, und sann deshalb auf ein anderes Mittel. Plötzlich begann er mit größter Heftigkeit zu laufen, jedenfalls, um das Seil zu zerreißen. Dies versuchte er zu wiederholten Malen, indem er jedesmal einige Schritte zurückging und einen neuen Anlauf nahm. Leider glückte ihm auch dieser Befreiungsversuch nicht. Er brummte verdrießlich und legte sich dann trotzig und still auf das Eis nieder."

Ganz jung eingefangene Eisbären lassen sich zähmen und bis zu einem gewissen Grad abrichten. Sie erlauben dann auch später ihrem Herrn, sie in ihrem Käfig zu besuchen, balgen sich auch wohl mit ihm herum. Dies sind gewöhnlich Eisbären, welche von den Eskimos im Frühjahre sammt ihrer Mutter aus dem Schneelager ausgegraben und in ihrer zartesten Jugend an die Gesellschaft des Menschen gewöhnt worden sind. Die Gefangenschaft behagt ihnen übrigens durchaus nicht. Schon in ihrem Vaterlande fühlen sie sich auch in frühester Jugend unter Dach und Fach nicht wohl, und

man kann ihnen keine größere Freude machen, als wenn man ihnen erlaubt, sich im Schnee herumzuwälzen und auf dem Eise sich abzukühlen. Bei uns zu Lande scheint sich der Eisbär, selbst wenn in jeder Hinsicht für ihn gesorgt wird, wahrhaft unglücklich zu fühlen. Die Wärme kann er gar nicht vertragen und muß deshalb täglich mehrmals mit kaltem Wasser übergossen werden oder einen Käfig besitzen, von welchem aus er, so oft es ihm beliebt, in ein Wasserbecken hinabsteigen kann. Aber auch, wenn ihm diese Erleichterungsmittel gewährt sind, merkt man ihm das große Mißbehagen, ja selbst die Traurigkeit an, und wahrhaft kläglich sieht es aus, wenn das edle Thier mit einer seiner Tatzen oder mit dem Maule die starken Eisenstangen seines Käfigs faßt und an ihnen unaufhörlich auf- und niedergleitet, oft ganze Viertelstunden lang, als wolle er sich die ihm fehlende Bewegung ersetzen, als wolle er sich gewaltsam frei träumen. In größeren Räumen mit tiefen und weiten Wasserbecken, wie solche jetzt in Thiergärten für ihn hergerichtet werden, befindet er sich ungleich wohler. Er spielt dann stundenlang im Wasser mit seinen Mitgefangenen oder auch mit Klötzen, Kugeln und dergleichen. Hinsichtlich der Nahrung hat man keine Noth mit ihm. In der Jugend giebt man ihm Milch und Brod und im Alter Fleisch, Fische oder auch Brod allein, von welchem sechs Pfund täglich vollkommen hinreichen, um ihn zu erhalten. Er schläft bei uns in der Nacht und ist bei Tage munter, ruht jedoch ab und zu ausgestreckt auf dem Bauche liegend, oder wie ein Hund auf dem Hintern sitzend. Mit zunehmendem Alter wird er reizbar und heftig; gegen andere seiner Art zeigt er sich, sobald das Fressen in Frage kommt, sehr unverträglich und übellaunig, obwohl nur selten ein wirklicher Streit zwischen zwei gleichstarken Eisbären ausbricht, der gegenseitige Zorn vielmehr durch wüthendes Anbrüllen bekundet wird. Zwei junge Männchen unsers Thiergartens zanken sich um jeden Bissen, so gut sie sich sonst auch vertragen. Sie brüllen dann fürchterlich, benehmen sich aber sonst sehr feig; denn keiner wagt es, den andern ernstlich anzugreifen. Bei sehr guter Pflege ist es möglich, den Eisbären mehrere Jahre lang zu erhalten. Man weiß ein Beispiel, daß ein jung eingefangener und im mittlern Europa aufgezogener zweiundzwanzig Jahre in der Gefangenschaft gelebt hat. An Krankheiten haben die Gefangenen wenig zu leiden; dagegen verlieren sie oft ihr Augenlicht, wahrscheinlich aus Mangel an hinreichendem Wasser zum Baden und Reinigen ihres Leibes.

Der getödtete Bär wird vielfach benutzt und ist für die nordischen Völker eines ihrer gewinnbringendsten Jagdthiere. Man verwerthet ebensowohl das Fell, wie das Fett und das Fleisch. Ersteres liefert herrliche Decken zu Lagerstätten, außerdem warme Stiefel und Handschuhe, ja selbst Sohlenleder. In den kleinen Holzkirchen Islands sieht man vor den Altären gewöhnlich Eisbärenfelle liegen, welche die Fischer ihren Priestern verehrten, um sie bei Amtshandlungen im Winter etwas vor der Kälte zu schützen. Fleisch und Speck werden von allen Bewohnern des hohen Nordens gern gegessen. Auch die Walfischfahrer genießen es, nachdem sie es vom Fett gereinigt haben, und finden es nicht unangenehm, namentlich, wenn es vorher geräuchert worden ist. Doch behaupten alle Walfischfahrer einstimmig, daß der Genuß des Eisbärenfleisches im Anfange Unwohlsein errege; zumal die Leber des Thieres soll sehr schädlich wirken. „Wenn Schiffer," sagt Scoresby, „unvorsichtiger Weise von der Leber des Eisbären gegessen haben, so sind sie fast immer krank geworden und zuweilen gar gestorben; bei Anderen hat der Genuß die Wirkung gehabt, daß sich die Haut von ihrem Körper schälte." Auch Kane bestätigt diese Angabe. Er ließ sich die Leber eines frisch getödteten Eisbären zubereiten, obgleich er gehört hatte, daß sie giftig sei, und wurde, nachdem er kaum die Speise genossen hatte, ernstlich krank. Unter den Fischern besteht der Glaube, daß man durch den Genuß des Eisbärenfleisches, obgleich es sonst nicht schadet, wenigstens frühzeitig ergraue. Die Eskimos haben fast dieselben Ansichten, wissen auch, daß die Leber schädlich ist, und füttern deshalb blos ihre Hunde mit ihr. Das Fett benutzt man zum Brennen; es hat vor dem Walfischthrane den großen Vorzug, daß es keinen üblen Geruch verbreitet. Aus dem Fette der Sohlen erzeugen sich die Nordländer sehr geschätzte Heilmittel; aus den Sehnen verfertigen sie Zwirn und Bindfaden.

Alle bisher genannten Arten der Bärenfamilie waren echte Bären, welche dem Urbilde, unserm Petz, ungeachtet manchfacher Eigenthümlichkeiten doch immer so ähnelten, daß man sie augenblicklich als nahe Verwandte desselben erkennen muß. Anders ist es bei den nun noch zu betrachtenden Gliedern derselben Familie. Sie haben nur noch soviel mit den Bären gemein, daß wir sie nirgends anders unterbringen können, als eben in deren Familie. Wenn man will, mag man sie als Mittelglieder zwischen den Bären und anderen Raubthieren ansehen; die genauere Betrachtung der einzelnen mag Dies beweisen.

Noch die meiste Bärenähnlichkeit haben die **Waschbären** (Procyon). Sie sind von weit geringerer Größe, als die vorher genannten, haben einen zierlicheren Leibesbau, dünnere und höhere Glieder und einen langen oder mittellangen, schlaffen und buschigen Schwanz. Der Kopf ist hinten sehr breit und spitzt sich in eine kurze Schnauze zu. Die großen Augen liegen nahe bei einander, die großen Ohren dagegen ganz an den Kopfseiten. Die Sohlen sind vollkommen nackt und deuten schon



Der gemeine Waschbär oder Schupp (Procyon Lotor).

damit an, daß die Waschbären zu den Sohlengängern gehören; aber die Thiere berühren den Boden nur dann mit ganzer Sohle, wenn sie sitzen oder stehen, während sie beim Gehen blos auf die Zehenballen auftreten. Das reichliche Haar ist ziemlich straff, lang und nicht zottig. Im Gebiß unterscheiden sie sich nicht unerheblich von den eigentlichen Bären; doch wollen wir uns bei einer genauen Betrachtung der einzelnen Kronen und Zacken an ihren Zähnen nicht aufhalten.

Die Waschbären sind Amerikaner und leben dort mehr marder=, als bärenähnlich in den Wäldern, hauptsächlich auf Bäumen, nähren sich von allerlei Geflügel, kleinen Säugethieren und Früchten, sind lustige und ziemlich gutmüthige Thiere und werden dadurch außerordentlich nützlich, daß sie jährlich eine Unmasse von Fellen auf den Markt liefern, welche unter dem Namen „**Schuppen**“ ziemlich allgemein bekannt sind. Man kennt mit Sicherheit blos zwei Arten, von denen die eine den Norden, die andere den Süden bewohnt.

Der **gemeine Waschbär** oder **Schupp** (Procyon Lotor), ist ein dachsähnliches Thier von zwei Fuß Leibeslänge und zehn Zoll Schwanzlänge; am Widerrist ist es etwas über einen Fuß

hoch. Der Pelz ist gelblichgrau, schwarz gemischt. Das Wollhaar ist einfarbig graubraun; die Grannen aber sind am Grunde braun, in der Mitte bräunlichgelb und darüber schwarz, wodurch eben eine höchst eigenthümliche Gesammtfärbung zustandekommt. Blos am Vorderarme sind die Haare einfarbig gelblichweißgrau; dieselbe Farbe zeigen auch ein Busch in der Ohrengegend, welcher hinter dem Ohre von einem braunschwarzen Flecken begrenzt wird, die Schnauzenseiten und das Kinn. Von der Stirne bis zur Nasenspitze zieht sich ein schwarzbrauner Streifen, und auch das Auge ist von einem schwarzbraunen Flecken umgeben. Ueber die Augen weg zu den Schläfen verläuft eine gelblichweiße Binde. Die Vorder- und Hinterpfoten sind bräunlichgelbgrau; die langen Haare des Unterschenkels und der Unterarme tief dunkelbraun. Der graugelbe Schwanz ist sechsmal schwarzbraun geringelt und endet in eine schwarzbraune Spitze. Keine einzige dieser Farben sticht aber besonders von den anderen ab, und so wird die Gesammtfärbung, schon aus einer geringen Entfernung betrachtet, zu einem schwer zu bestimmenden und bezeichnenden Grau, welches sich der Rindenfärbung ebenso vortrefflich anschließt, wie dem mit frischem oder trocknem Grase bewachsenen Boden. Immerhin ist das Kleid so ausgeprägt, daß es uns nicht schwer wird, von ihm aus ein ausschließliches oder wenigstens vorzugsweises Baumleben unsers Thieres sicher zu vermuthen. Ausartungen des Waschbären sind sehr selten, obwohl man sie schon beobachtet hat. So steht im Britischen Museum ein Weißling, dessen Behaarung mit dem blendenden Felle des Hermelins wetteifern kann.

Die Heimat des gemeinen Waschbären oder Schupp ist Nordamerika und zwar der Süden des Landes ebensowohl, wie der Norden, wo er wenigstens in den südlichen Pelzgegenden vorkommt. Heutigen Tages ist er in den bewohnteren Gegenden in Folge der unaufhörlichen Nachstellungen, die er erleiden mußte, weit seltener geworden, als er es früher war; doch konnte man ihn immerhin auch hier noch nicht ganz vertreiben. Im Innern des Landes, namentlich in den Waldgegenden, findet er sich noch in Menge. Wälder mit Flüssen, Seen und Bächen sind seine Lieblingsplätze; hier treibt er so ziemlich ungestört sein Wesen bei Tag und bei Nacht. In der Regel pflegt er seine Jagden erst mit Einbruch der Dämmerung zu beginnen und den hellen Sonnentag in hohlen Bäumen oder auf dicken, belaubten Baumästen zu verschlafen: wo er aber ganz ungestört ist, hat er eigentlich keine besondere Zeit zur Jagd, sondern lustwandelt ebensowohl bei Tage, als bei Nacht durch sein weites Gebiet.

Er ist ein munterer, schmucker Bursch, welcher durch große Regsamkeit und Beweglichkeit sehr erfreut. Wenn er gleichgiltig dahinschlendert, erkennt man ihn allerdings nicht als Das, was er wirklich ist. Er senkt dabei den Kopf, wölbt den Rücken, läßt den Schwanz hängen und schleicht nun schiefen Ganges ziemlich langsam seines Weges fort; sowie er jedoch eine der Theilnahme würdige Entdeckung macht, z. B. eine Fährte auffindet oder ein unbesorgtes Thierchen in großer Nähe spielen sieht, verändert sich sein ganzes Wesen. Das gestruppte Fell glättet sich, die breiten Lauscher werden gespitzt, er stellt sich spähend auf die Hinterbeine und hüpft und läuft nun leicht und behend weiter oder klettert mit einer Geschicklichkeit, welche man schwerlich vermuthet hätte, nicht blos an schiefen und senkrechten Stämmen hinan, sondern auch auf wagrechten Zweigen fort und zwar von oben oder unten. Oft sieht man ihn wie ein Faulthier oder einen Affen mit gänzlich nach unten hängendem Leibe rasch an den wagrechten Zweigen fortlaufen, und mit unfehlbarer Sicherheit macht er Sprünge von einem Aste zum andern, welche eine nicht gewöhnliche Meisterschaft im Klettern bekunden. Auch auf der Erde ist er vollkommen heimisch und weiß sich durch satzweise Sprünge, bei denen er auf alle vier Pfoten zugleich tritt, schnell genug fortzubewegen. In seinem geistigen Wesen hat er durchaus etwas Affenartiges. Er ist heiter, munter, neugierig, neckisch und zu lustigen Streichen aller Art geneigt; aber er ist auch muthig, wenn es sein muß, und zeigt im Beschleichen seiner Beute oft die List des Fuchses. Mit seines Gleichen verträgt er sich ausgezeichnet und spielt selbst im Alter noch Stunden lang mit anderen Gesinnungsgenossen oder, in der Gefangenschaft z. B., mit jedem Thiere, welches sich überhaupt ins Spielen mit ihm einläßt. Doch darauf kommen wir später zurück.

Hinsichtlich seiner Nahrung ist der Schupp ein echter Bär. Er frißt Alles, was genießbar ist, scheint aber ein rechtes Leckermaul zu sein, welches sich, wenn es nur angeht, immer die besten Bissen

auszusuchen weiß. Die verschiedensten Fruchtarten, wie Kastanien, wilde Trauben, Mais, solange die Kolben noch weich sind, Obst aller Art, liefern ihm schätzbare Nahrungsmittel; aber er stellt auch den Vögeln und ihren Nestern nach, weiß listig ein Hühnchen oder eine Taube zu beschleichen, versteht es meisterhaft, selbst das verborgenste Nest aufzuspüren, und labt sich dann an den Eiern, welche er erstaunlich geschickt zu öffnen und zu leeren weiß, ohne daß irgend Etwas von dem Inhalte verloren geht. Nicht selten kommt er blos deshalb an die Gärten oder in die Wohnungen herein, um Hühner zu rauben und Hühnernester zu plündern, und aus diesem Grunde steht er bei den Farmern nicht eben in gutem Ansehen. Die Gewässer in der Nähe müssen ihm ebenfalls zollen. Er fängt gewandt Fische, Krebse und Schaltthiere heraus und wagt sich bei der Ebbe, solchem Schmaus zu Liebe, oft weit hinein. Besonders die Austern soll er sehr gern verzehren und geschickt zu öffnen verstehen, obgleich von Einigen behauptet wird, daß er dabei manchmal arg zu Schaden käme. Eine besonders starke Auster nämlich soll ihn durch plötzliches Zusammenschließen ihrer Schalen wie in einer Falle fangen und dann dem erbärmlichen Tode des Ertrinkens überliefern, wenn die zurückkehrende Fluth die Austerbank wieder bedeckt. Daß das blos eine müßige Fabel ist, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Sehr gern verzehrt der Schupp auch Kerbthiere. Die dicken Larven mancher Käfer scheinen wahre Leckerbissen für ihn zu sein, die Heuschrecken fängt er mit großer Geschicklichkeit, und den maikäferartigen Kerfen zu Gefallen klettert er bis in die höchsten Baumkronen hinauf. Er hat die Eigenthümlichkeit, seine Nahrung vorher in das Wasser zu tauchen und hier zwischen seinen Vorderpfoten zu reiben, sie gleichsam zu waschen. Das thut er jedoch nur dann, wenn er nicht besonders hungrig ist; in letzterm Falle lassen ihm die Anforderungen des Magens wahrscheinlich keine Zeit zu der ihm sonst so lieben, spielenden Beschäftigung, welcher er seinen Namen verdankt. — Uebrigens geht er blos bei gutem Wetter auf Nahrungserwerb aus. Wenn es stürmt, regnet oder schneit, liegt er oft mehrere Tage lang ruhig in seinem geschützten Lager, ohne das Geringste zu verzehren.

Im Mai wirft das Weibchen seine zwei bis drei — nach Audubon vier bis sechs — sehr kleinen Jungen auf ein ziemlich sorgfältig hergerichtetes Lager in einem hohlen Baume.

Der Waschbär wird nicht blos seines guten Pelzes wegen verfolgt, sondern auch aus reiner Jagdluft aufgesucht und getödtet. Wenn man blos seinem Felle nachstrebt, fängt man ihn leicht in Schlageisen und Fallen aller Art, welche mit einem Fische oder einem Fleischstückchen geködert werden. Weniger einfach ist seine Jagd. Die Amerikaner üben sie mit wahrer Leidenschaft aus, und Dies wird begreiflich, wenn man ihre Schilderungen liest. Man jagt nämlich nicht bei Tage, sondern bei Nacht, mit Hilfe der Hunde und unter Fackelbeleuchtung. Wenn der Waschbär sein einsames Lager verlassen hat und mit leisen, unhörbaren Schritten durch das Unterholz gleitet, wenn es im Wald sonst sehr still geworden ist unter dem Einflusse der Nacht, macht man sich auf, um sich unsers Thieres zu bemächtigen. Ein guter, erfahrner Hund nimmt bald die Fährte auf, und die ganze Meute stürzt jetzt dem sich flüchtenden, behenden Thiere nach, welches zuletzt mit Affengeschwindigkeit einen Baum ersteigt und sich hier im dunkelsten Gezweig zu verbergen sucht. Ringsum unten bilden die Hunde einen Kreis, bellend und heulend; oben liegt das gehetzte Thier in behaglicher Ruhe, gedeckt von dem dunklen Mantel der Nacht. Da nahen sich die Jäger. Die Fackeln werden zusammengeworfen, trocknes Holz, Kienspäne, Fichtenzapfen aufgelesen, zusammengetragen, und plötzlich flammt unter dem Baume ein gewaltiges Feuer auf, die ganze Umgebung wahrhaft zauberisch beleuchtend. Nunmehr ersteigt ein guter Kletterer den Baum und übernimmt das Amt der Hunde oben im Gezweig. Der Mensch und der Affenbär jagen sich wechselseitig in der Baumkrone herum, bis endlich der Waschbär auf einem schwankenden Zweige hinausgeht, in der Hoffnung, sich dadurch auf einen andern Baum flüchten zu können. Sein Verfolger eilt ihm nach, soweit, als er es vermag, und beginnt plötzlich den betreffenden Ast mit Macht zu schütteln. Der arme gehetzte Bursch muß sich nun gewaltsam festhalten, um nicht zur Erde geschleudert zu werden. Doch Dies hilft ihm Nichts. Näher und näher kommt ihm sein Feind, gewaltsamer werden die Anstrengungen, sich zu halten: — ein Fehlgriff und er stürzt sausend zu Boden. Ein jauchzendes Gebell der Hunde begleitet seinen Fall und wiederum beginnt

die Jagd mit erneuter Heftigkeit. Zwar sucht sich der Waschbär noch ein- oder zweimal vor den Hunden zu retten und erklettert also nochmals einen Baum; endlich aber muß er doch die Beute seiner eifrigen vierfüßigen Gegner werden und unter deren Bissen sein Leben verhauchen.

Audubon schildert das Ende solcher Hetze in seiner lebendigen Weise, wie folgt: „Und weiter ging die Jagd. Die Jagdgehilfen mit den Hunden waren dem Waschbär hart auf den Fersen, und dieser rettete sich endlich verzweiflungsvoll in eine kleine Lache. Wir näherten uns ihm rasch mit den Fackeln. Nun Leute, gebt Acht und schaut! Das Thier hat kaum noch Grund unter den Füßen und muß schon beinahe schwimmen. Unzweifelhaft ist ihm der Glanz unserer Lichter im höchsten Grade unangenehm. Sein Fell ist gesträubt, der gerundete Schwanz erscheint dreimal so groß, als gewöhnlich, die Augen blitzen wie Smaragde. Mit schäumendem Rachen erwartet er die Hunde, fertig, jeden anzugreifen, welcher sich ihm zu nähern versuchen will. Dies hält einige Minuten auf, das Wasser wird schlammig, sein Fell tropft und sein im Kothe geschleifter Schwanz' schwimmt auf der Oberfläche des Wassers. Sein tiefes Knurren, in der Absicht, seine Angreifer zu verscheuchen, feuert diese nur noch mehr an, und näher und näher rückt ihm der Haufe, ohne Umstände sich auf ihn werfend. Einer ergreift ihn am Rumpfe und zerrt, wird aber schnell genöthigt, ihn gehen zu lassen. Ein zweiter packt ihn an der Seite, erhält aber augenblicklich einen wohlgerichteten Biß in seine Schnauze. Da aber packt ihn noch ein Hund an dem Schwanze; der Bär sieht sich verloren, und kläglich sind die Schreie des hilflosen Geschöpfes. Den einmal gepackten Gegner will er nicht fahren lassen; aber gerade hierdurch bekommen die anderen Hunde Gelegenheit, sich auf ihn zu werfen und ihn zu würgen; doch auch jetzt läßt er den ersten Angreifer nicht gehen. Ein Axtschlag auf den Kopf erlegt ihn endlich; er röchelt zum letzten Male, und qualvoll hebt sich noch einmal die Brust. Währenddem standen die übrigen Jäger als Zuschauer neben ihm in der Lache, und in der ganzen Runde glänzten die Fackeln und ließen die herrschende Dunkelheit nur noch um so dichter erscheinen. Das wäre ein Bild für den Pinsel eines Malers gewesen!"

Ein jung eingefangener Waschbär wird gewöhnlich sehr bald und im hohen Grade zahm. Man kann ihn, wie ein anderes Hausthier, freilassen; doch darf es keine Hühner geben, denn mit diesen verträgt er sich durchaus nicht. Seine Zutraulichkeit, Heiterkeit, die ihm eigene Unruhe und die niemals endende Lust an der Bewegung, sowie sein komisches, affenartiges Wesen machen ihn den Leuten sehr angenehm. Er liebt es sehr, wenn man ihm schmeichelt, zeigt jedoch niemals große Anhänglichkeit. Auf Scherz und Spiel geht er sofort mit Vergnügen ein und knurrt dabei leise vor Behagen, ganz so, wie junge Hunde Dies zu thun pflegen.

Sein ganzes Benehmen erinnert lebhaft an die Affen. Er weiß sich immer mit Etwas zu beschäftigen und ist auf Alles, was um ihn her vorgeht, sehr achtsam. Bei seinen Spaziergängen in Haus und Hof stiftet er übrigens viel Unfug an. Er untersucht und benascht Alles, in der Speisekammer sowohl, wie im Hof und Garten. Der Hausfrau guckt er in die Töpfe, und wenn diese mit Deckeln versehen sind, versucht er, dieselben auf irgend eine Weise zu öffnen, um sich des verbotenen Inhaltes zu bemächtigen. Eingemachte Früchte sind besondere Leckerbissen für ihn; er verschmäht aber auch Zucker, Brod und Fleisch im verschiedensten Zustande nicht. Im Garten besteigt er die Kirsch- und Pflaumenbäume und frißt sich da oben an den süßen Früchten satt, oder er stiehlt Trauben, Erdbeeren und dergl.; im Hofe schleicht er zu den Hühnerställen oder Taubenschlägen, und wenn er in sie eindringen kann, würgt er alle Insassen binnen einer einzigen Nacht. Er kann sich wahrhaft marderartig durch sehr enge Ritzen drängen und benutzt seine Pfoten außerordentlich geschickt nach Art der Hände. Bei diesem fortwährenden Umherschnüffeln und Kundschaften durch das ganze Haus wirft er selbstverständlich eine Menge von Gegenständen um, welche ihn sonst nicht fesseln konnten, oder zerbricht Geschirre, welche nichts Genießbares enthalten, und Das ist der Hauptärger, den er verursacht. Seine Haltung hat nicht die geringsten Schwierigkeiten; er frißt, was man ihm giebt, rohes und gekochtes Fleisch, Geflügel, Eier, Fische, Kerbthiere, zumal Spinnen, Brod, Zucker, Syrup, Honig, Milch, Wurzeln, Körner u. s. w. Dabei behält der sonderbare Kauz auch in der Gefangen-

schaft die Gewohnheit bei, Alles, was er frißt, vorher ins Wasser einzutauchen und zwischen den Vorderpfoten zu reiben, obgleich ihm dabei manche Leckerbissen geradezu verloren gehen, wie z. B. der Zucker. Das Brod läßt er gern lange weichen, ehe er es dann zu sich nimmt. Ueber das Fleisch fällt er gieriger, als über alle andere Nahrung, her. Alle festen Nahrungsstoffe bringt er mit beiden Vorderpfoten zum Munde, wie denn überhaupt eine aufrechte Stellung auf den Hinterbeinen ihm nicht die geringsten Schwierigkeiten macht. Mit anderen Säugethieren lebt er in Frieden und versucht niemals, ihnen etwas zu Leide zu thun, solange jene ihn auch unbehelligt lassen. Falls ihm aber eine schlechte Behandlung wird, sucht er sich die Urheber derselben sobald als möglich vom Halse zu schaffen, und es kommt ihm dabei auf einen kleinen Zweikampf durchaus nicht an. Bei guter Pflege hält er auch in Europa die Gefangenschaft ziemlich lange aus.

„Ich habe," sagt Weinland, „einen solchen Zwergbären einst jung aufgezogen und ihn fast ein Jahr lang im freien Zimmer wie einen Hund umherlaufen lassen. Hier hatte ich täglich Gelegenheit, seinen Gleichmuth zu bewundern. Er ist nicht träg, vielmehr sehr lebendig, sobald er seiner Sache sicher ist. Aber wie kein anderes Thier und wie wenige Menschen schickt er sich ins Unvermeidliche. An einem Käfig, in dem ich einen Papagei hatte, kletterte er Dutzendmale auf und nieder, ohne auch nur den Vogel anzusehen; kaum aber war dieser aus seinem Käfig und ich aus dem Zimmer, so machte mein Waschbär auch schon Jagd auf den Papagei. Dieser wußte sich freilich seines Verfolgers gewandt zu erwehren, indem er, den Rücken durch die Wand gedeckt, dem langsam und von der Wand heranschleichenden Bären immer seinen offenen Hakenschnabel entgegenstreckte."

„Neugierig bis zum Aeußersten, zog er sich doch, so oft die Thür sich öffnete, unter meinen Lehnstuhl; gewiß aber nie anders, als rückwärts, d. h. den Kopf gegen die Thür gekehrt. Auch vor dem größten Hund ging er nie im schnellen Lauf, sondern stets in dieser spartanischen Weise zurück, dem Feinde Kopf und Brust entgegenhaltend. Kam ihm ein mächtiger Gegner zu nahe, so suchte er durch Haarsträuben und Brummen, auch wohl durch einen schnell hervorgestoßenen Schrei für Augenblicke Achtung einzuflößen und so den Rückzug zu decken, und Das glückte ihm auch immer. War er aber in einem Winkel angekommen, so vertheidigte er sich wüthend. Vögel und Eier waren ihm Leckerbissen, Mäuse zeigten sich nie, solange ich ihn besaß, und er dürfte sich so gut, als die Katze, zum Hausthier eignen und dieselben Dienste thun, würde aber freilich ein mindestens ebenso unabhängiges Leben zu wahren wissen, wie jene. Anhänglich wurde mein Waschbär nie. Doch kannte er seinen Namen, folgte aber dem Rufe nur, wenn er Etwas zu bekommen hoffte. Selten zeigte er sich zum Spielen aufgelegt. Er versuchte Dies einmal mit einer Katze, die ihn dafür ins Gesicht kratzte. Dies erbitterte ihn nicht nur nicht im geringsten, sondern, nachdem er bedächtig das Gesicht abgewischt, nahte er sich der Katze sofort wieder, betastete sie aber diesmal nur mit der Tatze und mit vorsichtig weit abgewendetem Kopf."

„Daß er sich, wie das Opossum, todt stellt, habe ich selbst nie beobachtet, obwohl man es auch von ihm behauptet hat. Allerdings läßt er, sobald man ihn beim Pelz am Genick packt, alle Glieder schlaff fallen und hängt herunter, wie todt; nur die kleinen, klugen Augen lugen aller Orten nach einem Gegenstand umher, der mit den Zähnen oder Füßen erreicht werden könnte. Hat der Schupp glücklich einen solchen erfaßt, so hält er ihn mit außerordentlicher Zähigkeit fest. Bei Nacht machte er anfangs viel Lärm, während er bei Tag schlief; aber als er den Tag über immer im hellen Zimmer sich aufhalten und erst nachts in seinen Behälter kriechen mußte, lernte er bald nach ehrlicher Bürgersitte am Tage wachen und bei Nacht schlafen."

„Mit anderen seiner Art lebt er in vollster Einigkeit. Bekanntlich ist eine Nuß im Stande, den Frieden eines Affenpaares in einem Augenblick in Hader und Gewaltthätigkeit umzuwandeln; bei dem Waschbär ist Dem nicht also. Ruhig verzehrt derjenige, dem eben das Glück wohl will, vorn am Käfig zu sitzen, den dargebotenen Leckerbissen, ohne daß ihn die kurz davon sitzende Ehehälfte im geringsten behelligt, freilich, wie es scheint, auch nicht erfreut wurde. Sie ist einfach gleichgiltig."

Letztere Beobachtung bezieht sich übrigens, wie ich ergänzend bemerken muß, doch nur auf Waschbären, welche von Jugend auf zusammengewöhnt oder verschiedenen Geschlechtes sind. Zwei

erwachsene Männchen, welche ich zusammenbrachte, bewiesen wenigstens durch Zähnefletschen, Knurren und Kläffen, daß sie gegenseitig nicht besonders erfreut waren über den ihnen gewordenen Gesellschafter. Zu wirklichen Thätlichkeiten kam es allerdings nicht, Lust dazu aber zeigten sie entschieden.

Neuerdings hat L. Beckmann andere, so anmuthig geschilderte Beobachtungen über den Schupp mitgetheilt, daß ich sie meinen Lesern unmöglich vorenthalten darf.

„Zu den hervorstechendsten Eigenschaften des Rakoon oder Schupp zählt seine grenzenlose Neugierde und Habsucht, sein Eigensinn und der Hang zum Durchstöbern aller Ecken und Winkel. Im schroffsten Gegensatz hierzu besitzt er zugleich eine Kaltblütigkeit, Selbstbeherrschung und viel Humor. Aus dem beständigen Kampfe dieser Gegensätze gehen selbstverständlich oft die sonderbarsten Ergebnisse hervor. Sobald er die Unmöglichkeit einsieht, seine Zwecke zu erreichen, macht die brennendste Neugierde sofort einer stumpfen Gleichgiltigkeit, hartnäckiger Eigensinn einer entsagenden Fügsamkeit Platz. Umgekehrt geht er aus träger Verdrossenheit oft ganz unerwartet mittelst eines Purzelbaums zur ausgelassensten Fröhlichkeit über, und trotz aller Selbstbeherrschung und Klugheit begeht er die einfältigsten Streiche, sobald seine Begierden einmal aufgestachelt sind.“

„In den zahlreichen Mußestunden, welche jeder gefangene Schupp hat, treibt er tausenderlei Dinge, um sich die Langeweile zu verscheuchen. Bald sitzt er aufrecht in einem einsamen Winkel und ist mit dem ernsthaftesten Gesichtsausdruck beschäftigt, sich einen Strohhalm über die Nase zu binden, bald spielt er nachdenklich mit den Zehen seines Hinterfußes oder hascht nach der wedelnden Spitze der langen Ruthe. Ein anderes Mal liegt er auf dem Rücken, hat sich einen ganzen Haufen Heu oder dürre Blätter auf den Bauch gepackt und versucht nun, diese lockere Masse niederzuschnüren, indem er die Ruthe mit den Vorderpfoten fest darüberzieht. Kann er zum Mauerwerk gelangen, so kratzt er mit seinen scharfen Nägeln den Mörtel aus den Fugen und richtet in kurzer Zeit unglaubliche Verwüstung an. Wie Jeremias auf den Trümmern Jerusalems, hockt er dann mitten auf seinem Schutthaufen nieder, schaut finstern Blicks um sich und lüftet sich, erschöpft von der harten Arbeit, das Halsband mit den Vorderpfoten.“

„Nach langer Dürre kann ihn der Anblick einer gefüllten Wasserbütte in Begeisterung versetzen, und er wird Alles aufbieten, um in ihre Nähe zu gelangen. Zunächst wird nun die Höhe des Wasserstandes vorsichtig untersucht; denn nur seine Pfoten taucht er gern ins Wasser, um spielend verschiedene Dinge zu waschen: er selbst liebt es keineswegs, bis zum Hals im Wasser zu stehen. Nach der Prüfung steigt er mit sichtlichem Behagen in das nasse Element und tastet im Grunde nach irgend einem waschbaren Körper umher. Ein alter Topfhenkel, ein Stückchen Porzellan, ein Schneckengehäuse sind beliebte Gegenstände und werden sofort in Angriff genommen. Jetzt erblickt er in einiger Entfernung eine alte Flasche, welche ihm der Wäsche höchst bedürftig erscheint; sofort ist er draußen: allein die Kürze der Kette hindert ihn, den Gegenstand seiner Sehnsucht zu erreichen. Ohne Zaudern dreht er sich um, genau wie es die Affen auch thun, gewinnt dadurch eine Körperlänge Raum und rollt die Flasche nun mit dem weit ausgestreckten Hinterfuße herbei. Im nächsten Augenblicke sehen wir ihn, auf den Hinterbeinen aufgerichtet, mühsam zum Wasser zurückwatscheln, mit den Vorderpfoten die große Flasche umschlingend und krampfhaft gegen die Brust drückend. Stört man ihn in seinem Vorhaben, so geberdet er sich wie ein eigensinniges, verzogenes Kind, wirft sich auf den Rücken und umklammert seine geliebte Flasche mit allen Vieren so fest, daß man ihn mit derselben vom Boden heben kann. Ist er der Arbeit im Wasser endlich überdrüssig, so wirft er sein Spielzeug heraus, setzt sich quer mit den Hinterschenkeln darauf und rollt sich in dieser Weise langsam hin und her, während die Vorderpfoten beständig in der engen Mündung des Flaschenhalses fingern und bohren.“

„Um sein eigenthümliches Wesen gebührend würdigen zu können, muß man ihn im freien Umgang mit Menschen und verschiedenen Thierarten beobachten. Sein übergroßes Selbstständigkeitsgefühl gestattet ihm keine besondere Anhänglichkeit, weder an seinen Herrn, noch an andere Thiere. Doch befreundet er sich ausnahmsweise mit dem einen, wie mit den anderen. Sobald es sich um Verabfolgung einer Mahlzeit, um Erlösung von der Kette oder ähnliche Anliegen handelt, kennt und liebt er seinen

Herrn, ruft ihn durch ein klägliches Gewimmer herbei und umklammert seine Knie in so dringlicher Weise, daß es schwer hält, ihm einen Wunsch abzuschlagen. Harte Behandlung fürchtet er sehr. Wird er von fremden Leuten beleidigt, so sucht er sich bei vorkommender Gelegenheit zu rächen. Jeder Zwang ist ihm zuwider, und deshalb sehen wir ihn im engen Käfig der Thierschaubuden meist mit stiller Entsagung in einem Winkel hocken."

„Zur ferneren Schilderung seines Wesens mögen hier einige der Wirklichkeit entlehnte Beobachtungen Raum finden."

„Ein Waschbär, welcher nebst anderen gezähmten Vierfüßlern auf einem Gehöft gehalten wurde, hatte eine besondere Zuneigung zu einem Dachse gefaßt, der in einem kleinen, eingefriedigten Raume frei umherwandelte. An heißen Tagen pflegte Grimmbart seinen Bau zu verlassen, um auf der Oberwelt im Schatten eines Fliederbusches sein Schläfchen fortzusetzen. In solchem Falle war der Schupp sofort zur Stelle; weil er aber das scharfe Gebiß des Dachses fürchtete, hielt er sich in achtungsvoller Entfernung und begnügte sich damit, jenen mit ausgestreckter Pfote in regelmäßigen Zwischenräumen leise am Hintertheil zu berühren. Dies genügte, den trägen Gesellen beständig wach zu erhalten und ihn fast zur Verzweiflung zu bringen. Vergebens schnappte er oft nach seinem Peiniger: der gewandte Waschbär zog sich bei Seite, auf die Einfriedigung des Zwingers zurück und kaum hatte Grimmbart sich wieder zur Ruhe begeben, so begann ersterer seine sonderbare Thätigkeit aufs neue. Sein Verfahren hatte keineswegs einen Anstrich von Tücke oder Schadenfreude, sondern wurde mit gewissenhaftem Ernst und mit unerschütterlicher Ruhe betrieben, als hege er die feste Ueberzeugung, daß seine Bemühungen zu des Dachses Wohlergehen durchaus erforderlich seien. Eines Tages ward es dem letzteren doch zu arg, er sprang grunzend auf und rollte verdrießlich in seinen Bau. Der Hitze wegen streckte er den bunten Kopf aber bald wieder aus der engen Höhle heraus und schlief in dieser Lage ein. Der Schupp sah augenblicklich ein, daß er seinem Freunde die üblichen Aufmerksamkeiten in dieser Stellung unmöglich erweisen konnte, und wollte eben den Heimweg antreten, als der Dachs zufällig erwachte und, seinen Peiniger gewahrend, das schmale, rothe Maul sperrweit aufriß. Dies erfüllte unsern Schupp dermaßen mit Verwunderung, daß er sofort umkehrte, um die weißen Zahnreihen Grimmbarts von allen Seiten zu betrachten. Unbeweglich verharrte der Dachs in seiner Stellung und steigerte hierdurch die Neugierde des Waschbärs aufs äußerste. Endlich wagte der Schupp dem Dachse vorsichtig von oben herab mit der Pfote auf die Nase zu tippen — vergebens, Grimmbart rührt sich nicht. Der Waschbär schien diese Veränderung im Wesen seines Gefährten gar nicht begreifen zu können, seine Ungeduld wuchs mit jedem Augenblick: er mußte sich um jeden Preis Aufklärung verschaffen. Unruhig trat er eine Weile hin und her; er war augenscheinlich unschlüssig, ob er seine empfindlichen Pfoten oder seine Nase bei dieser Untersuchung aufs Spiel setzen solle. Endlich entschied er sich für Letzteres und fuhr plötzlich mit seiner spitzen Schnauze tief in den offenen Rachen des Dachses."

„Das Folgende ist unschwer zu errathen. Grimmbart klappte seine Kinnladen zusammen, der Waschbär saß in der Klemme und quiekte und zappelte, wie eine gefangene Ratte. Nach heftigem Toben und Gestrampel gelang es ihm endlich, die bluttriefende Schnauze der unerbittlichen Falle des Dachses zu entreißen, worauf er zornig schnaufend über Kopf und Hals in seine Hütte flüchtete. Diese Lehre blieb ihm lange im Gedächtniß; so oft er an dem Dachsbau vorüberging, pflegte er unwillkürlich mit der Tatze über die Nase zu fahren, gleichwohl nahmen die Neckereien ihren ungestörten Fortgang."

„Sein Zusammentreffen mit Katzen, Füchsen, Stachelschweinen und anderen wehrhaften Geschöpfen endete meistens ebenso. Eine alte Füchsin, welche ihn einmal übel zugerichtet, mißachtete er später gänzlich und suchte sie dadurch zu ärgern, daß er immer hart im Bereich ihrer Kette vorüberging, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Als er bei einer solchen Gelegenheit einst heftig quer über die Ruthe gebissen wurde, zeigte er kaum durch ein Zucken Schreck oder Zorn, sondern setzte mit scheinbarer Gleichgiltigkeit seinen Weg fort, ohne auch nur den Kopf zu wenden."

„Mit einem großen Hühnerhunde hatte jener Waschbär dagegen ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen. Er ließ sich gern mit ihm zusammenkoppeln, und beide folgten ihrem Herrn dann Schritt für Schritt, während der Waschbär allein selbst an der Leine stets seinen eignen Weg gehen wollte. Sobald er morgens von der Kette befreit wurde, eilte er in freudigen Sprüngen, seinen Freund aufzusuchen. Auf den Hinterfüßen stehend umschlang er dann den Hals des Hundes mit seinen geschmeidigen Vorderpfoten und schmiegte den Kopf höchst empfindsam an; dann betrachtete und betastete er den Körper seines vierbeinigen Freundes neugierig von allen Seiten. Es schien, als ob er täglich neue Schönheiten an ihm entdecke und bewundere. Etwaige Mängel in der Behaarung suchte er sofort durch Lecken und Streichen zu beseitigen. Der Hund stand während dieser oft über eine Viertelstunde dauernden Musterung unbeweglich mit würdevollem Ernst und hob willig einen Lauf um den andern empor, sobald der Waschbär Dies für nöthig erachtete. Wenn dieser aber den Versuch machte, seinen Rücken zu besteigen, ward er unwillig, und nun entspann sich eine endlose Rauferei, wobei der Waschbär viel Muth, Kaltblütigkeit und erstaunliche Gewandtheit zeigte. Seine gewöhnliche Angriffskunst bestand darin, dem ihm an Größe und Stärke weit überlegenen Gegner in einem unbewachten Augenblick unter die Gurgel zu springen. Den Hals des Hundes von unten auf mit den Vorderpfoten umschlingend, schleuderte er im Nu seinen Körper zwischen den Vorderbeinen des Gegners hindurch und suchte sich sofort mit den beweglichen Hinterpfoten auf dessen Rücken oder an den Seiten fest anzuklammern. Gelang ihm Letzteres, so war der Hund kampfunfähig und mußte nun versuchen, durch anhaltendes Wälzen auf dem Rasen sich von der inbrünstigen Umarmung seines Freundes zu befreien. Zum Lobe des Schupp sei erwähnt, daß er den Vortheil seiner Stellung niemals mißbrauchte. Er begnügte sich damit, den Kopf fortwährend so dicht unter die Kehle des Hundes zu drängen, daß dieser ihn mit dem Gebisse nicht erreichen konnte."

„Mit den kleinen, bissigen Dachshunden hatte er nicht gern zu schaffen; doch wandelte ihn mitunter plötzlich die Laune an, ein solches Krummbein von oben herab zu umarmen. War der Streich geglückt, so machte er vor Wonne einen hohen Bocksprung nach rückwärts und schnappte dabei in der Luft zwischen den weitgespreizten Vorderbeinen hindurch nach dem rundgeringelten, baumelnden Schweif. Dann aber suchte er, steifen Schrittes rückwärts gehend und den zornigen Dächsel fortwährend im Auge behaltend, den Rücken zu decken und kauerte sich schließlich unter dumpfem Schnurren und unruhigem Schweifwedeln wie eine sprungbereite Katze platt auf dem Erdboden nieder. Von verschiedenen Seiten angegriffen, warf er sich sofort auf den Rücken, strampelte mit allen Vieren und biß unter gellendem Zetergeschrei wüthend um sich."

„Kleinere Säugethiere und jede Art Geflügel fiel er sofort mörderisch an, und äußerst schwer hielt es, ihm den Raub zu entreißen. **Mäuse, Ratten** und anderes Gethier tödtete er durch einen raschen Biß ins Genick und verzehrte sie mit Haut und Haar, da ihm das Abstreifen des Felles trotz alles Zerrens und Reibens nur unvollständig gelingen wollte. An schönen Sommermorgen schlich er gern in der Frühe im hohen, thaubedeckten Grase herum. Es war eine Lust, ihn hierbei zu beobachten. Hier und da hält er an, wie ein vorstehender Hühnerhund, plötzlich springt er ein — er hat einen **Frosch** erwischt, den er nun durch heftiges Hin- und Herreiben auf dem Boden vorläufig außer Fassung zu bringen sucht. Dann setzt er sich vergnügt auf die Hinterschenkel, hält seinen Frosch, wie ein Kind sein Butterbrod, zwischen den Fingern, beißt ihm wohlgemuth den Kopf herunter und verzehrt ihn bis auf die letzte Zehe. Während des Kauens summt die erste **Biene** heran. Der Schupp horcht auf, schlägt beide Pfoten in der Luft zusammen und steckt das so gefangene Kerbthier nach Entfernung des Stachels in die Schnauze. Im nächsten Augenblick richtet er sich am nahen Gemäuer auf, klatscht eine ruhende Fliege mit der flachen Pfote breit und kratzt seinen Fang sorgfältig mit den Nägeln ab. Schneckengehäuse knackt er, wie eine Haselnuß, mit den Zähnen, worauf der unglückliche Bewohner durch anhaltendes Reiben im nassen Grase von den Scherben seiner Behausung gründlich befreit und dann ebenfalls verspeist wird. Die große **Wegeschnecke** liebt er nicht; die großen, goldgrünen **Laufkäfer** aber scheinen ihm besonderes Vergnügen zu gewähren; denn er spielt lange und

schonend mit ihnen, ehe er sie auffrißt. Im Aufsuchen und Plündern der Vogel- und Hühnernester ist er Meister. Als Allesfresser geht er auch der Pflanzennahrung nach: reifes Obst, Waldbeeren, die Früchte der Eberesche und des Hollunders weiß er geschickt zu pflücken. Es gewährt einen drolligen Anblick, wenn der rauchhaarige, langgeschwänzte Gesell mit einer großen Aprikose im Maule langsam rückwärts von einem Geländer herabsteigt, ängstlich den Kopf hin und her wendend, ob sein Diebstahl auch bemerkt worden sei." —

Aus allen diesen Beobachtungen geht zur Genüge hervor, daß der Schupp zum Hausgenossen Allen empfohlen werden darf, welche ihm Raum und Gelegenheit zur Entfaltung seines wahren Wesens geben können.

Der auf der Jagd erlegte Waschbär gewährt einen nicht unbedeutenden Nutzen. Sein Fleisch wird nicht nur von den Urbewohnern Amerikas und von den Negern, sondern auch von den Weißen gegessen; und sein Fell findet eine weite Verbreitung: Schuppenpelze sind allgemein beliebt. Die Grannenhaare geben gute Pinsel; aus dem Wollhaar macht man Hüte; die ganzen Schwänze benutzt man zu Halswärmern.

Der südamerikanische Vetter des Schupp ist der „Aguara“ oder „Aguarapope“, „der Fuchs mit der flachen Hand“, wie die Guaraner ihn nennen, — der Krebsfresser (Procyon cancrivorus). Andere Reisende benamen ihn Raton, Mapache, Mauile, Guasini 2c. Er unterscheidet sich von dem gleichgroßen Schupp durch die höheren Beine, die kürzeren Ohren und das dichtere aber kürzere Haarkleid. Die allgemeine Färbung ist ein unbestimmtes Gelbgrau, welches nach unten hin ins Weiße übergeht. Vorderarme und Unterschenkel sind dunkelbraun oder gelblichgrau, die Einfassung des Mundes, ein Streifen über dem Auge und ein kleiner Fleck im äußern Winkel des Auges dagegen weiß; der schwarze Schwanz zeigt drei oder vier gelblichweiße Binden.

Nach Prinz von Wied findet man den Guasini längs der ganzen Ostküste, hauptsächlich in Wäldern, welche an großen Sümpfen und niederen Flußufern liegen, niemals in trockenen, erhabenen Gegenden oder auf offnem Felde. Er ist ein nächtliches Thier, welches den größten Theil des Tages in einem bestimmten Lager verschläft und abends nach Nahrung ausgeht. Diese besteht aus ähnlichen Dingen, wie die seines Verwandten; doch frißt er sehr gern einige Krabbenarten und hat von dieser Eigenthümlichkeit seinen lateinischen Namen erhalten. Nur im Frühling lebt er mit anderen seiner Art, namentlich mit Weibchen zusammen; sonst durchstreift er einzeln sein bestimmtes Jagdgebiet. Das Weibchen wirft im südamerikanischen Frühling, d. h. im Oktober und November, zwei bis vier Junge in seinem Lager und erzieht sie dort, bis sie mit ihm ausgehen können.

Jung eingefangen wird der Guasini äußerst zahm und spielt sogleich mit Jedem, welcher ihm Liebkosungen zu Theil werden läßt. Auch mit den Hausthieren verträgt er sich gut, ohne jedoch für irgend ein Thier oder für einen Menschen eine besondere Vorliebe zu zeigen. Den größten Theil des Tages bringt er schlafend zu, indem er sich zusammenrollt und den Kopf mit den Vorderbeinen bedeckt. Gegen Abend wird er munter und geht dann, wenn er freigelassen wird, in Haus und Hof umher, berührt jeden Gegenstand mit seiner Nase, steckt diese in jede Spalte und jedes Loch, macht zuweilen ein Männchen, um weiterzusehen, und nimmt bei seiner Wanderung alles Genießbare auf, ohne jedoch den Hausthieren Schaden zuzufügen. Man ernährt ihn mit Rindfleisch, gekochten Wurzeln und Früchten. Er nimmt das Futter, wie der eigentliche Waschbär, zwischen seine beiden Vordertatzen und reibt und rollt es vor dem Fressen hin und her, ohne es jedoch in das Wasser zu tauchen. Beim Fressen läßt er sich ungern stören; er geräth, wenn man Dies thut, leicht in heftigen Zorn und beißt dann ohne Umstände nach seinem Wärter. Zur Fortpflanzung hat man ihn in der Gefangenschaft noch nicht gebracht.

Nur die wilden Indianer jagen das Thier, um Fell und Fleisch zu benutzen; die weißen Bewohner Südamerikas stellen ihm nicht nach, weil es ihnen keinen Schaden zufügt und getödtet keinen Nutzen gewährt. Sowie sich der Guasini verfolgt sieht, klettert er auf einen Baum und fällt dann

dem Jäger gewöhnlich zur Beute. Auf trocknem Boden vertheidigt er sich muthvoll gegen die Hunde; ist er aber in der Nähe eines Sumpfes, so entflieht er so schnell über den unsichern Morgrund hin, daß ihm kein Hund folgen kann, und versteckt sich hier, in seiner eigentlichen Heimat, bald rasch und geschickt.

An den Schupp und Genossen reihen sich naturgemäß die Coatis, Rüssel- oder Nasenbären (Nasua). Ihr gestreckter, schlanker, fast marderähnlicher Leib mit kurzem Hals und langem, spitzen Kopf, dicht behaartem, körperlangen Schwanz und kurzen, kräftigen, breittatzigen Beinen unterscheiden sie leicht. Das bezeichnendste Merkmal ist die Nase. Sie verlängert sich rüsselartig weit über den Mund hinaus und hat scharfkantig aufgeworfene Ränder. Die Ohren sind kurz und abgerundet, die klaren Augen mäßig groß, die fünf fast ganz verwachsenen Zehen mit langen und spitzen, aber wenig gebogenen Krallen bewehrt, die Sohlen sind nackt. Das Gebiß ähnelt dem des Waschbären.



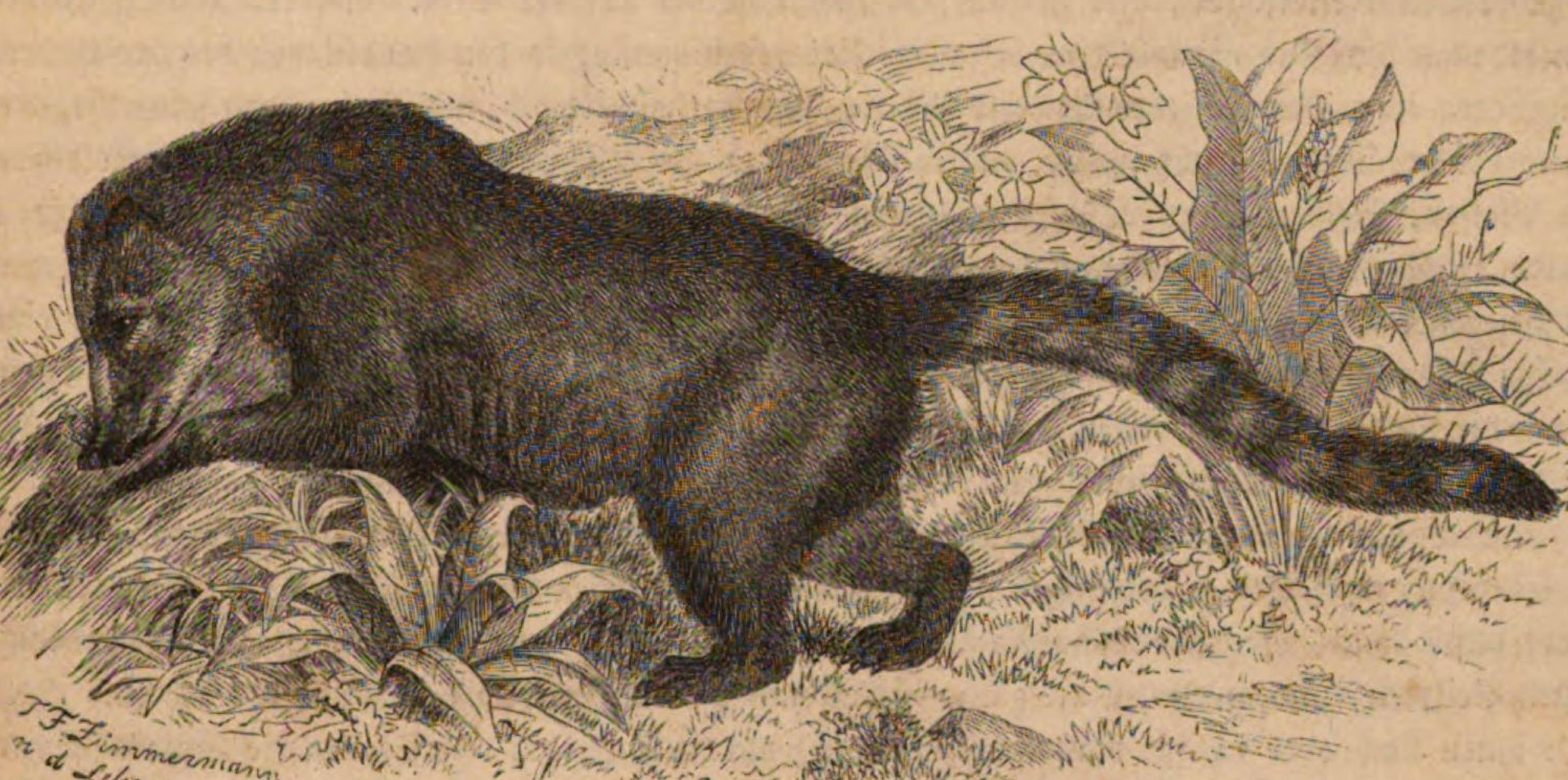
Der gesellige Coati (Nasua socialis).

Früher unterschied man allgemein nur zwei Arten dieser Thiere; der Reisende Tschudi hat aber vor ungefähr zwanzig Jahren in Peru noch zwei andere Arten entdeckt, und Weinland ihnen eine dritte hinzugefügt; somit kennen wir gegenwärtig mindestens fünf. Vier von ihnen habe ich zu gleicher Zeit lebend gehalten und beobachtet, daher auch Gelegenheit gehabt, mich von ihrer Artselbstständigkeit zu überzeugen.

Die Nasenbären ähneln sich, was Lebensweise und Betragen anlangt, sehr, und wir erhalten jedenfalls eine genügende Kenntniß von ihnen, wenn wir uns mit dem Leben und Treiben der beiden zuerst beschriebenen vertraut zu machen suchen. Diese beiden sind der gesellige und der einsame Coati. Ersterer (Nasua socialis) mißt von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzwurzel 20, im Ganzen aber 38 Zoll bei 11 Zoll Höhe am Widerrist. Die dichte und ziemlich lange, jedoch nicht zottige Behaarung besteht aus straffen, groben, glänzenden Grannen, welche sich am Schwanze verlängern, und kurzem, weichen, etwas krausen Wollhaar, welches namentlich auf dem Rücken und an

den Seiten dicht steht. Starke Schnurren und lange Borstenhaare finden sich auf der Lippe und über dem Auge; das Gesicht ist kurz behaart. Die auf dem Rücken zwischen Roth und Graubraun wechselnde Grundfärbung geht auf der Unterseite ins Gelbliche über; Stirn und Scheitel sind gelblichgrau, die Lippen weiß, die Ohren hinten bräunlichschwarz, vorn graulichgelb. Ein weißer, runder Flecken findet sich über jedem Auge, ein anderer am äußersten Winkel desselben und zwei, oft zusammenfließende stehen unter dem Auge. Längs der Nasenwurzel läuft ein weißer Streifen herab.

Der einsame Coati oder Rüsselbär (Nasua solitaria), welcher durch Prinz Max von Neuwied von dem geselligen getrennt wurde, ist etwas größer und derber, als dieser, nicht länger, aber höher und stärker. Seine Färbung erscheint auf der ganzen Oberseite bräunlichgelb, weil die Haare in der untern Hälfte grau, oben braun und an der Spitze gelb geringelt sind. Der Schwanz ist abwechselnd siebenmal braungelb und siebenmal schwarzbraun geringelt. Das Gesicht, die Füße und alle nackten Theile sind schwarz, über und unter den Augen steht ein grauweißer Flecken. Die Kinnseiten sind weiß, die Ohren schwarz, grau gerandet.



Der einsame Coati (Nasua solitaria).

Wir verdanken die Lebensbeschreibung der Rüsselbären Azara, Rengger, Wied und neuerdings auch Saussure, Bennett und Weinland.

Beide Nasenbären bewohnen den ganzen warmen Theil des östlichen Südamerika. In Mejiko kommt, wie schon Humboldt angiebt, auch ein Nasenbär vor; er ist aber als besondere Art anzusehen. Die Thiere leben in den wärmeren Theilen der Cordilleren und in großen Waldungen. Wie der Name besagt, unterscheiden sich die beiden beschriebenen Arten dadurch, daß der eine beständig in Gesellschaften von acht bis zwanzig Stück lebt und herumschweift, der andere aber einzeln in einem bestimmten Gebiete verweilt und nur während der Brunstzeit mit anderen seiner Art sich vereinigt, nach geschehener Begattung aber wieder trennt. Der einsame Nasenbär soll mehrere bestimmte Lager haben und bald in diesem, bald in jenem die Nacht zubringen, jenachdem er den einen oder den andern Theil des Waldes durchstreift. Der gesellige dagegen hat weder ein Lager, noch ein bestimmtes Gebiet, sondern führt ein echtes Zigeunerleben, läuft den Tag über im Walde umher und verkriecht sich da, wo ihn die Nacht überfällt, in einem hohlen Baume oder unter Baumwurzeln oder legt sich in eine von mehreren Aesten gebildete Gabel und schläft hier bis zum nächsten Morgen. Ihn oder besser seine Gesellschaften sieht man viel häufiger, als jenen Einsiedler. Die geselligen Rüsselbären ziehen zerstreut umher und lassen dabei beständig eigenthümliche, rauhe, halb grunzende, halb pfeifende Töne

hören, welche man viel eher vernimmt, als man die Bande selbst gewahrt. Dabei wird der mit Laub und Aesten bedeckte Boden gründlich untersucht: eine oder die andere Nase schnuppert in dieses oder jenes Loch; jede Spalte, jeder Ritz wird durchstöbert: — aber niemals hält sich die Gesellschaft lange bei einem Gegenstande auf. Der Einsiedler dagegen zieht still und langsam dahin, untersucht ebenfalls jeden Gegenstand, aber äußerst bedächtig und nimmt sich ordentlich Zeit zu allen seinen Verrichtungen, jedenfalls deshalb, weil er keine Gewerbsbeeinträchtigung von Seiten seiner Artgenossen zu befürchten hat.

Wenn die Nasenbären einen Wurm im Boden, eine Käferlarve im faulen Holze ausgewittert haben, geben sie sich die größte Mühe, dieser Beute auch habhaft zu werden. Sie scharren eifrig mit den Vorderpfoten, stecken von Zeit zu Zeit die Nase in das gegrabene Loch und spüren, wie unsere Hunde es thun, wenn sie auf dem Felde den Mäusen nachstellen, bis sie endlich ihren Zweck erreicht haben.

Zuweilen sieht man die ganze Gesellschaft plötzlich einen Baum besteigen, welcher dann schnell durchsucht und ebenso schnell verlassen oder aber mit einem andern vertauscht wird. Der Einsiedler ist zu solchen Kletterjagden viel zu faul; er bleibt hübsch auf der Erde. Bei den gesellig lebenden bemerkt man übrigens niemals eine besondere Uebereinstimmung in den Handlungen der verschiedenen Mitglieder einer Bande; jedes handelt für sich und bekümmert sich nur insofern um seine Begleiter, als es bei der Truppe bleibt, welche, wie es scheint, von alten Thieren angeführt wird. Unter Lärmen und Pfeifen, Scharren und Wühlen, Klettern und Zanken vergeht der Morgen; wird es heißer im Walde, so schickt sich die Bande an, einen passenden Platz zur Mittagsruhe zu finden. Jetzt wird ein gut gelegener Baum oder ein hübsches Gesträuch ausgesucht, und jeder streckt sich hier auf einem Zweige behaglich aus und hält sein Schläfchen. Nachmittags geht die Wanderung weiter, bis gegen Abend die Sorge um einen guten Schlafplatz sie von neuem unterbricht.

Der einsame Coati erscheint weniger vorsichtig, als seine geselligen Verwandten, wahrscheinlich, weil bei der Bande immer einige für die Sicherheit sorgen, so daß die anderen ruhig fressen können, während der Einsiedler doch Beides vereinigen muß. Bemerken jene einen Feind, so geben sie ihren Gefährten sofort durch laute, pfeifende Töne Nachricht und klettern eiligst auf einen Baum; alle übrigen folgen diesem Beispiele, und im Nu ist die ganze Gesellschaft in dem Gezweig des Wipfels vertheilt. Steigt man ihnen nach oder schlägt man auch nur heftig mit einer Axt an den Stamm, so begiebt sich jeder weiter hinaus auf die Spitze der Zweige und plötzlich springt er von dort herab auf den Boden und nimmt hier Reißaus. Ungestört, klettern die Thiere kopfunterst den Stamm herab. Sie drehen dabei die Hinterfüße nach außen und rückwärts und klemmen sich mit ihnen fest an den Stamm an. Auf den Zweigen klettern sie vorsichtig weiter, und auf Sätze, wie die Affen sie ausführen, etwa von einem Baume zum andern, lassen sie sich nicht ein, obwohl sie es könnten; denn in der Gewandtheit geben sie den Affen oder Katzen kaum etwas nach. Auf ebenem Boden sind ihre Bewegungen viel schwerfälliger, als im laubigen Geäst der Bäume. Sie gehen hier entweder im Schritt mit senkrecht gehobenem Schwanze oder springen in kurzen Sätzen und berühren dabei immer blos mit der halben Sohle den Boden. Nur wenn sie stehen oder sich auf die Hinterbeine setzen, ruhen die Füße auf ganzer Sohle. Der Lauf sieht unbehilflich aus, ist aber ein sehr fördernder Galopp. Vor dem Wasser scheinen sie sich zu fürchten; sie nehmen es nur im höchsten Nothfalle an, doch verstehen sie das Schwimmen gut genug, um über Flüsse und Ströme setzen zu können.

Unter den Sinnen steht der Geruch unzweifelhaft obenan, auf ihn folgt das Gehör; Gesicht, Geschmack und Gefühl sind verhältnißmäßig schwach. Bei Nacht sehen sie gar nicht und bei Tage wenigstens nicht besonders gut; von Geschmack kann man auch nicht viel bei ihnen wahrnehmen, und das Gefühl scheint fast einzig und allein auf die rüsselförmige Nase beschränkt zu sein, denn sie ist zugleich auch das hauptsächlichste Tastwerkzeug. Gegen Verletzungen sind die Rüsselbären ebenso unempfindlich, wie gegen Einflüsse der Witterung. Man begegnet zuweilen kranken, solchen, welche am Bauche mit bösartigen Geschwüren bedeckt sind, man weiß auch, daß sie gerade dieser Krankheit

häufig unterliegen; dennoch sieht man sie diese Geschwüre sich mit den Nägeln wüthend aufreißen, ohne daß sie dabei irgend ein Zeichen des Schmerzes äußerten.

Ueber die Fortpflanzungszeit des einsamen Coati scheint bis jetzt noch Nichts bekannt zu sein. Das Weibchen des geselligen wirft, wie Rengger angiebt, im Oktober d. h. im südamerikanischen Frühling, drei bis fünf Junge in eine Baum- oder Erdhöhle, einen mit dichtem Gestrüpp bewachsenen Graben oder in einen andern Schlupfwinkel. Hier hält es die Brut so lange versteckt, bis sie ihm auf allen seinen Streifereien folgen kann. Dazu bedarf es nicht viel Zeit; denn man trifft öfters ganz junge Thiere, welche kaum ihre Schneidezähne erhalten haben, unter den Trupps der älteren an. — Die Begattung geschieht, wie ich an gefangenen beobachtete, wie bei den Hunden oder den Pavianen. Letzteren ähneln die Nasenbären besonders darin, daß sie sehr oft Begattungsversuche machen, ohne daß es ihnen wirklich Ernst wäre. Das Weibchen läßt sich auch, wenn es das Männchen mit sich herumschleppt, in seinen Geschäften nicht stören; es versucht letzteres höchstens ab und zu beißend abzuwehren; doch auch ihm scheint es damit nicht Ernst zu sein.

Nur die wilden Indianer benutzen Fell und Fleisch der Rüsselbären und jagen ihnen deshalb eifrig nach. Aus den Fellen verfertigen sie kleine Beutel; das Fleisch, zumal das von jüngeren Thieren stammende, halten sie für einen Leckerbissen; auch europäische Gaumen finden es, wenn es ordentlich zubereitet wurde, wohlschmeckend. Die weißen Bewohner Südamerikas und Mejikos jagen die Coatis blos des Vergnügens wegen. Man durchstreift mit einer Meute guter Hunde die Waldungen und läßt durch diese eine Bande aufsuchen. Beim Anblick der Hunde flüchten die Rüsselbären unter Geschrei auf die nächsten Bäume, werden dort verbellt und können nun leicht herabgeschossen werden. Doch verlangen sie einen guten Schuß, wenn man sie wirklich in seine Gewalt bekommen will; denn die verwundeten legen sich in eine Gabel der Aeste nieder und müssen dann mühselig herabgeholt werden. Zuweilen springen verfolgte Coatis wieder auf den Boden herab und suchen laufend zu entfliehen oder einen andern Baum zu gewinnen; dann aber werden sie von den Hunden leicht eingeholt und trotz alles Widerstandes getödtet. Ein einzelner Hund freilich vermag gegen einen Rüsselbären nicht viel auszurichten. Zumal der Einsiedler weiß sich seiner scharfen Zähne gut zu bedienen. Er dreht sich, wenn ihm der Hund nahe kommt, muthig gegen seinen Feind, schreit wüthend und beißt furchtbar um sich. Jedenfalls verkauft er seine Haut theuer genug; manchmal macht er fünf bis sechs Hunde kampfunfähig, ehe er der Uebermacht erliegt.

In allen Ländern des Verbreitungskreises unserer Thiere hält man sie häufig gefangen. Saussure sagt, daß sie unter allen Vierfüßlern einer gewissen Größe diejenigen sind, deren man am leichtesten habhaft werden kann. Bei den Indianern sind gefangene eine ganz gewöhnliche Erscheinung. Auch nach Europa werden sie sehr häufig gebracht. Es kostet nicht viel Mühe, die Rüsselbären, auch wenn sie noch sehr jung sind, aufzuziehen. Mit Milch und Früchten lassen sie sich leicht ernähren; später reicht man ihnen Fleisch, welches sie ebenso gern gekocht, als roh verzehren. Das Rindfleisch scheinen sie allen anderen Fleischarten vorzuziehen. Aus großem Geflügel und kleinen Säugethieren machen sie sich Nichts, obwohl sie auch diese Nahrung nicht verschmähen. Sie sind durchaus nicht fleischgierig, sondern gern mit Pflanzennahrung zufrieden. Ganz gegen die Art anderer Raubthiere versuchen sie niemals, dem Hausgeflügel nachzustellen, und beweisen damit, daß sie sich im freien Zustande mehr von Pflanzennahrung und Kerbthieren, als von dem Fleisch der Wirbelthiere ernähren. An Wasser darf man die gezähmten nicht Mangel leiden lassen, sie nehmen dasselbe oft und in Menge zu sich.

Der junge Nasenbär wird selten in einem Käfig gehalten. Gewöhnlich legt man ihm ein Lederhalsband an und bindet ihn mit einem Riemen im Hof an einen Baum; bei anhaltendem Regenwetter bringt man ihn unter Dach. Dabei hat man nicht zu befürchten, daß er den Riemen, welcher ihn fesselt, zu zernagen sucht.

Den größten Theil des Tages über ist das Thier in unaufhörlicher Bewegung; nur die Mittagsstunde bringt es schlafend zu, wie die Nacht. Wenn die Hitze groß ist, ruht es der Länge nach aus-

gestreckt, sonst aber rollt es sich auf der Seite liegend zusammen und versteckt den Kopf zwischen den Vorderbeinen. Wirft man ihm seine Nahrung vor, so ergreift es diese erst mit den Zähnen und entfernt sich von seinem Wärter damit, soweit es ihm seine Fesseln erlauben.

Vor dem Verzehren zerkratzt der Coati das Fleisch mit den Nägeln der Vorderfüße; Eier zerbeißt er oder zerbricht sie durch Aufschlagen gegen den Boden und lappt dann die auslaufende Flüssigkeit behaglich auf. Er zerbeißt auch die Melonen und Pomeranzen; doch steckt er zuweilen eine seiner Vorderpfoten in die Frucht, reißt ein Stück ab und bringt es mit den Nägeln zum Munde. Ein Rüsselbär, welchen Bennett hielt, trank leidenschaftlich gern Blut und suchte sich an den Thieren, welche ihm zur Nahrung vorgeworfen wurden, jedesmal die blutigste Stelle aus. Außer dem Fleisch fraß er sehr gern Feigen und besuchte deshalb bei seinen Ausflügen regelmäßig die Bäume, welche diese Leckerei trugen, schnupperte dann nach den reifsten von den abgefallenen herum, öffnete sie und saugte das Innere aus. Die ihm vorgeworfenen Thiere rollte er, nachdem er sie von dem Blute rein geleckt hatte, zuerst zwischen seinen Vorderhänden hin und her, zog sodann die Eingeweide aus der inzwischen geöffneten Bauchhöhle heraus und verschlang davon eine ziemliche Menge, ehe er die eigentlich fleischigen Theile seines Opfers berührte. Bei seinen Lustwandelungen im Garten wühlte er wie ein Schwein in der Erde und zog dann regelmäßig einen Wurm oder eine Kerflarve hervor, deren Vorhandensein ihm unzweifelhaft sein scharfer Geruch angezeigt hatte. Beim Trinken stülpte er die bewegliche Nase soviel als möglich in die Höhe, um mit ihr ja nicht das Wasser zu berühren.

Kein Nasenbär verlangt in der Gefangenschaft eine sorgfältige Behandlung. Ohne Umstände fügt er sich in jede Lage. Er schließt sich dem Menschen an, zeigt aber niemals eine besondere Vorliebe für seinen Wärter, so zahm er auch werden mag. Nach Affenart spielt er mit Jedermann und auch mit seinen thierischen Hausgenossen, als mit Hunden, Katzen, Hühnern und Enten. Nur beim Fressen darf man ihn nicht stören, denn auch der zahmste Coati beißt Menschen und Thiere, wenn sie ihm seine Nahrung entreißen wollen.

In seinem Wesen hat der Rüsselbär viel Selbstständiges, ja Unbändiges. Er unterwirft sich keineswegs dem Willen des Menschen, sondern geräth in großen Zorn, wenn man ihm irgend einen Zwang anthut. Nicht einmal durch Schläge läßt er sich zwingen, denn er setzt sich herzhaft zur Wehre und beißt tüchtig, wenn er gezüchtigt wird, seinen Wärter ebensowohl, als jeden Andern. Erst, wenn er so geschlagen wird, daß er die Uebermacht seines Gegners fühlt, rollt er sich zusammen und sucht, seinen Kopf vor den Streichen zu schützen, indem er denselben an die Brust legt und mit seinen beiden Vorderpfoten bedeckt; wahrscheinlich fürchtet er am meisten für seine empfindliche Nase. Während der Züchtigung pfeift er stark und anhaltend (sonst vernimmt man blos Laute von ihm, wenn er Hunger, Durst oder Langeweile hat), er achtet dabei aber auf jede Gelegenheit, seinem Gegner Eins zu versetzen. Gegen Hunde, welche ihn angreifen, zeigt er gar keine Furcht; er vertheidigt sich gegen sie noch muthvoller, als gegen den Menschen. Seine scharfen, zweischneidigen Eckzähne kommen ihm dabei sehr wohl zustatten; mit ihnen weiß er tiefe und gefährliche Wunden beizubringen. Auch unangegriffen geht er zuweilen auf fremde Hunde los und jagt sie in die Flucht.

Von einem so reizbaren, unbiegsamen Wesen läßt sich nicht viel Gelehrigkeit erwarten. Man kann den Coati kaum zu Etwas abrichten. Rengger sah zwar einen, welcher auf Befehl seines Herrn wie ein Pudel aufwartete und auf den nachgeahmten Knall eines Gewehrs wie todt zu Boden fiel: aber so gelehrige Nasenbäre sind Ausnahmen von der Regel. Gewöhnlich bemerkt man bald, daß es nicht viele andere Säugethiere seiner Größe giebt, welche weniger Verstand besitzen, als der Coati. In seinen Handlungen nimmt man keinen Zusammenhang wahr. Sein Gedächtniß ist schwach, und er erinnert sich weder an Beleidigungen, noch an Wohlthaten, welche er erfahren, und ebensowenig an Unfälle, die er sich zugezogen hat. Deshalb kennt er keine Gefahr und rennt nicht selten zu wiederholten Malen in die nämliche.

Wenn man ihn frei herumlaufen läßt, wird er im Hause sehr unangenehm. Er durchwühlt Alles mit der Nase und wirft alle Gegenstände um. In der Nase besitzt er große Kraft, in den

Händen bedeutende Geschicklichkeit und Beides weiß er zu verwenden. Nichts läßt er unberührt. Wenn er sich eines Buches bemächtigen kann, dreht er alle Blätter herum, indem er abwechselnd beide Vordertatzen unglaublich schnell in Bewegung setzt; giebt man ihm eine Cigarre, so rollt er sie durch dieselbe Bewegung gänzlich auf; sieht er Etwas stehen, so giebt er dem ihn sofort fesselnden Gegenstande erst mit der rechten, dann mit der linken Tatze einen Schlag, bis er zu Boden stürzt. Ein Zimmer, eine Bibliothek oder eine Sammlung können schon gänzlich verwüstet sein, ehe man nur eine Ahnung davon hat. Dazu kommen noch andere Unannehmlichkeiten. Der Rüsselbär ist keinen Augenblick ruhig; er beißt, er giebt einen starken, unangenehmen, moschusähnlichen Geruch von sich und läßt seinen stinkenden Koth überall fallen. Sonderbar ist, daß er mit demselben, so sorgfältig er sich auch sonst vor ihm in Acht nimmt, sich seinen Schwanz beschmiert, wenn ihn Flöhe peinigen oder er an einem juckenden Ausschlage leidet. Bennett beobachtete, daß er nicht blos seinen Koth, sondern auch Leim und irgend einen andern klebrigen Stoff zwischen die Haare seiner buschigen Standarte einrieb. Später vergnügte er sich dann damit, den Schwanz wieder abzulecken oder ihn durch Waschen im Wasser wieder zu reinigen.

Manche Nasenbären zeigen das lebhafteste Vergnügen, wenn sich Jemand mit ihnen abgiebt. Gegen Liebkosungen sind sie außerordentlich empfänglich; sie lassen sich gern streicheln und noch lieber hinter den Ohren krauen. Dabei beugen sie den Kopf zur Erde nieder, schmiegen sich nach Katzenart an den Pfleger an und stoßen ein vergnügliches Gezwitscher aus. Ich sah in Rotterdam ihrer drei in einem Käfig; sie vertrugen sich schlecht unter einander. Das stärkste Männchen hatte die Oberherrschaft an sich gerissen und machte sie auch dem Weibchen gegenüber geltend. Alle drei waren ganz außer sich vor Vergnügen, wenn man sie kraute. Sie legten sich auf den Rücken und schrien scheinbar aus Wollust „hä, hä, hä!“ Der Alleinherrscher vertrieb immer die von ihm Unterjochten, um das Hochgefühl, welches meine Liebkosungen ihnen allen zu bereiten schienen, für sich allein zu genießen. Er hatte sich so gut in Achtung zu setzen verstanden, daß sein bloses Erscheinen genügte, die Geknechteten an den Wänden emporzutreiben. Weinland beobachtete, daß Nasenbären ohne eigentlich erklärlichen Grund manche Leute hassen und andere lieben. Letztere fordern sie durch ihr eigenthümliches Grunzen auf, ihnen zu schmeicheln und sie in den Haaren zu krauen, nach den Ersteren hauen sie wüthend mit den Klauen und zeigen ihnen die weißen Eckzähne, sobald jene dem Käfig zu nahe kommen. Sie sind zwar schwach, aber klug genug, auch von Denen, welche sie hassen, Futter anzunehmen, lassen sich aber nicht einmal durch ihre Lieblingsspeise vollständig versöhnen. Bennett erzählt, daß sein Gefangener, welcher wie ein Hund auf seinen Namen hörte, jedem Rufe Folge leistete und gewöhnlich gar nicht daran dachte, von seinen Zähnen Gebrauch zu machen, zuweilen wie unsinnig in seinem Käfig herumlief, immer im Kreise, und dabei heftig nach seinem Schwanze biß. Dann konnte sich Niemand dem Käfig nähern, ohne mit Fauchen, Knurren oder lautem und mißtönendem Geschrei empfangen und mit Bissen bedroht zu werden. Setzte man ihn dann in Freiheit, so war er der beste Kerl von der Welt und Jedermanns Freund.

Die Beobachtungen, welche Saussure an seinen Gefangenen machte, stimmen mit Vorstehendem im Ganzen vollkommen überein; doch finden sich einige anziehende Stellen in dem Bericht dieses Forschers, welche ich meinen Lesern nicht vorenthalten will. „Mein zahmer Coati,“ sagt dieser Forscher, „begleitete mich monatelang auf meiner Reise. Er war an einer dünnen Schnur befestigt und versuchte diese auch niemals zu durchbeißen. Wenn ich ritt, hielt er sich den ganzen Tag lang auf dem Pferde im Gleichgewicht. Zu entfliehen versuchte er nicht und verursachte auch sonst keine Störung. Abends befestigte ich ihn an irgend einem Gegenstande oder ließ ihn auch wohl im Hofe frei umhergehen. Trotz seiner Sanftheit hatte er doch immer Augenblicke von Zorn und suchte zu beißen; eine einfache Strafe aber brachte ihn zur Ruhe. Ein weibliches Thier, welches ich mir in demselben Jahre verschaffte, besaß ein noch sanfteres Wesen, als das Männchen. Beide nahmen ganz außerordentlich schnell zu.“

„Im Jahre 1856 nahm ich sie mit mir nach Europa und ließ sie die Reise durch die Vereinigten

Staaten machen. Zu diesem Behufe brachte ich sie in eine Kiste mit Scheidewänden, welche sich vermittelst getrennter Deckel öffnete. Wir hatten öfters sehr starke Kälte, Schnee und Eis, alsdann lagen die Coatis zusammengekauert im Stroh, und wenn man den Deckel aufhob, zeigten sie durchaus keine Lust herauszukommen."

„Das Männchen zeigte schon vor seiner völligen Ausbildung Neigung zum Beißen. Sei es nun aus Langerweile in seinem engen Haus oder daß es scherzen wollte, es suchte die Finger zu erhaschen, welche man durch die Luftlöcher steckte, und bei meiner Ausschiffung in Frankreich wurde einem Zollbeamten der Finger blutig gebissen, der allzuneugierig die an einem der Löcher erscheinende fleischige Nase untersuchen wollte."

„Mehrere Monate behielt ich sodann meine Coatis auf dem Lande nicht weit von Genf. Sie schienen Gefallen an der Gesellschaft des Menschen zu haben und folgten mir selbst auf Spaziergängen, indem sie sich immer rechts oder links wendeten, um auf Bäume zu klettern oder Löcher in die Erde zu graben. Sie hatten einen muntern, scherzhaften Charakter und liebten Affenstreiche. Sobald sie auf ihrem Wege einem Vorübergehenden begegneten, stürzten sie auf ihn los, kletterten ihm die Beine hinauf, waren in einer Sekunde auf seiner Schulter, sprangen wieder auf die Erde zurück und flohen blitzschnell davon, entzückt, eine Eulenspiegelei ausgeführt zu haben. Da nun aber ein solches Abenteuer den meisten Vorübergehenden mehr lästig, als angenehm war, so sah ich mich bald genöthigt, meinen Bären das freie Umherlaufen zu versagen. Uebrigens wurde Dies Tag für Tag nöthiger; denn je mehr sie die Freiheit kennen lernten, umsoweniger schienen sie sich um ihren Herrn zu bekümmern. Sie gingen überaus gern spazieren, aber jeweiter sie sich entfernt hatten, destoweniger wollte ihnen die Rückkehr gefallen, und ich war oft genöthigt, sie aus einer Entfernung von einer Viertelmeile holen zu lassen."

„Man hielt sie nun an langen Schnuren auf einer Wiese, und sie belustigten sich damit, die Erde aufzukratzen und nach Kerfen zu suchen, dachten aber auch jetzt nicht daran, die Schnur zu durchbeißen. Dies war im Sommer, und sie hatten also Nichts von der Kälte zu leiden. Leider hörten Kinder und Neugierige nicht auf, sie mit Stöcken zu reizen, und so zerstörten sie in ihnen das wenige Gute, was überhaupt noch vorhanden war. Nachdem die Thiere zwei Monate in freier Luft gelebt hatten, begannen sie, uns erst recht zu schaffen zu machen. Manchmal machten sie sich doch los und liefen ins Weite, nun mußte man sich aufmachen, um sie zu suchen. Am häufigsten fand man sie auf den großen Bäumen der benachbarten Dörfer. Einige Male verwickelte sich die Schnur, welche sie nachschleppten, und schnürte ihnen den Hals ein; man fand sie dann halb ohnmächtig oben hängen. Einmal kostete es viele Mühe, das Männchen wieder zum Leben zu bringen. Noch immer waren sie gegen ihre Pfleger leidlich zahm. So verbrachten sie oft mehrere Stunden mit Schlafen und Spielen auf dem Schoße einer Frau, welche vor ihnen keine Furcht hatte und sie auch nicht mit Drohungen erschreckte, ihnen überhaupt sehr gewogen war. Nach und nach nahm das Männchen aber einen immer schlimmern Charakter an: sowie man es angriff, biß es. Da man nun sah, daß Dies gefährlich werden konnte, sperrte man es mit seinem Weibchen in ein leeres und vollkommen abgeschlossenes Zimmer ein. Am nächsten Morgen war kein Coati zu sehen, noch zu hören: sie waren in das Kamin geklettert und vom Dach aus an einem kanadischen Weinstock heruntergestiegen. Nachdem sie im Dorfe herumgelaufen waren, begegneten sie noch vor Tagesanbruch einer alten Frau, der sie auf den Rücken sprangen. Die Unglückliche, welche nicht wußte, wie ihr geschah, stieß sie, indem sie sich von ihnen befreien wollte. Sie sprangen nun zwar weg, brachten ihr aber doch in der Schnelligkeit noch mehrere bedeutende Bisse bei. Am Morgen fand man sie in einem Gebüsch. Das Männchen, nicht damit zufrieden, auf die Stimme seines Wärters nicht gekommen zu sein, leistete sogar beim Fangen noch großen Widerstand. Es wurde nun mit jedem Tage schwieriger, die Thiere freilaufen zu lassen, und ich beschloß klüglich, sie in einen großen Käfig zu setzen, um neuen Unglücksfällen vorzubeugen. Dieser Käfig wurde in den Stall gestellt, aber die Pferde wurden unruhig und schlugen die ganze Nacht durch aus."

„Da nun die Winterkälte vor der Thür war und ich meine Coatis nicht im Stalle halten konnte, war ich unentschieden, was ich machen sollte, bis ein neuer Fall mich aus der Unentschlossenheit riß. Das Männchen nämlich mißbrauchte eines Tages die Freiheit, welche man ihm von Zeit zu Zeit gewährte, und entfloh. Mein Bedienter fand es am Ufer des Sees, gerade damit beschäftigt, die Kiesel umzuwenden. Bei seiner Ankunft sprang der Coati zur Seite und stieß sein gewöhnliches ärgerliches Zwitschern aus. Man war gewöhnt, die Coatis immer am Schwanze zu fangen, weil sie diesen gerade in die Höhe tragen und, wenn man sie dann mit ausgestrecktem Arme trägt, nicht im Stande sind, sich aufzurichten. So gab man ihnen keine Gelegenheit, ihre Krallen und Zehen zu benutzen, und wenn man sie nachher wieder auf den Boden setzte, zeigten sie gewöhnlich gar keinen Groll. Mein Bedienter, welcher unsern Flüchtling auf dieselbe Weise gepackt hatte, hielt ihn aber dieses Mal nicht weit genug von seinem Körper ab, und es gelang dem Thiere, diesen zu erreichen und sich emporzuheben. Jetzt zeigte es einen großen Zorn. Gegen seine Gewohnheit ließ es sich nicht in den Armen seines Wärters tragen, sondern befreite sich mit Lebhaftigkeit und grub ihm die scharfen Zähne in den Hals ein, wodurch er ihm zwei schreckliche Wunden beibrachte. Einen Augenblick nachher schien es diese That zu bereuen und ließ sich ruhig wegtragen. Ein so großer Unfall brachte mich zu dem Entschluß, mich der Thiere zu entledigen, und da ich nicht wußte, wie ich sie an einen zoologischen Garten gelangen lassen konnte, beschloß ich ihren Tod."

„Aus dem Angegebenen geht die große Beweglichkeit ihres geistigen Wesens hervor. Sie liebten es, sich in der Wonne der Liebkosung zu verlieren, aber sie beschränkten sich darauf, dieselbe zu empfangen, und sie wußten sie nicht anders zurückzugeben, als daß sie den Leuten plump auf Rücken und Schulter sprangen, mehr zum Zeitvertreib, als aus Freundschaft." —

Meines Wissens hat man die Nasenbären noch nirgends bei uns zur Fortpflanzung gebracht. „Auch in Paraguay," sagt Rengger, „ist kein Beispiel bekannt, daß sich der Coati in der Gefangenschaft begattet hätte, obgleich man beide Geschlechter viele Jahre neben einander gehalten und ihnen möglichste Freiheit gegeben hatte."

Manche ertragen die Gefangenschaft viele Jahre hindurch bei bestem Wohlsein, andere gehen ein, ohne daß man eigentlich einen Grund anzugeben wüßte. In der Freiheit mögen sie, einer Schätzung Renggers zu Folge, zehn bis funfzehn Jahre alt werden.

Es ist noch nicht allzulange her, daß ein Thierführer in der Stadt Paris mit Fug und Recht erklären konnte, er zeige ein den Naturforschern noch unbekanntes Thier, welches er aus Amerika erhalten habe. Und um dieselbe Zeit, — im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, — kam dasselbe Thier auch nach London und beschäftigte die Naturforscher dort ebenso eifrig, wie in Paris. Dieses räthselhafte Geschöpf war ein Wickelbär, welcher damals wirklich so gut als noch nicht bekannt war. Oken glaubt zwar, daß schon Hernandez den Wickelbären meint, wenn er von seinem Baumwiesel oder „Quauh-Tenzo" spricht; doch sind die Angaben zu dürftig, als daß wir sie mit Sicherheit benutzen könnten. Erst Alexander von Humboldt hat uns genauere Nachrichten gegeben. Vor ihm hat kein Thier den Naturforschern soviel Schwierigkeiten verursacht, als gerade unser Wickelbär. Einige sahen ihn als einen Lemur an und nannten ihn deshalb Lemur flavus; Andere glaubten in ihm, das von den Halbaffen gänzlich abweichende Gebiß beachtend, eine Schleichkatze zu erblicken und reihten ihn daher unter diesen ein unter dem Namen mexikanisches Wiesel (Viverra caudivolvula); doch wollte auch hier der Wickelschwanz nicht recht passen und noch weniger das Gebiß, welches sich namentlich durch die stumpfen Kauzähne auszeichnet und auf gemischte Nahrung deutet. Zuletzt stellte man ihn mit einem andern, nicht minder eigenthümlichen Geschöpf, zu den Bären.

Der Wickelbär, Kinnkaju, Manaviri oder Cuchumbi, wie das Thier in seiner Heimat, dem nördlichen Brasilien, genannt wird, gilt mit Recht als Vertreter einer besondern Sippe (Cercoleptes).

Er ist ein durchaus eigenthümliches Geschöpf, gleichsam eine Mittelgestalt zwischen Bär und Marder, wie der Coati als Mittelglied zwischen Bär und Schleichkatze oder der Waschbär als solches zwischen den Bären und Affen betrachtet werden kann. Der sehr gestreckte, aber plumpe Leib steht auf ganz niederen Beinen, der Kopf ist ungemein kurz und dick, die Schnauze sehr kurz, die Augen sind mäßig groß, die Ohren klein, die fünf Zehen halb verwachsen und mit starken Krallen bewehrt, die Sohlen sind nackt. Der Schwanz ist mehr als körperlang und ein ebenso vollkommener Wickelschwanz, wie der mancher Beutelthiere oder der Brüllaffen. Ihm dankt er seinen Namen Cercoleptes caudivolvulus. Erwachsen mißt der Wickelbär über $2^1/_2$ Fuß, wovon $1^1/_2$ Fuß auf den Schwanz kommen, bei $6^1/_4$ Zoll Schulterhöhe. Die sehr dichte, ziemlich lange, etwas gekrauste, weiche, sammetartig glänzende Behaarung ist auf der Ober- und Außenseite lichtgraulichgelb mit einem schwachröthlichen Anfluge und schwarzbraunen Wellen, welche namentlich am Kopf und am Rücken deutlich hervortreten. Jedes Einzelhaar ist an der Wurzel grau, wird dann gelbröthlich und endigt in eine schwarzbraune Spitze. Vom Hinterhaupt zieht sich ein breiter und sicher begrenzter, dunkler



Der Wickelbär (Cercoleptes caudivolvulus).

Streifen längs des Rückgrates bis zur Schwanzwurzel. Die Unterseite ist röthlichbraun, gegen den Bauch hin lichter, die Außenseite der Beine ist schwarzbraun. Auch über die Mitte des Bauches verläuft ein dunkelrostbrauner Streifen. Der Schwanz ist an der Wurzel braun, in der letzten Hälfte fast schwarz.

Gegenwärtig wissen wir, daß der Wickelbär weit verbreitet ist. Er findet sich im ganzen nördlichen Brasilien, in Neu-Granada, Peru, Guiana, Mejiko, ja noch im südlichen Luisiana und Florida. Nach Humboldt ist er besonders am Rio Negro und in Neu-Granada häufig. Er lebt in den Urwäldern, mehr in der Nähe von großen Flüssen und zwar auf Bäumen. Seine Lebensweise ist eine vollkommen nächtliche; den Tag verschläft er in hohlen Bäumen, des Nachts aber zeigt er sich sehr lebendig und klettert außerordentlich gewandt und geschickt in den hohen Baumkronen umher, seiner Nahrung nachgehend. Dabei leistet ihm sein Wickelschwanz vortreffliche Dienste. Er giebt kaum einem Affen an Klettergewandtheit Etwas nach. Alle seine Bewegungen sind äußerst geschickt und sicher. Er kann sich mit den Hinterfüßen oder mit dem Wickelschwanze an Aesten und Zweigen

festhalten und so gut an einen Baum klammern, daß er mit dem Kopf voran zur Erde herabzusteigen vermag. Beim Gehen tritt er mit der ganzen Sohle auf.

Seine Nahrung besteht in kleinen Säugethieren, Vögeln und deren Eiern, Kerbthieren und deren Larven, Honig und süßen Früchten, namentlich Bananen oder Paradiesfeigen. Dem Honig soll er mit besonderer Liebhaberei nachstellen und viele wilde Bienenstöcke zerstören, weshalb er von den Indianern gehaßt wird und von den Missionären den Namen Oso melero — Honigbär — erhalten hat. Zur Ausbeutung der Bienenstöcke benutzt er seine merkwürdig lange und vorstreckbare Zunge, mit welcher er in die schmalste Ritze, in das kleinste Loch greifen und die dort befindlichen Gegenstände herausholen kann. Diese Zunge soll er durch die Fluglöcher der Bienen bis tief in den Stock stecken, mit ihr die Waben zertrümmern und dann den Honig auflecken; sie soll ihm gleichsam den Rüssel des Elefanten ersetzen. In der Freiheit ist das Thier ziemlich blutgierig und grausam, scheint aber dennoch Pflanzennahrung dem Fleische vorzuziehen.

Ueber die Fortpflanzung des sonderbaren Gesellen wissen wir noch gar Nichts; doch schließt man aus seinen zwei Zitzen, daß er höchstens zwei Junge werfen kann. In der Gefangenschaft hat er sich noch nirgends fortgepflanzt.

Alle Naturforscher, welche den Wickelbären bis jetzt beobachteten, sind darin einstimmig, daß er dem Menschen gegenüber sanft und gutmüthig ist und sehr bald sich ebenso zutraulich und schmeichelhaft zeigt, wie ein Hund, Liebkosungen gern annimmt, die Stimme seines Herrn erkennt und die Gesellschaft des Menschen der seiner eignen Art vorzieht. Er fordert seinen Pfleger geradezu auf, mit ihm zu spielen und sich mit ihm zu unterhalten. Deshalb gehörte er in den gemäßigtsten Theilen von Neu-Granada ehemals zu den beliebtesten Hausthieren der Eingebornen. Auch in der Gefangenschaft schläft er fast den ganzen Tag. Er deckt dabei seinen Leib, vor allem aber den Kopf, mit dem Schwanze zu. Legt man ihm Nahrung vor, so erwacht er wohl, bleibt aber blos solange munter, als er frißt. Nach Niedergang der Sonne wird er wach, tappt anfangs mit lechzender Zunge unsichern Schrittes umher, späht nach Wasser, trinkt, putzt sich und wird nun lustig und aufgeräumt, springt, klettert, treibt Possen, spielt mit seinem Herrn, läßt das sanfte Pfeifen ertönen, aus welchem seine Stimme besteht, oder knurrt kläffend, wenn er erzürnt wird, wie ein junger Hund. Oft sitzt er auf den Hinterbeinen und frißt, wie die Affen, mit Hilfe der Tatzen, wie er überhaupt in seinem Betragen ein merkwürdiges Gemisch von den Sitten der Bären, Hunde, Affen und Zibetthiere zur Schau trägt. Auch seinen Wickelschwanz benutzt er nach Affenart und zieht mit ihm Gegenstände an sich heran, welche er mit den Pfoten nicht erreichen kann. Gegen das Licht ist er sehr empfindlich. Schon beim ersten Tagesdämmern sucht er einen dunkeln Ort auf und sein Augenstern zieht sich zu einem ganz kleinen Punkte zusammen. Reizt man das Auge durch vorgehaltenes Licht, so giebt er sein Mißbehagen durch eine eigenthümliche Unruhe in allen seinen Bewegungen zu erkennen. Er frißt Alles, was man ihm reicht: Brod, Fleisch, Obst, gekochte Kartoffeln, Gemüse, Zucker, eingemachte Sachen; er trinkt Milch, Kaffee, Wasser, Wein, sogar Branntwein, wird von geistigen Getränken betrunken und mehrere Tage krank. Ab und zu greift er auch einmal Geflügel an, tödtet es, saugt ihm das Blut aus und läßt es liegen. Nach recht lebhafter Bewegung nießt er zuweilen öfters hinter einander. Im Zorn zischt er, wie eine Gans, und schreit endlich heftig. So zahm er auch wird, so eifrig ist er bedacht, seine Freiheit wiederzuerlangen. Ein alter Wickelbär, welchen Humboldt besaß, entfloh während der Nacht in einem Walde, erwürgte aber noch vorher zwei Felsenhühner, welche zu der Thiersammlung des großen Forschers gehörten, und nahm sie gleich als Nahrungsmittel für die nächste Zeit mit sich fort.

Ich kann vorstehende Schilderung, welche im Wesentlichen Humboldt nacherzählt ist, durchaus bestätigen. Der Hamburger Thiergarten besitzt seit vorigem Frühjahre (1863) einen Wickelbären, welcher dem eben Mitgetheilten in allen Stücken entspricht. Er ist ein höchst liebenswürdiges Geschöpf. Ich kaufte ihn in einer Thierbude und gewann mir bald seine Zuneigung, weil ich ihn liebkoste, so oft ich zu ihm kam. Er erkannte meine Freundschaft bald an und gestattete mir ohne Wider-

streben eine Behandlung, gegen welche er sich Anderen gegenüber zu verwahren weiß. Ich darf ihn jetzt sogar aus dem Schlafe wecken, ohne seinen Zorn zu erregen.

Auch er bringt den größten Theil des Tages schlafend zu. Dabei liegt er zusammengerollt auf der Seite, den Rücken nach dem Lichte gekehrt. Gegen Abend, immer ungefähr zu derselben Zeit, wird er munter, dehnt und reckt sich, gähnt und streckt dabei die Zunge lang aus dem Maule heraus. Dann tappt er geraume Zeit bedächtig und sehr langsam im Käfig umher. Sein Gang ist sehr eigenthümlich und entschieden ungeschickt. Er setzt seine krummen Dachsbeine soweit nach innen, daß er den Fuß der einen Seite beim Ausschreiten fast, oft aber wirklich, über den der andern wegheben muß. Im Klettern zeigt er sich viel geschickter; eigentlich gewandt aber ist er nicht. Den Wickelschwanz benutzt er fortwährend. Zuweilen hält er sich mit ihm und den beiden Hinterfüßen frei an einem Aste, den Leib wagrecht vorgestreckt.

Er frißt alles Genießbare, welches wir ihm geben, am liebsten Früchte, gekochte Kartoffeln und gesottenen Reis. Wenn ich ihm einen kleinen Vogel vorwerfe, naht er sich höchst bedächtig, beschnuppert ihn sorgfältig, beißt dann zu und hält den Erfaßten beim Fressen mit beiden Vorderfüßen fest. Er frißt langsam und, ich möchte so sagen, liederlich; er zerreißt und zerfetzt die Nahrung, beißt auch, entschieden mit Mühe, immer nur kleine Stücken von ihr ab und kaut diese langsam vor dem Verschlingen. Eigentlich blutgierig ist er nicht, obgleich er seine Raubthiernatur nicht verleugnet.

Schwer dürfte es halten, einen gemüthlichern Burschen, als er einer ist, zum Hausgenossen zu finden. Er ist hingebend, wie ein Kind. Liebkosungen machen ihn ganz glücklich. Er schmiegt sich zärtlich Dem an, welcher ihm schmeichelt, und scheint durchaus keine Tücke zu besitzen. Unwillig wird er nur dann, wenn man ihn ohne weiteres aus seinem süßesten Schlafe weckt. Ermuntert man ihn durch Anrufen und läßt ihm Zeit zum Wachwerden, so ist er auch bei Tage das liebenswürdige Geschöpf, wie immer. —

Obgleich der Wickelbär auch in Europa die Gefangenschaft gut verträgt und ohne Beschwerde ernährt werden kann, sieht man ihn doch sehr selten lebend bei uns, mir ist es unbekannt, warum. Er kann nicht besonders schwer zu erlangen sein und gehört zu denjenigen Thieren, welche unter allen Umständen die Aufmerksamkeit der Beschauer zu fesseln wissen, also doppelt willkommene Erwerbungen für Thiergärten oder Thierschaubuden sind.

Einige Forscher reihen dem Wickelbären ein noch weit weniger bekanntes Thier an, während Andere ihm unter den Zibetthieren seine Stelle anweisen wollen. Ich schließe mich, nachdem ich das betreffende Raubthier lebend gesehen habe, den Ersteren an.

Der **Binturong** (Arctitis — Ictitis — Binturong) steht bis jetzt ebenso einzeln da, als der **Wickelbär**. Er allein vertritt seine Sippe. Dem Wickelbären ähnelt er hinsichtlich seines Gebisses und wegen seines wenigstens greiffähigen Schwanzes, den Zibetthieren durch seinen Leibesbau. Den einen wie die anderen übertrifft er an Größe. Ein erwachsenes Männchen wird reichlich vier Fuß lang, wovon die Hälfte auf den Schwanz kommt; das Weibchen ist nur wenig kleiner. Der Leib ist kräftig, der Kopf dick, die Schnauze verlängert, der Schwanz lang; die Beine sind kurz und stämmig, die Füße nacktsohlig, fünfzehig, mit ziemlich starken, nicht einziehbaren Krallen bewehrt. Ein dichter, ziemlich rauhhaariger, lockerer Pelz bekleidet den Leib. Das Haar bildet an den kurzen, abgerundeten Ohren Pinsel, ist aber auch am Leibe und besonders am Schwanze auffallend lang, überhaupt nur an den Gliedern kurz. Dicke, weiße Schnurren zu beiden Seiten der Schnauze umgeben das Gesicht wie mit einem Strahlenkranze. Die Färbung ist ein mattes Schwarz, welches auf dem Kopfe ins Grauliche, an den Gliedmaßen ins Bräunliche übergeht. Das Weibchen soll grau, das Junge gelblich aussehen, weil die Spitzen der übrigens schwarzen Haare die entsprechenden Färbungen zeigen. Weißlich erscheinen die Ohrränder und Augenbrauen.

Sumatra, Java, Malakka, Butan und Nepal sind, soweit jetzt bekannt, die Heimat dieses wirklich schönen Thieres. Major Farquhar entdeckte es, Raffles beschrieb es zuerst; spätere Reisende sandten Bälge nach Europa, und Rawson endlich machte im Jahre 1855 dem Thiergarten in Regents=Park zu London ein lebendes Männchen zum Geschenk. Dieses habe ich im Frühjahre 1863 dort noch im besten Wohlsein angetroffen.

Die Lebensbeschreibung des Binturong ist überaus dürftig. Er lebt in den Wäldern und nährt sich schlecht und recht nach anderer Raubthiere Art. Hiermit ist die Schilderung seines Freilebens gegeben; denn mehr weiß man eben noch nicht.



Der Binturong (Arctitis — Ictitis — Binturong).

Auch über die beiden Gefangenen, welche man beobachtete, ist äußerst wenig berichtet worden, nur etwa Folgendes: Der Binturong ist ein Nachtthier, welches bei Tage in sich zusammengerollt schläft und zwar so fest, daß es kaum ermuntert werden kann, auch jede Störung durch wüthendes Knurren und Zähnefletschen beantwortet, nach diesen Gefühlsergüssen aber sich wiederum zusammen=rollt und weiterschläft. (Der Gefangene des Londoner Gartens, welcher mir zu Gefallen geweckt wurde, gab jedoch keine derartigen Beweise einer gestörten Gemüthsruhe, sondern zeigte sich viel umgäng=licher.) Mit Einbruch der Nacht wird das Thier munter, frißt, thierische wie pflanzliche Nahrung, sehr gern Früchte, Eier und Vögel, und klettert dann langsam, aber geschickt auf den Baumstämmen umher, wobei es seinen ungewöhnlich starken Wickelschwanz fortwährend benutzt, wie ich beobachtete,

auch im Weiterklettern, indem es ihn dann einfach lockert und auf dem Ast oder Baumstamm fortschleift, ohne jedoch die Umschlingung zu lösen. Seine Freßlust soll in keinem Verhältniß zu seiner Größe stehen, jedoch leicht zu befriedigen sein, weil der Binturong durchaus kein Kostverächter und gekochter Reis bekanntermaßen ein sehr billiges Nahrungsmittel ist.

Auch das letzte Mitglied der Bärenfamilie bildet eine besondere Sippe, welches man Katzenbär (Ailurus) genannt hat. Der Panda (Ailurus refulgens) hat eine Gestalt, welche zwischen Waschbär und Katze in der Mitte steht. Sein Körper erscheint wegen des dichten und weichen Pelzes plumper, als er ist; der langbehaarte Kopf ist sehr kurz und fast katzenartig. Die Schnauze ist kurz und breit, die Ohren sind groß, der lange Schwanz schlaff und buschig behaart, daher sehr dick. Die niederen Beine haben behaarte Sohlen und kurze Zehen mit starkgekrümmten, spitzen, halbeinziehbaren Krallen. In der Größe ähnelt das Thier ungefähr einer Hauskatze. Seine Leibeslänge beträgt



Der Panda (Ailurus refulgens).

zwanzig, die des Schwanzes dreizehn und die Höhe am Widerrist neun Zoll. Die Behaarung besteht aus Woll- und Grannenhaaren und ist dicht, weich, glatt und sehr lang, weshalb auch der Panda viel dicker erscheint, als es wirklich ist. Auf der Oberseite ist er lebhaft und glänzend dunkelroth gefärbt, auf dem Rücken mit lichtgoldgelbem Anfluge, weil hier die Haare in gelbe Spitzen enden. Die Unterseite ist glänzend schwarz, ebenso sind die Beine gefärbt, doch zieht sich eine dunkelkastanienrothe Querbinde über ihre Außen- und Vorderseite, Scheitel und Stirn spielen ins Lichtgelbe, die langen Wangenhaare sind weiß, nach rückwärts rostgelblich. Eine rostrothe Binde verläuft unterhalb der Augen zum Mundwinkel und trennt die weiße Schnauze von den Wangen. Das Kinn ist weiß, die Ohren sind außen mit schwarzrothen, innen mit langen, weißen Haaren besetzt. Der Schwanz ist fuchsroth mit undeutlichen, lichteren, schmalen Ringen.

Die Heimat des Panda ist das Gebirgsland südlich des Himalaya, zwischen Nepal und den Schneebergen. Hier lebt er in Wäldern, welche in bedeutender Höhe liegen, am liebsten auf Bäumen, in der Nähe von Flüssen und Alpenbächen. Er klettert vortrefflich und jagt nach kleinen Vögeln und deren Eiern, Säugethieren und Kerbthieren, nimmt aber auch gern Früchte zu sich. Ein lauter Ruf,

den man oft von ihm hört, klingt wie Wah, weshalb er auch bei den Eingebornen den Namen Hitwah erhielt. Genaueres über seine Lebensweise ist nicht bekannt. Aus den vier Zitzenpaaren des Weibchens schließt man, daß er viele Junge werfen mag. Dies ist Alles, was wir wissen; denn auch über das Gefangenleben fehlen zur Zeit noch alle Berichte.

* *
*

Die zweite Hauptabtheilung der Raubsäuger umfaßt die drei Familien, welche sich vorzugsweise von Kerbthieren nähren. Wollte man die Nahrung allein berücksichtigen, so müßte man noch die Fledermäuse zu ihnen rechnen: Dem widerstreitet aber der Leibesbau der Letzteren, wenn auch das Gebiß mit den übrigen Kerbthierräubern die entschiedenste Aehnlichkeit hat. Wir können die jetzt zu besprechenden Familien als Bindeglieder zwischen den Raubthieren und Fledermäusen betrachten. Diesen ähneln die Kerfräuber auch in der geringern Größe ihres Leibes und in der ganzen Lebensweise. Bei weitem die meisten Mitglieder der drei Familien sind kleine Geschöpfe; denn die Kerbthiere sind nicht so nahrunghaltig, daß ein großes Raubthier, bei uns zu Lande wenigstens, sich von ihnen ausschließlich ernähren könnte; bedürfen doch selbst die kleinen Räuber eines täglichen Bedarfs an Nahrung, welcher ihr eignes Körpergewicht erreicht oder noch übertrifft. Den kerbthierfressenden Fledermäusen stehen daher unsere Thiere in der Gefräßigkeit nicht im geringsten nach. Hierzu kommt nun noch, daß die meisten der kleinen Raubgesellen Nachtthiere sind, wodurch sie wiederum mit den Fledermäusen übereinstimmen. Somit haben die Einen mit den Anderen in ihrem Leben allerdings Vieles gemein; in jeder andern Hinsicht aber unterscheiden sie sich ganz wesentlich von einander.

Die Kerfjäger sind meist Säugethiere von unschönem, häßlichem Aeußern und durch merkwürdige Verkümmerung gewisser Theile, sowie auch wieder durch auffallende Vergrößerung anderer ausgezeichnet. In der Leibesbildung entfernen sie sich am weitesten von den allgemeinen Grundzügen des Baues der Raubthiere. Ihre Gestalten sind die manchfaltigsten in der ganzen Ordnung. Der Leib ist in den meisten Fällen gedrungen; die Gliedmaßen, höchstens mit Ausnahme des Schwanzes, sind verkürzt; die Nase ist nicht selten rüsselartig verlängert; die Ohren schwanken zwischen sehr verschiedenem Maße; die Sinneswerkzeuge sind eines Theils sehr ausgebildet und auf der andern Seite merkwürdig, ja fast vollkommen verkümmert, und so muß oft ein Sinn den andern übertragen. Mit dieser Leibesbildung stehen die geistigen Fähigkeiten im Einklang. Unsere Thiere sind stumpfe, mürrische, mißtrauische, scheue, die Einsamkeit liebende und heftige Gesellen. Aus diesen Eigenschaften, sowie aus dem Leibesbau geht wieder ihre eigenthümliche Lebensweise hervor. Bei weitem die meisten leben unterirdisch, grabend und wühlend oder wenigstens in sehr tief verborgenen Schlupfwinkeln; einige bewohnen auch das Wasser und andere die Bäume. Durch ihre erstaunliche Thätigkeit thun sie der Vermehrung der schädlichen Kerfe und Würmer, der Schnecken und anderer niederer Thiere, ja selbst auch der Ausbreitung mancher kleinen Nager wesentlichen Abbruch. Sie sind also fast ohne Ausnahme höchst nützliche Arbeiter im Weinberge: aber sie werden dennoch nur von dem Naturkundigen erkannt und geachtet; die große Menge verabscheut sie. Man sieht hierin, wie Vogt sagt, so recht die Wahrheit des alten Sprichwortes, daß die Nacht keines Menschen Freund ist. „Was nur irgend in der Dunkelheit fleugt und kreucht, wird von dem Volksgefühle schon ohne weitere Untersuchung gehaßt und verabscheut, und es hält außerordentlich schwer, der Allgemeinheit die Ueberzeugung beizubringen, daß die Späher und Häscher, welche dem im Dunkeln schleichenden Verderber auf die Spur kommen wollen, auch den Gängen desselben nachspüren müssen, und nicht am hellen Tageslicht ihrer Verfolgung obliegen können."

„Ein Blick in den geöffneten Rachen eines Kerfjägers überzeugt uns unmittelbar, daß diese Thiere nur Fleischfresser sein können, noch fleischfressender, wenn man sich so ausdrücken darf, als Katzen und Hunde, die das System vorzugsweise Fleischfresser nennt. Die beiden Kiefern starren

von Spitzen und geschärften Zacken; dolchähnliche Zahnklingen treten bald an der Stelle der Eckzähne, bald weiter hinten über die Ebene der Kronzacken hervor; scharfe Piramiden, den Spitzen einer auf zwei Reihen doppelt geschärften Säge ähnlich, wechseln mit Zahnformen, welche den Klingen der englischen Taschenmesser nicht unähnlich sind. Die ganze Einrichtung weist darauf hin, daß die Zähne dazu bestimmt sind, selbst hartschalige Insekten, wie Käfer, zu packen und zu halten. Diese Charaktere können nicht trügen, denn, wie Savarin, der berühmte französische Gastronom, den Satz aufstellen konnte: „Sage mir, was Du issest, und ich sage Dir, was Du bist;" so kann man auch von den Säugethieren sagen: „Zeige mir Deine Zähne, und ich sage Dir, was Du issest und wer Du bist." Der Kerbthierfresser kaut und mahlt nicht mit seinen Zähnen; er beißt und durchbohrt nur. Seine Zahnkronen werden nicht von oben her abgerieben, sondern nur geschärft durch das seitliche Ineinandergreifen der Zacken des Gebisses. Man nehme sich nur die Mühe, das Gebiß eines kleinen Nagers, z. B. einer Ratte, mit demjenigen einer Fledermaus oder eines Maulwurfs zu vergleichen, und das unterscheidende Gepräge Beider wird mit größter Bestimmtheit in die Augen springen. Das Gebiß einer Hufeisennase, zu den Maßen desjenigen eines Löwen vergrößert, würde ein wahrhaft schauderhaftes Zerstörungswerkzeug darstellen."

Ich glaube nicht, daß man den Nutzen, welchen diese Thiere dem Menschen bringen, mit weniger Worten und schärfer bezeichnen könnte, als es Vogt hier gethan hat. Und nicht blos er allein hat auf diesen Nutzen hingewiesen, sondern schon viele Naturforscher vor ihm! Aber gegen das einmal eingewurzelte Vorurtheil der Menschen läßt sich leider nur allzuschwer ankämpfen, und trauriger Weise ist der Satz nur zu tief begründet, daß der Mensch oft gerade Das, was ihm den meisten Nutzen bringt, durchaus nicht anerkennen will. Man verfolgt die kleinen Wühler, wo man sie nur antrifft, ihrer unschönen Gestalt, ihrer Lebensweise wegen, und vergißt dabei gänzlich, was sie leisten, was sie sind. Anders freilich wird Derjenige handeln, welcher sich mit ihrem Leben näher beschäftigt. Er findet so viel, was ihn anzieht und fesselt, daß er sehr bald die unschöne Körpergestalt von Vielen, — denn manche sind keineswegs unschöne Thiere — vergißt und ihnen allen nun seine größte Theilnahme und Unterstützung zukommen läßt.

Die meisten bei uns wohnenden Kerbthierräuber halten einen Winterschlaf und würden zu Grunde gehen, wenn die Natur nicht in der Weise für ihre Erhaltung gesorgt hätte. Mit der eintretenden Kälte macht das rege Kerbthierleben gewissermaßen einen Stillstand, und Tausende und andere Tausende der unseren Räubern zur Nahrung bestimmten Geschöpfe schlummern entweder in den ewigen Schlaf oder wenigstens in einen zeitweiligen hinüber; damit verödet die Erde für die Feinde der Kerfe, und sie müssen jetzt, weil sie nicht wandern können, wie die Vögel, dem Vorgange der Kerbthiere gewissermaßen Folge leisten. So ziehen sie sich denn nach den verborgensten Schlupfwinkeln zurück oder bereiten sich selbst solche, und fallen hier in den tiefen Winterschlaf, welcher, wie wir oben kennen lernten, zeitweilig fast alle Regungen des Lebens aufhebt und somit ihrem Leibe bis zum neuen Erwachen die Lebensthätigkeit aufbewahrt. Aber da, wo die strenge Kälte ihren Einfluß nicht ausüben kann, in der Tiefe des Wassers oder unter der Erde, währt auch im Winter noch das Leben, das Rauben und Morden fort, und ganz Dasselbe ist selbstverständlich in den glücklichen Ländern der Fall, in welchen es einen ewigen Sommer oder wenigstens keinen Winter giebt, möge er nun durch die sengende Gluth des Südens oder die erstarrende Kälte des Nordens hervorgebracht werden. Schon im Süden Europas, und noch mehr in den Wendekreisländern, treiben die Kerfräuber jahraus, jahrein mit aller Regsamkeit und Frische ihr Gewerbe, freilich nicht überall; denn gerade unter den Wendekreisen tritt ja auch ein Winter ein, obwohl hier ihn die Alles verdorrende und vernichtende Gluth der am höchsten stehenden Sonne hervorruft.

Aus diesen Bemerkungen geht die Verbreitung unserer Thiere ganz von selbst hervor. Sie finden sich hauptsächlich in den gemäßigten Ländern der Erde und in den wasserreichen Gegenden unter den Wendekreisen, nehmen aber ebensowohl nach Norden hin, oder dort, wo die Hitze allgemeine Trockenheit hervorruft, bedeutend an Arten ab.

Nach ihrem Leibesbau und ihrer Lebensweise scheiden sich die Kerbthierfresser in drei scharfbegrenzte Familien, welche Jedermann bekannt sind, weil wir alle bei uns wohnenden Vertreter derselben, den Igel, die Spitzmaus und den Maulwurf, kennen oder wenigstens kennen sollten. An diese drei bekannten Gestalten wollen wir die übrigen hierhergehörigen und von ihnen in mancher Hinsicht sehr abweichenden Kerfräuber anreihen.

Die Thiere, welche die sechste Familie unserer Ordnung bilden, sind so ausgezeichnet, daß auch die kürzeste Beschreibung genügt, um sie zu kennzeichnen. Ein echtes Raubthiergebiß und ein Stachelkleid sind ihre hervorragendsten Merkmale, und sie finden wir bei allen Arten wieder, welche die Familie aufweist. Ob die Stacheln weich und biegsam oder hart, ob sie gerade oder etwas gebogen sind, ist gleichgiltig: sie sind immer vorhanden, und das Gebiß bleibt immer mehr oder weniger dasselbe. Der Leibesbau der Igel ist plump. Die Beine sind niedrig, der Schwanz ist sehr kurz oder fehlt; die Ohren dagegen sind ziemlich, bei einigen Arten sogar sehr groß, und die Schnauze ist zum Rüssel umgebildet. An den Füßen sitzen regelmäßig fünf und nur ausnahmsweise vier Zehen.

Die Familie hatte ihre Vertreter schon in der Tertiärzeit; gegenwärtig ist sie über Europa, Afrika und Asien verbreitet. Alle Igel leben hauptsächlich in Ebenen und am liebsten in trockenen Gegenden (obwohl sie auch vereinzelt in den Gebirgen emporsteigen) oder in der Nähe des Wassers, an den Ufern der Flüsse und des Meeres. Wälder und Auen, Felder und Gärten, ausgedehnte Steppen sind ihre hauptsächlichsten Aufenthaltsorte. Hier schlagen sie in den dichtesten Gebüschen, unter Hecken, hohlen Bäumen, Wurzeln, in Felsen, Geklüft, in verlassenen Thierbauen und anderen Orten ihren Wohnsitz auf oder graben sich selbst kurze Höhlen. Sie leben den größten Theil des Jahres hindurch einzeln oder paarweise und führen ein vollkommen nächtliches Leben. Erst nach Sonnenuntergang ermuntern sie sich von ihrem Tagesschlummer und gehen ihrer Nahrung nach, die bei den meisten in Pflanzen und Thieren, bei einigen aber ausschließlich in den Letzteren besteht. Früchte, Obst und saftige Wurzeln, Samen, kleine Säugethiere, Vögel, Lurche, Kerfe und deren Larven, Nacktschnecken, Regenwürmer ꝛc. sind die Stoffe, mit welchen die freigebige Natur ihren Tisch deckt. Ausnahmsweise wagen sich einzelne auch an größere Thiere und stellen z. B. den Hühnerarten, ja selbst jungen Hasen nach. Die Igel sind langsame, schwerfällige und ziemlich träge Burschen. Sie halten sich alle am Boden auf; kein einziger kann klettern oder springen. Beim Gehen treten sie mit der ganzen Sohle auf. Unter ihren Sinnen steht der Geruch oben an; aber auch das Gehör ist scharf, während Gesicht und Geschmack sehr wenig ausgebildet sind, und das Gefühl eine Stumpfheit erreicht, die geradezu ohne Beispiel dasteht. Die geistigen Fähigkeiten sind sehr gering. Alle Igel sind furchtsam, scheu und dumm, aber ziemlich gutmüthig oder besser gleichgiltig gegen die Verhältnisse, in denen sie leben, und deshalb sind sie leicht zu zähmen. Die Mütter werfen drei bis acht blinde Junge, pflegen sie sorglich und zeigen bei der Vertheidigung derselben sogar einen gewissen Grad von Muth, welcher ihnen sonst ganz abgeht. Die meisten haben die Eigenthümlichkeit, sich bei der geringsten Gefahr in eine Kugel zusammenzurollen, um auf diese Weise ihre weichen Theile gegen etwaige Angriffe zu schützen. In dieser Stellung schlafen sie auch. Die, welche in den nördlichen Gegenden wohnen, bringen die kalte Zeit in einem ununterbrochenen Winterschlaf zu, und diejenigen, welche unter den Wendekreisen leben, schlafen während der Zeit der Dürre.

Der unmittelbare Nutzen, welchen sie den Menschen bringen, ist gering; denn gegenwärtig wenigstens weiß man aus einem erlegten Igel kaum noch Etwas zu machen. Größer aber wird der mittelbare Nutzen, welchen sie durch Vertilgung einer Masse schädlicher Thiere leisten, und aus diesem Grunde verdienen sämmtliche Igel, anstatt der sie gewöhnlich treffenden Verachtung, unsere vollste Theilnahme und den ausgedehntesten Schutz.

Die Familie zerfällt in mehrere Sippen, welche sich ebensowohl durch den Leibesbau, als durch die Fähigkeiten unterscheiden.

Unser Igel (Erinaceus europaeus) mag als Vertreter der einen Sippe gelten. Sie unterscheidet sich von den übrigen durch die geringere Größe des Kopfes, welcher sich in eine kurze, spitze Schnauze endet und mäßige oder große Ohren besitzt, durch kurze, fünfzehige Beine mit starken Krallen und den Stummelschwanz, welcher bei einigen Arten eigentlich nur angedeutet ist. Der Rumpf ist mit harten, spitzen, fast gleichlangen Stacheln bedeckt; der Unterleib, der Vorderhals, der Kopf und die Beine aber tragen borstiges und weiches Haar. Mehr, als alle übrigen, vermögen sich die Mitglieder dieser Sippe zu einem Knäuel zusammenzuballen.

Wenn an den ersten warmen Abenden, die der junge, lachende Frühling bringt, Alt und Jung hinausströmt, um sich in den während des Winters verwaisten und nun neu erwachenden Gärten, Hainen und Wäldchen neue Lebensfrische zu holen, vernimmt der Aufmerksamere vielleicht ein eigenthümliches Geräusch im trockenen, abgefallenen Laube, gewöhnlich unter den dichtesten Hecken und Gebüschen, und wenn er hübsch ruhig bleiben will, wird er bald auch den Urheber dieses Lärmens entdecken. Ein kleiner, kugelrunder Bursch, mit merkwürdig rauhem Pelz, arbeitet sich aus dem Laub hervor, schnuppert und lauscht nach allen Seiten hin und beginnt dann seine Wanderung mit gleichmäßig trippelnden Schritten. Kommt er näher, so bemerkt man ein sehr niedliches, spitzes Schnäuzchen, gleichsam eine nette Wiederholung des gröbern und derbern Schweinsrüssels vorstellend, ein Paar klare, freundlich blickende Aeuglein und einen Stachelpanzer, welcher die ganzen oberen Theile des Leibes bedeckt, ja auch an den Seiten noch weit herabreicht. Das ist unser, oder ich will eher sagen mein lieber Gartenfreund, der Igel, ein gemüthlicher, ehrlicher, treuherziger, aber etwas dummer Gesell, welcher ganz harmlos in das Leben hinausschaut und nicht begreifen zu können scheint, daß der Mensch so niederträchtig sein kann, ihn, der sich so hohe Verdienste um das Gesammtwohl erwirbt, nicht nur mit allerlei Schimpfnamen zu belegen, sondern auch nachdrücklich zu verfolgen, ja, aus reiner Bubenmordlust, sogar todtzuschlagen. Man muß nur das Entsetzen gesehen haben, mit welchem eine Gesellschaft von Frauen aufspringt, wenn sich plötzlich der Stachelheld zwischen sie drängt oder auch nur von ferne zeigt. Sie thun gerade, als wäre Dies ein Feind, welcher das Leben bedrohen oder ihnen wenigstens Verletzungen beibringen könnte, an denen sie Jahre lang zu leiden hätten! Keine einzige der Aufschreienden aber hat sich jemals die Mühe genommen, das Thier selbst zu beobachten. Hätte sie Dies gethan, so würde sie bemerkt haben, daß der scheinbar so muthig auf den Menschen zutrabende Held, sobald er sich von der Nähe des gefährlichen Feindes überzeugt hat, im höchsten Entsetzen einen Augenblick lang stutzt, die Stirne runzelt und plötzlich, Gesicht und Beine an den Leib ziehend, zu einer Kugel sich zusammenrollt und in dieser Stellung verharrt, bis die vermeintliche Gefahr vorüber ist. Der Harmlose ist froh, wenn er selbst nicht behelligt wird; er geht gern jedem größern Thiere und zumal dem Menschen aus dem Wege.

Unser Igel ist, was seine Gestalt anlangt, schon durch die Worte beschrieben, mit welchen ich seine Sippe zu kennzeichnen versuchte. Der ganze Körper mit all seinen Theilen ist sehr gedrungen, dick und kurz; der Rüssel ist spitz und vorn gekerbt, der Mund weit gespalten, die Ohren sind breit, die schwarzen Augen klein. Wenige schwarze Schnurren stehen im Gesicht, unter den weiß- oder rothgelb, an den Seiten der Nase und Oberlippe aber dunkelbraun gefärbten Haaren; hinter den Augen liegt ein weißer Fleck. Das Haar am Hals und Bauch ist lichtrothgelblichgrau oder weißgrau; die Stacheln sind gelblich, in der Mitte und an der Spitze dunkelbraun; in ihre Oberfläche sind feine Längsfurchen, 24 bis 25 an der Zahl, eingegraben, zwischen denen sich gewölbte Leisten erheben; das Innere zeigt eine mit großen Zellen erfüllte Markröhre. Die Länge des Thieres beträgt zehn Zoll, die des Schwanzes elf Linien, die Höhe am Widerrist ungefähr fünf Zoll. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen außer seiner etwas bedeutendern Größe durch eine spitzere Schnauze, stärkern Leib und eine lichtere, mehr grauliche Färbung; auch ist die Stirn bei ihm gewöhnlich nicht so tief herab mit Stacheln besetzt, und der Kopf erscheint hierdurch etwas länger. An den meisten Orten unterscheiden die Leute zwei Abarten des Igels: den Hundsigel, welcher eine stumpfere Schnauze, dunklere Färbung und geringere Größe haben soll, und den Schweinsigel, dessen

hauptsächlichste Kennzeichen in der spitzern Schnauze, der hellern Färbung und der bedeutendern Größe liegen sollen. Diese Unterschiede beruhen offenbar blos auf zufälligen Eigenthümlichkeiten; auch sind die Ansichten der so fein unterscheidenden naturkundigen Alleswisser keineswegs dieselben, und wenn man der Sache genau auf den Grund geht, wird man regelmäßig mit geheimnißvollen Bemerkungen abgespeist, aus denen, trotz aller Bemühungen, kein Sinn zu entnehmen ist. „Ich erinnere mich noch sehr wohl," sagt Vogt, „daß mir die Bauern in der Wetterau, in dem Geburtsdorfe meines Vaters, wo wir gewöhnlich die Ferien zubrachten, mit Abscheu von den Franzosen erzählten, sie hätten sogar Hundsigel am Spieße gebraten und mit großer Befriedigung verzehrt.



Der Igel (Erinaceus europaeus).

Wir suchten damals alle Igel zusammen, deren wir habhaft werden konnten, um den Unterschied kennen zu lernen; der alte Bauer aber, der unser Orakel war, erklärte sie insgesammt für uneßbare Hundsigel und fügte endlich mit boshaftem Lächeln hinzu, daß die Schweinsigel wohl viel eher an anderen Orten, als im Felde zu finden seien."

Unser Igel ist ein in Europa sehr bekanntes Thier. Seine Verbreitung erstreckt sich nicht blos über den ganzen Erdtheil, mit Ausnahme der kältesten Länder, sondern auch über einen Theil von Asien: man findet ihn in Syrien, und zwar in einem Zustande, welcher von großer Behäbigkeit zeigt; denn er erlangt dort, wie in der Krim, eine viel bedeutendere Größe, als bei uns. In den europäischen Alpen kommt er bis zum Krummholzgürtel, einzeln bis über 6000 Fuß hinauf vor; im Kaukasus

ersteigt er Höhen von 8000 Fuß; in den Karpathen fehlt er. Er findet sich ebensowohl in flachen, wie in bergigen Gegenden, in Wäldern, Auen, in Feldern und in Gärten, und ist in ganz Deutschland eigentlich nirgends selten, aber auch nirgends häufig. Weit zahlreicher ist er in Rußland, wo er, wie es scheint, besonders geschont wird, und Reinecke und der Uhu, seine Hauptfeinde aus dem Thierreiche, soviel andere Nahrung haben, daß sie ihn in Frieden lassen können. Laubholz mit dichtem Gebüsch oder faule, an der Wurzel ausgehöhlte Bäume, Hecken in Gärten, Haufen von Mist und Laub, Löcher in Umhegungsmauern, kurz Orte, welche ihm Schlupfwinkel gewähren, wissen ihn zu fesseln, und hier darf man auch mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, ihn jahraus, jahrein zu finden. Will man ihn hegen und pflegen, so muß man sein hauptsächlichstes Augenmerk auf Anlegung derartiger Zufluchtsorte richten. „Früher," sagt Lenz, „hatte ich in meinem Garten mit Stroh gefüllte, in Abtheilungen gebrachte und mit niederen Gängen versehene Häuschen für die Igel, stellte ihnen auch Milch zum Saufen hin und kaufte zu der Vermehrung neue. Sie zogen aber meinen Zaun und noch mehr einen großen, aus Reisig und Dornen aufgebauten Haufen vor; durch das Anschaffen neuer aber brachte ich gar keine Vermehrung zu Stande, wahrscheinlich weil sie, ihre Heimat suchend, entflohen. Jetzt habe ich dagegen in dem genannten Garten ein zweihundert Schritt langes Wäldchen angelegt, dessen Buschwerk dicht in einander schließt und wo alle geringen Lücken jährlich mit Dornen beworfen werden, so daß sich weder ein Mensch, noch ein Hund darin herumtreiben kann. Hier steht eine Anzahl Kästchen, die einen halben Fuß lang und breit, einen Fuß hoch, unten und an einer Seite offen sind und den Igeln eine gute Winterherberge geben. Dieses Wäldchen behagt ihnen gar sehr, und neben ihnen tummeln sich Drosseln, Rothkehlchen, Zaunkönige, Goldammern und Grasmücken lustig herum." Ich möchte meinen Lesern anrathen, wenn sie es können, ebenso Schlupfwinkel für den unschuldig Geächteten anzulegen. Aus dem Folgenden mag hervorgehen, warum.

Der Igel ist ein drolliger Kauz und dabei ein guter, furchtsamer Kerl, welcher sich ehrlich und redlich, unter Mühe und Arbeit durchs Leben schlägt. Er ist wenig zum Gesellschafter geeignet, und deshalb findet er sich auch stets allein oder höchstens in Gesellschaft mit seinem Weibchen. Unter den dichtesten Gebüschen, unter Reisighaufen oder in Hecken hat sich jeder einzeln sein Lager aufgeschlagen und möglichst bequem zurechtgemacht. Es ist ein großes Nest aus Blättern, Stroh und Heu, welches in einer Höhle oder unter dichtem Gezweig angelegt wird. Findet er nicht selbst eine schon vorhandene Höhle, so gräbt er sich mit vieler Arbeit eine eigne Wohnung und füttert diese aus. Sie reicht etwa einen Fuß tief in die Erde und ist mit zwei Ausgängen versehen, von denen der eine in der Regel nach Mittag, der andere gegen Mitternacht gelegt ist. Allein diese Thüren verändert er, wie das Eichhorn, zumal bei heftigem Nord= oder Südwind. In hohem Getreide gräbt er sich selten eine Höhle, sondern macht sich blos ein großes Nest. Die Wohnung des Weibchens ist fast immer nicht weit von der des Männchens, gewöhnlich in ein und demselben Garten. Es kommt wohl auch vor, daß beide Igel sich in der warmen Jahreszeit in ein Nest legen, ja zärtliche Igel vermögen es gar nicht, sich von ihrer Schönen zu trennen, und theilen regelmäßig das Lager mit ihr. Dabei spielen sie oft recht allerliebst mit einander, necken und jagen sich gegenseitig, kurz, kosen zusammen, wie Verliebte Dies überhaupt zu thun pflegen. Wenn der Ort ganz sicher ist, sieht man die beiden Gatten wohl auch bei Tage ihre Liebesspiele und Scherze treiben, an halbwegs lauten Orten aber erscheinen sie blos zur Nachtzeit. Man hört, wie ich oben andeutete, ein Geraschel im Laube und sieht den Igel plötzlich in schnurgerader Richtung weglaufen, trotz der schnell trippelnden Schritte langsam und ziemlich schwerfällig. Dabei schnuppert er mit der Nase, wie ein Spürhund, beständig auf dem Boden und beriecht jeden Gegenstand, welchen er unterwegs trifft, sehr sorgfältig. Bei solchen Wanderungen trieft ihm beständig Wasser aus Mund und Nase, und man behauptet, daß er den Rückweg nach seiner Wohnung durch das Wittern dieser Flüssigkeit wieder auffinde. Ich glaube nicht daran, weil ich oft die große Ortskenntniß des Thieres bemerken konnte. Hört unser Stachelheld auf seinem Wege etwas Verdächtiges, so bleibt er stehen, lauscht und wittert, und man sieht dabei recht deutlich, daß der Sinn des Geruchs bei weitem der schärfste ist, zumal im Vergleich zum Gesicht.

Nicht selten kommt es vor, daß ein Igel dem Jäger auf dem Anstande geradezu bis vor die Füße läuft, dann aber plötzlich stutzt, schnüffelt und nun eiligst Reißaus nimmt, falls er nicht vorzieht, sogleich seine Schutz- und Trutzwaffe zu gebrauchen, nämlich sich zur Kugel zusammenzuballen. Eine solche Igelkugel sieht sehr merkwürdig aus. Von der frühern Gestalt des Thieres bemerkt man nichts mehr. Der ganze Bursche bildet jetzt vielmehr einen eiförmigen Klumpen, welcher an einer Seite eine Vertiefung zeigt, sonst aber ringsum ziemlich regelmäßig gerundet ist. Die Vertiefung führt nach dem Bauche zu und in ihr liegen dicht an denselben gedrückt die Schnauze, die vier Beine und der kurze Stummelschwanz. Zwischen den Stacheln hindurch hat die Luft ungehinderten Zutritt, und somit wird es dem Igel leicht, selbst bei längerm Aushalten in seiner Stellung zu athmen. Diese Zusammenrollung verursacht ihm keine Anstrengung; denn die Hautmuskeln, welche dieselbe bewirken, sind bei ihm in einer Weise ausgebildet, wie bei keinem andern Thiere. Die zusammenrollenden Muskeln zerfallen in die sogenannte Kappe, welche die Rückenseite des Rumpfes bedeckt; in den Bauchtheil, welcher die Rumpfseiten, den Bauch und den obern Theil der Gliedmaßen umgiebt, und in den vordern und hintern Niederzieher. Sie alle wirken gemeinschaftlich mit solcher Kraft, daß ein an den Händen gehörig geschützter Mann kaum im Stande ist, den zusammengekugelten Igel gewaltsam aufzurollen. Einem solchen Unternehmen bieten nun auch die Stacheln ganz empfindliche Hindernisse. Während bei der ruhigen Bewegung des Thieres das ganze Stachelkleid hübsch glatt aussieht, und die tausend Spitzen, im Ganzen dachziegelartig geordnet, glatt über einander liegen, sträuben sie sich, sobald der Igel die Kugelform annimmt, nach allen Seiten hin und lassen ihn jetzt als eine furchtbare Stachelkugel erscheinen. Einem einigermaßen Geübten ist es gleichwohl nicht schwer, auch dann noch einen Igel in den Händen fortzutragen. Man setzt die Kugel in die Lage, welche das Thier beim Gehen einnehmen würde, streicht von vorn nach hinten leise die Stacheln zurück und wird nun nicht im mindesten von ihnen belästigt. Will man sich jetzt einen Spaß machen, so setzt man den Igel auf einen Gartentisch und sich still daneben, um das Aufrollen zu beobachten. Nicht leicht kann man eine größere Abwechselung in den Gesichtszügen wahrnehmen, als sie jetzt stattfindet. Obgleich der Geist natürlich sehr wenig mit diesen Veränderungen des Gesichtsausdrucks zu thun hat, sieht es doch so aus, als durchliefen das Igelgesicht in kürzester Zeit alle Ausdrücke von dem finstersten Unmuth an bis zur größten Heiterkeit. Wenn man sich ruhig verhält, denkt der zusammengerollte Igel nach geraumer Zeit daran, sich wieder auf den Weg zu machen. Ein eigenthümliches Zucken des Felles verkündet den Anfang seiner Bewegung. Er schiebt leise den vordern und hintern Theil des Stachelpanzers aus einander, setzt die Füße vorsichtig auf den Boden und streckt jetzt ganz sachte das Schweineschnäuzchen vor. Noch ist die Kopfhaut dick gefaltet und finsterer Zorn scheint auf seiner niedern Stirn zu liegen; selbst das so harmlose Auge liegt unter buschigen Brauen tief versteckt. Mehr und mehr glättet sich das Gesicht, weiter und weiter wird die Nase vorgeschoben, weiter und weiter der Panzer zurückgedrückt, und endlich hat man auf einmal das gemüthliche Gesichtchen in seiner gewöhnlichen, behäbigen oder harmlosen Ruhe vor sich, und in diesem Augenblicke beginnt dann auch der Igel seine Wanderung, gerade so, als ob es für ihn niemals eine Gefahr gegeben hätte. Stört man ihn jetzt zum zweiten Male, so rollt er sich blitzschnell wieder zusammen und bleibt etwas länger, als das vorige Mal gekugelt. Sehr hübsch sieht es aus, wenn man von Zeit zu Zeit einen abgebrochenen, kurzen Ruf ausstößt. Der Laut berührt den Igel wie ein elektrischer Schlag; er zuckt bei jedem zusammen, auch wenn man ihm zehnmal in der Minute zuruft. Der bereits ganz an den Menschen gewöhnte Igel macht es geradeso, selbst wenn er eben beim Ausleeren einer Milchschüssel sein sollte. Wiederholt man aber die Neckerei, so kriegt er das Ding endlich satt und rollt sich entweder für eine ganze Viertelstunde lang zusammen, oder aber — gar nicht mehr, gerade als wisse er, daß man ihn doch nur foppen wolle. Anders ist es freilich, wenn man sein Ohr mit gellenden Tönen beleidigt. Ein Igel, vor dessen Ohr man mit einem Glöckchen klingelt, zuckt fort und fort bei jedem Schlage gleichsam krampfhaft zusammen. Klingelt man nah bei einem Ohre, so zuckt er seinen Panzer auf der betreffenden Seite herab, bei größerer Entfernung zieht er die Stirnhaut gerade nach vorn.

Immer erfolgt dieses Zucken in demselben Augenblick, in welchem der Klang laut wird; man kann ihn ganz nach Belieben sich verneigen lassen. Wenn ihn einer seiner Hauptfeinde, ein **Hund** oder ein **Fuchs** aufstöbert, kugelt er sich eiligst ein und bleibt unter allen Umständen in seiner Lage. Er merkt an dem wüthenden Bellen oder Knurren der Verfolger, daß sie ihm in ernster Absicht zu Leibe gehen, und hütet sich wohl, sich irgend eines seiner anererbten Vorrechte zu entäußern. Mittel giebt es freilich noch genug, den Igel augenblicklich dahin zu bringen, daß er seine Kugelgestalt aufgiebt. Wenn man ihn mit Wasser begießt oder in das Wasser wirft, rollt er sich sofort auf; das weiß nicht blos der Schelm Reinecke, sondern auch mancher Hund zum Nachtheile unsers Thieres anzuwenden. Auch Tabaksrauch, den man ihm zwischen den Stacheln durch in die Nase bläst, bewirkt Dasselbe; denn seinem empfindlichen Geruchswerkzeuge ist der Rauch etwas ganz Entsetzliches: er wird förmlich berauscht von ihm, streckt sich augenblicklich, hebt die Nase hoch auf und taumelt wankenden Schrittes davon, bis ihn einige Züge reiner, frischer Luft wieder einigermaßen erquickt haben. In seiner Zusammenkugelung besteht die ganze Abwehr gegen Gefahren, denen er ausgesetzt ist. Auch wenn er, wie es bei dem täppischen Kerl häufig vorkommt, einmal einen Fehltritt thut, über eine hohe Gartenmauer herunterfällt oder plötzlich an einem steilen Abhang in das Rollen kommt, kugelt er sich augenblicklich zusammen und fliegt jetzt mit erstaunlicher Schnelligkeit den Abhang oder die Mauer hinab, ohne sich im Geringsten weh zu thun. Man hat beobachtet, daß er von mehr als zwanzig Fuß hohen Wallmauern herniedergestürzt ist, ohne sich zu schaden.

Der Igel schläft, wie bemerkt, den ganzen Tag über und kommt erst in der Dämmerung zum Vorschein. Dies geschieht einzig und allein aus dem Grunde, um auf die Jagd zu gehen. Und unser Stachelheld ist keineswegs ein ungeschickter und tölpischer Jäger, sondern versteht Sachen auszuführen, die man nimmermehr ihm zutrauen möchte. Allerdings besteht die Hauptmasse seiner Nahrung aus Kerbthieren, und eben hierdurch wird er so nützlich. Allein er begnügt sich nicht mit solcher, so wenig nährenden Kost, sondern erklärt auch anderen Thieren den Krieg. Kein einziger der kleinen Säuger oder Vögel ist vor ihm sicher, und unter den niederen Thieren haust er nun vollends in arger Weise. Außer der Unmasse von **Heuschrecken**, **Grillen**, **Küchenschaben**, **Mai**- und **Mistkäfern**, anderen **Käfern** aller Arten und deren Larven, verzehrt er **Regenwürmer**, **Nacktschnecken**, **Wald**- oder **Feldmäuse**, kleine Vögel und selbst Junge von großen. Man sollte nicht denken, daß der tölpische Bursche wirklich im Stande wäre, die kleinen, behenden Mäuse zu fangen; aber er versteht sein Handwerk und bringt selbst das unglaublich Scheinende fertig. Ich habe ihn einmal bei seinem Mausefang beobachtet und mich über seine Pfiffigkeit billig gewundert. Er strich im Frühjahr im niedern Getreide hin und blieb plötzlich vor einem Mauseloche stehen, schnupperte und schnüffelte daran herum, wendete sich langsam hin und her und schien sich endlich überzeugt zu haben, auf welcher Seite die Maus ihren Sitz hatte. Da kam ihm nun sein Rüssel vortrefflich zu statten. Er wühlte mit großer Schnelligkeit den Gang der Maus auf, und holte sie so auch wirklich nach kurzer Zeit ein; denn ein Quieken von Seiten der Maus und behagliches Murmeln von Seiten des Igels bewies, daß der Räuber sein Opfer gefaßt hatte. Nun wurde mir freilich sein Mausefang klar; dagegen begreife ich noch immer nicht, wie er es anstellt, in Scheunen oder Ställen das listige und behende Wild zu übertölpeln. Weit großartiger als diese harmlosen Kämpfe sind die Gefechte, welche er den Schlangen liefert. Er beweist dabei einen Muth, den man ihm nicht zutrauen sollte. **Lenz** hat hierüber vortreffliche Beobachtungen gemacht und dieselben in seiner „**Schlangenkunde**" veröffentlicht. Diesem ausgezeichneten Buche entnehme ich das Folgende:

„Am 24. August that ich einen Igel in eine große Kiste, in der er zwei Tage später sechs mit kleinen Stacheln versehene Junge gebar, welche er fortan mit treuer Mutterliebe pflegte. Ich bot ihm, um seinen Appetit zu prüfen, recht verschiedenartige Nahrung an, und fand, daß er **Käfer**, **Regenwürmer**, **Frösche**, selbst **Kröten**, doch nicht so gern, **Blindschleichen** und **Ringelnattern** mit großem Behagen verzehrte. **Mäuse** waren ihm das allerliebste, Obst aber fraß er nur dann, wenn er keine Thiere hatte, und da ich ihm einst zwei Tage gar nichts, als Obst, gab, fraß er so

spärlich, daß zwei seiner Jungen aus Mangel an Milch verhungerten. Hohen Muth zeigte er auch gegen gefährliche Thiere. So ließ ich auf einmal acht tüchtige Hamster in seine Kiste, und das sind bekanntlich bitterböse Thiere, mit denen nicht zu spaßen ist. Kaum hatte er die neuen Gäste gerochen, als er zornig seine Stacheln sträubte und, die Nase tief am Boden hinziehend, einen Angriff auf den nächsten unternahm. Dabei ließ er ein eignes Trommeln, gleichsam den Schlachtmarsch, ertönen, und seine gesträubten Kopfstacheln bildeten zum Schutz und Trutz einen Helm. Was half es dem Hamster, daß er fauchend auf den Igel biß; er verwundete sich nur den Rachen an den Stacheln, so daß er von Blut triefte, und bekam dabei soviel Stöße vom Stachelhelm in die Rippen und soviel Bisse in die Beine, daß er erlegen wäre, wenn ich ihn nicht entfernt hätte. Nun wandte sich der Stachelheld auch gegen die anderen Feinde und bearbeitete sie ebenso kräftig, bis ich sie entfernte."

„Doch wir gehen zur Hauptsache über und folgen unserm Helden zum Otternkampfe. Staunend über seine Thaten, müssen wir zugestehen, daß wir nicht den Muth haben, ihm es nachzuthun. Am 30. August ließ ich um 10½ Uhr eine große Kreuzotter in die Kiste des Igels, während er seine Jungen ruhig säugte. Ich hatte mich im voraus davon überzeugt, daß diese Otter an Gift keinen Mangel litt, da sie zwei Tage vorher eine Maus sehr schnell getödtet hatte. Der Igel roch sie sehr bald (er folgt nie dem Gesicht, sondern immer dem Geruch), erhob sich von seinem Lager, tappte unbehutsam bei ihr herum, beroch sie, weil sie ausgestreckt dalag, vom Schwanze bis zum Kopfe und beschnupperte vorzüglich den Rachen. Sie begann zu zischen und biß ihn mehrmals in die Schnauze und in die Lippen. Ganz zufrieden mit dieser Begegnung, ihrer Ohnmacht spottend, leckte er sich, ohne zu weichen, behaglich die Wunde und bekam dabei einen derben Biß in die herausgestreckte Zunge! Ohne sich beirren zu lassen, fuhr er fort, das wüthende und immer wieder beißende Thier zu beschnuppern, berührte sie auch öfter mit der Zunge, aber ohne anzubeißen. Endlich packte er schnell ihren Kopf, zermalmte ihn, trotz ihres Sträubens, sammt Giftzähnen und Giftdrüsen zwischen seinen Zähnen und fraß dann weiter bis zur Mitte des Leibes. Jetzt hörte er auf und lagerte sich wieder zu seinen Jungen, die er säugte. Abends fraß er das noch Uebrige und eine junge, frischgeborne Kreuzotter. Am folgenden Tage fraß er wieder drei frischgeborne Ottern und befand sich nebst seinen Jungen sehr wohl. Auch war an den Wunden weder eine Geschwulst, noch sonst Derartiges zu sehen."

„Am 1. September ging es wieder zur Schlacht. Er näherte sich, wie früher, der Otter, beschnupperte sie und bekam einen guten Theil Bisse ins Gesicht, in die Borsten und Stacheln. Während er so schnupperte und sich die Bisse wohlschmecken ließ, besann sich die Otter, die sich bis jetzt vergeblich bemüht und auch tüchtig an seinen Stacheln gestochen hatte, und suchte sich aus dem Staube zu machen. Sie kroch in der Kiste umher, der Igel folgte ihr schnuppernd nach und erhielt, so oft er ihrem Kopfe nahe kam, tüchtige Bisse. Endlich hatte er sie in der Ecke, wo seine Jungen lagen, ganz in der Enge; sie sperrte den Rachen mit gehobenen Giftzähnen weit auf, er wich nicht zurück, sie fuhr zu und biß so heftig in seine Oberlippe, daß sie eine Zeitlang hängen blieb. Er schüttelte sie ab, sie kroch weg, er wieder nach, und dabei bekam er wieder einige Bisse. Dies hatte wohl zwölf Minuten gedauert; ich hatte zehn Bisse gezählt, die er in die Schnauze erhalten, und zwanzig, welche seine Borsten oder die Luft getroffen hatten. Ihr Rachen, von den Stacheln verletzt, war vom Blute geröthet. Er faßte jetzt ihren Kopf mit den Zähnen, aber sie riß sich wieder los und kroch weg. Ich hob sie nun am Schwanze heraus, packte sie hinter dem Kopfe und sah, da sie sogleich den Rachen aufsperrte, um mich zu beißen, daß ihre Giftzähne noch in gutem Stande waren. Als ich sie wieder hineingeworfen, ergriff er ihren Kopf nochmals mit den Zähnen, zerknirschte ihn und fraß ihn dann langsam, ohne sich viel um ihr Krümmen und Winden zu kümmern, auf, worauf er zu seinen Jungen eilte und sie säugte. Alte und Junge blieben gesund, und keine Spuren von üblen Folgen waren zu sehen."

„Seitdem hat der Igel oftmals mit demselben Erfolge gekämpft, und immer zeigte es sich, daß er den Kopf jedesmal zuerst zermalmte, während er Dies bei giftlosen Schlangen ganz und gar nicht

berücksichtigte. Was von der Mahlzeit übrig bleibt, trägt er gern in sein Nest und verspeist es dann zu gelegnerer Zeit.“

Diese Beobachtung ist unzweifelhaft in jeder Hinsicht merkwürdig. Nach physiologischen Gesetzen läßt es sich nicht einsehen, wie ein warmblütiges Thier so ruhig Bisse aushalten kann, deren Wirkung bei anderen Thieren sogleich Zersetzung des Blutes hervorruft und dadurch den Tod nach sich zieht. Man muß nur bedenken, daß der Biß einer Kreuzotter sehr häufig Säugethiere tödtet, welche wenigstens die dreißigfache Größe und das dreißigfache Gewicht des Igels haben, scheinbar also auch weit stärker sein müßten, als er es ist. Aber unser Stachelheld scheint wirklich giftfest zu sein; denn er verzehrt nicht blos Giftschlangen, deren Gift bekanntlich nur dann schadet, wenn es unmittelbar in das Blut übergeführt wird, sondern auch Thiere, welche dann giftig wirken, wenn sie in den Magen kommen, wie z. B. die allbekannten spanischen Fliegen, deren Leib ja schon auf der äußern Haut heftige Entzündungen hervorruft und deren Genuß anderen Thieren unfehlbar den Tod bringen würde, da ein wenig Pulver von diesen Thieren, welches man einem Hunde oder einer Katze eingiebt, denselben die fürchterlichsten Schmerzen verursacht. Ja, der Igel soll sogar ganz gehörige Gaben Opium, Arsenik, Sublimat oder selbst Blausäure verschlingen, ohne Schaden zu leiden. Hinsichtlich dieser Behauptung will ich jedoch meine Zweifel unverhohlen aussprechen.

Es bedarf nun wohl keiner weiteren Worte, um den großen Nutzen des Igels zu beweisen. Der geringe Schaden, welchen er anrichtet, kann gar nicht in Betracht kommen, zumal derselbe noch gar nicht so erwiesen ist, als manche Leute wissen wollen. Man behauptet z. B., daß er leidenschaftlich gern Hühnereier fräße und diese nicht nur sehr geschickt aufzufinden verstünde, sondern auch höchst pfiffig ausschlürfe, ohne von ihrem Inhalt Etwas zu verschütten. Man will nämlich gesehen haben, daß er das Ei vorsichtig auf den Boden lege, mit seinen Vorderbeinen halte, eine kleine Oeffnung durch die Schale beiße und den Inhalt dann bedächtig auslecke. Außerdem geben ihm die Hühnerzüchter schuld, daß er unter dem Hausgeflügel großen Schaden anrichte, wenn er zu gelegener Zeit in einen Hühnerstall kommen könnte, und Einer will sogar einen Igel gefunden haben, welcher funfzehn Hühner in einer Nacht umgebracht und eines davon gefressen haben soll. Der Beweis für die Wahrheit dieser Angabe ist aber nicht stichhaltig. Nachdem nämlich der Eigenthümer den Schaden gemerkt hatte, legte er rings um den Stall Tellereisen, und am folgenden Morgen fand man drei Igel in diesen Fallen, welche nun die Missethat irgend eines schlauen Marders auf sich nehmen mußten; denn jedenfalls war dieser der Urheber jener Schandthat gewesen, welche jetzt den wahrscheinlich auf Mäusefang umherstreifenden, ungeschickt genug in die Falle tappenden Igeln zur Last gelegt wurde. In ähnlicher Weise dürften wohl auch die vermeintlichen Räubereien an Kaninchen und anderen Thieren zu erklären sein. Wir unsererseits müssen nach allen scharfen Beobachtungen den Igel von solchen Verbrechen vollkommen freisprechen, und können nicht zugeben, daß seine großen Verdienste geschmälert werden.

Der Igel treibt, wie bemerkt, alle seine Geschäfte mit gehöriger Ueberlegung und Langsamkeit. So währt denn auch seine Paarungszeit von Ende März bis zu Anfang Juni. Auch er zeigt sich, wenn er mit seinem Weibchen zusammen ist, sehr erregt. Er spielt nicht blos mit seiner Gattin, sondern stößt auch außerdem Laute aus, welche man sonst blos bei der größten Aufregung vernimmt. Ein dumpfes Gemurmel oder heisere, quiekende Töne oder auch ein helles Schnalzen scheint eine behagliche Stimmung auszudrücken, während ein eigenthümliches Trommeln, wie es der Dachs hören läßt, ein Zeichen von gestörter Gemüthlichkeit, Wuth oder Angst ist. Alle diese Laute werden aber gerade bei der Paarungszeit vernommen; denn der Igel hat ebenfalls seine Noth, um sein Weib gehörig an sich zu fesseln. Unberufene Nebenbuhler drängen sich auch in sein Gehege und machen ihm oft genug den Kopf warm, zumal sein Weibchen, wie Dies so zu gehen pflegt, sich nicht immer in den Schranken einer gebührenden Treue hält. Sieben Wochen nach der Paarung wirft letzteres seine drei bis sechs, in seltenen Fällen wohl auch acht, blinden Jungen in einem besonders hierzu errichteten, schönen, großen und wohl ausgefütterten Lager unter dichten Hecken, Zäunen, Laub- und Moshaufen

oder in Getreidefeldern. Die neugebornen Igelchen haben etwa $2^1/_2$ Zoll in der Länge und sehen anfangs weiß und fast ganz nackt aus, da die Stacheln erst später zum Vorschein kommen. Daß sie schon bei der Geburt vorhanden sind, hat Lenz bei den Igeln gesehen, welche in seinem Zimmer geboren wurden. „Die Sache," sagt er, „giebt auch bei der Geburt gar keinen Anstoß. Die Stacheln stehen auf einer sehr weichen, elastischen Unterlage; der Rücken ist noch ganz zart, und jeder Stachel, den man z. B. mit dem Finger berührt, sticht Einen gar nicht, sondern drückt sich rückwärts in den weichen Rücken, aus dem er jedoch gleich wieder hervorkommt, sobald man die Fingerspitze wegthut. Nur wenn man den Stachel von der Seite mit dem Nagel oder mit einem eisernen Zängelchen faßt, fühlt man, daß er ganz hart ist. Da nun die Thierchen gewöhnlich mit dem Kopfe vorweg geboren werden und die Stacheln etwas nach hinten gerichtet sind, ist an eine Verletzung der Alten nicht zu denken. Es ist bei dem Allen möglich, daß die jungen Igel auch öfters zur Welt kommen, ohne daß die Stacheln aus der Haut stehen."

Um das Maul haben die Neugebornen Borsten, im übrigen sind sie unbehaart und ihre Augen und Ohren geschlossen. Schon binnen den ersten vierundzwanzig Stunden werden die Stacheln vier Linien lang. Anfangs sind sie ganz weiß, nach einem Monate aber hat der junge Igel ganz die Farbe des alten. Dann frißt er schon allein, obgleich er auch noch saugt. Erst ziemlich spät erlangt er die Fertigkeit, sich zusammenzurollen und die Kopfhaut bis gegen die Schnauze herabzuziehen. Die Mutter trägt schon frühzeitig ihren Kindern Regenwürmer und Nacktschnecken, sowie auch abgefallenes Obst als Nahrung in das Lager und führt die kleine Brut später wohl auch abends mit sich aus. Im Freileben beweist sie sich gegen ihre Jungen jedenfalls zärtlicher, als in der Gefangenschaft; denn hier frißt sie, wie ich zu meinem Befremden erfahren mußte, zuweilen die ganze Schar ihrer Kinder mit der ihr überhaupt eignen Seelenruhe auf, der reichlichsten und leckersten Speise ungeachtet!

Gegen den Herbst hin sind die jungen Igel soweit erwachsen, daß sich jeder einzelne selbst seine Nahrung aufsuchen kann, und ehe noch die kalten Tage kommen, hat jeder sich ein ganz anständiges Schmerbäuchlein angelegt und denkt jetzt, wie die Alten, daran, sich seine Winterwohnung herzurichten. Diese ist ein großer, wirrer Haufen, aus Stroh, Heu, Laub und Mos bestehend, im Innern aber sehr sorgfältig zu einem Lager ausgefüttert. Die Stoffe trägt der Igel auf seinem Rücken nach Hause und zwar auf sehr sonderbare Weise. Er wälzt sich nämlich in dem Laube herum, dort, wo es am dichtesten liegt, und spießt sich hierdurch eine tüchtige Ladung auf die Stacheln, welche ihm dann ein ganz großartiges Ansehen verleiht. In ähnlicher Weise schafft er sich auch Obst nach Hause. Man hat Dies oft bezweifelt, Lenz aber hat es gesehen, und einem solchen Beobachter gegenüber wäre fernerer Zweifel ein Frevel, dessen wir uns nicht schuldig machen wollen.

Mit Eintritt des ersten, starken Frostes vergräbt sich der Igel tief in sein Lager und bringt hier die kalte Winterzeit in einer Art Betäubung zu, welche in einem ununterbrochenen Winterschlafe besteht. Die Fühllosigkeit des Igels, welche schon, wenn er am regsten sich bewegt, bedeutend ist, nimmt jetzt noch in merkwürdiger Weise zu. Der Igel ist eins von denjenigen Thieren, welche den tiefsten Winterschlaf halten. Nur wenn man ihm sehr arg mitspielt, erwacht er, wankt ein wenig hin und her und fällt dann augenblicklich wieder in seinen Todtenschlaf zurück. Man hat solchen Igeln während des Winterschlafs den Kopf abgeschnitten, ehe sie noch aus ihrem Schlafe erwachten, und dabei bemerkt, daß das Herz nach der Enthauptung noch lange Zeit fortschlug. Bei einer Gelegenheit war nicht blos das Gehirn, sondern auch das Rückenmark durchschnitten; gleichwohl schlug das Herz noch zwei Stunden fort. Tiefe Verwundungen in der Brust führen bei einem schlafenden Igel den Tod oft erst nach mehreren Tagen herbei. Der Winterschlaf währt gewöhnlich bis zum März. Die jungen Igel sind im nächsten Jahre noch nicht fortpflanzungsfähig, sondern treiben sich während des ganzen nächsten Sommers einzeln umher. Im zweiten Lebensjahre aber paaren sie sich und leben ziemlich gesellig mit ihren Weibchen bis zum Winter, wo dann jeder abgesondert für sich ein Lager bezieht. Unter günstigen Verhältnissen dürfte der freilebende Igel sein Alter auf acht bis zehn Jahre bringen.

Der Igel ist sehr leicht zu zähmen. Man braucht ihn blos wegzunehmen und an einen ihm passenden Ort zu bringen. Hier gewohnt er bald ein und verliert in kürzester Zeit alle Scheu vor dem Menschen. Nahrung nimmt er ohne weiteres zu sich und sucht auch selbst in Haus und Hof oder noch mehr in Scheunen und Schuppen nach solcher umher. Tschudi bezweifelt zwar, daß er zum Mäusefang gebraucht werden kann, weil er einen Igel besaß, welcher mit einer Maus zugleich aus einer Schüssel fraß. Dies beweist jedoch Nichts, da zahlreiche Beobachtungen dargethan haben, daß der Igel ein ganz tüchtiger Mäusejäger ist. In manchen Gegenden wird er zu diesem Geschäft gerade sehr gesucht und namentlich in Niederlagen verwendet, in denen man keine Katze halten mag, weil diese oft die üble Gewohnheit hat, mit ihrem stinkenden Harn kostbare Zeuge zu verderben. Ich habe auch Igel im Käfig gehalten, welche Tage lang mit Mäusen zusammenlebten und mit ihnen Semmelmilch fraßen; schließlich fiel es ihnen aber doch ein, ihre Kameraden abzuwürgen und zu verspeisen. Zur Vertilgung lästiger Kerbthiere, zumal zum Aufzehren der häßlichen Küchenschaben ist der Igel ganz vortrefflich geeignet, und er liegt seinem Geschäft mit größtem Eifer ob. Wenn er nur einigermaßen freundlich und verständig behandelt wird und für ein recht verborgenes Schlupfwinkelchen gesorgt worden ist, befindet er sich sehr wohl in seinem Gefängnisse.

„Ein Igel," erzählt Wood, „welcher einige Jahre in unserm Hause lebte, mußte ein wirkliches Nomadenleben führen, weil er beständig von unseren Freunden zur Vertilgung von Küchenschaben entliehen wurde und so ohne Unterlaß von einem Hause zum andern wanderte. Das Thier war bewundernswürdig zahm, und kam selbst bei hellem lichten Tage, um seine Milchsemmeln zu verzehren. Nicht selten unternahm er kleine Lustwanderungen im Garten, steckte hier seine scharfe Nase in jedes Loch, in jeden Winkel oder drehte jedes abgefallene Blatt auf seinem Wege um, nach Nahrung spürend. Sobald er einen fremden Fußtritt hörte, kugelte er sich sofort zusammen und verharrte dann mehrere Minuten in dieser Lage, bis die Gefahr vorüber schien. Vor uns fürchtete er sich bald nicht im geringsten mehr und lief auch in unserer Gegenwart ruhig auf und nieder. Wahrscheinlich würde das hübsche Thier noch länger gelebt haben, hätte nicht ein unvorhergesehener, alberner Zufall ihm sein Leben genommen. In dem Gartenschuppen wurden nämlich stets eine große Menge von Bohnenstangen aufbewahrt und gewöhnlich sehr liederlich über einander geworfen. Der hierdurch entstehende Reisighaufen übte auf unsern Igel eine besondere Anziehungskraft. Wir durften, wenn er einige Tage verschwunden war, sicher darauf rechnen, ihn dort zu finden. Als wir ihn eines Morgens ebenfalls suchten, fanden wir den armen Burschen an der Gabel einer Stange erhängt. Er hatte wahrscheinlich auf den Haufen klettern wollen, war aber heruntergefallen, zwischen die Gabel eingepreßt worden, und hatte sich nicht befreien können. Der Kummer über diesen Verlust war groß, und niemals haben wir wieder einen so gemüthlichen Hausgenossen gehabt, als ihn."

Unangenehm werden die im Haus gehaltenen Igel durch ihr langweiliges Gepolter bei Nacht. Ihr täppisches Wesen zeigt sich bei allen ihren Streifereien, ja bei jeder Bewegung. Von dem geisterhaften Gang der Katzen findet sich bei ihm keine Spur. Auch ist er ein unreinlicher Bursche, und der widrige, bisamähnliche Geruch, den er verbreitet, ist keineswegs angenehm. Dagegen erfreut er wieder durch seine Drolligkeit und einen hohen Grad von Zähmung, welchen er erlangen kann. Der gefangene Igel gewöhnt sich sehr leicht an die allerverschiedenartigste Nahrung und ebenso auch an ganz verschiedenartige Getränke. Milch liebt er ganz besonders, aber er verschmäht auch geistige Getränke nicht und thut nicht selten hierin des Guten zu viel. Dr. Ball erzählt von seinen Beobachtungen, welche er an den Igeln machte, mancherlei lustige Dinge, und unter anderen auch, daß er dieselben mehr als einmal in Rausch versetzte. Er gab einem starken Wein, ja selbst Branntwein zu trinken, und der Igel nahm davon solche Mengen zu sich, daß er sehr bald vollkommen betrunken wurde. Ein frisch gefangener Igel soll nach dem ersten Rausch, den er gehabt, augenblicklich zahm geworden sein, und der genannte Beobachter hat deshalb späterhin alle seine Igel zunächst mit süßem Branntwein, Rum oder Wein bewirthet. „Mein Bürschchen," sagt er, „benahm sich ganz wie ein trunkner Mensch. Er war vollkommen von Sinnen, und sein sonst so dunkles, aber harmloses Auge

bekam einen eigenthümlichen, unsichern Blick und einen merkwürdigen Glanz, kurz, ganz und gar den Ausdruck, welchen man bei Trunkenen überhaupt wahrnimmt. Er stolperte, ohne uns im geringsten zu beachten, in der merkwürdigsten und lächerlichsten Weise vor sich, wankte, fiel bald auf diese, bald auf jene Seite und geberdete sich in einer Weise, als wollte er sagen: geht mir nur Alle aus dem Wege, denn ich brauche heute viel Platz. Mehr und mehr nahm dann seine Hilflosigkeit überhand; er wankte häufiger, viel öfter und war schließlich so vollkommen betrunken, daß er Alles über sich ergehen ließ. Wir konnten ihn hin und herdrehen, seinen Mund aufmachen, ihn an den Haaren zupfen, er rührte sich nicht. Nach zwölf Stunden sahen wir ihn wieder herumlaufen. Er war vollkommen gebändigt, und seine Stacheln blieben jetzt, wenn wir uns ihm näherten, stets in schönster Ordnung liegen."

Der Igel hat außer dem unwissenden, böswilligen Menschen noch viele andere Feinde. Die Hunde hassen ihn aus tiefster Seele und verkünden Dies durch ihr anhaltendes, wüthendes Gebell. Sobald sie einen Igel entdeckt haben, sind sie außer sich und versuchen alles Mögliche, um dem Stachelträger ihren Grimm zu zeigen. Der verharrt in seiner leidenden Stellung, solange sich der Hund mit ihm beschäftigt, und überläßt es diesem, sich eine blutige Nase zu holen. Die Wuth des Hundes ist wahrscheinlich größtentheils in dem Aerger begründet, dem Gepanzerten nicht nur Nichts anhaben zu können, sondern sich selbst zu schaden. Manche Jagdhunde achten selbst die Stacheln nicht, wenn sie ihren Grimm an dem Igel auslassen wollen. So besaß ein Freund von mir eine Hühnerhündin, welche alle Igel todtbiß, die sie auffand. Als mit zunehmendem Alter ihre Zähne stumpf wurden, konnte sie diese Heldenthaten der Jugend nicht mehr vollbringen, ihr Haß blieb aber derselbe, und sie nahm fortan jeden Igel, welchen sie auffand, in das Maul, trug ihn nach einer Brücke und warf ihn dort wenigstens noch ins Wasser. Der Fuchs soll, wie versichert wird, dem Igel eifrig nachstellen und ihn auf recht niederträchtige Weise zum Aufrollen bringen. Er wälzt nämlich die Stachelkugel mit seinen Vorderpfoten langsam dem Wasser zu und wirft sie da hinein, oder er dreht sie so, daß der Igel auf den Rücken zu liegen kommt, und bespritzt ihn mit seinem stinkenden, abscheulichen Harn, worauf sich der arme Gesell verzweifelt aufrollt, im gleichen Augenblick aber von dem Erzschurken an der Nase gefaßt und getödtet wird. Dann ist es für Meister Reinecke natürlich ein Kleines, den Panzer auszufressen. Auf diese Weise gehen viele Igel zu Grunde, zumal in der Jugend. Aber sie haben einen noch gefährlichern Feind, den Uhu. „Nicht weit von Schnepfenthal," sagt Lenz, „steht ein Felsen, der Thorstein, auf dessen Höhe die Uhus ihr Wesen zu treiben pflegen. Dort habe ich öfters außer dem Mist und den Federn dieser Eulen auch Igelhäute, und nicht blos diese, sondern selbst die Stacheln der Igel in dem Gewöll, welches die Uhus ausspeien, gefunden. Wir heben hier eins dieser Gewölle als eine Seltenheit im Kabinet auf, welches fast ganz aus Stacheln des Igels besteht. — Die Krallen und der Schnabel des Uhu sind lang und unempfindlich, so daß er mit großer Leichtigkeit durch das Stachelkleid des Igels greifen kann. Vor nicht gar langer Zeit gingen unsere Zöglinge unweit Schnepfenthal bei trübem Wetter spazieren. Da kam ein Uhu angeflogen, welcher einen großen Klumpen in den Füßen hielt. Die Knaben erhoben ein lautes Geschrei, und siehe, der Vogel ließ seine Beute fallen. Es war ein großer, frischblutender, noch lebenswarmer Igel." Dagegen gehört jedenfalls in das Gebiet der Fabel, wenn der norwegische Bischof Pontoppidan erzählt, daß sich der Igel in das Lager des Bären schleiche, mit seinen Stacheln dem Wirth so beschwerlich falle, daß dieser sich geradezu, weil er sich an dem kleinen, unverschämten Gaste nicht rächen könne, ebensowohl, wie der Dachs, nach einer andern Wohnung umsehen müsse. Wer nur einmal eine Bärenklaue gesehen, begreift, daß ein einziger Schlag von derselben einem Igel für ewige Zeiten die Lust vertreiben würde, einen Bären zu belästigen. Noch mehr Igel, als den genannten Feinden zum Opfer fallen, mögen eine Beute des Winters werden. Die Jungen, Unerfahrenen wagen sich oft, vom Hunger getrieben, noch im Spätherbst mit der beginnenden Nacht aus ihren Verstecken hervor und erstarren in der Kühle des Morgens. Viele sterben auch während des Winters, wenn ihr Nest dem Sturm und Wetter zu sehr ausgesetzt

ist. So geht in manchen Gärten oder Wäldchen in einem Winter zuweilen die ganze Brut zu Grunde.

Auch noch nach seinem Tode muß der Igel dem Menschen nützen, wenigstens in manchen Gegenden. Sein Fleisch wird wahrscheinlich blos von Zigeunern und ähnlichem herumstreifenden Gesindel verzehrt, aber also doch gegessen, und man hat sogar eine eigne Zubereitungsweise erfunden. Der Igel wird von dem wahren Kochkünstler mit einer dicken Lage gut durchgekneteten, klebrigen Lehms überzogen und mit dieser Hülle übers Feuer gebracht, hierauf sorgfältig in gewissen Zeiträumen gedreht und gewendet. Sobald die Lehmschicht ganz trocken und hart geworden ist, gilt der Braten für gar. Man nimmt ihn vom Feuer, läßt ihn etwas abkühlen und bricht dann die Hülle ab, hierdurch zugleich die sämmtlichen Stacheln, welche in der Erde stecken bleiben, entfernend. Bei dieser Zubereitungsart wird der Saft vollkommen erhalten und ein nach dem Geschmack der genannten Leute ausgezeichneter Braten erzielt. Gesittete und gebildete Leute dürften sich jedoch schwerlich mit solcher Kocherei befreunden, schon unserm Musäus zu Gefallen, welcher bekanntlich eine seiner Druden vorzugsweise von Igeln leben läßt. In Spanien wurde er früher häufig genossen, zumal während der Fastenzeit, weil ihm von den Erzfeinden aller Naturwissenschaft, den



Der großohrige Igel (Erinaceus auritus).

Pfaffen, seine Stellung in der Klasse der Säugethiere abgesprochen, und er, wer weiß für welches Thier erklärt wurde. Bei den Alten spielte er auch in der Arzneikunde seine Rolle. Man benutzte sein Blut, seine Eingeweide, ja selbst seinen Mist als Heilmittel oder brannte das ganze Thier zu Asche und verwendete diese in ähnlicher Weise, wie die Hundeasche, von deren Benutzung ich oben gesprochen habe. Selbst heut zu Tage wird sein Fett noch als besonders heilkräftig angesehen. Die Stachelhaut benutzten die alten Römer zum Karden ihrer wollenen Tücher, und man trieb deshalb lebhaften Handel mit Igelhäuten, einen Handel, welcher so bedeutenden Gewinn abwarf, daß er durch Senatsbeschlüsse geregelt werden mußte. Dann wandte man den Stachelpelz als Hechel an, und heutigen Tags sollen noch manche Landwirthe von dem Igelfell Gebrauch machen, wenn sie ein Kalb absetzen wollen. Sie binden dem noch sauglustigen Thiere ein Stückchen Igelfell mit den Stacheln auf die Nase und überlassen es dann der Mutter selbst, den Säugling, welcher ihr äußerst beschwerlich fällt, von sich abzutreiben und an anderes Futter zu gewöhnen.

Daß [redacted] den Igel und sein Leben die allerverschiedenartigsten Fabeln ausgeheckt worden sind und heutigen Tages noch geglaubt werden, wird wohl Niemand Wunder nehmen, welcher darauf geachtet hat, wie Ungebildete von einem Gegenstand denken, den sie noch nicht hinlänglich kennen

gelernt haben. Noch jetzt verfolgt man den Igel als Milchdieb und glaubt sogar, daß er den Kühen nachts die Milch aus ihren Eutern sauge; noch heutigen Tages betrachtet man ihn hier und da als ein Wesen, dessen Erscheinen Unglück bringt ꝛc. Kurz, man sucht sich gleichsam selbst zu entschuldigen, daß man ein so nützliches Thier ohne Grund verfolgt und tödtet.

Eine zweite Art unserer Sippe, den großohrigen Igel (Erinaceus auritus), zeigt nebenstehendes Bild. Er unterscheidet sich durch die größeren Ohren und die verlängerte Schnauze von den übrigen; auch sind seine Füße etwas länger und dünner. Der Schwanz ist kurz, kugelförmig geringelt und dunkelbraun. Die Stacheln sind blos zwanzig bis zweiundzwanzigmal gefurcht und die Leistchen zwischen den Furchen mit feinen Haaren besetzt. Die braunen Schnurren sind in vier Reihen geordnet und hinten sehr lang, das Haar ist weich und weiß am Kopfe, aber schmuzziggrau, und die Stacheln sind am Grunde weiß, in der Mitte braun und an der Spitze gelblich gezeichnet. Die Leibeslänge beträgt 9½ Zoll, die des Schwanzes einen Zoll. Diese Art befindet sich in Sibirien und in allen übrigen östlichen Ländern des asiatischen Rußlands, zumal in der Tartarei. In Egypten leben ihm sehr verwandte Arten, welche sich hauptsächlich durch den Bau ihrer Stacheln unterscheiden. Die Lebensweise stimmt mit der des unsrigen überein; wenigstens fehlen zur Zeit noch Beobachtungen, welche die etwa bestehenden Unterschiede zu unserer Kenntniß gebracht hätten.

Die Borstenigel (Centetes) bilden eine zweite Gruppe der Familie und gleichsam einen Uebergang von ihr zu der folgenden, welche die Spitzmäuse umfaßt. Noch tragen die hierhergehörigen Thiere ein Stachelkleid, aber die Stacheln sind nicht mehr so lang und viel weicher, als bei den eigentlichen Igeln, auch sind dieselben schon sehr mit Borsten untermengt, während der Kopf mit Haaren bedeckt ist. Die Schnauze ist stark verlängert, und namentlich die Nase ragt weit über die Unterlippe vor. Die Ohren sind kurz, der Schwanz fehlt gänzlich; Vorder- und Hinterbeine sind fünfzehig. Allen Borstenigeln fehlt die Fähigkeit, sich zusammenzurollen, und hierdurch unterscheiden sie sich allerdings sehr wesentlich von den erstbeschriebenen. Die Arten dieser Sippe bewohnen Madagaskar. Sie graben sich während der heißen Jahreszeit in Höhlen ein, in denen sie ebenfalls einen Winterschlaf halten. Sie lieben die Nähe des Wassers und wälzen sich gern im Schlamm. Die Zahl ihrer Jungen soll sehr groß sein, nämlich bis achtzehn ansteigen. Ihr Fleisch wird von den Eingebornen gern gegessen.

Bis jetzt kennt man blos zwei Arten dieser Thiere, von denen der Tanrek (Centetes ecaudatus) die in unseren Sammlungen häufigste ist. Wie die Abbildung zeigt, ist die Gestalt des Thieres noch mehr schweinsähnlich, als die unsers Igels. Dazu ist der Tanrek schlanker und hochbeiniger, als sein europäischer Verwandter. Der Kopf- und Schnauzenbau, sowie die Bildung der Beine sind jedenfalls das Merkwürdigste an ihm; aber auch das Haarkleid ist ganz eigenthümlich. An dem schlanken Leib sitzt der sehr lange Kopf, welcher etwa ein Drittel der ganzen Körperlänge einnimmt, hinten besonders dick ist, nach vornhin aber sich verschmälert; die rundlichen Ohren sind kurz und hinten ausgebuchtet; die Augen klein, aber doch größer, als bei den eigentlichen Igeln; der Hals ist kurz und dünner, als der Leib, aber wenigstens einigermaßen abgesetzt; die Beine sind mittelhoch, die hinteren nur wenig länger, als die vorderen. Von den fünf Zehen an den Füßen ist die mittle am längsten; die Krallen sind mittelstark. Der ganze Körper ist ziemlich dicht mit Stacheln, Borsten und Haaren bedeckt, welche gewissermaßen in einander übergehen oder wenigstens deutlich zeigen, daß der Stachel blos eine Umänderung des Haares ist. Nur am Hinterkopf, am Nacken und an den Seiten des Halses finden sich wahre, wenn auch nicht sehr harte, etwas biegsame Stacheln von ungefähr ½ Zoll in der Länge. Sie bilden einen Schopf, stehen jedoch nicht besonders dick. Weiter gegen die Seiten hin werden die Stacheln länger, zugleich aber auch dünner, weicher und biegsamer. Dazu

treten immermehr Borsten auf, und schon auf dem Rücken sind diese bei weitem überwiegend. Sie werden dort ein bis zwei Zoll lang und hüllen auch das Hintertheil des Tanrek vollkommen ein. Die ganze untere Seite und die Beine werden von Haaren bekleidet, und auf der nackten, spitzigen Schnauze stehen lange Schnurren. Die Schnauzenspitze und die Ohren sind nackt, die Füße blos mit kurzen Haaren bedeckt. Stacheln, Borsten und Haare sind hellgelb gefärbt, bisweilen lichter, bisweilen dunkler; sämmtliche Gebilde aber sind in der Mitte schwarzbraun geringelt, und zwar auf dem Rücken mehr, als an den Seiten. Das Gesicht ist braun, die Füße sind rothgelb; die Schnurren dunkelbraun gefärbt. Die jungen Thiere zeigen auf braunem Grunde gelbe Längsbänder, welche bei zunehmendem Alter verschwinden. Eine sogenannte Abart, bei welcher das ganze Gesicht mäusegrau, der Kopf roth, die Füße rothgelb, die geringelten Haare und Stacheln roth gefärbt sind, dürfte wohl eine besondere Art bilden. Der vollkommen erwachsene Tanrek wird zehn Zoll lang und an den Schultern ungefähr vier Zoll hoch.



Der Tanrek (Centetes ecaudatus).

Bis jetzt hat man die Mitglieder dieser Sippe blos auf Madagaskar gefunden; doch ist in der neuesten Zeit der Tanrek auf der Moritzinsel heimisch gemacht, nämlich von Madagaskar aus dahin verpflanzt worden. Das Thier lebt in der Nähe des Wassers, und zwar ebensowohl an den Flüssen, wie am Meere, und gräbt Höhlen und Gänge in die Erde, die seine Schlupfwinkel bilden. Er ist ein scheues, furchtsames Geschöpf, welches den größten Theil des Tages in tiefster Zurückgezogenheit lebt, blos nach Sonnenuntergang zum Vorschein kommt, ohne sich jemals weit von seiner Höhle zu entfernen. Nur im Frühling und im Sommer jener Länder, d. h. nach dem ersten Regen und bis zum Eintritt der Dürre, zeigt er sich. Während der größten Trockenheit, welche, wie ich schon wiederholt bemerkt habe, unserm Winter zu vergleichen ist, zieht er sich in den tiefsten Kessel seines Baues zurück, hier die Monate Juni bis November in ganz ähnlicher Weise, wie unser Igel den Winter verschlafend. Die Eingebornen glauben, daß die heftigen Donnerschläge, welche die ersten Regen verkünden, ihn aus seinem Todtenschlafe erwecken, und bringen ihn deshalb auf eine geheimnißvolle

Weise mit dem wiederkehrenden Frühling in Beziehung. Dieser ist für den Tanrek allerdings die günstigste Zeit des ganzen Jahres. Er bekommt zunächst ein neues Kleid und hat dann die beste Gelegenheit, sich für die dürren Monate ein hübsches Schmerbäuchlein anzumästen, dessen Fett ihm in der Hungerszeit das Leben erhalten muß. Sobald also der erste Regen die verdurstete Erde angefeuchtet und das Leben des tropischen Frühlings wachgerufen hat, erscheint er wieder langsamen Ganges mit zu Boden gesenktem Kopfe und schnuppert mit seiner spitzigen Nase bedächtig nach allen Seiten hin, um seine Nahrung zu erspähen, welche zum größten Theile aus Kerfen, sonst aber auch aus Würmern, Schnecken und Eidechsen besteht. Gerade deshalb findet er sich wohl am häufigsten in der Nähe des Wassers. Aber er scheint auch noch eine besondere Vorliebe für dasselbe zu haben; denn er steigt in der Nacht gern in seichte Lachen und wühlt dort mit Lust nach Schweineart im Schlamme. Seine geringe Gewandtheit und die Trägheit seines Ganges bringt ihn leicht in die Gewalt der Feinde, welche auch er hat, und ihm ist nicht einmal ein gleiches Mittel zur Abwehr gegeben, wie den eigentlichen Igeln. Seine einzige, aber schwache Waffe besteht in einem höchst unangenehmen, moschusartigen Gestank, den er beständig verbreitet, und wenn er gestört oder erschreckt wird, ziemlich bedeutend steigern kann. Selbst ein plumpes Säugethier ist fähig, ihn zu fangen und zu überwältigen; deshalb fällt er häufig genug blutgierigen Menschen zum Opfer und muß sein Fett und sein süßliches Fleisch zur Nahrung derselben hergeben. Auch die Raubvögel stellen ihm nach, und so hat er, der harmlose, nützliche Bursch, gar viele Feinde, welche ihn bedrohen. Wahrscheinlich würde er den unausgesetzten Verfolgungen bald erliegen, wäre er nicht ein so fruchtbares Thier, welches mit einem Wurfe eine gar zahlreiche Nachkommenschaft, funfzehn bis achtzehn Junge nämlich, zur Welt bringt. Seine Kinderchen erreichen schon nach einigen Monaten eine Länge von vier Zoll und sind sehr bald befähigt, ihre Nahrung sich auf eigne Faust zu erwerben.

In der Gefangenschaft wird der Tanrek leicht zahm, hält aber blos kurze Zeit in ihr aus, selbst im eignen Vaterlande. Man hat vielfache Versuche gemacht, ihn nach Europa überzuführen, und in Ermangelung seines natürlichen Futters ihn an gekochten Reis zu gewöhnen versucht; er nimmt diese Nahrung zwar an, magert aber mehr und mehr dabei ab und stirbt endlich aus Entkräftung. Gleichwohl wäre es nicht unmöglich, daß wir ihn einmal bei uns zu sehen bekämen, wenn nur ein Forscher sich die Mühe geben wollte, für ihn eine gehörige Menge von solchen Kerbthieren mitzunehmen, welche sich, wie die Mehlwürmer, in kleineren Gefäßen ebenfalls stark vermehren.

Das Fleisch unsers Thieres wird blos von den Negern gegessen, von denselben aber auch als besonderer Leckerbissen betrachtet. Sie verkaufen es nicht, sondern vertauschen es höchstens gegen eine Art von Tintenfischen, welche sie mit dem Namen Urite bezeichnen und als das leckerste Gericht der Erde betrachten, wenn sie es nach ihrer Art bereiten d. h. in der Sonne aufhängen, bis ihm ein besonderer „Hochgeschmack“ geworden ist.

* * *

Unter den fleischfressenden Raubthieren dürften die Marder gewissermaßen als die vollkommensten angesehen werden, weil sie das Räubergewerbe in der ausgedehntesten Weise zu betreiben verstehen und alle einem Säugethiere möglichen Heimatskreise bewohnen: eine ganz ähnliche Sippschaft haben wir in den Spitzmäusen (Sorices) vor uns. Man kann, ohne der Wahrheit im geringsten zu nahe zu treten, behaupten, daß die Spitzmäuse Marder im Kleinen sind. Wie diese, besitzen sie alle Fähigkeiten, welche ein echtes Räuberleben möglich machen; wie diese, sind sie in allen Gebieten der Erde zu Hause, und wie diese, zeigen sie einen Muth, einen Blutdurst, eine Grausamkeit, welche mit ihrer geringen Größe gar nicht im Verhältniß stehen. Die Spitzmäuse sind sämmtlich kleine, regelmäßig gebaute Raubthiere mit weichem Haarkleid. Der Leib ist schlank, der Kopf lang, der Schnauzentheil gestreckt, das Gebiß sehr vollständig und aus außerordentlich scharfen Zähnen zusammengesetzt, gewöhnlich gebildet von zwei bis drei Schneidezähnen, welche oft gekerbt sind, drei

bis fünf Lück- und drei bis vier echten, vier- oder fünfzackigen Backenzähnen in jeder Reihe. Die eigentlichen Eckzähne fehlen. Eigenthümliche Drüsen liegen an den Rumpfseiten oder an der Schwanzwurzel. Zwölf bis vierzehn Wirbel tragen die Rippen, sechs bis acht sind rippenlos, drei bis fünf bilden das Kreuzbein, vierzehn bis achtundzwanzig den Schwanz.

Gegenwärtig verbreiten sich die Spitzmäuse über die alte Welt und einige aber wenige auch über Amerika; in Australien fehlen sie gänzlich. Sie leben ebensowohl in Ebenen, wie in höher gelegenen Gegenden, selbst auf den Voralpen und Alpen, am liebsten aber in dichteren Wäldern, im Gebüsch, auf Wiesen und Auen, in Gärten und Häusern. Einige wohnen in Steppen, in offnen, steinigen, ja selbst felsigen Gegenden; andere geben den feuchtesten Orten den Vorzug; diese treiben sich im Wasser, jene auf den Bäumen herum. Die meisten sind an die Erde gebunden und führen hier ein unterirdisches Leben, wobei sie sich selbst Löcher oder Gänge graben oder die schon vorhandenen benutzen, nachdem sie den rechtmäßigen Eigenthümer mit Güte oder Gewalt vertrieben. Die meisten suchen die Dunkelheit und den Schatten und scheuen die Hitze, das Licht oder den Regen. Gegen derartige Einflüsse sind sie so empfindlich, daß sie den Sonnenstrahlen häufig unterliegen; andere dagegen lieben die Wärme und lassen sich gern von der Sonne bescheinen. Ihre Bewegungen sind außerordentlich rasch und behend, sie mögen so verschiedenartig sein, als sie wollen. Diejenigen, welche blos laufen, huschen pfeilschnell dahin; die Kletterer wetteifern mit allen übrigen Thieren; die Schwimmer stehen keinem Binnenlandsäugethiere nach, und die wenigen endlich, welche nach Känguru-Art oft auf den Hinterbeinen satzweise springend sich bewegen, sind trotz ihrer geringen Größe so behend, daß sie ein laufender Mensch kaum einholen kann.

Unter den Sinnen der Spitzmäuse scheint der Geruch überall obenanzustehen; nächstdem ist das Gehör besonders ausgebildet. Dagegen ist das Auge mehr oder weniger verkümmert, und nur die Baumbewohner, welche vollkommene Augen haben, machen hiervon eine Ausnahme. Ihre geistigen Fähigkeiten sind gering; dennoch läßt sich ein gewisser Grad von Verstand nicht ableugnen. Sie sind raub- und mordlustig im hohen Grade und kleineren Thieren wirklich furchtbar, während sie größeren bedächtig ausweichen, dabei eine vorsichtige Scheuheit zeigend. Schon bei dem geringsten Geräusch ziehen sich die meisten nach ihren Schlupfwinkeln zurück, haben aber auch Ursache, Dies zu thun, weil sie gegen starke Thiere so gut als wehrlos sind. Wir müssen sie von unserm Standpunkt aus nicht nur als harmlose, vollkommen unschädliche Thiere betrachten, sondern in ihnen höchst nützliche Geschöpfe erkennen, welche uns durch Vertilgung schädlicher Kerfe große Dienste leisten. Ihre Nahrung ziehen sie nämlich fast nur aus dem Thierreiche: Kerbthiere und deren Larven, Würmer, Weichthiere, kleine Vögel und Säugethiere, unter Umständen aber auch Fische und deren Eier, Krebse &c. fallen ihnen zur Beute. Die größere Anzahl von ihnen ist ungemein gefräßig. Einzelne verzehren täglich soviel, als ihr eignes Gewicht beträgt. Andere werden selbst den Jungen ihrer Art gefährlich und fressen sie auf, wo sie nur können, d. h. wenn die Mutter sie nicht vertheidigt. Keine einzige Art kann den Hunger lange Zeit vertragen, nicht einmal im Winter. Sie halten deshalb auch keinen eigentlichen Winterschlaf, sondern treiben sich bei einigermaßen milder Witterung sogar auf dem verschneiten Boden umher oder suchen an geschützten Orten, z. B. in menschlichen Wohnungen, ihre Nahrung auf. Von den auf Bäumen Lebenden behauptet man, daß sie auch Nüsse und andere Früchte zu sich nehmen; doch bedarf diese Angabe noch sehr einer Bestätigung, und ihr Gebiß scheint auch wirklich nicht geeignet, eine derartige Kost zu zermalmen. Die Stimme aller Arten besteht in feinen, zwitschernden oder quiekenden und pfeifenden Lauten oder (bei den Baumbewohnern) in einer Art von kurzem Gebell. In der Angst lassen sie klägliche Töne vernehmen und bei Gefahr verbreiten alle einen stärkern oder schwächern Moschus- oder Zibetgeruch, welcher sie im Leben zwar nicht gegen ihre Feinde bewahrt, sie aber doch nur sehr wenigen Thieren als genießbar erscheinen läßt. So lassen die Hunde, Katzen und Marder gewöhnlich die getödteten Spitzmäuse liegen, ohne sie aufzufressen, während die meisten Vögel, bei denen der Geruch- und Geschmacksinn weniger entwickelt ist, sie als Nahrung nicht verschmähen.

Die meisten Spitzmäuse sind fruchtbare Geschöpfe; denn sie werfen zwischen vier und zehn Junge. Gewöhnlich kommen diese nackt und mit geschlossenen Augen zur Welt, entwickeln sich aber rasch und sind schon nach Monatsfrist im Stande, ihr eignes Gewerbe zu betreiben.

Der Mensch kann unsere Thiere unmittelbar nicht verwerthen; wenigstens wird nur von einer einzigen Art das Fell als Pelzwerk und der stark nach Zibet riechende Schwanz als Mittel gegen die Motten benutzt, das Fleisch aber nirgends gegessen. Um so größer ist der mittelbare Nutzen, den die Spitzmäuse bringen. Dieser Nutzen muß schon von den alten Egyptern anerkannt worden sein, weil sie eine Art von ihnen einbalsamirt und mit ihren Todten begraben haben. Erwähnenswerth ist, daß diese Familie die kleinsten bis jetzt bekannten Säugethiere enthält.

Die Spitzmäuse lassen sich nicht gut in eine einzige Reihe ordnen, weil die Arten nach Leibesbau und Wesen sich bedeutend unterscheiden. Wir wollen versuchen, die verschiedenen Sippen einigermaßen folgerecht an einander zu reihen. Wenn wir mit denen beginnen, welche auf Bäumen leben und mit jenen schließen, die das Wasser bewohnen, so gebührt die erste Stelle



Die Tana (Cladobates Tana).

den Spitzhörnchen (Cladobates). Der deutsche Name dieser Thiere ist gut gewählt; denn sie sind wirklich die Eichhörnchen unter den Kerfräubern und somit besser gekennzeichnet, als mit dem lateinischen oder richtiger griechischen, welcher „Zweigbesteiger“ bedeutet. Da unsere Thierchen einer ganz andern Ordnung angehören, wie die Eichhörnchen, kann ihre Aehnlichkeit mit diesen nur eine oberflächliche sein. Ihr Kopf spitzt sich in eine lange Schnauze zu, deren stumpfe Spitze gewöhnlich nackt ist. Die Augen sind groß, die Ohren länglich abgerundet, die Glieder regelmäßig, die Füße nacktsohlig, die fünf Zehen sind getrennt und mit kurzen Sichelkrallen bewaffnet; der Schwanz ist lang oder sehr lang, buschig, zweizeilig behaart; der Pelz ist dicht und weich. Das Weibchen hat vier Zitzen am Bauche.

Die verschiedenen Arten bewohnen Hinterindien und den indischen Archipel. Sie sind echte Tagthiere, welche ihre Räubereien im Angesicht der Sonne ausführen. Ihr Kleid kennzeichnet sie sofort als Baumthiere; denn es ähnelt immer der Farbe der Aeste, ist also entweder braun oder olivengrünlich. Hierin eben ist eine Aehnlichkeit mehr zwischen ihnen und den eigentlichen Eichhörnchen

begründet, sie erinnern jedoch auch durch ihre Bewegungen an diese: die Eingebornen ihrer Heimat haben für sie und die Eichhörnchen nur eine Benennung.

Unsere Abbildung macht uns mit der größten Art der ganzen Sippe, mit der **Tana** (Cladobates Tana) bekannt. Sie zeichnet sich vor den übrigen außer ihrer Größe durch den langen Schwanz aus, und trägt ein dunkelbraunes, ins Schwarze ziehende Fell, welches auf den Unterseiten einen röthlichen Anflug zeigt und am Kopf und an der Schnauze mit Grau gemischt erscheint. Die Kehle ist röthlichgrau; der Hinterkopf hat eine dunkle Querbinde; auf dem Rücken verläuft ein dunkelbrauner Längsstreifen. Die einzelnen Haare des Rückens sind grau und dunkelbraun geringelt. In der Größe kommt die Tana unserm Eichhörnchen am nächsten; ihre Leibeslänge beträgt zehn Zoll, die des Schwanzes acht Zoll. Sie ist ein rasches, behendes, höchst munteres Thier, welches seine langen, gebogenen Nägel vortrefflich zu benutzen versteht und fast mit der Gewandtheit der Affen klettert. Ihre Nahrung besteht fast ausschließlich aus Kerbthieren, welche sie ebensowohl im Gezweig, wie auf der Erde zusammensucht. Genaueres ist — mir wenigstens — nicht bekannt.



Der Preß (Cladobates ferrugineus).

Noch mehr, als die Tana, ähnelt der **Preß** (Cladobates ferrugineus) unserm **Hörnchen**. Er ist bedeutend kleiner, als die vorige, da seine Körperlänge blos acht Zoll, die des Schwanzes aber nur fünf Zoll beträgt, und ebensowohl durch die Gestalt, wie durch die Färbung unterschieden. Seine Stumpfnase zeichnet ihn vor den meisten seiner Sippe aus. Der kurze, aber dichte und schöne Pelz ist auf dem Rücken und an den Seiten rostbraun, auf dem Bauche weißlich oder weißgrau gefärbt. Die einzelnen Haare sind schwarz und lichtgelb geringelt; die Ohren sind schwarz und der Schwanz mit sehr viel grauen oder weißlichen Haaren untermischt. Hinsichtlich seiner Sitten und der Nahrung ähnelt der Preß in jeder Weise der Tana. Er hat dieselbe Gewandtheit im Klettern und Kerbthierjagen und dieselbe Gefräßigkeit. Eins dieser Thiere ist gezähmt worden und hat sich an Milch und sogar an Brod gewöhnt. Es war jedoch stets unruhig und belferte Jeden an, der ihm in den Weg trat. Den größern Theil des Futters suchte es sich selbst, und da es frei im Hause herumlaufen durfte, hatte es dasselbe bald von allen Kerbthieren gereinigt. Bis jetzt hat man vergeblich versucht, ein derartiges Thier nach Europa überzuführen.

Der Federschwanz (Ptilocerus Lowii) ist ein Spitzhörnchen mit langem Rattenschwanz, dessen letztes Dritttheil zweizeilig mit starren Haaren besetzt ist. Den Spitzhörnchen ähnelt das merkwürdige Thierchen, welches gegenwärtig als Vertreter einer eignen Sippe gilt, so außerordentlich, daß man es anfangs unter ihnen einreihte, bis man in dem eigenthümlichen Schwanze, dessen straffe Haare an den Federbesatz eines Pfeiles erinnern, sowie in dem einigermaßen verschiedenen Gebiß Unterschiede auffand, welche eine Trennung von den Spitzhörnchen rechtfertigen. Man kennt blos eine einzige Art, welche von dem Naturforscher Low in dem Hause des berühmten Rajah von Sarawak, Sir James Brooke gefangen wurde und seinen Namen zu Ehren des Entdeckers erhielt. Bisher hat man das Thier blos auf Borneo und zwar sehr selten gefunden und über seine Lebensweise noch nichts Gewisses erfahren.

In der Größe kommt der Federschwanz einer kleinen Ratte ungefähr gleich; die Leibeslänge beträgt $5^1/_2$, die des Schwanzes etwa 7 Zoll; das Fell ist außerordentlich fein und weich. Seine Färbung ist oben schwärzlichbraun, fein gelblich gesprenkelt, an der Unterseite lichter, fast hellgelb; der Schwanz ist schwarz, mit weißlicher Endfahne. Dieses Anhängsel ist offenbar das Merkwürdigste am ganzen Thiere, es erinnert lebhaft an die Schwänze der Wüstenmäuse, welche, wenn man so



Der Federschwanz (Ptilocerus Lowii).

sagen darf, genau nach demselben Grundsatz gebaut sind. Zwei Dritttheile des so langen Gliedes sind vollkommen haarlos, während das letzte Drittel sehr lange, borstenähnliche Haare zeigt. Daß dieser Schwanz dem Thiere beim Klettern vortreffliche Dienste leistet und zur Vermittlung des Gleichgewichts benutzt werden kann, leuchtet ein, und daraus geht wohl auch hervor, daß der Federschwanz ein vortrefflicher Kletterer ist. Das Gebiß weist auf Kerbthiernahrung hin: — mit diesen Schlüssen müssen wir uns begnügen.

Viel genauer, obgleich noch keineswegs hinlänglich bekannt sind die Rohrrüßler (Macroselides), welche eine der eigenthümlichsten Sippen der ganzen Familie bilden. Während die vorhergehenden Thierchen den Schwanz der Springmäuse haben, besitzen die Rohrrüßler deren lange, dünne und fast haarlose Hinterbeine und dazu die längste Nase unter allen Spitzmäusen, eine Nase, welche zu einem förmlichen Rüssel geworden ist und ihnen auch den deutschen Namen verschafft hat, während der Sippenname soviel wie Langschenkel bedeutet. Die Engländer nennen sie „Elefantenspitzmäuse." Der Rüssel zeigt in der Mitte nur einen dünnen Haaranflug und an der Wurzel einen

ziemlich starken Haarkamm, die Spitze dagegen ist ganz nackt. Außerdem ist der Kopf durch die großen Augen und die ziemlich bedeutenden, frei hervorragenden und mit inneren Läppchen versehenen Ohren, sowie durch die langen Schnurren ausgezeichnet. Der ziemlich kurze, dicke Leib ruht auf sehr verschiedenen Beinen. Das Hinterpaar ist auffallend verlängert und ganz wie bei den Wüstenmäusen gebaut, während die Vorderbeine verhältnißmäßig länger, als bei diesen sind. Die drei mittleren Zehen der Vorderfüße sind gleichlang, der Daumen ist an ihnen weit hinaufgerückt; die Hinterpfoten haben fünf kurze, feine Zehen, mit kurzen, schwachen und starkgekrümmten Krallen. Der dünne, kurz behaarte Schwanz ist meistens etwas kürzer, als der Körper. Die Verlängerung der Hinterbeine beruht hauptsächlich auf der ansehnlichen Länge des Schienbeines und des Mittelfußes, welche verhältnißmäßig bei keinem andern Raubthiere in gleicher Länge vorkommen und unserm Thierchen eine Gestalt verleihen, die einzig in der ganzen Ordnung dasteht. Der reichliche Pelz ist sehr dicht und weich. Die Zähne ähneln denen der Igel am meisten.



Der südafrikanische Rohrrüßler (Macroselides typicus).

Man kennt gegenwärtig sechs eigentliche Rohrrüßler und eine Art, welche an den Hinterfüßen blos vier Zehen hat und deshalb einer besondern Sippe zugezählt wird. Die Thiere bewohnen die sonnigen, steinigen Ebenen Südafrikas. Nur eine einzige Art (Macroselides Rozetti) findet sich in Algerien, namentlich in der Gegend von Oran. Sie bewohnen die steinigen Berge und finden in tiefen und schwer zugänglichen Löchern unter Steinen, in Felsenritzen, in Höhlen, die von anderen Thieren gegraben wurden, Zuflucht bei jeder Gefahr, welche sie in der geringfügigsten Erscheinung zu erblicken vermeinen. Es sind echte Tag-, ja wahre Sonnenthiere, welche sich gerade während der glühendsten Mittaghitze am wohlsten befinden, und dann auch hauptsächlich ihrer Jagd nachgehen. Die Nahrung besteht aus allerhand kleinen Thieren, hauptsächlich aus Kerfen, welche sie geschickt zu fangen oder aus Ritzen und Spalten hervorzuziehen wissen. Wenn man sich gut zu verstecken weiß, kann man ihr lebendiges Treiben beobachten; die geringste Bewegung aber scheucht sie augenblicklich in ihre Schlupfwinkel zurück, und dann vergeht eine ziemliche Zeit, bevor sie sich von neuem zeigen. Endlich kommt eins um das andere wieder hervor und hüpft nun in der auf unserer Abbildung sehr hübsch wiedergegebenen Stellung außerordentlich hurtig und rasch umher, äugt und lauscht nach allen Seiten hin, hascht im Sprunge nach vorüberfliegenden Kerbthieren oder sucht und schnüffelt zwischen

den Steinen umher, jeden Winkel, jede Ritze, jede Spalte mit der feinen Rüsselnase untersuchend. Oft setzt sich eins auf einen von der Sonne durchglühten Stein und giebt sich hier mit größtem Wohlbehagen der Wärme hin. Nicht selten spielen zwei, vielleicht die Gatten eines gerade zusammenlebenden Paares gar lustig miteinander. Ueber die Fortpflanzung weiß man bis jetzt noch gar Nichts, und auch an Gefangenen scheinen noch keine Beobachtungen gemacht worden zu sein.

Unsere Abbildung stellt den südafrikanischen Rohrrüßler (Macroselides typicus) dar, einen der größern der ganzen Sippe von dunkler oder hellbrauner Farbe auf der Oberseite, welche zuweilen stark mit Roth- oder Mäusegrau gemischt ist, und rein weißer oder gelblichweißer Unterseite, weißen Pfoten, rostbraunem Rüssel, mit röthlichbraunen Strichen von der Wurzel gegen die Stirn und röthlichschwarzer Spitze. Seine Leibeslänge beträgt 5 Zoll, die des Schwanzes $4^1/_2$ Zoll; der Rüssel ist $^1/_2$ Zoll lang.



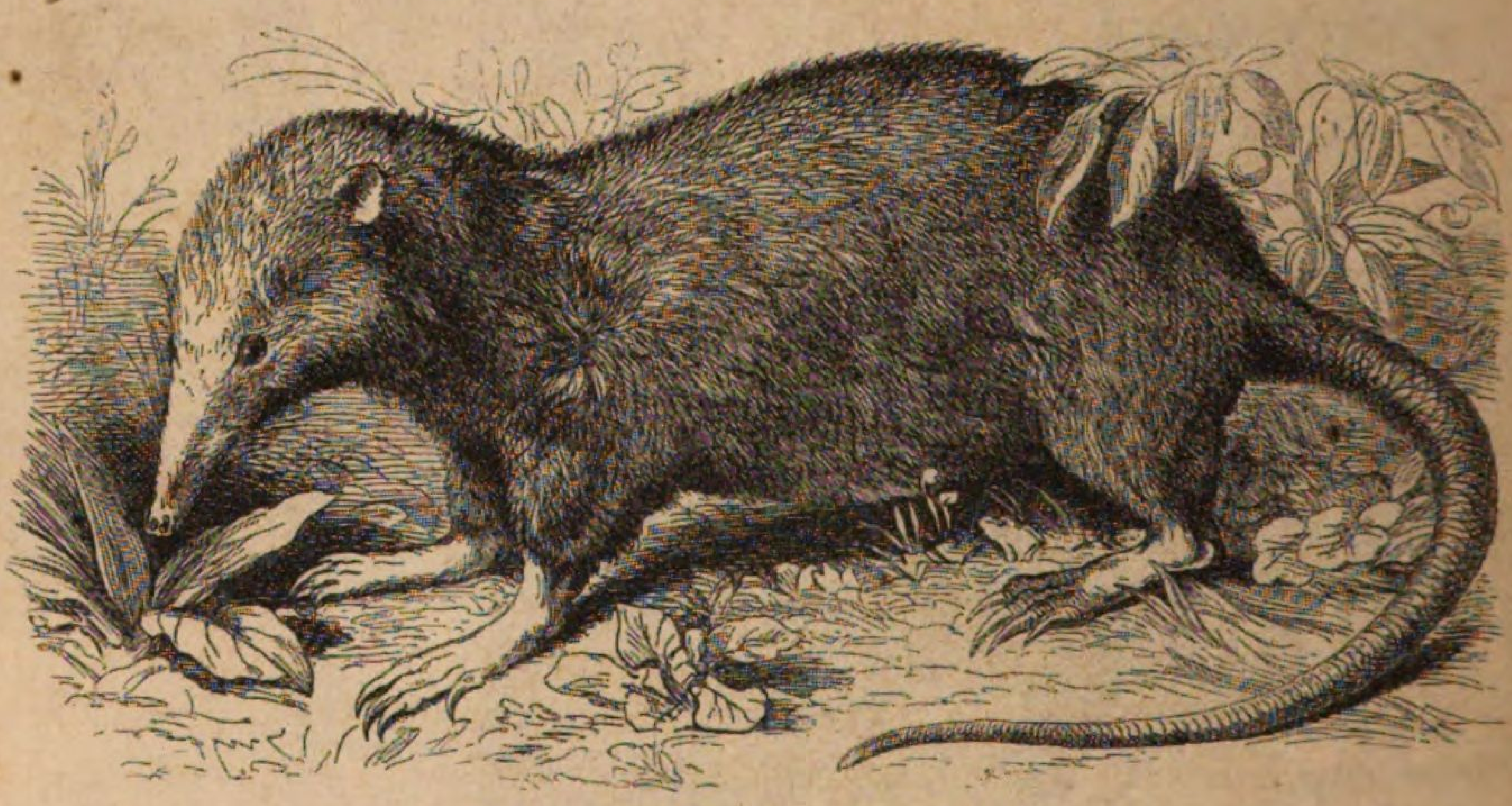
Die Spitzratte (Gymnura Rafflesii).

Die noch übrigen Mitglieder unserer Familie ähneln mehr den eigentlichen Spitzmäusen, obgleich gerade die zunächst zu betrachtenden sehr eigenthümlicher Gestalt sind. Unser Bild zeigt uns die durchaus merkwürdige Spitzratte, die Bula der Eingebornen (Gymnura). Es ist ein Thier, welches den Ratten am meisten ähnelt, besonders seines langen, runden, nackten und schuppigen Schwanzes wegen, durch den gestreckten Kopf, mit langer, dünner, weitvorragender Schnauze aber an die Spitzhörnchen sich anschließt. Der Körper ist gedrungen und ruht auf kurzen, fünfzehigen mit spitzen, schmalen und einziehbaren Krallen bewehrten Füßen. Er ist mit weichem, wolligen Haar und langen, borstigen Grannen bekleidet, welche hauptsächlich am vordern Theile sich befinden und gewissermaßen an den Tanrek erinnern, mit welchem das Thier auch außerdem noch manche Aehnlichkeit hat. So steht die Spitzratte gleichsam zwischen den Igeln und Spitzmäusen mitten inne.

Man kennt blos eine einzige Art (Gymnura Rafflesii), welche ihren Namen zu Ehren des Entdeckers trägt. Dieser brachte sie aus Sumatra mit und beschrieb sie zuerst unter dem Namen Viverra Gymnura, weil er glaubte, eine Schleichkatze vor sich zu haben. In der neuern Zeit hat man dieselbe Art übrigens auch auf Malakka entdeckt.

Die Körperlänge der Bula beträgt 14, die des Schwanzes fast 11 Zoll. Der Rumpf und die Gliedmaßen sind schwarz, der Kopf und Hals dagegen weiß behaart, nur am Hinterkopf finden sich einzelne schwarze Haare, und über den Augen ein schwarzer Längsstreif; der Schwanz ist bis zur Mitte schwarz und an seiner Endhälfte weiß. Die borstenartigen Haare erreichen oft eine bedeutende Länge. Ueber die Lebensweise ist ebenfalls noch nicht das Geringste bekannt.

An die Bula können wir den Schlitzrüßler (Solenodon paradoxus) anreihen, ein Thier, welches ebenfalls als Vertreter einer besondern Sippe gilt. In seiner äußern Erscheinung gleicht der Schlitzrüßler den echten Spitzmäusen; er unterscheidet sich aber von ihnen durch den dünnen, langen, runden und an der Spitze nackten Rüssel mit seitlichen Nasenlöchern, durch die großen, runden Ohren ohne eine Klappe und den langen, nackten, schuppigen Schwanz. Der Körper ist gedrungen, der Kopf



Der Schlitzrüßler (Solenodon paradoxus).

sehr gestreckt und die Nase noch wieselartig. Alle Füße haben fünf Zehen, an denen lange, etwas zusammengepreßte und gekrümmte Krallen sitzen, welche jedenfalls zum Graben benutzt werden können. Die Augen sind klein. Ein ziemlich dickes Fell, welches blos die Unterbeine und den schuppigen Schwanz frei läßt, auch den Rüssel nur dünn bekleidet, deckt den Körper. Die zwei Arten bewohnen Haiti und scheinen schon zu Kolumbus Zeiten den Europäern bekannt gewesen zu sein, wenn man auch bei der Unzulänglichkeit der betreffenden Angaben nicht mit Sicherheit behaupten kann, daß die bezüglichen Beschreibungen gerade eins dieser Thiere meinen. Soviel steht fest, daß man heut zu Tage noch Nichts über die Lebensweise des, wie sein Name besagt, „auffallenden" Geschöpfes weiß und auch hier eben nur von der Leibesbeschaffenheit reden kann. Der Körper der Aguta, wie dieser Schlitzrüßler auf St. Domingo genannt wird, ist fast einen Fuß lang und trägt einen nur wenig kürzern Schwanz. Der Pelz ist verschieden gefärbt: das Gesicht, der Scheitel und Vorderrücken sind braunschwarz, der Hinterrücken und die Schenkel schwarzbraun, die Seiten des Kopfes und der Hals hellbraun, rostroth und grau gemischt, die Unterseiten und Pfoten fahlbräunlich, die Brust ist hellrostroth, der geschuppte Schwanz bis zur Mitte grau, am Ende weiß.

Der Name der Sippe, bedeutet „Röhrenzähnige" und ist dem Thier seines Gebisses wegen gegeben worden, weil die unteren Schneidezähne eine eigenthümliche Längsrinne aufweisen. Dieses Gebiß deutet auf Kerbthier-Nahrung hin; gleichwohl berichtet Hearne, welcher einen Schlitzrüßler

kurze Zeit lebend hatte, daß derselbe hauptsächlich Körner fresse, wenn auch thierische Nahrung nicht verschmähe.

Ueber die Lebensweise der sehr nahe verwandten zweiten Art hat Peters mehrere Mittheilungen zusammengestellt. Wie die eigentlichen Spitzmäuse, ist auch dieses Thier ein nächtlich lebendes; während des Tages schläft es an irgend einem Versteck, nachts treibt es sich außen umher. In manchen Gebirgen soll es ziemlich häufig sein; verfolgt es der Jäger, so soll es den Kopf verstecken, in der Meinung, sich dadurch zu verbergen, und so ruhig liegen bleiben, daß man es am Schwanze ergreifen kann. In der Gefangenschaft weigert es sich gar nicht, ans Essen zu gehen; da es aber schwer kaut, muß man ihm feingeschnittenes Fleisch vorlegen, damit es nicht etwa erstickt. Reinlichkeit ist zu seinem Wohlbefinden unumgängliche Bedingung: gern stürzt es sich ins Wasser und scheint sich hier angenehm zu unterhalten; dabei trinkt es denn auch mit größerer Leichtigkeit, während ihm sonst die lange Rüsselspitze hier hinderlich ist.

Seine Stimme ist durchdringend und wechselnd: bald erinnert sie an das Grunzen des Schweines, bald an das Geschrei eines Vogels. Zuweilen schreit es wie ein Käuzchen; beim Berühren grunzt es wie die Ferkelratte. Es wird sehr leicht zornig und sträubt dann das Haar in eigenthümlicher Weise. Ein vorübergehendes Huhn oder anderes kleines Thier erregt es aufs höchste und es versucht wenigstens, sich desselben zu bemächtigen. Die erfaßte Beute zerreißt es mit den langen, krummen Krallen wie ein Habicht. — Dann und wann ergießt sich aus seiner Haut eine röthliche, ölige, übelriechende Flüssigkeit.

Die Gefangenen, welche ein Herr Corona hielt, starben theils an den Wunden, welche sie einander bissig zufügten, theils an einer eigenthümlichen Wurmkrankheit. Einige von diesen zeigten sich ganz voll von Würmern, welche sich zwischen dem Bindegewebe und den Muskeln, besonders am Halse in ungeheurer Menge fanden, wie in einen weichen Sack eingehüllt.

Die einheimischen Namen des Thieres sind sehr verschieden; hier und da nennt man es Tejon oder Dachs, in anderen Gegenden Andarás, in der Nähe von Trinidad: Tacuache.

Auch die eigentlichen Spitzmäuse sind in der Neuzeit in mehrere Unterabtheilungen gebracht worden, welche eigentlich auf den Rang von Sippen keinen Anspruch machen können. Man kennt gegenwärtig etwa 20 bis 24 Arten dieser Gruppe; doch erfordern alle Spitzmäuse noch genauere Beobachtungen, um mit aller Sicherheit entweder als Art oder blose Abart bezeichnet werden zu können. Die wahren Spitzmäuse sind die vollkommensten Glieder ihrer Familie; denn sie zeigen die Eigenschaften, welche ich oben besprach, am entschiedensten. Es sind überaus raubgierige, muthige und gewandte Geschöpfe, welche uns durch ihre Räubereien den größten Nutzen bringen und besondere Schonung verdienen. Der Leib ist schlank, der Hals kurz, die Schnauze stark verlängert, rüsselartig; die Hinterbeine sind nicht viel länger, als die Vorderbeine, die Zehen frei, der Schwanz ist lang oder kurz, geringelt, geschuppt und dicht mit Haaren besetzt, die Ohren sind kurz und durch einen an ihnen befindlichen Lappen verschließbar, die Augen sind sehr klein, die Vorderzähne an der Schneide gezähnelt, die übrigen mehrfach zugespitzt.

Eine ausländische Art mag die Reihe der von mir Erwählten eröffnen. Es ist der Mondjuru oder Sondeli (Sorex murinus), die „Moschusratte" aus Indien, welche unsere Abbildung in natürlicher Größe darstellt. Die Färbung des feinen Pelzes ist oben dunkelbraun bis schwarz, unten hell; die nackten Lippen, Ohren und Pfoten sind hellbräunlich fleischfarben. Zuweilen kommen ganz weiße Spielarten vor. Die Länge beträgt etwas über 4 Zoll, die des Schwanzes $2^1/_2$ Zoll.

Der Sondeli bewohnt verschiedene Theile Indiens und ist dort sehr gehaßt, wegen des außerordentlich heftigen Gestanks, den er aus seinen Afterdrüsen absondert. Dieser Geruch, welcher am meisten dem Moschus ähnelt, hat die Eigenthümlichkeit, sich an alle von der Maus berührte Gegen-

ständen anzuhängen und gleichsam in sie einzudringen, sei es auch, daß der Sondeli blos über sie hinweg lief. Der Gestank ist so heftig, daß damit viel verdorben werden kann. Namentlich die Lebensmittel aller Sorten werden durch die abscheuliche Gabe, welche ihnen das Thier beibringt, vollständig ungenießbar gemacht. „Laßt," sagt ein Beschreiber, „einen Sondeli über eine Weinflasche hinweglaufen, und der Wein wird für alle Zeit derart von Moschus geschwängert erscheinen, daß kein gebildeter Gaumen es auch nur mit einem Tropfen davon zu thun haben mag, ja, die Flasche muß aus der Nachbarschaft anderer gebracht werden, weil sich der fürchterliche Geruch sogar diesen mittheilen könnte." Mit dieser einzigen Angabe habe ich das Thier eigentlich gekennzeichnet; denn es geht ganz von selbst daraus hervor, daß der Sondeli von den Bewohnern Indiens in einer Weise gehaßt wird, wie kaum ein anderes Thier, und jedenfalls so, wie kein anderes Thier von derselben Größe. Man verfolgt ihn, wo man nur kann: allein es wird gesagt, daß der Hauptfeind aller Mäuse, die Katze nämlich, zur Mithilfe bei dieser Verfolgung ganz unbrauchbar sei, eben wegen des furchtbaren Gestankes. In der Lebensweise und den Sitten ähnelt er den übrigen Spitzmäusen vollständig.



Der Mondjuru oder Sondeli (Sorex murinus).

In Deutschland kommen sechs eigentliche Spitzmäuse vor, welche drei Sippen oder Untersippen zugezählt werden. Die **gemeine Spitzmaus** (Sorex vulgaris), erreicht nicht ganz die Größe der Hausmaus; denn ihr Körper mißt blos $2^3/_4$, höchstens 3 Zoll, der Schwanz etwas über einen Zoll; die Höhe am Widerrist beträgt 11 Linien. Die Färbung des feinen Pelzes spielt zwischen einem schönen Rothbraun und dem glänzendsten Schwarz; die Seiten sind immer lichter gefärbt, als der Rücken; die Unterseite ist graulichweiß mit bräunlichem Anfluge; die Lippen sind weißlich, die langen Schnurren schwarz, die Pfoten bräunlich, der Schwanz oben dunkelbraun, unten aber bräunlichgelb. Ein Blick auf die Zeichnung giebt von der Zierlichkeit und Schönheit des Baues den besten Begriff. Nach der wechselnden Färbung hat man mehrere Unterschiede angenommen, welche die Einen für Arten, die Andern für Abarten erklären.

Man findet die **gemeine Spitzmaus** in Frankreich, England, Schweden, Deutschland, Italien, Ungarn und Galizien, wahrscheinlich auch im benachbarten Rußland, in der Höhe sowohl wie in der Tiefe, auf Bergen, wie in Thälern, in Feldern, Gärten, in der Nähe von Dörfern, oder in Dörfern selbst und gewöhnlich nahe bei Gewässern. Im Winter kommt sie in die Häuser heran oder wenigstens in die Ställe und Scheuern. Bei uns ist sie die gemeinste Art der ganzen Familie. Sie bewohnt am liebsten unterirdische Höhlen und bezieht deshalb gern die Gänge des **Maulwurfs** oder verlassene Mäuselöcher, falls sie nicht natürliche Ritzen und Spalten im Gestein auffindet. In weichem Boden gräbt sie mit ihrem Rüssel und den schwachen Vorderpfoten selbst Gänge aus, welche regelmäßig nur sehr oberflächlich unter der Erde dahin laufen. Wie die meisten anderen Arten der Familie ist auch unsere Spitzmaus ein eigentliches Nachtthier, welches nur ungern seinen unterirdischen Aufenthaltsort verläßt. Niemals thut sie Dies während der Mittagssonne, und es scheint wirklich, daß die Sonnenstrahlen ihr überaus beschwerlich fallen, wenigstens nimmt man an, daß die vielen todten, welche man im Hochsommer an Wegen und Gräben findet, von der Sonne geblendet den Eingang ihrer Höhle nicht wieder auffinden konnten und deshalb zu Grunde gingen.

Unaufhörlich sieht man die Spitzmaus beschäftigt, mit ihrem Rüssel nach allen Richtungen hin zu schnüffeln, um Nahrung zu suchen, und was sie findet und überwältigen kann, ist verloren: sie frißt ihre eigenen Jungen oder die Getödteten ihrer eigenen Art auf. „Ich habe oft," sagt Lenz, „Spitzmäuse in Kisten gehabt. Mit Fliegen, Mehlwürmern, Regenwürmern und dergleichen sind sie fast gar nicht zu sättigen. Ich mußte jeder täglich eine ganze todte Maus oder Spitzmaus oder ein Vögelchen von derselben Größe geben. Sie fressen, so klein sie sind, täglich ihre Maus auf und lassen nur Fell und Knochen übrig. So habe ich sie oft recht fett gemästet; läßt man sie aber im geringsten Hunger leiden, so sterben sie. Ich habe auch versucht, ihnen Nichts als Brod, Rüben, Birnen, Hanf, Mohn, Rübsamen, Kanariensamen ꝛc. zugeben, aber sie verhungerten lieber, als daß sie anbissen. Bekamen sie fettgebackenen Kuchen, so bissen sie dem Fett zu Liebe an; fanden sie eine in einer Falle gefangene Spitzmaus oder Maus, so machten sie sich augenblicklich daran, selbige aufzufressen."

Der Dichter Welcker beobachtete sie bei ihrer Mäusejagd. Er besaß eine lebende Spitzmaus, band ihr einen festen Faden an einen Hinterfuß und ließ sie im Felde in ein von Mäusen bewohntes



Die gemeine Spitzmaus (Sorex vulgaris).

Loch kriechen. Nach einer kurzen Zeit kam eine Ackermaus in größter Angst hervor gekrochen, aber mit der Spitzmaus auf dem Rücken. Das gierige Raubthier hatte sich mit den Zähnen im Nacken des Schlachtopfers eingebissen, saugte ihm luchsartig das Blut aus, tödtete es in kurzer Zeit und fraß es auf. Diese Gefräßigkeit ist natürlich für uns ein wahres Glück; denn die Spitzmaus wird uns überaus nützlich, indem sie eine Unmasse schädlicher Thiere vertilgt.

Die Bewegungen der Spitzmaus sind außerordentlich rasch und behend. Im Nothfall schwimmt sie, und an schiefen Stämmen vermag sie empor zu klettern. Ihre Stimme besteht in einem scharfen, feinzwitschernden, fast pfeifenden Tone, welcher jedoch so leise ist, daß er nicht häufig vernommen wird. Bis jetzt hat man von allen Spitzmäusen nur die gleiche Stimme vernommen. Unter den Sinnen steht unzweifelhaft der Geruch oben an. Es kommt oft vor, daß lebend gefangene, welche wieder frei gelassen werden, in die Falle zurücklaufen, blos weil diese den Spitzmausgeruch an sich hat. Dem Gesicht scheint die Spitzmaus gar nicht zu folgen, und auch ihr Gehör muß ziemlich schwach sein; die Nase ersetzt aber auch beide Sinne fast vollkommen.

Es giebt wenig andere Thiere, welche so ungesellig sind und sich gegen ihres Gleichen so abscheulich benehmen, wie eben die Spitzmäuse; blos der Maulwurf noch dürfte ihnen hierin gleich-

kommen. Nicht einmal die verschiedenen Geschlechter leben im Frieden mit einander, außer zur Paarungszeit. Während des übrigen Jahres frißt eine Spitzmaus die andere auf, sobald sie sie überwältigen kann. Oft sieht man zwei von ihnen in einen so wüthenden Kampf verwickelt, daß man sie mit den Händen greifen kann; sie bilden einen förmlichen Knäuel und rollen nun über den Boden dahin, fest in einander verbissen und mit einer Wuth an einander hängend, welche des unflätigsten Bulldoggen würdig wäre. Ein wahres Glück ist es, daß die Spitzmäuse nicht Löwengröße haben, sie würden die ganze Erde entvölkern und schließlich verhungern müssen. — Nur höchst selten trifft man größere Gesellschaften von Spitzmäusen an, zwischen denen Frieden herrscht oder zu herrschen scheint. Cartrey hörte einmal in trockenem Laube ein ununterbrochenes Rascheln und Lärmen und entdeckte eine zahlreiche Menge unserer Thiere, seiner Schätzung nach etwa 100 bis 150 Stück, welche unter einander zu spielen schienen und unter beständigem Zirpen und Quiken hin- und herrannten: — eine ähnliche Beobachtung ist mir aber nicht bekannt worden. Der Berichterstatter glaubt, daß es sich bei jener Zusammenkunft um eine großartige Freierei gehandelt habe.

Die trächtige Spitzmaus baut sich ein Nest aus Mos, Gras, Laub und Pflanzenstengeln, am liebsten im Mauerwerk oder unter hohlen Baumwurzeln, versieht es mit mehreren Seitengängen, füttert es weich aus und wirft hier zwischen Mai und Juli 5 bis 10 Junge, welche nackt und mit geschlossenen Augen und Ohren geboren werden. Anfänglich säugt die Alte die Jungen mit vieler Zärtlichkeit, bald aber erkaltet ihre Liebe, und die Jungen machen sich nun auf, um sich selbstständig ihre Nahrung zu erwerben. Dabei schwinden, wie bemerkt, alle geschwisterlichen Rücksichten; denn jede Spitzmaus versteht schon in der Jugend unter Nahrung nichts Anderes, als alles Fleisch, welches sie erbeuten kann, und sei es der Leichnam ihres Geschwisters.

Es ist merkwürdig, daß die Spitzmäuse nur von wenigen Thieren gefressen werden. Die Katzen tödten sie wahrscheinlich, weil sie sie anfangs für eine Maus halten; sie beißen sie aber nur todt, ohne sie jemals zu fressen. Auch die Marderarten scheinen sie zu verschmähen. Blos einige Raubvögel, der Storch sowie die Kreuzotter verschlingen sie ohne Umstände und mit Behagen. Jedenfalls hat die Abneigung der geruchsbegabteren Säugethiere ihren Grund in dem Widerwillen, welchen ihnen die Ausdünstung der Spitzmäuse einflößt. Alle echten Spitzmäuse haben wenigstens einen Antheil des starken moschusartigen Geruchs, welchen wir bei der vorhergehenden Art kennen lernten. Dieser Geruch wird durch zwei Absonderungsdrüsen hervorgebracht, welche sich an den Seiten des Leibes und zwar näher an den Vorder- als an den Hinterbeinen finden, und theilt sich allen Gegenständen, welche die Maus berührt, augenblicklich mit.

Es ist möglich, daß der Aberglaube, unter welchem die Spitzmäuse in manchen Gegenden Europas zu leiden haben, in diesem Geruch mit begründet ist. In England giebt es Gegenden, in welchen das harmlose Thier fast noch mehr gefürchtet wird, als die tückische Viper. Jedermann sieht ein, daß das kleine Geschöpf dem Menschen mit seinen feinen, dünnen Zähnen nicht das Geringste zu Leide thun kann; und dennoch schreibt man dem Bisse der Spitzmaus die giftigsten Eigenschaften zu. Ja das blose Berühren von einer Spitzmaus wurde als ein sicherer Vorbote irgend welchen Uebels gedeutet, und Thier oder Mensch, welche „Spitzmaus-geschlagen" waren, mußten, nach allgemein giltiger Meinung aller alten Waschweiber in Frauen- oder Männertracht, nothwendigerweise demnächst erkranken, falls sie nicht ein eigenthümliches Mittel schleunigst anwandten, ein Mittel, ganz nach homöopathischen Grundsätzen erdacht und demnach allerdings geeignet, gedankenlosen oder geistesarmen Menschen zu gefallen. Dieses Heilmittel, welches allein gegen die Spitzmauskrankheit helfen konnte, bestand in den Zweigen einer „Spitzmausesche," welche durch ein sehr einfaches Verfahren zu dem heilkräftigen Baume gestempelt worden war. Eine lebendige Spitzmaus wurde gefangen und mit Siegesjubel zu der Esche gebracht, welcher die Ehre zu Theil werden sollte, das hochgeistige Menschengeschlecht vor den Schlingen des Satans in Gestalt dieses kleinen Raubthieres zu schützen. Man bohrte ein großes Loch in den Stamm der Esche, ließ die Spitzmaus dahinein kriechen und verschloß das Loch durch einen festen Pfropfen. So kurze Zeit nun auch das Leben des menschlichem Blödsinn

geopferten Thieres in dem abscheulichen Gefängniß währen konnte, so kräftig war doch die Wirkung; denn von diesem Augenblick an erhielt die Esche ihre übernatürlichen Kräfte.

Wie verbreitet und allgemein geglaubt dieser Unsinn in der Vorzeit war, geht aus der „Geschichte der vierfüßigen Thiere und der Schlangen von Topsel" hervor, welche im Jahre 1658 zu London erschien. Dieser spaßhafte alte Thierkundige sagt über die Spitzmaus in jenem Buche ungefähr Folgendes:

„Sie ist ein raubgieriges Vieh, heuchelt aber Liebenswürdigkeit und Zahmheit; doch beißt sie tief und vergiftet tödlich, so wie sie berührt wird. Grausamen Wesens, sucht sie jedem Dinge zu schaden, und es giebt kein Geschöpf, welches von ihr geliebt wird, noch eins, welches sie lieben sollte; denn alle Thiere fürchten sie. Die Katzen jagen und tödten sie, aber sie fressen sie nicht; denn wenn sie Dieses thun wollten, würden sie vergehen und sterben. Wenn die Spitzmäuse in ein Fahrgeleise fallen, müssen sie ihr Leben lassen; denn sie können nicht wieder weggehen, Dies bezeugen Marcellus,



Die toskanische Wimperspitzmaus (Pachyura etrusca. — Siehe Seite 674.)

Nicander und Plinius, und die Ursache davon wird von Philes gegeben, welcher sagt, daß sie sich in einem Geleise so erschöpft und bedroht fühlen, als wären sie in Banden geschlagen. Eben deshalb haben die Alten auch die Erde aus Fahrgeleisen als Gegenmittel für den Mäusebiß verschrieben. Man hat aber noch mehrere Mittel, wie bei andern Krankheiten, um die Wirkung ihres Giftes zu heilen, und diese Mittel dienen zugleich auch noch, um allerlei Uebel zu heben. Eine Spitzmaus, welche aus irgend einer Ursache in ein Geleis gefallen und dort gestorben ist, wird verbrannt, zerstampft und dann mit Staub und Gänsefett vermischt: — solche Salbe heilt alle Entzündungen unfehlbar. Eine Spitzmaus, welche getödtet und so aufgehängt worden ist, daß sie weder jetzt noch später den Grund berührt, hilft Denen, deren Leib mit Geschwüren und Beulen bedeckt ist, wenn sie die wunde Stelle drei Male mit dem Leichnam des Thieres berühren. Auch eine Spitzmaus, welche todt gefunden und in Leinen-, Wollen- oder anderes Zeug eingewickelt worden ist, heilt Schwären und andere Entzündungen. Der Schwanz der Spitzmaus, welcher zu Pulver gebrannt und zur Salbe verwandt

wurde, ist ein untrügliches Mittel gegen den Biß wüthender oder toller Hunde ꝛc." Die übrige Verwendung des heilkräftigen Thieres brauche ich nicht anzuführen: — dies eine Pröbchen wird, denke ich, vollkommen genügen. —

Mit unserer Spitzmaus nahe verwandt, aber einer andern Sippe zugehörig, ist die **toskanische Wimperspitzmaus** (Pachyura etrusca oder P. suaveolens), ein Thierchen, welches deshalb besondere Erwähnung verdient, weil sie, soweit bis jetzt bekannt, das kleinste unter allen Säugethieren ist. Ihre Gesammtlänge beträgt blos 2½ Zoll, und hiervon geht ein Zoll auf den Schwanz ab; das Gewicht beträgt höchstens 30 Gran. Das Thierchen ist somit als ein Zwerg unter den Zwergen anzusehen. Die Färbung des Pelzes ist hellbräunlich oder röthlichgrau, der Rüssel und die Pfoten sind fleischfarben, der Schwanz oben bräunlich, unten lichter, die Füßchen haben weißliche Härchen; ältere Thiere sind heller und rostfarbig, die Jungen dunkler und mehr graufarbig. Auffallend ist die verhältnißmäßig sehr große Ohrmuschel.

Diese Spitzmaus kommt fast in allen Ländern vor, welche rings um das Mittelländische und Schwarze Meer liegen. Sie ist im Norden Afrikas, im südlichen Frankreich, in Italien und der Krim gefunden worden. In ihrer Lebensweise ähnelt sie ihren Sippschaftsverwandten. Zum Aufenthaltsort wählt sie sich am liebsten Gärten in der Nähe von Dörfern, aber sie kommt auch in Gebäuden und Wohnungen vor. Da sie viel zarter und empfindlicher gegen die Kälte ist, als unsere nordischen Arten, sucht sie sich gegen den Winter dadurch zu schützen, daß sie sich besonders warme Aufenthaltsorte für die kalten Monate auswählt. —

Von den übrigen Spitzmäusen wollen wir blos noch eine einzige Art, die **Wasserspitzmaus** (Crossopus foediens), hervorheben. Sie zeichnet sich vor ihren übrigen Verwandten hauptsächlich deshalb aus, weil die Zehen an der Unterseite mit steifen, starken und ziemlich langen Haaren besetzt sind, welche die Stelle der Schwimmhäute vertreten.

Die Gelehrten sind noch uneinig, ob die Verschiedenheiten, welche unsere Wasserspitzmäuse zeigen, blos zufällige oder ständige sind, welch Letzteres dann allerdings berechtigen würde, mehrere Arten von ihnen anzunehmen. Dem mag sein, wie ihm wolle, für uns genügt es, das Thier im Allgemeinen zu betrachten.

Die **Wasserspitzmaus** gehört zu den größeren Arten der bei uns vorkommenden Spitzmäuse. Ihre Gesammtlänge beträgt 4 Zoll 10 Linien, wovon 2 Zoll auf den Schwanz kommen. Der feine, dichte und weiche Pelz ist gewöhnlich auf dem Oberkörper schwarz, im Winter glänzender, als im Sommer, auf dem Unterkörper aber grauweiß oder weißlich, zuweilen rein, manchmal mit Grauschwarz theilweise gefleckt. Die Haare des Pelzes stehen so dicht, daß sie vollkommen an einander schließen und keinen Wassertropfen bis auf das Fell eindringen lassen. Die Schwimmhaare sind nach dem Alter und der Jahreszeit länger oder kürzer. Sie lassen sich so ausbreiten, daß sie wie die Zinken eines Kammes auf jeder Seite der Füße hervorstehen, und sich auch wieder so knapp an die Seiten dieser Theile anlegen, daß sie wenig bemerkbar sind. Sie bilden, wenn sie gehörig gebreitet sind, ein sehr vollkommnes Ruder und leisten den Thieren vortreffliche Dienste. Nach Belieben können diese sie entfalten und wieder zusammenlegen und beim Laufen so andrücken, daß sie hinlänglich gegen die Abnutzung geschützt sind.

Wie es scheint, ist die Wasserspitzmaus über fast ganz Europa und einen Theil Asiens verbreitet und an geeigneten Orten überall häufig zu finden. Ihre Nordgrenze erreicht sie in England und in den Ostseeländern, ihre Südgrenze in Spanien und Italien. In den Gebirgen steigt sie zu bedeutenden Höhen empor, in den Alpen etwa bis zu 6000 Fuß. Sie bewohnt vorzugsweise die Gewässer gebirgiger Gegenden und am liebsten solche, in denen es auch bei der größten Kälte des Winters noch offne Quellen giebt; denn solche sind ihr im Winter ganz unentbehrlich, um frei aus und ein zu gehen. Bäche gebirgiger Waldgegenden, welche reines Wasser, sandigen oder kiesigen Grund haben, mit

Bäumen besetzt und von Gärten oder Wiesen eingeschlossen sind, scheinen Lieblingsorte von ihr zu sein. Ebenso gern aber hält sie sich in Teichen auf, welche helles Wasser haben und stellenweise mit Meerlinsen bedeckt sind. Zuweilen findet man sie hier in erstaunlicher Menge. Oft wohnt sie mitten in den Dörfern, gern in der Nähe der Mühle, doch ist sie nicht an das Wasser gebunden; denn sie läuft auch auf den an den Bächen liegenden Wiesen umher, verkriecht sich unter den Heuschobern, geht in die Scheuern und Ställe und kommt manchmal auf Felder, welche weit vom Wasser entfernt sind; man trifft sie auch im Innern der Häuser, zumal in Kellern an. In lockerm Boden nah am Wasser gräbt sie sich selbst Röhren, benutzt aber doch noch lieber die Gänge der Mäuse und Maulwürfe, welche sie in der Nähe ihres Aufenthaltsortes vorfindet. Ein Haupterforderniß ihrer Wohnung ist, daß die Hauptröhre verschiedene Ausgänge hat, von denen der eine in das Wasser, die anderen über der Oberfläche desselben und noch andere nach dem Lande zumünden. Die Baue sind Schlaf- und



Die Wasserspitzmaus (Crossopus foediens).

Zufluchtsorte des Thierchens und gewähren ihm bei Verfolgung der Katzen und anderer Raubthiere eine sichere Unterkunft.

In dieser Wohnung bringt die Wasserspitzmaus an belebten Orten gewöhnlich den ganzen Tag zu; da aber, wo sie keine Nachstellung zu fürchten hat, ist sie auch bei Tage sehr munter, besonders im Frühjahr zur Paarungszeit. Selten schwimmt sie an dem Ufer entlang, lieber geht sie quer durch von dem einen Ufer zum andern. Will sie sich längs des Baches fortbewegen, so läuft sie entweder unter dem Ufer weg oder auf dem Boden des Baches unter dem Wasser dahin. Sie ist ein äußerst munteres, kluges und gewandtes Thier, welches dem Beobachter in jeder Hinsicht Freude macht. Ihre Bewegungen sind schnell und sicher, behend und ausdauernd; sie schwimmt und taucht vortrefflich und besitzt die Fähigkeit, bald mit vorstehendem Kopf, bald mit sichtbarem ganzen Oberkörper auf dem Wasser zu ruhen, ohne eine bemerkliche Bewegung dabei zu machen. Wenn sie schwimmt, erscheint ihr Leib breit, platt gedrückt und gewöhnlich auch mit einer Schicht glänzendweißer, sehr kleiner

Perlen überdeckt. Diese Perlen sind Bläschen, welche sich aus der von den dichten Haaren zurückgehaltenen Luft bilden. Gerade diese gestaute Luftschicht über dem Körper scheint ihr Fellchen immer trocken zu halten.

Wenn man sich an einem Teiche gut versteckt und hier Wasserspitzmäuse beobachtet, welche nicht beunruhigt worden sind, kann man ihr Treiben recht hübsch wahrnehmen. Schon früh vor oder gleich nach Sonnenaufgang sieht man sie zum Vorschein kommen und im Teiche herumschwimmen. Dabei halten sie oft inne und legen sich platt auf das Wasser hin oder schauen halben Leibes aus demselben hervor, so daß ihre weiße Kehle sichtbar wird. Beim Schwimmen rudern sie mit den Hinterfüßen so stark, daß man nach der Bewegung des Wassers ein weit größeres Thier vermuthen möchte; beim Ausruhen sehen sie sich überall um und stürzen sich, so wie sie eine Gefahr ahnen, pfeilschnell in das Wasser, so geschwind, daß der Jäger welcher sie erlegen will, sehr nahe sein muß, wenn sie der Hagel seines Gewehres erreichen soll; denn wie manche Steißfüße stürzen sie sich in dem Augenblick in die Tiefe, in welchem sie den Rauch aus dem Gewehre wahrnehmen, und entkommen so wirklich noch dem ihnen zugedachten Tode. In früheren Zeiten, wo man noch keine Schlagschlösser an den Gewehren hatte, hielt es sehr schwer, Wasserspitzmäuse zu erlegen: sie waren verschwunden, sowie das Feuer auf der Pfanne aufblitzte. Selten bleibt die kleine Taucherin lange auf dem Grunde des Wassers, gewöhnlich kommt sie bald wieder auf die Oberfläche herauf. Hier ist ihr Wirkungskreis, hier sieht man sie an einsamen, stillen Orten den ganzen Tag über in Bewegung. Sie schwimmt nicht nur an den Ufern, sondern auch in der Mitte des Teiches herum, oft von einer Seite zur andern und ruht gern auf einem in das Wasser hängenden Baumstumpf oder auf einem darin schwimmenden Holze aus. Zuweilen springt sie aus dem Wasser in die Höhe, um ein vorüberfliegendes Kerbthier zu fangen, und stürzt sich Kopf unterst wieder hinein. Dabei ist ihr Fellchen immer glatt und trocken, und die Tropfen laufen ihr, sowie sie wieder auf die Oberfläche kommt, vom Felle ab, wie Wasser, welches man auf Wachstafft gießt. Im kranken Zustande verliert sich diese Eigenschaft des Pelzes: die Haare werden durchaus naß und die Feuchtigkeit dringt bis auf die Haut; dann aber geht die Wasserspitzmaus auch sehr bald zu Grunde.

Das volle Leben des schmucken Thieres zeigt sich am besten bei ihrer Paarung und Begattung, welche zum erstenmal im Jahre im April oder Mai vor sich zu gehen pflegt. Unter beständigem Geschrei, welches fast wie „Sisisi" klingt und, wenn es von mehreren ausgestoßen wird, ein wahres Geschwirr genannt werden kann, verfolgt das Männchen das Weibchen. Letzteres kommt aus seinem Versteck herausgeschwommen, hebt den Kopf und die Brust aus dem Wasser empor und sieht sich nach allen Seiten um. Das Männchen, welches den Gegenstand seiner Sehnsucht unzweifelhaft schon gesucht hat, zeigt sich jetzt ebenfalls auf dem freien Wasserspiegel und schwimmt, so wie es die Verlorene wieder entdeckt hat, eilig auf sie zu. Dem Weibchen ist es aber noch nicht gelegen, die ihm zugedachten Liebkosungen anzunehmen. Es läßt zwar das Männchen ganz nahe an sich heran kommen, doch ehe es erreicht ist, taucht es plötzlich unter und entweicht weit, indem es auf dem Grunde des Teiches eine Strecke fortläuft und an einer ganz andern Stelle wieder emporkommt. Doch das Männchen hat Dies bemerkt und eilt von neuem dem Orte zu, an welchem sich seine Geliebte befindet. Schon glaubt es, am Ziele zu sein, da verschwindet das Weibchen wieder und kommt abermals anderswo zum Vorschein. So geht das Spiel Viertelstunden lang fort, bis sich endlich das Weibchen dem Willen des Männchens ergiebt. Dabei vergißt keines der beiden Gatten, ein etwa vorüberschwimmendes Kerbthier oder einen sonstigen Nahrungsgegenstand aufzunehmen, und nicht selten werden bei dieser Liebesneckerei auch alle Gänge am Ufer mit besucht.

Im Verhältniß zu ihrer Größe sind die Wasserspitzmäuse wahrhaft furchtbare Raubthiere. Sie verzehren nicht blos Kerfe aller Arten, zumal solche, welche im Wasser leben, Würmer, kleine Weichthiere, Krebse und dergleichen, sondern auch Lurche, Fische, Vögel und kleine Säugethiere. Die harmlose Maus, welcher sie in ihren Löchern begegnen, ist verloren; die vor kurzem ausgeflogene Bachstelze, welche sich unvorsichtig zu nahe an das Wasser wagt, wird plötzlich mit derselben Gier überfallen, mit welcher sich ein Luchs auf ein Reh stürzt, und in wenigen Minuten abgewürgt; der Frosch

welcher achtlos an einer Fluchtröhre vorüberhüpft, wird plötzlich an den Hinterbeinen gepackt und trotz seines kläglichen Geschreis in die Tiefe gezogen, wo er bald erliegen muß. Die Schmerlen und Elleritzen werden in kleine Buchten getrieben und hier auf eigne Weise gefangen: die Wasserspitzmaus trübt das Wasser und bewacht den Eingang der Bucht; sobald nun einer der kleinen Fische an ihr vorüberschwimmen will, fährt sie auf denselben zu und fängt ihn gewöhnlich: sie fischt, wie das Sprichwort sagt, im Trüben. Aber nicht blos so kleine Thiere werden von der Wasserspitzmaus angefallen und getödtet: sie wagt sich sogar an Geschöpfe, deren Gewicht das ihre um mehr als das Sechzigfache übertrifft, ja man kann sagen, daß es kein Raubthier weiter giebt, welches eine verhältnißmäßig so große Beute überfällt und umbringt.

„Vor einigen dreißig Jahren," sagt mein Vater, „wurden im Frühjahr im Heinspitzersee in Eisenberg mehrere Karpfen von zwei Pfund und darüber gefunden, denen die Augen und das Gehirn ausgefressen war. Einigen von ihnen fehlte auch an dem Körper hier und da Fleisch. Diese merkwürdige Erscheinung kam in einem Wochenblatte zur Sprache und veranlaßte einen heftigen Streit zwischen zwei Gelehrten einer benachbarten Stadt, in welchem der eine behauptete, die Teichfrösche seien es, welche sich den Fischen auf den Kopf setzten, ihnen die Augen auskratzten und das Gehirn ausfräßen. Dies wurde von Denen geglaubt, bei welchen der Frosch überhaupt in schlechtem Rufe steht, von Solchen z. B., welche dem unschuldigen Grasfrosch schuld geben, daß er den Flachs nicht nur verwirre, sondern ihn auch, ja selbst Hafer fräße. Auch unser alter ehrwürdiger Blumenbach wurde von den genannten Gelehrten in den Streit gezogen, weil er in seiner Naturgeschichte sagt, die Frösche fräßen Fische und auch Vögel. Der Gegner vertheidigte die Teichfrösche mit Geschick, allein ihr Ankläger war nicht so leicht aus dem Sattel zu heben. Er brachte die getrockneten Kinnladen in einer Abbildung zur Anschauung und suchte aus ihnen die Gefährlichkeit der Teichfrösche zu beweisen. Endlich wurde auch ich ersucht, meine Stimme in diesem Streite abzugeben. Ich zeigte, um die Unschuld, den guten Namen und die Ehre der Frösche zu retten, die Unmöglichkeit des ihnen Schuld gegebenen Verbrechens, da es ihnen bekanntlich gänzlich an Mitteln gebricht, dasselbe auszuführen. Man schien mir Glauben zu schenken, doch blieb der Mörder der Karpfen unbekannt. Ich wußte nun zwar, daß die Spitzmäuse Fische fangen und auch Fischlaich begierig aufsuchen, hatte auch an den gefangenen Wasserspitzmäusen, welche ich eine Zeitlang lebend besaß, die mörderische Natur derselben hinreichend kennen gelernt; dennoch glaubte ich nicht, daß das kleine Thier so große Fische anfallen und tödten könne: aber der Beweis wurde mir geliefert."

„Ein Bauergutsbesitzer des hiesigen Kirchspiels zog in seinem Teiche schöne Fische und hatte im Herbst 1829 in den Brunnenkasten vor seinem Fenstern, welcher wegen des zufließenden Quellwassers niemals zufriert, mehrere Karpfen gesetzt, um sie gelegentlich zu verspeisen. Der Januar 1830 brachte eine Kälte von 22° und bedeckte fast alle Bäche dick mit Eis; nur die „warmen Quellen" blieben frei. Eines Tages fand der Besitzer seines Brunnens zu seinem großen Verdruß in seinem Röhrtroge einen todten Karpfen, welchem die Augen und das Gehirn ausgefressen waren. Nach wenigen Tagen hatte er den Aerger, einen zweiten anzutreffen, der auf ähnliche Weise zu Grunde gerichtet worden war, und so verlor er einen Fisch nach dem andern. Endlich bemerkte seine Frau, daß gegen Abend eine schwarze „Maus" an dem Kasten hinaufkletterte, im Wasser herumschwamm, sich einem Karpfen auf den Kopf setzte und mit den Vorderfüßen sich festklammerte. Ehe die Frau im Stande war, das zugefrorene Fenster zu öffnen, um das Thier zu verscheuchen, waren dem Fische die Augen ausgefressen. Endlich war das Oeffnen des Fensters gelungen, und die Maus wurde in die Flucht getrieben. Allein kaum hatte sie den Kasten verlassen, so wurde sie von einer vorüberschleichenden Katze gefangen, dieser wieder abgenommen und mir überbracht. Es war unsere Wasserspitzmaus, und sie wird heute noch von mir sorgfältig aufgehoben mit einem Zettel, auf welchem ihr Verbrechen angemerkt ist. So waren denn die fraglichen Mörder der Karpfen in dem Heinspitzersee entdeckt worden, Mörder, welche ohne die Aufmerksamkeit der Frau vielleicht heute noch unbekannt wären. Dabei muß ich noch bemerken, daß die von mir aufbewahrte Wasserspitzmaus nicht die einzige war, welche jenen Brunnenkasten heim-

suchte, es kam eine um die andere nach ihr. Dies bewog den Besitzer einen vergifteten Karpfenkopf in den Kasten zu legen, mit welchem er auch mehrere Wasserspitzmäuse umbrachte."

Etwa drei Wochen nach der Paarung wirft das Weibchen sechs bis acht blinde Junge in ein Nest, welches in selbst gegrabenen Löchern in den Uferrändern der Teiche oder Bäche steht und mit dürrem Mose, Grashalmen oder Baumblättern ausgefüttert ist. Im Verlauf von fünf bis sechs Wochen sind die Jungen soweit ausgewachsen, daß sie schon mit auf die Kerbthierjagd ausziehen können. Dann paart sich die Mutter wahrscheinlich zum zweiten Male und zieht eine neue Brut heran.

Die Feinde der Wasserspitzmaus sind fast dieselben, welche wir bei der gemeinen Spitzmaus kennen lernten. Bei Tage geschieht jenen gewöhnlich Nichts zu Leide; wenn sie aber des Nachts am Ufer herumlaufen, werden sie oft eine Beute der Eulen und Katzen. Nur die Ersteren verzehren sie, die Letzteren tödten sie blos und werfen sie, ihres Moschusgeruches wegen, dann weg. Der Forscher, welcher Wasserspitzmäuse sammeln will, braucht deshalb blos jeden Morgen die Ufer der Teiche abzusuchen; er findet dann in kurzer Zeit soviel Leichname dieser Art, als er braucht.

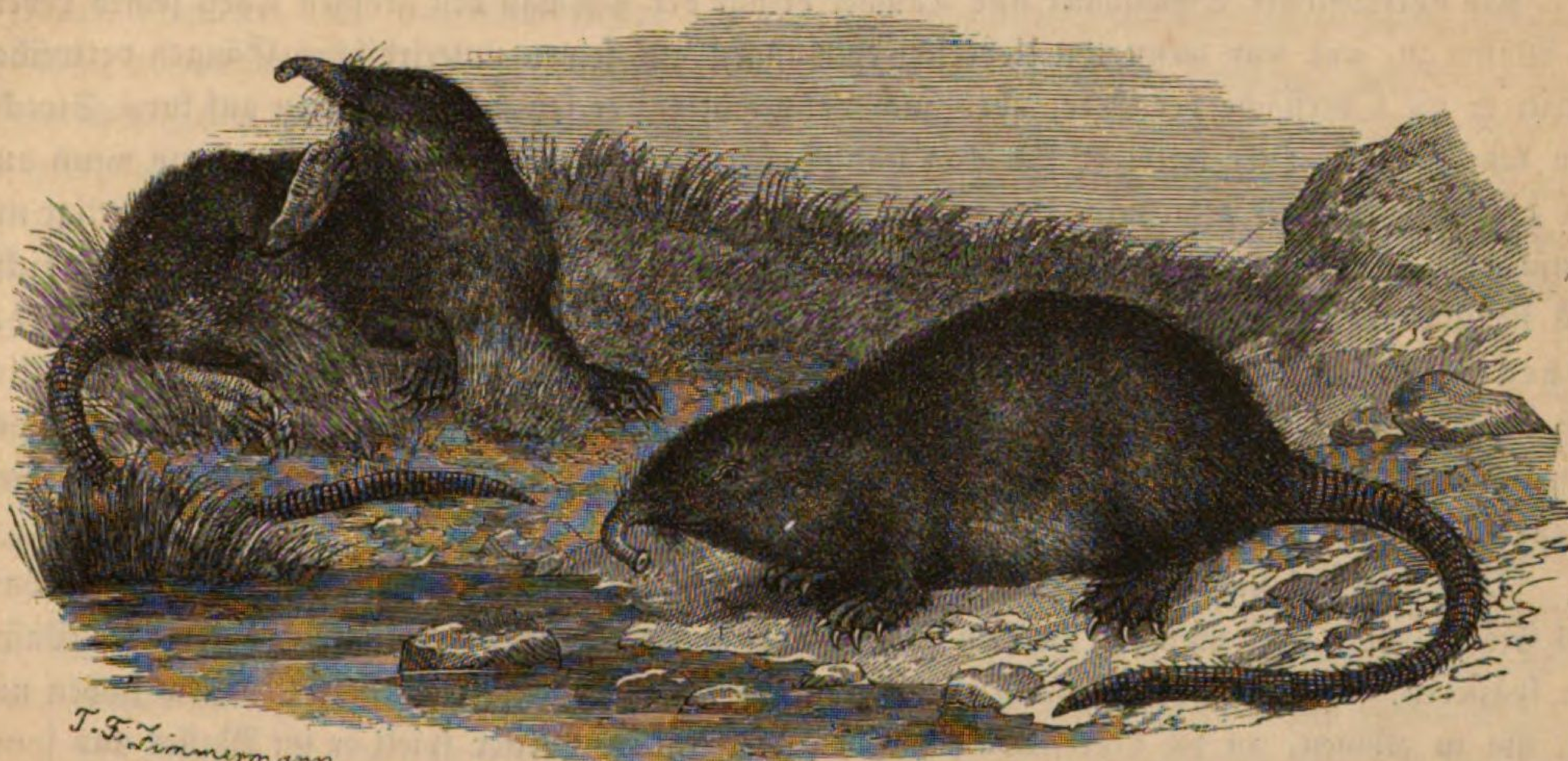
In der Gefangenschaft können die Wasserspitzmäuse nicht lange am Leben erhalten werden. Mein Vater hatte mehrmals Wasserspitzmäuse lebendig, doch starben alle schon nach wenigen Tagen. Diejenige, welche am längsten lebte, wurde beobachtet. „Da sie sehr hungrig schien," sagt mein Vater, „legte ich ihr eine todte Ackermaus in ihr Behältniß. Sie begann sogleich, an ihr zu nagen, und hatte in kurzer Zeit ein so tiefes Loch gefressen, daß sie zu dem Herzen gelangen konnte, welches sie auch fraß. Dann verspeiste sie noch einen Theil der Brust und der Eingeweide und ließ das Uebrige liegen. Sie hielt, wie ich Dies bei anderen Spitzmäusen beobachtet habe, beständig den Rüssel in die Höhe und schnüffelte unaufhörlich, um etwas für sie Genießbares zu erspähen. Hörte sie ein Geräusch, so verbarg sie sich sehr schnell in dem Schlupfwinkel, welchen ich für sie angebracht hatte. Sie that so hohe Sprünge, daß sie aus einer großen, blechernen Gießkanne, in welcher ich sie erst hatte, fast entkam. Am ersten Tage kam sie stets trocken aus dem Wasser hervor, am zweiten Tage war Dies schon weniger und kurz vor ihrem Tode fast gar nicht mehr der Fall. Sie war sehr bissig und blieb, bis sie ganz ermattete, scheu und wild."

In der letzten Sippe begegnen wir wieder höchst merkwürdig gestalteten Thieren, welche nur noch in der Familie der Maulwürfe durch ähnliche Formen vertreten sind. Die **Bisamspitzmäuse** (Myogale), wie man sie genannt hat, sind eigentlich noch mehr Wasserbewohner, als die Wasserspitzmäuse, wenn man auch nicht sagen kann, daß sie in ihrem Elemente heimischer wären, als diese. Aber schon der erste Blick auf ihre Gestalt und namentlich auf die Füße kündet sie als Wasserbewohner im vollsten Sinne. Ihr Körperbau ist gedrungener, als bei den übrigen Spitzmäusen; der Hals ist außerordentlich kurz, ebenso dick, als der Leib, und von diesem nicht zu unterscheiden. Dabei ruht dieser auf niedrigen Beinen, deren fünf Zehen durch eine lange Schwimmhaut mit einander verbunden sind; die Hinterbeine sind länger, als die vorderen; der Schwanz ist länglich gerundet, gegen das Ende ruderartig zusammengedrückt, geringelt und geschuppt und nur spärlich mit Haaren besetzt; die äußeren Ohren fehlen und die Augen sind sehr klein. Das Merkwürdigste am ganzen Thiere ist die Nase, welche noch eher ein Rüssel genannt werden kann, wie bei den Rohrrüßlern. Sie besteht aus zwei langen, dünnen, verschmolzenen, knorpligen Röhren, welche aber durch Hilfe zwei größerer und drei kleinerer Muskeln auf jeder Seite nach allen Richtungen sich bewegen und zu den verschiedenartigsten Zwecken gebraucht werden können, namentlich zu dem Betasten aller Gegenstände. In diesem Rüssel scheinen alle übrigen Sinne vertreten zu sein, und somit ist die Bisamspitzmaus als echtes Nasenthier zu betrachten. Die Lippen sind fleischig und schlaff. Unter der Schwanzwurzel liegt eine zwei Linien große Moschusdrüse, welche aus zwanzig bis vierzig Säckchen besteht, deren jedes einen oben bauchigen und einen unten schmälern Theil hat und in der Wandung viele Drüsen-

schläuche enthält. Die aus diesen Drüsen stammende Absonderung riecht auffallend stark und mag vielleicht dazu dienen, jene Thierchen zu betäuben, welche die Nahrung der Bisamrüßler abgeben müssen.

Bis jetzt kennt man blos zwei Arten dieser Sippe, welche beide im südlichen Europa zu finden sind, und zwar bewohnt die eine von ihnen die Pyrenäenkette und ihre Ausläufer, die andere aber Südrußland, namentlich die Gegend zwischen der Wolga und dem Don. Unsere Abbildung zeigt die Bisamspitzmaus der Pyrenäen (Myogale pyrenaica), ein Thier von zehn Zoll Gesammtlänge, von welcher etwa die Hälfte auf den Schwanz kommt. Sein einziger Verwandter, der Desman oder Wychuchol (Myogale moschata), ist fast noch einmal so groß, in Gestalt und Wesen jenem aber fast gleich. Der Pelz des „Almizilero" (Moschusthieres), wie die Spanier ihre Art nennen, ist oben kastanienbraun, an den Seiten braungrau, am Bauche silbergrau; unter dem Haarkamm befinden sich Schnurren; an den Seiten des Rüssels ist es weißlich, die Vorderpfötchen sind bräunlich behaart, die hinteren sind nackt und beschuppt; der Schwanz ist dunkelbraun mit weißen Härchen.

Man glaubte anfänglich, daß diese Art blos auf die Pyrenäen beschränkt sei; doch hat sie in der Neuzeit Graëlls, der Vorsteher des Museums zu Madrid, auch in der Sierra de Gredos auf-



Die Bisamspitzmaus der Pyrenäen (Myogale pyrenaica).

gefunden, und hieraus geht hervor, daß ihr Heimatskreis sich wohl über den ganzen Norden Spaniens erstrecken mag. Ueber die Lebensweise fehlen zur Zeit noch sichere Beobachtungen: allein wir haben solche über den Wychuchol oder den russischen Bisamrüßler, welche von dem ausgezeichneten Naturforscher Pallas herrühren und einstweilen als genügend angesehen werden können.

Der Desman unterscheidet sich von dem Pyrenäenbisamrüßler durch seine bedeutende Größe, welche die unsers Hamsters noch übertrifft. Die Länge des Körpers beträgt gegen 9 Zoll, die des Schwanzes 7 Zoll, die Höhe am Widerrist $1^1/_2$ Zoll; sehr große Männchen erreichen eine Gesammtlänge von 16 Zoll und das Gewicht von 1 bis $1^1/_2$ Pfund. Der Pelz besteht aus sehr weichem Wollhaar und glatten Grannen und ist oben röthlichbraun, unten weißlich aschgrau mit Silberglanz. Die Pfoten sind kahl, auf der Oberseite fein geschuppt, unten genetzt, am äußersten Rande mit Schwimmborsten besetzt, der Schwanz ist an der Wurzel etwas eingeschnürt, dann walzig und an der Endhälfte zweischneidig zusammengedrückt; die kleinen Augen stehen auf einem weißen Fleck, und ein ähnlicher findet sich dicht über dem Gehörgang; die Ohröffnungen sind dicht mit Haaren bedeckt; die Nasenlöcher können durch eine innere Warze halb oder ganz geschlossen werden.

Der Desman bewohnt den Südosten Europas und zwar hauptsächlich die Flußgebiete der Ströme Wolga und Don; in Asien findet er sich blos in der Bucharei. Sein Leben ist an das Wasser gebunden, und nur höchst ungern unternimmt er kleine Wanderungen von einem Bache zum andern. Ueberall, wo er vorkommt, ist er häufig.

Sein Leben ist sehr eigenthümlich, dem des Fischotters ähnlich. Es verfließt halb unter der Erde, halb im Wasser. Stehende oder langsam fließende Gewässer mit hohen Ufern, in welchen er sich leicht Gänge graben kann, sagen ihm am meisten zu. Hier findet man ihn auch einzeln oder paarweise in großer Anzahl. Die Röhren sind künstlich und ebenfalls nach Art des Fischotterbaues angelegt. Unterhalb der Oberfläche des Wassers beginnt ein schief nach aufwärts steigender Gang, welcher unter Umständen eine Länge von zwanzig und mehreren Fuß erreichen kann; dieser führt in einen Kessel, welcher regelmäßig vier oder fünf Fuß hoch über dem Wasserspiegel und jedenfalls über dem höchsten Wasserstand liegt, somit auch unter allen Umständen trocken bleibt. Ein Luftgang nach oben hin findet sich nicht; dennoch ist die Angabe, daß der Desman im Winter oft in seinen Bauen ersticken müsse, als alberne Fabel anzusehen. Es wäre zu unsinnig, wenn das von Luftmangel gequälte Thier nicht sein eigentliches Element, das Wasser, aufsuchen und in ihm nach einer Oeffnung im Eise spähen sollte, welche ihm den nöthigen Sauerstoff zuführen muß.

Als vortrefflicher Schwimmer und Taucher bringt der Desman den größten Theil seines Lebens im Wasser zu, und nur wenn ihn Ueberschwemmungen aus seinen unterirdischen Gängen vertreiben, betritt er die Oberfläche der Erde, aber auch dann entfernt er sich nur gezwungen auf kurze Strecken von dem Wasser. Hier treibt er sich Tag und Nacht, Sommer und Winter herum; denn wenn auch Eis die Flüsse deckt, er geht unter ihm seinem Gewerbe nach und zieht sich blos, wenn er gesättigt und ermüdet ist, nach seiner Höhle zurück, deren Mündung immer so tief angelegt ist, daß auch das dickste Eis sie nicht verschließen kann. Seine Nahrung besteht aus Blutegeln, Würmern, Wasserschnecken, Schnaken, Wassermotten und Larven anderer Kerbthiere. Die Fischer sagen freilich, daß er Wurzeln und Blätter vom Kalmus fresse, haben sich aber zu solchem Glauben nur von dem Umstande verleiten lassen, daß der Desman gerade diese Pflanzen als vorzügliche Jagdgebiete besonders oft nach Beute absucht.

So plump und unbeholfen der Wychuchol auch erscheint, so behend und gewandt ist er. Sobald das Eis aufgeht, sieht man ihn in dem Schilfe und in dem Gesträuch des Ufers unter dem Wasser hin spazieren, sich hin- und herwenden, mit schnellen Bewegungen des Rüssels Gewürm suchen und oft, um zu athmen, an die Oberfläche kommen. Bei heiterm Wetter spielt er im Wasser und sonnt sich am Ufer. Der Rüssel wird nach allen Seiten gekrümmt und mit ihm betastet er Alles: er scheint ihm auch vollkommen die übrigen Sinne zu ersetzen. Oft steckt er ihn in das Maul und läßt dann schnatternde Töne hören, welche denen einer Ente ähneln. Reizt man ihn oder greift man ihn an, so pfeift und quiekt er, wie die Spitzmaus, sucht sich auch durch Beißen zu vertheidigen. Mit dem Rüssel vermag er, wie man anfänglich beobachtet hat, sehr hübsch und geschickt Regenwürmer und andere kleine Thiere zu erhaschen und nach Elefantenart in das Maul zu schieben. Somit verdient er eigentlich den Namen Elefantenspitzmaus, welcher, wie wir sahen, den Rohrrüßlern gegeben wurde. Im Trocknen wird er sehr unruhig und sucht zu entkommen; sobald er dann in das Wasser gelangt, scheint er sich ordentlich beglückt zu fühlen und wälzt sich vor Vergnügen hin und her.

Man kann den Wychuchol ziemlich leicht fangen, zumal im Frühling und zur Zeit der Begattung, wo die Verliebten mit einander spielen. In einem großen Netze, welches man durch das Wasser zieht, findet man dann regelmäßig mehrere verwickelt. Aber man muß dabei natürlich die Vorsicht gebrauchen, immer nur kürzere Strecken auf einmal durchzufischen, damit die Thiere, welche durch die Netze in ihren Bewegungen gehindert werden, nicht unter dem Wasser ersticken. In den Reußen und Netzen, welche die Fischer ausstellen, werden sehr viele von ihnen aufgefunden, welche auf diese Weise ums Leben gekommen sind. Im Herbst betreibt man eine förmliche Jagd auf den Wychuchol, weil um diese Zeit seine Jungen erwachsen sind und die Ausbeute dann ergiebig wird.

Ueber die Fortpflanzung und die Zahl der Jungen des Desman ist bis jetzt noch nichts Sicheres bekannt; doch scheint es, daß er sich ziemlich zahlreich vermehrt, und hierfür sprechen auch die acht Zitzen, welche man am Weibchen findet. Wie häufig das Thier sein muß, geht daraus hervor, daß man die Felle, welche man zur Verbrämung der Kappen und Hauskleider verbraucht, nur mit einem oder zwei Kreuzern unsers Geldes bezahlt. Im Winter werden aus unbekannten Gründen meistens Männchen, selten Weibchen, gefangen, im Sommer dagegen nur wenig Männchen.

Pallas ist der Einzige, welcher auch über den gefangenen Desman Etwas mittheilt. Das Thier hält stets nur sehr kurze Zeit in der Gefangenschaft aus, selten länger, als drei Tage. Doch glaubt genannter Forscher, daß Dies wohl in der üblen Behandlung liegen möchte, welche der Wychuchol beim Fange Seitens der Fischer erleiden muß. Wenn man ihm in sein Behältniß Wasser gießt, zeigt er eine besondere Lust, schmatzt, wäscht den Rüssel und schnuppert dann umher. Läßt man den unruhigen Gesellen gehen, so wälzt er sich unaufhörlich von einer Seite auf die andere, und indem er sich auf die Sohle der einen Seite stützt, kämmt und kratzt er sich so schnell, als mache er es mit zitternder Bewegung. Die Sohlen sind wunderbar gelenkig und können selbst die Lenden erreichen, der Schwanz dagegen bewegt sich wenig und wird fast immer wie eine Sichel gebogen. Der Desman ergreift alle ihm zugeworfene Beute hastig mit dem Rüssel, wie mit einem Finger, und schiebt sie sich ins Maul, schnüffelt auch nach allen Seiten hin beständig herum und scheint dieselbe Unersättlichkeit zu besitzen, wie andere Mitglieder seiner Familie. Abends begiebt er sich zur Ruhe und liegt dann mit zusammengezogenem Leib, die Vorderfüße auf einer Seite, den Rüssel nach unten, fast unter den Arm gebogen, auf der flachen Seite. Aber auch im Schlafe ist er unruhig und wechselt oft den Platz. Nach sehr kurzer Zeit wird das Wasser von seinem Unrathe und von dem Geruch der Schwanzdrüsen stinkend und muß deshalb beständig erneuert werden. Doch auch bei dieser Sorgfalt hält das arme, seiner Heimat entzogene Geschöpf nicht lange in der Behausung des Menschen aus.

So angenehm der Desman durch seine Beweglichkeit und Lebendigkeit ist, so unangenehm wird er durch den Moschusgeruch, welcher so stark ist, daß er nicht nur das ganze Zimmer füllt und verpestet, sondern sich auch allen Thieren, welche jenen fressen, mittheilt und förmlich einprägt. Wie es scheint, hat der Desman weder unter den Säugethieren, noch unter den Vögeln viele Feinde: um so eifriger aber stellen ihm die großen Raubfische und namentlich die Hechte nach. Solche Uebelthäter sind dann augenblicklich zu erkennen; denn sie stinken so fürchterlich nach Moschus, daß sie vollkommen ungenießbar geworden sind. Der Mensch verfolgt das schmucke Thier seines Felles wegen, welches dem des Bibers und der Zibetratte so ähnelt, daß sich Linné verleiten ließ, den Desman als Castor moschatus oder „Moschusbiber" unter die Nager zu stellen.

Die am tiefsten stehenden aller Kerfjäger haben sich gänzlich unter die Oberfläche der Erde zurückgezogen und führen hier ein in jeder Hinsicht eigenthümliches Leben.

Die Maulwürfe sind fast über ganz Europa und einen großen Theil von Asien, sowie Südafrika und Nordamerika verbreitet. Ihre Artenzahl ist nicht eben groß, doch ist es wahrscheinlich, daß es noch viele den Naturforschern unbekannte Maulwürfe giebt. Alle Arten sind so auffallend gestaltet und ausgerüstet, daß sie ohne alle Schwierigkeit zu erkennen sind. Der gedrungene Leib ist ganz walzenförmig geworden und geht ohne abgesetzten Hals in den Kopf über, welcher sich seinerseits zu einem Rüssel verlängert und zuspitzt. An dieser Leibeswalze stehen vier kurze Beine, von denen die vorderen als verhältnißmäßig riesige Grabwerkzeuge erscheinen. Die Hinterpfoten sind schmal, gestreckt und rattenartig; der Schwanz ist ganz kurz. Augen und Ohren sind fast gänzlich verkümmert und vollständig in dem ungemein feinen, weichen, kurzen und dichten Pelze verborgen. Letzterer ist auch besonders dadurch ausgezeichnet, daß die Haare einen wirklichen Metallglanz haben; denn diese Eigenthümlichkeit findet man sonst bei keinem Säugethiere weiter. Mit diesen äußerlichen Merkmalen

steht die Anlage und Ausbildung der inneren Theile natürlich im innigsten Einklange. Der Bau und die Stellung der Vorderfüße, die hauptsächlichsten Merkmale des Maulwurfs, bedingen eine Stärke des Oberbrustkorbes, wie sie verhältnißmäßig kein anderes Thier besitzt. Das Schulterblatt ist das schmalste und längste, das Schlüsselbein das dickste und längste in der ganzen Klasse. Auch der Oberarm ist ungemein breit, der Unterarm stark und kurz. Zehn Knochen finden sich in der Handwurzel und an den kurzen Zehen lange, starke Grabkrallen, außerdem fällt die Verwachsung von zwei bis vier Halswirbeln auf. — Man sieht auf den ersten Blick, daß diese riesigen Vorderglieder blos zum Graben bestimmt sein können: sie sind Schaufeln, welche man sich nicht vortrefflicher gestaltet denken kann. An diese Knochen setzen sich nun auch besonders kräftige Muskeln an, und daher kommt eben die verhältnißmäßige Stärke des Thieres im Vordertheile seines Körpers. Das Gebiß ist ebenfalls sehr eigenthümlich, und hauptsächlich durch die feinen, äußerst scharfen, spitzigen Zähne ausgezeichnet, welche wie verschiedene Nadelreihen in einander greifen.

Alle Maulwürfe bewohnen meist ebene, fruchtbare Gegenden der genannten Erdtheile. Nicht selten kommen sie zwar auch im Gebirge vor, doch bleibt die Ebene unter allen Umständen vorzugsweise ihre Heimat. Wiesen und Felder, Gärten, Wälder und Auen werden von ihnen natürlich den trockenen, unfruchtbaren Hügelabhängen oder sandigen Stellen vorgezogen. Nur ausnahmsweise finden sie sich an den Ufern der Flüsse oder Seen ein und noch seltner begegnet man ihnen an den Küsten des Meeres. Alle Arten führen ein vollkommen unterirdisches Leben. Sie scharren sich Gänge durch den Boden und werfen Haufen auf, ebensowohl im trocknen, lockern oder sandigen, als im feuchten und weichen Boden. Manche Arten legen sich weit ausgedehnte und sehr zusammengesetzte Baue an.

Die Maulwürfe oder Mulle sind Kinder der Finsterniß und empfinden schmerzlich die Wirkung des Lichts. Deshalb kommen sie auch nur selten freiwillig an die Oberfläche der Erde und sind selbst in der Tiefe bei Nacht thätiger, als bei Tage. Ihr Leibesbau verbannt sie entschieden von der Oberfläche der Erde. Sie können weder springen, noch klettern, ja, kaum ordentlich gehen, obgleich sich manche ziemlich rasch auch auf der Erde fortbewegen — meist blos mit der Sohle der Hinterfüße und dem Innenrande der Hände den Boden berührend. Um so rascher ist ihr Lauf in ihren Gängen unter der Erde und wahrhaft bewunderswürdig die Geschwindigkeit, mit welcher sie graben. Auch das Schwimmen verstehen sie sehr gut, obgleich sie von dieser Fertigkeit blos im Nothfalle Gebrauch machen. Die breiten Hände geben ganz vorzügliche Ruder ab und die kräftigen Arme erlahmen im Wasser erklärlicher Weise noch weit weniger, als beim Graben in der Erde.

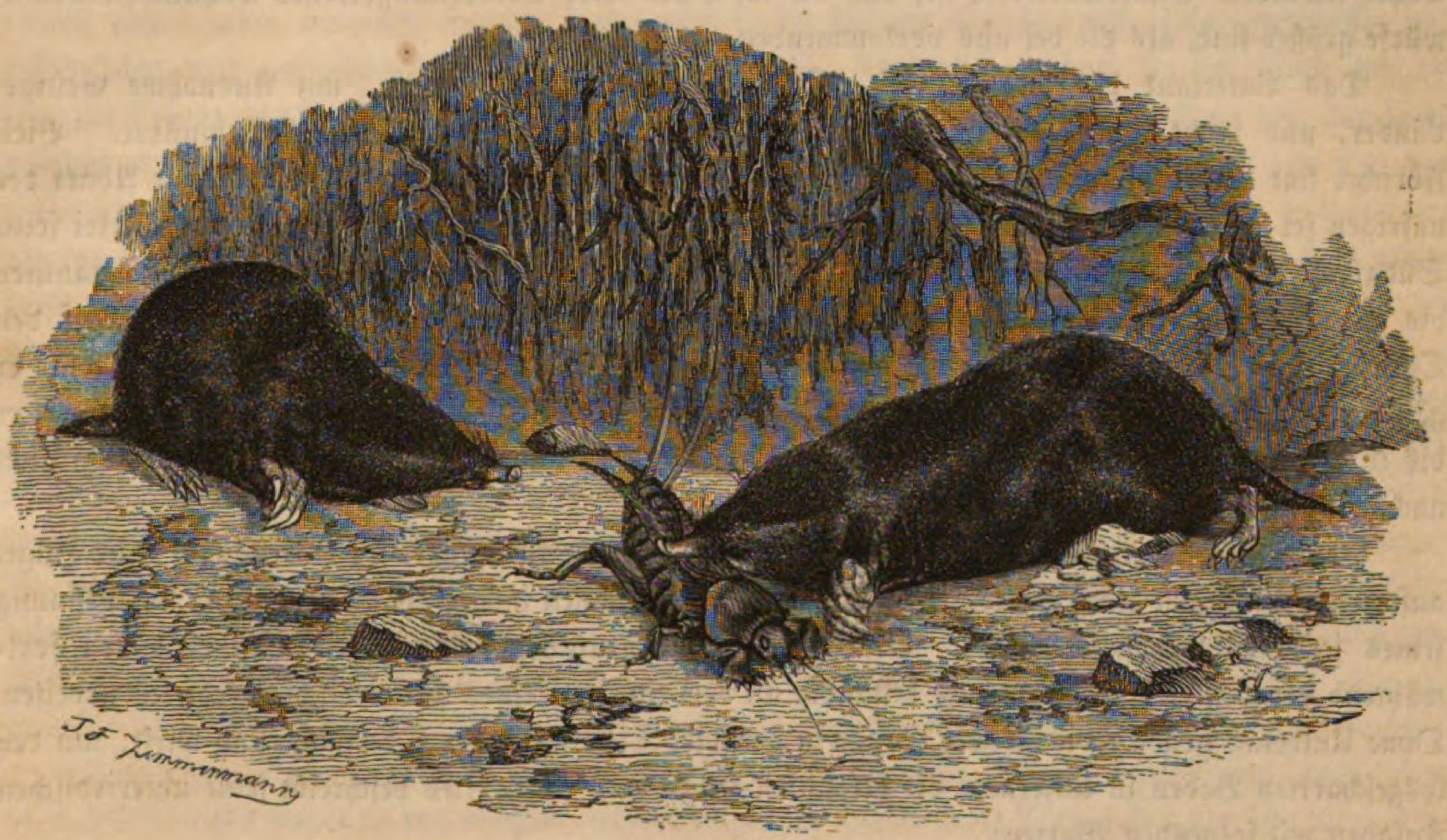
Unter den Sinnen der Maulwürfe sind der Geruch und das Gehör sowie das Gefühl besonders ausgebildet, während das Gesicht sehr verkümmert ist. Ihre Stimme besteht in zischenden und quiekenden Lauten. Die geistigen Fähigkeiten sind gering, obwohl nicht in dem Grade, als man gewöhnlich zu glauben geneigt ist. Doch sind die sogenannten schlechten Eigenschaften weit mehr entwickelt, als die guten; denn alle Mulle sind im höchsten Grade unverträgliche, zänkische, bissige, räuberische und mordlustige Thiere, welche selbst den Tiger an Grausamkeit übertreffen und mit Lust einen ihres Gleichen auffressen, sobald er ihnen in den Wurf kommt.

Die Nahrung aller Mulle besteht ausschließlich in Thieren, nie aus Pflanzenstoffen. Unter der Erde lebende Kerbthiere aller Art, Würmer, kleine Krebse, Asseln und dergleichen bilden die Hauptmasse ihrer Mahlzeiten. Außerdem verzehren sie aber, wenn sie es haben können, kleine Säugethiere und Vögel, Frösche und Nacktschnecken. Ihre Gefräßigkeit ist ebenso groß, wie ihre Beweglichkeit; denn sie können blos sehr kurze Zeit ohne Nachtheil hungern und verfallen deshalb auch nicht in einen Winterschlaf. Gerade aus diesem Grunde werden sie als Kerbthiervertilger sehr nützlich, während sie durch ihr Graben dem Menschen viel Aerger bereiten.

Gewöhnlich ein oder zwei Mal im Jahre wirft der weibliche Maulwurf zwischen drei bis fünf Junge und pflegt dieselben sorgfältig. Die Kleinen wachsen ziemlich rasch heran und bleiben ungefähr einen Monat oder zwei bei ihrer Mutter. Dann machen sie sich selbstständig, und die Wühlerei be-

ginnt. In der Gefangenschaft kann man die Maulwürfe nicht erhalten, weil man ihrer großen Gefräßigkeit nicht Genüge zu leisten vermag.

Unser gewöhnlicher **Maul-** oder **Mullwurf** (Talpa europaea) ist der Vertreter der ersten Sippe dieser Familie. Er ist ein so ausgezeichnetes Thier, daß er auch von dem Unkundigsten leicht erkannt werden muß. Der kurze, dicke, walzenförmige Körper, der Mangel äußerer Ohren, die nur schwer zu entdeckenden, sehr kleinen Augen und der kurze Schwanz, die rüsselförmige Nase und die gewaltigen Grabfüße sind Merkmale, welche vereinigt bei keinem andern Geschöpfe mehr vorkommen und den Maulwurf sehr auszeichnen. Dazu kommt nun noch, daß er sich namentlich den Landbewohnern oft in recht unangenehmer Weise aufdrängt und deshalb selbst unter den Bauern genauere Beobachter gefunden hat. Ja, man darf sogar sagen, daß viele Landleute den Maulwurf und seine Sitten besser kennen, als mancher Naturforscher.



Der **Maul-** oder **Mullwurf** (Talpa europaea).

Nach der oben mitgetheilten Familienbeschreibung können wir seine Eigenthümlichkeiten mit wenigen Worten schildern. Von der Leibeswalze stehen die sehr kurzen Beine ziemlich wagerecht ab; die Vorderbeine sind so kurz, daß der Bauch des Thieres vollständig auf dem Boden liegt. Die sehr breite, handförmige Pfote kehrt die Fläche, welche bei anderen Thieren die innere ist, immer nach außen und rückwärts. Unter den ganz kurzen Zehen ist die mittelste am längsten, die äußeren aber verkürzen sich allmählich und sind fast vollständig mit einander durch Spannhäute verbunden, ja beinah verwachsen. Breite, stark abgeplattete und stumpfschneidige Krallen bewehren sie. An den schwachen und kurzen Hinterfüßen sind die Zehen getrennt und die Krallen spitz und schwach. Die Augen haben $^1/_8$ Linie im Durchmesser, d. h., sie sind etwa von der Größe eines Mohnkernes. Sie liegen in der Mitte zwischen der Rüsselspitze und den Ohren und sind vollkommen von dem Kopfhaar überdeckt, haben aber Lider und können von dem Thiere willkürlich hervorgedrückt und zurückgezogen, also benutzt werden. Die Ohren sind klein und haben keine äußeren Ohrmuscheln, sondern sind außen blos von einem kurzen Hautrande umgeben, welcher ebenfalls unter den Haaren verborgen liegt und beliebig zur Oeffnung und Schließung des Gehörganges gebraucht werden kann. Die Behaarung ist überall sehr dicht, kurz und weich, sammtartig; auch die glänzenden Schnurren und Augenborsten sind

kurz und dabei sehr fein. Dieser Pelz bedeckt den ganzen Körper mit Ausnahme der Pfoten, der Sohlen, der Rüsselspitze und des Schwanzendes. Er zeichnet sich durch seinen bald mehr ins Bräunliche, bald mehr ins Bläuliche oder selbst ins Weißliche schillernden Glanz aus. Die nackten Theile sind fleischfarbig, die Augen schwarz, wie kleine einfarbige Glasperlen; denn man kann an ihnen den Stern von der Regenbogenhaut nicht unterscheiden.

Unser gemeiner Maulwurf ist 5, höchstens $5^1/_2$ Zoll, nebst Schwänzchen 6 Zoll lang; die Höhe des Körpers am Widerrist beträgt gegen zwei Zoll. Das Weibchen ist schlanker gebaut, als das Männchen, und junge Thiere sind etwas mehr graulich gefärbt. Dies sind die einzigen Unterschiede, welche zwischen den Geschlechtern und Altern bestehen. Es giebt aber auch Abarten, bei denen die aschgraue Färbung des Jugendkleides eine bleibende ist, oder welche am Bauche auf der aschgrauen Grundfarbe breite, graugelbe Längsstreifen zeigen, ja selbst solche, welche mit weißen Flecken auf schwarzem Grunde gezeichnet sind. Aeußerst selten findet man auch wohl gelbe und weiße Maulwürfe, wahre Albinos. Bemerkenswerth ist, daß die im Osten ihres Verbreitungskreises wohnenden Maulwürfe größer sind, als die bei uns vorkommenden.

Das Vaterland des Maulwurfes erstreckt sich über ganz Europa, mit Ausnahme weniger Länder, und reicht noch bis in den östlichen Theil von Nord- und Mittelasien hinüber. Viele Forscher sind der Ansicht, daß auch der nordamerikanische Maulwurf weiter Nichts als eine Abart des unsrigen sei. In Europa bilden das südliche Frankreich, die Lombardei und die nördliche Türkei seine Südgrenze. Von hier aus steigt er nach Norden hinauf, bis in das Dovrefjeld, in Großbritannien bis zu dem mittlern Schottland und in Rußland bis zu den mittlern Dwinagegenden. Auf den Orkney- und Shetlandsinseln, sowie auf dem größten Theil der Hebriden und in Irland fehlt er gänzlich. In Asien geht er bis zur Lena und südwärts bis in den Kaukasus; in den Alpen steigt er bis zu 6000 Fuß Gebirgshöhe empor. Er ist überall gemein und vermehrt sich da, wo man ihm nicht nachstellt, in überraschender Weise.

Von seinem Aufenthalt giebt er selbst sehr bald die sicherste Kunde, da er beständig neue Hügel aufwerfen muß, um leben zu können. Diese Hügel bezeichnen immer die Richtung und Ausdehnung seines jedesmaligen Jagdgrundes. Bei seiner außerordentlichen Gefräßigkeit muß er diesen fortwährend vergrößern und daher auch beständig an dem Ausbau seines unterirdischen Gebietes arbeiten. Ohne Unterlaß gräbt er wagrechte Gänge in geringer Tiefe unter der Oberfläche und wirft, um den losgescharrten Boden zu entfernen, die bekannten Hügel auf. Blasius beschreibt seine unterirdischen Anlagen mit folgenden Worten:

„Unter allen einheimischen, unterirdischen Thieren bereitet sich der gemeine Maulwurf am mühsamsten seine kunstreichen Wohnungen und Gänge. Er hat nicht allein für die Befriedigung seiner lebhaften Freßlust, sondern auch für die Einrichtung seiner Wohnung und Gänge, für Sicherheit gegen Gefahr mancherlei Art zu sorgen. Am kunstreichsten und sorgsamsten ist seine eigentliche Wohnung, sein Lager, eingerichtet. Gewöhnlich befindet es sich an einer Stelle, die von außen schwer zugänglich ist, unter Baumwurzeln, unter Mauern und dergleichen und meist weit entfernt von dem täglichen Jagdgebiet. Mit letzterm, in welchem die sich täglich vermehrenden Nahrungsröhren sich manchfaltig verzweigen und kreuzen, ist die Wohnung durch eine lange, meist ziemlich gerade Laufröhre verbunden. Außer diesen Röhren werden noch eigenthümliche Gänge in der Fortpflanzungszeit angelegt. Die eigentliche Behausung zeichnet sich an der Oberfläche meist durch einen gewölbten Erdhaufen von auffallender Größe aus. Sie besteht im Innern aus einer rundlichen, stark drei Zoll weiten Kammer, welche zum Lagerplatz dient, und aus zwei kreisförmigen Gängen, von denen der größere in gleicher Höhe mit der Kammer, dieselbe ringsum in einer Entfernung von ungefähr sechs bis zehn Zoll einschließt, und der kleinere, etwas oberhalb der Kammer, mit dem größern ziemlich parallel verläuft. Aus der Kammer gehen gewöhnlich drei Röhren schräg nach oben in die kleinere Kreisröhre und aus dieser, ohne Ausnahme abwechselnd mit den vorhergehenden Verbindungsröhren, fünf bis sechs Röhren schräg abwärts in die größere Kreisröhre; von letzterer aus strecken sich strahlen-

förmige und ziemlich wagrechte nach außen, und ebenfalls wieder abwechselnd mit den zuletzt genannten Verbindungsröhren etwa acht bis zehn einfache oder verzweigte Gänge nach allen Richtungen hin, die aber in einiger Entfernung meist bogenförmig nach der gemeinsamen Laufröhre umbiegen. Auch aus der Kammer abwärts führt eine Sicherheitsröhre in einem wieder ansteigenden Bogen in diese Laufröhre. Die Wände der Kammer und der zu der Wohnung gehörigen Röhren sind sehr dicht, fest zusammengestampft und glatt gedrückt. Die Kammer selbst ist zum Lager ausgepolstert mit weichen Blättern von Gräsern, meist jungen Getreidepflänzchen, Laub, Mos, Stroh, Mist oder zarten Wurzeln, welche der Maulwurf größtentheils von der Oberfläche der Erde herbeiführt. Kommt ihm Gefahr von oben, so schiebt er das weiche Lagerpolster zur Seite und fällt nach unten, sieht er sich von unten oder von der Seite bedroht, so bleiben ihm die Verbindungsröhren zu der kleinern Kreisröhre theilweise offen. Die Wohnung bietet ihm zu Schlaf und Ruhe unter allen Umständen Sicherheit dar, und ist deshalb auch sein gewöhnlicher Aufenthalt, wenn er nicht auf Nahrung ausgeht. Sie liegt ein bis zwei Fuß unter der Erdoberfläche. Die Laufröhre ist weiter, als die Körperdicke, so daß das Thier schnell und bequem vorwärts kommen kann; auch in ihr sind die Wände durch Zusammenpressen und Festdrücken von auffallender Festigkeit und Dichtigkeit. Aeußerlich zeichnet sie sich nicht, wie die übrigen Gänge durch aufgeworfene Haufen aus, indem bei der Entfernung die Erde nur zur Seite gepreßt wird. Sie dient blos zu einer möglichst raschen und bequemen Verbindung mit dem täglichen Jagdgebiete und wird nicht selten von anderen unterirdischen Thieren, Spitzmäusen, Mäusen und Kröten benutzt, die sich aber sehr zu hüten haben, dem Maulwurf in ihr zu begegnen. Von außen kann man sie daran erkennen, daß die Gewächse über derselben verdorren und der Boden über ihr sich etwas senkt. Solche Laufröhren sind nicht selten hundert bis anderthalbhundert Fuß lang. Das Jagdgebiet liegt meist weit von der Wohnung ab und wird tagtäglich Sommer und Winter in den verschiedensten Richtungen durchwühlt und durchstampft. Die Gänge in ihm sind blos für den zeitweiligen Besuch zum Aufsuchen der Nahrung gegraben und werden nicht befestigt, so daß die Erde von Strecke zu Strecke haufenweise an die Oberfläche der Erde geworfen wird und auf diese Weise die Richtung der Röhren bezeichnet. Die Maulwürfe besuchen ihr Jagdgebiet gewöhnlich dreimal des Tages morgens früh, mittags und abends. Sie haben daher in der Regel sechsmal täglich von ihrer Wohnung aus und wieder zurück die Laufröhre zu durchlaufen und können bei dieser Gelegenheit, sobald dieses Rohr aufgefunden ist, mit Sicherheit in Zeit von wenigen Stunden gefangen werden."

Das Innere der Baue steht nie unmittelbar mit der äußern Luft in Verbindung, doch dringt diese zwischen den Schollen der aufgeworfenen Haufen in hinreichender Menge ein, um dem Maulwurf den nöthigen Sauerstoff zuzuführen. Außer der Luft zur Athmung bedarf das Thier aber auch Wasser zum Trinken, und deshalb errichtet er sich stets besondere Gänge, welche zu nahen Pfützen oder Bächen führen, oder gräbt, wo solche ihm mangeln, besondere Schächte, worin sich dann Regenwasser sammelt.

Ein alter Maulwurfsfänger hat häufig an der untersten Stelle tiefer Röhren ein senkrechtes Loch gefunden welches den Brunnen bildet, aus dem der Maulwurf trinkt. Er sagt: „Manche dieser Löcher sind von beträchtlicher Größe. Sie waren oft anscheinlich trocken, allein wenn ich ein wenig Erde hineinwarf, überzeugte ich mich, daß sie Wasser enthielten. In diesen Röhren kann der Maulwurf sicher hinab- und heraufrutschen. Bei nassem Wetter sind alle seine Brunnen bis an den Rand gefüllt und ebenso in manchen Arten von Boden auch bei trockner Witterung. Wie sehr der Maulwurf des Wassers benöthigt ist, ergiebt sich übrigens aus dem Umstande, daß man bei anhaltender Trockenheit in einer Röhre, welche nach dem Loche oder Wasserbehälter führt, ihrer sehr viel fangen kann."

Das Graben selbst wird dem Maulwurf sehr leicht. Mit Hilfe seiner starken Nackenmuskeln und der gewaltigen Schaufelhände, mit welchen er sich an einem bestimmten Orte festhält, bohrt er seine Schnauze in den lockeren Boden ein, zerscharrt nun um sich herum die Erdschollen mit den Vorderpfoten und wirft sie mit außerordentlicher Schnelligkeit hinter sich. Durch die eigenthümliche Einrichtung seiner Ohren, welche, wie ich oben bemerkte, geschlossen werden können, ist er vor dem

Eindringen von Sand und Erde in dieselben vollkommen geschützt. Die aufgescharrte Erde läßt er so lange hinter sich liegen, in seinem eben gemachten Gange, bis die Menge ihm unbequem wird. Dann versucht er an die Oberfläche der Erde zu kommen und wirft die Erde nach und nach mit der Schnauze heraus. Dabei ist er fast immer mit einer fünf bis sechs Zoll hohen Schicht lockerer Erde überdeckt. In leichtem Boden gräbt er mit einer wirklich verwunderungswürdigen Schnelligkeit. Oken hat einen Maulwurf ein Vierteljahr lang in einer Kiste mit Sand gehabt und beobachtet, daß sich das Thier fast ebenso schnell, wie ein Fisch durch Wasser gleitet, durch den Sand wühlt, — die Schnauze voran, dann die Tatzen, den Sand zur Seite werfend, die Hinterfüße nachschiebend. Noch schneller bewegt sich der Maulwurf in den Laufgängen, wie man durch sehr hübsche Beobachtungen nachgewiesen hat.

Ueberhaupt sind die Bewegungen des Thieres schneller, als man glauben möchte. Nicht blos in den Gängen, sondern auch auf der Oberfläche des Bodens, wo er gar nicht zu Hause ist, läuft er verhältnißmäßig sehr rasch, so daß ihn ein Mann kaum einholen kann. In den Gängen aber soll er so rasch gehen, wie ein trabendes Pferd. Auch im Wasser ist er, wie bemerkt, sehr zu Hause, und man kennt Beispiele, daß er nicht blos breite Flüsse, sondern sogar Meeresarme durchschwommen hat. So erzählt Bruce, daß mehrere Maulwürfe an einem Juniabend bei Edinburg über fünfhundert Fuß weit durch das Meer nach einer Insel geschwommen sind, um sich daselbst anzusiedeln. Nicht selten kommt es vor, daß der Wühler über breite Flüsse setzt, und Augenzeugen haben ihn dabei in sehr lebhafter Bewegung gesehen. Auch in großen Teichen bemerkt man ihn zuweilen; er schwimmt hier, den Rüssel sorgfältig in die Höhe gehalten, scheinbar ohne alle Noth und zwar mit der Schnelligkeit einer Wasserratte. Da er nun noch außerdem sich unter dem Bett selbst großer Flüsse durchwühlt und dann am andern Ufer lustig weitergräbt, giebt es für seine Verbreitung eigentlich gar kein Hinderniß, und mit der Zeit findet er jedes gut gelegene Oertchen sicher auf. So hat man, wie Tschudi sagt, öfters gefragt, wie der Maulwurf auf die Hochebene des Uesernthales komme, „welche doch stundenweit von Felsen und Flühen, von einem Schneegebirgskranze und den Schrecken des Schöllemenschlundes umgeben ist.“ „Unsers Erachtens,“ bemerkt der genannte Forscher, „darf man sich nicht denken, es habe irgend einmal ein keckes von dem Instinkt geleitetes Maulwurfspaar die stundenweite Wanderung aus den Matten des untern Reußthales unternommen und sich dann, in der Höhe bleibend, angesiedelt. Die Einwanderung bedurfte vielleicht Jahrhunderte, bis das neue Kanaan gefunden war. Sie gingen unregelmäßig, langsam, ruckweise von unten über die Grasplätzchen und erdreichen Stellen der Felsenmauern nach oben mit vielen Unterbrechungen, Rückzügen, Seitenmärschen, im Winter oft auf den nackten Steinen unter der Schneedecke fort; und so gelangte das erste Paar wahrscheinlich von den Seitenbergen her in das Thal, in dessen duftigen Gründen es sich rasch genug vermehren konnte.“

Die Hauptnahrung des Maulwurfs besteht in Regenwürmern und Kerbthierlarven, welche unter der Erde leben. Namentlich der Regenwürmer halber legt er seine großen und ausgedehnten Baue an. Und diese Thiere wissen auch wirklich, daß sie an dem Maulwurfe einen Feind haben, wie man sich sehr leicht überzeugen kann, wenn man einen Pfahl in lockeres Erdreich stößt und dann mit ihm rüttelt. Da kommen von allen Seiten Regenwürmer aus der Erde hervor und versuchen, sich auf der Oberfläche zu retten, ganz offenbar, weil sie glauben, daß die Erschütterung von einem wühlenden Maulwurf herrührte. Außer diesen Würmern und Larven frißt er aber noch Käfer, namentlich Mai- und Mistkäfer, Maulwurfsgrillen und alle übrigen Kerbthiere, welche er erwischen kann, wie auch Schnecken und Asseln, die ihm besonders zu behagen scheinen. Sein ungewöhnlich feiner Geruch hilft ihm die Thiere aufspüren, und er folgt ihnen in größeren oder kleineren Tiefen, je nachdem sie selbst höher oder niedriger gehen. Aber er betreibt nicht blos in seinem Bau die Jagd, sondern holt sich auch ab und zu von der Oberfläche, ja wie man sagt, sogar aus dem Wasser eine Mahlzeit. Die arme Spitzmaus oder Wühlmaus, der Frosch, die Eidechse oder Blindschleiche und Natter (im Winter sogar die Kreuzotter), welche sich in seinen Bau verirren, sind verloren. Selbst ein anderer Maul-

wurf wird augenblicklich auf Tod oder Leben angefallen und, wenn er bezwungen worden ist, aufgefressen. Aber der gierige Räuber geht auch wirklich auf die Oberfläche der Erde hinaus, um zu morden.

„Ich habe," sagt Blasius, „mehrere Mal im Freien beobachtet, daß ein Frosch von einem Maulwurfe überlistet und an den Hinterbeinen unter die Erde gezogen wurde, bei welcher unfreiwilligen Versenkung das unglückliche Opfer ein lautes, klägliches Geschrei ausstieß." Und Lenz beobachtete, daß er ähnlich auch mit den Schlangen verfährt; ich werde gleich erzählen, wie.

Der Hunger des Maulwurfs ist unstillbar. Er bedarf täglich soviel an Nahrung, als sein eignes Körpergewicht beträgt, und hält es nicht über zwölf Stunden ohne Fraß aus. Hiervon hat man sich durch mehrere sehr hübsche Beobachtungen überzeugt.

Flourens, welcher überhaupt wissen wollte, was das Thier am liebsten fräße, setzte zwei Maulwürfe in ein Gefäß mit Erde und legte eine Meerrettigwurzel vor. Am andern Tage fand er die Wurzel unversehrt, von einem Maulwurfe aber blos die Haut, das Uebrige, selbst die Knochen aufgefressen. Er that sodann den Lebenden in ein leeres Gefäß. Das Thier sah schon wieder sehr unruhig und hungrig aus. Nun brachte der Beobachter einen Sperling mit ausgerupften Schwungfedern zu dem Maulwurf. Dieser näherte sich dem Vogel augenblicklich, bekam aber einige Schnabelhiebe, wich zwei bis drei Mal zurück, stürzte sich dann plötzlich auf den Spaz, riß ihm den Unterleib auf, erweiterte die Oeffnung mit den Tatzen und hatte in kurzer Zeit die Hälfte unter der Haut mit einer Art von Wuth aufgefressen. Flourens setzte sodann ein Glas Wasser in das Gefängniß. Als es der Maulwurf bemerkte, stellte er sich aufrecht mit den Vordertatzen auf das Glas und soff mit großer Begierde, dann fraß er nochmals von dem Sperling, und jetzt war er vollständig gesättigt. Es wurde ihm nun Fleisch und Wasser weggenommen; er war aber schon sehr bald wieder hungrig, leer, höchst unruhig und schwach, und der Rüssel schnüffelte beständig umher. Kaum kam ein neuer lebender Sperling hinzu, so fuhr er auf ihn los, biß ihm den Bauch auf, fraß die Hälfte, soff wieder gierig, sah dann sehr strotzend aus und wurde vollkommen ruhig. Am andern Tage hatte er das Uebrige bis auf den umgestülpten Balg aufgefressen und war schon wieder hungrig. Er fraß sogleich einen Frosch, welcher aber auch blos bis Nachmittag anhielt. Da gab man ihm eine Kröte; sobald er an sie stieß, blähte er sich auf und wandte wiederholt die Schnauze ab, als wenn er einen unüberwindlichen Ekel empfände; er fraß sie auch nicht. Am andern Tage war er Hungers gestorben, ohne die Kröte oder Etwas von einer Möhre, Kohl oder Salat angerührt zu haben. Drei andere Maulwürfe, welche Flourens blos zu Wurzeln und Blättern gesperrt hatte, starben alle drei vor Hunger. Diejenigen, welche mit lebendigen Sperlingen, Fröschen oder mit Rindfleisch und Kellerasseln genährt wurden, lebten sehr lange. Einmal setzte der Beobachter ihrer zehn in ein Zimmer ohne alle Nahrung. Einige Stunden später begann der Stärkere den Schwächern zu verfolgen; am andern Tage war dieser aufgefressen, und so ging Das fort, bis zuletzt nur noch zwei übrigblieben, von denen ebenfalls der eine den andern aufgefressen haben würde, wäre beiden nicht andere Nahrung gereicht worden.

Oken fütterte seinen Gefangenen mit geschnittenem Fleisch und zwar mit rohem ebensowohl, wie mit gekochtem, sowie es gerade zur Hand war. Brod und Pflanzenstoffe rührte das Thier nie an. Als der Forscher einen zweiten Gefangenen zu dem ersten brachte, entstand augenblicklich Krieg unter den Thieren. Sie gingen sofort auf einander los, packten sich mit den Kiefern und bissen sich minutenlang gegenseitig. Hierauf fing der Neuling an zu fliehen, der Alte suchte ihn überall und fuhr dabei blitzschnell durch den Sand. Oken machte nun dem Verfolgten in einem Zuckerglase eine Art von Nest zurecht und stellte es während der Nacht in den Kasten. Am andern Morgen lag der Schützling aber doch todt im Sande. Wahrscheinlich war er aus dem Glase gekommen und von dem frühern Eigner des Gefängnisses todtgebissen worden, und zwar jedenfalls nicht aus Hunger, sondern aus angebornerBöswilligkeit. Der schwache Unterkiefer war dabei entzweigebissen. Am andern Tage war auch der Alte todt, nicht an einer Verwundung, sondern, wie es schien, an Uebereiferung und Erschöpfung im Kampfe.

Lenz nahm einen frischen und unversehrt gefangenen Maulwurf und ließ ihn in ein Kistchen,

dessen Boden blos zwei Zoll hoch mit Erde bedeckt war, damit er hier, weil er keine unterirdischen Gänge bauen konnte, sich die meiste Zeit frei zeigen mußte. Schon in der zweiten Stunde seiner Gefangenschaft fraß er Regenwürmer in großer Menge. Er nahm sie, wie er es auch bei anderm Futter thut, beim Fressen zwischen die Vorderpfoten und strich, während er mit den Zähnen zog, durch die Bewegung der Pfoten den anliegenden Schmutz zurück. Pflanzennahrung der verschiedensten Art, auch Brod und Semmel, verschmähte er stets, dagegen fraß er Schnecken, Käfer, Maden, Raupen, Schmetterlingspuppen und Fleisch von Vögeln und Säugethieren. Am achten Tage legte ihm Lenz eine große Blindschleiche vor. Augenblicklich war er da, gab ihr einen Biß und verschwand, weil sie sich stark bewegte, unter der Erde. Gleich darauf erschien er wieder, biß nochmals zu und zog sich von neuem in die Tiefe zurück. Das trieb er wohl sechs Minuten lang; endlich wurde er aber kühner, packte fest zu und nagte, konnte aber nur mit großer Mühe die zähe Haut durchbeißen. Nachdem er jedoch erst ein Loch gemacht hatte, wurde er äußerst kühn, fraß immer tiefer hinein, arbeitete gewaltig mit den Vorderpfoten, um das Loch zu erweitern, zog zuerst Leber und Gedärme hervor und ließ schließlich Nichts übrig, als den Kopf, die Rückenwirbel, einige Hautstücken und den Schwanz. Dies war am Morgen geschehn. Mittags fraß er noch eine große Gartenschnecke, deren Gehäus zerschmettert worden war, und Nachmittags verzehrte er drei Schmetterlingspuppen. Um fünf Uhr hatte er bereits wieder Hunger und erhielt nun eine etwa $2\frac{1}{2}$ Fuß lange Ringelnatter. Mit dieser verfuhr er gerade so, wie mit der Blindschleiche, und da sie aus der Kiste nicht entkommen konnte, erreichte er sie endlich und fraß so emsig, daß am nächsten Morgen Nichts mehr übrig war, als der Kopf, die Haut, das ganze Gerippe und der Schwanz. Einer Kreuzotter gegenüber, welche ihn unfehlbar getödtet haben würde, wurde sein Muth nicht auf die Probe gestellt; denn er kam durch einen Zufall früher ums Leben. Doch glaubt Lenz, daß er unter der Erde, wo er entschieden muthiger, als in der Gefangenschaft und in Gegenwart von Menschen ist, auch wohl eine Kreuzotter angreifen dürfte, wenn diese zum Winterschlaf einen seiner Gänge bezieht und hier von ihm in ihrer Erstarrung angetroffen wird.

Recht deutlich kann man sich an gefangenen Maulwürfen von der Schärfe ihres Geruches überzeugen. Ich brachte einen in eine Kiste, welche etwa einen halben Fuß hoch mit Erde bedeckt war. Er wühlte sich sofort in die Tiefe. Nun drückte ich die Erde fest und legte fein geschnittenes, rohes Fleisch in eine Ecke. Schon nach wenig Minuten hob sich hier die Erde, die feine höchst biegsame Schnauze brach durch und das Fleisch wurde verzehrt. Es unterliegt für mich gar keinem Zweifel, daß der Geruch den Maulwurf auf allen seinen Jagden leitet.

Der Geruch befähigt ihn, auch die Nahrung zu entdecken, ohne sie zu sehen oder zu berühren, und leitet ihn erfolgreich durch seine verwickelten, unterirdischen Gänge. Alle Maulwurfsfänger wissen, wie scharf dieser Sinn ist, und nehmen deshalb, wenn sie Fallen stellen, gern einen todten Maulwurf zur Hand, mit welchem sie die Rasenstücke oder Fallen abreiben, die sie vorher in ihrer Hand gehabt haben. Die feine, höchst bewegliche Nase dient ihm zugleich als Tastwerkzeug. Dies sieht man hauptsächlich dann, wenn das Thier zufällig auf die Oberfläche der Erde gekommen ist und hier eine Stelle erspähen will, welche ihm zu raschem Eingraben geeignet scheint. Er rennt eilig hin und her und untersucht tastend überall den Grund, bevor er seine gewaltigen Grabwerkzeuge in Thätigkeit setzt. Auch während er eifrig gräbt, ist diese Nase immer der Vorläufer des Thieres nach jeder Richtung hin. — Das Gehör ist vortrefflich. Wahrscheinlich wird es besonders benutzt, um Gefahren zu entgehen; denn der Maulwurf vernimmt nicht blos die leiseste Erschütterung der Erde, sondern hört auch jeden ihm bedenklich erscheinenden Ton mit aller Sicherheit und sucht sich dann so schnell als möglich auf und davon zu machen. — Daß der Geschmack hinter diesem Sinne zurücksteht, geht schon aus der Vielartigkeit der Nahrung und aus der Gier hervor, mit welcher er frißt. Er giebt sich keine Mühe, erst zu untersuchen, wie eine Sache schmeckt, sondern beginnt gleich herzhaft zu fressen und scheint auch zu zeigen, daß ihm so ziemlich alles Genießbare gleich sei. Deshalb ist jedoch noch nicht abzuleugnen, daß auch sein Geschmackssinn rege ist, nur freilich in einem weit untergeordneteren Grade, als die vorher genannten Sinne. Hinsichtlich des Gesichtes will ich hier nur an die bereits in der Einleitung ange-

führten hochdichterischen Worte unsers Rückert erinnern; denn jene Verse enthalten die vollste Wahrheit. Uebrigens gebraucht der Maulwurf sein Auge wirklich. Man weiß genau, daß er sich nach diesem Sinne richtet, wenn er schwimmend Ströme über setzt, welche ihm zum Unterwühlen zu breit sind. Will man seine Sehfähigkeit prüfen, so braucht man einen gefangenen Maulwurf blos ins Wasser zu werfen. Sobald er sich in die Nothwendigkeit versetzt sieht, zu schwimmen, legt er augenblicklich die das Auge umgebenden Haare aus einander und zeigt die kleinen, dunkelglänzenden Kügelchen, welche er jetzt weit hervorgedrückt hat, um sie besser benutzen zu können.

Schon aus dem bis jetzt Mitgetheilten ist hervorgegangen, daß der Maulwurf im Verhältniß zu seiner Größe ein wahrhaft furchtbares Raubthier ist. Dem entsprechen auch seine geistigen Eigenschaften. Er ist wild, außerordentlich wüthend, blutdürstig, grausam und rachsüchtig, und lebt eigentlich mit keinem einzigen Geschöpf im Frieden, außer mit seinem Weibchen, und mit diesem auch blos während der Paarungszeit und so lange die Jungen desselben klein sind. Während des ganzen übrigen Jahres duldet er kein anderes lebendes Wesen in seiner Nähe und am allerwenigsten einen Mitbewohner in seinem Bau, ganz gleichgiltig, welcher Art dieser sein möge. Falls überlegne Feinde, wie das Wiesel oder die Kreuzotter, seine Gänge befahren, und zwar in der Absicht, auf ihn Jagd zu machen, muß er freilich unterliegen, wenn er auf diese ungebetenen Gäste trifft: mit den ihm gleich kräftigen oder schwächeren Thieren aber beginnt er einen Kampf auf Leben und Tod, welcher regelmäßig das Unterliegen des Eindringlings oder sein eignes Verderben nach sich zieht. Nicht einmal mit Anderen seiner Art, seien sie nun von demselben Geschlecht, wie er, oder nicht, lebt er in Freundschaft. Zwei Maulwürfe, die sich außer der Paarungszeit treffen, beginnen augenblicklich einen Zweikampf mit einander, welcher in den meisten Fällen den Tod des einen, in sehr vielen anderen Fällen aber auch den Tod beider herbeiführt. Am eifersüchtigsten und wüthendsten kämpfen natürlich zwei Maulwürfe desselben Geschlechts mit einander, und der Ausgang solcher Gefechte ist dann auch sehr zweifelhaft. Der eine unterliegt, verendet und wird von dem andern sofort aufgefressen. So ist es sehr begreiflich, daß jeder Maulwurf für sich allein einen Bau bewohnt und sich hier auf eigne Faust beschäftigt und vergnügt, entweder mit Graben und Fressen oder mit Schlafen und Ausruhen. Fast alle Landleute, welche ihre Betrachtungen über das Thier angestellt haben, sind darin einig, daß der Maulwurf drei Stunden „wie ein Pferd" arbeite und dann drei Stunden schlafe, hierauf wieder dieselbe Zeit zur Jagd verwende und die nächstfolgenden drei Stunden wieder dem Schlafe widme u. s. f.

Ein anderes Leben beginnt um die Paarungszeit. Jetzt verlassen die liebebedürftigen Männchen und Weibchen zur Nachtzeit häufig genug ihren Bau und streifen über der Erde umher, um andere Maulwurfspaläste aufzusuchen und hier Besuche abzustatten. Es ist erwiesen, daß es weit mehr Männchen, als Weibchen giebt, und daher treffen denn auch gewöhnlich ein Paar verliebte Männchen eher zusammen, als ein Maulwurf mit einer Maulwürfin. So oft Dies geschieht, entspinnt sich ein wüthender Kampf und zwar ebensowohl über, als unter der Erde, oder hier und dort nach einander, bis endlich der eine sich für besiegt ansieht und zu entfliehen versucht. Endlich, vielleicht nach mancherlei Kampf und Streit, findet der männliche Maulwurf ein Weibchen auf. Er versucht nun, dieses, nachdem er sich hinlänglich von dessen Geschlecht überzeugt hat, mit Gewalt oder Güte an sich zu fesseln. Er bezieht also mit seiner Schönen entweder seinen oder ihren Bau und legt hier Röhren an, welche den gewöhnlichen Jagdröhren ziemlich ähneln aber zu einem ganz andern Zwecke bestimmt sind, nämlich um das Weibchen darin einzusperren, wenn sich ein anderer Bewerber für dasselbe findet. Sobald er seine liebe Hälfte derart in Sicherheit gebracht hat, kehrt er sofort zu dem etwaigen Gegner zurück. Beide erweitern die Röhren, in welchen sie sich getroffen, zu einem Kampfplatze, und nun wird auf Tod und Leben gefochten. Das eingesperrte Weibchen hat sich inzwischen zu befreien gesucht und, neue Röhren grabend, sich weiter und weiter entfernt; der Sieger, sei es jetzt der erste oder der zweite Bewerber, eilt ihm jedoch nach und bringt es wieder zurück, und nach mancherlei Kämpfen gewöhnen sich die beiden mürrischen Einsiedler auch wirklich an einander. Jetzt graben sie

gemeinschaftlich Sicherheits- und Nahrungsröhren aus, und das Weibchen legt ein Nest für ihre Jungen an, in der Regel da, wo drei oder mehr Gänge in einem Punkte zusammenstoßen, damit bei Gefahr möglichst viele Auswege zur Flucht vorhanden sind. Das Nest ist eine einfache Kammer, welche dicht mit weichen, meist zerbissenen Pflanzentheilen ausgefüttert ist; hauptsächlich mit Laub, Gras, Mos, Stroh, Mist und anderen derartigen Stoffen, welche von der Oberfläche der Erde herbeigeholt und dicht in einander verflochten worden sind. Gewöhnlich liegt es in einer ziemlichen Entfernung von dem früher geschilderten Kessel, ist aber ihm durch die Laufröhre verbunden. Nach etwa vierwöchentlicher Tragzeit wirft das Weibchen drei bis fünf blinde Junge in dieses Nest, welche zu den unbehilflichsten von allen Säugern gerechnet werden müssen. Sie sind anfangs ganz nackt und blind und etwa so groß, wie eine derbe Bohne. Aber sie zeigen schon in der frühesten Jugend dieselbe Unersättlichkeit, wie ihre Eltern, und wachsen deshalb sehr schnell heran. Die Mutter giebt die größte Sorgfalt für die Erhaltung ihrer Kinderschar kund und scheut keine Gefahr, wenn es deren Rettung gilt. Wird sie zufällig mit den Jungen aus dem Boden gepflügt oder gegraben, so schleppt sie dieselben im Maule in ein nahes Loch oder in einen Mos-, Mist- oder Laubhaufen ꝛc., und verbirgt sie hier vorläufig so eilig als möglich. Aber auch das Männchen nimmt sich ihrer an und schleppt ihnen mit der Mutter Regenwürmer und andere Kerbthiere zu oder theilt bei Ueberfluthungen redlich die Gefahr und sucht, die Jungen im Maule an einen sichern Ort zu schaffen. Nach etwa fünf Wochen haben die Kleinen schon ungefähr die halbe Größe der Alten erreicht, liegen aber immer noch im Neste und warten, bis eines von den Eltern ihnen Aezung zuträgt, welche sie dann mit unglaublicher Gier in Empfang nehmen und verspeisen. Wird ihre Mutter ihnen weggenommen, so wagen sie sich wohl auch, gepeinigt vom wüthendsten Hunger, in die Laufröhre, wahrscheinlich um nach der Mutter zu suchen. Nicht selten hat man auch, wenn das Weibchen gefangen worden war, das Männchen todt bei seiner Gattin liegen gefunden. Der Kummer hatte es umgebracht! Werden die Thiere nicht gestört, so wagen sich die jungen Maulwürfe endlich aus dem Neste heraus und wohl auch auf die Oberfläche, wo sie sich necken und mit einander balgen. Ihre ersten Versuche im Wühlen sind noch sehr unvollkommen; sie streichen ohne alle Ordnung flach unter der Oberfläche des Bodens hin, oft so dicht, daß sie kaum mit Erde bedeckt sind, und versuchen es nur selten, aufzuwerfen. Aber die Wühlerei lernt sich mit den Jahren, und im nächsten Frühjahre sind sie schon vollkommen geschult in ihrer Kunst. Ungeachtet man junge Maulwürfe vom April an bis zum August und noch länger findet, darf man doch nicht annehmen, daß das Weibchen zweimal im Jahre wirft, sondern hat vollkommen Ursache, zu vermuthen, daß die Paarungs- und demzufolge auch die Wurfzeit in sehr verschiedene Monate fällt. Es läßt sich Dies schon aus der Schwierigkeit erklären, welche der Maulwurf überwinden muß, ehe er ein Weibchen findet.

Der Maulwurf hält keinen Winterschlaf, wie mancher andere Kerbthierjäger, sondern ist Sommer und Winter in ewiger Bewegung. Er folgt ganz den Thieren, Regenwürmern und Kerbthieren, und zieht sich mit ihnen in die Tiefe der Erde oder mit ihnen zur Oberfläche des Bodens empor, gerade so, wie sie steigen oder fallen. Nicht selten sieht man Maulwürfe im frischen Schnee oder in tief gefrornem Boden ihre Haufen aufwerfen, und unter dem weichen Schnee unmittelbar über dem gefrornen Boden machen sie oft große Wanderungen. Glaubwürdige Fänger haben berichtet, daß sich der Maulwurf in seinen Höhlen sogar Wintervorräthe anlege: eine große Menge Würmer nämlich, welche theilweise verstümmelt würden, jedoch so, daß sie nicht daran stürben. Sie behaupten, daß in strengen Wintern diese Vorrathskammern reicher gespickt wären, als in milden u. s. w. Diese Thatsache bedarf jedoch noch sehr der Bestätigung, wie es überhaupt über den Maulwurf noch viel zu beobachten giebt.

Wohl jeder meiner Leser sieht ein, daß alle Beobachtungen über unser Thier nicht eben leicht sind, und ich denke mir, daß sich mancher von ihnen billig über die Bestimmtheit gewisser Angaben verwundert und die Frage aufgeworfen haben wird: Wie ist es möglich, ein so versteckt lebendes Thier überhaupt zu beobachten? Darauf muß ich antworten, daß die Naturforscher hier einen großen Theil ihres Wissens den alten, erprobten Maulwurfsfängern verdanken, welche sie auf diese

oder jene Eigenschaften des Thieres aufmerksam gemacht haben und geradezu die ersten Lehrmeister geworden sind. Außerdem hat man nun sehr viel von den gefangenen Maulwürfen gelernt, und ich habe deshalb gewisse augenfällige Beobachtungen in ihrem Wortlaut gegeben. Und endlich, jede gewonnene Beobachtung ist, wie es bei der Wissenschaft überhaupt zu geschehen pflegt, auf das sorgfältigste aufbewahrt, aber auch geprüft worden. So hat man schließlich ein klares Bild bekommen. Von der Art und Weise der Beobachtung will ich blos ein Beispiel anführen. Lecourt wollte die Schnelligkeit des Maulwurfs in seinen Gängen untersuchen. Zu diesem Zweck wandte er ein ebenso geeignetes, als ergötzliches Mittel an. Er steckte eine Menge von Strohhalmen reihenweise in die Laufröhre, so, daß sie von dem dahineilenden Maulwurf berührt und in Erschütterung gebracht werden mußten. An diese Strohhalme befestigte er oben kleine Papierfähnchen und ließ jetzt den in seinem Jagdgebiet beschäftigten Maulwurf durch einen Hornstoß in die Laufröhre schrecken. Da fielen denn die Fähnchen der Reihe nach in demselben Augenblicke ab, in welchem sie der Maulwurf berührte, und der Beobachter mit seinem Gehilfen bekam hierdurch Gelegenheit, die Schnelligkeit des Laufens für eine gewisse Strecke mit aller Sicherheit zu ermitteln. — Die Baue kann man sehr leicht kennen lernen, indem man sie einfach ausgräbt; die Art des Wühlens sieht man bei gefangenen Maulwürfen; die ausgewühlten Kampfplätze und Zweikämpfe zwischen liebenden Bewerbern hat man entdeckt, indem man den Lärm des Kampfes vernahm und die Thiere schnell ausgrub u. s. w.

Es läßt sich nicht leugnen, daß der Maulwurf durch Wegfangen der Regenwürmer, Maulwurfsgrillen, Engerlinge und anderer verderblicher Kerbthiere großen Nutzen stiftet, und er wird deshalb an allen Orten, wo man seine aufgeworfenen Haufen leicht wegschaffen kann, immer eines der wohlthätigsten Säugethiere bleiben. Allein ebenso gewiß ist es, daß er in gehegten Stellen und vor allem in Gärten nicht zu dulden ist, weil hier der Schaden, den er durch sein Aufwerfen oder durch das Durchwühlen der Erde, aus welcher theure Pflanzen ihre Nahrung ziehen, durch das Herauswerfen derselben, kurz, durch seine ganze Wühlerei den geordneten Pflanzenstaat wesentlich gefährden kann. Und deshalb ist es wohl immerhin angerathen, ihn an allen Orten, wo man ihn nicht hegen mag, unbarmherzig wegzufangen. Auf Wiesen, in Laubwäldern, in vollen Feldfruchtstücken ist er ein Gast, welcher unbedingt geschützt werden sollte: an andern, oben bezeichneten Orten aber versteht er unsäglichen Aerger zu bereiten, und deshalb wird er noch heutigen Tages fast überall ziemlich rücksichtslos verfolgt. Man kennt sehr viele Mittel, um ihn zu vertreiben, thut aber jedenfalls am besten, wenn man die Sorge einem alten, erfahrenen Maulwurfsfänger übergiebt, welcher die Kunst, ihn auszurotten, weit besser versteht, als Beschreibungen sie lehren können, und bekanntlich auf jedem Dorfe zu finden ist. Nur ein einziges Mittel will ich angeben, weil dasselbe noch ziemlich unbekannt und von großem Nutzen ist. Wenn man einen Garten oder einen andern gehegten Platz mit aller Sicherheit vor dem Maulwurf schützen will, braucht man weiter Nichts zu thun, als ringsum eine Masse klar gehackter Dornen, Scherben oder andere spitze Dinge in die Erde einzugraben, etwa bis zu einer Tiefe von $1\frac{1}{2}$ oder 2 Fuß. Eine solche Schutzmauer hält jeden Maulwurf ab; denn wenn er sie wirklich durchdringen will, verwundet er sich an irgend einer Spitze im Gesicht und geht dann regelmäßig sehr bald an dieser Verwundung zu Grunde.

Außer dem Menschen hat der Maulwurf viele Verfolger. Der Iltis, das Wiesel, die Eulen, die Falken, der Bussard, die Raben und der Storch lauern ihm beim Aufwerfen auf, und das kleine Wiesel verfolgt ihn sogar in seinen Gängen, wo er, wie oben bemerkt, auch der Kreuzotter nicht selten zum Opfer fällt. Auch die Pintscher machen sich ein Vergnügen daraus, einem grabenden Maulwurf aufzulauern und ihn mit einem plötzlichen Wurf aus der Erde zu schleudern; dann tödten sie ihn durch wenige Bisse. Nur die Füchse, Marder, Igel und die genannten Vögel verzehren ihn, die anderen Feinde tödten ihn blos und lassen ihn dann liegen.

Bei uns zu Lande bringt der getödtete Maulwurf fast gar keinen Nutzen. Sein Fell wird höchstens zur Ausfütterung von Blaserohren oder zu Geldbeuteln verwendet. Die Russen verfertigen aus demselben kleine Säckchen, mit denen sie bis nach China Handel treiben.

Der Maulwurf hat ebenfalls zu vielen fabelhaften Gerüchten Anlaß gegeben. Die Alten hielten ihn für stumm und blind und schrieben seinem Fette, seinem Blute, seinen Eingeweiden, ja selbst dem Felle wunderbare Heilkräfte zu. Heutigen Tages noch besteht an vielen Orten der Aberglaube, daß man von dem Wechselfieber geheilt werde, wenn man einen Maulwurf auf der flachen Hand sterben lasse, und manche alte Weiber sind fest überzeugt, daß sie Krankheiten durch bloses Auflegen der Hand heilen könnten, wenn sie diese vorher durch einen auf ihr sterbenden Maulwurf geheiligt hätten.

Es ist ganz natürlich, daß ein Thier, welches in seinem Leben so wenig bekannt ist, dem gewöhnlichen Menschen als wunderbar oder selbst heilig erscheinen muß: denn eben da, wo das Verständniß aufhört, fängt das Wunder an.

Unser Maulwurf hat nur sehr wenig Verwandte und unter ihnen zwei oder drei, welche mit ihm zu ein und derselben Sippe gehören. Ein solcher ist der **blinde Maulwurf** (Talpa coeca), welcher im Süden Europas und namentlich in Italien, Dalmatien und Griechenland, seltner in Südfrankreich vorkommt. Seinen Namen erhielt er, weil eine feine, durchschimmernde Haut seine verhältnißmäßig noch kleineren Augen überzieht. Sie ist dicht vor den Sternen von einer ganz feinen, schrägen, nicht klaffenden Röhre durchbohrt, durch welche das Auge nicht sichtbar wird. Außerdem unterscheidet sich das Thier nur sehr wenig von seinem nördlichen Vetter: hauptsächlich blos durch den längern Rüssel, die breiteren Obervorderzähne und noch andere geringere Eigenthümlichkeiten im Gebiß und die (anstatt grau-) weißbehaarten Lippen, die Füße und den Schwanz. Das dichte, sammtähnliche Haar des Körpers ist dunkelgrauschwarz mit bräunlichschwarzen Haarspitzen. In der Größe ist kaum ein Unterschied zu bemerken. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der blinde Maulwurf schon den Alten bekannt gewesen ist. **Aristoteles** erwähnt ihn unter dem Namen Aspalax; denn gerade die Beschreibung dieses vortrefflichen Naturforschers beweist, daß er unsern Maulwurf gar nicht gekannt, sondern den südlichen vor sich gehabt habe. In der Neuzeit haben einige Forscher behauptet, den blinden Maulwurf auch im äußersten Norden von Deutschland gefunden zu haben.

Dieses Thier legt sich weniger ausgedehnte Röhren an, als der gemeine Maulwurf und geht auch nicht so tief unter die Oberfläche hinab, wie dieser, ganz wie es mit seinen heimatlichen Verhältnissen im Zusammenhange steht. Das Nest für die Jungen legt er in seiner Wohnkammer an, im übrigen aber ähnelt er seinem Vetter in jeder Hinsicht.

Nun giebt es noch einen echten Maulwurf (Talpa Wogura) auf **Japan**, welcher sich von dem unsern außer durch die Färbung durch die Zahl seiner unteren Schneidezähne unterscheidet, aber genau wie jener lebt. Andere Mitglieder dieser Sippe kennt man zur Zeit noch nicht.

Die nachstehenden Sippschaftsverwandten unsers Maulwurfs sind die **Sternmaulwürfe** (Condylura — Rhinaster, Astromyctes —), gleichsam die amerikanische Ausgabe der unsrigen. Sie scheinen die echten Maulwürfe in verbesserter Form wiederzugeben, wenigstens würde darauf hin der merkwürdig ausgebildete und durch einen strahligen, sternförmigen Kranz beweglicher Knorpellappen sehr ausgezeichnete Rüssel hindeuten. Die Vorder- und Hinterfüße sind fünfzehig, die äußeren Ohren fehlen, wie bei unserm Maulwurfe, dafür aber haben die Sternmaulwürfe einen langen Schwanz (den längsten in der ganzen Familie), und somit in ihrer Nase und dem Schwanze Kennzeichen, welche ihnen durchaus eigenthümlich sind.

Der **gemeine Sternmull** (Condylura cristata), ein Thier von etwa sechs Zoll Körperlänge, wovon jedoch $1^3/_4$ Zoll auf den Schwanz kommen, ist beträchtlich kleiner, als unser Maulwurf, von

welchem ihn außer den angegebenen Merkmalen der gestrecktere Körper hinlänglich unterscheidet. Bei weitem das Merkwürdigste am ganzen Thiere ist der Kopf und an diesem wieder die lange Schnauze, welche in einem kurzen, dünnen Rüssel endigt, an dessen Vorderseite sich die Nasenlöcher befinden. Sie sind von einer ganz eigenthümlichen, sternförmigen Einfassung kleiner, spitzer und sehr beweglicher Knorpelfortsätze umgeben, welche das Thier nach Willkür auszubreiten oder zusammenzulegen vermag, und zwar in so ausgedehntem Grade, daß es ebensogut einen schönen Stern herstellen, als die Nasenlöcher vollkommen verschließen kann. Dieser Nasenstern besteht aus sechzehn größeren Knorpelstrahlen, von denen sich jederseits acht an den Seiten befinden, sowie aus vier kleineren, von denen zwei oben und zwei unten am Sterne stehen. Bis jetzt weiß man noch nicht gewiß, ob die Zahl dieser Fortsätze bei allen Sternmullen ständig dieselbe ist oder ob sie abweicht, und somit kann man auch noch nicht entscheiden, ob die Arten, welche einige Naturforscher aufgestellt haben, als wissenschaftlich begründet



Der gemeine Sternmull (Condylura cristata).

anzusehen sind oder nicht. Eine Art, welche Harlan unter dem Namen Condylura macrura beschrieb, soll nach Audubons Meinung der Sternmull während der Rollzeit sein. Letzterer Forscher glaubt wahrgenommen zu haben, daß sich der Schwanz um diese Zeit bedeutend verlängere und verdicke. Ich kann nicht umhin, zu bemerken, daß diese Behauptung noch sehr des Beweises bedarf.

Die Behaarung des Sternmulls ist kurz, weich, sammtartig und anliegend, wie bei unserm Maulwurf; ihre Färbung ist schieferschwarz mit lichtbräunlichem Anfluge, am Rücken aber etwas dunkler, als unten und an den Seiten. Eine andere Art oder Abart ist prächtig smaragdfarben und hat zweiundzwanzig Nasenknorpel. Eine dritte Art ist bräunlichschwarz mit zwanzig Nasenknorpeln u. s. w.

In der Lebensweise gleichen die Sternmulle den europäischen Maulwürfen vollständig. Sie graben sich ähnliche Gänge unter der Erde, werfen Haufen auf und leben von Kerbthieren, wie diese. Die Jungen, welche Audubon fand, zeigten noch keine Spur der Anhängsel an ihrer Nase.

Eine dritte Sippe enthält die Goldmulle (Chrysochloris), die südafrikanischen Vertreter der bisher Genannten. Sie haben noch ganz die walzenförmige Gestalt und den kurzen, weichen Pelz der eigentlichen Maulwürfe, unterscheiden sich aber von diesen hinlänglich durch den gänzlichen Mangel des Schwanzes und ihre anders gebildeten Pfoten. Die Vorderfüße besitzen nämlich blos drei große Sichelkrallen, während die Hinterfüße noch fünfzehig sind und kurze Krallen tragen. Aeußere Ohrmuscheln fehlen, wie bei unseren Maulwürfen; das Auge ist verdeckt; die kurze, zugespitzte Schnauze endet in einen nackten Knorpel, und die weiche Behaarung schimmert in einem wahrhaft blendenden Metallglanz, welcher dem Schiller mancher Kerbthiere und Vögel in Nichts nachgiebt und selbst mit dem Edelsteingefieder der Kolibris wetteifern kann. Einen solchen Haarglanz besitzt außer wenigen anderen Maulwürfen kein Säugethier weiter: und Dies allein schon würde genügen, um unsere Theilnahme für den Goldmull zu erwecken. In dem Gebiß zeigen sie ebenfalls große Eigenthümlichkeiten. Die Zähne, von denen in jeder Reihe zehn hinter einander stehen, sind durch kleine Lücken von einander getrennt, und gleich der erstere ähnelt dem starken, einwurzlichen Eckzahne; die beiden



Der grüne Goldmull (Chrysochloris inaurata).

folgenden kleineren sind ebenfalls eckzahnartig. Diese Zähne stehen aber im Zwischenkiefer und müssen deshalb als Schneidezähne angesehen werden, während derjenige, welcher an der eigentlichen Stelle des Eckzahnes steht, in seiner Form ein Lückzahn ist. Noch andere Eigenthümlichkeiten des Gerippes brauchen wir hier nicht weiter zu erwähnen.

Alle Goldmulle bewohnen den südlichen Theil Afrikas. Sie leben dort ganz in der Weise unserer Maulwürfe und sind bei den Einwohnern, namentlich bei den europäischen Ansiedlern, ebenso verhaßt, wie die Maulwürfe, weil sie in den Gärten oft großen Schaden anrichten.

Der grüne Goldmull (Chrysochloris inaurata) ist ein Bewohner des Kaplandes und namentlich in der Nähe der Kapstadt sehr häufig. In der Gestalt und Größe ähnelt er unserm gemeinen Maulwurfe; die Körperlänge beträgt fünf Zoll, die Höhe am Widerrist 1½ Zoll. Seine Augen sind außerordentlich klein und von der allgemeinen Körperhaut überdeckt. Der Pelz ist braun mit prachtvollem Metallglanze, die Augengegend und ein Streifen zum Mundwinkel sind mattbraungelb, die Kehlgegend ist grünlich. Der Grund des Pelzes ist schieferfarben, die Krallen lichthornfarben.

Als Uebergangsglied von den Mullen zu den Spitzmäusen können wir die Wassermulle (Scalops) ansehen. Sie unterscheiden sich hauptsächlich von ihren übrigen Verwandten durch die zugespitzte Schnauze, welche an den Rüssel der eigentlichen Spitzmäuse erinnert. Im Gebiß ähneln sie den Sternmullen, in ihrer Lebensweise allen übrigen Maulwürfen, doch ziehen sie mehr die Flußufer oder überhaupt die wasserreichen Orte vor und haben davon ihren Namen erhalten. Man kennt mit Sicherheit blos eine einzige Art, obwohl auch bei diesem Thiere die Naturforscher mehrere Arten aufgestellt haben.

Diese Art ist der gemeine Wassermull (Scalops aquaticus), ein Thier von $7^1/_2$ Zoll Leibes- und $1^1/_2$ Zoll Körperlänge, dessen Pelz bräunlichschwarz, im Grunde gänzlich schwarz ist und im Gesicht einen kastanienfarbenen Anflug hat, am Schwanze und den Pfoten endlich weiß ist. Jedoch giebt es auch hellbraune, röthliche und silberglänzende Abänderungen. Die Augen des Wassermulls sind ebenfalls sehr klein und ganz versteckt. Ihr Spalt ist so fein, daß man kaum ein Menschenhaar



Der gemeine Wassermull (Scalops aquaticus).

durchschieben kann. Die nackte, verdünnte Schnauze ist oben und unten ihrer ganzen Länge nach von einer Furche durchzogen.

Ueber die Lebensweise des Thieres hat zuerst Richardson Genaueres mitgetheilt. Der Wassermull lebt im Ganzen nach Art unsers Maulwurfs, soll aber, trotz seiner Vorliebe für wasserreiche Gegenden, Ueberschwemmungen fliehen, während doch, wie wir gesehen haben, unser Maulwurf ein ganz geschickter Schwimmer ist. Die Amerikaner erzählen, daß der Wassermull sich zähmen läßt und dann gern mit seinem Gebieter spielt, dem, welcher ihn füttert, nachfolgt und die Nahrung mit dem eigenthümlich zusammengebogenen Rüssel in den Mund steckt. Audubon, welcher eine sehr ausführliche Beschreibung giebt, weiß davon Nichts, obgleich er das Thier wiederholt gefangen hielt. Im übrigen kann ich des Letzteren ausgezeichnete Schilderung über Lebensweise und Betragen dieses Thieres ohne Schaden übergehen; denn im Wesentlichen giebt sie nur das Leben unsers Maulwurfs wieder.

Außer diesen berücksichtigten Sippen rechnen einige Forscher eine andere hierher, welche den eigentlichen Spitzmäusen noch näher steht, als die zuletzt erwähnte. Die einzige bis jetzt bekannte Art derselben, der Himisu (Urotrichus talpoides), bewohnt die gebirgigen Gegenden Japans, gräbt blos wagrechte Gänge in gebirgigen Gegenden und wirft keine Hügel auf. Seine Körperlänge beträgt nur $3\frac{1}{2}$ Zoll und die des Schwanzes einen Zoll. Der Pelz ist tiefdunkelbraun, bei einigen mehr oder weniger blässer. Der Rüssel und die Pfoten sind bräunlichfleischfarben. Der walzenförmige Leib, der kurze Schwanz, die starken Pfoten, die mangelnden Ohren und Augen, sowie der nackte Rüssel ähneln den betreffenden Theilen der Maulwürfe, die lange Schnauze aber und das Gebiß den Spitzmäusen.

In der Vorzeit lebten noch einige andere Sippen auf unserer Erde, von denen man hier und da die Knochenreste aufgefunden hat.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

